Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

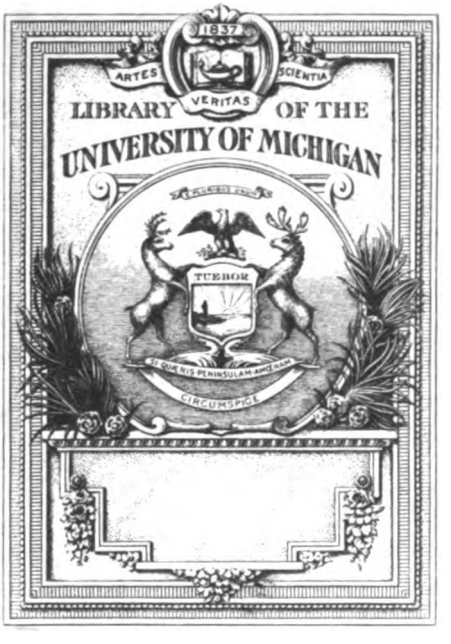
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

B 1,463,247

Digitized by Google



Digitized by Google

AP
30
.S94

Digitized by Google

Digitized by Google

MAR 1 2 1924

Das neue Deutschland

AP 30 .S94

Karl Theodor Heigel / Ruhig Blut!
Walter Goetz / Der nationale Gedanke 1870—1914
Justus Hashagen / Frankreich in, vor und nach dem Krieg
Willy Andreas / Rußland und das Reich
Carl Jentsch / Rußland und das neue Deutschland
Adolf Rapp / Der großdeutsche Gedanke einst und jetzt
Aloys Schulte / Die Konfessionen im neuen Deutschland
Gustav Mayer / Der nationale Gedanke in der Sozialdemokratie
Harold Steinacker / Österreich und Ungarn
Erich Marcks / Die Geschichte der englischen Weltmacht
Carl Heinrich Becker / England und Ägypten
Fritz Endres / Der Historiker Preußens
Karl Alexander von Müller / Das neue Deutschland!

Briefe Hillebrands an Sybel und Treitschke
Stückelberg-von Breidenbach / Die Schweiz während des Kriegs
Josef Hofmiller / Amerikaner über uns
Georg Kerschensteiner / Offener Brief an meine amerikanischen Freunde
Adolf von Hildebrand / Offener Brief an die Kunstfreunde im Ausland
Johannes Timm / Reichstagsabgeordneter Ludwig Frank
Hans E. von Berlepsch-Valendas / Protest eines Schweizers
Aus der französischen Presse
Aus der italienischen Presse
Gespräch zwischen England und Ruyter

Romanbeilage:
Hans Raithel / Die Stieglhupfer. Eine Bauerngeschichte aus dem Bayreuther Lande

München, Süddeutsche Monatshefte, Oktober 1914

Preis 1.50 M 1 Krone 90

Digitized by Google

Aktienbrauerei zum Löwenbräu in München.

Größte Brauerei des Deutschen Reiches in einem einzigen Betriebe.

Höchste Auszeichnungen auf allen beschickten Ausstellungen.

Dunkle und helle Lagerbiere, Märzenbier, Bockbier St. Bennobier.

Versand nach allen Ländern der Erde.

Die deutsche Kriegsmarke des Vereins für das Deutschtum im Ausland

Zu Gunsten seiner unter dem **Protektorat Ihrer Kaiserlichen und Königlichen Hoheit der Frau Kronprinzessin stehenden**

„Volkssammlung für die kämpfenden Söhne unseres Volkes"

gibt der Verein für das Deutschtum im Ausland die nebenstehende Kriegsmarke heraus.

Von **Franz Stassen** dem Verein gewidmet, zeigt sie den heiligen Michael, den „Deutschen Michel", wie er erzgewaffnet mit dem geschwungenen Schwerte des deutschen Heeres und dem Dreizack der deutschen Flotte gegen Deutschlands Feinde ins Feld stürmt — durch Kampf zum Sieg — umrauscht von den Fittigen der Kaiseraare Deutschlands und Österreich-Ungarns. Mit dem Flammenschwerte der Wahrheit und des Rechtes zerschmettert er die organisierte Lüge der Feinde.

Die Marke soll eine freiwillige Selbstbesteuerung bedeuten. Als Verschlußmarke auf Briefen, als Ziermarke auf der Rückseite der Postkarten soll sie unsern kämpfenden Brüdern im Felde davon Kunde bringen, daß die Heimat treulich für die sorgen wird, deren Ernährer den Heldentod starben fürs Vaterland.

Millionen Marken zum Preise von 5 Pfennig für das Stück sollen umgesetzt werden. Sie werden in wenigen Wochen ausverkauft sein, wenn jeder Einzelne sie erwirbt. Der Reinertrag fließt unverkürzt der Volkssammlung zu.

Digitized by Google

Library
Main
2-25-19
9994

An die im Feld Stehenden.

Unsere Arbeit muß jetzt denen gewidmet sein, die gegen den Feind stehen. Nicht nur ihren leiblichen Bedürfnissen, sondern auch der Vollstreckung ihres Willens. Dieser Wille ist, daß siegreicher Krieg ist gegen alle Feinde und daß Friede herrsche zwischen allen guten Deutschen. Sie sind in die Welt gezogen, nicht um die Welt, sondern um die Heimat zu erobern.

Und wenn noch jemand das Recht hat mitzusprechen, so sind es die Männer und Frauen, die ihr Liebstes hinausgesandt haben. Auch ihr Wille muß uns heilig sein. Er ist, daß das ungeheure Opfer nicht umsonst gebracht sei, daß es das Glück der kommenden Geschlechter begründe.

Arbeiten können die im Felde Stehenden nur für den Sieg; für den Frieden müssen die zu Hause Gebliebenen arbeiten; und sie müssen sich klar sein, daß wenn sie Arbeit, Gut und Gesundheit opfern, sie weniger tun als der letzte Soldat. Von den Entbehrungen, von den Greueln des Krieges kann sich doch nur der einen Begriff machen, der dabei ist.

Die draußen haben den Frieden zwischen allen guten Deutschen geschlossen. Sie fragen nicht mehr nach Stand, Partei und Konfession. Der Industrielle ist froh, daß wir kein reiner Industriestaat sind, daß wir eine Landwirtschaft haben, die uns erhält, und der Landwirt freut sich unserer schweren Industrie. Der Soldat sieht, was unsere Fürsten und unsere Offiziere für Leute sind, und der Offizier hat den Reserveoffizier und den Kaufmann schätzen gelernt. Wenn der Kaiser vorbeireitet, empfindet der Arbeiter, daß dieser Mann seinem Herzen näher steht als die Bestien aus dem belgischen Proletariat, und der Kaiser empfindet gewiß, daß jeder von diesen Arbeitern mehr wert ist sein Freund zu sein als der König von England.

Denn es ist nicht nur der Wille zum Sieg, der die im Felde Stehenden verbindet. Wohl noch nie ist ein Krieg geführt worden, bei dem jeder einzelne so verstand, worum es geht; noch nie ein Heer in solchem Sinne Volksheer gewesen. Der Soldat aus dem Volk, der erlebt hat, daß Fran-

Digitized by Google

zosen in Frankreich plündern, daß Belgier Verwundeten die Augen ausstechen, daß Russen unsere Rekruten verstümmeln, daß Engländer auf unsere Ärzte schießen, der weiß, daß es um die Kultur geht, auch wenn er das Wort Kultur nicht kennt. Die Kampfesweise unserer Gegner, die uns am tiefsten hinabstoßen sollte, hat uns am höchsten erhoben. Durch sie ist vorgebaut der Gefahr aller Kriege, der Verrohung. Unsere Soldaten wollen siegen, aber als Deutsche siegen.

Deshalb haben die Lügen von der Roheit und dem Vandalismus der Deutschen uns tiefer empört als die von den Niederlagen. Daß die Russen nicht in Berlin sind, werden die andern schon merken; aber daß die Deutschen keine Bestien sind, werden sie nicht merken, sonst müßten sie es längst wissen. Seit vierzig Jahren befruchtet Deutschland die Welt mit Friedenswerken der Kunst und Wissenschaft; wenn im entferntesten Winkel Europas, in Messina oder an der sibirischen Grenze, eine Not ist, strömt deutsche Teilnahme und deutsches Geld dorthin. Es hat alles nichts genützt. Das ist die traurigste Erfahrung dieses Kriegs, daß der lügnerische Mund unserer Feinde nur durch Kanonen zum Schweigen gebracht werden kann. Die Hunderttausende von Bauern und Arbeitern im Feld haben sich überzeugt von der Stärke unserer Kultur; sie haben sich auch überzeugt, daß diese nur erhalten werden kann durch die Kultur unserer Stärke.

Nichts kann die Toten wiedererwecken. Auf ihre Stimme müssen wir am allermeisten hören. Sie wollen nicht umsonst dies schöne deutsche Land, Frau und Kinder verlassen haben. Sie mahnen uns zur Einigkeit. Schon richtet sich die Hoffnung unserer Feinde darauf, daß die Einigkeit nicht von Bestand sein werde. Aber vor unseren Augen liegt das gelobte Land, das alle Hochgestimmten früherer Zeiten nur im Traume sahen. Noch darf unser Fuß es nicht betreten, ehe ihr nicht siegreich zurückgekehrt seid; aber unser Mund darf es hoffend mit Namen nennen: Das neue Deutschland.

Digitized by Google

Ruhig Blut!

Von Karl Theodor Heigel, Präsident der K. B. Akademie der Wissenschaften.

Wenn man die überraschende Tatsache erwägt, daß unser Deutsches Reich, das doch niemals einen Nachbar bedroht, das nur der wohlverdienten Züchtigung einer feigen Bluttat zugestimmt hat, auf allen Seiten von feindlichem Angriff umklammert wird, so drängt sich unwillkürlich die Frage auf: Ist es nicht die Schuld unserer Diplomatie, daß Deutschland — abgesehen von Österreich und ein paar neutralen Mächten — ringsum nur grimmige Feinde hat?

Diesem Vorwurf wurde denn auch in schärfster Form Ausdruck gegeben in einem Artikel „Hammer", den General Keim in Nummer 406 der Täglichen Rundschau veröffentlichte. Deutschland ist, so klagt der Verfasser, seit Bismarcks Abgang immer mehr dazu herabgesunken, den Ränkeschmieden in Paris, Petersburg und London als Ambos zu dienen. König Eduard VII. habe die Formel gefunden, die es ermöglichte, Deutschland völlig einzukreisen. Das höhnische Wort: „Hunde, die bellen, beißen nicht!" ermutigte alle Neider, das aufstrebende, junge Reich anzufallen. Und dieses böse Wort war — nach der Meinung des Verfassers — nur allzu berechtigt! Alle günstigen Gelegenheiten, mit den feindlich lauernden Nachbarn abzurechnen, wurden verpaßt! Als im Jahre 1908 Serbien sich gegen Österreich-Ungarn ungebärdig benahm, hätte dieses Völkchen, das den Meuchelmord unter seine Staatseinrichtungen zählt, ein für allemal unschädlich gemacht werden müssen. Es geschah aber nicht, obwohl damals Rußland unter den Einwirkungen des japanischen Krieges in eine kriegerische Aktion gar nicht eintreten konnte. Auch die zweite Marokkokrisis im Jahre 1911 hätte den beiden Kaisermächten günstige Gelegenheit zu mannhaftem Auftreten geboten. Damals gab es noch eine starke Türkei und ein festes Bündnis mit Rumänien, in Frankreich bestand noch kein Kadergesetz, keine dreijährige Dienstzeit. Im Osten und Westen hätte das deutsche Schwert leichtes Spiel gehabt, doch der deutsche Michel suchte lieber „Verständigungen" und „Annäherungen", und die deutsche Diplomatie sah ihre Aufgabe ausschließlich darin, immer „korrekt" allen auswärtigen Mächten mit einer an Erniedrigung streifenden Bescheidenheit entgegenzukommen, nur um jedem Konflikt auszuweichen. Jede Warnung wurde als „chauvinistisch" zurückgewiesen; noch vor wenigen Wochen mußte man das beschämende Schauspiel erleben, daß amtlich vor den lästigen Störern der freundschaftlichen Beziehungen zu England gewarnt wurde. Dann freilich wurde alles anders! Glücklicherweise zeigte sich, daß die „Verweib-

Digitized by Google

lichung des inneren deutschen Menschen" doch noch nicht vollständig gelungen war, das deutsche Heer nahm den Kampf mit bewundernswerter Kraft auf! Krieg ist aber nichts anderes als Fortsetzung der Politik mit gewaltsamen Mitteln, und Deutschland erwartet, daß wenigstens fortan auch unsere Politik ein tödlicher Hammer werde für alle Feinde, die offenen wie die heimlichen. Die Regierung muß endlich wieder in der Methode und im Geiste Bismarcks handeln! Das Moll der neudeutschen Politik muß dem Dur großzügiger, rücksichtsloser Entschlossenheit weichen! „Vom Reichskanzler und Botschafter bis zum jüngsten Attaché und Geheimrat muß ein neuer Geist Platz greifen." Das deutsche Volk hat seine Söhne willig den Schrecken des Krieges ausgeliefert; es darf nun auch fordern, daß nur ein Friede geschlossen werde, wert der ungeheuren, vom Vaterland geforderten Opfer. „Wir brauchen Gewaltmenschen, andere können den Hammer Thors nicht weit genug werfen!"

Es sind schwere Anklagen, die da gegen die Leiter der deutschen Politik „vom Reichskanzler bis zum jüngsten Attaché" erhoben werden. Deutschland soll durch ihre Schuld die günstigeren Zeitumstände zum Losschlagen verpaßt haben, weil sie zu feig waren, im rechten Augenblick die Lunte ans Zündloch zu legen! —

An der patriotischen Absicht des Rügenden und Warnenden ist nicht zu zweifeln. Ihn leiten die Auffassung, daß die beste Deckung beim Fechten immer der Angriff sei, und die Furcht, daß auch jetzt wieder die schon von Blücher gehaßten Federfuchser das verderben könnten, was das Schwert gut gemacht habe.

Unbedingt ist ihm zuzugeben, daß die Freunde der „Annäherungs"- und „Verständigungspolitik" eine grimmige Abfuhr erlitten haben, daß noch niemals der Überschätzung der ethischen Momente in der Politik eine so bittere Enttäuschung widerfahren ist, wie in unseren Tagen.

Trotzdem ist der Angriff meines Erachtens nicht bloß als unzeitgemäß, sondern auch als ungerecht zurückzuweisen.

Keim spricht nur von den Beamten im diplomatischen Dienst. Er wird aber den Gesandten im Ausland nicht die Insubordination zutrauen, daß sie die Richtlinien des Kanzlers mißachtet hätten, und er wird den Einfluß des obersten Ratgebers wohl kaum so hoch einschätzen, daß diesem in erster Reihe die Verantwortung zuzuschieben wäre. Es war, weshalb es nicht offen sagen, der Kaiser, der seit seinem Regierungsantritt — anfänglich vielleicht sogar nicht ohne schmerzliche Selbstüberwindung — eine aufrichtige Friedenspolitik einschlug und daran zielbewußt festhielt. „Die Leiden eines Krieges", erklärte Wilhelm II. in der Thronrede vom 22. November 1896, „und selbst eines siegreichen, ohne Not über Deutschland zu verhän-

Digitized by Google

gen, würde ich mit meinem christlichen Glauben und mit den Pflichten, die ich als Kaiser gegen das Deutsche Reich übernommen habe, nicht verträglich finden!" Der Kaiser ließ sich jedoch trotzdem niemals eine Vernachlässigung der Sicherung Deutschlands zuschulden kommen. Die deutsche Wehrkraft blieb auf der Höhe. Im Heer erblickte Wilhelm II. die zuverlässigste Stütze seiner eigenen Stellung und der Festigkeit und Größe der Staatsmacht; doch da er frei ist von napoleonischer, gegen Völkerglück und Völkernot unempfindlicher Selbstsucht, wollte er die starken Waffen nicht zu Bedrohung fremder Mächte, nur zum Schutze des Reiches verwenden. Deshalb seine unausgesetzten Bemühungen, die Gegner Deutschlands durch seine bis an die Grenze der Selbstdemütigung gehenden ritterlichen Aufmerksamkeiten zu gewinnen und jedem drohenden Konflikt die Spitze abzubiegen. War ja doch mit einer Öffnung der Tore des Janustempels eine in ihren grauenhaften Folgen gar nicht zu übersehende Verantwortung verbunden! Das deutsche Volk und die unbefangenen Freunde der Zivilisation im Ausland waren dem Friedensfürsten aufrichtig dankbar, diese Stimmung kam im vorigen Jahre in zahllosen Jubiläumsreden zum Ausdruck. Aus dem deutschen Weißbuch ist auch zu ersehen, daß der Kaiser bis zum letzten Augenblick, solange es die eigene und des Vaterlandes Ehre zuließ, seiner Gesinnung treu blieb, daß er das Schwert nur zog, weil er dazu gezwungen wurde. „Der Deutsche Kaiser", so war noch im vorigen Jahre in englischen Blättern zu lesen, „ist ein Mann, auf dessen Freundschaft man bauen kann, unfähig zum Verrat und warm in seiner Empfindung." Es ist nicht Kaiser Wilhelms Schuld, daß heute in der englischen Presse ein anderes Urteil sich breit macht. Dagegen gibt es über die zugleich temperamentvolle und gemäßigte, großmütige und kluge Haltung des Kaisers in den Tagen der Entscheidung wenigstens in Deutschland nur eine Stimme der Anerkennung und Bewunderung, und seine Nachgiebigkeit bis zur äußersten Grenze wird als Ausfluß einer schönen Menschlichkeit auch von der Geschichte gewiß nicht streng beurteilt werden.

Es steht aber auch keineswegs fest, daß es für Deutschland günstiger gewesen wäre, wenn es, wie General Keim verlangt, schon früher losgeschlagen hätte.

Schon Hans Delbrück hat in der Vossischen Zeitung (Nummer 439) nachgewiesen, daß die von Keim ins Feld geführten Beispiele nicht glücklich gewählt sind.

Gewiß hätte Deutschland im Herbst 1908 Grund gehabt, das Schwert zu ziehen. Die Weltlage war ähnlich der heutigen. Die Franzosen und Engländer waren in Aufregung über die Affäre in Casablanca, uneingedenk ihres eigenen, sicherlich nicht einwandfreien Vorgehens gegen Tunis

Digitized by Google

und Ägypten. Gleichzeitig hatte sich die orientalische Frage, das schwierigste aller europäischen Probleme, wieder aufgerollt. Österreich hatte die Einverleibung Bosniens und der Herzegowina vollzogen. Darüber war man in Serbien in Zorn geraten, der Kronprinz reiste demonstrativ nach Petersburg, um den Schutz des Protektors der slawischen Welt zu erwirken. Rußland hätte allen Grund gehabt, gegen die Deutschen, deren freundschaftliche Haltung im japanischen Krieg so nützliche Dienste geleistet hatte, gute Nachbarschaft zu halten, und es hätte zu Hause genug zu tun gehabt, um die Wunden jenes unglücklichen Krieges zu heilen und keinen weiteren Anlaß zu inneren Erschütterungen zu bieten. Statt dessen hielt die russische Presse nicht bloß die panslawistische Fahne hoch, sondern feierte auch mit trunkenem Enthusiasmus den neuen Freundschaftsbund mit Frankreich und England, der dem „übermütigen deutschen Imperialismus" ein Ziel setzen werde.

Man sieht, das Deutsche Reich hätte es, wenn es im Herbst 1908 zu den Waffen gegriffen hätte, mit den nämlichen Feinden zu tun gehabt, wie heute. Da aber im deutschen Volke der Wunsch nach Erhaltung des Friedens fast allgemein verbreitet war und Zar Nikolaus keine feindselige Gesinnung zeigte, lag auch für Deutschland kein Grund vor, seine starke, ruhige, friedliche Haltung aufzugeben. Über Schimpfreden und Drohungen der Herren Wessilitzki und Scharapow konnte ein Feind politischer Abenteuer gelassen zur Tagesordnung übergehen.

Der Hochsommer 1911 brachte eine neue, akute Krisis. Kaum war Kaiser Wilhelm von London, wo er der Enthüllung des Denkmals seiner Großmutter als gefeierter Gast des englischen Hofes beigewohnt hatte, zurückgekehrt, schien sich an der Marokkofrage ein allgemeiner Krieg zu entzünden. Deutschland zeigte durch die Sendung des „Panther" nach Agadir, daß es nicht gesonnen sei, Marokko zu einer Provinz Frankreichs werden zu lassen und seine eigenen ökonomischen Interessen in Nordafrika ohne weiteres aufzugeben. Nun richtete die französische Republik, die das Gefühl für die Schimpflichkeit solcher Gefolgschaft nicht mehr besitzt, flehentliche Hilferufe nach London und Petersburg. Die russische Regierung wäre für Geld und gute Worte wohl zu haben gewesen, und auch in England hatte der Wunsch, den einzigen Staat, der die britische Weltstellung ernstlich bedrohte, Deutschland, unschädlich zu machen, und vor allem die Furcht vor dem Gespenst der deutschen Invasion, dem Einkreisungsplan Eduards VII. neue Freunde gewonnen. Doch im allgemeinen war die öffentliche Meinung in England nicht kampfeslustig, und auch von den kontinentalen Staaten wollte keiner die furchtbare Verantwortung für einen Krieg Aller gegen Alle auf sich laden. So führten denn die nach dem Prinzip des Do

Digitized by Google

ut des zwischen Cambon und Kiderlen-Wächter geführten Verhandlungen zu einem gütlichen Vergleich. Dieser Ausgang wurde in weiten Kreisen Deutschlands als eine Enttäuschung empfunden, doch es ist noch die Frage, ob die Zukunft unsere Kongo-Erwerbung so niedrig einschätzen wird, wie es sich die Gegenwart erlaubt. Jedenfalls ist nicht abzusehen, weshalb es sich vor drei Jahren besonders empfohlen haben sollte, den Degen zu ziehen. Die Rumänen sind ja auch noch heute unsere Bundesgenossen; ob sie damals williger zu den Waffen gegriffen hätten, darf wohl bezweifelt werden. Ebensowenig kann eine entschlossenere Teilnahme der Türkei als gesichert gelten, und auch in Italien war wie heute zwar die Regierung entschieden bundesfreundlich, die Volksstimmung aber jedem Zusammengehen mit Österreich grundsätzlich abgeneigt.

Man sieht also: empfehlende Gründe, einen „Präventivkrieg" vom Zaune zu brechen, lagen nicht vor, und es waren nur wenige nicht einverstanden mit der Mäßigung der deutschen Staatsleitung, die den Ausbruch des ungeheuren Ringkampfes so lange wie möglich zu verhindern bestrebt war. Auch daß sie in unsren Tagen alles getan hat, um den Bruch hintanzuhalten, ist nur dankbar anzuerkennen. Es bietet unsrer Sache eine mächtige Stütze, daß wir tatsächlich die Bedrohten, die Angegriffenen sind, nicht bloß, weil deshalb das Urteil der Nachwelt uns günstig sein wird, sondern weil ein gutes Gewissen die eigene Kraft stählt und Hoffnung auf Sieg verleiht.

Es ist also nicht gerecht, wenn man die Staatsmänner an der Spitze unseres Reiches bloß deshalb, weil sie nicht schon früher das Zeichen zum Entscheidungskampf gaben, der feigen Schwäche zeiht, und es ist nicht zulässig, den Schatten Bismarcks als Zeugen heraufzubeschwören. Es heißt von Bismarck recht gering denken, wenn man seine Wirksamkeit so darstellt, als wenn er immer nur mit schweren Kürassierstiefeln aufgestampft hätte! Als ob nicht gerade Bismarck als aufrichtiger Freund des Friedens alle Künste der Klugheit und List angewendet hätte, um jede Störung des wirtschaftlichen Aufschwunges der Deutschen fernzuhalten! „Ich betrachte", erklärte er in seinem Rundschreiben an die Vertreter des Norddeutschen Bundes vom 29. Juli 1870, „auch einen siegreichen Krieg an sich immer als ein Übel, welches die Staatskunst den Völkern zu ersparen bemüht sein muß." „Ich halte es für frivol oder ungeschickt," sagte er auf dem Jenaer Kommers am 31. Juli 1892, „wenn wir uns in einen weiteren Krieg einlassen würden, ohne durch fremden Angriff dazu gezwungen zu sein!" Freilich, wie zu Zeiten des Bundestages auch übermütigen Druck als sanfter Fridolin geduldig hinzunehmen, war nicht nach Bismarcks Geschmack. Wir dürfen wohl sagen: er würde in unseren Tagen, so lange

Digitized by Google

es sich mit der Ehre vertrug, ebenso wie unser Kaiser zu nachbarlichem Vertrauen und allen ehrenhaften Zugeständnissen bereit gewesen sein. Doch auch er würde, obwohl er Rußlands Macht und Freundschaft gleich hoch einschätzte, sich schließlich nicht bedacht haben, gegen die übermütigen, angeblich gegen den deutschen „Imperialismus", in Wahrheit gegen die politische und wirtschaftliche Großmachtstellung Deutschlands verbündeten Mächte zum Schwerte zu greifen. Ein Historiker, der sich in die Geistesart unsres größten Staatsmannes eingelebt hat, wie kaum ein anderer, Erich Marcks, kommt nach gründlicher Untersuchung der Frage, wie wohl Bismarck die heutige Lage beurteilen würde, zu dem Ergebnis, daß von den Staatsmännern von heute „gut bismarckisch gehandelt" worden sei. Dem großen Kanzler galt die Großmachtstellung Österreichs als Lebensgebot auch für Deutschland, und da im Juli 1914 tatsächlich das Ansehen und die Ehre Österreichs und ebenso „der Bestand unsres Staates, unsres Wohlstandes, unsrer Kultur und unsres Daseins selbst" auf dem Spiele standen, würde er keinen Augenblick gezögert haben, das deutsche Volk zur Verteidigung seiner Erbschaft aufzurufen.

Eine gewisse Berechtigung wird ja der von General Keim gegen unsere Diplomaten und Beamten erhobene Vorwurf wohl haben. Vielleicht hat es dem einen oder anderen an Scharfblick oder Wachsamkeit gefehlt, so daß ihm entgangen ist, wie wenig ernst die ihm gespendeten höflichen Worte gemeint waren, wie die Einkreisungspolitik Eduards VII. auch nach dessen Tod den Staatsmännern Großbritanniens und ihren kontinentalen Freunden zur Richtschnur diente. Doch sogar diese beschränkte Anklage läßt sich ohne genauere Kenntnis des diplomatischen Verkehrs nicht begründen. Ein ungalantes Sprüchlein von Paul Heyse lautet:

Meint ihr, ein jeder sei dazu geschickt,
Daß er das Staatswohl überwache?
Ein jeder weiß zwar, wo der Schuh ihn drückt,
Doch Rat zu schaffen, ist des Schusters Sache!

General Keim macht sich zwar über die Überschätzung der „Akten" lustig, doch sie bieten nun einmal allein die Möglichkeit, die Tätigkeit der Mitarbeiter der äußeren Politik wirklich kennen zu lernen und gerecht zu beurteilen. Und wenn auch die Verhältnisse da oder dort mit allzu freundlichen Augen angeblickt oder falsch beurteilt worden wären, wer wirft auf den Schuldigen den ersten Stein? „Alles ist in beständigem Fluß!" Dieses Wort Heraklits gilt vor allem von der Politik. Jeder Tag zeigt eine neue Physiognomie; die Stimmungen und Strömungen sind in beständigem Wechsel begriffen; vieles entzieht sich jeglicher Prüfung; ein Urteil, das gestern berechtigt war, ist heute durch neue Erscheinungen und

Digitized by Google

Tatsachen überholt, berichtigt, widerlegt. „Die Politik ist keine exakte Wissenschaft", sagt Bismarck, „mit der Position, die man vor sich hat, wechselt auch die Benutzungsart der Positionen." Wie leicht gehen wir, wenn wir uns aus dem Zusammenhang der bekannt gewordenen Äußerungen und Tatsachen unsere Meinung zu bilden suchen, in die Irre! Sogar ein so wohlbewanderter, scharfsinniger Politiker wie Theodor Schiemann, hat noch im vorigen Jahre in Sir Edward Grey einen aufrichtigen Freund Deutschlands erblickt oder wenigstens seine Zustimmung ausgesprochen, als der Manchester Guardian versicherte, daß Grey den Eintritt Englands in die russisch-französische Allianz abgewendet und zu Deutschland ein fast herzliches Verhältnis angebahnt habe!

Unsre Zeit ist wahrlich nicht dazu angetan, daß wir Deutsche uns gegenseitig mit Vorwürfen verfolgen. Diese Zeilen sind ja auch nicht zum Angriff, sondern nur zur Abwehr bestimmt; sie sollen nur der Überzeugung, daß unsre Staats- und Heeresleitung in guten Händen ruht und ungeteiltes Vertrauen verdient, Geltung schaffen.

Auch alle, die nicht selbsttätig am Kampfe teilnehmen, müssen den Krieg nach zwei Fronten aufnehmen. Sophrosyne, ernste Mäßigung, sei dabei ihre Führerin!

Unsere Sache ist gerecht. So sagen freilich auch der Franzose und der Russe, der Brite und der schlitzäugige Japaner, und alle rufen Gott zum Zeugen an. Wir wollen den lieben Gott aus dem Spiel lassen, doch für unsre Sache zeugen zwei Wunder: die Eintracht von Deutschen und Tschechen, Polen und Magyaren im habsburgischen Lager und die Einigung der Parteien im Deutschen Reich, die noch vor wenigen Wochen auch der Vertrauensseligste nicht für möglich gehalten hätte. Im Stand der Notwehr, zur Verteidigung unsres Landes, unsres Wohlstandes, unsrer Kultur führen wir den Krieg, und es hat sich schon gezeigt, daß wir, was der alte Fritz das Mittel zum Siege nannte, die stärksten, das heißt die wehrfähigsten Bataillone haben. Sieg auf Sieg rauscht auf uns nieder, unerhörte Erfolge sind schon in kürzester Zeit errungen worden, das Glück scheint uns Treue geschworen zu haben. Trotzdem sei zu bescheidener, besonnener Auffassung der Lage gemahnt, denn solange es eine Weltgeschichte gibt, hat Überhebung schließlich doch zu schlimmem Ausgang geführt. Wie schlicht und anspruchslos lautet die Sprache der deutschen amtlichen Kundgebungen über das Geleistete und die daran zu knüpfenden Hoffnungen! Dagegen fehlt es in manchen Volkskreisen nicht an phantastischem Überschwang. Nicht bloß Kannegießer am Wirtstisch überlassen sich einer wilden Begehrlichkeit, es wird auch schon in der Presse über die künftigen Grenzen Deutschlands die Debatte eröffnet, und welche Forderungen wer-

Digitized by Google

den da überlaut verkündigt! Der Hammer Thors wird sehr weit geworfen. Im Osten und Westen müsse alles zum Reich geschlagen werden, „so weit die deutsche Zunge klingt und Gott im Himmel Lieder singt", — insbesondere der zweite Satz gewährt einen dankbaren Spielraum. Das Fell wird verteilt, noch ehe das Wild erlegt ist! Mit Vorliebe bewegen sich diese Politiker, „die sich warm vor andern glauben, weil sie die Hitze fliegend überfällt", in Kraftausdrücken, die dem Zynismus erschreckend ähnlich sehen und nicht recht begreifen lassen, weshalb die rücksichtslose „Geschäftspolitik" der Engländer so heftig getadelt wird. —

Keine Überhebung! keine Übertreibungen! Überlassen wir vertrauensvoll den berufenen Leitern der deutschen Politik, in welchem Zeitpunkt und unter welchen Bedingungen das Schwert in die Scheide gesteckt werden soll! Die Ansprüche werden sicher nicht niedriger gestellt werden, als es den ungeheuren Opfern des Krieges entspricht und im Interesse der künftigen Sicherheit der Reichsgrenzen geheischt werden muß. Die dämliche Bescheidenheit des deutschen Michel gehört der Vergangenheit an.

Über die protzigen Kriegskarten und Kriegsbilder, bei deren Herstellung die Geschmacklosigkeit wahre Orgien feiert, wollen wir uns mit den Liebhabern solcher Ware nicht in Streit einlassen, wir wollen uns an das bequeme Wort halten: De gustibus non est disputandum.

Auch in der Beurteilung derjenigen Völker, die uns nicht so bereitwillig, wie wir hofften, wie wir vielleicht hoffen durften, hilfreiche Hand bieten wollen, dürfte ein übermütiger Ton nicht am Platze sein. Auch ein lauer Freund ist immer noch ein nicht verächtlicher Bundesgenosse. Wir müssen uns damit bescheiden, die Gründe gelten zu lassen, die ihn abhalten, offen an unsre Seite zu treten. Wir mögen seine Mattherzigkeit im Herzen verurteilen, doch die Vernunft muß unsre Zunge bändigen. Das Wort: Der Starke ist am mächtigsten allein! enthält nur eine bedingte Wahrheit. Keine Überhebung, keine Übertreibungen, keine Korybantentänze!

„Es entwirt auch nie mer guot,
Swaz man âne mâze tuot!" (Vridank)

Möge es nicht als Mißtrauen, als Undankbarkeit gegen unsre braven Truppen ausgelegt werden, wenn auch die „zweite Front" ins Auge gefaßt wird: Not und Mißgeschick des Vaterlandes! Doch selbst dem Tapfersten ist das Glück nicht immer hold, und auch ein siegreicher Krieg kann Leiden und Ungemach aller Art nach sich ziehen. Freilich, dem Worte Franklins, daß es nie einen guten Krieg und nie einen schlechten Frieden gegeben habe und daß, auch wenn dies geleugnet werden sollte, ein schlechter Friede immer noch dem guten Krieg vorzuziehen sei, können wir keineswegs beistimmen. Der Krieg ist auch ein Wohltäter der Menschheit. Wie

Digitized by Google

kurz erſt der Kampf an unſren Grenzen dauert, haben wir doch ſchon dieſer Eiſenkur heilſame Wirkungen zu verdanken. Sie hat uns aus verächtlicher Verſumpfung in Eigenſucht, Wohlleben und Modetändelei aufgerüttelt, hat edlere Triebe in uns geweckt, Gemeinſinn, Selbſtverleugnung, Sparſamkeit, hat unſren Seelen einen feſten Siegeswillen, Kraft und Schwung verliehen, kurz, hat uns, das wird Jeder ſelbſt empfinden, zu innerlicheren, man darf wohl ſagen, zu beſſeren Menſchen gemacht. Doch iſt wenigſtens dem Bürger der Krieg bisher noch nicht in ſeiner abſchreckenden Geſtalt entgegengetreten. Solange der Sieg gewiſſermaßen an unſre Fahnen gefeſſelt iſt, fällt es nicht ſchwer, ſich einer gehobenen, lodernden Stimmung hinzugeben. Erſt in Not und Niederlage wird wie der Demant im Feuer die echte vaterländiſche Geſinnung geprüft. Und es kann ja auch ſchon die nächſte Zukunft verhängnisvolle Kataſtrophen bringen; das Kriegsglück kann ſich wenden; der Feind kann ſengend und brennend deutſches Land heimſuchen; Hungersnot und Seuchen können in den Städten noch unerbittlicher aufräumen, als in den Armeen die Büchſe und das Schwert des Franzmanns und des Ruſſen. Und wenn es auch nicht zu ſolcher Drangſal kommt, — ſchwer zu ertragen iſt ſchon ein unerwartet langſamer, unſicherer Fortgang des Krieges, ein Wechſel von Sieg und Niederlage, ein ſchwelendes Verſinken der Hoffnung auf glorreichen Ausgang. — Auch in ſolchen bangen Tagen muß uns Sophroſyne tröſtend und ſtützend zur Seite ſtehen. Wir müſſen unſre Herzen wappnen mit Unerſchrockenheit und Standhaftigkeit, alle anderen Empfindungen, Wünſche, Sorgen zurückdrängen, nur der Pflicht leben, nur dem Kaiſer vertrauensvoll die Treue wahren. Durchkämpfen, durchhalten! Dieſes Ziel allein dürfen wir im Auge haben. Der heilige Zorn über die Beleidigung des Vaterlandes muß unſre Seelen ſtark und hart machen. Da höre ich eine leiſe Stimme:

„... Denn nicht zu haſſen, mitzulieben bin ich da ...“

An das ſchöne Wort der Antigone wollen wir uns *morgen* wieder erinnern, *heute* müſſen wir es *vergeſſen*.

Digitized by Google

Der nationale Gedanke von 1870 bis 1914.

Von Walter Goetz, Professor der Geschichte an der Universität Straßburg, z. Zt. im Feld.

Wenn man sich im Ausland hie und da der Hoffnung hingegeben hat, ein Krieg könne Deutschland nicht einig finden, so ist der letzte Grund dafür die offenkundige Frivolität unsrer Feinde und die altvererbte Unkenntnis deutschen Wesens. Glaubte man 1870 in Frankreich an den Abfall Süddeutschlands von der deutschen Sache, so setzte man diesmal seine Hoffnungen auf die Stimmung der Sozialdemokratie, auf die erträumte franzosenfreundliche Haltung der Bevölkerung Elsaß-Lothringens und — so lächerlich es uns erscheint — auf eine laue Kriegsbegeisterung der von Preußen fortdauernd „vergewaltigten" Süddeutschen. Statt aller dieser Träume nun die volle Erfüllung des Bismarckschen Wortes, daß Deutschland bei einem Angriffe seiner Feinde vom einen Ende bis zum andern auffliegen werde wie eine Pulvermine!

So sehr wir alle die Einmütigkeit des deutschen Volkes fremdem Angriff gegenüber vorausgesetzt haben — dieses wunderbare Entflammen der ganzen Nation bis zum letzten Manne hin war dennoch eine Überraschung. Seit der blinde Wille Rußlands zum europäischen Kriege und Englands gemeiner Schachergeist so frech zutage trat, hat niemand im neuen Deutschland sich anders als mit fester Entschlossenheit zum unaufschiebbaren Waffengang geäußert. 1870 fielen im Norddeutschen Reichstag zwei Stimmen gegen die Kriegskredite, und in der bayerischen Kammer setzte sich nur mit Mühe der Gedanke unbedingter Bundestreue durch; diesmal die helle Einstimmigkeit des Deutschen Reichstags und aller deutschen Volksvertretungen, aller Parteien und der gesamten Presse zugunsten aller der schweren Opfer, die das gesamte Volk jetzt bringen muß.

Es ist gewiß zum Teil die Gunst des Augenblicks, die diese trotzige Geschlossenheit hervorrief. Denn vielleicht noch nie ist ein Volk in einen so schamlos abgekarteten Krieg hineingezogen worden. Man erinnert sich, wie Bebel einstmals sagte, daß er gegen Rußland und den Zarismus mit Freuden die Büchse zur Hand nehmen wolle; indem Rußland jetzt den Krieg hervorrief, machte es in der Sozialdemokratie die Bebelsche Stimmung lebendig und löschte es alle Friedenssympathien aus, die man Frankreich gegenüber in der deutschen Arbeiterschaft hegte. Auch auf die elsaß-lothringische Bevölkerung hat die Art, wie dieser Krieg begonnen wurde, entscheidend eingewirkt — was der Führer der elsässischen Liberalen wiederholt ausgesprochen hat, daß man erst etwas Großes gemeinsam mit Deutschland erleben müsse, ehe deutscher Patriotismus sich in Elsaß-Lothringen frei

Digitized by Google

entwickeln könne, hat sich voll bewahrheitet: für die deutsch-sprechenden Gebiete des Reichslandes, also für neun Zehntel des Landes, ist heute das bisher so schmerzvolle Problem gelöst, das Band mit Deutschland ist unlösbar geknüpft und die überschwellende Begeisterung der Straßburger Bevölkerung beim Einzug der ersten eroberten französischen Geschütze ist der Ausdruck einer neuen Zeit im Reichsland.

In einer besonderen Form zwar, aber schließlich doch dem allgemeinen Gang der Dinge entsprechend, hat sich das Notwendige auch in Elsaß-Lothringen jetzt gezeigt. Man wollte weithin im Reiche denen nicht glauben, die in den unerfreulichen Ereignissen der letzten Jahre nichts anderes als den letzten Kampf des absterbenden Protestlertums sahen. Wer die Stimmung der Altdeutschen dem Falle Zabern gegenüber im Lande selbst mit erlebt hat, konnte doch nicht zweifeln, daß eine Wendung im Werden sei, denn Altdeutsche und Einheimische standen in einer Reihe und die Einsicht in gewisse Fehler der elsässischen Seite wurde nachdrücklicher als je zuvor auch von den Einheimischen betont. In Colmar war es ein Bündnis aller ehrlich denkenden Altdeutschen und Einheimischen, das bei den Gemeindewahlen mit dem Protestlertum Blumenthals und Wetterlés aufräumte. Hier wirkten überall Momente ein, die früher oder später sich bestimmend geltend machen mußten. So viele Fehler die deutsche Verwaltung im Laufe von reichlich drei Jahrzehnten — seit dem Beginn von Manteuffels Statthalterschaft — auch gemacht hat, so zwingend wirkte doch auf die Dauer die Intaktheit der deutschen Verwaltung, die durch den Vergleich mit Frankreich immer mehr sich heraushebende Stetigkeit unseres ganzen Staatswesens, der das Land vorwärts bringende wirtschaftliche Aufschwung und die sich weiter und weiter ausdehnende Arbeit unserer geistigen Kultur. Was auf allen diesen Gebieten in jahrzehnte. langer Arbeit gewonnen worden war, mußte seine Früchte tragen und im entscheidenden Augenblick die Geister rascher umgestalten, als man zu hoffen gewagt hatte. Und das alles gilt in noch weit reicherem, umfassenderem Maße für das gesamte Deutsche Reich.

Freilich, die stärksten Voraussetzungen für ein Weiterwachsen des nationalen Gedankens waren da von Haus aus gegeben. Die Einheitsbewegung kam zu ursprünglich und notwendig aus dem ganzen Leben der Nation empor, als daß sie nicht im neugegründeten Reiche sich hätte vertiefen und festigen müssen. Aber wenn man an den — nach außen freilich wenig sichtbaren — Widerstand einzelner deutscher Dynastien gegen die preußische Führung und an das Unbehagen klerikaler Kreise im Süden gegen das „protestantische Reich" denkt, begreift man doch auch sofort die Möglichkeiten auseinandergehender Richtungen, die nach 1870 noch vorhanden waren. Bis-

Digitized by Google

marck selber hat im Kampfe gegen diejenigen, die er von seinem persönlichen Standpunkte aus etwas gewaltsam „Reichsfeinde" nannte, den ersten zwei Jahrzehnten des Reiches den Schein eines Kampfes um den Reichsgedanken aufgelegt. So übertrieben wohl diese Kampfstellung häufig war, so richtig war doch, daß in jenen Jahrzehnten der Reichsgedanke von einzelnen Parteien und Bevölkerungskreisen noch nicht in seiner vollen staatlichen Notwendigkeit und mit allen seinen Folgerungen erfaßt war und daß der innerpolitische Gegensatz gegen Bismarck zu einer mangelhaften Stellungnahme in Lebensfragen des jungen Reiches führen konnte. Aber wie rasch verschwanden diese Mängel, als nach Bismarcks Rücktritt die Bahn für eine objektivere Haltung der Parteien möglich wurde! Bald war die Sozialdemokratie die einzige Partei des Deutschen Reichtags, die sich grundsätzlich den großstaatlichen Anforderungen verschloß, während die bürgerlichen Parteien gemeinsam den absolut zuverlässigen Rückhalt für den äußeren Schutz des Reiches bildeten. Auch in der Sozialdemokratie mehrte sich mit der Zeit die Einsicht, daß unsere Lage in Europa gefährdet sei. Man schalt uns, wenn wir mit Optimismus der inneren Entwicklung der Sozialdemokratie zuschauten und objektive Beurteilung auch für diese Partei verlangten — heute ist auch dieser Zweifel aufs glücklichste gelöst. Die innere Wandlung klerikaler Kreise zum Reiche hin (soweit sie überhaupt noch notwendig war) begann in den neunziger Jahren: wie der bayerische Klerikalismus sich der Zentrumspartei anschloß, so begann auch im gesamten klerikalen Nachwuchs die Begeisterung für den Reichsgründer Bismarck den Haß gegen den Führer des Kulturkampfes zu verdrängen — auf Münchner Studentenkommersen konnte man seit der Mitte der neunziger Jahre beobachten, wie ursprünglich und laut die Dankbarkeit für Bismarck auch bei den Mitgliedern der katholischen Verbindungen geworden war. Und wo ist heute in diesen Kreisen noch irgend etwas von dem Groll der siebziger, von der Zurückhaltung der achtziger Jahre zu spüren? Die akademische Jugend ist, gleichviel ob katholisch oder nichtkatholisch, von demselben einheitlichen nationalen Geiste durchdrungen. Ja, es konnte von gemäßigt klerikaler Seite her die Meinung geäußert werden, daß das Zentrum die deutsche Verfassungspartei sei oder doch sein solle. Alle politischen Parteien verloren mehr und mehr das provinzielle Gepräge, das ihnen zuerst noch anhaftete: wie die bayerische Patriotenpartei verschwand, so die sächsische Fortschrittspartei, die schwäbische Volkspartei, die „Deutsche Partei" Württembergs — in den großen Parteien des Reiches ging man mit Namen und Zielen auf, die alten partikularen Tendenzen der Parteien verschwanden fast völlig hinter den allgemeinen deutschen Absichten.

Wie so die einzelnen politischen Parteien immer stärkeres Verständnis

Digitized by Google

für den Reichsgedanken gewannen, so auch die Nation im ganzen. Wie konnte es da ein Halten geben, wo alles zum einheitlichen Zusammenwirken drängte? Aus dem wirtschaftlichen Leben entsprangen unzählige Bindungen, die Norden und Süden, Osten und Westen aufeinander anwiesen. Der Verkehr entwickelte sich aus wirtschaftlichen Gründen ins Ungemessene und löste alle Grenzen der alten deutschen Staaten auf. Die Freizügigkeit warf die Menschen überall hin, wo es Arbeitsgelegenheit gab, und Hunderttausende fanden eine neue und liebenswerte Heimat außerhalb ihres engeren Vaterlandes. Wohl schlossen sich die Landsleute wieder zusammen — Vereine der Bayern, der Württemberger, der Badener usw. gibt es in allen größeren Städten Deutschlands —, aber die Entwicklung zum Ausgleich war unaufhaltsam: aus Preußen, Sachsen, Bayern usw wurde täglich mehr der deutsche Mensch, der seiner ersten Heimat dankbar dachte und doch den staatlichen Interessenkreis vor allem im Reiche sah. Die einst nur geistige Einheit der Nation erweiterte sich zu einer höchst konkreten, wirtschaftlich und politisch in erster Linie bedingten, bald aber auch am festen Willen eines allgemein deutschen Heimatgefühls erstarkten: wie zahlreich sind Rentner aus Nord- und Mitteldeutschland nach süddeutschen Städten gezogen, wie oft sind Studenten in die Ferne gewandert und dann vom Reiz des neuen Lebens gepackt dort festgehalten worden, wie massenhaft haben junge Kaufleute, Buchhändler, Techniker usw. die engere Heimat verlassen, um sich im weiteren Vaterlande umzusehen! Familienbande haben dann landauf landab fester zusammengeschlossen, was aus freier Regung sich schon gefunden hatte. Bei solchem täglich mehr sich steigerndem Austausch zwischen den einzelnen deutschen Ländern mußte, ganz abgesehen von allem Politischen, die deutsche Gesinnung sich steigern und das alte partikularistische Element sich innerlich auflösen. Man fühlte täglich mehr, wie sehr man in allem und jedem aufeinander angewiesen war Von Jahr zu Jahr vermehrte sich die Zahl der deutschen Verbände, die aus provinziellen Sondervereinigungen zusammenwuchsen; Turner, Schützen und Sänger hatten schon vor der Reichsgründung das gute Vorbild gegeben, dem in immer größerer Zahl die Organisationen aller Tätigkeitsgebiete nachfolgten — der Beitritt der elsaß-lothringischen Lehrervereinigung zum allgemeinen deutschen Lehrerverein zeigte vor zwei Jahren, wie unaufhaltsam das Prinzip der Gesamtorganisation selbst im Reichsland geworden war. Der politische Gegensatz zwischen Nord und Süd, auf mancherlei Unterschieden des Lebens und der staatlichen Einrichtungen beruhend, darf heute als völlig verschwunden gelten.

Und bei dem allen, was immer stärkere Gemeinsamkeit aller Interessen und immer größere Einheit der Gesinnung geschaffen hat, sind wir doch

Digitized by Google

nicht auf den Weg eines starren Unitarismus gekommen. Der allgemeinen Bewegung zur Vereinheitlichung stehen noch immer in voller Lebenskraft beharrliche föderalistische Kräfte gegenüber. Ja, sie sind zum Teil noch gewachsen: der Zusammenhang der Bevölkerung mit den einzelnen Dynastien ist eher fester als lockerer geworden. Das Kulturleben einzelner deutscher Residenzen hat Berlin gegenüber bestimmtere und gesichertere Eigenart gewonnen, und die Rechte der deutschen Einzelstaaten dem Reiche gegenüber sind sorgfältig gewahrt worden. So haben wir das seltsame Verhältnis eines ständigen Anwachsens des Reichsgedankens durch die Entwicklung des politischen und wirtschaftlichen Lebens und doch kein Verschwinden des föderalistischen Geistes, der so tief seit Jahrhunderten mit unserm ganzen geschichtlichen Leben verwachsen ist. Der Partikularismus als schädlicher, kleinlicher Sondergeist der deutschen Stämme ist verschwunden, aber als starke und gesunde Eigenart ist er innerhalb des Reichsganzen lebendig geblieben. Schematisch einordnen lassen sich diese Dinge nicht — sie sind notwendige und ursprüngliche Bewegungen eines Volkskörpers, der Überfluß an wirkenden Kräften besitzt und seine Bewegungsfreiheit sich nirgends beschränken läßt. Dasjenige Organ aber, das allen diesen Kräften und Bewegungen Ordnung und Ziel geben soll, die deutsche Reichsverfassung, ist wunderbar herausgewachsen aus diesen Voraussetzungen deutschen Volks- und Staatslebens, Notwendiges und Mögliches zusammenschließend und den freien Spielraum der partikularen Kräfte dennoch voll gewährend. Weil es sich hier um erzwungene Ordnung für das Ganze handelt, darf man die Reichsverfassung vielleicht als eine der stärksten Grundlagen des heutigen Nationalgefühls ansehen. Es ist eines der größten Werke Bismarcks, daß er in dieser Verfassung mit genial instinktiver Kraft das überkommene geschichtliche Leben der Nation mit den neuen Notwendigkeiten verband und für das neue Dasein der Nation einen Rahmen schuf, der Zwang und Freiheit für alle Teile miteinander verknüpfte. Nichts anderes zeigt uns so überwältigend, wie sehr der Genius Bismarcks selber aus dem ganzen Leben des deutschen Volkes hervorgewachsen war. Bismarck stand dem Drängen derjenigen abwehrend gegenüber, die Deutschland gern zum vollen Einheitsstaat gemacht hätten — in ihm war das feinere Gefühl für die Möglichkeiten deutschen Staatslebens und er vertraute der unaufhaltsamen Weiterentwicklung des Reichsgedankens. Er hat damit erreicht, daß sich die deutschen Einzelstaaten und ihre Bevölkerungen leicht in den neuen staatlichen Zustand und seinen unvermeidlichen Zwang gefügt haben und daß vor allem die Dynastien zu sicheren Trägern des Reichsgedankens geworden sind. Wie viel konnte im Anfang verdorben werden, mit Übermaß an Bindung, mit Einschränkung altgewohnter Rechte, mit allzu starker

Digitized by Google

Betonung der preußischen Vorherrschaft, mit Erweckung von Mißtrauen gerade in den deutschen Fürstenhäusern! Mit wie viel Hemmnissen wäre das neue Deutsche Reich beschwert worden, wenn unwillkommener Zwang bei seiner Gründung ausgeübt, wenn alles, was später ganz von selber kam, im ersten Augenblick schon aufgebürdet worden wäre! Bismarcks Vertrauen zur Weiterentwicklung des Reichsgedankens in der Nation war ein großes Moment bei der inneren Festigung des neuen Reiches. Brach der Partikularismus in den ersten beiden Jahrzehnten manchmal noch hervor, so waren der Gegengewichte schon genug vorhanden, und die voll gewährte Freiheit partikularistischer Betätigung hat am raschesten zu ihrem Ausleben auf politischem Gebiete geführt.

Aber hinter dem Verfassungswerk Bismarcks steht seine ewig lebendige Persönlichkeit. War er zuerst nur einer von den Großen der Reichsgründungszeit — im Laufe der Jahrzehnte ist seine Gestalt über alle andern weit hinausgewachsen. Er wurde zur Verkörperung des Reichsgedankens und schließlich des Deutschtums überhaupt. Wer von den andern hatte dem Reichsgedanken und dem Deutschtum immer wieder so vollen, so hinreißenden Ausdruck gegeben wie er? Wer hatte im besondern Augenblick der Nation und der Welt gegenüber so erhebend und so stürmisch, so weich und so trotzig zu sagen vermocht, was deutsches Wesen uns allen erst voll zum Bewußtsein brachte? Wie er uns ein neues Dasein gestaltet hatte, so wußte er auch wie ein Prophet in die Zukunft hinauszublicken, mit Mahnungen und Hoffnungen und in letzter Linie voll gläubiger Siegeszuversicht. Wohl schweben heute die Erinnerungen einer großen Vergangenheit, einer fast zweitausendjährigen ruhmreichen Geschichte über unserm ganzen Volke, gewiß eine große, immer von neuem erhebende moralische Macht — aber sie sind alle wie festgelegt, gesteigert zu höchster Eindringlichkeit in der Gestalt dessen, der den großen Wendepunkt deutscher Geschichte, den Aufstieg zu neuer Macht und zu neuem Selbstbewußtsein darstellt. Das mit ihm zusammenhängende Geschehen war so übermächtig wie der Inhalt seiner Persönlichkeit, und so ist die Erinnerung an ihn fast mehr geworden wie alle deutsche Vergangenheit. Eben in diesen Tagen haben wir es erlebt, wie sein Geist unter uns lebendig war, wie über unserm Tun segnend und treibend jene ehernen Worte stehen, mit denen er dem felsenfesten Vertrauen auf deutsches Recht und deutsche Friedfertigkeit, auf deutschen Mut und deutsche Größe Ausdruck verliehen hat.

So ist der Geist Bismarcks zum wesentlichen Teile deutschen Nationalgefühls geworden, leidenschaftlicher in uns wirkend als irgend ein anderes Stück unsrer Überlieferung, der Gegenwart noch fast in allem eng verwandt, anfeuernd wie ein Held von Fleisch und Blut, und zugleich ein Sinnbild

Digitized by Google

alles dessen, was je an Großem in der deutschen Vergangenheit vorhanden gewesen ist. Wie haben uns alle die Forscher, die in die Tiefe seines Wesens eingedrungen sind, aufgedeckt, daß sich in ihm der Geist Luthers, Kants und Goethes mit der unbesiegbaren Tatkraft Friedrichs des Großen, die Herbheit preußischen Junkertums mit dem tiefsten Sinn für Demut und schlichte Frömmigkeit verband — im Heldenhaften wie im Alltäglichen spiegelt sich alles ursprünglich in ihm wider, was uns als Inhalt unsrer deutschen Welt erscheint. Und so ist wie von selber Bismarckscher Geist zum unlöslichen Bestandteil des neuen deutschen Nationalgefühls geworden. Es ist gewiß noch mehr als Bismarckscher Geist — wie es aus Millionen verschiedener Seelen hervordringt, trägt es ungezählte Werte in sich, die die tiefste Liebe zur Heimat, den Schutz alles Erworbenen, den Zorn über heimtückisches Unrecht und das Gefühl einer unerschöpflichen Kraft bedeuten. Aber das Verbindende und Treibende, das Erhebende und Hoffnungsreichste ist, vor allem im jetzigen Augenblick, die Erinnerung an den, der alle unsre Feinde vor sich niederwarf und das Vertrauen auf die eigne Kraft uns in die Seele prägte. Es klang uns schon manchmal wie abgebraucht, daß wir Deutsche Gott und sonst nichts auf der Welt fürchten — jetzt hat das Wort seinen neuen tiefen Inhalt bekommen.

Wir überschauen heute, was für Fortschritte das deutsche nationale Empfinden in vierzig Jahren gemacht hat. Was uns gering und schädlich schien, ist den Weg alles Kleinlichen gegangen und verschwunden; was geblieben ist, hat seinen inneren Wert und seine feste Beharrlichkeit gezeigt. Das Aufgebaute war stärker als das Zersetzende — das neue Reich hat die Probe auf sein inneres Gefüge und auf seine sittlichen Kräfte bestanden. Vielleicht kann der Historiker schon heute sagen, daß wir immer neue kräftige Ansätze zur Vertiefung deutschen Lebens in den letzten Jahrzehnten gehabt haben und daß sie weit stärkere Gegengewichte gegen Verflachung und Niedergang gewesen sind, als es im ersten Augenblick scheinen wollte. Die Arbeiterbewegung war ein Stück vom deutschen Idealismus — nicht nur weil sie Hegelschen Geist und überhaupt philosophische Konstruktion im Übermaß in sich trug, sondern weil sie sich auf das große Unternehmen warf, die Massen zum Bewußtsein ihrer vollen Menschlichkeit, ihres politischen und wirtschaftlichen Wertes und ihrer Verpflichtung gegen sich selber zu bringen. So international die sozialistische Bewegung auch war, so abstrakt und staatlos gerade die deutsche Sozialdemokratie sich gab — so eigenartig hob sie sich doch von den gleichnamigen Bewegungen anderer Länder ab: sie war weder so nüchtern rechnend wie die englische, noch so revolutionär wie die französische Sozialdemokratie, sondern theoretisch-idealistisch, dazu von deutscher Disziplin und Organisationskraft

Digitized by Google

und schöpferisch vor allem in der Gewerkschafts- und Genossenschaftsbewegung. Freilich, fast abgetrennt von der übrigen Nation hat sich dies alles vollzogen, langsam in den gebildeten Kreisen als etwas an sich Wertvolles erkannt und doch um des internationalen Zuges willen mit begreiflichem Mißtrauen betrachtet. Aber man vergesse doch nie, daß unsre besitzenden und gebildeten Schichten den sozialen Notfragen ein so dürftiges Interesse entgegengebracht haben, daß es zur Besserung des Stachels einer extremen Bewegung bedurfte; was an sozialpolitischen Fortschritten erreicht worden ist, steht mit der Sozialdemokratie in ursächlichem Zusammenhang, auch wenn sie selber in der positiven Mitarbeit zumeist versagte. Als Ergebnis bleibt: die Arbeiterbewegung bedeutete für die Massen eine innere und äußere Erhebung und sie ist, so sehr sie staatlich zersetzend wirken wollte, zu keinerlei der Nation im ganzen gefährlichen Ergebnissen gekommen.

Was sonst an idealistischen Bewegungen in die Arbeiterschaft übergriff, war durch bürgerliche Vorarbeit bedingt und deshalb nicht in so starker Weise Massenbewegung, wie es der Sozialismus war; aber die christlich-sozialen Organisationen, wie sie in den christlichen Gewerkschaften, den evangelischen und katholischen Arbeitervereinen vorliegen, die national-soziale Bewegung, der es gelang, eine Reihe der intelligentesten Arbeiterführer (wenn auch ohne große Anhängerscharen) an sich zu ziehen, die bis heute für eine nationalgerichtete Arbeiterbewegung gekämpft haben, bedeuteten auch ihrerseits immer erneute Vorstöße idealistischer Gesinnung und Förderung fruchtbarer Werte in weiten Kreisen des Volkes. Der Zusammenhang mit dem, was die gebildeten Schichten bewegte, trat schon in dem kirchlichen Einschlag dieser Versuche hervor; wie der sozialistische Idealismus antikirchlich war und zwischen überlebtem religiösem Rationalismus und noch unbestimmten neuen religiösen Möglichkeiten hin und her tastete, so lag vor allem in der christlich-sozialen Bewegung jene kirchliche Erneuerungsarbeit vor, die seit den siebziger Jahren unablässig aus beiden christlichen Kirchen heraus sich betätigte und religiösen Idealismus ebensosehr in sich trug wie materielles Machtstreben. Auf einem der breitesten Gebiete des Volkslebens entfaltete sich infolgedessen, durch den Wettstreit der Konfessionen noch vermehrt, eine Rührigkeit, die jedem weitergreifenden Verfall entgegenarbeitete und dem religiösen Leben immer von neuem Schwung und Zähigkeit vermittelte. Nicht direkt national, haben doch alle diese Bewegungen das nationale Gemeinschaftsgefühl gestärkt: keine, die sich nicht an die ganze Nation ohne Unterschied der alten Stammesgrenzen gewendet und nicht überall im Reiche ihre Anhänger gefunden hätte. Beziehungen der Gesinnungen bahnten sich an, die alle deutschen Gebirge und Ströme übersprangen, den Schleswig-Holsteiner mit

Digitized by Google

dem Bayern, den Ostpreußen mit dem Rheinländer und Badener in innigster Gedanken- und Organisationsgemeinschaft vereinten.

Was man, im engeren Sinne, nationale Bewegungen der letzten Jahrzehnte genannt hat, ist im ganzen mehr ein Zeichen guten Willens als wirklich vertiefter nationaler Auffassung gewesen. Sowohl die deutschnationale Studentenbewegung der achtziger Jahre, die vor allem mit ihren antisemitischen Zielen in die junge Kaufmannschaft hinübergriff, wie die alldeutsche der neunziger Jahre zeigte bei vielen redlichen Absichten mehr große Worte als fruchtbare Arbeit. Es wird gerade im heutigen Augenblicke zu einer dringend mahnenden Erinnerung, daß der Alldeutsche Verband aus Entrüstung über den Zanzibar-Vertrag, der uns Helgoland erwarb, entstand und daß seine ersten Taten der Unterstützung jener deutsch-nationalen Wiener Bewegung galten, die den Zerfall Österreichs als ein für das Deutschtum erwünschtes Ziel hinstellte. So ehrlich die Gesinnung auch war, die Tätigkeit des Alldeutschen Verbandes zeigte, wie sehr gerade den gebildeten Kreisen der Nation die politische Schulung noch fehlte. Der Mangel klarer Ziele führte zu einem Übereifer, der unserer auswärtigen Politik manchmal geradezu gefährlich wurde und der im Ausland als der wahre Ausdruck deutscher Volksgesinnung genommen wurde. Wenn man uns draußen als kriegslüstern bezeichnete, wenn man uns „pangermanische" Gelüste unterschob, so trugen die Eiferer des nationalen Gedankens gewiß einen großen Teil der Schuld daran. Aber auf der andern Seite zeigte die Wirksamkeit des Alldeutschen Verbandes, dann des Flottenvereins und in weit fruchtbarerem Sinne des Deutschen Schulvereins und des Kolonialvereins, daß das nationale Bewußtsein, im Gefühl der vollen Festigkeit des Reichsverbandes, sich weiteren Aufgaben, unserer Weltstellung und dem Deutschtum draußen in der Welt zuzuwenden begann. Von draußen kam der Widerhall herein, und so entwickelte sich eine das Deutschtum der Welt umfassende Stimmung, die in der Unterstützung und Gründung deutscher Schulen im Ausland und in der Hebung deutschen Selbstbewußtseins zu bleibenden Ergebnissen führte.

Das innere Leben der Nation wurde aber in den neunziger Jahren weit stärker idealistisch beeinflußt und gehoben durch den Versuch, die innere Einheit der Nation durch die umfassendste soziale Tätigkeit wiederzugewinnen. Die Ummünzung der sozialpolitischen Lehren der Wissenschaft ins praktische Leben begann, und schon seit Ende der achtziger Jahre gewann dieses Ideal die besten Köpfe der akademischen Jugend, womit die studentische Bewegung der Vereine deutscher Studenten — jene akademisch-nationale Bewegung der achtziger Jahre — zum guten Teile abgelöst wurde. Denn obwohl diese Kreise auch die sozialpolitischen Gedankengänge an sich zu ziehen trachteten, blieb hier von Anfang an eine doppelte Grenze

Digitized by Google

für fruchtbare Arbeit: der Antisemitismus beeinträchtigte ebenso wie die antisozialistische Kampfstellung die freie Erkenntnis der wirtschaftlichen Vorgänge und der in sie hineingeborenen Menschen. Doch arbeitete sich das neue Ideal auch in diese Kreise tief hinein. Denn etwas Zwingendes lag in ihm. Über die Versuche des älteren Stöckerschen Kreises hinaus wurde jetzt nicht nur der Versuch gemacht, die wissenschaftliche Erkenntnis in ihrem vollen Umfange dem Leben dienstbar zu machen, sondern das alles wurde in einen großen Zusammenhang des nationalen Begriffes gesetzt: der nationale Staat im Mittelpunkt, sein inneres Dasein gleichwertig angesetzt mit der Betätigung nach außen, Machtpolitik nicht als Selbstzweck, sondern als die notwendige Folge wirtschaftlichen Aufstiegs erfaßt und Weltpolitik als das folgerichtige Ergebnis unserer wirtschaftlich-politischen Entwicklung begründet. Friedrich Naumanns Tätigkeit wird schon um deswillen unvergessen bleiben, weil er dem nationalen Gedanken diesen vertieften und geschlossenen Inhalt gegeben und die Politik wieder zu einem Stück der Kulturarbeit gemacht hat. Im Frieden mißlang wohl der Versuch, die Arbeitermassen mit der übrigen Nation wieder zu vereinen und die andern Schichten mit dem höchsten nationalen Pflichtgefühl zu erfüllen — aber vielleicht hat die Gegenwart gezeigt, daß gerade diese Arbeit nicht völlig vergeblich gewesen ist. Und jedenfalls werden sich Ungezählte niemals wieder die Meinung nehmen lassen, daß der nationale Gedanke mehr ist als ein Bekenntnis zur staatlichen Machtpolitik, sondern daß er sich dem politischen, sozialen, wirtschaftlichen, sittlichen und geistigen Wohle der Nation gleichmäßig zuwenden muß und daß es höchstens eine Teilung der Arbeit, niemals aber eine Teilung des Begriffes geben darf. Täuscht die allzu nahe Beobachtung nicht, so brachten gerade die letzten Jahre eine neue Welle idealistischer Bestrebungen, in denen der nationale Gedanke durchaus in dieser vertieften Form erfaßt war: in der Jugendbewegung, in der Zunahme der Turn- und Sportbewegung, in dem Streben nach Vertiefung des studentischen Lebens, in den besten Äußerungen der Jahrhundertfeiern lag etwas wie ein neuer Geist, der alles deutsche Leben zu durchdringen strebte. So kann man wohl sagen, daß außer den natürlichen Verstärkungen des Nationalgefühls, wie sie aus dem politischen und wirtschaftlichen Leben mit innerer Notwendigkeit hervorgewachsen sind, auch die idealistische, geistige Arbeit der Nation immer von neuem mit Versuchen eingesetzt hat, das nationale Bewußtsein zu kräftigen und zu vertiefen. Die Gegenwart hat gezeigt, daß der innere Aufschwung der Nation neben dem wirtschaftlichen seinen ruhigen Weg gegangen ist; ein unermeßlich großer Schatz von sittlichen Kräften hat seine Auferstehung gefeiert und wird durch die großen Erlebnisse der Zeit geläutert in eine siegreiche Zukunft führen.

Digitized by Google

Frankreichs äußere Politik, der Krieg und der Frieden.

Von Justus Hashagen, Professor der Geschichte an der Universität Bonn.

Frankreich kämpft für ein politisches Ideal, und es kämpft heldenmütig. Der Revanchegedanke als der Leitgedanke der französischen Auslandspolitik in all den Jahren seit 1871 und beim Ausbruche und während des Europäischen Krieges stellt einen anderen politischen und sittlichen Wert dar als der räuberische Profitgedanke des englischen Imperialismus. Der Geschichte als Richterin über Frankreich ist es daher erlaubt, den deutschen Sieger um einen Rest von Achtung für Frankreich zu bitten. Auch Frankreichs mit Größenwahn und Lüge schwer belastetes Schuldbuch ist grauenvoll genug. Aber auch der strenge deutsche Richter wird noch einige reine Blätter darin finden. Deutschlands Stimmung gegenüber seinen vielen Feinden ist verschieden abgetönt. Vor seinem ehrlichen Auge erscheinen die Feinde geordnet nach ihrer öffentlichen Moral. Frankreich steht in dieser Reihe noch nicht an der tiefsten Stelle. Ohne Verabredung, ohne Agitation, ohne Mache irgend welcher Art ist das allgemeine Überzeugung. Niemals können sich deutscher Zorn und deutsche Verachtung über Frankreich so ergießen wie über England. Und auch das unterscheidet Frankreich von England: es kann noch umkehren von seinem bösen Wege. Freilich kann es sich nur dann aus der deutschen Todesumarmung lösen, wenn es der tödlichen Umklammerung durch seine eigene Auslandspolitik zu entrinnen vermag. Frankreichs äußere Politik und der Krieg und seine Niederlage in diesem Kriege stehen in einem notwendigen inneren Zusammenhange. Es ist aber für Frankreich noch nicht zu spät, diese Bande zu zerreißen, die Ketten zu sprengen, das schmähliche Joch abzuschütteln. Die guten Geister Frankreichs, die es verlassen haben, sind noch nicht so fern, daß sie nicht jetzt, in letzter Stunde, zurückgerufen werden könnten. Nur eine völlige Umwertung der Werte französischer Auslandspolitik kann ihnen wieder eine Stätte bereiten. Das Thema: „Frankreich vor, in und nach dem Kriege" weist immer wieder hin auf die äußere Politik des Staates. Daraus erhellt die grundlegende Bedeutung jeder wenn auch noch so skizzenhaften historisch-politischen Wertung der französischen Auslandspolitik im Hinblick auf den Krieg und im Hinblick auf den Frieden.

Wie rasch hat sich die äußere Politik Frankreichs von dem tiefen Falle des letzten Krieges wieder erhoben! Es ist ein Zeichen für die Widerstandskraft und Initiative der französischen Auslandspolitik, daß es ihr nach dem großen Zusammenbruche von 1870/71 verhältnismäßig rasch gelingt, ein achtunggebietendes Kolonialreich zu schaffen, weit wertvoller als das

Digitized by Google

des Deutschen Reiches und doch, von Algier abgesehen, nicht wesentlich älter. Es ist Bismarck, der wenigstens außerhalb Ägyptens der französischen Kolonialpolitik Vorschub leistet. Die Aktivität der französischen Auslandspolitik wird vom Vogesenloche nach Biserta abgelenkt werden, der Revancherausch sich im Kolonialrausche verflüchtigen, der Revanchekrieg in weite Ferne gerückt werden; das ist Bismarcks stille Hoffnung. Allein diese Hoffnung geht nicht in Erfüllung. Die Elastizität, der Tätigkeitsdrang, der Ehrgeiz des französischen Auslandsdienstes im Kleinen wie der Diplomatie im Großen zerstört diese Rechnung. Je mehr kolonialpolitische Erfolge oft unter den schwersten Opfern errungen werden, um so reicher gestaltet sich der neue Inhalt der Auslandspolitik. Sie ist nicht mehr der blasse Todesschatten des letzten Krieges. In ihre Glieder strömt neues Leben. Mag sie in Europa selbst noch auf Bescheidenheit angewiesen sein — noch auf dem Berliner Kongresse — zuerst auf kolonialpolitischem Felde hat Frankreich nach dem Kriege wieder gehen gelernt. Indem es aber den Gebrauch seiner Glieder wiedergewinnt, lenkt es seine Schritte doch nicht von den Vogesen ab, sondern vielmehr gerade auf sie hin. „Nicht davon reden, aber ewig daran denken!" Stärkung des Revanchegedankens erweist sich im weiteren Verlaufe der Entwicklung immer als notwendige Rückwirkung starker kolonialpolitischer Erfolge, so unter Boulanger nach den kolonialpolitischen Erfolgen der achtziger Jahre, so noch deutlicher unter Delcassé seit 1912 nach den Erfolgen der französischen Marokkopolitik. Auf dem Umwege über kolonialpolitische Erfolge vornehmlich erreicht Frankreich mit größter Hartnäckigkeit immer wieder den Anschluß an die dunkle Straße der Revanchepolitik. Die französische Auslandspolitik seit 1871 im Ganzen ist durch eine unermüdliche Aktivität ausgezeichnet. Da sollte sie diese Aktivität nicht in den Dienst ihres alten Grundgedankens stellen? Der französische Ehrgeiz, der Tatendurst, die Ruhmsucht und die Eitelkeit: alle entscheidenden Eigenschaften des französischen Volkscharakters versehen diesen Dienst. Frankreich soll in seiner vollen Integrität, wie es vor dem Kriege bestand, wiederhergestellt werden. Was man der Freiheit geraubt hat, soll ihr zurückgegeben werden. Der französische Staatsgedanke wird durch alle Stürme der Dritten Republik hindurchgerettet. Auch Elsaß und Lothringen werden ihm wieder huldigen.

Auf diesem Wege gewinnt der Revanchegedanke nicht nur eine kolonialpolitische Triebkraft, sondern auch einen innerpolitischen Unterbau. Auch die innerpolitische Entwicklung der Dritten Republik tut dem Revanchegedanken so wenig Abbruch, daß sie ihn vielmehr immer kräftiger entfaltet. Auch die Feuerprobe der Dreyfuskrise wird vom Revanchegedanken sieghaft bestanden. Auch dabei legt er eine staunenswerte Unverwüst-

Digitized by Google

lichkeit an den Tag. — Bismarcks Grundstimmung gegenüber Frankreich, diesmal gegenüber der innerpolitischen Beeinflussung und Stärkung der französischen Auslandspolitik, ist freilich auch hier optimistisch, hoffnungsvoll. Nicht umsonst hatte Bismarck bei den Waffenstillstands- und Friedensverhandlungen die zitternden und weinenden Vertreter der vielgepriesenen französischen Diplomatie vor sich gesehen. Aber auch diese Hoffnung Bismarcks ist getrogen worden. Sie erklärt sich aus Bismarcks eigenen innerpolitischen Voraussetzungen. Für ihn ist es eine ausgemachte Sache, daß der Sieg der Demokratie im Innern die Leistungsfähigkeit der französischen Auslandspolitik mitsamt ihrem beherrschenden Grundgedanken von der Revanche auf die Dauer in Frage stellt. Wo gab es denn überhaupt eine Republik mit einer dauernd leistungsfähigen Auslandspolitik? Und diese französische Republik entwickelt sich nun gar aus einer hochkonservativ-klerikalen, gleichsam royalistischen Republik unter Mac Mahon mit unheimlicher Folgerichtigkeit immer weiter nach links: noch zu Bismarcks Lebzeiten zu einer wirklichen, wenn auch gemäßigt-opportunistischen und später gar zu einer radikalen Republik. Diese innere Entwicklung ist nach Bismarcks Anschauung eine für die Auslandsinteressen der Republik hoffnungslose Entwicklung. Besonders für Deutschland wird Frankreich um so ungefährlicher, je weiter es im Innern nach links rückt. So lange die Republik nur verschämt mit der Monarchie gebrochen hat und überdies noch vom Klerikalismus temperiert wird, so lange liefert sie dem Revanchegedanken einen fruchtbaren Nährboden. Aber seine Wurzeln sind zum Absterben verurteilt, wenn die Republik mit sich selbst Ernst macht und sich (seit 1879) immer mehr zum ernsthaft parlamentarisch-demokratischen Staate entwickelt. Die Demokratie und der Parlamentarismus scheinen der französischen Diplomatie das Lebenslicht auszublasen. Auch der Drang nach Revanche kann nur durch die starke Hand eines Diktators befriedigt werden. An seiner Stelle tummeln sich aber nur eine Schar von Pygmäen — an der Staatskrippe. Wenn Deutschland schon vom englischen Liberalismus und äußerpolitischem Manchestertum — angeblich — nichts zu fürchten hat, wie viel weniger von dieser französischen Republik der achtziger und neunziger Jahre, deren innerpolitische Ideale die äußere Machtstellung des Staates erschüttern müssen.

So einleuchtend das alles scheint, so wenig entspricht es der Wirklichkeit. Wenn man von der inneren Entwicklung Frankreichs erwartet, daß sie auf eine starke Auslandspolitik eine tödliche Wirkung ausübe, so wird auch diese Erwartung getäuscht, wie sie schon einmal im Zeitalter der ersten französischen Revolution durch die Conquête Jacobine so bitter getäuscht worden ist. Die Erfolge der französischen Auslandspolitik gehen

Digitized by Google

nicht im selben Maße zurück, wie die Regierung im Innern nach links hinüberschwenkt, sondern sie gehen im selben Maße vorwärts. Es ist eine der merkwürdigsten Erscheinungen in der politischen Entwicklung der jüngsten Vergangenheit, daß die anscheinend erfolgreichste Periode in der Geschichte des Quai d'Orsay in den Jahren beginnt, in denen die opportunistische durch die radikale Republik abgelöst wird: die Jahrhundertwende ist hierin auch für Frankreich die Schicksalswende. Für die Wechselwirkung zwischen innerpolitischem Radikalismus und äußerpolitischem Machthunger ist das erste Auslandsministerium Theophil Delcassés (1898—1905) die klassische Zeit. Im Todesjahre Bismarcks, nach Beilegung des Faschodakonfliktes, beginnt die letzte schicksalsschwere Periode in der Geschichte der äußeren Politik Frankreichs.

Das Revanchebedürfnis bleibt in all diesen Wandlungen unerschüttert. Die kolonialpotitischen Erfolge und die innerpolitische Radikalisierung stimmen es nicht herab, sondern spannen es immer höher: freilich mehr in der Theorie, „in den Herzen aller französischen Patrioten", in Wort und Schrift, in Kunst und Wissenschaft, in Enthusiasmus und in Wahnsinn. Die Revanche bleibt aber in dieser älteren Zeit doch immer mehr nur im Reiche der Ideale. Es scheint keine Möglichkeit zu geben, ihr Blut und blühendes Leben zu verleihen. Ritornar al segno — das ist der heißeste Wunsch. Aber man scheint keine Mittel zu finden, ihn zu verwirklichen. Frankreich allein ist zu schwach, Elsaß-Lothringen wieder zu gewinnen. Das ist die grundlegende Überzeugung, die sich an den verantwortlichen Stellen und in der öffentlichen Meinung während der ersten Jahrzehnte nach dem Kriege mit unaufhaltsamer Gewißheit festsetzt. Das geschieht in derselben Zeit, in der für die Rückeroberung der alten Provinzen allenthalben die Weihrauchopfer dargebracht werden. Es kommt im politischen Stimmungsleben des reizbaren Volkes zu einer unerhörten Spannung. Auf der einen Seite das unaufhaltsame Voranschreiten eines mit allem Flitter des Gedankens und der Phantasie ausgeschmückten politischen Ideals. Auf der andern Seite — hinter diesem Ideale einem drohenden Gespenste gleich die Überzeugung: daß Frankreich dies Ideal niemals aus eigener Kraft verwirklichen kann. Die Zerstörung der öffentlichen Moral durch die Korruption des Panamaskandals und viele ähnliche Erscheinungen, die Zerreißung der Einheit der république une et indivisible durch den brutalen Kulturkampf der Waldeck-Rousseau und Combes, das Jahr für Jahr fortschreitende Schwinden sogar der Zeugungskraft des französischen Volkes: das und vieles andere sind nicht die Mittel, jenes drohende Gespenst zu bannen. Der Ruf nach der Revanche wird immer mehr zum leeren Geschrei. Es fehlt die Kraft, ihn zum Rufe zu den Waffen zu vertiefen.

Digitized by Google

Das sind die Voraussetzungen und Begleiterscheinungen der französischen Bündnispolitik der Jahrhundertwende. Was Frankreich alleine nicht zu erreichen vermag, erwartet es jetzt von seinen neuen Bundesgenossen. Nicht sowohl das Schutz- als das Revanchebedürfnis ist die Voraussetzung für den Abschluß seiner neuen Bündnisse. In seines Nichts durchbohrendem Gefühle stellt Frankreich seiner Diplomatie die neue verhängnisvolle Aufgabe: Bundesgenossen zu gewinnen für die Revanche am Deutschen Reiche. Der zweite Deutsch-Französische Krieg als einer der entscheidenden Teile des Europäischen Krieges von 1914 ist nur möglich geworden, weil die französische Diplomatie diese Aufgabe gelöst hat. 1871 ist Frankreich in Europa diplomatisch fast ganz isoliert. Mit diesem am Boden liegenden Staate will niemand etwas zu tun haben. Ein Menschenalter später hat es mit den beiden größten Reichen der Welt ein freundschaftliches Verständnis, wenn nicht ein Bündnis angebahnt. Der französisch-russische Zweibund von 1891, durch finanzielle Verhandlungen schon seit 1888 vorbereitet, und die französisch-englische Verständigung von 1904 erscheinen als zwei weitere Erfolge der äußeren Politik Frankreichs.

Zuerst die innere Festigung eines politischen Ideals, dann die Herbeischaffung und Bereitstellung des einzig wirksamen Mittels zur Verwirklichung dieses Ideals: das ist in großen Zügen die französische Auslandspolitik seit 1871. Weder ihre Folgerichtigkeit noch ihre Tatkraft könnte in Zweifel gezogen werden. Romanische Logik durchwaltet dies System der französischen Auslandspolitik. Zu einem geschlossenen kühnen Baue entfaltet sie sich in rastloser vierzigjähriger Arbeit.

Aber dieser stolze Bau ist auf Sand errichtet. Er wird zusammenbrechen, wenn der erste Sturm aufkommt. Das Gebilde der französischen Auslandspolitik, durchwaltet von strenger Logik und vom heißesten Temperamente, treibt Frankreich nicht nur mit Notwendigkeit in den Europäischen Krieg hinein, sondern auch seiner Niederlage entgegen. Dieser französischen Auslandspolitik geht es nicht anders als den beiden französischen Kaisern. Sie hatten in ihre Rechnung gewisse Faktoren nicht eingestellt, weshalb sich diese Rechnung schließlich als falsch erwies. Diese Faktoren können hier nur noch angedeutet werden. Die Imponderabilien, die vor allem über die Kriegsbereitschaft und Kriegstüchtigkeit eines Volkes entscheiden, sind auch in Frankreich vorwiegend innerpolitischer Art. Die Dritte Republik ist je länger je weniger imstande gewesen, diese Imponderabilien für das große Ganze nutzbar zu machen. Ein innerlich zerfressener Staat wird für Auslandspolitik und Krieg unbrauchbar. Die innere Erhebung bleibt aus. Auf Jena folgte die preußische Reformzeit. Auf die preußische Reformzeit folgte der Befreiungskrieg. Die Schmach von 1806

Digitized by Google

wurde abgewaschen. So lange Frankreich in sich — denn keine Macht der Welt kann ihm das abnehmen — so lange es in sich nicht die Kraft zu einer inneren Erhebung findet, so lange kann es die Schmach von 1871 nicht abwaschen. Die Franzosen waren zu stolz und zu eitel, um sich reumütig von dieser erschütternden Wahrheit leiten zu lassen.

Auch die französische Bündnispolitik erweist sich als ein Versuch am untauglichen Objekt. Frankreich glaubt innerhalb seiner Bündnisse ein gleichberechtigter, ja ein überlegener Genosse zu sein. Der Revanchegedanke wird in neuester Zeit für die Welt ostensibel zum Gleichgewichtsideale hinaufgeläutert. Raymond Poincarés Auftreten als Schiedsrichter Europas während der letzten Balkankrise, Gabriel Hanotaux' scheinbar so gemäßigte Publizistik treten in den Dienst dieser Politique d'Equilibre. Bis Frankreich mit Hilfe der Bündnisse die Revanche verwirklichen kann, sei es seine hohe Aufgabe, innerhalb dieser Bündnisse veredelnd und ausgleichend zu wirken. Auch der Abschluß des Dreiverbandes von 1907, wieder ein großer Scheinerfolg auch der französischen Diplomatie, gehört in diesen Zusammenhang. Frankreich vollgültiges und geehrtes Mitglied des zur Zertrümmerung der Zentralmächte geschlossenen Dreiverbandes: die französische Auslandspolitik scheint die stolzesten Höhen zu erklimmen.

Aber Hochmut kommt vor dem Fall. Frankreich glaubt zu führen und verfällt doch nur selbst der Führung durch andere, durch seine habgierigen Bundesgenossen; es verfällt der Ausbeutung und der Knechtung. Es erhält Wunden von seinen Bundesgenossen geschlagen, tiefer, als die, welche von der Hand des deutschen Erbfeindes herrühren; denn Frankreich ist einer schrecklichen Selbsttäuschung verfallen, wenn es gewähnt hat, selbständiges Mitglied einer paritätischen Bundesgenossenschaft zu sein. Diese Genossenschaft erweist sich vielmehr schon vor dem Kriege und dann durch den Krieg als Societas Leonina. Das gehört zu ihren Grundeigenschaften. Auch nach dem Kriege wird sie sich gegen Frankreich als Societas Leonina erweisen. Noch nie ist ein Bundesgenosse von seinesgleichen so schamlos ausgebeutet worden wie Frankreich von seinen Ententebrüdern.

Für Frankreich liegt die furchtbare Tragik des Europäischen Krieges darin, daß es militärisch und wirtschaftlich bislang weitaus die schwerste Last schleppen muß, eine Last, unter der es über kurz oder lang zusammenbrechen kann, daß aber dieser ruinöse Lastträgerdienst nicht ihm selbst, sondern seinen Bundesgenossen gewidmet ist. Die französische Geschichte seit 1871 ist reich an Selbsterniedrigung. Aber in den Staub hat sich Frankreichs äußere Politik erst hinabbeugen lassen, seitdem es sich zum militärischen Schergen Englands und zum finanziellen Trotzknechte Rußlands hat herabwürdigen lassen. Die französische Auslandspolitik, auf den ersten

Digitized by Google

Blick ein Gebilde von strenger Logik und reizvoll durch die Glut ihres Temperamentes: sie bewirkt schließlich gerade das, was auch der einzelne Franzose am meisten fürchtet: die würdelose und zwecklose Selbsterniedrigung vor mächtigeren Freunden. Die Mächte, von denen Frankreich alles gehofft hat, haben ihm alles genommen: seinen Glanz und seine Ehre.

Nicht nur das Ideal der französischen Auslandspolitik ist nichtig gewesen, weil es sich nicht verwirklichen läßt, sondern auch das Mittel, von dem Frankreich die Verwirklichung des Ideals erhofft hat, ist zweckwidrig. Als Genossin des Dreiverbandes verfällt Frankreich mit unentrinnbarer Notwendigkeit und für immer der Ausbeutung durch seine Freunde.

Äußerpolitisch gibt es daher für Frankreich nur noch eine Rettung. Es muß sich aus der Umklammerung durch seine Freunde befreien. Zwar muß es damit die Auslandspolitik, der es seit 1871 nachgejagt ist, aufgeben: ihren sachlichen Inhalt, das Ziel sowohl wie das Mittel. Gewiß ein schweres Opfer, und doch geringfügig gegenüber dem Opfer an Gut und Blut, das seine beiden Freunde in kläglicher Macht- und Tatenlosigkeit und in empörender Gleichgiltigkeit in diesem mörderischen Kriege von ihm heischen. Die härteste Probe hat der französische Patriotismus, die von den Vätern ererbte Begeisterung für die heilige französische Erde jetzt abzulegen. Französischer Patriot ist jetzt nur, wer den beiden Unholden, die Frankreich ins Verderben gerissen haben, einen Vertrag aufkündigt, an dessen Erfüllung das Volk sich verbluten muß. Die Aufgabe jedes französischen Patrioten ist es jetzt, politisch das Letzte und Äußerste von Land und Volk abzuwenden. Man folge dem Beispiele von 1871. Man befreie sich von der Phrase, von der Selbsttäuschung und von der Korruption. Man wage es, wenn auch der Blick sich umflort, dem entsetzlichen Elend in seine grauenvollen Augen zu sehen. Man nütze den Rest von Achtung, den sich Deutschland für einen Erbfeind bewahrt hat, mit dem es Jahrhunderte lang in ehrlichem Kampfe so oft die Klinge hat kreuzen müssen. Der Friede wird für Frankreich um so gnädiger, je eher es ihn abschließt. Noch ist es das schöne historische Vorrecht des deutschen Siegers, dem Besiegten Gnade zu erweisen. Gewiß wird die deutsche Diplomatie bei den Friedensverhandlungen auch mit Frankreich eine eherne Sprache reden. Ihr Klang ist hart. Ihr Inhalt ist rauh; denn die Geister der Erschlagenen werden sich an diesen Verhandlungen beteiligen, die Geister unserer Söhne und Brüder, die ihr Herzblut dahingegeben haben. Ihre Forderungen sind heilig und unerbittlich. Die Diplomaten seien die Vollstrecker ihres todesmutigen Willens. Ohne eine gründliche Begleichung auch des französischen Schuldbuches kann es keinen Frieden geben. Aber Frankreich selbst kann diese letzte Arbeit erleichtern. Nur Notwendigkeiten wird

Digitized by Google

Deutschland fordern. — Wenn sich aber Frankreich verhärtet, wenn es nicht mehr die sittliche Kraft findet, sich aus den Schlingen des Räuberbündnisses zu lösen, dann wird es von diesen Schlingen erdrosselt werden, ohne daß Deutschland es hindern könnte. Dann wird der Stab gebrochen und der Gerechtigkeit freier Lauf gelassen!

Rußland und das Reich.

Von Willy Andreas, Professor der Geschichte an der Technischen Hochschule Karlsruhe, z. Zt. Kriegsfreiwilliger.

Politisch und historisch betrachtet, steht der gegenwärtige Krieg in engem Zusammenhang mit dem Deutsch-Französischen Krieg vor mehr als vier Jahrzehnten, ja er mutet uns an wie eine Art Fortsetzung. Damals haben wir uns die nationale Einigung erkämpft. Heute haben wir das Ergebnis jenes Kampfes zu verteidigen, das Reich, seinen tatsächlichen Bestand und seine moralische Geltung. An die Tatsache der Reichsgründung hat darum jede geschichtliche Betrachtung der jüngsten Ereignisse anzuknüpfen.

Die russische Regierung hat der Reichsgründung keinen Widerstand bereitet. Sie nahm eine wohlwollende Neutralität ein und verhinderte dadurch Österreich, an Frankreichs Seite für Königgrätz Vergeltung zu suchen. Wir haben es in der Folgezeit oft genug zu hören bekommen, daß wir Rußland für diese Haltung ewigen Dank schulden. Ganz abgesehen aber davon, daß trotz der offiziellen Politik die Gesinnung des russischen Volkes damals keineswegs freundlich war, lag ja auch keinerlei Konfliktstoff vor, der Rußland zu einem Eingreifen berechtigt hätte. Preußen hegte keine Gelüste nach den Ostseeprovinzen und noch weniger nach einer Erweiterung seines polnischen Besitzes, es hatte sogar einige Jahre zuvor den Zaren bei der Niederwerfung des polnischen Aufstandes unterstützt. Der russische Hof hatte nicht das geringste Interesse daran, den Habsburgischen Rivalen durch eine Demütigung Preußens zu stärken, dessen Dynastie durch eine traditionelle Freundschaft und verwandtschaftliche Beziehungen ihm inniger denn je verbunden war. Die russische Regierung hat damals nur gesühnt, was man in Olmütz an Deutschland gesündigt hatte. In Olmütz hatte Zar Nikolaus die deutsch-nationalen Hoffnungen vernichtet, die auf der Vormacht Preußen ruhten; während des Deutsch-Französischen Krieges begnügte sich sein Sohn, dem Werk der Einigung wenigstens keine Hindernisse zu erwecken. Noch im Verlauf des Feldzugs empfing er dafür den Lohn und zwar dadurch, daß Bismarck die Petersburger Politik, als

Digitized by Google

sie eine Aufhebung der Neutralität des Schwarzen Meeres forderte, auf den Londoner Konferenzen unterstützte. Eine dem russischen Nationalgefühl unerträgliche Einschnürung war damit beseitigt, nämlich das Verbot, Kriegsschiffe auf dem Pontus zu halten. Durch Bismarcks Hilfe also erhielt an diesen Gestaden Rußland seine Bewegungsfreiheit zurück, die ihm Frankreich und England im Verein mit Österreich auf dem Pariser Kongreß geraubt hatten. Ohne die Fürsprache des Kanzlers hätte Gortschakoff sein Ansinnen gegen Großbritannien nicht durchsetzen können. Bismarck öffnete dem russischen Ehrgeiz damit eine Bahn, die ihm durch mehr als ein Jahrzehnt hindurch versperrt gewesen war. Die russische Regierung beschritt diesen Weg: In seinen verschiedenen Stadien und noch in seinem letzten Abschnitt suchte sie Deutschland auf die Knie zu zwingen — Deutschland, das ihm da unten die Tore wieder geöffnet hatte.

Möglich, ja wahrscheinlich, daß Rußland die Begründung des Deutschen Reiches nicht zugelassen hätte, wenn es unsern überraschenden Aufschwung geahnt hätte. Tatsache ist, daß das in Umbildung begriffene Rußland des zweiten Alexander, hin und hergeworfen zwischen fiebernder Reformlust und quälender Reaktion, mit dem jungen Deutschland, das den staatlichen Neubau im Innern errichtete, das Bedürfnis nach Frieden gemeinsam hatte. Geschickt zog Bismarck Österreich in dieses ungeschriebene Bündnis der beiden Regierungen hinein. Durch seine weise Mäßigung in Nikolsburg hatte er ja die erste Brücke der Verständigung zwischen Preußen und Österreich geschlagen, und nun gelang es ihm, auch die Disharmonien zu beschwichtigen, die seit dem Krimkrieg im Verhältnis der zwei Ostmächte nachzitterten. Es war ein Meisterstück der deutschen Diplomatie, alles aus dem Wege zu räumen, was die Beziehungen zwischen Petersburg und Wien stören konnte. Der Dreikaiserbund mit seiner konservativ-dynastischen Färbung, dieser mitteleuropäische Block mit seinen ungeheuren militärischen Machtmitteln hielt das französische Revanchebestreben in Schach und schuf damit ein paar Jahre hindurch eine Bürgschaft für den europäischen Frieden. Aber der Krankheitserreger, wenn ich so sagen darf, saß von vornherein in diesem politischen Gebilde, so machtvoll es nach außen erschien. Rußland war es, das die Harmonie sprengte. Es sammelte sich zu neuem Vorstoß gegen die Dardanellen und den Balkan. Das vielberufene Testament Peters des Großen, das auf der Hagia Sofia in Konstantinopel das Kreuz der orthodoxen Kirche aufpflanzen möchte, ist zwar als Fälschung erwiesen, aber dieser Teil seines Inhalts ist doch die lebendigste Tradition der russischen Auslandspolitik, die einzige vielleicht, die auch die breiteren Schichten des Volkes mit fortzureißen vermag. Diese agressive Wendung der russischen Balkanpolitik hätte fast zum kriegeri-

Digitized by Google

schen Zusammenstoß mit Österreich-Ungarn geführt, dem nach der Verdrängung aus Deutschland und Italien nur der Südosten blieb, um sich als Großmacht zu entfalten. Beinahe hätten damals jene russischen Kreise die Oberhand erlangt, die behaupteten, daß der Weg nach Konstantinopel über Wien führe. Gortschakoff umwarb Deutschland, suchte es von Franz Josef abzuziehen, um freie Hand gegen die Donaumonarchie zu bekommen. Der Kanzler gab ihm jedoch zu verstehen, daß er einer tödlichen Verwundung des Nachbarstaates nicht zusehen werde. Die ablehnende Antwort Bismarcks zwang die russische Regierung, sich nochmals mit Andrassy über die Abgrenzung der beiderseitigen Balkaninteressen zu verständigen und die österreichische Neutralität im russisch-türkischen Krieg durch territoriale Zugeständnisse, nämlich das Versprechen Bosniens und der Herzegowina zu erkaufen. Nach errungenem Sieg aber schien die russische Diplomatie alle Abmachungen zu vergessen, und diese Überspannung der russischen Macht rief die übrigen großen Staaten in die Schranken. Auf dem Berliner Kongreß übernahm Deutschland die Rolle des ehrlichen Maklers, es hatte insbesondere zwischen dem russischen und dem österreichischen Freund und nicht minder zwischen Rußland und England zu vermitteln. Wenn hier der panslawistische Übermut abgekühlt wurde, wenn die Petersburger Diplomatie eine Niederlage erfuhr und ihre Siegesbeute geschmälert wurde, so ging das keineswegs auf die deutsche Staatskunst, sondern in erster Linie auf Großbritannien zurück, das wieder einmal den Ganges am Bosporus verteidigte, und Lord Salisbury war es, der in der entscheidenden Sitzung den Antrag stellte, Österreich möge Bosnien und Herzegowina in Verwaltung nehmen. Im Schatten des englisch-russischen Weltgegensatzes also spielte sich der Kongreß ab. Aber ebenso unbestreitbar nimmt von ihm die russische Feindschaft gegen das Deutsche Reich seinen Ausgang. Der deutschen Regierung warf man Verrat an der russischen Freundschaft vor, die man Österreich geopfert habe. Es ist bekannt, wie sich die Sprache der russischen Staatsmänner und die politische Situation verschärfte, wie sie Bismarck förmlich preßten, zwischen Rußland und Österreich-Ungarn zu optieren. Er zog daraus die unvermeidliche Folgerung, die nunmehr fast ein halbes Jahrhundert lang als unerschütterliche Tatsache vor der Welt besteht: Das deutsch-österreichische Bündnis, dem sich bald durch den Anschluß Italiens eine Fassade nach Westen hin angliederte. Unter heißen Seelenkämpfen nur hat sich der alte Kaiser Wilhelm die Unterzeichnung des deutsch-österreichischen Vertrages abringen lassen, obwohl er lediglich dem Schutz des Reiches, der Unabhängigkeit seiner politischen Entschließungen galt. Bloß der Angriff vonseiten Rußlands, sei es allein oder mit anderen Staaten zusammen, verpflichtete Deutsch-

Digitized by Google

land und Österreich zu gegenseitiger Waffenhilfe. Jede agressive Spitze fehlte. Überhaupt richtete sich das Bündnis weniger gegen das russische Reich selbst als gegen gefährliche Treibereien ehrgeiziger Generale und hitziger Panslawisten im Schoße einer unberechenbaren Regierung. War aber die Rückendeckung gegen derlei Gefahren einmal in Form des österreichischen Schutzbündnisses erlangt, dann stellte sich wieder die Aufgabe, mit diesem gewarnten Rußland die freundliche Fühlung wiederzugewinnen. Das ist der ergreifende Inhalt der Bismarckischen Spätzeit, die Sorge seines Alters. Unermüdlich hat er immer wieder darnach getrachtet, das Zarenreich an sich zu ketten, ohne das Bündnis mit Österreich zu opfern, der Versicherung gegen Rußland die Rückversicherung gegen ein zu weit ausgreifendes Österreich hinzuzufügen. Eine freie Zwischenstellung zwischen beiden Reichen hat er erstrebt und bis zu seinem Sturz behauptet. Es ist eine Politik, wunderbar kompliziert bis zur Virtuosität und doch mit einer genialen Sicherheit und Einheit des Willens durchgeführt, ein kunstreiches Schwebesystem von Gewichten und Gegengewichten, verständlich und notwendig angesichts der ungünstigen geographisch-politischen Lage Deutschlands, das ringsum bedroht allezeit mit einer Konstellation ähnlich der des Siebenjährigen Krieges zu rechnen hat. Es ist Bismarck gelungen, vorübergehend anfangs der achtziger Jahre eine neue Dreikaiser-Entente herbeizuführen, die wiederum wie das erste Mal an der Balkanfrage und der Rivalität Rußlands gegen Österreich auseinanderbrach. Indessen das Einverständnis der deutschen und der russischen Regierung wurde darob wenigstens nicht aufgegeben, es wurde vielmehr gekrönt durch den berühmten Rückversicherungsvertrag. Er widersprach weder dem Geiste noch dem Wortlaut des Bündnisses mit Österreich; freilich brauchte es einer äußerst feinen Hand, wenn die Fäden sich nicht unheilvoll verwirren sollten. Jedenfalls ist Bismarck damit der Freundschaft Rußlands zuliebe an die äußerste Grenze dessen gegangen, was er einem verbündeten Österreich gegenüber wagen konnte. Er ließ den Zaren in den bulgarischen Streitigkeiten gewähren, er lehnte es mit Schroffheit ab, auch nur einen einzigen pommerschen Musketier für dieses Problem einzusetzen. Das nach Bismarcks Ansicht gesättigte Deutschland, dessen vornehmstes Ziel die Bewahrung des kontinentalen Friedens war, ließ Rußland draußen in der weiten Welt freie Hand gegen Großbritannien und durch diese Zugeständnisse hielt er den Degen des Zaren in der Scheide. Wie weit Bismarck gegebenenfalls in der Orientpolitik Rußland gefördert hätte, bezeugt er selber in seinen Gedanken und Erinnerungen. Freilich, durch welchen Wust höfischer und diplomatischer Intrigen mußte er sich durchwinden, um Europa den Frieden zu sichern, wie sehr hatte er mit der argwöhnischen, engen

Digitized by Google

Natur Kaiser Alexanders III. zu kämpfen, wie oft unterminierte die Wühlarbeit der panslawistischen und nationalistischen Heißsporne seine ehrlichsten Bemühungen! Alle Saiten mußte er aufziehen, die zarten und die rauhen, um Eintracht aufrecht zu erhalten. Mit Besorgnis beobachtete er die Annäherung zwischen dem Petersburger Kabinett und der Regierung des republikanischen Frankreich, die sich noch während der Dauer des deutsch-russischen Rückversicherungsvertrags in Gestalt erster finanzieller Verpflichtungen vollzog. Es war sein Tagewerk und der Alp seiner Nächte, die Verbrüderung von Völkern zu vereiteln, die im Grunde wie Wasser und Feuer zueinander paßten. Denn es standen Despotismus gegen Revolution, dumpfe Orthodoxie gegen radikale Aufklärung, Slawentum gegen Romanen, halbasiatische Unkultur gegen westeuropäische Bildung. Das alternde Frankreich suchte die riesenhaften, erwachenden Kräfte der östlichen Welt in den Dienst seiner Revancheidee zu stellen, die allein zu erfüllen es zu schwach war. Mit ehernen Worten hat der Kanzler in jenen schwülen Jahren seinem friedliebenden Volk die Möglichkeit des Zweifrontenkrieges ins Bewußtsein gehämmert, hat er geweissagt, daß in einem solchen Fall ganz Deutschland wie eine Pulvermine von Memel bis zum Bodensee ausbrennen und von Gewehren starren werde. Es war das Meisterstück seiner Politik, daß er die Gefahr, so lange er im Amte war, zu bannen wußte, allerdings unter Aufgebot sämtlicher Kräfte, unter heftigen Spannungen, die ihm mitunter die Waffe scharfer wirtschaftlicher Maßregeln in die Hand drückten. Die Frage eines Bruches mit Rußland wetterleuchtet in seinen Sturz hinein. Noch ist über diese Ereignisse der Schleier nicht hinreichend gelüftet. Soviel ist sicher, daß der gestürzte Titan die Nichterneuerung des Rückversicherungsvertrags durch seinen Nachfolger als einen schweren Fehler beklagte. Wir dürfen aber heute die Frage aufwerfen, ob es selbst einem Genius wie Bismarck gelungen wäre, die engere Verbindung Rußlands mit Frankreich nach wie vor zu verhindern. Es liegen Anzeichen vor, daß wir die russische Freundschaft auf die Dauer nur auf Kosten des habsburgischen Staates, vielleicht gar durch Preisgabe des deutsch-österreichischen Bündnisses hätte erkaufen können, das nach Bismarck eine Voraussetzung unserer Politik sein muß. Vielleicht kämpfte er gegen eine Kombination an, die sich aus der gesamten europäischen Lage heraus mit der Notwendigkeit eines Naturgesetzes vollziehen mußte. Ich wage es nicht zu entscheiden. Selbst seine Riesenarbeit der achtziger Jahre erscheint uns heute in einer tragischen Beleuchtung: Unaufhaltsam festigte sich das Verhältnis Rußlands zu Frankreich, verstärkte sich an unsern Grenzen der konzentrische Druck. Deutschland, das Reich der Mitte, sollte erdrückt werden.

Digitized by Google

Faßt man die Entwicklung, die seit Bismarcks Entlassung sich zu unserem Weltkrieg herüberspannt, in einen größeren historischen Rahmen, so wird es bald klar, daß auch die Nachfolger des ersten Kanzlers trotz einiger Schwankungen in den Anfängen des jungen Kaisers doch das Vermächtnis Bismarcks in Ehren gehalten haben. Sie haben sich Mühe gegeben, mit der Regierung des Zaren in guter Fühlung zu bleiben. So hat man selbst unter Caprivi das von Bismarck erlassene Verbot der Beleihung russischer Staatspapiere aufgehoben, und in der auswärtigen Politik hat Rußland oft, vielleicht zu oft unsere Unterstützung genossen. An Rußlands Seite, im Verein mit Frankreich war Deutschland zu finden, als Europa nach dem Japanisch-Chinesischen Feldzug die Begehrlichkeit des Siegers zügelte. Wir halfen dem Zaren, die Japaner aus Port Arthur diplomatisch hinauszumanövrieren. Wir haben den russischen Interessen im fernen Osten überhaupt keinerlei Schwierigkeiten bereitet, wir überließen ruhig das Zarenreich seinen imperialistischen Tendenzen, die auf Zugang zum Warmen Meer gerichtet waren. Während des großen Russisch-Japanischen Krieges enthoben wir den Nachbar durch unsere wohlwollende Neutralität jeder Sorge um seine europäische Grenze, in einem Augenblick, wo wir ihn leicht hätten vernichten können. Und wiederum beim Friedensschluß machte die deutsche Diplomatie ihre Stimme geltend gegen Bedingungen, die zu tief ins Fleisch des russischen Lebens eingeschnitten hätten. Durch diese beiden Aktionen zugunsten Rußlands haben wir uns den Haß der Japaner aufgeladen und wir bezahlen unsere damalige Gutmütigkeit jetzt mit der Vernichtung von Kiautschau. Wie wenig wir uns in unserer Freundlichkeit gegen Rußland durch irgendwelche nationalistischen Strömungen beirren ließen, dafür bietet unser Verhalten in der Frage der Ostseeprovinzen ein Zeugnis. Wie hat die russische Regierung unter Pobjedonoszeff das Deutschtum unterdrückt, wie hat sie daran gearbeitet, die esthische und lettische Bevölkerung gegen die Träger der deutschen Kultur aufzuwiegeln, wie schmerzlich hat das alles auf uns gewirkt! Trotzdem haben wir geschwiegen, wir und unsere Regierung haben die Volksgenossen im Ausland ihrem traurigen Schicksal überlassen. Wir haben die Möglichkeit, die russische Revolution zu unserem Vorteil auszubeuten weit von der Hand gewiesen.

In der Auslandspolitik des russischen Reiches lösen sich die verschiedenen Richtungen seines Eroberungstriebes teils ab, teils gehen sie nebeneinander her. Als eine unaufhörliche Jagd nach der Grenze, ein Drang nach den großen schiffbaren Meeren stellt sich das Ganze dar. Ursprünglich war dieser Drang rein politisch-militärisch geartet und überwiegend ist er es auch heute noch. Erst neuerdings, ungefähr seitdem Witte der wirt-

Digitized by Google

schaftlichen Verfassung den Stempel seines Geistes aufgedrückt hat, mehren sich die Anzeichen, daß diese Eroberung in den Dienst eines Wirtschaftsprogramms tritt und daher eine doppelte Stoßkraft entfaltet. Der moskowitische Eroberungstrieb kennt keine Ruhe, er wendet sich einmal dahin, dann dorthin, wo er jeweils den geringsten Widerstand zu verspüren glaubt. Als das Fiasko der ostasiatischen Politik da war, schlugen die Staatsmänner an der Newa alsbald wieder den Weg gegen Persien und Indien ein. Das Abkommen über Persien und Afghanistan, unterzeichnet von zwei Weltgegnern wie Rußland und Großbritannien, war natürlich höchstens ein diplomatischer Waffenstillstand, keine endgültige Vereinigung des persischen und des indischen Problems. In der Tiefe dauerte die Feindschaft unvermindert fort. Aber die beiden Rivalen fanden sich zusammen in dem gemeinsamen Gegensatz zu Deutschland. Unser Reich erstrebte zwar in der Türkei keine Landerwerbungen; durch den Bau der Bagdadbahn wollte man unserer aufstrebenden Wirtschaft und Technik einen neuen Wirkungskreis erschließen. Das aber schon genügte, um Rußland, weil es von Persien her für sich fürchtete, zu beunruhigen. England hingegen, das seit dem Bau unserer Flotte bald in der Welt nur noch die Konkurrenz Deutschlands erblickte, sah uns bereits vom persischen Meerbusen her Indien und Ägypten bedrohen. Es ist nun charakteristisch, daß nach der vorläufigen Entspannung in Asien sofort das russische Interesse am Balkan eine neue agressive Wendung nahm. Seit Mitte der neunziger Jahre hatte Fürst Lobanow die nahöstliche Frage bis auf weiteres „einfrieren" lassen, um sich vor allen Überraschungen auf dem Balkan zu sichern, solange Rußland sich dem Stillen Ozean zuwandte. Aus dieser Berechnung war das Zusammengehen mit Österreich in Mazedonien entsprungen. Jetzt löste es sich wieder, nachdem England sich dem Zarenreich genähert hatte. Die Annexion Bosniens, die nur eine formelle Besiegelung einer längst vollzogenen Tatsache war, und den daran anknüpfenden Konflikt mit Serbien hätte Iswolski zu gern zum Vorwand gemacht, um Österreich-Ungarn niederzuschlagen. Das England König Eduards aber, das in der Blüte seiner Einkreisungspolitik stand, benutzte mit Vergnügen die Gelegenheit, um in der Donaumonarchie unsere eigene Stellung zu treffen. Großbritannien wollte den Kaiser Franz Josef für seine Bundestreue strafen. In dem Duell Iswolski kontra Ahrenthal verlor der Russe, genau wie nach San Stefano einst der politische Vorläufer Iswolskis, der Panslawistengeneral Ignatieff, gegen Andrassy den kürzeren gezogen hatte. Diesmal war es Deutschlands unerschütterliche Bereitschaft Österreich beizuspringen, an der sich die Angriffslust des russischen Ministers brach. Er mußte sich begnügen, als Botschafter in Paris die

Digitized by Google

Intrigue weiter zu spinnen und das Netz enger um das verhaßte Haupt der deutschen Regierung zu ziehen. Wir ließen Österreich-Ungarn in jenen Tagen nicht im Stich. Dieses Zusammengehen konnte aber auch vor einem europäischen Forum zu Recht bestehen, weil Österreich, wie seine Zurückhaltung in den beiden letzten Balkankriegen bezeugt, rein defensiv gerichtet blieb. Es wehrte sich gegen die großserbische Anmaßung, aber es zeigte keinen Hunger nach Landerwerb. Die diplomatische Niederlage jener bosnischen Krisis wurde uns von den russischen Staatsmännern ebensowenig wie von den englischen verziehen. Der Umstand außerdem, daß wir einer Auflösung der Türkei widerstrebten, ließ die Partei, die in uns den Hauptgegner sah, nicht rasten. Auf dem Balkan, am Goldenen Horn, überall stießen sie auf Deutschland, diesen unerwünschten Emporkömmling unter den Großmächten. Der elementare Haß, den man in St. Petersburg seit dem Krimkrieg gegen Österreich hegte, griff immer leidenschaftlicher auf uns über, weil wir über die Habsburger Monarchie den Schild hielten. Aber die Friedfertigkeit des Deutschen Kaisers, der Mangel an eigentlichen Reibungsflächen zwischen uns und Rußland war zu sonnenklar, als daß man einen Krieg unmittelbar gegen uns hätte provozieren können, so sehr die britisch-französische Feindseligkeit, die im Marokkokonflikt vor aller Welt gegen uns aufgeflammt war, dazu lockte. Statt unserer mußte Österreich-Ungarn, schon seiner inneren Struktur halber, die eigentliche Blöße geben. Dem alten Kaiser Franz Josef setzte man die Degenspitze auf die Brust. Es ist überflüssig darzutun, wie der Balkanbund von Rußlands Gnaden, der allerdings in mancher Beziehung seine Schöpfer enttäuschte, seine Spitze kehrte nicht nur gegen den türkischen Erbfeind, sondern gegen die Donaumonarchie. Ständig wiederholt sich dieselbe Taktik: durch Österreich soll zugleich Deutschland ins Herz getroffen werden. Das alte Fechterstück: gegen die Tapete sticht man, den Polonius dahinter aber tötet man. Das gleiche Spiel im vorletzten Akt der Tragödie, dem Mordstreich von Serajewo! Österreich-Ungarn mußte die Urheber des Anschlags züchtigen. Spät genug und bitter schwer entschloß es sich dazu. Seit Jahren warf Serbien den Brand in den Süd-Ostflügel der Monarchie. Diesem verbrecherischen Treiben mußte endlich Einhalt geboten werden. Als das kleine Serbien sich im Vertrauen auf den russischen Gönner nicht fügte, taten Deutschland, voran der Kaiser unter Einsatz seiner starken Persönlichkeit, das Menschenmögliche, um den Konflikt auf seinen eigentlichen Herd zu beschränken. Die Möglichkeit dazu war leicht vorhanden, wenn sie die russischen Staatsmänner nur ernsthaft gewünscht hätten. Denn Österreich-Ungarn versprach, auch nicht einen Fuß breit fremden Landes zu erstreben. Aber Rußland wollte über diese Garantie hinaus

Digitized by Google

den allgemeinen Krieg. Nicht aus panslawistischem Idealismus, der sich ohnehin ungeheuerlich genug ausnimmt, wenn ein Selbstherrscher wie der Zar sich zum Verteidiger des Fürstenmordes aufwirft! Längst mußte es ja Rußland wissen, daß diese jungen, aufstrebenden Balkannationen die türkische Herrschaft nicht mit dem Szepter des Zaren vertauschen wollen. Tatsächlich sind sie alle bereits mit Ausnahme der Serben der Bevormundung des Zar-Befreiers entwachsen, und auch Serbien mit Montenegro, die einzigen Handlanger Rußlands in diesen Regionen, würden die hilfreiche Hand alsbald abstoßen, wenn ihr Hauptziel erreicht wäre, nämlich die Verblutung Österreichs und die Losreißung seiner südslawischen Provinzen. „Befreite Völker", sagt Bismarck, „sind nicht dankbar, sondern anspruchsvoll." Rußland also *wollte* den Krieg. Die Mobilmachung gegen Deutschland, die dem schwächlichen Zaren von seinen Ratgebern abgerungen wurde, *war* der Krieg, *mußte* es sein. Der Augenblick schien günstig für die Staatsmänner an der Newa. Denn in Frankreich stand ein Mann an der Spitze der Republik, der zwar über das Durchschnittsmaß des ehrgeizigen Advokaten kaum hinausragte, aber doch ein Repräsentant der Revancheidee war und auf Wunsch des russischen Kabinetts die Rüstung seines Landes emsig betrieben hatte. Die englisch-deutschen Verständigungsversuche waren außerdem seit Marokko zur Besorgnis Rußlands etwas vorangekommen, aber noch hatte man die alte Einkreisungspolitik in London keineswegs aufgegeben. Allerlei Verstimmungen anläßlich Persiens und andere Symptome deuteten schon seit geraumer Zeit darauf hin, daß die nie völlig beschwichtigte alte Weltgegnerschaft zwischen Rußland und Großbritannien wieder im Aufflackern sei. Es hieß daher, den letzten Augenblick benutzen, bevor in England jene Stimmen, die den Ausgleich mit Deutschland forderten, lauter wurden und vielleicht gar eine Annäherung der auswärtigen Politik an Deutschland auf Kosten Rußlands veranlaßten. Man mußte das Eisen schmieden, solange es heiß war!

Zum Bruch stachelte auch von innen her mancherlei auf, eine gewisse Erstarkung der staatlichen Machtmittel und eine verhältnismäßige, unter Umständen allerdings trügerische Beruhigung der gärenden Volkselemente, ferner der Aufschwung der Industrie, die immer mehr die deutsche Rivalität als drückend empfand, nachdem unser Kapital und Unternehmungsgeist ihre Anfänge erst befruchtet und beflügelt hatten. Aus einem Aufsatz, den Fürst Kotschubei vor einigen Monaten in einer französischen Zeitung veröffentlichte, geht hervor, daß die empfindlichen nationalen Kreise ihr Vaterland nachgerade als einen wirtschaftlichen und politischen Tributärstaat Deutschlands ansahen. Nicht minder empfand man die Abhängigkeit von deutscher Bildung vielfach als peinlich. Seit zwei Jahrhunderten

Digitized by Google

hatte sich ein außerordentlicher Haß gegen die Deutschen aufgespeichert, trotzdem oder vielmehr weil sie die Träger der westeuropäischen Kultur waren. Sie hatten Peter dem Großen geholfen, die Fundamente des modernen Staates und seiner Macht zu legen, sie hatten die russische Gesellschaft mit ihren Einflüssen bedeutsam durchsetzt, sie waren die Schulmeister des Reichs und nicht immer gelinde Zuchtmeister gewesen. Die zweite Hälfte aber des vergangenen Jahrhunderts wird in dem Rußland Dostojewskijs gekennzeichnet durch ein starkes Wachstum der slawophilen Bewegung, die sich bei manchem ihrer Vertreter zu einer romantischen Überschätzung des groß- und altrussischen Volkstums steigerte, zu einer Abwehr alles Fremden, zu einem sich immer tiefer wühlenden Haß insbesondere gegen alles Deutsche. Diese allgemeinen Tendenzen wirtschaftlicher und geistiger Natur verbanden sich in mannigfachster Weise mit dem neuerdings verschärften politischen Gegensatz. Bereits war die Mißstimmung in den gebildeten Schichten so allgemein, daß aus dem Munde eines angesehenen russischen Historikers, Paul von Mitrofanoff, noch vor dem Attentat von Serajewo heftige Anklagen zu uns herüber drangen. Wörtlich ließ er da verlauten: „Es ist den Russen jetzt klar geworden: wenn alles so verbleibt, wie es jetzt ist, geht der Weg nach Konstantinopel durch Berlin. Wien ist eigentlich eine sekundäre Frage!“ So bedurfte es nur eines geringen Anstoßes, um den Stein ins Rollen zu bringen. Das Säbelklirren der Generale und des Großfürsten Nikolai Nikolajewitsch, der das Haupt der Reaktion im Innern ist, übertönte alle Stimmen der Vernunft im eigenen Lager, und selbst die furchtbar ernsten Worte, mit denen Kaiser Wilhelm dem Zaren die Last der ungeheueren Verantwortung zuschob, verhallten.

So sind wir gegen unseren Willen, trotz heißer Gegenbemühungen, in den seit Menschengedenken größten Krieg hineingetrieben worden. Er wird das Angesicht Europas und der Welt verwandeln. Es liegt mir nicht ob, zu erörtern, welche Wirkungen er etwa für die Entwicklung der skandinavischen Völker haben wird. Daß sie aber durch das Problem Deutschland gegen Rußland irgendwie berührt werden, ist ohne weiteres klar. Es bedarf nur der Erinnerung, welche Unruhe es im vorigen Jahre hervorrief, als Rußland nach verhältnismäßig langer Pause, die aber durch seine anderen mehr oder minder glücklich verlaufenen Expansionen ausgefüllt war, dem atlantischen Schauplatz sein Interesse wieder zuwandte. Wie in allen imperialistischen Staaten gewann ja auch im Zarenreich der neumerkantile Gedanke und das Programm der wirtschaftlichen Autarkie immer mehr Ansehen, gesammelte und vorstoßende Kraft. Auf diesem Hintergrund zeichnete sich das Bedürfnis nach einem Zugang zum Ozean, zum mindesten nach einem eisfreien Hafen, den man Nor-

Digitized by Google

wegen entreißen müßte, erneut ab. Wir Deutsche sind bekanntlich barbarisch genug, die großen Meister der nordischen Literatur zu verehren, wir freuen uns an der aufstrebenden Technik und Wirtschaft, an dem reichen, bewegten Verfassungsleben der nordischen Königreiche. Darum haben wir jene bedenklichen Erscheinungen mit Besorgnis verfolgt. So mancher von uns, der mit dem kleinen Niels Holgersson das schöne schwedische Land im Geiste überflogen hat und dieses nordische Volkstum als ein Symbol reingermanischen Wesens und quellklarer Gesundheit liebt, war damals schmerzlich berührt von der Möglichkeit, daß die Gefahr nicht rechtzeitig erkannt und entsprechend beantwortet werden könnte. Denn die Maßnahmen, die man russischerseits in Finnland getroffen hat, waren mehr als einfache Sicherungsgebote von defensiver Bedeutung. Sie kündeten, wie der auch bei uns hochgeschätzte Fahlbeck betont hat, einen strategischen Aufmarsch nach Westen hin an. Ich eile über diese Fragen, die in größten internationalen Zusammenhängen stehen, hinweg, um nicht in den Verdacht zu geraten, als wolle ich unerbetene Ratschläge erteilen oder versuchen, die Haltung eines neutralen Volkes irgendwie zu beeinflussen. Wir ehren die Neutralität der skandinavischen Staaten und wissen wohl, daß Schweden nicht nach deutschen Gesichtspunkten, sondern lediglich gemäß seiner eigenen nationalen Wohlfahrt und seinen Interessen zu handeln hat. Wir bitten nur, uns die eine mehr historische Anerkennung nicht zu versagen, daß der Kampf, den uns Rußland aufgezwungen hat, letzten Grundes auch um Schwedens Integrität und Unabhängigkeit sich dreht, deren Anfrechterhaltung uns teuer ist. Würde das Deutsche Reich erdrückt von Rußland, so wäre das Baltische Meer bald nichts weiter als ein russischer Binnensee und die Vergewaltigung der nordischen Königreiche würde nicht lange auf sich warten lassen. Wer vermöchte nicht aus dem furchtbaren Schicksal Finnlands die Lehre zu ziehen, wie die russischen Nationalisten sich die Entwicklung des Nordwesten denken? Wir in Deutschland sind überzeugt, daß die stammesverwandten Völker der skandinavischen Halbinsel, deren Geschichte so reich ist an heroischen Taten, nicht nur dem Heldenmut unserer Heere Gerechtigkeit widerfahren lassen, sondern daß sie auch fühlen: dieser Krieg wird entscheiden, ob in absehbarer Zeit die Randgebiete der Ostsee sich ihrer selbständigen germanischen Kultur weiter erfreuen dürfen oder ob sie allmählich zu Provinzen des Moskowitertums degradiert werden sollen, wie das geknebelte Finnland. Wir kämpfen um unsere Existenz als Staat und als Volk. Kein Mensch in Deutschland ist darüber verzagt. Denn eben darin ruht der Segen dieses Kampfes. Wir fechten ihn aus gegen halb Europa und die skrupelloseste Vormacht Asiens, um Sein und Nichtsein. Und wie im Jahr der

Digitized by Google

Erhebung der Geist Friedrichs des Großen das preußische Volk als ein glühendes Fluidum durchströmte, so reitet auch jetzt die schmale Heldengestalt unsichtbar den grauen Massen unserer Heere voraus. In unseren Soldaten und Führern ist Blut von seinem Blut, die blitzende Todesverachtung und das stählerne Ausharren bis zuletzt, der Wille zu siegen um jeden Preis. Vor dem französischen Erbfeind flattern die Feldzeichen des alten Fritz, seiner Regimenter und der Garde, umflossen vom Abglanz seiner Taten. Ihrer sind viele, die einst in den napoleonischen Kriegen das Morgenrot der Befreiung nach Hause brachten. Und es wehen andere draußen, Fahnen aller deutschen Stämme, unter denen unsere leiblichen Väter das Werk der nationalen Einigung vollendet haben. Auf den Schultern dieser Männer stehen wir. Aber wir sind zu kräftig in die Welt hinaus gewachsen, als daß es unsere Neider ertragen könnten. Ein Kampf zunächst um die Existenz, aus dem wir aber größer als je hervorzugehen hoffen! Die ungezählten Scharen, die hinauszogen, und wir Millionen anderer, die noch hinausziehen werden, sehen ihr Dasein als verwirkt an und leben nur das unsterbliche Leben der Nation.

Was steht dem auf der anderen Seite gegenüber? Herrscher und Herrscherwerkzeuge, der Zar und seine Zwangsmittel können zerbrechen wie mürbes Rohr. Ein Volk aber im hohen Sinn des Wortes, in der Blüte seiner geistigen und körperlichen Gesundheit, ist unüberwindlich. Wohl hat es die russische Regierung seit Stolypin verstanden, sich den nationalistischen Stimmungen der Großrussen anzuschmiegen und sie dadurch ihren eigenen Zielen dienstbar zu machen. Aber wie eng begrenzt sind doch jene Kreise der Duma, aus der die breiten Massen und wertvolle Glieder der Intelligenz ausgeschlossen sind, und wie verschwommen und widerspruchsvoll sind selbst die panslawistischen Gedanken, durch die dieser Krieg einer Klique geistig drapiert wird! Wie fremd stehen die unterdrückten Nationalitäten und gerade die Randvölker des Zarenreiches den Zielen dieses Kampfes gegenüber! Unleugbar ist zwar die Gewalt der Krone in den revolutionären Wirren, die nach dem Mandschureifeldzuge ausbrachen, erstarkt, und wohl hat sie es seitdem versucht, durch einzelne Reformen ihren Absolutismus zu untermauern. Aber von einer befriedigenden Lösung der drängenden Probleme ist sie noch weit entfernt, in vielem sogar reaktionärer verhärtet als zuvor. Noch fehlt es an zwingenden Leistungen und Beweisen, daß der russische Koloß nicht auf tönernen Füßen ruhe. In Rußland erhebt sich kein Volk von organischem Zusammenhalt, das für seine heiligsten Güter ficht. Nur aufgepeitschte Leidenschaften fluten uns entgegen, die vielleicht ihren gewissenlosen Antreibern über den Kopf wachsen werden. Wir stehen darum als Staats- und Kulturvolk gegen

Digitized by Google

eine roh-mechanische Staatsauffassung. Noch immer aber gilt im Völkerleben das Gesetz, daß die Macht nur dann endgültige Siege erringt, wenn sie die Trägerin ideeller Werte ist.

Es hat eine Zeit gegeben, wo England als Verwalter des kostbaren puritanischen Erbes die ungeheuere Expansion angelsächsischen Wesens rechtfertigen durfte mit der Verbreitung hoher Menschheitsgüter, die sich an seinen Namen knüpften. Großbritannien war das gefeierte Vorbild des gesamten europäischen Liberalismus. Heute leistet es dem Zarentum Vorspanndienste. Es hat seine westeuropäische Mission verleugnet und es hat sich nicht gescheut, die gelbe Rasse gegen das deutsche Brudervolk aufzurufen. Ein großer Denker der italienischen Renaissance hat gesagt, daß jeder Staat beim angestammten Feldzeichen verharren müsse, wenn er sich nicht dem Untergang ausliefern wolle. Mit andern Worten: er darf die Grundsätze nicht mit Füßen treten, die ihn groß gemacht haben. Wenn diese Lehre richtig ist, dann wird die Versündigung Englands an sich selber, die Versündigung am Gedanken der europäisch-christlichen Zivilisation als Fluch über das stolze Albion kommen. Wenn Thomas Carlyle heute lebte, er würde sein Haupt verhüllen über die schmachvollen und widernatürlichen Verbindungen, die seine Landsleute eingegangen sind. Unsern Händen ist nun die Aufgabe anvertraut, die Großbritannien schmählich im Stich gelassen hat, Vertreter zu sein des konstitutionellen Staatsgedankens gegen despotische Willkür, Schützer der germanischen Rasse gegen den slawischen Ansturm. Wir sind das Bollwerk europäischer Bildung gegen asiatische Unkultur geworden, Vorkämpfer der weißen Völkerfamilie gegen die Überschwemmung der Gelben. Gewaltige, ungeahnte Perspektiven tun sich vor uns auf, und die künftigen Historiker, die einmal diesen Weltkrieg zu beschreiben haben, dürfen ihn eine geistige Revolution Europas nennen in einem wahrlich umfassenderen Sinn als einst die Bewegung, die vor mehr als hundert Jahren Frankreich auf dem Kontinent entfesselt hat. Die großen inneren Erlebnisse, weit mehr als die bloßen Fortschritte der intellektuellen Erkenntnis, sind das Entscheidende in der Entwicklung des Einzelnen wie der Völker. Dieser Krieg rüttelt Deutschland durch bis in die tiefsten Tiefen seines Seins, mit einer elementaren Kraft von religiöser Weihe. In jedem Einzelnen feiert die Nation ihre Wiedergeburt. So manchen ungläubigen Saulus haben die höheren Notwendigkeiten zum gläubigen Paulus gemacht. Was Jahrzehnte innerer Kämpfe nicht vermochten, hat die schöpferische Macht des Krieges bewirkt: daß das Deutschtum sich seiner schlummernden Kraft so recht erst bewußt geworden ist und ein großer Glaube in die Gemüter einzieht — der Glaube an unsere Zukunft, an den Aufstieg der deutschen Weltmacht. Ein feinsinniger schwedischer Gelehrter,

Digitized by Google

R. Kjellén, hat Deutschland jüngst die Führerrolle zugesprochen in der sich anbahnenden Neugestaltung der europäischen Staatengesellschaft, die von der russischen, die von der gelben Gefahr bedroht ist. Er vermißte nur eine Voraussetzung hierfür bei uns, den Glauben an eine solche Mission. Hätte er aber unsre in den Krieg ausziehenden Truppen gesehen, die Millionen mit der einen unvergänglichen Seele, dann wäre es ihm zu überwältigender Anschauung gekommen, daß diesem Volk die Augen aufgehen mußten über seine schicksalsvolle Bedeutung. Aber wir träumen nicht von einer Expansion des Deutschtums nach russischem Muster, die alles einstampft, was ihr nicht gleichartig ist. Unser Verantwortungsgefühl strebt hinein in den Zusammenhang der letzten und höchsten Dinge. Auch jetzt und in aller kommenden Zeit vergessen wir nicht, daß wir das Volk Goethes sind. Wir werden uns zum Lichte durchringen, nicht nur weil wir unser politisches Dasein weiterfristen wollen, sondern weil wir, Deutsche und Weltbürger zugleich, Menschheitswerte verkörpern der Gesittung, der Freiheit, des sittlichen Adels, die unzerstörbar sind. Darum wissen wir: Gott ist mit uns.

Rußland und das neue Deutschland.

Von Dr. Carl Jentsch in Neisse.

Die Weltgeschichte ist die Geschichte des Vollzugs des an Adam und Eva ergangenen göttlichen Gebotes: wachset und mehret euch, erfüllet die Erde und machet sie euch untertan; Geschichte der allmählichen Besiedlung und Kultivierung der Erdoberfläche, Kolonisationsgeschichte. Die Besiedlung schreitet von übervölkerten Ländern zu wüst liegenden oder dünn bevölkerten fort, und die Kultivierung kann nur von Kulturvölkern ausgehen. Darum ist unser Erdteil der große Kolonisator, denn er ist dicht bevölkert, und nur *seine* Völker sind Kulturnationen im höchsten Sinne des Wortes, wenn auch leider der Krieg im wesentlichsten Bestandteile der Kultur, in Humanität und Sittlichkeit, bei Franzosen und Engländern arge Defekte aufgedeckt hat. Das Heimatland jedes dieser Völker ist sein unantastbares heiliges Eigentum, und jeder feindliche Einbruch darein ein Frevel. Nicht wir haben diesen Frevel begangen, sondern die Westmächte haben ihn gegen uns geplant, und auf keine andre Weise konnte der frevelhafte Einbruch abgewendet werden, als dadurch, daß deutsche Truppen in Frankreich einrückten[1]).

[1]) Ich bin ein falscher Prophet gewesen, indem ich die Besorgnis vor einem Kriege mit den Westmächten für unbegründet hielt. Ich sagte mir: daß in Frankreich und England der Mann aus dem Volke, dem die Deutschen als Pendulendiebe und

Digitized by Google

Dagegen sind der europäische Osten und Vorderasien Kolonialland für das eigentliche Europa, und zwar das durch seine geographische Lage uns, den Nachbarn, zugewiesene Kolonialgebiet. Das passive und triebhafte Naturell des Russen ist allen Gebildeten aus der russischen Novellistik und aus Tolstois Religion bekannt, und der Unterrichtete kennt die geographischen, ethnographischen und historischen Kräfte, die dieses Naturell gebildet haben, das unfähig ist, aus sich selbst Kultur zu erzeugen, unfähig namentlich zu planmäßiger, energischer, stetiger Arbeit und bar jenes strengen Pflichtgefühls, ohne das es keine gute Verwaltung gibt. Aus diesem Grunde ist auch von der wirklich großartigen Agrarreform der gegenwärtigen Regierung eine durchgreifende und dauernde Hebung der Kultur des Landes nicht zu erwarten. Die Russen haben also zwar Überfluß an Land, aber nicht die Fähigkeit, ihre ungeheure Bodenfläche gehörig zu nützen. Ähnlich verhält es sich mit den Bewohnern der Balkanhalbinsel und der asiatischen Türkei. Sie sind anders geartet als die Russen und unter sich verschieden, aber sämtlich mit allerlei aus ihren Schicksalen zu erklärenden Mängeln behaftet, die sie in der wirtschaftlichen Tätigkeit und in der politischen Organisation hindern, und sie haben Land im Überfluß. Deutschland hinwiederum hat Überfluß an den Gütern, die diesen östlichen Völkern abgehen: an wirtschaftlicher und politischer Einsicht und Tüchtigkeit und an Kapital, aber es ist zu klein; es fehlt dem stetig wachsenden deutschen Volke an Raum zur vollen Entfaltung seiner überquellenden Kraft, an Getreideboden und Weideland. (Die Leistungen der deutschen Landwirtschaft sind bewunderungswürdig, aber ihre Intensifizierung hat Grenzen und diese Grenzen sind so ziemlich erreicht.) Daraus folgt, daß die Deutschen und die östliche Völkergruppe von der Natur aufeinander angewiesen sind: die Deutschen haben, zwar nicht ihre politische Herrschaft, aber ihren Einfluß und ihre Tätigkeit über diese Länder auszudehnen, dadurch ihnen Kultur und Gedeihen zu bringen, sich selbst aber den Bewegungs- und Nahrungsspielraum zu sichern, den sie brauchen, wenn sie nicht wie zu eng gepflanzte Bäume in ihrem Safte ersticken sollen.

Kindlifresser geschildert werden, einen räuberischen Einfall dieser „Hunnenhorden" fürchtet, läßt sich erklären; auch, daß der französische Spießbürger die Wiederherstellung der politischen Hegemonie Frankreichs in Europa, der englische Geschäftsmann die Zurückeroberung der „Seeherrschaft", dieses aus dem Zeitalter der Piraterie stammenden anachronistischen Wahngebildes, und des unwiederbringlich verlorenen Handels- und Industriemonopols für möglich hält; aber daß Staatsmänner Deutschland, daß sie die realen politischen und wirtschaftlichen Kräfte und Zustände der Gegenwart so wenig kennen und im Aberglauben an Volksphantasien einen selbstmörderischen Krieg unternehmen sollten, das ist undenkbar.

Digitized by Google

Dieser heilsame Güteraustausch konnte auf friedlichem Wege vor sich gehen, wenn Rußland nicht eine sogenannte europäische Großmacht geworden wäre, sich nicht mit europäischer Hilfe das äußerliche Gerüst eines europäischen Staatsbaues gezimmert hätte, alles, was sich ohne spontane Kulturtätigkeit des Volkes durch bloße Verwendung der zahlreichen Menschen als strapazengewohnter Soldaten und geduldiger Steuerzahler schaffen ließ: ein europäisch gedrilltes Heer, moderne Finanzen und eine geriebene Diplomatie. Und diese Großmacht ist nun eine Gefahr für uns geworden durch den Hochmut des Zartums, dem die Gunst der Umstände eine Zeitlang die Rolle des Ordners der europäischen Angelegenheiten zugeschoben hat, durch den im mongolischen Nomadenblut liegenden blinden Expansionsdrang, der, die Form des Panslawismus annehmend, Österreich und dadurch mittelbar das Deutsche Reich bedrohte, und durch das (an sich berechtigte) Streben der russischen Staatsmänner nach eisfreien Häfen am offenen Meere. Sofern dieses Streben auf Konstantinopel gerichtet ist, droht es uns nur die wirtschaftliche Expansion nach der Levante zu sperren; aber es ist nicht daran zu zweifeln, daß die Herren auch nach preußischen Ostseehäfen gelüstet, obwohl sich dieses Gelüst vor dem Kriege nicht äußern durfte. Da es Deutsche sind, die diesen uns bedrohenden Staat auf- und ausgebaut haben: eine deutsche Dynastie, deutsche Balten, deutsche Lehrer russischer Staatsmänner und Generäle, so kann man das Zartum als die von Deutschen gegen das Deutschtum organisierte Slawenwelt definieren.

Was Bismarck und die Altpreußen zur Überschätzung Rußlands und zur Freundschaft für Rußland verleitet hat, kann hier nicht ausgeführt werden. Daß dann Kaiser Wilhelm II. den Expansionsdrang der Deutschen aufs Weltmeer gelenkt hat, muß deswegen ein Glück genannt werden, weil wir ohne die Flottenbegeisterung dem zwar wahnsinnigen aber doch nicht ungefährlichen Versuche Englands, ins Zeitalter der Piraterie zurückzukehren, wehrlos preisgegeben sein würden. Aber wenn dieser törichte Versuch gescheitert sein und die Welt erkennen wird, daß Kriegsschiffe heute nicht mehr die Werkzeuge des Handels und zu seinem Schutze höchstens noch an den Küsten wilder Länder notwendig sind, wenn auch die Natur der Tropenkolonien durchschaut sein wird, dann wird der deutsche Expansionsdrang die ihm von der Natur gewiesene Richtung einschlagen. Die Kriegserklärung Rußlands an Österreich hat nun endlich die deutsche Diplomatie gradezu zwangsweise in den richtigen Kurs gedrängt, nachdem schon einige Jahre vorher der Bau der anatolischen und der Bagdadbahn die Blicke auf das uns bestimmte Kolonialgebiet gelenkt hatte.

Zunächst ist ein Königreich Polen — natürlich nur im Umfange des heuti-

Digitized by Google

gen russischen Polens — wiederherzustellen und dadurch Preußen gegen möglicherweise wiederkehrende russische Einbruchgelüste zu sichern (daß die aus der falschen Orientierung Bismarcks entsprungene preußische Polenpolitik ein Fehler gewesen ist, fangen unsre Konservativen und Freikonservativen jetzt einzusehen an). Sodann hat Rußland im Friedensschluß die ungestörte Pflege des deutschen Volkstums den deutschen Balten zuzugestehn und allen Deutschen, die Lust haben, ihre Kräfte in Rußland zu verwerten. Es wird deren nicht wenige geben, und sie werden dem Riesenreiche bringen, was ihm fehlt. Schon jetzt sind ja deutsche Gutsverwalter, deutsche Ingenieure und Vorarbeiter die Schöpfer von allem, was Rußland an Industrie und rationeller Landwirtschaft aufzuweisen hat. Eine reichliche Zufuhr von deutscher Bildung, deutscher Tüchtigkeit und Redlichkeit wird diese Anfänge fortführen und Rußland auf das Niveau eines wirklichen Kulturstaates emporheben, wozu allerdings erforderlich wäre, daß dem verfaulten russischen Beamtenkörper ein starker Zusatz deutschen Blutes Gesundheit schenkte. Dafür müßte, wie gesagt, gesorgt sein, daß diese eingewanderten Deutschen ihrem Vaterlande nicht entfremdet und nicht wiederum einer deutschfeindlichen Politik dienstbar gemacht würden. Nachdem der Krieg die französischen Milliarden verschlungen haben wird, werden sich Rußlands Kulturbestrebungen auch auf deutsches Kapital angewiesen sehen.

Da die Slawen Österreichs, die jahrzehntelang den Deutschen in Todfeindschaft gegenüberzustehen schienen, durch den Krieg ihre begeisterten Mitkämpfer geworden sind, werden sich die übrigen Westslawen sicherlich zu ihrem Schutz vor der russischen Despotie dem wirtschaftlich auszugestaltenden Zweibunde anschließen, und werden, was sie an Kulturhilfe, an Lehrern, Kriegsmaterial und Kapital brauchen, von Deutschland und Österreich statt wie bisher von Frankreich und England beziehen. Bulgarien bildet dann die Brücke nach Asien, und der Fleiß deutscher Ansiedler wird Kleinasien, Syrien und Mesopotamien in die Fruchtgärten und Kornkammern zurückverwandeln, die sie vor Jahrtausenden gewesen sind. Die Furcht vor englischen Piratengelüsten dürfte Holland und die skandinavischen Staaten, der Wunsch, sich gegen Frankreich zu sichern, die Schweiz zum Anschluß an den germanisch-slawischen mitteleuropäischen Bund bewegen. Dieser ist dann eine militärisch unangreifbare und wirtschaftlich sich selbst genügende Macht von über vier Millionen Quadratkilometern und 180 Millionen Menschen; für das deutsche Volk, dem dieses ganze Gebiet zur Verfügung steht, sind dann Exporthandel, Unternehmungen in Kolonien, in Südamerika und China nur Zugaben, nicht mehr Lebensnotwendigkeiten.

Das mit deutscher Hilfe wiedergeborene Rußland hat seinen Expansionsdrang auf Inner- und Ostasien zu richten und der europäischen Kultur als

Digitized by Google

Bollwerk gegen die Mongolen zu dienen — im Bunde mit England oder, wenn das den beiden Ententegenossen besser zusagt, im Kampf mit ihm. Hätten Englands Staatsmänner nicht dumm und gewissenlos gehandelt, hätten sie in diesem Kampfe der deutschen, das heißt höchsten und feinsten europäischen Kultur gegen asiatische Barbarei sich auf die Seite gestellt, auf welche Pflicht und Vernunft sie riefen, dann würde der mitteleuropäische Bund ihr indisches Reich vor Russen und Mongolen schützen.

Der großdeutsche Gedanke einst und jetzt.

Von Adolf Rapp, Privatdozent der Geschichte an der Universität Tübingen.

9. Oktober.

Die deutsche Regierung hat vor kurzem in Rumänien erklären lassen, zwischen Deutschland und Österreich-Ungarn bestehe eine unzerstörbare Solidarität. Wir alle wußten, was das zu bedeuten hatte. An Rußland, Rumänien, Serbien hat der Habsburgerstaat Nachbarn, deren jeder ein Stück von ihm haben möchte, weil es durch Volks- und Religionsverwandtschaft zu ihm, dem Nachbarn gehöre. Wollten sie alle im Bunde über den Kaiserstaat herfallen, so wäre dieser für sich allein dem Ansturm unmöglich gewachsen. Das deutsche Reich aber steht für ihn ein, und so lange das deutsche Reich gegen seine Feinde stark bleibt, haben Österreichs Nachbarn keine Aussicht ihre Grenzen nach Österreich hineinzuschieben.

Deutschland selbst denkt nicht daran, deutsche Länder Österreichs als deutsches Bundesland zu begehren. Schon eine einfache politische Erwägung müßte davon abhalten: selbst wenn der Zusammenhalt und die Lebenskraft des Völkerstaates nicht so stark wäre, vielmehr so schwach wäre, wie viele gemeint haben, und wenn man es fertig brächte, ihn nach Nationalitäten aufzuteilen, dann wäre für uns der Erfolg nur der, daß die nichtdeutschen Völkermassen, die jetzt zum Bündnis mit uns zusammengehalten sind, Gegnern und Nebenbuhlern der Deutschen zufallen würden. Aber es fehlt auch der Gefühlsgrund, um den Kaiserstaat anzutasten: wir meinen nicht, in Österreich eine Irredenta zu haben. Und das will etwas heißen, wenn man die ganze Zeit zusehen mußte, wie Magyaren, Tschechen, Südslaven das Deutschtum auf jede Weise bekämpften, bedrängten, mißhandelten und wie der Habsburgerstaat seinen Deutschen nicht half, nicht helfen konnte. Wir Reichsdeutschen hätten als Privatleute die Deutschen in Österreich mehr unterstützen können; unser Reich aber konnte nichts für sie tun; gerade das Bundesverhältnis hielt davon ab. Wir aber

Digitized by Google

wußten doch: das Deutschtum ist unter allen Volkselementen dort noch immer das stärkste, noch immer das erste; auf ihm vor allen andern beruht das Heer, das die Stärke des Staates verbürgt; und wie der Staat selbst eine deutsche Gründung ist, so sind seine Kulturleistungen deutsche Leistungen. In der ganzen Welt gilt Österreich wie ein deutscher Staat; unsere Gegner im Kriege sprechen von den beiden deutschen Reichen.

Wer mit den Gedanken vertraut ist, die 1848 und seither über die deutsche Frage ausgesprochen wurden, dem ist eine Ansicht ganz geläufig, die ungefähr so zusammengefaßt werden kann: Deutschland ist zersplittert, und vom Ausland geschwächt worden, weil seine Kaiser zu weit ausgriffen, nach Süden und Südosten. Neben der Hausmacht der Habsburger, die sich zu einem nur halbdeutschen Sonderreich ausgewachsen hat, muß eine rein nationale Gewalt erstehen, deren festen Kern Preußen zu bilden hat. Dies neue Deutschland und der Habsburgerstaat gehören aber zusammen zu politisch-wirtschaftlich-geistiger Gemeinschaft; getrennt und neu verbunden bilden sie die feste Organisation Mitteleuropas durch das Deutschtum. Die Völker des Südostens daran zu binden, vermag nur ein österreichischer Sonderstaat. Beide Reiche öffnen dem Deutschtum die Welt; das eine wird den deutschen Handel über die Nordmeere führen, mit einer Schlachtflotte überseeische Unternehmungen schützen; das andere soll das Deutschtum in die Donauländer und in die Adria geleiten. Zusammen sind sie stark genug gegen eine Welt von Feinden.

Mit einem solchen Programm trat im Dezember 1848 Heinrich von Gagern, in dem sich die nationale Bewegung damals zu verkörpern schien, an die Spitze des Frankfurter Reichsministeriums; die moralische Macht der Nationalversammlung sollte friedlich Österreich und Preußen dafür gewinnen. Wer heute ohne genaue Kenntnis jener Zeit das Programm sich vorführte, könnte sich darüber verwundern, daß die Österreicher einen erbitterten Kampf dagegen unternahmen und daß man das Programm nicht etwa großdeutsch, sondern kleindeutsch nannte. Diese Parteinamen mögen wir Heutige kaum noch ohne hinzugedachte Gänsefüßchen lesen, in die wir einiges Lächeln und Kopfschütteln hineinlegen können. Wer den Bundesstaat begehrte, der das heutige Deutsche Reich umfaßt, der wurde ein Kleindeutscher gescholten, auch wenn er dabei die innigste, sogar staatsrechtliche Verbindung mit Österreich und einen Vorrang des Kaisers von Österreich über das preußische Bundeshaupt wollte. Großdeutsch nannten sich zweierlei Gruppen. Die eine wollte mit dem heutigen Reichsgebiet Österreich zu einem Einheitsstaat vereinigen; das war der Traum Uhlands, das Deutschland der Demokraten, in dem die alten Staaten auf- oder unterzugehen hatten, mit einem „Volksmann" an der Spitze. Die anderen

Digitized by Google

Großdeutschen wollten Österreich und Preußen und die übrigen Staaten in eine Bundesverfassung bringen, die unter geteilter Spitze eine Volksvertretung hätte und leistungsfähiger sein sollte als der Bund von 1815. Also beide Großmächte einträchtig im Bundesstaat, zusammen dem deutschen Interesse dienend! Ungarn und österreichisch Italien sollten nicht zum Bundesstaat gehören, ein politisches System aber nicht stören, an das Österreich gebunden wäre. Mit so unmöglichen Entwürfen mühten sich die Großdeutschen ab, damit Deutschland nicht getrennt werde. Sie hatten die schwersten Vorwürfe für die, welche deutsche Brüder „ausstoßen" und der „slawischen Peitsche" überlassen, Deutschland verkleinern, Österreich vielleicht uns verfeinden, zu Rußland hinüberdrängen würden. Sei man einmal getrennt wie bei Gagern, dann werde man mit der neuen Verbindung nicht weit kommen.

Daß die Großdeutschen die Quadratur des Zirkels suchten, bestreitet heute niemand mehr. Aber hatten sie auch Unrecht, wenn sie die Trennung in zwei Staaten für das Deutschtum schädlich fanden? Sobald man an das Deutschtum Österreichs denkt, hatten sie recht. Nachdem Österreich einmal um seine Stellung in Deutschland gebracht war, während es im eigenen Staat die Gleichberechtigung und das Übergewicht anderer Nationalitäten anerkennen mußte, trat die eigentliche Not seiner Deutschen ein. Dagegen die anderen Voraussagen sind nicht eingetroffen. Das Deutschtum außerhalb Österreich gewann in der Zeit, da der besiegte österreichische Staat feindselig oder doch unsicher war, mit dem Siege über Frankreich die Gründung unseres Reiches, und dann ward Österreich unser Verbündeter und Rußlands Gegner. Das alles scheint uns jetzt natürlich. Vorausgesagt werden konnte es aber nicht; ungefähr die gleichen Gefahren, welche die Großdeutschen kommen sahen, haben Bismarck die schwersten Sorgen bereitet. Daß alles gelang, verdanken wir aber eben der Politik und den Kräften in Staat und Heer, die zuerst 1866 die preußische Auseinandersetzung mit Österreich, die Trennung, durchgeführt haben. Von den sogenannten Kleindeutschen war es kühn, daß sie 1850 die kriegerische Auseinandersetzung mit Österreich und Rußland herausfordern wollten, nachdem die friedliche Verständigung mit Österreich mißlungen war. Daß die deutsche Frage eine Machtfrage zwischen Österreich und Preußen sei, das mußten sie begreifen lernen; aber ihnen fehlte das Augenmaß dafür, wie solche Machtfragen angefaßt werden müssen. Sie hatten ein schönes Vertrauen auf die Kraft des deutschen Nationalwillens im Bunde mit Preußens Heer; aber es ist ein Glück, daß nicht sie, sondern ihr Gegner und Verächter Bismarck die deutsche Politik führte.

Digitized by Google

Eine reine Lösung der österreichisch-deutschen Frage gab es nicht; aber die Trennung von 1866, die Gründung von 1870 und das Bündnis von 1879 schufen eine klare, feste Grundlage, auf der wir heute Hoffnungen haben können wie Gegern. Die beiden Reiche haben sich in den letzten Jahrzehnten fest aneinandergeschlossen; der Krieg wird sie noch enger zusammenfügen. Was für Beziehungen ins Lager unserer Feinde hinein Deutschland und Österreich später gewinnen könnten: beieinander werden sie bleiben, und sie werden in diesem vereinigten Mitteleuropa, in diesem Großdeutschland das Feste und Sichere in der Gruppierung der Mächte sehen. Bismarck hat das Bündnis mit dem Staate, der Preußens Gegner gewesen war, nicht für so sicher gehalten; er hat Deutschland den Rat hinterlassen, sich daneben andere Verbindungen offen zu halten. Man könne nicht voraussehen, ob die österreichische Politik nicht eines Tages katholischen oder slawischen oder magyarischen Einflüssen in einer Richtung nachgeben werde, die von uns wegführe. Nach der heutigen Lage haben wir dergleichen nicht mehr zu fürchten — wobei wir leider hinzusetzen müssen, daß die Magyaren das Bündnis mit uns um so überzeugter priesen, je ruhiger sie die Deutschen unterdrücken konnten. Wir aber sagen, daß die Deutsch-Österreicher um Österreichs und Großdeutschlands willen wieder zunehmen müssen an Kraft und Einfluß, wofür freilich eine Vorbedingung ist, daß sie den österreichischen Staatsgedanken rein und reif in sich tragen und ihre politischen Fähigkeiten steigern.

Die Frage, ob wir ihnen helfen können, mußte bisher fast verneint werden. Bisher, vor diesem Kriege. Jetzt aber dürfen wir es sagen mit Hochgefühl: Deutschland vermag jetzt, ohne sich darüber zu besinnen, einfach indem es seinen Krieg führt, seinem Volk in Österreich Stärkung zu bieten. Dieser Krieg, ausgebrochen über einer Frage, die Lebensfrage für Österreich war, ist ein großdeutscher Krieg. Der Staat und das Heer, die auf den Schlachtfeldern von 1866 gesiegt haben, sie setzen sich heute auch für Österreich ein. Die Wirkung auf Österreich war bei den ersten Siegen lebendig genug: Magyaren und Tschechen feierten in einer Art von Verbrüderung mit den Deutschen die Kraft des treuen Bundesgenossen. Wie unter den Nationalitäten Österreichs dieser Krieg versöhnend wirkt, wie Magyaren und Deutsche sich näher kommen, so muß auch die Begeisterung für Reichsdeutschland den Deutschen Österreichs zugute kommen. Das Ansehen des Deutschtums wird in Österreich steigen.

Es liegt nahe, sich heute wieder zu vergegenwärtigen, warum unsere Großdeutschen zwischen 1848 und 1866 so entscheidenden Wert auf die Gemeinschaft mit Österreich und auf die Deutschen Österreichs legten. Es gab dafür mancherlei Gründe, die untereinander fast alle das gemein haben,

Digitized by Google

daß Österreich als Gegengewicht gegen Preußen oder gegen ein Bündnis Preußens mit der politischen Bewegung in Deutschland begehrt wurde; denn die großdeutsche Sache hatte immer die Natur einer Abwehr gegen die preußisch-kleindeutsche, die mehr natürliche Triebkraft und den Vorteil eines einfacheren Zieles hatte. Die Katholiken wollten den Vorrang des katholischen Österreich erhalten und wehrten sich mit ihm gegen eine politische Gemeinschaft, die überwiegend protestantisch war. Konservative sahen durch Österreich alte Ordnungen verbürgt. Deutsche Bürger vom alten Schlage sahen unter Preußen eine stärkere Anspannung der Kräfte für den Staat und sahen die Gefahren einer unternehmenden Politik kommen. Angehörige kleinerer Staaten hofften ihrem Staat eine künstliche Bedeutung zu erhalten, wenn sein kleines Gewicht auf der deutschen Wage zwischen den beiden großen Gegengewichten den Ausschlag geben könnte, und hofften die heimische Eigenart ruhiger zu bewahren, wenn kein Übergewicht auf sie drücke. Denen, die in der preußischen Interessensphäre lagen, und den Süddeutschen war der Wunsch nach einem österreichischen Gegengewicht gegen Preußen am natürlichsten. Wo aber süddeutsche Art in der Besorgnis, von Norddeutschland bedrängt zu werden, Österreich herbeirief, traf sie sich mit einer Mahnung des Nationalgefühls, das im Zeitalter der Arndt, Grimm, Uhland kein Deutschland ohne das deutsche Österreich sich denken konnte und die Forderung, „das ganze Deutschland soll es sein", auf die Politik übertrug. Und da war denn Österreichs Deutschtum mit seiner naturvollen Ganzheit und Ursprünglichkeit, seinen Scherzen, Tänzen und Liedern, seiner musikalischen Seele, seiner farbigen Phantasie, und das Land mit seiner Nibelungenstraße, den Bergen und Burgen und dem südlichen Meere dahinter eine Ergänzung des Nordens, die der Süddeutsche brauchte. Man muß die Schriften Friedrich Theodor Vischers lesen, um zu verstehen, wie sich einer aus diesem Bedürfnis um eine großdeutsche Lösung der nationalen Frage abmühen konnte.

Wir haben unter Preußens Führung den deutschen Staat gewonnen und die Größe und Kraft, die sich jetzt im Kriege bewährt; wir haben den Segen der preußischen Zucht an uns erfahren; wir Süddeutsche wissen auch, was gerade den Norden auszeichnet: die Energie des Geistes und Willens, die großartige Kraft im Unternehmen und im Durchführen, der Sinn, der in die Tiefe und in die Weite dringt, und die Selbstzucht in der Erfüllung der Pflicht. Woher stammt das im Grunde? Es ist unsere germanische Natur, von der christlichen Religion und vom preußischen Staat erzogen. Das sind die Grundkräfte, mit denen die Deutschen jetzt den Kampf gegen Feinde ringsum bestehen. Die Deutschen Österreichs brauchen die gleichen Kräfte des Volkstums, der Religion und der politi-

Digitized by Google

schen Erziehung, um die Aufgaben zu lösen, die in ihrem Staate ihnen vor allen andern gehören. Die Großdeutschen hatten aber auch recht: sie können uns noch viel geben mit ihrer besonderen Art, und wir brauchen sie. In Schriften des 19. Jahrhunderts steht überall zu lesen, wie die Österreicher von unserem geistigen Leben ferngehalten und niederen Trieben überlassen worden seien. Aber währenddem haben sie die herrlichsten Offenbarungen der deutschen Seele in der Musik geschaffen, und daran hat gerade ihr Katholizismus Anteil, der sie zugleich mit seinen Anregungen beschenkte und in ihrer Volks-Naivität walten ließ. Das österreichische Wesen ist von Bildung, Bewußtheit, Drill und Schliff und industriemäßigem Getriebe weit weniger bearbeitet als das reichsdeutsche. Wir möchten immer gern naive Naturkraft mit der Kunst, Bildung, Zucht vereinigen, so etwa, wie es vor wenigen Jahrzehnten in den Werken des Österreichers Bruckner erreicht worden ist.

Jetzt spricht Österreich durch sein Heer. In der Geschlossenheit, Stärke und Leistungsfähigkeit seines Heeres muß dieser Staat, wenn irgendeiner, die höchste Kraft sammeln, mit der er zu bewähren hat, daß er sich bei seinen Völkern allen und gegen den Andrang von außen durchsetzen kann. Große Siege Österreichs sind dazu nötig. Kann sich Österreich trotzdem nur behaupten, wenn Deutschland hilft, so zeigt sich darin nur, daß dieser Staat mit seiner deutschen Grundlage eine breite Stütze in Deutschland haben muß. Es ist recht, wenn Magyaren und Tschechen das fühlen. Umgekehrt könnte das Deutsche Reich, während es gegen Westeuropa Krieg führt, des Andranges der Russen sich nicht erwehren, wenn nicht ein großer Teil davon auf Österreich stieße. Auch dies sehen wir gern; in Österreich steckt ja doch ein Stück von uns, auf das wir, wie die Großdeutschen 1848 sagten, ein Antecht haben, ein Teil „der gewaltigen Kraft, die Gott in die deutsche Nation gelegt hat".

Die Konfessionen im neuen Deutschland.

Von Aloys Schulte, Professor der Geschichte an der Universität Bonn.

Über Deutschland ist die Stunde der Goldprobe gekommen. An jeden Deutschen ist die Frage herangetreten, wie er sich in seinem Allerinnersten zu den Aufgaben des Staates stelle, und einhellig ist sie beantwortet: Alle andern Bande erwiesen sich als schwächer denn das eine, die unbedingte Hingabe des Einzelnen mit all seinem Wesen an den Staat wurde ausnahmslos als die leitende Pflicht erkannt und befolgt. Die Pessimisten

Digitized by Google

behielten unrecht; was Deutschland getrennt hatte und auf immer zu trennen schien, sank bei dieser Probe in die Tiefe. Eine ähnliche Einheit, eine gleiche Lauterkeit der Gesinnung wird von der Geschichte keines Volkes erzählt.

Dieser Ausbruch der Gefühle und des Willens, der auf einer vollen Erkenntnis der Schwere der Pflicht beruht, ist zugleich eine Entgiftung. Die Schärfe der Gegensätze des politischen und Geisteslebens verblaßte nicht nur für den Augenblick, man erkannte vielmehr, daß die Vertreter der widerstreitenden Ideale und die Interessen gegenseitig zu viel des Mißtrauens und der Gegnerschaft aufwendeten. Der Augenblick gebot eine Entspannung, sie ist auch dauernd möglich und dauernd notwendig.

Der schwerste Gegensatz, der auch am tiefsten auf unsere bisherige Geschichte eingewirkt hatte, war der Zwiespalt der Konfessionen.

In dieser Schicksalsstunde wurde es klar, daß — was Kleingläubige nicht für möglich gehalten hatten — alle religiösen Richtungen sich in der Sache des gemeinsamen Vaterlandes eins wissen und alle gleich stark sich beteiligen an der freiwilligen Hingabe von Gut und Blut für dasselbe.

Aus dem wesentlich protestantischen Preußen kam der Gedanke der allgemeinen Wehrpflicht, er wurde nicht allein die Erziehungsform aller Deutschen, er gründete auch in ihnen das Gefühl der Pflicht Aller gegen das Vaterland. Die 40 Jahre deutscher Herrschaft haben selbst in Elsaß-Lothringen diese Keime tief in diesen harten Boden gesenkt und auch dort war der Zudrang der Freiwilligen übergroß. Sonst ist kein Unterschied der deutschen Landschaften, wie keiner unter dem Einflusse der Konfessionen. Als Rektor der Bonner Hochschule kann ich es bezeugen, daß aus allen Korporationen ganz gleichmäßig alles, was nur irgend brauchbar ist, heute unter den Waffen steht oder die Binde des Roten Kreuzes trägt. Die konfessionellen Korporationen gerade so, wie die, welche interkonfessionell sind. Und, soweit meine Beobachtungen reichen, ist es ebenso mit dem Andrang der Freiwilligen aus allen andern Ständen und Berufen.

Es ist ein Krieg, der weit weniger konfessionelle Elemente enthält, als es sonst in europäischen Kriegen der Fall war.

In der slawischen Welt allein treten solche Gegensätze hervor, Gegensätze, die sich aber mit denen der Kultur vermischen. In diesem gewaltigen Ringen handelt es sich im Osten darum, ob der Bereich unserer abendländischen Kultur, der Bildung protestantischen und katholischen Gepräges zurückweichen soll vor dem Massenansturm der die individuelle Freiheit vernichtenden Unbildung des östlichen russisch-griechischen orthodoxen Kulturkreises. Trotz aller geheimen Arbeit stellten die katholischen Slawen sich zu uns, ja selbst erhebliche Teile der zur orthodoxen Kirche haltenden Völ-

Digitized by Google

ker blieben der Verbindung mit dem Abendlande treu. In all' diesen Gebieten ist der Sieg des Westens die Errettung emporstrebender Völker vor dem Barbarentum einer Massenkultur, die das Wort Freiheit im Munde führt, aber tatsächlich zwischen Anarchie und Despotie hin und hertaumelt. In der Verräterei ruthenischer Bauern und Popen, serbischer und bosnischer Leute sehen wir den Einfluß kirchlicher Strebungen. Und wie der „Friedenszar" an den zwei blutigsten Kriegen die Schuld trägt, so hat er das Wort „Toleranz" den zu gewinnenden Völkern lügnerisch zugerufen. Der orthodoxe Pope arbeitet unter dem Drucke russischer Waffen mit aller Macht daran, die unierten Ruthenen der Kirche von Moskau zu unterwerfen. Der Sieg der Moskowiter würde Katholiken und Protestanten die schwerste Schädigung zufügen. Im Westen haben zwei ursprünglich fast rein katholische Lande sich mit England verbunden; doch wie wenig da das katholische Element Richtung gebend ist, zeigt sich darin, daß das von überzeugten Katholiken verwaltete Belgien sich längst an die von Religionshaß geleiteten Führer der französischen Politik gehängt hat.

Werden die religiösen Gegensätze in unserm Vaterlande, die für den Augenblick völlig zurückgetreten sind, untergehen? Die schärfsten der zur gegenseitigen Bekämpfung eingerichteten Vereine haben abgerüstet. In den Gegensätzen steckt viel zu viel edelster Idealismus. Die einen treibt das Pflichtgefühl dem religiösen Bedürfnisse an Stelle aufgegebener Meinungen neue Erkenntnisse zu verschaffen, die andern wollen die alten Wahrheiten, das Glück und die Seligkeit der Vorahnen, stützen, unterbauen, beleben und ausdehnen. Das sind Strebungen, die in der Natur des Kulturmenschen begründet sind und die dem Lande des Albertus magnus, Luthers und Döllingers auf das Tiefste eingeprägt sind. Religiöse Ideale und Interessen vergehen nicht so schnell, zumal sie durch den Krieg nur noch tiefer in das sehnende Herz sich eingeprägt haben.

Der Krieg hat eine starke religiöse Stimmung erzeugt. Wurzelt doch auch der unerschütterliche Glaube an den Sieg unserer guten Sache in religiösen Gefühlen. Ein glaubensstarkes Volk kämpft klaren Auges und festen Willens um seine Existenz. Die Zeiten der Befreiungskriege haben sich erneuert. Wenn ein deutscher katholischer Ausschuß dem zur Papstwahl versammelten Kardinalskollegium der Wahrheit gemäß berichten konnte: „die weitaus größte Zahl aller katholischen Soldaten ist vor dem Ausmarsch zum Tisch des Herrn gegangen", so gab es gewiß keinen Purpurträger, der von seinem Heimatlande etwas Ähnliches hätte sagen können. Die protestantischen Kirchen öffneten weit ihre Pforten und der Augenschein zeigt es, wie manches bedrängte Herz zu Gott seinen Weg zurückfand.

Digitized by Google

Wir werden also unsere Gegensätze behalten, aber wir werden alle glückselig in der Erkenntnis sein, daß sie für das deutsche Gemeingefühl in der ernstesten Stunde keine Gefahr waren. Man ist zu dem Schlusse gekommen, daß der einer andern Konfession angehörende Mitbürger darum doch ein echter Deutscher ist. Und daraus wird die wahre Toleranz Nutzen ziehen, die, wie sie die eigene Überzeugung hoch hält, so die des Gegners zu ehren bereit ist. In diesem Glauben und in dieser Hoffnung fand ich die Zustimmung von Männern, die andere religiöse Meinungen vertreten als ich. Die Einheit unseres deutschen Gedankenlebens ist trotz der konfessionellen Unterschiede verbürgt.

Doch der Gang des Krieges enthält auch eine ernste Gefahr für diese Hoffnungen. Der westliche Kriegsschauplatz liegt auf dem Boden alt katholischer Länder. Dem Verteidigenden nähern sich ganz von selbst die Versuchungen zum Durchbrechen der Kriegsregeln, zum Anteil der Nichtsoldaten am Kampfe. Der Angreifer entfernt sich von den Wurzeln seines Volkstums, der Verteidiger lebt aus ihnen. Den Romanen fehlt dazu unsere lange Schulung durch die allgemeine Dienstpflicht, die belgische Bürgergarde ist ein sehr bedenkliches Amphibium, die natürliche Vorschule zum Franktireurkrieg. Die Zeitungen, aber auch die unmittelbaren Briefe von deutschen Kämpfern berichten nun vom Anteil katholischer Geistlichen an diesem völkerrechtwidrigen Kampfe, — ja an haarsträubenden Greueltaten an Verwundeten und Sanitätspersonen. Liegt es da nicht für den deutschen Protestanten sehr nahe, die Taten der französischen curés auch dem deutschen Kleriker, ja der gesamten katholischen Kirche aufzurechnen? Zweifellos, und doch wäre es ein Irrtum. Der deutsche Klerus hat viel zu tief das Gefühl der Pflicht in sich aufgenommen, die den Priester des Herrn von jeder Waffenverwendung abhält, bei uns wäre ein Franktireurtum der Geistlichkeit an sich eine Unmöglichkeit.

Aber laufen nicht grobe, ja ungeheure Übertreibungen mit unter in den Berichten, die wir lesen? Katholische kirchliche Behörden und Zeitungen haben oft darauf gedrungen, möglichst alle Fälle klarzulegen und die militärischen Behörden sind dem vielfach nachgegangen und in einer Reihe von Fällen folgten dann öffentliche Erklärungen, die die Unschuld bezeugten. Die gewöhnliche Meinung geht dahin, daß in diesen welschen Landen der Pfarrer das eigentliche geistige Haupt sicherlich in den Dörfern sei. Aber für die meisten wallonischen Gebiete, insbesondere die industriellen, trifft das nicht zu, da ist vielmehr der Pfarrer meist völlig machtlos. Und in den französischen Gebieten, die bisher unsere Truppen berührten, ist es nicht anders. Am Rande der Nordsee und des Kanals gilt das nicht. Wir alle haben die Erregungen der Spionenjagd mit erlebt, wir alle haben im

Digitized by Google

Einzelfalle den Zeugen leichtfertig geglaubt und erkannten uns später als Opfer des allgemeines Wahnes. Der Historiker ist zur Kritik erzogen und doch, wer kann von sich sagen, daß er nicht doch einmal kritiklos war. Wer die Psychologie der Aussagen etwas studiert hat, der kennt die Gefahren dieser von Mund zu Mund gehenden, sich stets vergrößernden Erzählungen, deren Kern schon auf einer leichtfertigen, in der Erregung allerdings begreiflichen, falschen Auffassung beruht.

Es gibt für die Waffentat eines katholischen Geistlichen keine Entschuldigung, noch viel weniger für die Greuel. Was aber unsere Pflicht ist, besteht darin, die Tatsachen wirklich festzustellen und damit verbindet sich die allerernsteste Pflicht, die Schuld eines ausländischen Klerikers nicht denen aufzurechnen, die sie von Grund ihrer Seele nicht nur deshalb verurteilen, weil diese Taten gegen die Deutschen gerichtet waren, sondern auch darum ein nicht minder schweres Urteil fällen, weil der Täter sich gegen die Grundbestimmung des katholischen Priestertums verging.

Wir lasen in diesen Tagen eine Erklärung deutscher Gelehrten gegen die Verleumdungen unseres Volkes. Da prangten nebeneinander die Unterschriften von Häckel, Harnack, Merkle und Esser, ein glänzendes Zeugnis für den festen Willen der geistigen Führer des Volkes, die Einheit im deutschen Gefühle unter denen aufrecht zu erhalten, die in religiösen Dingen weit auseinander strebten und auseinander streben werden. Das Mißtrauen der Konfessionen darf nach der Erhebung der Deutschen von 1914 dauernd erheblich herabgesetzt werden.

Das ist ein Gewinn für das Leben des ganzen deutschen Volkes. Der Riesenkampf hat die Maßstäbe verschoben, hat die Weiten gezeigt und die ergreifende Erhebung des gesamten Volkes hat fast alle Gegensätze entgiftet, vorab die religiösen. Wir alle sind deutscher, als wir es voneinander glaubten.

Die Welt darf sich in Zukunft den Irrtum sparen, die konfessionellen Gegensätze als Momente der Schwäche unseres Volkes und unseres Vaterlandes einzusetzen. Gott Dank!

Digitized by Google

Die nationale Bewegung in der deutschen Sozialdemokratie.

Von Dr. Gustav Mayer in Zehlendorf.

Wenn ich mich auch entschließe, den Titel des Themas, um dessen Behandlung die Redaktion mich ersucht hat, genau beizubehalten, so möchte ich doch vorausschicken, daß ich mir der Mehrdeutigkeit des Begriffes „national" bewußt bin. Aber für den Zweck des nachfolgenden Aufsatzes, der noch obendrein in wenigen Tagen fertigzustellen war, glaubte ich es unterlassen zu können, diesen Begriff vorher soziologisch zu umschreiben. Hier wird er in dem eindeutigen Sinne gefaßt, in dem die Empfindung des deutschen Volks ihn gegenwärtig begreift.

Man sieht es für selbstverständlich an, daß die Stellungnahme zu der inneren Politik eines Staates von der politischen, sozialen und religiösen Orientierung des Beurteilenden abhängt, die ihrerseits in den meisten Fällen den gesellschaftlichen und ökonomischen Bedürfnissen bestimmter Schichten entsprechen wird. Eindringlicheres Verständnis erfordert es schon, um zu verstehen, daß die meist sehr kompakte geistige und materielle Atmosphäre, die den Einzelnen, wie die Gruppen umgibt, auch ihrem Verhältnis zu den sogenannten nationalen Problemen eine besondere Form und eine eigentümliche Farbe verleiht. Weil es sich aber doch so verhält, wäre es unbillig, für die nur bestimmten sozialen Klassen eigentümlichen Auffassungen von den Aufgaben der Nation und den Zielen, Mitteln und Bedürfnissen ihrer auswärtigen Politik Alleingültigkeit zu verlangen und entgegengesetzten Ansichten nationale Gesinnung abzusprechen. Die eigenen Anschauungen finden um so müheloser Gehör, die eigenen Wünsche und Bedürfnisse um so vollständigere Befriedigung, je näher der Einzelne oder die Gruppe jenen Kreisen steht, deren Hände die Zügel des Staats im Besitz haben. Wer in der Lage ist, seine Gesinnungen in Wirkung zu setzen, darf darum noch nicht die der anderen, die nicht in dieser Lage sind, in die Acht erklären. Es führen nach Rom nicht nur viele Wege, sondern das Rom der Antike, der Renaissance und des Risorgimento hatte auch ein sehr verschiedenes Aussehen!

Jener linke Flügel der Hegelschen Schule, der aus der Staatsphilosophie des Meisters das Ideal des freien Volksstaats ableitete, empfand im Sturmjahre 1848 nicht weniger deutsch als jener rechte, der dem überkommenen Ständestaat neuen Odem einblasen wollte. Weil an den Problemen der inneren Politik die Gegensätze der Weltanschauung und der sozialen Interessen sich unmittelbar entzünden, so konnte in Zeiten eines noch ungefestigten Nationalgefühls die leidenschaftliche Opposition gegen die zeitweilig herrschenden Gewalten dahin führen, daß Einzelne und Gruppen zu scheinbaren oder auch zu wirklichen Feinden des eigenen Staats wurden. Wer denkt dabei nicht an Coriolan, der die Volsker vor Rom führte

Digitized by Google

oder an jene royalistischen Emigranten, die, in den Heeren der Verbündeten fechtend, den Tod Ludwigs XVI. an der französischen Republik rächen wollten? Dreimal sollte man sich also bedenken, ehe man gegen Parteien oder Einzelne den Vorwurf der Vaterlandslosigkeit erhebt.

Aber niemand weiß besser als der Historiker, wie mannigfaltig jene Kräfte sich verschlingen können, aus deren Kampf innerhalb des Bewußtseins und hinter dem Bewußtsein Überzeugungen und Entschlüsse erwachsen. Ein unwürdiger Gemeinplatz wäre es, wollte man darauf bestehen, daß Revolutionäre oft die glühendsten Patrioten waren, die zu Revolutionären wurden, weil sie das Vaterland nach dem Ideal umformen wollten, dessen Verwirklichung die heiße Leidenschaft ihrer Seele gebieterisch verlangte!

Der Deutsche kann aus seiner Geschichte die klare Erkenntnis gewinnen, daß Inhalt, Form, Bewußtheit und Stärke des Zugehörigkeitsgefühls des Einzelnen zu seiner Nation im Wandel der Zeiten und Anschauungen dem Wechsel unterworfen sind. Eingehend hat uns Meinecke in seinen tiefschürfenden Untersuchungen über „Weltbürgertum und Nationalstaat" aufgezeigt, wie die unbedingte Verknüpfung des idealen Schicksals und der ethischen Persönlichkeit des Einzelnen mit seiner Nation ein so junges Postulat ist, daß es unseren Großvätern noch nicht in Fleisch und Blut übergegangen war. Selbst einem Teil der führenden Männer der Befreiungskriege schien die Nation nicht notwendig an die Grenze einer bestimmten Gemeinschaft gebunden zu sein. Für sie war sie oft erst ein geistiges Fluidum, ein Feuer, das, wenn der ursprüngliche Herd erkaltete, im schlimmsten Fall auch auf einen anderen Herd übertragbar schien. Besonders für den Philosophen, der am tiefgründigsten den Geist jener Tage zum Ausdruck gebracht hat, war das nationale Gefühl noch aufs engste verwachsen mit Wertungen, die unser Zeitalter der Realpolitik aus der politischen Sphäre herausweisen möchte. Nicht zuerst deshalb, weil er mit Blut und Gut sich ihr verschrieben fühlte, hielt Fichte den Fortbestand der deutschen Nation für eine Notwendigkeit, sondern deshalb, weil er in ihr das auserwählte Volk erblickte, dessen Untergang den Untergang des ihn beherrschenden Kulturideals zur Folge haben würde. So eng verwoben waren nationale und übernationale Wertungen in der Seele jener begnadeten Generation, deren geistige Schätze unser deutsches Volk noch heute speisen! Die starke individualistische und kosmopolitische Strömung des klassischen Zeitalters hätte es als ärmlich empfunden, dem Wohl und Wehe einer einzelnen Nation, ohne diese gleichzeitig als die Trägerin höchster Menschheitsideale anzusprechen, einen Selbstzweck zuzuerkennen.

Diese Verquickung des nationalen Ideals mit Wertungen von allgemeiner Gültigkeit, die in der Natur und der Tradition des deutschen Geistes

Digitized by Google

tief verwurzelt ist, gewann nun auf dem Weg über die Burschenschaften auch Einfluß auf jene Konventikel von im Ausland arbeitenden deutschen Handwerksgesellen, deren erwachendes Klassengefühl in den frühen Schriften der zu Kommunisten gewordenen Junghegelianer Marx und Engels seinen programmatischen Ausdruck erhielt. Die Art des nationalen Fühlens, die unsere klassische Zeit beherrschte, bahnt also den Weg zum Verständnis des nationalen Ideals der deutschen Sozialdemokratie. Natürlich war diese in ihren embryonalen Anfängen von dem gleichen republikanisch-revolutionären Geist erfüllt wie das radikale Bürgertum der vormärzlichen Zeit, dessen politisches Erbe sie später für sich in Anspruch nahm. Der Unwillen über die politische, wirtschaftliche und soziale Rückständigkeit der Heimat hat Marx und Engels wie anderen guten Deutschen jener Jahre Äußerungen in die Feder getrieben, die, aus dem Zusammenhang gerissen, wie Hochverrat gegen das Vaterland klingen. Aber sogar ihnen ist das Schicksal des deutschen Volkes selbst dann nicht gleichgültig geworden, als sie das Zusammengehörigkeitsgefühl der Proletarier aller Länder dem Nationalismus der Regierungen und des Bürgertums mit Zielbewußtheit entgegensetzten und im Kommunistischen Manifest sich zu der Hyperbel verstiegen, daß der Proletarier kein Vaterland habe. Gegen den Internationalismus von Marx und Engels hat man später oftmals Lassalle als den nationalen Sozialisten ausgespielt. Doch man kam dabei von einem falschen Ausgangspunkt zu falschen Schlüssen! Denn die Verfasser des Kommunistischen Manifests taten nichts anderes als der des Arbeiterprogramms, wenn sie, echte Söhne ihrer geistigen Väter, Ideale, die ihnen als die unbedingteren erschienen, dem Ideal der nationalen Macht und Selbstbestimmung überordneten. Sie unterschieden sich von Lassalle hauptsächlich nur darin, daß sie, hypnotisiert von der Entdeckerfreude großer Systembildner, indem sie die gesamte Geschichte in Klassenkämpfe auflösten, das ihnen von Hegel überkommene Staatsideal aushöhlten, während Lassalle mit seinem unbefangeneren Blick an der Wirklichkeit des Staatsphänomens festhielt. Besonders dadurch wurde sein Name innerhalb der Partei zum Symbol des nationalen Gedankens in den Jahrzehnten, wo dieser hier nur noch wie ein mattes Feuer unter der Asche fortzuschwelen schien!

Mit der Gewalt der Naturkraft flammt nationale Gesinnung empor, wo das Recht der eigenen Nation durch andere Nationen vergewaltigt zu werden droht. Je länger die letzte Friedenszeit währte, umso mehr drängten die Bestrebungen von Handel, Industrie, Wissenschaft, Sozialpolitik über die Landesgrenzen hinaus und suchten mit den gleichen Bestrebungen anderer Kulturnationen Fühlung. Von hüben nach drüben schlangen sich immer zahllosere Fäden, und die Fortschritte, die auf diesen Wegen erzielt

Digitized by Google

wurden, täuschten in zunehmendem Maße über die urwüchsige Kraft der nationalen Gegensätze hinweg, die fortbestehen blieben, wenn auch weite Kreise die Wiederkehr von Kriegen zwischen den Kulturnationen als eine Unmöglichkeit ansehen wollten. Lange Jahre hatte Bismarck in der auswärtigen Politik eine Diktatur ausgeübt, die sich selbst viele von jenen, die in der inneren Politik seine Gegner waren, ohne Widerstreben gefallen ließen. Die Folge war, daß die Beschäftigung mit den internationalen Macht- und Interessengegensätzen von den politischen Parteien über Gebühr vernachlässigt wurde. Auch die Sozialdemokratie befaßte sich wenig mit Fragen der auswärtigen Politik. Die Bekundung irgendwelcher nationalen Gesinnungen war ihr in den zwölf Jahren des Sozialistengesetzes, das sie als Reichsfeinde ächtete, gründlich verleidet worden. So war sie zu einer immer stärkeren Betonung ihrer internationalen Bestrebungen gelangt, die, mit nationaler Gesinnung im Grunde wohl vereinbar, von ihren Gegnern doch als antinationale gebrandmarkt wurden. Weil das Gesetz sie aus der nationalen Gemeinschaft herausstellte, legte auch sie keinen Wert darauf, jene Interessen, Gefühle und Gesinnungen zu betonen, die über alle sozialen und politischen Gegensätze hinaus das Proletariat mit dem Bürgertum und sogar mit den Regierungen verband. Daher kam es, daß sie, je vollständiger die politischen Kämpfe sich in soziale aufzulösen schienen, um so nachhaltiger die Übereinstimmung ihrer Interessen mit denen der Sozialisten der anderen Länder betonte und den Klassenkampf zur fast ausschließlichen Richtschnur ihrer Politik machte. Und je tiefer die Kluft zwischen der Sozialdemokratie und Regierung und Bürgertum wurde, je vollständiger sie sich der Möglichkeit beraubt sah, an der Gestaltung des deutschen Volksschicksals unmittelbarer mitzuwirken, um so zurückhaltender wurde sie in der Bekundung ihrer nationalen Gesinnung, um so mehr trieb es sie zur Absonderung selbst auf Gebieten, wo eine sachliche Notwendigkeit hierfür sich nicht rechtfertigen ließ, in Kunst und Wissenschaft.

Seit dem 4. August dieses Jahres denken wir nur wie an einen häßlichen, quälenden Alp an die letzten Jahrzehnte zurück, in denen unser deutsches Volk von Tag zu Tag mehr in zwei feindliche Nationen zu zerfallen drohte, die keine Gemeinsamkeit der Erinnerungen, keine Übereinstimmung der Ziele mehr zusammenzuhalten schien. Freilich, wer wirklich die Geschichte der sozialdemokratischen Partei kannte, der verfiel nicht in übertreibende Schwarzseherei, auch wenn er mit sorgendem Auge die Wunden betrachtete, die diese tiefe Spaltung dem nationalen Geiste schlug. Er zweifelte nicht, daß die Sozialdemokratie aller Verbitterung gegen die herrschenden Zustände zum Trotz, wie sie es immer erklärt hatte, ihre Pflicht gegen das Vaterland erfüllen würde. Er durchschaute die Gedankenlosig-

Digitized by Google

keit jener Scharfmacher, die vergaßen, daß auch die Führer dieser Partei deutsche Kulturträger sind, daß ihre Massen aus deutschen Reservisten und Landwehrleuten bestehen. Auf ihn wirkte die nationale Hochstimmung, die sich nach der Kriegserklärung des deutschen Proletariats bemächtigte, so sehr sie ihn erfreute, nicht wie eine Überraschung. Er konnte der Dortmunder Arbeiterzeitung nicht so unrecht geben, wenn diese am 6. August schrieb: „Der Gedanke, daß die Sozialdemokratie nicht habe mitmachen wollen, daß sie sich hätte rächen können für die Unbill, Zurücksetzung und Verfolgung, zeugt von einem schlechten Gewissen. Die Sozialdemokratie hat nie daran gedacht, das von Gefahr bedrohte Vaterland im Stich zu lassen. Wir erfahren aber in diesen Tagen, wie fremd man uns und unserem Streben gegenübergestanden hat und wie wenig Mühe man sich gegeben, uns zu verstehen."

Bereits 1867 präzisierte J. B. von Schweitzer, der Leiter des Lassalleanischen Flügels, der damals noch nicht geeinigten Sozialdemokratie im Norddeutschen Reichstag den Standpunkt des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins in einer Form, der heute die überwältigende Mehrzahl der Partei wiederum zustimmen würde: „Wir haben erkannt", gestand er damals nach Königgrätz, „daß der preußische Machtkern unser deutsches Vaterland, das so lange mißachtet war, dem Ausland gegenüber endlich zur Geltung und zur Ehre gebracht hat und dies auch künftig tun wird ... Wir, mit einem Wort, obwohl unzufrieden mit den inneren Zuständen und dahin strebend, sie gründlich zu ändern, stehen innerhalb des neu sich bildenden Vaterlands .." Zu einer so scharfen Unterscheidung zwischen einer grundsätzlichen Opposition in der inneren Politik und den allen Deutschen gemeinsamen nationalen Interessen konnte sich der von Liebknecht und Bebel geführte Marxistische Flügel der Partei selbst 1870 noch nicht verstehen. Während damals Schweitzer und seine Freunde die Kriegskredite bewilligten, enthielten Bebel und Liebknecht sich der Abstimmung. Seither ist die Frage, wie die Sozialdemokratie im Falle eines Krieges sich zu verhalten habe, auf nationalen und internationalen Parteitagen und in der Parteipresse immer von neuem Gegenstand der Erörterungen gewesen. Dabei wurde viel darüber gestritten, ob die Unterscheidung zwischen einem Verteidigungs- und einem Angriffskrieg im gegebenen Fall von praktischem Nutzen werden könne. Darüber hatte nämlich selbst ein so radikaler Antimilitarist wie Wilhelm Liebknecht niemals einen Zweifel aufkommen lassen, daß das Proletariat bis auf den letzten Mann einstehen werde, wenn Deutschland von einer französischen oder gar russischen Invasion bedroht würde. Und noch 1907 hat der alte Bebel wiederholt, er würde in diesem Fall selbst die Flinte auf die Schulter nehmen und als Frei-

Digitized by Google

williger mittun. Ein Befreiungskrieg gegen den Zarismus bildete schon 1848 den Eckstein im nationalen Programm der von Marx geleiteten Neuen Rheinischen Zeitung. Wie die Sozialdemokratie sich bei einem Verteidigungskriege zu verhalten habe, das hat gerade Bebel sehr oft auf eine völlig zweifelsfreie Weise auseinandergesetzt. Ein Beispiel für viele: er erklärte am 10. Dezember 1904 im Reichstag: „Verlangen wir die allgemeine Volkswehr, die allgemeine Volksbewaffnung etwa zum Spaß? Nein, weil wir meinen, daß gegenüber äußeren Gefahren die Notwendigkeit besteht, daß auch der letzte waffenfähige Mann die Möglichkeit haben muß, für die Freiheit und Unabhängigkeit seines Vaterlandes einzutreten... Ich und meine Freunde, wir treten kein Stück deutschen Bodens ans Ausland ab, denn wir wissen genau, daß in dem Augenblick, wo Deutschland zerstückelt würde, mit Notwendigkeit das ganze geistige und soziale Leben der Nation.. vernichtet würde, daß alle Aspirationen des Volkes darauf hinausgingen, den Fremden aus dem Lande zu treiben." Besonders glücklich formulierte Bebel das nationale Programm 1907 auf dem Parteitag in Essen: „Wenn wir wirklich einmal das Vaterland verteidigen müssen, so verteidigen wir es, weil es unser Vaterland ist, als den Boden, auf dem wir leben, dessen Sprache wir sprechen, dessen Sitten wir besitzen, weil wir dieses unser Vaterland zu einem Lande machen wollen, wie es nirgends in der Welt in ähnlicher Vollkommenheit und Schönheit besteht."

Das war national, freilich nicht nationalistisch gesprochen! Mit einem Nationalismus, für den sich der Gedanke an die Macht und Größe des Vaterlands nicht zugleich mit dem Gelöbnis verbindet, dieses Vaterland zur Heimstätte höchster Kultur und reichster Volksbeglückung zu machen, kann die deutsche Sozialdemokratie, ohne ihre Tradition und ihre Bestrebungen zu verraten, sich niemals einverstanden erklären. Aber zum Glück braucht auch das übrige Deutschland das nicht von ihr zu fordern! Die Meinung, von der noch ein Gneisenau nicht frei war, daß die heiligsten Penaten im schlimmsten Fall auch andershin zu verpflanzen wären, kann vor der nationalen Gesinnung des 20. Jahrhunderts nicht mehr bestehen, wohl aber kann es die Forderung, die Bebel hier ganz aus dem Geiste Fichtes heraus erhebt, denn diese wurzelt tief im Wesen des deutschen Idealismus. Die Pflicht des Deutschen gegen sein Vaterland soll sich nicht darin erschöpfen, gerade dieses eine Land über alle anderen Länder emporheben zu wollen, der echte Deutsche lebt und stirbt für sein Vaterland ebensosehr deshalb, weil ihn der Wunsch durchglüht, dieses Deutschland für den Sieg im friedlichen Wettbewerb um die Förderung und Verkörperung der höchsten Menschheitswerte stark und unversehrt zu erhalten. Würde die deutsche Sozialdemokratie, deren Begründer sie als die

Digitized by Google

Erbin der deutschen klassischen Philosophie betrachteten, nicht ihre glorreichsten Traditionen verraten haben, hätte sie jetzt beiseite gestanden, als das Land Hegels und Goethes von den östlichen Barbaren bedroht wurde?

Kein Reichskanzler würde gewagt haben, die Massen, die so ganz hingegeben waren an friedliche Arbeit und friedliche Kämpfe, plötzlich hinauszutreiben in den Hagel feindlicher Geschosse, wenn nicht Zwecke auf dem Spiele gestanden hätten, die das Gedeihen oder Verderben des ganzen Volkes angingen. Gegensätze, die unüberbrückbar schienen, hatten sich zwischen der deutschen Sozialdemokratie auf der einen Seite und den deutschen Regierungen auf der anderen Seite herausgebildet und innerhalb und außerhalb der Mauern Ilions war dabei im Laufe der Zeit viel gesündigt worden. Aber wo einem Deutschen ein Deutscher im friedlichen Kampfe gegenübersteht, da zieht er das Verantwortlichkeitsgefühl und die Überzeugtheit des Gegners nicht leichtfertig in Frage. Wenn der Kaiser, mit dem die Sozialdemokratie manchen bitteren Strauß auszufechten hatte, jetzt das deutsche Heer, das trotz mancher gerechtfertigten Beschwerde doch im stolzesten Sinne des Wortes ein Volksheer ist, nach einer selten langen Friedenszeit zu den Waffen rief, so empfanden auch die breitesten Schichten der Arbeiter, so empfanden selbst die überzeugtesten Sozialdemokraten, daß dies nimmermehr geschehen wäre, wofern sich ein Weg geboten hätte, um in Ehren das unausdenkbare Elend, das selbst der siegreichste Krieg im Gefolge hat, unserem Volke zu ersparen.

Lieb und wertvoll waren der deutschen Sozialdemokratie ihre nahen Beziehungen zu den Genossen in der Fremde, in jenen Ländern, die Kulturstaaten sind oder es erst werden wollen. Mit verführerischer Schönheit wirkte auf sie der Gedanke, daß im Volkshaus zu Brüssel ein internationales Büro bestand, das eine Art Gegenparlament bilden sollte gegen das Kriegsrüsten der „imperialistischen" Regierungen, gegen einen überhitzten Nationalismus. Ans Herz gewachsen war ihr die auf den internationalen Kongressen von drei Jahren zu drei Jahren immer imposanter auftretende sozialistische Internationale, die den Schlußakkord des Kommunistischen Manifests „Proletarier aller Länder vereinigt Euch" zur Wahrheit machen wollte. Ehren wir deshalb den Schmerz und die Selbstüberwindung, womit heute, da die Wogen des Volksempfindens in allen kriegführenden Ländern die noch zu schwachen Dämme des proletarischen Internationalismus fortgeschlagen haben, viele der besten Männer dieser Partei am Grabe jener Hoffnungen stehen. Nicht von Jedem kann man die wundervolle Elastizität und den sonnigen Optimismus fordern, womit Ludwig Frank, der für das Vaterland viel zu früh Verblutete, als der eherne Wille der Geschichte es forderte, sich von den Trümmern der internationalen Ver-

Digitized by Google

ständigungsbestrebungen, an denen sein warmes und gläubiges Herz liebevoll gehangen hatte, mit raschem Ruck losriß, um die Fahne des proletarischen Befreiungskampfes über den Graben zu werfen und ihr nachzuspringen! Eine Woche vor seinem Heldentod schrieb Frank an mich: „Ich bin glücklich, alles das tätig miterleben zu dürfen... Wenn ich gesund heimkomme, warten große Arbeiten. Die internationale Idee ist auf lange hinaus zurückgedrängt durch die Realität einer nationalen Arbeiterbewegung. Statt eines Generalstreiks führen wir für das preußische Wahlrecht einen Krieg." So hätte auch Lassalle gedacht und gehandelt!

Ludwig Frank wird nicht zurückkehren, und anderer harrt die große Arbeit, an der hervorragend mitzuwirken besonders er berufen war! Welchen Ertrag immer ein siegreicher Frieden uns bescheren mag, keine schönere und segensvollere Ernte kann für Deutschland aus der blutigen Saat dieses Weltkriegs emporsteigen, als die Rückkehr des Vertrauens aller Klassen und Schichten unseres Volks in die nationale Zuverlässigkeit aller anderen, als die Vollstreckung von Franks Testament: die endgültige Nationalisierung unserer Arbeiterbewegung.

Kaiser Wilhelms II. jugendfrohes Selbstvertrauen hatte im Anfang seiner Regierung das noble Ziel verfolgt, eine Aussöhnung zwischen dem preußisch-deutschen Staat und der, wie es seit dem Sozialistengesetz schien, diesem rettungslos entfremdeten klassenbewußten deutschen Arbeiterschaft herbeizuführen. Aber seine Bemühungen scheiterten, und die tiefe Enttäuschung darüber warf dunkle Schatten auf seine Seele. Heute gilt es nicht zu untersuchen, weshalb jene Verständigung, die der junge Kaiser mit Recht als die oberste Aufgabe einer fruchtbaren deutschen inneren Politik ansah, vor fünfundzwanzig Jahren nicht geglückt ist. Wer in den letzten Wochen sich diese Frage erneut vorgelegt hat, der mochte sie sich dahin beantworten, daß nur in der ungeheuren Hitze weltgeschichtlicher Umwälzungen das harte Metall fester historischer Bindungen sich verflüssigen kann. Kehrt der Kaiser, wie jeder Deutsche es hofft, mit dem Siegeslorbeer um die Stirn in die Heimat zurück, so kann den reifen Mann auf der Höhe des Lebens, den Friedensfürsten, der er im Grunde seines Herzens immer bleibt, kein höherer Lorbeer mehr locken, als der, nach welchem er im Anfang seiner Regierung erfolglos den Arm ausgestreckt hatte. Wenn Fürst und Volk sich den äußeren Frieden zurückerstritten haben werden, dann wird er es als seine vornehmste Aufgabe ansehen, den inneren Frieden, den der Krieg geschaffen hat, zu wahren und zu festigen!

Spurlos kann an den Regierenden wie an den Regierten die Zeit der großen Opfer, die wir jetzt durchleben, nicht vorübergehen. In mancher Hinsicht anders als sie hineinschritten werden beide aus dem großen Pur-

Digitized by Google

gatorium zurückkommen. Auch die Sozialdemokratie wird eingesehen haben, daß unter den gegenwärtigen Weltverhältnissen ein mächtiges Heer und eine starke Flotte für Deutschland unentbehrlich sind. Vielleicht wird sie gar nachträglich Dankbarkeit dafür empfinden, daß Kaiser und Regierung alle Zeit mit unbeirrbarer Hartnäckigkeit auf die Verteidigung des Reichs bedacht gewesen waren. Und sie wird nicht umhin können, in Zukunft die praktischen Konsequenzen aus dieser Erkenntnis zu ziehen. Aber nicht minder werden die Regierung und die ihr näher oder ferner stehenden bürgerlichen Parteien aus dem großen Läuterungsprozeß unseres nationalen Lebens lernen müssen, wenn aus dem heute herrschenden nationalen Waffenstillstand ein den Krieg überdauernder nationaler Friedenszustand hervorgehen soll. Man möge uns nicht mißverstehen: friedlicher Kampf ist das Salz des Lebens, und die politischen, religiösen, sozialen und wirtschaftlichen Gegensätze werden, und sie sollen sogar mit dem Alltag wiederkehren. Der Frieden, der uns hinfort nicht mehr geraubt werden soll, ist der nationale Frieden. Die Stunde der Gefahr hat allen Zweifelnden bewiesen und ein Kaiserwort hat bestätigt, daß es in Deutschland keine Parteien mehr gibt, sobald das Vaterland bedroht wird. Möge der einzelne Junker oder Instmann, Fabrikherr oder Proletarier, Katholik oder Freigeist, Monarchist oder prinzipieller Republikaner sein, — in unseres Vaters Hause gibt es viele Räume, und das Nationalgefühl eines geistig und seelisch so differenzierten Volks wie des deutschen kann viele Schattierungen vertragen! Nicht auf Einförmigkeit kommt es für uns an: eine richtig verstandene menschliche Freiheit war das Ziel der deutschen Kultur von Luther bis Schiller, ist es geblieben und soll es bleiben in Ewigkeit. Die Gedanken gehen nur den Einzelnen an, was gegenüber der Gemeinschaft entscheidet, das ist allein die Tat. Als aber in der Stunde der Tat der König rief, da kamen alle, alle!

Deutscher Staat und deutsches Volk müssen in Zukunft einander vollkommener umschlingen als bisher. Was aber soll geschehen, so wird man fragen, damit künftig nicht nur die durch Geburt, Besitz und Bildung bevorzugten Kreise im Deutschen Reich den echten Vertreter und Verwirklicher des Gesamtwillens erkennen, damit der schlimme und oft nicht unberechtigte Vorwurf, daß wir eine Klassenregierung hätten, den äußeren Feinden des Hauses Brandenburg in den Staub nachfolge? Noch entspricht es dem Geist der Stunde nicht, die Aufgaben künftiger Friedenszeiten, über welche die Ansichten auseinandergehen müssen, hier zu umschreiben. Albions Kraft ist noch ungebrochen, die Heere Frankreichs und Rußlands sind noch nicht zerschmettert, unser nationaler Staat und unsere nationale Kultur haben sich den Platz an der Sonne, der ihnen zu-

Digitized by Google

kommt, noch nicht dauernd gesichert! Eines aber können wir alle schon jetzt geloben: die Sozialdemokratie vertritt nun einmal die Interessen jener Volksklassen, deren sicherer Besitz bloß jene kräftigen Arme sind, die jetzt in ungeheurer Zahl an der Aisne und an der Weichsel die Geschütze bedienen und die Bajonette führen. Daß diese Massen in vieler Hinsicht anderen Idealen huldigen müssen als die bevorzugteren Volksklassen, das haben diese letzteren bisher nicht hinreichend eingesehen. Es wurde ihnen zu schwer zu begreifen, daß ihre eigenen Standesgenossen in vergangener Zeit viele bis heute fortbestehende staatliche und gesellschaftliche Einrichtungen nach ihren Bedürfnissen geschaffen haben, daß aber eine fortschreitende Entwicklung Institutionen abbauen müsse, welche die wirtschaftlich ohnehin bevorzugten Klassen auch noch politisch stark begünstigen. Wir Alle müssen zusammenwirken, daß es der deutschen Arbeiterpartei, deren nationale Zuverlässigkeit nicht mehr in Frage stehen darf, künftig leichter gemacht werde, im Deutschen Reich auch die Verkörperung und den Willensträger ihres Nationalgefühls zu erblicken. Die Parteigegensätze mögen nach dem Kriege kräftig wieder aufleben, aber das häßliche Wort von der Reichsfeindschaft einzelner Parteien darf nicht wieder auftauchen. Selbst in erbitterten Kämpfen soll uns hinfort das Bewußtsein niemals verlassen, daß wir Deutschen uns in diesem Kriege die Gemeinschaftlichkeit unseres Besitzes an nationalen Idealen zurückerobert haben!

Daß die Klassengegensätze nicht so bald aufhören werden, liegt im Wesen des geschichtlichen Verlaufs begründet. Aber Ideale sind noch nicht wirkungslos, wenn ihre völlige Verwirklichung fern in den Wolken verschwindet. Die Regierung des Deutschen Reichs hat oft betont, daß sie nicht im Dienst einzelner sondern aller Klassen des Volks stehe. Mit diesem Ausspruch muß künftig voller Ernst gemacht werden! Wohl sind die Regierenden nur Menschen, die den Anschauungen jener Kreise, aus denen sie hervorgingen, nur selten völlig entwachsen, man kann von ihnen fordern, aber man wird nicht erwarten dürfen, daß sie den Geist ihrer Klasse völlig abtun. Das aber darf die Sozialdemokratie hinfort beanspruchen, daß die Regierung es künftig als die vornehmste Aufgabe ihrer inneren Politik betrachte, den Vorwurf, sie verträte bloß die Interessen bestimmter Klassen jeder Berechtigung bis auf den letzten Schein zu entkleiden. Geschieht dies, dann wird das Ideal des deutschen nationalen Staats und seiner weltgeschichtlichen Mission sich hinfort wie der Himmel über die Erde über alle Deutschen wölben.

Digitized by Google

Österreich und Ungarn.

Von Harold Steinacker, Professor der Geschichte an der Universität Innsbruck, z. Zt. beim Roten Kreuz.

Hoch und klar brennt heute im Deutschen Reiche die Flamme der Zuversicht, allmählich und unaufhaltsam sieht man die Wagschale des Krieges zugunsten des Zweibundes sinken. Niemand zweifelt, daß am Ende ein siegreicher Friede die Macht und die Sicherheit des Reiches nach außen auftürmen wird, gewaltiger als bisher. Aber auch nach innen verspricht der Krieg hohen Gewinn: den Segen einer verstärkten und vertieften Einheit. Dieser innere Segen ist unabhängig vom äußeren Erfolg. Selbst eine Niederlage, selbst ein fauler Friede, sie würden das deutsche Volk nur umso härter zur Einheit zusammenhämmern; die sittlichen Kräfte, die der Krieg entbunden, bleiben Deutschland für ewig unverloren.

Und Österreich-Ungarn? Was erhofft unser Habsburgerreich von Sieg und Frieden? Unsere Wünsche müssen, so scheint es, vor allem den inneren Folgen eines siegreichen Krieges gelten, dem Wachstum an innerer Einheit und Kraft. Denn viel, viel schlimmer und lähmender als der deutsche Partikularismus, ist der unsere. Wird er doch nicht von Stämmen und Klassen einer Zunge und Kultur getragen, sondern von Völkern; und diese trennt nicht nur die Sprache, sondern zum Teil auch die Kulturstufe, ja der Kulturkreis, dem sie angehören. Dazu kommt, daß sie meist jenseits der Grenze Stammesgenossen haben, die einen eigenen Staat besitzen oder, wie die Polen, besaßen und wieder anstreben. So ist denn unser Partikularismus mit den Mitteln der inneren Politik nicht zu bewältigen. Über sein Los entscheidet die äußere Politik.

Das Verhältnis zwischen äußerer und innerer Politik ist eines der Grundprobleme überhaupt für Geschichtschreiber und Staatsmänner. Wie es sich damit gerade bei Österreich heute verhält, wird sogar im verbündeten Deutschland oft verkannt. Völlig aber haben sich darin England, Frankreich und Ausland geirrt, und vielleicht haben sie sich hier am gründlichsten verrechnet. Es steht eben nicht so, wie unsere Gegner annahmen, daß Österreich diplomatisch und militärisch zu keiner nachhaltigen Kraftentfaltung fähig sei, weil im Innern der Zwist der Völker seit Jahren immer üppiger wucherte. Sondern umgekehrt: weil in langer Friedenszeit der Wille zur Macht in den maßgebenden Kreisen eingeschlafen war, weil man verlernt hatte, die Großmachtsbelange der Monarchie als den festen Maßstab zu betrachten, an dem alle Maßnahmen der inneren Politik gemessen werden müssen wegen ihrer Rückwirkung auf die militärische, diplomatische, handels-

Digitized by Google

politische Schlagfertigkeit, auf die Mobilmachung aller materiellen und moralischen Kräfte der Bevölkerung, darum hatten wir eine so widerspruchsvolle und schwankende innere Politik, welche die nationalen und staatsrechtlichen Kämpfe nicht minderte, sondern eher nährte. Da kam die Schicksalsstunde des Krieges. Sie zeigte, daß diese Gegensätze von der parlamentarischen Oberfläche sich noch nicht tief in den Kern der Bevölkerung eingefressen haben. Die großen Massen hängen durch das Band dynastischer Treue unverbrüchlich am Reich. Der Kaiser rief, und die Bauern kamen alle, alle, weß Stammes sie auch waren. Aber selbst die führenden Schichten, die Gebildeten und Besitzenden, deren Streben nach Stellen und Einfluß und Herrschaft im Staat den persönlich oft unbewußten Kern der nationalen Kämpfe bildeten, haben eingesehen und bekannt, daß die Völker des Reiches in ihren Lebensinteressen aufeinander angewiesen sind, daß sie zusammenstehen müssen zur Erhaltung der Monarchie, daß alles Trennende auf dem Altar dieses gemeinsamen heiligen Krieges geopfert werden muß.

Mit dem Schwung, der ihnen eignet, haben gerade die Magyaren das zum Ausdruck gebracht. Militärzüge, die durch Ungarn fuhren, wurden mit den Klängen des „Gott erhalte" begrüßt, Frauen und Mädchen reichten Karten herum mit schwarz-gelbem Schmuck und begeistertem deutschen Text. Das ist scheinbar nichts Besonderes. Aber man muß es an die seltsame Tatsache halten, daß bisher bei den Magyaren die österreichische Volkshymne verpönt, die schwarz-gelbe Fahne und die deutsche Armeesprache mißliebig waren. Und warum? Weil sie Wahrzeichen des historischen österreichischen Reiches sind, in welchem Ungarn, wenigstens tatsächlich, nur ein besonders selbständiger Reichsteil gewesen ist, nicht aber ein souveräner Staat, wie es das durch den Ausgleich von 1867 im Wesen wurde und seither immer vollkommener zu werden strebte. Was ihm dazu noch fehlte, war vor allem das eigene Heer. Gegen diese Forderung, deren Erfüllung eine eigene äußere Politik nach sich ziehen und (auch gegen Willen und Absicht ihrer Anhänger) Österreich-Ungarn leicht auf den Weg von Schweden-Norwegen leiten könnte, bestand am Hof, in Österreich, vor allem im Heere selbst lebhaftes Widerstreben. Und darauf antworteten die Magyaren mit einer gewissen Abneigung gegen das gemeinsame Heer und alle gesamtstaatlichen Einrichtungen. Die Kundgebungen der Gegenwart sind daher ungemein vielsagend und erfreulich. Sie bedeuten, daß die Magyaren in der Stunde der Gefahr ihre militärischen Sonderbestrebungen zurückstellen. Dazu ist seither die mit Blut besiegelte Waffenbrüderschaft der Truppen aus Österreich und Ungarn getreten. Das berechtigt zur Hoffnung, daß diese Sonderbestrebungen nach dem Krieg sich nicht in der alten

Digitized by Google

Schärfe erneuern werden, und daß alle zwischen den beiden Staaten der Monarchie schwebenden Fragen in gegenseitiger Würdigung berechtigter Interessen sich so regeln lassen werden, wie die greifbar gewordene Gemeinsamkeit ihrer Daseinsbedingungen es verlangt.

Auf die Einzelheiten dieser künftigen Regelung einzugehen, ist heute noch nicht an der Zeit. Denn gerade im Einzelnen sind ja gewisse Interessengegensätze vorhanden. Auf diese hinzuweisen, hat umsoweniger Sinn, als man mit verfrühten Forderungen dem Besten vorgreift, was bei der Regelung mitwirken soll, der freiwilligen Selbstbestimmung der Magyaren die lieber dem eigenen Willen und der eigenen Einsicht folgen, als einem von außen kommenden Rate. Man kann also nur diese Einsicht anrufen und dabei von den Einzelheiten weg den Blick auf die grundlegenden natürlichen und geschichtlichen Verhältnisse lenken. Dabei gilt es, das Verhältnis Ungarns zu Österreich nicht als Rechtsfrage, sondern als Frage der Zweckmäßigkeit zu behandeln. Die Rechtsfrage ist ja von Gelehrten beider Staaten lebhaft umstritten; und wird es wohl immer bleiben. Denn dabei handelt es sich um rechtshistorische Ansichten und juristische Konstruktionen, mit einem Wort um wissenschaftliche Überzeugungen, die durch neuen Tatsachenstoff geändert werden können, nicht aber durch die Rücksicht auf Gegenwartsereignisse und Zukunftswünsche. Wohl aber kann und soll diese Rücksicht maßgebend sein für die historisch-politische Betrachtung, die aus der Vergangenheit Zweckmäßigkeitsmaßstäbe für die Zukunft zu gewinnen sucht.

Will man bestimmen, wohin das politische Schwergewicht eines Staates neigt, so muß man aus dem Gesamtverlauf seiner Geschichte die Summe seiner politischen Beziehungen ziehen. Mit wem war er verbündet und mit wem hat er Krieg geführt? Wobei zu beachten ist, daß es zweierlei Kriege gibt: die einen dienen der Abstoßung zwischen Gebieten, die im Grunde und unter natürlichen Umständen wenig enge verflochten sind und unabhängig nebeneinanderstehen können; die anderen sind nur eine verkappte Form der Anziehung, sind Gleichgewichtsschwankungen zusammengehöriger Massen, Übergänge aus einem labilen in ein stabiles Gleichgewicht. Ein zeitgemäßes Beispiel für den zweiten Fall bietet der historische Gegensatz zwischen Polen und Rußland. Seitdem ihre Staatsbildung großräumig geworden und Machtentfaltung nach Außen ermöglicht und verlangt, hat zunächst Polen die Russen, dann Rußland die Polen zu beherrschen gesucht. Die natürliche Einheit und Ungegliedertheit des osteuropäischen Tieflandes suchte sich durchzusetzen und ließ ein im Gleichgewicht Nebeneinanderstehen auf die Dauer nicht zu. Darum enthält der Satz, daß der polnische Staat am politischen Wesen einer Adelsnation

Digitized by Google

von innen heraus zugrunde ging, wohl nur einen Teil der Wahrheit. Und darum wird ein neuer polnischer Staat, solange Rußlands Umfang und Macht sich nicht grundstürzend ändern, wohl nie ganz unabhängig sein, sondern zwischen russischer Knechtschaft und weitgehender Anlehnung an seine westlichen Nachbarn zu wählen haben.

Die Beziehungen eines Staates sind meist nach den verschiedenen Himmelsrichtungen verschieden lebhaft. Was Ungarn betrifft, so hat es sich gegen Osten immer abwehrend verhalten. Nachdem mit dem Mongolensturm der letzte Angriff des stammverwandten asiatisch-südrussischen Wanderhirtentums überstanden war, schliefen kriegerische wie friedliche Beziehungen so ziemlich ein. Erst seitdem Rußland sich zum Schutzherrn des Westslaventums aufwirft, angeblich um es vor Eindeutschung und Magyarisierung zu retten, in Wahrheit um es zu russifizieren und dem eigenen Staatsinteresse dienstbar zu machen, sind sie wieder erwacht, aber in der Form eines Gegensatzes auf Tod und Leben. Wie Polen, ist auch Ungarn schon wegen Rußlands auf enge Verbindung mit dem Westen hingewiesen.

Alter und enger scheint die Wechselwirkung, in der Ungarn nach Norden steht. Von den Reibungen mit dem polnischen Großreiche Boleslaws I. an ließe sich leicht eine Kette fortlaufender Berührungen zusammenstellen. Aber sie wurzeln nicht tief und wirken nicht in die Breite. Ihre beiden Höhepunkte, die Personalunion Polens und Ungarns unter dem Anjou Ludwig d. Gr. und die Rolle des Siebenbürgers Stefan Báthory auf dem polnischen Thron, sind flüchtige Zwischenspiele, sichtlich mehr durch die Persönlichkeit der beiden Fürsten begründet, als durch Gemeinsamkeit der nationalen Belange. Mit dieser Gemeinsamkeit fehlen zugleich allerdings auch die Gegensätze. Darum stehen Polen und Ungarn so gut. Völker kommen am besten aus, wenn sie wenig miteinander zu tun haben.

Es ist kein Zweifel, daß die wichtigen Richtungen der Geschichte Ungarns nach Süden und Westen laufen. Gegen Süden hat es sich für Ungarn meist darum gehandelt, entweder Einfluß und Herrschaft zu gewinnen, namentlich in den kroatischen Gebieten, welche den Weg zum Meer bilden, oder — vom Balkan her bedroht und beherrscht zu werden. Die erste Möglichkeit überwog (trotz einzelner Vorstöße Byzanzs) im Mittelalter, die zweite seit dem Aufkommen der türkischen Macht. Der weiteren Entwicklung des Balkans stand Ungarn schon als Glied des Habsburgerreichs gegenüber. Darum ist seither das Verhältnis zwischen dem nördlichen Balkan und Ungarn als einem für sich alleinstehend gedachtem Staat nur auf dem Papier aktuell geworden: in Ludwig Kossuths Plane eines Balkanbundes, an dessen Spitze ein von Österreich losgerissenes Ungarn stehen sollte. Dieser Plan hat noch ein spätes literarisches Echo gefunden, in dem

Digitized by Google

bis an den Haemus reichenden „Nagy-Magyarország" (Groß-Ungarn) Paul Hoitsys. Aber zu einem Bund gehören bekanntlich zwei. Bei den Balkanvölkern ist der Plan Kossuths nie ernst genommen worden. Und man kann in der Tat sagen, daß er just das Gegenteil von dem bedeutet, was bei einer vollkommenen Losreißung Ungarns von Österreich wahrscheinlich eintreten würde. Ein solches Ungarn, zu dessen Verteidigung die übrigen habsburgischen Länder nicht mehr verpflichtet wären, gäbe einen Mittelstaat ab. Die Balkanvölker würden sich ihm nicht verbünden, sondern seine rumänischen und serbischen Gebiete bedrohen. Kurzum, dieses Ungarn stünde vor einer Gefahr, wie es die Türkengefahr war, die es zu engster Verbindung mit den Erbländern und den Sudetenländern veranlaßte, aus deren Vereinigung die habsburgische Monarchie hervorging. Man kann, ohne jener geographischen Metaphysik, welche die Staaten unmittelbar aus den Naturverhältnissen hervorgehen läßt, zu viel zuzugestehen, wohl sagen, daß diese Verhältnisse eine klare Abgrenzung jener drei Ländergruppen sehr erschwert und ihr Zusammenwachsen zu einem großen Donaureiche gefördert haben. So kann man die wechselnden Eroberungskriege zwischen den drei Gebieten im Grunde als Anziehungserscheinung im früher besprochenen Sinn deuten, ob sie nun von Ottokar Premysl oder Matthias Corvinus oder den Habsburgern ausgehen. Indessen, damit eine Großmacht entstehe, muß zu den Naturbedingungen ein politisches Prinzip treten. So lange nur die allen Staatswesen eignende Neigung zur Ausdehnung (in der mittelalterlichen Form der Hausmachtspolitik) im Spiele war, lag ein solches Prinzip nicht vor. Es fand sich in der Türkengefahr, deren Abwehr als gemeinsame Lebensfrage erkannt wurde. Am klarsten und frühesten in Ungarn. Daher setzen die Versuche, durch Verschwägerung der Dynastie, dann durch die Wahl österreichischer und böhmischer Prinzen die Machtmittel Ungarns zu stärken, dort zuerst ein; daher hat Ungarn seit der Wahl Ferdinands I. am Hause Habsburg festgehalten und sich mit dessen übrigen Ländern in der Pragmatischen Sanktion dauernd wider jeden äußeren Angriff verbunden. Weniger als je denkt heute in Ungarn jemand daran, sich dieser Pflicht zu entziehen. Der Gedanke, der als ein Leitsatz z. B. das bekannte Buch des Grafen Julius Andrássy d. J. durchzieht, nämlich daß Ungarn nicht allein bestehen kann, sondern einen engen dauernden Bund braucht, und daß dafür nur Österreich in Betracht kommt, wird kaum mehr ernstlich bestritten. Auch am Bündnis der Monarchie mit Deutschland halten die Magyaren unbedingt fest. Sie sind ehrlich überzeugt, daß ihr Streben nach eigenem Heer, eigenem Zollgebiet, eigenem Konsularwesen und eigener äußerer Politik den Bund mit Österreich nicht gefährde und daß auch ein ganz souveränes

Digitized by Google

Ungarn, das mit Österreich bloß in Personalunion stünde, mit diesem zusammen die gleiche Richtung verfolgen und die gleiche Macht darstellen würde, wie heute. Das ist, ich wiederhole es, eine ehrliche Überzeugung. Ist sie aber auch richtig? Kann man sie noch für richtig halten, nachdem man die äußere und innere Lage der Monarchie im Licht des Weltkrieges gesehen hat? Möchte man sich doch in Ungarn diese Frage jetzt vorlegen und dabei auch ihre Vorgeschichte neuerlich prüfen.

Die Frage, wie die innere Politik Ungarns sich zum Schutze Ungarns und Österreichs gegen äußere Gefahren verhält, hat nämlich eine lange Vorgeschichte. Wir sagten oben, daß die Verbindung beider Gebiete zuerst für Ungarn eine Lebensfrage wurde. Woher kommt es, daß dennoch von Johann Zápolya, dem Gegenkönig Ferdinands I., bis auf L. Kossuth das Land sich immer wieder gegen die Habsburger auflehnte? — Das galt nur dem habsburgischen Zentralismus, antworten die magyarischen Historiker, gegen dessen Übergriffe wir die innere Unabhängigkeit des Landes und seine Verfassung verteidigen mußten. So mag man vom Standpunkt des formalen Rechtes sprechen und dem der inneren Politik. Von da aus gesehen, war es eben der Widerstand gegen den Zentralismus, welcher Ungarn, im Unterschied von Böhmen, das Dasein als Staat rettete und dem magyarischen Volk die Herrschaft in diesem Staate. Stellt man sich dagegen auf den Standpunkt einer vergleichenden Betrachtung, welche die Großmachtbildung und Machtverteilung in ganz Europa ins Auge faßt, so wird man sagen, daß Ungarn die ständische Libertät verteidigte, wie etwa die Stände der Erbländer oder der einzelnen Provinzen des preußischen und französischen Staates auch. Wie vertraut mutet es z. B. den Kenner ungarischer Geschichte an, wenn noch in den Cahiers von 1789 der Adel von Navarra verlangt, der König möge zeitweise im Lande Hof halten, eigene Münzen für Navarra prägen und ja nur Navarresen zu Beamten machen. Frankreich und Preußen haben die ständische Libertät gebrochen; so und nur so sind sie Großmächte geworden. Die milderen Habsburger haben dies Ziel später und unvollkommener erreicht, und nur in den deutschen und böhmischen Ländern. Daß es ihnen wenigstens dort gelang, erlaubte jene straffere Zusammenfassung der staatlichen Kräfte, die den Kampf und Sieg gegen die Türken schließlich ermöglichte. Indem die Bethlen, Tökölyi, Rákóczy dem Zentralismus in Ungarn auf halbem Weg Einhalt geboten und sich sogar mit Türken und Franzosen verbündeten, haben sie die Befreiung Ungarns vom Türkenjoch stark verzögert und Österreich im Wettkampf mit dem französischen Imperialismus geschwächt. In diesem Beispiel tritt eine Schwäche der zusammengesetzten Staaten und der Staatenverbindungen zu Tage: die große Gefahr, daß

Digitized by Google

das Ganze von den Teilen mehr fordere als wirklich nötig und mit dem Bestand der Teile vereinbar ist, und daß die Teile von sich aus dem Ganzen weniger geben, als sie könnten und das Ganze unbedingt braucht.

Der alte Gegensatz zwischen dem Zentralismus und dem Partikularismus Ungarns besteht freilich nicht mehr; aus dem einfachen Grund, weil der alte Zentralismus tot ist und niemand ihn erneuern will. Aber in gemilderter Form besteht diese Schwierigkeit weiter. Auch der heutige Zustand ist unhaltbar. Nach dem Kriege müssen Deutschland und unsere Monarchie Heer und Flotte weiter ausbauen, sonst waren die Opfer dieses Krieges umsonst. Wir schulden uns und unserem Verbündeten die Sicherheit einer unbedingten Schlagfertigkeit. Eine Voraussetzung dafür ist die Einheit der Armee. Nach den Erfahrungen der Engländer und Franzosen, die sich im Kugelregen mit Hilfe des Lexikons natürlich vergeblich zu verständigen suchten, wird wohl niemand mehr bei uns die deutsche Armeesprache bestreiten. Aber die Einheit allein tut es noch nicht. An unserer Armee sind alte Sünden gut zu machen. Wie Großes sie in Galizien geleistet, kann nur der würdigen, der bedenkt, mit welch unzulänglichen Mitteln ihre Kriegsvorbereitung und Friedensarbeit erfolgen mußte. Darum scheint es unerläßlich, daß der verwickelte und unberechenbare Mechanismus für die parlamentarische Behandlung der Heereserfordernisse geändert wird. Aber auch das Geld allein tut es nicht. Ein Heer wächst aus der Bevölkerung heraus. Es braucht von dieser nicht nur Geld und Rekruten, sondern eine Gesinnung, die jenseits aller Parteiungen und Gegensätze sich auf ein gemeinsames oberstes Ziel richtet. Wie aber soll diese Einheitlichkeit des Willens erwachsen, wenn die beiden Staaten der Monarchie sich als „Ausland" behandeln, wenn die Handelspolitik die Gegensätze der beiden Volkswirtschaften verschärft, wenn aus der staatsrechtlich korrekten Nichteinmischung in die innere Politik eine gegenseitige Unkenntnis derselben wird. Und doch liegt hier eine Gemeinsamkeit der Interessen vor, die Ungarn und Österreich ebenso aufeinanderweist, wie die äußere Politik, in der beide Staaten nur vereint die Vorteile einer Großmachtstellung behaupten können. In beiden Staaten ist das innere Grundproblem die Nationalitätenfrage. Gewiß liegen die Dinge vielfach verschieden. Eine deutsche Hegemonie in Österreich, wie sie den Magyaren in Ungarn zusteht, ist nicht möglich. Aber die Lebensfrage lautet hier wie dort: wie ist Einheit und Autorität des Staates mit dem Recht jeder Nationalität auf ihre natürliche Entwicklung vereinbar. Die südslavische Frage z. B., welche diesen Weltkrieg ausgelöst hat, wäre vielleicht nicht so schwierig geworden, hätten nicht Ungarn und Österreich, jedes für seinen Teil, sie ganz verschieden behandelt: Ungarn zu scharf und Österreich zu schwach. Dies

Digitized by Google

Beispiel zeigt, wieviel aus einer Angleichung der beiden Staatscharaktere zu gewinnen wäre. Ungarn ist die Wahrung der Staatsautorität, Österreich die Schonung der kulturellen Entwicklung der einzelnen Nationalitäten besser gelungen. Hier könnte man gegenseitig voneinander lernen.

Nur auf den Willen kommt es an. Vor dem Kriege würden die Schwarzseher, die bei uns leider gut gedeihen, bezweifelt haben, daß dieser Willen sich finden werde. Wer aber erlebt hat, wie der Ausbruch des Krieges die Völker der Monarchie über ihren Streit hinaushob, wer an die Zauberkraft von Blut und Eisen denkt, an die Waffenbrüderschaft aller unserer Völker, ist guter Hoffnungen voll. Auf diesen Krieg darf kein kleiner Friede folgen. Die Friedensarbeit, in der wir den Neubau unserer ehrwürdigen Monarchie aufführen wollen, soll der Größe dieses Krieges würdig sein. Dafür werden Österreich und Ungarn wetteifernd sorgen.

Die Geschichte der englischen Weltmacht.

Von Erich Marcks, Professor der Geschichte an der Universität München.

In die Umschau dieses Heftes gehört der Blick auf die Weltmacht des Gegners hinein, von dem wir alle wissen, daß er heute unser eigentlicher Weltgegner geworden ist und daß dieser Krieg, dessen innerster Urheber jener war, zu einem die Zukunft wirklich sichernden Ergebnisse nur führen kann, wenn er zu einer wirklich in die Tiefe gehenden, zwingenden Auseinandersetzung mit ihm, mit England, geführt haben wird. Wir kämpfen um die Bewahrung unserer Stellung von 1871, der Stellung in Europa, die wir einstmals erstritten haben und die unsere Nachbarn uns wieder nehmen wollen, um den Bestand unseres Reiches und unserer Nation. Wir kämpfen zudem um die Erringung unserer Stellung in der weiten Welt, die wir nicht entbehren können und die uns von der alten europäischen Vorgewalt auf und über den Meeren niemals bis heute zugestanden worden ist: in englischen Händen laufen die Widerstände hier und dort zusammen. Daß Englands Gewalt Weltgewalt ist, wie sie dazu wurde und wie weit sie bis heute kam, das geht uns um so stärker an.

Englands weltgeschichtliche Größe beginnt um 1600: inmitten der Erhebung der nord- und westeuropäischen Staaten erhebt sich dieser Inselstaat, der, Europa vorgelagert, bis dahin die Möglichkeiten seiner Insellage nicht ausgenützt hat; er befreit sich vom Festlande, stellt sich auf sich selbst, richtet sich, in kühnem Aufstiege, auf die Meere, auf die nordeuro-

Digitized by Google

päischen zuerst, dann auf den neuentdeckten Atlantischen Ozean und seine Randgebiete. In sich national zusammengefaßt, drängt dieser Staat mit wilder Kraft hinaus, in Handel, Seeraub, Krieg, beginnender Eroberung. Der Abfall von der Weltkirche stärkt seine selbständige Energie im Innern und nach außen hin; das Zeitalter der Elisabeth weist aller englischen Weltzukunft die Wege. Das 17. Jahrhundert hat diese Kräfte innerlich vertieft, das Puritanertum sie gereinigt, erzogen, gestählt, aber sie um so straffer in die Welt hinausgewiesen: es hat nicht nur Nordamerika kolonisiert, sondern dem englischen Wesen selber gewaltige Antriebe sittlich-religiöser Zusammenfassung und nationalen Stolzes verliehen. Es hat, nach der Elisabeth, zuerst wieder — um 1650 — den inneren Strom nach außen getrieben, eine große Politik geführt, England in Westindien vorwärtsgebracht, gegen den alten, katholischen, spanischen Feind; es hat den Kampf gegen den protestantischen Nebenbuhler in Handel und Seemacht begonnen, gegen Holland; es war, in seinen Nachwirkungen, stark beteiligt an der Wendung, die England dann gegen den neuen Nebenbuhler, das katholische Königtum Ludwigs XIV., gegen die Welt-, Kriegs- und Kolonialgewalt Frankreichs nahm. Der Krieg gegen Frankreich hat England zur ersten Weltmacht des merkantilistischen Zeitalters erhoben: ein Krieg von fünf Vierteljahrhunderten, von 1689—1815 fast unablässig fortgeführt, um europäisches Übergewicht — die Engländer nannten es das „Gleichgewicht", aber es war ein Gleichgewicht, dessen Zunge sie hielten und das ihrer Macht zugute kam; ein Krieg, geführt um Handel, Meere, Kolonien, um die weiteste Herrschaft: er hat Nordamerika und Ostindien und zuletzt Südafrika englisch gemacht. Seine Schlachtfelder liegen überall, auf den Meeren und Landen, vor allem aber in Deutschland und in den deutsch-französischen Grenzgebieten, in Belgien zumal; Englands festländische Verbündete zerrieben im Landkriege den französischen Feind, an der Spitze Österreich, zwischendurch Preußen, zu allerletzt auch Rußland; die englische Flotte eroberte, in hundertjährigem Ringen, daneben für England das Meer. Staatsmänner, Feldherren, Admirale sind die sichtbarsten Helden dieses Riesenzweikampfes, dieser Welteroberung gewesen: dahinter erst die englische Kaufmannschaft und am Schlusse, neben sie tretend, die englische Industrie. Aber es war immer ein Kampf für Staat und Wirtschaft zugleich. Politische Kraft, von der parlamentarischen Aristokratie ausgebildet und weitervererbt, politische Kraft der Selbstregierung und Selbstbetätigung, alle Eigenschaften der rücksichtslosen Energie, des Glaubens an das eigene Volk und sein ausschließliches Recht, seinen inneren Vorrang, seine Weltmission und seine Zukunft; militärische Kraft, die in den großen Seehelden, in Nelsons persönlich gesetzloser, wilder und

Digitized by Google

großartiger Angriffslust gipfelte; wirtschaftliche Kraft des Kolonisators, des Kaufmanns, des Erfinders: sie gingen Hand in Hand; die Tugenden des Seevolks betätigten sich in allen diesen Richtungen, in verschiedener Art, immer zum selben Ziele, Tugenden und ihre Schattenseiten, Kraft und Brutalität, nationale und persönliche Selbstsucht und Einfügung, der Sinn für das Wirkliche, Greifbare, Mögliche, der Schwung eines großen selbstüberzeugten Aufstiegs, dem England als die Menschheit galt, und dem doch jedes grobe Mittel um so erlaubter schien, eine überaus wirksame Vereinigung von staatlicher Sammlung und persönlicher Selbständigkeit. Die Mischung der Elemente in der englischen Rasse und die Erziehung der Geschichte, die Einwirkung der Insellage, die schirmende und hinausleitende See, hat diese Mischung der Eigenschaften erwirkt und das englische Volk lange an die Spitze aller Seevölker gestellt. England gewann im Kampfe das Übergewicht des europäischen Handels und dann des neuen Großgewerbes, alle Stränge aber faßte zusammen und lenkte der große Krieg. Um 1800 erreichte dies alles die Höhe dieser älteren Epoche: im Siege über die französische Revolution und Napoleon; es war der Sieg Englands über den Todfeind und über die Welt. Nordamerika freilich hatte man, dank der unnachgiebigen Herrschaftsansprüche des Merkantilismus, verloren; das Kolonialreich war nach 1780 kleiner geworden; immerhin, Kanada, Westindien, Ostindien waren englisch geblieben, und der neue Krieg hatte dann als Hauptstücke das Kapland und Ceylon hinzugebracht, bis nach Ostindien und Australien hin hatte sich England die Wege gesichert. Nach 1800 besaß England wieder ein Weltreich; und seit 1815 hatte es keinen Weltgegner mehr. Es hatte, vorher von Europa als erdrückende wirtschaftliche Macht gehaßt, im Kampfe gegen Napoleon Europa geführt und es mitbefreit; es sorgte im Frieden von 1815 dafür, daß ihm kein neuer Gegner erstünde. 1700 war diese Bahn beschritten worden; nach 1750 erklomm man, mit Friedrichs II. Hilfe, die entscheidenden Stellungen; jetzt war man oben. Ein halbes Jahrhundert ungefährdeter, unangefochtener englischer Weltvorgewalt brach an: England ruhte auf seinen Siegen, es brauchte nicht weiter zu streiten, es erntete von den Saaten dieser vier kampferfüllten Menschenalter. Es konnte liberal werden, in seiner Kolonialpolitik wie in seiner Innenpolitik; es dezentralisierte sein Weltreich, es verlieh ihm Freiheiten, die dem Abfall vorbeugen sollten; es brauchte nicht Krieg zu führen; es organisierte wohl seine Auswanderung, aber es überließ im wesentlichen die strömenden wirtschaftlichen Kräfte sich selber, und es überzog so Australien mit einem englischen Besiedlungsnetze; die Dinge liefen von selber, nur in Ostindien und in China half die alte Waffenpolitik nach. Aber das Ergebnis war eine ungeheure Befestigung und

Digitized by Google

Dehnung des englischen Besitzes, auch in diesen Jahrzehnten des überwiegenden Friedens. Um 1850 erstieg diese neue Periode ihren Gipfel. Indien wurde nach dem 57er Aufstande neugesichert und verstaatlicht; es wurde gegen das allmählich andrängende Rußland gedeckt, und in Rußland erwuchs allerdings ein neuer Weltgegner; man warf ihn, noch ohne allzugroße Anstrengung, zurück. Es war die Zeit des englischen Bürgertums, des riesenhaften Übergewichts von Englands Handel und Industrie auf der ganzen Erde, und deshalb die Zeit des englischen Freihandels; das Königreich ging zum vollen Industrialismus über; die Welt gehörte ihm, für seine Versorgung mit Lebensbedarf und für den Absatz seiner eigenen Waren. Ein klassisches System, einheitlich im Innern und Außern, lebensvoll und unablässig vordringend; es umspannte die Heimat und die Welt. Europa lag im Schatten seiner kontinentalen Kämpfe, der nationalen Staatenbildungen; England blieb ungestört. In England selber wuchsen die Massen; sie blieben auf die englische gewerbliche Vorherrschaft, auf die Versorgung durch die Nahrungsmittel über See angewiesen. Sie drangen nach 1850 immer deutlicher ein auch in den englischen Staat, in die Verfassung; das eigentlich bürgerliche Zeitalter verblich allgemach. Da kam das entscheidend Neue von außen her. Die Einzigartigkeit Englands begann, von 1860 und 1870 ab, bestritten zu werden: neue Nationalstaaten schlossen sich, in Europa und Nordamerika, einheitlich zusammen; neue, große nationale Wirtschaften gingen über zur Industrie, wurden Englands Mitbewerber in Wirtschaft und in Macht. Neben den Vereinigten Staaten kam Deutschland empor: zunächst auf dem Kontinent; aber sein Gewicht wirkte bald auch in Englands Kreise hinein.

Im Innern wurde die bürgerlich-liberale Allgewalt durch Gegner von rechts und links bedroht; das Wahlrecht wurde erweitert und die Oberschicht des vierten Standes zog in das Parlament ein; die konservativen Gedanken und Gewalten erhoben sich, von demokratischer Grundlage her, zugleich und bestritten dem Liberalismus, dem Laufenlassen der Welt und der großen Politik, der lässigen Friedenspolitik das Recht. Die Welt dringe von neuem auf Großbritannien ein, es müsse sich wahren.

Von 1874—80 hat Benjamin Disraeli das Staatssteuer gewendet und auf neue Aufgaben eingestellt. Man hatte das burische Südafrika halb frei gelassen: er zog es in den Machtkreis des Reiches zurück. Er nahm den Kampf gegen Rußland auf, erwarb die Aktien des Suezkanals, setzte seiner Königin die indische Kaiserkrone aufs Haupt, erkaufte sich durch die altenglische Politik der Deckung der Türkei gegen den gemeinsamen vordringenden Weltfeind Rußland vom Sultan die Insel Cypern: er befestigte die beiden Wege nach Indien und Indien selber mit neuer, angreifender

Digitized by Google

Kraft. Ägypten begann, so wie Bonaparte es ehedem erfaßt hatte, deutlich zum Angelpunkte der englischen Weltmacht zu werden, in Afrika bereits, hauptsächlich aber nach Ostasien hin.

Das war Rückkehr der Reichspolitik zur auswärtigen Aktion, zu den Bestrebungen und Überlieferungen des 18. Jahrhunderts. Die Nachfolger sind auf Disraelis Wegen weitergeschritten: Salisbury, Chamberlain. Eine starke auswärtige Politik: sie kehrte sich gegen Rußland, zum Teil gegen den alten Nebenbuhler Frankreich, gegen beide in Ostasien und im Mittelmeergebiete. Eine starke Politik der Zusammenhaltung und Festigung des Reiches: der Imperialismus begann sein Werk. Er stammte aus der Gegenwirkung gegen jene neu aufgetretenen Nebenbuhler in der Welt, in Handel, Industrie, Kolonien, Flottenbau und Macht, gegen die Aufhebung der englischen Monopolstellung auf dem Erdball; er wies auf die neuen Mitbewerber, die neuen Kolonialgründungen, die neuen Marinen hin, auf die Gefährdung des alten unbedingten Vorrangs, auf die Gefährdung der englischen Massen durch die wirtschaftliche Konkurrenz, vielleicht einmal durch die Flotten der anderen, die die Ernährung Großbritanniens abzuschneiden vermögen würden; auf die Notwendigkeit, Macht, Kolonialgebiete, Flotte, vor allem das Reich in seinem inneren Zusammenhalt zu stärken. Es kam zu einem immer allgemeineren Rückschlage Englands gegen die veränderte Weltlage: zur Rückwendung, teilweise, zu den Mitteln des Merkantilismus. Das Reich wurde fester angezogen und erweitert: Indien eifriger gedeckt, das holländische Südafrika, zuletzt im Burenkriege von 1899, mit Gewalt niedergeschlagen und eingefügt, nachdem zuvor Cecil Rhodes den englischen Besitz im ganzen Süden des Erdteils großartig vorgeschoben hatte; Nordostafrika, Ägypten und der Sudan, von den Liberalen als halbwiderwilligen Testamentsvollstreckern Disraelis zuerst besetzt, wurde nun (— 1898) erst ganz erobert. England warf im Niltale den französischen Einbruch 1898 (Faschoda!) schroff zurück; es wehrte sich gegen Frankreichs Verbündeten, Rußland; es suchte Deutschland als Helfer gegen diesen zu gewinnen, und da Deutschland sich entzog, so warb es Japan, es schloß, seiner älteren Geschichte getreu, nach langer „Vereinzelung" wieder ein kontinentales Bündnis gegen den stärksten seiner kontinentalen Feinde, es trat in den Kreis der kontinentalen Staaten wieder unmittelbar hinein. Und wie es Frankreich ohne Schwerthieb geschlagen hatte, so schlug es nun mit dem japanischen Schwerte den Zaren. Der Aufstieg von 1874 her erreichte 1904, im Siege der Japaner über die Russen, seinen ersten hohen Gipfel. Und um 1900 also stand das Weltreich, nach mancherlei Gefahren, unendlich erweitert, zur Verteidigung auch durch den Angriff gerüstet, in neuen Waffen, in neuem Selbstgefühle, in neuer

Digitized by Google

Energie auf dem Plan. Die Fäden von 1800 liefen sichtbar weiter, in der auswärtigen Politik, und in der Reichspolitik zudem.

Von 1895—1903 hat Josef Chamberlain diese Entwicklung als Disraelis Erbe, weiterbauend, geleitet. Der Imperialismus eroberte sich damals den englischen Geist. Die alte liberale Schule, die den Staat ungern als Macht ansah und förderte, starb aus; die neuen Massen halfen ihrem demokratisch-konservativen Führer den Boden zu befestigen und breiter zu machen, auf dem die nationale Wirtschaft und somit auch ihre Existenz ruhte. Die Entgliederung des Reiches, durch Selbstregierung Irlands, wie Gladstone, der Staatsmann des älteren, reformistischen Liberalismus, sie erstrebt hatte, war abgewiesen worden. Die Festigung der inneren Bande des Weltreiches durch wirtschaftlichen und militärisch-politischen Zusammenschluß war die Forderung der großen Kolonien, Kanadas, Australiens; ein neues größeres Britannien wollte über der alten, zu eng, zu schmal gewordenen Heimat, dem Staate der beiden Inseln, in Wahrheit der einen, östlichen Insel, emporsteigen. So wollte man dem Riesenreiche die innere Einheit, den Austausch seines Menschenmaterials zwischen Heimat und Kolonien, den Austausch der Waren, die Unabhängigkeit von jeder dritten Macht und von der Produktion des Auslandes sichern. Chamberlain griff nach dem stärksten Mittel dazu: er eröffnete 1903 seine große Agitation für die Aufopferung des Freihandels, für die entschiedene Bevorzugung der Kolonien, für die Dahingabe der engeren englischen Interessen, der billigeren Ernährung der englischen Massen, an die höheren Gebote des Reichs. Er ist damit gescheitert: die englischen Arbeiter wiesen den Schutzzoll ab, und der englische Liberalismus kam seit dem Winter von 1905 von neuem zur Herrschaft. Die Gedanken Chamberlains kämpfen seither weiter; den Ausgang wird man nicht zu prophezeien wagen. Die Zolleinheit des Weltreiches ist nicht erstritten worden; an der militärischen Verteidigung des Weltreiches haben sich die großen Kolonien steigend beteiligt; man sucht nach festen Formen hierfür und für die natürliche Folge, die Anteilnahme der Kolonien an der Bestimmung der britischen Politik. Die Fragen sind riesengroß und schwer; die Formen für die Neuorganisation eines Reiches, das über die Welt verstreut ist, hat man noch nicht gefunden, weder für die Regierungshauptstellen, noch für ein Reichsparlament. An gutem Willen hat es auf beiden Seiten nicht gefehlt. In England kommt das Interesse des Kapitalbesitzes, der Börse, der Schichten, die ihr Geld im Weltreiche arbeiten lassen, „des Rentnerstaates", den neuen Bestrebungen entgegen, und der konservative Zug zur Macht überdies. Die Kolonien haben sich angeboten; England hat sie in großen Föderativgruppen mit weitgehender Unabhängigkeit (Kanada, Australien, Südafrika) zusammengefaßt. Wird die

Digitized by Google

Weiterentwicklung zur föderativen Verfassung für das Ganze des Reiches zur Auflösung des alten „Großbritanniens nebst Irland" in bundesstaatlich verknüpfte Einzelstaaten, zum Anschlusse der kolonialen Bundesstaaten an den heimischen, bundesstaatlich aufgelösten Zentralstaat führen? Oder wird in diesem Bestreben, die Selbständigkeit der Einzelteile fortzubilden und sie doch zu einem Ganzen zusammenzufügen, schließlich der Selbständigkeit das Übergewicht, den natürlich zentrifugalen Gewalten der Sieg zufallen, den sie heute selber nicht wollen, aber der im Wachstum der einzelnen Außenländer zu eigenen, großen Körpern, in der ungeheuren Weite der Entfernungen, in dem Meerescharakter des ganzen gewaltigen Staatenbündels vorgebildet scheint? Innere Gegensätze laufen zwischen Irland und der Hauptinsel; in der Gesellschaft, im Arbeitertum erheben sich neue Ansprüche, drohend, sprengend, noch unabsehbar in ihren Wirkungen; die alte Verfassung hat sich aufs stärkste demokratisiert; die produktive Kraft der Gesellschaft, die Spannkraft des wirtschaftlichen Fortschritts scheint gewisse Zeichen des Alterns zu verraten. Wird die sittliche und staatliche Kraft aushalten, auf der sich, in gewaltigem Hinausdrängen in Meer und Welt, drei Jahrhunderte hindurch dieses weitestgespannte der Weltreiche begründet hat? Wird die Grundlage nicht allzuschmal werden, wird sie nicht vielleicht in sich selber morscher werden? Wird die Entgliederung nicht über den leidenschaftlichen Versuch unbedingter Zusammenraffung wirklich überwiegen? Man hat alle diese Fragen seit einem Jahrzehnt, bei jeder Betrachtung dieser großen Hergänge, bei jeder Würdigung der Rettungs- und Neugründungsversuche, mit gutem Rechte immer wieder aufgeworfen. An der Stärke Großbritanniens ist noch kein Zweifel; aber überspannt sie sich nicht? Wird Kanada, neben den Vereinigten Staaten, unberührt englisch bleiben, trotz vielen Einflüssen von außen und von innen her? Wird Australien von seiner starken Sonderart nicht weitergerissen werden? Sind in Südafrika die feindseligen Fortwirkungen des Burenkrieges und seine treibenden Gründe wirklich aufgehoben? Man weiß, wie unbefriedigt Indien und Ägypten sind: beide von oben und außen her beherrscht, in beiden ein bitteres Widerstreben und Emporstreben der stammfremden eigenen Bevölkerung. Und überall Gefahren von außen her, neben diesen Gefahren die von innen kommen: die mögliche Bedrohung Kanadas durch die Vereinigten Staaten, Australiens durch Japan, Indiens durch Japan und Rußland, Ägyptens zum mindesten durch die Türkei; das Aufwärts- und Zusammendrängen des Islam, den England ehedem stützte und dessen Feind England neuerdings geworden ist, kann einmal große Wirkungen tun.

Das Gesamtgebilde hat man mit Recht als eine Anomalie bezeichnet: es ist machtvoll und weltweit, aber es steht im Widerspruch zu allem

Digitized by Google

Neuen, Selbständigen, das auf dem Erdenrund überall emporkommt; ein Gebilde von Weltherrschaftscharakter, gestützt auf die Weltseeherrschaft der Heimat. Wird das dauern können? Und werden Nachbarn und innere Sonderkräfte nicht immer nur wachsen und wachsen müssen?

Alle diese Fragen, ich wiederhole es, sind längst gestellt worden. Ich stelle sie hier, in vollem Bewußtsein, aus dem englischen und aus dem allgemeinen Gesichtspunkt heraus, als Beobachter; nicht aus dem deutschen Gesichtspunkt heraus, als der Gegner vom August 1914.

England selber kennt diese Gefahren sehr gut und schon lange. Um so schroffer hat es sich zusammengerafft. Es besaß in sich den Willen zur Selbstbehauptung und die Wucht einer wahren Weltgewalt. Seine Gliedstaaten hatten, obwohl es zum großen Neubau des Gesamtstaates bisher nicht kam, ihren guten Willen für die Heimat immer neu bewiesen; alle Kräfte haben sich betätigt: Rasse, Geschichte, Religion und Kirche, Kultur und Geist, die staatliche Macht der Heimat, die ungeheure Macht ihres Geldes, ihres Kreditsystems, das die Kolonien und die Herrschaftsgebiete überspannt und durchtränkt. Die angelsächsische Empfindung hat sich leidenschaftlich gesteigert. Dennoch ergab sich kein fester Gewinn; und immer sorgenvoller blickte das alte Weltvolk auf jede Bedrohung, die neben dem weltumfassenden Reiche emporzuwachsen und die Fäden, die es zusammenhalten, durchschneiden zu können schien.

Die Geschichte der englischen Wendung gegen Deutschland soll hier nicht behandelt werden. Wir wissen, in Deutschlands Namen hat sich den Engländern jede solche Bedrohung verkörpert und gesammelt; wirtschaftlich und politisch-militärisch sah England immer einseitiger in seinem kontinentalen germanischen Nachbarn den Feind von heute und morgen, den Feind, der ehedem Spanien, dann Holland, dann Frankreich, dann später, gestern noch, Rußland gewesen war. Wir wissen, wie England alle alten Gegner zu versöhnen getrachtet hat, auf immer oder auf so lange, bis es diesem neugehaßtesten den Garaus gemacht haben würde; wie es den andern Opfer auf Opfer gebracht hat, die sich wohl einmal, vielleicht sehr bald, rächen zu müssen scheinen — den Franzosen vielleicht, den Russen sicher, und den Japanern. Es hat seine Doppellinie, die eine durch Afrika, vom Kap zur Nilmündung, die andre durch Südwestasien, von der Nilmündung zum Indus und Ganges, scharf hindurchzuziehen gestrebt; es hat seine Schirmerstellung für die Türkei eben deshalb in Bedrohung, in Unterwerfung und Vernichtung umgewandelt. Es war 1900 und 1904 auf eine neue Höhe getreten; es ist bis 1914 noch weiter und noch höher geschritten: mit rücksichtsloser Einseitigkeit des Gegensatzes, immer schroffer, immer kampfessicherer. Sein Reich ist heute ausgedehnter als je — wie umklammert und

Digitized by Google

flankiert es den Indischen Ozean, wie durchzieht es das Mittelmeer, wie greift es über den Atlantik nach Kanada und Westindien hinüber; wie umspannt es den Erdball, in Nähe und Ferne, mit seinen Bündnissen, unerhört dicht und weit, und auch da in immer neuem Vordringen, anscheinend ohne Ende und ohne Widerstand. Oder steckt — bis an diese Frage heran hat diese Darstellung führen wollen —, steckt in diesem beinahe krankhaften, diesem fieberhaften Weiter- und Weiterdrängen, in diesem beinahe taumelnden Umsichfassen und Zusammenraffen gegen den einen, angeblich unvermeidlichen, angeblich angriffsentschlossenen und tödlichen Feind, in diesem immer hitzigeren Zusammenschieben eines ungeheuren Einsatzes auf die eine Karte, steckt darin doch mehr an Schwächegefühl, als der erfolggekrönte Stolz der englischen Weltstellung und Weltpolitik uns oder sich selber zugibt? Sind die Risse und Lücken, von innen und außen her, doch eine empfundene Lebensgefahr? Die Frage ist gestellt worden: die Daseinsfrage für Englands Weltgewalt; sie ist durch England gestellt worden. Die Antwort sehnen wir herbei, und was wir dazu tun können, sie zu erteilen, das werden wir wahrhaftig tun. Denn jetzt ist unser Leben, wenn wir es ganz durchzusetzen vermögen, wirklich der englischen Weltherrschaft Tod und ganz gewiß ihre Wunde und ihre Schranke geworden: durch England selbst.

England und Aegypten.

Von C. H. Becker, Professor der Geschichte an der Universität Bonn.

England und Belgien — England und Aegypten, dort der idealistische Verteidiger der Selbständigkeit der kleinen Staaten, hier der egoistisch brutale Unterdrücker eines unmündigen Volkstums. Diese Antithese ist für den Deutschen das Symbol der politischen Heuchelei Englands; der Durchschnittsengländer wird sie überhaupt nicht verstehen. Was England tut, ist ohne weiteres moralisch und richtig, und so wenig nach der Lehre der Kirche Konzilien irren können, so wenig sind außenpolitische Maßnahmen des erwählten Volkes unmoralisch, denn Gott selber spricht aus ihnen. Der Erfolg zeigt, daß göttliche Weltordnung und britische Weltherrschaft identisch sind. Vor gelebter Weltanschauung macht alle Selbstkritik halt. Betonte oder eigenartige Religiosität wird leicht für Heuchelei gehalten. Wir irren, wenn wir England der bewußten Heuchelei beschuldigen. Man muß uns drüben für Verleumder erklären. Wenn England fremde Völker gegen ihren Willen mit seiner Herrschaft beglückt, dann geschieht es nur, um als Mandatär Gottes die göttliche Kulturordnung durchzusetzen. Aus seiner in treuer Pflichterfüllung geleisteten

Digitized by Google

Kulturarbeit erwächst dann auch der materielle Gewinn. So ist die innerliche Stellung der Engländer auch zum ägyptischen Problem. Sie bekennen sich als die trustees für die Europäer wie für die Aegypter selbst. Nationaler Egoismus und Kulturgedanke sind also ein und dasselbe und zwar nicht nur im Bewußtsein, sondern auch in der Tat. Das muß man, um gerecht zu sein, anerkennen. Auch für Aegypten trifft das zu.

Die skizzierte Weltanschauung hat als klares Ziel das britische Imperium, in allen Einzelheiten aber ein gewisses Sich-treiben-lassen zur Folge. Nichts festlegen, die Vorsehung wird schon den richtigen Moment für das Definitivum erscheinen lassen. Allmähliches Überleiten, keine Härten; schnellgezimmerte, feste Formen sind menschliche Hemmnisse der natürlichen göttlichen Entwicklung. Außerdem ist es praktischer und politischer so zu handeln. Die einzigartige Wichtigkeit Aegyptens im jetzigen Bau des englischen Weltreichs darf nicht dazu verführen, Englands Mittelmeerpolitik seit Napoleons ägyptischer Expedition unter der Voraussetzung einer künftigen Besetzung des Niltals zu betrachten. Das Ziel erscheint trotz Leibniz und Napoleon erst mit der Vollendung des Suezkanals. Selbst nach 1882 spielt man noch mit einer eventuellen Evakuierung, was nicht unbedingt eine Heuchelei zu sein braucht. Erst durch den Imperialismus wird der Etappenposten nach Indien zum Eckpfeiler des Weltreichs. Und trotzdem wird auch dann noch die unhaltbare staatsrechtliche Stellung nicht fixiert. Erst der große Krieg wird hier — sehr gegen den Willen Englands — feste Formen schaffen. Tatsächlich bildet Aegypten nun schon seit einem Jahrzehnt einen festen englischen Besitz. Gewiß war man schon länger entschlossen, es nie wieder aufzugeben, es sei denn beim Zusammenbruch des Reiches, aber so recht froh ist man des Besitzes doch erst seit 1904, seit man sich mit Frankreich vertragen, dessen Mitbestimmungsrecht in der Form der Chikane alle energischen Reformen Englands erschwerte oder gar vereitelte. Es geht damals ein Aufatmen durch die ganze Literatur vom Cromer'schen Report bis zum Tageserzeugnis die Zeile für einen Penny. Was bedeutete der Verzicht auf den marokkanischen Außenposten gegenüber der Sicherstellung des Schlüsselpunktes des gewaltigen weltbeherrschenden Dreiecks Kairo—Kap—Kalkutta? Der Imperialismus hatte die Gefährlichkeit der Zerstreutheit des englischen Besitzes in aller Welt erkannt. Das war möglich gewesen im Zeitalter der englischen Monopolstellung zur See. Das wurde langsam anders. Die Bildung kompakter Landgebiete erwies sich als notwendig. Zu Aegypten kam der Sudan, Südafrika wurde gewaltsam zusammengeschweißt, Indien reckte sich nach Persien zu, vor Bagdad lag schon lange ein englisches Kanonenboot, in Arabien wurden Interessensphären besetzt, Australien deckte die Flanke, kurz, der indische Ozean mit seinen Ausläufern wurde allmählich zum englischen Binnenmeer. Der Schlüssel zur Pforte des Suezkanals aber war Aegypten.

Digitized by Google

Das Ideal eines Weltreichs ist das des geschlossenen Wirtschaftsgebietes, die wirtschaftliche Unabhängigkeit neben der politischen. Dem Kaufmannsvolk im Weltherrnmantel lag dieser Gedanke besonders nah, und rücksichtslos wurde dem britischen Reichsganzen die wirtschaftliche Selbständigkeit der Einzelgebiete geopfert. Die englische Industrie braucht Baumwolle; die Unabhängigkeit von dem Hauptbaumwollproduzenten des Weltmarktes, den Vereinigten Staaten, ist ein Grundpostulat der englischen Reichswirtschaftsidee. Schon ist Indien ein riesiges Baumwollgebiet geworden, aber es reicht noch nicht. Aegypten und der Sudan können diese Lücke füllen. Schon heute hat Aegypten, die Kornkammer der alten Welt, aufgehört, ein Getreideland zu sein. Von Jahr zu Jahr wird das mit Baumwolle bebaute Areal größer, und Aegypten muß Getreide importieren, um seine Bevölkerung zu ernähren. Was kümmert es den Engländer, daß damit das Wohl und Wehe eines Zwölfmillionenvolkes an die Schwankungen eines einzigen Weltartikels geknüpft, also sein Volkswohlstand auf eine Karte gesetzt ist. England handelt in Aegypten wie der gewissenlose Vormund, der eine kinderreiche Witwe zwingt, ihr ganzes Vermögen in einem zwar zurzeit zinsenreichen, aber gefährlichen Industriepapier anzulegen.

Hatte so Aegypten politisch und wirtschaftlich seinen festen Platz im englischen Gottesreich auf Erden, so erforderte das Pflichtgebot der britischen Weltanschauung die Umsetzung des Kulturgedankens in Kulturarbeit. Das Objekt der Erziehung stellte man nicht sehr hoch. Aegypten, dies uralte Land der Kultur, tauchte für England erst auf aus dem Schlamm der Barbarei (Egypt emerging from barbarism); für England gibt es bekanntlich nur eine Kultur, die englische; alles, aber auch alles andere ist nach antikem Vorbild Barbarentum. In Friedenszeiten gibt man es nur nicht immer zu. Gewiß waren die Zustände Aegyptens verwildert, aber es geht doch etwas weit, mit Cromer dem Aegypter schlechthin den selfrespect abzusprechen, weil die englische Moral andere Ideale hat. Alle orientalische Kultur ist dem Engländer nonsense, humbug: Erst als man in Indien mit der planmäßigen Aufpfropfung englischer Kulturideale sehr schlechte Erfahrungen gemacht hat, bemüht man sich jetzt etwas mehr an bodenständige Traditionen anzuknüpfen. Der Gedanke, daß die Wirtschaftsstruktur, ja schon das wirtschaftliche Denken im Orient anders sein könne oder werden müsse als in Europa, ist dem Engländer überhaupt nicht gekommen.

Der englischen Erziehung Aegyptens liegt ein ziemlich klares Schema zugrunde. Erst Ordnung schaffen; Durchsetzen der Autorität des Lehrmeisters, falls nötig, selbst mit den brutalsten Mitteln; nach außen aber das Volk glauben lassen, es wirke der Engländer nur als Berater selbständiger eingeborner Minister. In dieser Position Abschaffung der staatlich geduldeten Mißbräuche

Digitized by Google

wie Bestechung, Frohndienst und Prügelstrafe; Sanierung des Staatshaushaltes und der Justiz; Verwendung aller Mittel auf die wirtschaftliche Hebung des Volkes. Jahrelang wird die intellektuelle Bildung schmählich vernachlässigt. Erst die riesig wachsende Opposition zwingt zu einer gesunden Schulpolitik; aber auch jetzt noch Betonung des technischen und landwirtschaftlichen Momentes unter der Parole: No second India. Die letzte und höchste Stufe der englischen Erziehungspolitik ist die politische mit dem Werberuf: Erziehung zur Selbstverwaltung. Hier hat man viel und nicht immer glücklich experimentiert. Die parlamentarischen Formen des Organic Law waren eine Farce; denn eine Volksvertretung ist ein Unsinn ohne Volksschule. Der englische Liberalismus forderte aber ein solches Experiment schon zur Beruhigung seiner selbst. Überhaupt ließ man auch sonst, namentlich in der Presse, die man für ein Ventil hielt, dem Eingeborenen manche politische Freiheit, die viel höher stehende Länder nicht besitzen. Selbst unter dem konservativen Ministerium blieb der alte liberale Evelyn Baring, alias Lord Cromer, Herr von Aegypten. Als dann wieder die liberale Ära einsetzte, vermieden sein Sachverstand und seine Autorität ein verhängnisvolles Zuweitgehen in liberalen Konzessionen, aber er mußte abgehen, als in der Denschawaiaffäre sein System der festen Hand zum Blutbad und zur Wiederbelebung der Prügelstrafe führte. Und nun begann ein Liebäugeln mit der Selbstverwaltungsidee, ein Werben um die Eingeborenen durch Entgegenkommen auf der ganzen Linie, kurz eine Politik, die vielleicht mit Unrecht der Schwäche beschuldigt wurde, die aber den Fehler hatte, als schwach zu scheinen. Sir Eldon Gorst war nicht der Leiter, er war nur das Instrument dieser in London gemachten Politik. Das Experiment schlug so völlig fehl, daß Gorst in seinem letztem Report selbst von ihm sagen mußte: The recent experiment has proved a failure. Es blieben in Wirksamkeit eigentlich nur die Selbstverwaltungsanfänge in den Gemeinden und Provinzen. Gorst überlebte den Zusammenbruch seiner Politik nur um Monate. Sein Nachfolger wurde Kitchener, der die Aegypter fühlen ließ, was militärische Zucht bedeutet, der aber gleichzeitig dem Land eine neue und zwar sehr liberale Verfassung gab mit einem Embryo von Parlament, dem ganz wichtige Rechte zustehen. Auch die Lokal- und Provinzialorganisationen bekamen erweiterte Rechte. Mitgewirkt hat hierbei zweifellos die Tatsache der türkischen Verfassung. England stand vor dem gleichen Problem wie Österreich in Bosnien, es hat die Aufgabe nur anders gelöst. Sicher aber folgt England bei diesen Experimenten nicht ausschließlich utilitarischen, sondern auch ethischen Gesichtspunkten. Diese Institutionen sind keine Ventile, sondern unerschöpfliche Quellen der Begehrlichkeit für die Eingeborenen und damit des Ärgers und der Arbeit für die englischen Instanzen. Und doch richtet man sie ein, weil hinter aller so egoistisch scheinenden

Digitized by Google

Politik der starke kategorische Imperativ steht, das englische politische Kulturideal auch orientalischen Völkern, sobald sie irgend dazu reif sind, zu vermitteln.

Natürlich fehlt dann auch der göttliche Segen nicht, ja die Meisten denken materiell genug, um des göttlichen Segens willen ihre Pflicht zu tun. Da werden finanzielle Mittel erzeugt, da wird neues Menschenmaterial gewonnen, um das Imperium zu erweitern und zu stärken. Mit ägyptischem Blut, mit ägyptischem Geld ist der Sudan von England erobert worden, der selbe Sudan, in dem die Aegypter jetzt nichts zu sagen haben, in dem aber der Wirtschaft des unteren Niltals ein gefährlicher Konkurrent erwächst. Nach außen sieht es dann immer so aus, als ob England seine Kriege mit dem Geld oder Blute seiner Freunde oder Vasallen gegen deren wahre Interessen führe. Und doch dient England nur seiner Gottesreichsidee. Aber die Vorteile sind noch größer. Mit jedem Neuland wächst die Zahl der Ernährungsmöglichkeiten für die britischen Individuen. Aegypten darf riesige Gehälter zahlen für die großen und kleinen Mentoren, und auch die Besatzungsarmee dient ja nur dem wahren Wohle der Eingeborenen, ist also selbstverständlich von diesen zu ernähren. Daß britische Lieferanten und die heimische Industrie bevorzugt werden, ist begreiflich, und daß die ägyptischen Staatsausgaben selbst für überflüssige Dinge nicht beschränkt werden, wenn das Mutterland einen Profit davon hat, finden die englischen advisers ganz in der Ordnung. Das ist eben der berechtigte und erwartete Segen der britischen Kulturarbeit.

Hier aber setzt nun die Opposition der Aegypter ein. Die maßlose Überhebung, die in dem Weltreichgedanken mit seiner den Rahm abschöpfenden Herrenschicht liegt, rächt sich durch Auslösung eines grenzenlosen Hasses bei denjenigen Objekten und Schachbrettfiguren, die klug oder gebildet genug sind, das Spiel zu durchschauen. Daher die Angst vor zuviel Bildung, daher das erschreckend langsame Tempo der ägyptischen Volksschulpolitik. Das Volk fühlt sich unter dem Vorwand der Erziehung entrechtet und ausgesogen. Was nützt der wachsende materielle Wohlstand, wenn das Volk geistig in Knechtschaft gehalten wird? Der Haupthaß richtet sich gegen das Nächstliegende, die Masse der englischen Beamten mit ihren großen Gehältern und Pensionen. Das ist in Indien so wie in Aegypten. Gebildete Aegypter sehen wohl ein, daß sie die englische Leitung noch nicht entbehren können, aber müssen darum auch die Stellen, die Aegypter ausfüllen könnten, mit Engländern besetzt sein? England hat hier den Bogen überspannt. Der Segen Gottes ist zu einer Saat des Hasses geworden. Das gewaltige Gottesreich ist unterminiert von den Flüchen der mit dem englischen Kulturideal Beglückten. Dies Ideal ist nun einmal dem Orient unverständlich. So sind es nicht nur materialistische, es sind auch starke idealistische Elemente, die wider den Stachel löcken. Die große historische Tradition, das politische Ideal einer sehr lebendigen Religion, die

Digitized by Google

asiatische Reaktion gegen das Europäertum, die trotz aller englischen Ausrottungsversuche noch immer mächtige französische Bildungswelle, das Erwachen einer eingeborenen Intelligenz, die am europäischen Denken geschult ist, die Radikalität politisch junger Völker, die sich nicht mehr an den Stufengang der europäischen Entwicklung halten zu müssen, sondern aus dem dunkelsten Mittelalter direkt zur Verwirklichung abstraktester politischer Freiheitsideale übergehen zu können glauben, — das alles sind Elemente, denen gegenüber der auf dem Gegensatz von Engländer zu native aufgebaute Weltordnungsgedanke zerbricht, die kleinen Mittel des englischen Liberalismus versagen, und nur die rohe Gewalt hilft. Damit wird aber das Kulturideal zur brutalen Machtpolitik und so seiner inneren werbenden Kraft beraubt. Das englische Gottesreich ist mit der reinen Gewaltpolitik nicht zu halten. So stehen wir hier vor dem Zusammenbruch eines großen Gedankens, aber es ist ein Zusammenbruch.

Der Haß der Aegypter ist so groß, daß sie jeden mit Jubel begrüßen würden, der sie von England befreite, obwohl sie die Segnungen der englischen Herrschaft anerkennen. Selbst eine Herrschaft der Türkei wäre dem derzeitigen Empfinden Aegyptens nach dem bestehenden Zustand vorzuziehen. Hier liegt die große Gefahr für England; die Pforte seines Weltreichs muß verteidigt werden und zwar gegen ihre natürlichen Hüter und deren historische Erinnerungen. Auf sich allein angewiesen sind die Aegypter kein ernst zu nehmender Feind. Seit Jahrtausenden haben sie sich nicht selbst regiert. Ihnen fehlt das Salz des kriegerischen Volkes. Der heroische Fanatismus Einzelner darf nicht darüber täuschen. In klarer Erkenntnis der Lage hat England seit langem alle Waffeneinfuhr unmöglich gemacht und neuerdings, wenn die Zeitungsnachrichten richtig sind, die ägyptischen Truppen nach dem Sudan abgeschoben und dafür indische nach Aegypten gelegt. So kann es in Aegypten jetzt höchstens zu lokalen Unruhen kommen. Wird aber England von anderer Seite besiegt, die Aegypter sind die ersten, die sich auf den fallenden Zwingherrn stürzen werden. Zerbricht aber die Weltherrschaft der Engländer, oder wird nur ihr Prestige zerstört, dann stürzt auch die Weltanschauung, welche jetzt die Quelle ihrer Kraft ist.

Der Historiker Preußens.

Von Fritz Endres, Dozent der Geschichte an der K. B. Kriegsschule, z. Zt. Kriegsfreiwilliger.

Als eine Grausamkeit des Schicksals empfinden wir es, daß Reinhold Koser kurz nach Beginn des größten Krieges, an dem Preußen je beteiligt war, sterben mußte. Wie hätten die ersten leuchtenden Siege den stolzen Mann im tiefsten erfreut! Wie ruhig und ernst hätte der Tapfere

Digitized by Google

die lange, schwere Zeit des Wartens ertragen! Wir, die wir ihn liebten, hatten kräftige und erhebende Worte aus seinem Munde erhofft, hatten auf seine Feder gerechnet, die einst die Kriege Friedrichs des Großen beschrieben, die nun das neue friderizianische Ringen erläutern sollte. Erst nach dem Friedensschlusse werden wir die ganze Größe dieses Verlustes ermessen können.

Reinhold Koser war für uns Jüngere die edelste Verkörperung altpreußischen Wesens. In dem kräftigen, straffen, energischen Mann mit der etwas scharfen, ans Befehlen gewöhnten Stimme, mit dem starken Schnurrbart und den freundlichen Augen, sahen wir lebendig all die Eigenschaften, die die Großmachtstellung Preußens begründet: Ernst, Einfachheit, Treue und Arbeit. Dazu die schlichte Liebenswürdigkeit eines wahrhaft gütigen Herzens, die stets die größten Dienste erwies und selbst die kleinsten fürstlich belohnte. Nichts von geheimrätlicher Pose uns Fachgenossen gegenüber, nichts von jener leicht verzeihlichen Eitelkeit auf einen Ruhm, der längst die Grenzen Deutschlands überschritten hatte. Im Kreise der Jüngeren gab er sich wie einer von uns und gerade daraus fühlten wir, wie hoch er über uns stand. Wir werden ihn nicht vergessen.

Aber auch das neue Deutschland wird ihn nicht vergessen. Es ist mir unmöglich, sein reiches Lebenswerk hier und heute so zu schildern, wie es geschildert werden müßte. Das werden und sollen die Fachzeitschriften tun. Ich möchte nur die eine allgemein bekannte Tatsache noch einmal hervorheben und betonen: Koser war der Historiker Friedrichs des Großen. Jede Zeit hat das Recht, an den großen Männern ihrer Vergangenheit das zu sehen und das zu rühmen, was ihren eigenen Bestrebungen entspricht. Koser sah in Friedrich dem Großen vor allem den Sohn Friedrich Wilhelms I., den Altpreußen, den Soldaten. Wenn er auch den französischen, man möchte sagen, den internationalen Einschlag in der wunderbar gemischten Natur des Fürsten nicht übersehen hat, der wirkliche Friedrich war ihm nicht der Freund Voltaires noch der Weise von Sanssouci, sondern der Sieger von Leuthen und der Besiegte von Kunersdorf, der alte, grimmige, harte König, dessen höchster Gott die Pflicht geworden war, der nichts kannte als die Arbeit für seinen Staat. Und das ist der Friedrich, an den wir heute denken, zu dem wir heute aufschauen. Auch uns umgibt eine Welt von Feinden; auch wir führen den Krieg um unsere Existenz; auch auf unsern Schlachtfeldern soll einst das „Nun danket alle Gott" erklingen. Jedermanns Hand ist gegen uns; darum soll unsere Hand gegen jedermann sein. Auch wir wollen „le tout pour le tout risquieren" und siegen oder, wie es Friedrich wollte, „die Lunte in den Pulverraum werfen, um den Feind um seine Erwartung zu trügen." Wir wollen uns verdienen, daß unser alter König uns nach dem Siege grüße wie seine Truppen nach der Schlacht bei Mollwitz: „Unsere Soldaten seind lauter Cäsars und die Offiziers davon lauter Helden."

Daß wir Friedrich den Großen heute so als lebendige, als deutsche Macht empfinden, das danken wir Reinhold Koser.

Digitized by Google

Das neue Deutschland!

Von Karl Alexander von Müller, Mitarbeiter der K. Bayer. Akademie der Wissenschaften, z. Zt. beim Roten Kreuz.

Nur in einem Gemüte voll Tatkraft kann sich die tatenreiche Zukunft verkündigen. Karl von Clausewitz, 1808.

In jenen ersten Augusttagen, die nun so weit schon zurückzuliegen scheinen, als die roten Kriegsflammen jählings übers ganze alte Europa hin zusammenschlugen, hat jeden von uns überwältigend das Gefühl überfallen, daß nun die Schwelle einer neuen Zeit sich uns auftue, daß das Deutschland, in dem unser Volk künftig leben würde, ein anderes sein werde, als das war, in dem wir aufgewachsen. Aber jetzt erst, in den Wochen, den Monaten des Ringens selbst, im erschütternden Auf und Ab von Stolz und Hoffnung und Sorge, von Siegesjubel und Schmerz um die Opfer, von Plänen der Zukunft und Erinnerungen der Vergangenheit, erleben wir wirklich die gewaltige Größe des Umschwungs. Nicht von heute auf morgen wandelt sich die Gestalt eines reifen Volkes, das Antlitz eines alten Erdteils. An jeden einzelnen, zu Hause wie im Feld, treten der Kampf und die Anspannung, aus denen das Neue hervorgehen soll. Mahnend und stärkend möchten wir jeder Stunde das Wort Lagardes zurufen: „Möge Deutschland nie glauben, daß man in eine neue Periode des Lebens treten könne ohne ein neues Ideal!“

Zweimal im Laufe des letzten großen Jahrhunderts unserer Geschichte haben wir Deutsche es erfahren, daß ein mächtiger, siegreicher Krieg unserm Volk nicht den ganzen ersehnten Ertrag einbrachte. Zweimal haben tiefe innere Bitterkeit und Enttäuschung den großen Aufschwung, auf dem doch unser ganzes heutiges Dasein ruht, begleitet. Wie das Morgenrot eines neuen Lebenstages leuchten die Freiheitskriege zu uns herüber. Aus alter Zerspaltenheit und Ohnmacht riß sich die niedergeworfene Nation in einer wunderbaren Einheit ihrer innersten sittlichen und geistigen Kräfte empor. Mitten aus fremder Knechtschaft erhob sie im Gefühle ihres Reichtums den Anspruch, eines der großen Welt-, der Menschheitsvölker zu sein. In überschwänglicher Hoffnung wollte sie sich ein ganz neues Leben unmittelbar aus dem Reiche der Gedanken in die Wirklichkeit übertragen: ihrem neuen Geist auch einen neuen Staat erringen, Einheit und Freiheit zugleich sich begründen. Bis zum heutigen Tage wirkt dieser Anstoß belebend fort, aber wie grausam fühlte sich jenes erste Geschlecht selbst enttäuscht. Seine Träume stießen sich an der derben Wirklichkeit der europäischen Staatenwelt, in der dies ringende, wachsende Deutschland mitten

Digitized by Google

inne lag. Sie stießen sich an der derben Wirklichkeit des überlieferten deutschen Staates und der überlieferten deutschen Gesellschaft, an der Selbstsucht der Regierungen und der Eifersucht der Stämme. Sie stießen sich vor allem an ihrem eigenen unpolitischen Ursprung, an der selbstherrlichen Überspannung des Gedankens, die beim ersten Widerspruch allzuleicht in gewalttätigen Radikalismus oder ruheselige Weltflucht umschlug. Geist und Macht rangen miteinander und begannen sich zu durchdringen, und doch blieb in jedem ein Unbezwungenes, Feindliches zurück.

Ein halbes Jahrhundert später nahmen die staatlichen, politischen Gewalten von sich aus die nationale Einheit in die Hand und sicherten sie, fester und haltbarer als 1815 jemand geträumt hatte; aber wieder blieb in der Lösung ein schmerzlicher Bruch. Wie vorher in den Gedanken von 1815 der wirkliche Staat, so kam nun in der Wirklichkeit zunächst der Geist zu kurz; wie vorher fürs Politische, so fehlte jetzt fürs Geistige der belebende einigende Mittelpunkt. An Stelle der absterbenden fürstlichen und stammesmäßigen Gegensätze traten nun neue, innerlichere der Stände und Bekenntnisse. In dem nach außen geeinten Volk befehdeten sich eine feudal-agrarische und eine industriell-fortschrittliche Schicht, klaffte ein anscheinend unversöhnlicher Zwiespalt zwischen bürgerlicher und proletarischer Welt. Zugleich mit einer unerhört wachsenden Wirtschaft stürmten alle Massengewalten der modernen Gesellschaft, alle Umwälzungen einer rastlos fortschreitenden Technik, alle Aufgaben und Gefahren der unaufhaltsamen Demokratisierung und Mechanisierung auf das junge Reich ein und schienen sein ganzes Leben einzunehmen und umzuwandeln. Der Zuschuß der französischen Milliarden unmittelbar nach dem Krieg entfesselte einen Spekulationsrausch, dessen gründliche Gemeinheit die „Gründerzeit" zu einem typischen Scheltenamen gemacht hat; und auch nachdem dieses erste Fieber überwunden war, fehlte dem Geschlecht, das den neuen Reichtum erwarb, noch die Überlieferung gesicherten Wohlstandes, das Gefühl seiner Pflichten für Bildung und soziale Arbeit. Die neuen Parteien und Wirtschaftsgruppen maßen sich Tag für Tag in erbittertem, künstlich geschürtem und wie oft verlogenem und unfruchtbarem Gezänk. Die öffentliche Meinung schwoll anmaßlich und doch zerfahren und im Grund vielfach ratlos und launenhaft an. Was Dichtung und Kunst an Neuem hervorbrachten, war viel zu dürftig und leer an eigenem Gewicht, um dagegen in die Wage zu fallen. Ein trübseichter Schlamm von schwindelhaftem, halbschlächtigem, unreinem Wesen lagerte sich geschäftig rundum auf der Oberfläche. Und während der neue Staat unter einem genialen Führer nach außen stolzer und einflußreicher in der Welt stand als je seit Jahrhunderten, während seine Wirtschaft immer weiter ausgreifend über seine Grenzen hinauswuchs,

Digitized by Google

wollten in seinem Innern, gerade unter den Besten, den Nietzsche und Lagarde, den Vischer und Hillebrand, die unfrohen Klagen über geistige Öde und Verflachung, über den Mangel an unabhängigen Charakteren und innerlich mächtigen Menschen, über die wachsende innere Zerfahrenheit und über den Verlust des alten kernhaften deutschen Wesens nicht verstummen.

Eben diese leidenschaftlichen Klagen und Anklagen waren freilich der beste Beweis für die unerschöpfte Gesundheit des Volkes. Wie in den Jahrzehnten nach den Freiheitskriegen trotz aller Rückschläge die Welle des nationalen Aufschwungs doch unaufhaltsam anstieg, so war ihre Kraft auch nach 1870 keineswegs gebrochen, sondern im Gegenteil noch einmal mächtig gesteigert. Seit der Mitte der achtziger Jahre waren auf allen Seiten deutliche, wenn auch noch zersplitterte Ansätze einer nationalen Wiedererneuerung im Gang. Und wie vorher der gewaltige Genius Bismarcks unser gewissenhaft langsames Volk zur Entscheidung nötigte, ehe es sich noch selbst dazu aufgerafft hatte, so schenken uns heute wieder unsere Feinde den heilsamen Zwang der Notwendigkeit. Was war es denn, warum es uns allen beim Kriegsausbruch wie ein dumpfer Druck vom Herzen fiel? Weil ein großes gemeinsames Ziel, das der Qualm unserer kleinen Zwistigkeiten uns nicht hatte erblicken lassen, nun plötzlich greifbar vor aller Augen stand und aus der Menge des Wünschbaren als das schlechthin Unerläßliche hervortrat.

Welch ein Wandel in wenigen Stunden! Schwierigkeiten und Krisen, über die eben noch die Klügsten sich ratlos die Köpfe zerbrochen hatten, fielen mit einem Schlag belanglos zu Boden. Alles Lebendige und Wirksame erschien auf einmal, ungleich gewaltiger noch als in den Freiheitskriegen, in einer einzigen beglückenden Einheit. Es zeigte sich, wie tief unter der scheinbar zerrissenen Oberfläche der demokratischen Einrichtungen das Gemeinsame in unserem Volk sich verankert hatte. Keine Partei, kein Stamm, keine Schicht der Gesellschaft mehr, die es nicht im Innersten durchdrungen: in hinreißender Stärke ist es in allen Herzen, an allen Orten zugleich durch alle Gegensätze hindurchgebrochen. Diese Stunden besiegelten das Ende einer schwankenden Zeit des Übergangs; undenkbar, daß sie noch einmal wiederkehren könnte! Neue Möglichkeiten sind uns nun eröffnet, für die wir alle jetzt umlernen: Möglichkeiten der Zusammenfassung und der Befreiung zugleich. So sind in den letzten hundert Jahren das deutsche Bürgertum und der deutsche Staat nach anfänglicher Feindschaft ineinander gewachsen und haben den festen Grund unserer nationalen Macht gelegt. Jetzt soll diese Einheit sich über alle Schichten unseres Volkes ausdehnen und Geist und Staat soll sie gleichmäßig umfassen.

Wir verhehlen uns die Schwere der Aufgabe nicht. Wir haben die

Digitized by Google

Warnrufe der letzten Jahrzehnte nicht vergessen, daß die überfüllte und zerklüftete abendländische Gesellschaft im ganzen einer schweren Krise entgegenzugehen scheine, daß in dem ungehemmten Streit widerspruchsvoller Weltanschauungen, im Zusammenströmen der Gedanken aller Zeiten und Zonen der ganze alte Boden des abendländischen Geistes schwanke, daß nirgends noch neue große geistige Stützpunkte zu sehen seien, die die unterwühlten alten ersetzen könnten. Wir ahnen wohl, daß die jetzige ungeheure Erschütterung Europas einen entscheidenden Abschnitt auch in diesem umfassenderen Vorgang bilden wird und daß jetzt vielleicht die Nationen für eine neue Epoche der Geschichte gewogen werden.

Aber eben hier stählt uns, was wir erleben durften, mit hoher Hoffnung. Unser schwereres Wesen bedarf der großen Stürme, um in seinen Tiefen aufgerüttelt zu werden. Wieder einmal erwies sich in der Stunde der Probe unser Volk heldenhafter und größer, als der gewöhnliche Anblick seines Daseins vermuten ließ. Der nationale Staat, um dessen Inhalt unsere Besten seit einem Jahrhundert gerungen hatten, war doch ein Sammelpunkt von unvergleichlicher Stärke und Lebendigkeit. Nicht nur die eigene, politische Kraft dieses Staates selbst war fester, innerlicher, tiefer durchtränkt mit allem Guten unseres Wesens, als viele glauben wollten, nicht nur seine vorbereitende, erziehende Arbeit war überlegener, gewissenhafter, weitervorausschauend, als wir alle gewußt hatten. Das Volk in diesem Staat, das jährlich sich selbst um beinahe eine Million Menschen und seinen Besitz um etwa eine Milliarde Wert vermehrt, bewahrte in ihm noch, ungebrochener und gewaltiger als irgend einer zu hoffen wagte, die Art und das Heldentum seiner Väter. Wovon wir in den Erinnerungsfeiern der letzten Jahre fast allzuviel in Worten gehört hatten, das haben wir nun alle selbst leibhaftig vor Augen schauen dürfen: das herrliche Zusammenströmen aller Kräfte eines Volkes zu einem einzigen Ziel, das Aufgehen aller Verschiedenheiten in wenige einfache, allen gemeinsame, elementare Züge: die selbstverständliche wortkarge Tapferkeit der Männer, den rührenden Opfersinn der Frauen, den grimmigen Zornmut des Kampfes und den unbezwinglich fröhlichen derben Volkswitz des Lagers. Mit Eichenlaub und Tannenreisig und Rosmarin sind sie alle, alle wieder hinausgezogen wie vor alters, ein einziges singendes Heer von Helden, und in ihren Herzen allen, wie verschieden sie sonst schlugen, wie verschiedene Welten sie sonst in sich bargen, lebte, was in denen der Ahnen schlug: die alte Treue, der alte feste Mut, das alte Gottvertrauen. Wie ein Pulsschlag des tiefsten Lebens ging es durch das ganze Volk. Und wir fühlten es alle: diese Kraft des alten Deutschlands ist uns die beste Bürgschaft für das neue.

Digitized by Google

Es liegt uns fern, hier in Zahlen und Daten auszurechnen, was dieser Krieg uns bringen kann und bringen soll, was künftig vielleicht das neue Deutschland heißen wird. Unberechenbar für alle menschliche Voraussicht liegt noch der schwerere Teil des Ringens vor uns. Nur an das, was wir sicher haben, wollen wir uns jetzt halten, an das, was uns allein standhaft geblieben ist und standhaft bleiben muß: an uns selber. Und kein rundes Programm für die Zukunft unterfangen wir uns auch hier aufzustellen, nur ein paar wenige einzelne Grundgedanken, in der Auswahl vielleicht persönlich genug, seien noch angedeutet. Denn das Deutschland, das kommen soll, und das heute noch keiner deutlich zu sehen vermag, ist doch schon im Werden, unvermerkt wächst es schon unter uns heran. Alle Wünsche und Hoffnungen der Tausende, die ihr Leben dafür hingeben, bilden an ihm und sind uns ein heiliges Vermächtnis. Und so erfülle sich jeder von uns mit dem hohen Gefühl seiner Pflicht.

Innerste Einheit von Geist und Staat, von Macht und Kultur, was Deutschland seit Goethe und den Freiheitskriegen in immer neuen Ansätzen erstrebte, das ist auch jetzt, im großen gesehen, unsere höchste nationale Pflicht. Und was wir in diesen Wochen von neuem gewonnen haben, ist das lebendige Gefühl des Bandes, das beide verknüpft: jenes letzten ursprünglichen Wesens eines Volkes, jener geheimnisvollen Gemeinschaft, die in der Kette der Geschlechter Gegenwart und Vergangenheit und Zukunft verbindet und durch die jeder von uns teilnimmt an einem ewigen unendlichen Streben. Wir haben gefühlt, was lebendig von ihr ist in unserem Staat: in der Kraft der starken Monarchie, die Treue um Treue gibt, im Geist der Ordnung und Zucht, der alles zusammenhält, und in den Kräften freier bewußter Hingabe jedes einzelnen, die alles beseelt, in der unvergleichlichen Wucht unseres Volksheeres, das das Beste dieses Staates in sich verkörpert. Wir haben gefühlt, was in unserem geistigen Leben wurzelfest ist und was bloß angeflogener Windsamen. Wir wissen wieder, in welche Schächte wir auch hier steigen müssen, um unser Gemeinsames, Höheres zu finden.

Wir hatten gelitten in diesen letzten Zeiten an dem Mangel einer festen nationalen Grundlage unserer Bildung. Es gab keine wahre allgemeine tiefe Lebensgemeinschaft mit dem Höchsten unserer Dichtung, Kunst und Wissenschaft (die Musik vielleicht ausgenommen), die allen im Volk ein gemeinsamer Besitz sein konnte. Wir haben gelitten an dem Überwiegen einer toten Verstandeszucht, an dem Unwesen von Allerweltswissen und Gedächtniskram, der die „Gebildeten" überheblich von den „Ungebildeten" trennte, und der alles Göttliche erstickte, an dem allein das wahrhaft Menschliche gedeihen kann. Wir hatten gelitten an der Folge von beidem, an

Digitized by Google

dem Mangel einer eigentümlichen gestaltenden Kraft in Leben und Kunst, an dem Mangel an Wahrhaftigkeit und Echtheit und Reinheit, die ruhig nur sich selber auszusprechen brauchen, um edel und groß zu sein. Alte Gebrechen, Erbstücke aus Zeiten der Enge und Ohnmacht, neue Fehler aus Zeiten des Übergangs und der Unsicherheit, gilt es schonungslos auszurotten; vernachlässigte edle Kräfte gilt es neu zu stärken. Unverkennbar hat in dem letzten Menschenalter fast überall das Streben nach Erneuerung schon eingesetzt, aber fast überall auch ist es im kleinlichen Parteigetriebe alsbald wieder eingeengt, verfälscht, unterbunden worden. Jetzt, hoffen wir, wird einiges allem Streit entzogen sein: wie die Notwendigkeiten unseres äußeren staatlichen Daseins, so auch die unseres inneren: die Notwendigkeit eines sittlich religiösen Grundes, der in der Gemeinsamkeit unseres deutschen Wesens liegt, die Notwendigkeit einer menschlich allseitigen, körperlichen wie geistigen, künstlerischen wie sittlichen Ausbildung aller deutschen Jugend, das Ideal einer volkstümlichen geistigen Gemeinschaft, in der wir alle uns im Eigenen von innen heraus finden können. Die Einheit der Gegenwart ist stark genug, mit ihrer Glut auch unsere zerrissene geistige Vergangenheit zusammenzuschmelzen. Auf diesem festen heimischen Grund aber wird dann der deutsche Geist erst recht seiner alten Freiheit sich erfreuen. Denn so lange er er selber bleiben will, darf er sich nie in Selbstgenügsamkeit und Eigendünkel verlieren. Sein Reich kennt keine Grenzen, sehnsuchtsvoll, duldsam, verstehend, mitfühlend wird er immer trachten, die Welt zu umfassen.

Von hier aus blicken wir auch auf unsere äußere Stellung im künftigen Europa, wie sie sich unseren Wünschen wohl vorzeichnet. Wir wissen unser Volk frei von bloßer blinder Begehrlichkeit nach Land und Leuten. Es wird immer charakteristisch für Deutschland bleiben, daß sein erster Weltherrschaftstraum der einer rein geistigen Herrschaft war. Erst unsere Feinde und die bittere Not unserer Lage haben uns gezwungen, Schritt für Schritt politisch zu sichern und gegen sie zu erkämpfen: die nackte Selbständigkeit und Selbstbestimmung zuerst, dann unseren nationalen Staat und mit ihm seinen Handel und sein erstes Wachstum über die Meere; und nun müssen wir gegen die größte Koalition, die die Geschichte kennt, den Beweis führen, ob wir stark genug sind, auch politisch den Beruf der Weltmacht zu tragen. Dies Jahrhundert kämpfenden Aufstiegs hat uns das Eisen wieder ins Blut gegeben, das uns vorher verloren gegangen schien, und die Kraft des ehrlichen Hasses, wenn wir mit unserer Liebe am Ende sind. Unendliches verdanken wir auch geistig dieser harten Lehre. Aber nie sind wir im bloß äußerlichen Wachstum aufgegangen. Jeder unserer Kriege war eine Verteidigung gegen fremden Hochmut und ein Kampf um die Freiheit.

Digitized by Google

Wie steht es denn jetzt zwischen uns und England, dem bittersten Feind und dem eigentlich Schuldigen dieses Krieges? Ist nicht bei uns das natürliche Wachstum, das nur seinen Platz an der Sonne sucht und ihn gerne neben England gesucht hätte, und dort der Neid und die Herrschsucht? Nichts anderes kann England zum Kampf gegen uns treiben als der Anspruch der unbedingten grenzenlosen Beherrschung der See, der keinen anderen Starken neben sich dulden will, eine überlebte Form der Weltherrschaft, die auf dem Festland bereits mit dem ersten Napoleon niedergebrochen ist und die auch zur See niederbrechen wird. Wir verteidigen gegen England Leben und Freiheit, nicht nur für uns, sondern für alle, wie wir sie bei unserem ersten Auftreten in der Geschichte gegen die Römer und vor hundert Jahren gegen Frankreich verteidigt haben. Es ist nicht das erste Weltreich, das an unserem Widerstand zerbricht.

Nach Lage und Wesen sind wir die Mitte, der Kern Europas, inniger mit dem ganzen Erdteil verbunden und von seinen Schicksalen abhängiger als alle anderen. Keine Naturscheide sperrt unsere Grenzen, unsere beiden größten Flüsse weisen darüber hinaus quer über den ganzen Kontinent, die Natur selbst hat uns zum Vermittler geschaffen zwischen Nord und Süd und Ost und West. Diese Lage hat unsere Geschichte und unseren Charakter bestimmt. Ein Ebenbild des Erdteils im kleinen, haben wir alle seine innersten Kämpfe und Gegensätze mit durchgestritten, alle haben sie hier miteinander gerungen auf unserem Boden und in unseren Herzen. Oft genug haben sie gedroht uns zu zersprengen, weil wir nicht hart oder nicht eng genug waren, all diesen Reichtum einer starren Beschränkung aufzuopfern. Aber unser eigenes Wesen war schließlich doch stark genug, alle in ihrer Mannigfaltigkeit schöpferisch in sich zu vereinigen. Wir haben uns selbst gegen diese Einheit zuerst gewehrt, und die albernen Schandworte von „Barbarei" und „eroberndem Militarismus", die heute uns alle umgellen, — beschämt gestehen wir's: wir haben sie selbst untereinander gebraucht, bis sie an ihrer eigenen Lüge erstickt sind. Es wird ihnen jetzt nicht besser ergehen. Wie unser Reich im Innern bei aller geschlossenen Stärke mannigfaltig und reich und frei ist, wie kein anderes, so schwebt uns wohl auch als höheres Ziel des Sieges, wenn Gott ihn uns verleiht, ein Mitteleuropa um unsere Grenzen vor, ähnlich im Notwendigen von Macht und Wirtschaft um den natürlichen Mittelpunkt gesammelt, aber innerhalb des Notwendigen voll bunter Fülle und eigentümlichen Lebens: eine neue Form der alten geschichtlichen Gemeinschaft dieser Länder, eine freiere, menschlichere Ordnung dieses Kerns der alten kontinentalen Staatengesellschaft als die Weltherrschaft Englands sie in ihrem Bereich zu dulden vermag, das überall nur mehr sich selber kennen will

Digitized by Google

und dienende, rücksichtslos ausgesaugte und benützte Sklaven, seien es nun Weiße oder Gelbe oder Schwarze, Feinde oder Freunde. Wir verweigern ihm diese Dienstbarkeit und wir werden unsere Freiheit vor ihm dauernd zu schützen trachten. Aber wir erstreben nicht, sein Erbe zu sein in Hochmut und Ausbeutung. Uns ist es gegeben, auch in fremden Völkern die Freiheit zu ehren und den Geist der Menschheit, der in jedem von ihnen in seiner besonderen Gestalt sich auswirkt.

Jedes große Volk hat sein eigenes letztes Herzensgeheimnis, seinen Lieblingstraum, in dem es sich die Rätsel der Welt zu deuten sucht und den Glauben an sein eigenes Höchstes, an seine göttliche Sendung in der Geschichte ausspricht. Unser Glaube gründet sich auf ein Doppeltes. Die Wurzeln unseres natürlichen Daseins, glauben wir, reichen tiefer zurück als die anderer Nationen in den alten geheimnisvollen Mutterboden, aus dem die Völker sprießen, reicher und ahnungsvoller, glauben wir, rauscht uns in Ton und Wort und Sinnen der Fluß des ursprünglichen Lebens, ein Naturnahes und Ungebrochenes webt uns noch immer in der Kraft unseres alten jungen Volkes. Der Wipfel unseres Volkstums aber ist aus diesen Tiefen in höhere, reinere Lüfte hinaufgestiegen als der anderer Völker; weiter ist von ihm die Ausschau ins Reich des Geistes und unter seinem reichen träumerischen Fittig ist Raum für viele Zelte. Wir fühlen in uns noch ein unendliches Streben, eine hohe Sehnsucht, ein Unmögliches, das uns aufgegeben ist, möglich zu machen, eine stolze Zuversicht, die am größten wohl ein Wort Schillers ausgedrückt hat. Es ist einfach edel, aber seltsam tiefen Zaubers voll; Stolz und Demut zugleich regt es uns in der Brust auf. Wir wagen es auszusprechen, weil wir wissen, daß es uns strenge Mahnung nicht minder ist als frohe Botschaft: „Jedes Volk hat seinen Tag in der Geschichte, doch der Tag des Deutschen ist die Ernte der ganzen Zeit."

Digitized by Google

Briefe Hillebrands an Sybel und Treitschke.

Mitgeteilt von Julius Heyderhoff in Düsseldorf.

Karl Hillebrand, der geistreiche Vermittler zwischen vier Kulturnationen, ist den Lesern dieser Zeitschrift durch seinen Briefwechsel mit Nietzsche bekannt geworden, den Otto Crusius vor einigen Jahren hier veröffentlicht hat (1909, Jg. 6, Bd. 2, 129 ff.). Die nachstehenden ausgewählten Briefe zeigen ihn im Verkehr mit den Historikern Sybel und Treitschke. Sie werfen neues Licht auf seine Lebensgeschichte und seine politische Haltung, sie geben einen unmittelbaren und sehr lebendigen Eindruck von seiner menschlichen und künstlerischen Art. Wer wußte von dem tätigen Patriotismus dieses guten Europäers, von dem eifrigen und ausdauernden Kampf, den er für die Sache Preußens und Deutschlands vier Jahre hindurch in der französischen Presse geführt hat? Von seinem Verhalten gegenüber dem Anerbieten, die Organisation des Unterrichtswesens im deutsch gewordenen Elsaß zu übernehmen?

Aus dem Freischärler von 1849, dem Kämpfer für die deutsche Republik ist ein preußischer Unitarier geworden, der sich noch 1879 ein schwarz-weißes Deutschland erhofft, ein Bewunderer der Bismarckschen Staatskunst und der preußischen Könige, der in parlamentarischen Machtbestrebungen falsche Nachahmung westeuropäischer Vorbilder sehen will. So kann's nicht überraschen, daß er Treitschke die wärmste Sympathie entgegenbringt: sie gilt dem Kämpfer für die gleiche Parteiüberzeugung wie der Kunst seiner Geschichtschreibung.

Mit Treitschke hat Hillebrand nur brieflich verkehrt, Sybel ist ihm auch persönlich bekannt gewesen. Daher werden in den an ihn gerichteten Briefen auch Angelegenheiten des eigenen Lebens berührt. Das gilt besonders von den beiden Schreiben aus der Zeit des Zusammenstoßes seiner beiden Vaterländer.

An Heinrich von Treitschke.

Paris den 15. Juni 1869

Hochgeehrter Herr und College,

Ich habe mir erlaubt, Ihnen gestern einige Zeilen über die Lage Frankreichs zu übersenden, die ich Sie bitten möchte in die Preußischen Jahrbücher einzurücken.[1] — —

Sollte Ihnen die Richtung des Briefes zusagen, so wäre ich wohl bereit monatlich oder alle zwei Monate einen ähnlichen zu senden. Leider bin ich im Deutschschreiben etwas unbeholfen geworden, da ich nie etwas in dieser meiner Muttersprache geschrieben und schon mit 19 Jahren nach Frankreich gekom-

[1] Erschienen im Augustheft 1869 unter dem Titel „Die französische Krisis". Bd. 24, 102 ff. Ein weiterer Bericht „3 Briefe aus Paris" im Februarheft 1870. Bd. 25, 185 ff.

Digitized by Google

men. Aber da ich doch immer fortgefahren zu sprechen und zu lesen, so würde sich die Leichtigkeit zu schreiben wohl bald erwerben.

Zwei Worte über Persönliches, da ich wohl annehmen darf, daß mein bescheidener Name nicht bis zu Ihnen gedrungen: doch würden Bluntschli[1]) in Heidelberg und Sybel in Bonn, insbesondere Letzterer, alle Auskunft über mich geben. Vor zwei bis drei Monaten habe ich, bei meiner Durchreise, Sie in Heidelberg aufsuchen wollen, aber nicht gefunden. In zwei Worten denn: ich bin Professor der auswärtigen Litteratur an der Fakultät in Douai und habe bis zum Jahre 1866 nur über die italienische Litteratur des Mittelalters und über die geistige Bewegung Deutschlands geschrieben; seit jenem Jahre bin ich Mitarbeiter des Journal des Débats geworden und habe darin eifrig die deutsche Sache vertheidigt. Ich bin zugleich Mitarbeiter an der Revue des Deux Mondes und an der Revue moderne, wo es mir aber bis jetzt nicht gelungen ist, politische Aufsätze einrücken zu lassen, da mein Standpunkt eben doch zu deutsch ist und ich natürlich in solchen Dingen keine Concession machen kann. — Sollten Sie Artikel von mir wünschen, so dürften sie natürlich nicht gezeichnet sein, da ich — für's Erste — noch in französischem Staatsdienste bin, denn die Universität gehört hier zum Staatsdienste. Ich werde mir erlauben Ihnen demnächst meine Prusse contemporaine[2]) zu schicken, die mir hier soviel Feinde zugezogen. Einstweilen und da ich sie gerade unter der Hand habe, schicke ich Ihnen meine beiden letzten Artikel der Débats. Der zweite, sehr verkürzt wegen des mangelnden Raumes, besprach die Staatsidee in demselben Sinne wie Ihr schöner Aufsatz „Die Freiheit". Leider hat's die Direktion ein wenig schockirt und so hat sie's weggeschnitten.

Indem ich für meine Freiheit um Entschuldigung bitte habe ich die Ehre, mich Ihnen ergebenst zu empfehlen K. Hillebrand

An Heinrich v. Sybel.

London den 15. August 1870

Darf ich, hochverehrtester Freund, Sie mit einer Bitte belästigen? — Ich habe mich seit Ausbruch des Krieges auf neutrales Gebiet begeben. Hier bin ich — dies ganz unter uns — von den Times engagirt worden als Florentiner Correspondent. Ich durfte, in dem Augenblick, wo ich eine Stelle von 8000 Fr. aufgab, nicht zögern ein so günstiges Anerbieten anzunehmen, um so mehr da es mir vollständig freie Zeit für meine Studien läßt und die gelegenste Stelle sie fortzusetzen. So sehr ich auch die Politik verschworen hatte, muß ich mich also doch noch einmal dazu bequemen.

Aber wie komme ich nach Italien, wo ich so bald als möglich sein soll? Durch

[1]) Staatsrechtslehrer in Heidelberg, Führer der badischen Liberalen. — [2]) La Prusse contemporaine et ses institutions, Paris 1867.

Digitized by Google

Frankreich wage ich's kaum. Ich bin nahezu gelyncht worden als deutscher Spion in Lille, wo ich bekannt bin, eine halbe Stunde Fahrt von Douai, in einer Stadt, wo ich alljährlich die Sessionen abhalte; was erführe ich nicht sonstwo! Ein ganz regelmäßiger Paß hat mich nicht gegen die Polizei, diese kaum gegen den Janhagel zu schützen gewußt; wenn ich mit heiler Haut durchgekommen und nur einen Überrock dabei eingebüßt, so danke ich's nur meiner Kaltblütigkeit, meiner guten Faust und der Nähe des Polizeikommissariats. Wie dem auch sei — und nun komme ich zu meiner Bitte an Sie — ich möchte über Deutschland und den Brenner nach Italien gehen, womöglich auch noch einmal meinen Vater sehen. Könnten Sie mir nicht ein Wort an Ihren Schwager, Herrn v. Balan, geben? Ich würde in dem Falle nach Brüssel gehen; und, kann mir Herr v. Balan ein Legitimationsschreiben geben, über Deutz und Gießen meine Reise fortsetzen. Ist es unbescheiden, mich mit der Bitte an Sie zu wenden? Sie können denken, welchen Dienst Sie mir leisten würden.

Was ich von dem Gottesgericht denke, das den Mann und die Nazion ereicht, wissen Sie wohl. Ein solcher Übermuth, eine solche Leichtfertigkeit mußten gezüchtigt werden. Öffentlich mögen wir — müssen wir sogar — sagen, die Nazion sei nicht solidarisch; in Wahrheit ist sie nicht allein mitschuldig, sondern schuldiger noch als der Protagonist. Der schuldigste ist Ollivier; ihn wird auch sein Geschick ereilen. Herrlich hat sich Deutschland bewährt: aber ich erwartete das; wenn auch nicht die raschen Erfolge, doch die hohe Mannestugend und den endlichen Erfolg.

Ihr hochachtungsvollst und freundschaftlichst ergebener K. Hillebrand.

An Heinrich von Sybel.

Florenz, 15. Nov. 1870, 11 via del Presto.

Verehrtester Freund und, lassen Sie mich den altmodischen Ausdruck gebrauchen, freundlichster Gönner, wie soll ich Ihnen genug für Ihre Güte und Teilnahme danken? Man hat auch so was Warmes nöthig in dieser schrecklichen Zeit wo's Einen oft vor Schauder fröstelt. Wie greulich ist dieß Schauspiel in Frankreich: mir däucht einen lieben, geistreichen Freund plötzlich dem finsterſten Wahnsinn verfallen zu sehen. Sie müßten Ihre Geschichte noch einmal schreiben, wenn Sie's nicht, rückwärts prophetisch, durchschaut: Dieser lebendige Commentar illustrirt die ganze Vergangenheit. Weh ihnen, daß sie uns zum Richter- und Henkeramt zwingen: aber wollten wir nicht Gnade für Recht ergehen lassen? So mögen sie's denn haben. — Es thut mir leid um das schöne Bonner Luftschloß; obschon noch selbst unentschieden, liebt ich's doch mich mit schönen Träumen der Art zu wiegen. Soviele andere ehrenvolle und schmeichelhafte Anfragen an mich gelangt sind, seit ich Frankreich verlassen, diese öffnete mir doch die liebste Aussicht. Noch habe ich nichts Offizielles für

Digitized by Google

den Elsaß erhalten, aber ich denke auszuschlagen. Zu Nichts fühle ich mich besser befähigt, nie ward mir die Gelegenheit meinem Vaterland besser zu dienen, und doch schlage ich aus? Es muß aber so sein. Jede andre Gunst, Anerkennung oder Auftrag, die mir von Preußen kämen, nähme ich dankbar an; aber im Elsaß den Unterricht deutsch organisiren, ist ihn intellektuell erobern; dieß darf ich nicht thun, so sehr ich's billige und wünsche; denn wie soll ich vergessen, daß ich 20 Jahre lang in Frankreich Gastfreundschaft, 7 Jahre Staatsdienst, 4 Jahre Bürgerrecht genossen (?) Das Fragezeichen gilt dem Genuß, nicht dem Satz. — Ich habe viel und eifrig für Preußen gekämpft, mir viel Unannehmlichkeiten, Verdruß und falsche Beurtheilungen zugezogen, aber ich war mit meinem Gewissen einig, solange ich auf jenem Boden stand: ich wäre es nicht in diesem Fall. Hab ich Recht oder Unrecht? — Ich denke ernstlich daran, die 30000 Fr. der Times gegen 4—5000 hier am Istituto als Professor der auswärtigen Litteratur zu vertauschen, die man mir angeboten; aber der materielle Vorteil und die traurige Erfahrung, die ich in Frankreich mit meinem Apostolate gemacht, lassen mich zögern. Einen Freundesrat, bitte. — Ich küsse Frau v. Sybel ehrerbietigst die Hand. Möge Sie das Geschick vor dem größten Kummer bewahren! Haben Sie Nachricht von Ihren Söhnen und Neffen, so geben Sie sie mir. Empfehlen Sie mich gelegentlich ganz gehorsamst Herrn u. Frau v. Balan.

Treuergebenst K. Hillebrand.

An Heinrich v. Treitschke.

Florenz 20. Okt. 1871, 11 via del Presto.

Hochgeehrter Herr,

Umsonst habe ich Sie wieder dieses Jahr in Heidelberg aufgesucht. Mein Zweck war nicht nur persönlich. Ich kam von Weimar, nicht wenig skandalisirt über die Unzugänglichkeit des Goetheschen Hauses. Die früheren Versuche es anzukaufen, scheiterten an dem Starrsinn der Enkel. Heute scheinen sie besser disponirt und man sagt allgemein dort, für 100000 M. würden sie es wohl der Nazion überlassen. Meine Idee nun war es, die Sache in den Preuß. Jahrbüchern zu agitieren: Den Ankauf durch das neue deutsche Reich aus den Mitteln der Kriegsentschädigung des würdigsten Denkmals der Geistesgeschichte Deutschlands!

Nun sind Sie in Berlin im Reichstag: die Finanzdiskussion naht heran: eine Rede[1]) von Ihnen würde wie ein zündender Funke wirken. Die ganze Presse, die ganze Nazion würde den Gedanken aufnehmen und das Heiligtum würde der Nazion wohl leicht erworben.

[1]) In Treitschkes Reden findet sich keine Erwähnung der Sache, auch in den Jahrbüchern nicht.

Digitized by Google

Zugleich ein freilich gar verkrüppelter, vertrockneter Artikel über Deutschland in Fortnightly. Bitte ihn anzusehn.

Mit Grüßen an Bamberger und Bitte um geneigtes Andenken

Ihr gehorsamst ergebener K. Hillebrand.

An Heinrich v. Sybel.

Tausend Dank, hochgeehrter Herr und Freund, für die mir zugedachte Ehre. Ich werde mich glücklich schätzen, sobald ich im Laufe meiner Arbeiten, die mit Jahresanfang beginnen sollen, etwas finde, das sich für die „Histor. Zeitschr." eignet, es Ihnen zuzusenden[1]).

Ich teile Ihre Befürchtungen bezüglich des Kirchenstreites nicht. Wir sind zu weit engagirt, um zurückzugehen, selbst wenn Bismarck uns entrissen werden sollte[2]): auch haben wir den, in Deutschland so zahlreichen, so gebildeten und so einflußreichen, Mittelstand ausnahmslos für uns. Das Erwachen Englands kommt uns ebenfalls zugute. Man lasse nur erst Pio Nono das Zeitliche segnen, oder wie mein Freund Bülow[3]) sagt, das Geistliche, hat er doch das Zeitliche schon lange segnen müssen. — Mir hat Deutschland einen großartigen Eindruck gemacht, als ich es diesen Sommer wieder durchstreifte. Könnte man die Landsleute dahin bringen, nicht von 2 Uhr an den Tag mit Essen und Trinken zu ruiniren — und wäre es nur noch der Tag allein, leider ist's auch der Magen und in dessen Gefolge die Nacht — so wollte ich schon Klima und alles andre vertragen, um in so gesunder sittlicher und nationaler Atmosphäre zu atmen. Freilich ist es schwer, ist man einmal an den bequemen Sperrsitz gewöhnt, sich wieder aufzurütteln und die Bühne zu besteigen.

Wie gut und lieb von Ihnen, daß Sie den Feuilletonisten nicht vergessen und ihm Ihre schönen Werke senden! Beides, die gesammelten kleinen Aufsätze und die Fortsetzung der „Rev. Gesch." habe ich richtig erhalten und wie alles, was von Ihnen kommt, mit Frucht und Interesse gelesen, so noch dieser Tage Ihren Aufsatz[4]) der Rundschau: ein Meisterstück. Bitte, fahren Sie fort. Sie wissen nicht, was Sie Deutschland für einen Dienst erweisen, indem Sie den Zunftgelehrten rechts, den Litteraten links ein Beispiel geben, wie man gediegen sein kann, ohne langweilig zu werden, unterhaltend ohne Oberflächlichkeit. Das und n u r das haben die beiden Westländer älterer Kultur vor uns voraus. Das müssen auch wir erlangen; und Sie gehen mutig voran, das vornehme Naserümpfen einer hohen Universitätsgeistlichkeit kühnlich verachtend. Bitte, lassen Sie sich nicht irre machen.

[1]) Vgl. seine Besprechung der Memoiren Odilon Barrots in Hist. Ztschr. Bd. 36, 221 ff. — [2]) Man befürchtete damals seinen Rücktritt. — [3]) Hans v. Bülow. — [4]) Die erste Teilung Polens, Deutsche Rundschau Bd. 1, 16 ff.

Digitized by Google

Darf ich Sie bitten, mich Frau v. Sybel gehorsamst zu Füßen legen zu wollen!

Si vales bene est, ego quidem valeo. Treuergeben Karl Hillebrand.

Florenz Nov. 29. 1874, 36 Lung' Arno Nuovo.

An Heinrich von Sybel.

Undatiert [1874 oder 75]

Darf ich, hochverehrter Herr und Freund, mir erlauben, Ihnen einen ehemaligen Schüller, Herrn Albert Fécamp aus Soisson, vorzustellen und Ihrem Wohlwollen zu empfehlen. Er hat die Absicht, sich auf einer deutschen Universität weiter zu bilden und wird gewiß jeden kleinen Wink von Ihnen dankbar hinnehmen. Meines Dankes sind Sie sicher.

Wie Sie vielleicht erfahren haben, habe ich den Katheder in Florenz ausgeschlagen und bleibe Litterat. Ich fühle mich schon seit Jahren außerhalb des wissenschaftlichen Wassers und will weder mich noch andre betrügen. Trahit sua quemque voluptas. Ich hoffe, Sie verdammen mich nicht, weil meine voluptas mich gerade in dieses Fahrwasser zieht. — Mit der Bitte, mich Frau v. Sybel gehorsamst zu empfehlen, bleibe ich Ihr treuergebener

K. Hillebrand.

An Heinrich v. Treitschke.

Florenz, März 8. 1879. 50 Lung' Arno Nuovo.

In aller Eile eine Zeile, hochgeehrter Herr und Freund, um Ihnen für die Sendung Ihres herrlichen Buches[1]) zu danken. Ich las das Kapitel über die Bewegung von 1808—13 schon in den Preuß. Jahrb. mit seltenem Vergnügen und heute habe ich, gleich nach Empfang, die Schlacht bei Belle Alliance geradezu verschlungen. Ich spare mir das Buch für die kommende Sommerruhe auf, deren ich sehr bedarf. So was packt mich zu sehr, um's als Erholung von meiner Arbeit zu lesen; ist auch zu verwandt und erweckt stets das peinliche Selbstgefühl des speret idem frustraque laboret, während mir die Alten, von denen ich allabendlich nach gethaner Arbeit einen vollen Schluck nehme (jetzt eben bin ich am Jugurtha) das Subjekt, den Willen würde Schopenhauer sagen, ganz unberührt lassen und folglich ausspannend beruhigen. Aber nächsten Juli und August gehe ich an's Meer und tue gar nichts: dann nehme ich nichts als Ihre „Deutsche Geschichte" mit und wenn ich in contemplativen Lazzaronismus einschlafen will, laß ich mich von dem beredten Wecker erinnern, daß unter der schaalen Schaale der modernen Gesellschaft denn doch noch gesundes Leben pulsirt, dem man sich nicht abwenden darf.

Ihr dankbar ergebener Karl Hillebrand.

[1]) Des ersten Bandes der „Deutschen Geschichte im 19. Jahrhundert".

Digitized by Google

NB. Könnte ich doch einmal Politik mit Ihnen reden. Ich bin mit unsern Deutschen gar nicht zufrieden. Wie haben sie nur Bismarck die Tabaksteuer, die Staatseisenbahnen u. s. w. nicht gönnen können; wie machen sie ihm jetzt mit dem Disziplinargesetz[1]) das Leben sauer. Könnte man denn keinen Weg finden, um ihm zu verstehen zu geben, daß sein Gesetz ungeschickt ist, aber daß der Reichstag kein Privileg beansprucht, das dem Richter, dem Lehrer, dem Geistlichen versagt wird. Aber die Herren Gesetzgeber bilden sich heutzutage ein, der Staat sei nur ihrethalben da, und sie bildeten eine natürliche Aristokratie, der erlaubt sein müsse, was in jeder andern öffentlichen Tätigkeit verboten ist. „Redefreiheit", „Unverletzlichkeit". Oh, wie englisch und französisch, wie wenig deutsch sind wir noch in unsern politischen Begriffen!

An Heinrich von Treitschke.

Florenz, Dez. 6. 79, 50 Lung' Arno Nuovo.

Nur gerade ein Wort, hochgeehrter Herr, um Ihnen für die freundliche Übersendung der zweiten Auflage Ihrer „Deutschen Kämpfe"[2]) zu danken. Ich besitze zwar die erste und glaube sie auch geistig zu besitzen; aber es ist mir eine Anregung, darauf zurückzukommen, und dann die vielen neuhinzugekommenen Aufsätze. Hätte man nur immer die Zeit. Doch wo ich auch immer hineinblicke, habe ich doch immer das wohlthuende Gefühl, daß ich überall die Saite angeschlagen sehe, die auch bei der Gelegenheit in mir vibrirt hat. Und dies ist umso merkwürdiger, als Temperament und Weltanschauung mich eigentlich auf einen anderen Standpunkt gestellt haben sollten. Ich glaube, es ist die unerschütterliche Fiduz in Preußen, die ich im Auslande, von fern und in ihren Umrissen die Dinge schauend, mir stets bewahrt habe, auch während der Confliktzeit, und die fast allen unsern Landsleuten drinnen im Vaterlande oft abhanden zu kommen scheint, ich glaube, sie ist es, die uns in unsern vaterländischen Gesinnungen so zusammenbringt; denn Sie sind ja die rara avis eines

---

[1]) Das Disziplinargesetz, das die Strafgewalt des Reichstags über seine Mitglieder erweitern sollte, war am 4. März 1879 eingebracht worden; am 7. endete die Verhandlung mit völliger Verwerfung. Treitschke, der am gleichen Tage zu Wort kam, sprach sich gegen die einfache Ablehnung aus; der Grundgedanke des Gesetzentwurfs schien ihm berechtigt. Wie völlig er mit Hillebrand übereinstimmte, zeigt schlagend der Schlußsatz seiner Rede: „Lassen Sie uns das Unzulässige, das Verfassungswidrige [des Entwurfs] zurückweisen, dann aber nach unserm freien Ermessen und Gewissen und durch unsere eigenen Organe vorgehen und der Nation zeigen, daß wir nicht eine privilegierte Kaste sein, sondern bessern wollen, was mangelhaft und unpraktisch ist in unserer Geschäftsordnung." (Reden im Deutsch. Reichstag, her. v. S. Mittelstädt, Leipzig 1896, S. 146.) — [2]) Zehn Jahre Deutscher Kämpfe. Schriften zur Tagespolitik, Berlin 1879.

Digitized by Google

Deutschen, der nicht bei jeder Ecke irre wird. Als ich im Jahre 1860 in der Freien Reichsstadt Frankfurt bei einem großen Essen mich erhob und die Mitgäste einlud, mit mir auf ein schwarz-weißes Deutschland zu trinken, ward ich fast aus der Thüre hinausgeworfen; und doch muß es so kommen, wird's so kommen.

Ich stecke eben tief in Ihrer „Deutschen Geschichte", die ich mir als Belohnung gönne, weil ich ein guter Junge war. Ihre Beurteilung Frankreichs und mehr noch Österreichs unterschreibe ich ganz; nicht so die Englands. Allein das wäre eine lange und weitschichtige Frage zu erörtern. Nicht streng genug finde ich Sie für Friedrich Wilh. II. Eben weil wir so vieles, fast Alles unsern Königen danken, müßte man auch den Nachkommen derselben immer vorhalten, wieviel sie schaden können, wenn sie nicht nützen wollen. Friedr. Wilh. II., Friedr. Wilh. IV. und Louis XVI. sind geradezu für mich die schlimmsten Fürsten der neueren Geschichte gewesen; und ein wenig Gutmütigkeit, Ritterlichkeit ꝛc. darf uns nicht über den Krebsschaden des zum Herrschen Berufenen täuschen, als welcher die Schwäche ist.

Ich bekomme eben eine Postkarte, unterzeichnet Æ. Nach langem Rathen und Nachdenken sind wir auf Aegidi[1]) verfallen. Sollte er's sein, so danken Sie ihm, bitte, herzlich für den liebenswürdigen, geistreichen und heitern Einfall. Wir missen sie, wie R. Grimm, wie überhaupt das norddeutsche Element jetzt gerade sehr. Bitte auch meinen ältesten und treusten Freund Heinrich Dernburg[2]) recht von mir zu grüßen und mit nochmaligem Dank für Ihr wertvolles Geschenk, mehr noch für das, was Sie der Nation in ihrer „Geschichte" gemacht, und das ich mitgenieße

Ihr hochachtungsvollst ergebener Karl Hillebrand.

An Heinrich von Sybel.

Florenz, März 1. 1880, 50. Lung' Arno Nuovo.

Hochgeehrter Herr und Freund,

Ich erhalte soeben Ihren 2ten und letzten Halbband[3]) und kann Ihnen nicht genug für das freundliche Andenken danken, das Sie mir bewahren. So wäre denn die große Lebensaufgabe, an der Sie so unverdrossen und stets mit gleicher Frische lange Jahre durch gearbeitet, glücklich hinausgeführt und Sie dürfen wohl stolz und zufrieden sein. Auch wir nehmen unser Theil an diesem Stolz und dieser Zufriedenheit; denn Sie sind ja Unser. Und wir verbinden damit das Gefühl wohlthuender Dankbarkeit. Ich spreche jetzt nicht allein von dem Kunstwerk, das Sie vollendet, noch von der wissenschaftlichen Errungenschaft,

[1]) Karl Ludwig Aegidi (1825—1901), Publizist und Staatsrechtslehrer, 1871—77 Preßdezernent unter Bismarck. — [2]) Der bekannte Pandektist und Zivilist. — [3]) Der 1879 erschienene Schlußband von Sybels Geschichte der Revolutionszeit.

Digitized by Google

die wir Ihnen schulden, sondern von der großen That, durch welche Sie die Revolution ihres falschen Nimbus entkleidet und dem, der sehen will, den Staar gestochen haben. Keinen größeren Dienst konnte man dem Vaterland erweisen, als es gründlich von dem Götzendienst zu heilen. Möchte Ihnen das bei Allen geglückt sein, wie's Ihnen sicherlich bei Vielen gelungen ist. — —

Ihr verehrungsvoll und treuestens ergebener Karl Hillebrand.

Die Schweiz während des Krieges.

Von Dr. Alfred Stückelberg-von Breidenbach in Basel.

Die Gedanken, die hier ausgesprochen werden sollen, entspringen dem Bedürfnis des Schweizers, sich mit seinen Sprachgenossen im Reiche und in Österreich-Ungarn auszusprechen.

Wer das Herz am rechten Fleck hat, wird zugeben, daß echte Vaterlandsliebe zunächst nur in der Familie und der Scholle wurzelt, dann aber als Folge der Überlieferung und Erziehung sich auf den Heimatsstaat ausdehnen wird. Will also Deutschland die Schweiz gerecht beurteilen, so muß es die Geschichte der Schweiz seit der Entstehung der Eidgenossenschaft kennen und würdigen.

In Helvetien sind es nun bekanntlich die Kantone gewesen, die schon in der heute so weit zurückliegenden Zeit des Mittelalters die souveränen Träger des politischen Lebens und der sich bewußten Volksgemeinschaft gewesen sind, also viele Menschenalter vor der Entstehung der deutschen Einzelstaaten. Noch vor fünfzig Jahren waren diese Kantone kraft des stark ausgeprägten Partikularismus, der die Hochalemannen auszeichnet, wirtschaftlich, gesellschaftlich, konfessionell und politisch voneinander getrennt, so daß das Hauptziel wahrhaft schweizerischer Politik nur die gegenseitige Annäherung und Ausgleichung sein konnte. Es ist hier nicht der Ort, die Gründe und die Dauer dieser Zustände näher zu behandeln; es genügt auf die rein geographische Trennung der einzelnen Talschaften, auf die vielfach verschlungenen und zerklüfteten Kämme des höchsten und größten europäischen Gebirges hinzuweisen, um zu begreifen, daß diese Täler und Städte sich nur einzeln ihres staatischen Lebens bewußt werden konnten. So blieben sie, nur lose verbündet zur Wahrung der altalemannischen Volksfreiheit, jeder Ort einzeln für sich einen selbständigen Staat bildend. Seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ist nun zwar der gemeinschweizerische Sinn, der sogenannte eidgenössische Staatsgedanke, zur absoluten Herrschaft gelangt, und die Kantone, welche den heutigen „Bundesstaat" bilden, sind scheinbar reine Verwaltungskreise geworden, Landesteile, die aber auf sehr vielen Gebieten ihre Unabhängigkeit originär gewahrt haben. Sie leiten ihr Selbstverwaltungsrecht geschichtlich und verfassungsrechtlich nicht vom Gesamt-

Digitized by Google

staate ab, sondern aus der durch die Altvorderen erkämpften Souveränität. Daran ändert nichts, daß selbstverständlich das Verfassungs- und Gesetzesrecht des Bundes das kantonale Recht bricht und daß deshalb nach und nach die intensiver gewordenen Bedürfnisse des modernen Staates auf dem Gebiete der sozialen Verwaltung, des Verkehrs, der nationalen Selbstverteidigung usw. langsam die kantonale Souveränität abbauen. Wieviel aber gerade der heutige Zustand relativer kantonaler Selbständigkeit zum Wohle des Ganzen noch beiträgt, dafür ist der hohe Kulturstand in der Schweiz ein schlagender Beweis. Darin ist auch der schweizerische Zentralist mit dem Föderalisten einig, daß die Kantone auch in absehbarer Zeit niemals zu bloßen Provinzen im landläufigen Sinne degradiert werden könnten, ohne daß das Schweizertum selber die größte Einbuße erlitte, ja die nationale Selbständigkeit in Frage gestellt würde.

Zurzeit sind also die Kantone noch so wichtige Zentren des nationalen Lebens, daß sich die politischen, volkswirtschaftlichen und sozialen Interessen des Einzelnen auf ihrem Gebiete vielfach erschöpfen. Daneben bleibt dem Schweizer gerade noch Zeit und Raum, um sich mit der Bundespolitik zu befassen, soweit er nach weiterer politischer Betätigung strebt. Als eminenter Realist und nüchterner Alemane wird er sich also kaum mit außerschweizerischen Dingen befassen. In diesem Zusammenhange dürfen wir zunächst die bedeutenden internationalen Interessen auf idealem Gebiete übergehen, die natürlich dank dem Hochstande der allgemeinen Bildung in der Schweiz mindestens so viel Verständnis finden als anderwärts. Dagegen muß noch in diesem Zusammenhang einer Haupteigenschaft des Schweizers besonders gedacht werden, nämlich seines bei allem politischen Liberalismus so überaus zähen Festhaltens an allem, was ihm von überkommener Kultur und Tradition wirklich wertvoll erscheint. Dies sind nun nicht bloß Sitte, Herkommen, Familienzusammenhang und ausgeprägtes persönliches Freiheitsgefühl, welches polizeiliche Reglementierungen verabscheut, sondern vorab unbedingte Vaterlandsliebe und berechtigter Stolz auf die überkommene Unabhängigkeit.

In der bisherigen Schilderung haben wir bloß angedeutet, weshalb der deutsche Schweizer, obgleich er von jeher durch und durch ein reiner stammesstolzer Germane war, heute politisch neutral denken muß, wo seine Stammesgenossen den Kampf für die Existenz des Deutschtums gegen die französische und englische Politik kämpfen. Um ein Mißverständnis zu vermeiden, betonen wir, daß gegenüber der slavischen Barbarei auch der Schweizer kaum eine Empfindung hegen dürfte, die als absolut neutral bezeichnet werden könnte.

Die Hauptgründe der Zurückhaltung des Schweizers, welche notwendig seine Neutralität bedingen, sind aber folgende:

Seit der Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches waren neben Deutschland die Schweiz und Österreich-Ungarn die einzigen unabhängigen, von Deutschen

Digitized by Google

gegründeten Staaten geblieben. Inmitten der übermächtigen, zu Großstaaten zusammengeschweißten Nachbarvölker wurde die alte Eidgenossenschaft, die, wäre sie in sich selbst so einig wie heute gewesen, früher neben Piemont, Württemberg, Baden, Bayern und andern europäischen Mittelstaaten eine gewisse Rolle hätte spielen können, zur vollkommenen Passivität auf dem Gebiete der äußeren Politik gezwungen. So wenig dieselben Mächte, die im Wienerkongreß den Ton angegeben und unsere ewige Neutralität deklariert hatten, auf nationale Velleitäten eingetreten waren, und so wenig die vorherige deutsche Volkserhebung im Jahre 1813 (infolge der klugen schweizerischen Mediationspolitik Napoleons) die Deutschschweizer hatte berühren können, so wenig vermochte natürlich der Kampf um die Reichseinheit im Jahre 1870 die seit Jahrhunderten abgetrennten, auf ihre Unabhängigkeit stolzen Schweizer innerlich mitzureißen. Schon der ungeheuere damalige Gegensatz zwischen ihrer aus der germanischen Vorzeit bis in die Gegenwart hinüber geretteten Volksfreiheit und dem nun auf ganz Deutschland ausgedehnten preußisch-monarchischen System schloß ein starkes Mitempfinden aus. Man bedenke: das straffe und autoritäre Regiment eines Bismarck, dem sich ja auch die liberaleren Südstaaten teilweise nur unfreiwillig fügten, auf der einen Seite, und auf der andern der seit 1830 in den meisten Kantonen und seit 1848 im schweizerischen Gesamtstaat zur unbeschränkten Macht gelangte Radikalismus, zwei zum mindesten in jener Zeit unvereinbare Gegensätze, die auch heute noch ihre Geltung haben, soweit die beiderseitigen maßgeblichen Kreise in Betracht kommen [1]).

Dazu kam, daß die heutige Schweiz, wenn gleich sie auch jetzt noch zu dem deutschen Staatsgebilde zu rechnen ist, doch seit der inneren Umgestaltung, die sie in ihrer Revolutionszeit (1798—1803) erlitten hat, den Charakter eines rein deutschen Staatswesens ähnlich wie Österreich-Ungarn einbüßte. Vor 1798 hatten sich die Romanen vom Standpunkt der äußern schweizerischen Politik weder in den Kantonen noch in der Eidgenossenschaft durchsetzen können; zudem spielte bei der früheren großen Unabhängigkeit der Kantone der 13-örtigen Eidgenossenschaft die äußere Politik des Bundes überhaupt keine große Rolle, da sie nur von Zeit zu Zeit in einzelnen Hauptfragen mit Mühe sich Geltung verschaffen konnte (wir erinnern an die schweizerische Neutralität im Dreißigjährigen Kriege, an die Entstehung des eidgenössischen Defensionale usw.). Die sprachliche Situation wurde aber mit den rein demokratischen Verfassungen, wie sie seit 1803 allmählich überall in den Kantonen zum Durchbruch kamen,

[1]) Bekanntlich ist kraft des Prinzips des absoluten Mehrs, das für die schweizerischen Parlamentswahlen noch gilt, die Opposition der Liberalkonservativen und der Katholiken im Gesamtstaat politisch ohnmächtig, so groß auch ihre Bedeutung auf sozialem und wirtschaftlichem Gebiete ist.

Digitized by Google

und namentlich durch die Abtrennung der welschen Kantone von den deutschen, von Grund aus anders.

Es entstanden die rein romanischen Kantone Wadt und Tessin aus früheren sog. Untertanenlanden. Die früher von den deutschen Landesteilen regierten Romanen der Kantone Freiburg und Wallis wurden, als nun die Einwohnerzahl für den Hauptcharakter des Kantons den Ausschlag gab, plötzlich tonangebend. Genf und Neuenburg, die früher nur als „zugewandte Orte" ohne Stimmrecht an der Bundestagsatzung einflußlos gewesen waren, wurden seit 1815 gleichberechtigte eidgenössische Kantone welscher Zunge.

Der Neutralitätsgedanke, der natürlicherweise von den sprachlichen Minderheiten instinktiv mit besonderer Liebe gepflegt und der auch vom Gesamtstaat seit der neuen Bundesverfassung als Richtlinie beibehalten wurde, verband sich mit dem sprachlichen Paritätsgedanken.

Durch den Weiterbestand der Kantone als ziemlich selbständiger Landeskreise erhielt diese neu errungene Parität noch eine besondere Garantie. Die Romanen, die in ihren Kantonen fast allenthalben die Mehrheit besaßen und innerhalb ihrem Staatsgebiet sich um die Parität wenig bekümmerten, konnten im Bunde verfassungsmäßig volle Gleichberechtigung aller Sprachen beanspruchen. Dadurch wurden die Romanen im Grunde genommen gewissermaßen zwiefach privilegiert, indem im Gesamtstaat trotz und entgegen dem demokratischen Prinzip nicht die Mehrheit den Ausschlag für den sprachlichen Charakter gibt, während in den romanischen Kantonen deutsche Minderheiten faktisch und rechtlich als „quantités négligeables" behandelt werden. Wir sind trotzdem aus bestimmten Gründen die Letzten, die am gegenwärtigen Zustand etwas ändern möchten, da die Sprachgrenze trotz allem in der Schweiz auch in den letzten fünfzig Jahren keine wesentliche Änderung erlitten hat.

Das Zusammenleben einer teils deutsch, teils französisch oder italienisch sprechenden Bevölkerung in einem Staatsgebilde hat zumal den Deutschschweizer eine stark entwickelte Rücksichtnahme gelehrt, wie sie zwischen sprachverschiedenen europäischen Völkern leider selten ist. Dem Deutschschweizer erscheint sein Heimatstaat gerade deshalb als besonders teuer, weil er nicht auf dem Herdeninstinkt der Gleichsprachlichkeit beruht. Er hat wohl ausgesprochenen Sinn für Rasse, aber darum gerade empfindet er besser als der Deutsche oder Franzose, daß es in Mitteleuropa eigentlich keine Rassenverschiedenheit gibt.

„So dürfen wir", schrieb jüngst eine schweizerische Zeitung, „uns nicht um die zerstörenden und zersetzenden Kräfte des um uns her stürmenden und tobenden Meeres mehr kümmern als um die Erhaltung der Sicherheit unseres eigenen umbrandeten Felseilandes. Für uns können ja jene instinktiven Rassengefühle, die auf Unkenntnis und Mißtrauen beruhen, gar keine Bedeutung haben. Wir schweizerisches Völkchen kennen einander gut und schätzen einander jedes in

Digitized by Google

seiner Eigenart. Wir alle wissen aus Erfahrung, wie gut wir einander ergänzen, und die Erinnerung an frühere gemeinsame Arbeit hat in uns das Bedürfnis geweckt, unsere Verbindung, koste es, was es wolle, aufrecht zu erhalten. So mögen uns denn jene Bewegkräfte höherer Ordnung, die uns zusammenhalten und uns die Einheit geben, die Einsicht des Verstandes, die uns schweizerische Nationalitäten einander kennen und schätzen lernte, und der Entschluß des Willens, der uns befähigt, unser selbstgebautes Staatswesen zu bewahren, mehr als je unser ganzes Wesen beseelen. Wir wollen in diesem europäischen Sturm, der alle Gegensätze und Leidenschaften aufwühlt, ruhig den Beweis leisten, daß verschiedene Nationalitäten einander verstehen und nebeneinander leben können, und daß eine auf Vernunft und Willen gegründete Menschlichkeit trotz aller trennender Unterschiede auf demokratischer Grundlage jeder Gefahr der Auflösung siegreich trotzt.

Durch die Kundgebung der eigenen Meinungen in dieser Kriegszeit verschärfen wir also nur die schlummernden Nationalitätsgegensätze in unserm eigenen Lande und schneiden uns durch die Erörterung unserer Meinungsverschiedenheiten nur in unser eigenes Fleisch. Das ist aber nur eine Seite der Gefahr. Es droht uns vom Auslande eine noch viel größere, wenn wir uns ungerufen zu Richtern der Handlungen unserer Nachbarn aufwerfen." (Vgl. Nationalzeitung Nr. 314, 1914.)

Auch unsere welschen Miteidgenossen, die durch übertriebene Wertschätzung der literarischen Seite des Kulturlebens den französischen Einflüssen vielfach wehrlos ausgeliefert sind und denen deshalb auch heute oft jedes Verständnis oder Gefühl dafür mangelt, was der ausgebrochene Existenzkampf der Deutschen gegen Ost und West eigentlich bedeutet, werden langsam und allmählich einsehen, daß allein das Obsiegen Deutschlands über die russische Barbarei die Fortsetzung der europäischen Kulturvölker, also auch der Schweizer, garantieren kann, ob nun die Barbarei von den Franzosen und Engländern gegenwärtig unterstützt wird oder nicht.

Der entwickelte politische Sinn des Schweizers überhaupt muß aber, da die Wahrung seiner Unabhängigkeit stets das erste Ziel bleibt, auch die Welschschweizer dazu führen, die sonstigen eventuellen Folgen, welche die Niederlage der einen oder anderen Partei auch für sein Volkstum, respektive seine Sprache hätte, nicht jetzt schon ins Auge zu fassen.

Als Resultat unserer Ausführungen ergibt sich, daß der heutige Deutschschweizer als getreuer Staatsbürger notwendigerweise im Fühlen und Denken sich mit dem Deutschen nicht einfach identifizieren kann und daß ihm auch eine andere Empfindung als diejenige einer tiefen und aufrichtigen Sympathie mit Deutschland und Deutsch-Österreich gar nicht zugemutet werden kann. Dabei darf namentlich betont werden, daß sich die deutschen Schweizer immer noch

Digitized by Google

in erster Linie als die Nachkommen der Gründer der Eidgenossenschaft betrachten und sich damit für den unveränderten Weiterbestand der schweizerischen Unabhängigkeit besonders verantwortlich fühlen. Sie sehen sehr wohl ein, daß sie den welschen Miteidgenossen gerade wegen deren Minderzahl manches nachsehen und oft größeres Entgegenkommen zeigen müssen, als diesen im Verhältnis zukommt.

Durch diesen Takt haben sich die Deutschschweizer im Gegensatz zu den Deutschösterreichern, welche allerdings der Zahl nach in die Minderheit geraten sind, aber um so weniger ihre frühere Alleinherrschaft vergessen können, bisher jeden Sprachstreit ersparen können, was dem deutschen Gedanken in Europa indirekt zugut gekommen ist.

Wer also, etwa vom Standpunkt des Alldeutschen, heute auf die Schweizer einen Stein würfe, sie der Verleugnung ihrer Herkunft zeihen würde, der würde ihnen bitteres Unrecht tun. Er würde vergessen, daß die Schweiz ihrem innersten Wesen nach auf vielen Gebieten, zumal auf dem politischen, dem Reiche mindestens so fern stehen muß, als beispielsweise Holland, dessen Neutralität Deutschland und Europa dennoch sehr zugute kommt. Denn die schweizerische Unabhängigkeit, die de facto schon im 14. Jahrhundert vorhanden war, wurde gleichzeitig mit derjenigen der damals noch jüngern holländischen Generalstaaten im westfälischen Frieden proklamiert, also lange Jahrhunderte vor der Entstehung der modernen Nationalstaaten und mehrere Menschenalter vor der Entstehung des Nationalismus als Staatsgrundlage überhaupt, deren Ausfluß der die gesamte Kultur bedrohende heutige Weltkrieg ist. Haben die Schweizer auch im Gegensatz zu den Niederländern dieselbe Schriftsprache wie die Deutschen beibehalten, so ist doch das Alemannische als ausschließliche Sprache nicht nur im untern Volke, sondern auch bei den Gebildetsten herrschend geblieben. Seine starke Bedeutung und seine Ausdrucksfähigkeit können nicht entfernt mit den im Reiche gesprochenen Dialekten verglichen werden.

Der Schweizer ist sich zwar bewußt, durch die gemeinsame deutsche Schriftsprache Anteil an der deutschen literarischen und geistigen Kulturgemeinschaft überhaupt zu besitzen. Ist er dabei auch nicht nur der empfangende Teil, so weiß er doch den unermeßlichen Vorteil aufs Höchste zu schätzen, der seinem Volkstum durch diese Sprachgemeinschaft auf immer gesichert ist.

Diese teilweise Kultureinheit, die allerdings u. a. auf dem rein politischen Gebiete gänzlich fehlt, ist es, die den Deutschschweizer heute zwar vielfach zu einer tief innerlichen Anteilnahme am Schicksal der Deutschen im Weltkrieg zwingt, wie sie jetzt fast allenthalben in Wort und Schrift zum Ausdruck kommt. Die Entwicklung des Schweizervolkes macht den Einzelnen im Handeln aber streng neutral und seine Stammesart läßt ihn den Kopf kühl behalten und vom Herzen nicht hinreißen. Wohin es das Herz zöge, dürfte

Digitized by Google

das Herz in der Politik überhaupt, zumal in dieser eisernen Zeit, den Ausschlag geben, braucht nicht ausdrücklich gesagt zu werden. Daß auch solche Sympathieverhältnisse von Bedeutung auf moralischem Gebiete sein können, braucht heute nicht betont zu werden, wo alles um die Herzen der Neutralen wirbt. Und hier müssen wir einen Punkt berühren, der vielfach zu Mißverständnissen geführt hat: Die Stellungnahme der Schweizerpresse. Zunächst ist nach dem zuletzt Gesagten klar, daß die deutschschweizerische Presse, die für ihre Gefühlsäußerungen, soweit sie solche politisch zulässig erachtet, Freiheit beansprucht, dieselbe Freiheit auch der Presse der romanischen Schweiz zugesteht. Der welschen Schweiz fehlt nun leider eine gewisse sprachliche Abgrenzung gegenüber Frankreich, wie sie die deutsche im Schweizerdeutschen besitzt. Bei der größeren Bedeutung, die das sprachliche (literarische) Moment in romanischen Ländern überhaupt besitzt, fällt jener Mangel vom schweizerischen politischen Standpunkt doppelt ins Gewicht. Die welsche Presse wird von der französischen, ob sie will oder nicht, mitgerissen. Ihre bedeutenderen Organe, vorab das „Genfer Journal", haben wohl den Willen zur Neutralität; sie werden aber naturgemäß unwillkürlich von den Presseagenturen und Zeitungen Frankreichs stärker beeinflußt als die unsrigen. Wer ferner weiß, wie auf der ganzen Welt die kleine Presse die große abschreibt, wird sich nicht wundern, daß die Lokalblätter der welschen Schweiz die Havasübertreibungen und manche falsche Zeitungsmeldungen aus Frankreich unbesehen abdrucken. Dasselbe können wir bei der kleinen deutschschweizerischen Presse im umgekehrten Sinne beobachten, die deshalb von den welschen Miteidgenossen oft getadelt wird.

Was nun die Vorwürfe betrifft, die die Reichspresse etwa gegen die schweizerische erhebt und die sogar zu zeitweiligen Einfuhrverboten gegenüber deutschschweizerischen Zeitungen, wie der „Basler Nachrichten" und „Neue Zürcher Zeitung" geführt haben, so sind sie bei näherer Betrachtung gänzlich ungerechtfertigt, wie sich aus Folgendem ergibt. Der deutsche Nachrichtendienst, sowohl der amtliche als der offiziöse, ist nicht nur knapp, ja fast spärlich und durchaus ungenügend, um unsere nachrichtenhungrige Bevölkerung zu sättigen, sondern er hat auch den Nachteil, stets zu spät zu kommen.

Ein Beispiel: Die französische Presse beschuldigt plötzlich die deutsche Armee, sie hätte ohne militärischen Grund, also aus reiner Barbarei den Dom von Reims zerstört. Die Behauptung wird nun natürlich als solche überall abgedruckt und führt zu redaktionellen Nachsätzen, worin den Lesern die künstlerische und geschichtliche Bedeutung des zerstörten Bauwerks kundgegeben wird. Dabei wird natürlich, je nach dem Grade des Temperaments oder des künstlerischen Empfindens des betreffenden Redakteurs eine Bemerkung des Bedauerns beigefügt. Ob er sein Urteil in bedingter oder unbedingter Form ausspricht, wird das Vorurteil gleichermaßen vorerst geschaffen sein. Tags darauf erst er-

Digitized by Google

hält die Presse dann den deutschen Bericht, wonach erstens die Kathedrale größtenteils unbeschädigt und zweitens ihre Beschießung durch das Verhalten der Franzosen selbst verschuldet worden sei. Kann nun der schweizerischen Presse im Ernste ein Vorwurf gemacht werden, daß sie der früheren Nachricht Raum gegeben hat? Doch zweifellos nicht, obgleich allein schon die Veröffentlichung der fraglichen Havasnoten viel mehr als die redaktionellen Begleitworte geschadet hat. Denn daß die Presse eines neutralen Landes die französischen Nachrichten deshalb zurückstellen soll oder darf, weil ihre Bestätigung von deutscher Seite noch nicht eingetroffen ist, wird im Ernste niemand behaupten.

Verbleiben die redaktionellen Artikel, Beifügungen, Fragezeichen zu einzelnen auffallenden Nachrichten u. dergl. Auch hier muß Deutschland der ausländischen, zumal der schweizerischen Presse Gerechtigkeit widerfahren lassen. Diese fühlt sich verpflichtet, keine ihr richtig erscheinenden Nachrichten zu unterdrücken, aber auch berechtigt, an und für sich besonders unwahrscheinliche Tatsachebehauptungen mitunter durch irgendwelche Vermerke als noch nicht voll erwiesen zu bezeichnen. Wer hat aber heute vom neutralen Standpunkt aus nicht allen Grund, skeptisch gegenüber Schauernachrichten zu sein, die man doch überall in Europa vor noch nicht drei Monaten für gänzlich unmöglich gehalten hat? Nachrichten, daß Russen oder Franzosen deutsche Lazarette absichtlich zerstört und die Verwundeten niedergemacht hätten, Berichte über belgische oder serbische Greuel, englische Gewalttaten gegen wehrlose deutsche Kaufleute, wer hätte sie noch vor Kurzem überhaupt glauben können? (Welches Mißgeschick nebenbei gesagt für die deutsche Publizistik, daß von ihr selbst die vollständige Zerstörung Löwens, einer Stadt von 40000 Einwohnern, die ja zweifellos zu Neunzehnteln unschuldig sein mußten, in die Welt hinausposaunt wurde. Wie wenig haben nachher die ebenso zweifellos richtigen amtlichen Feststellungen die ersten Eindrücke wieder völlig auslöschen können, wie an der amerikanischen Presse deutlich bemerkbar ist.)

Unter den Hauptorganen der Schweiz zeichnen sich, vom redaktionellen Standpunkt, durch neutrale und wohlwollende Berichterstattung vorab aus die „Basler Nachrichten", die „Neue Zürcher Zeitung", die „Nationalzeitung" in Basel, der „Bund" in Bern, das „Vaterland" in Luzern, die „Ostschweiz" in St. Gallen, also eigentlich die gesamte maßgebliche Presse. Wer diese Zeitungen regelmäßig und nicht nur gelegentlich liest, muß dies bestätigen. Die wenigen Fälle, die zu Angriffen führten, waren stets durch den Nachrichtendienst gegeben, der nicht im Belieben der Redaktionen liegen kann.

Auch die deutschschweizerische Presse hat also, von wenigen erklärlichen Ausnahmen abgesehen, der streng neutralen Sinnesart, wie sie dem politisch denkenden Schweizer eigen sein muß, durchaus entsprochen.

Digitized by Google

Die Haltung des Schweizervolks überhaupt, ob deutsch oder welsch, war und ist seit dem Ausbruch dieser schwersten Krise eine musterhafte. Mit dem gleichen großen Ernst und Opferwillen, mit dem es die Mühen und ungeheueren Kosten ohne Murren auf sich nimmt, die dieser Krieg ihm so unerwartet und unverschuldet zur Wahrung seiner Unabhängigkeit auferlegt, mit demselben Mut und derselben Zuversicht sieht es seiner Zukunft trotz allen heute drohenden Gefahren entgegen.

Zum Glück darf aber auch in diesen Tagen, wo Alles wankt und die Geschicke von Großmächten auf der Wage stehen, als sicher angesehen werden, daß die bei den Kulturstaaten der ganzen Welt im gleichen Ansehen stehende Schweiz, deren Neutralität nicht nur verurkundet, sondern auch würdig verteidigt erscheint, den Weltkrieg überdauert. Vielleicht wird ihr dann einst beschieden sein, bei der Neuregelung der Verhältnisse Europas als Vorbild für ein gedeihliches Zusammenleben der romanisch-germanischen Welt zu dienen. Dann würde sich das Wort eines französischen Dichters aufs schönste erfüllen: „Der Schweiz gehört in der Geschichte das letzte Wort."

Daß dies keine Utopie ist, beweist ja die Geschichte des Frankenreiches, auf das in letzter Linie fast alle festländischen Reiche und Staaten unseres Kulturkreises zurückgehen, ja die mittelalterlich-kirchliche Auffassung, die noch heute im Universalitätsgedanken Roms fortlebt, von dem auch die reformierten Kirchen im Grunde nur Tochtergebilde sind. Dieser Welt steht die byzantinisch-orientalische gegenüber, mit deren dekadenten Vertretern allerdings — man bedenke die serbische Ruchlosigkeit und die sarmatische Tücke und Barbarei der Russen — ewig eine Kulturgemeinschaft für uns alle unmöglich erscheint.

Man verzeihe uns, daß wir das moderne Carthago, Großbritannien, als bloße Firma bei diesem rein idealen Gedankengang übergehen, der sich nur auf Völker festländischer Sinnesart beziehen kann.

Sollte dereinst nicht auf dem Kontinent, der gegen drei Seiten vom Meere und im Osten durch jenen tiefen Kulturunterschied so scharf begrenzt ist, ein großer bunter Staatenbund möglich sein, der bei aller sprachlichen und verfassungsmäßigen Verschiedenheit seiner Glieder dem Europäer die Segnungen eines dauernden Friedens gewährleistet, wie er durch die nordamerikanische Union im Großen und durch die Blüte der schweizerischen Eidgenossenschaft im Kleinen erprobt worden ist?

Hülfe der Weltkrieg, der uns wie ein Bankrott des Humanitätsgedankens vorkommt, dieser Überzeugung Bahn brechen, so läge darin der Weg, der zur Völkerversöhnung und damit allein zum wahren Frieden führt. Er wäre dann von keiner der uns befreundeten Mächte umsonst geführt worden und das vergossene Blut hätte seine Sühne gefunden.

Digitized by Google

Amerikaner über uns.

Von Josef Hofmiller.

Am Tage von Sedan setze ich diesen über drei Wochen liegen gelassenen Bericht fort. Während dieser drei Wochen gab es einen einzigen Autor, den man lesen konnte, wollte, mußte: den Generalquartiermeister von Stein. Keiner ist unter uns, den diese drei Wochen nicht irgendwie erschüttert, gewandelt, beschämt, erhoben hätten. Keiner, der nicht über Menschen und Dinge umgelernt hätte, über die er sich eine vermeintlich unveränderliche Meinung gebildet hatte. Es gibt nur ein abgetanes Vorher, ein verpflichtendes Seitdem, ein gelobendes Nachher.

Das Thema, das ich in Tagen zu behandeln angefangen hatte, da die ungeheure Wirklichkeit von heute kaum als dumpf geahnte Möglichkeit am fernsten Rande des Horizonts lauerte, ist inzwischen jäh aktuell geworden. „Engländer über uns" besagt nicht mehr den Bericht eines Reisenden, sondern die Meldung des Kriegstelegraphen, und jede Meinung jedes Engländers über uns ist uns das gleichgültigste Ding von der Welt geworden gegenüber unsrer Meinung über England, das wir für ein instinktiv germanisch, zum mindesten notgedrungen europäisch empfindendes Land gehalten hatten, und das sich derweil nicht nur mit Königsmördern, Franktireurs und Kosaken zur perverse sten Allianz verband, die je die Welt sah, sondern in jener haßerfüllten Verblendung, wie sie die Gottheit nur ihrem Strafgericht vorangehen läßt, unser aller Erzfeind von morgen auf uns hetzt als bündnisfähig und verbündet. Fair play ist seitdem ein Hohn, fair company ist Jap und Serb, gentleman ein Schimpfwort. Geblieben ist nur perfid Albion.

Das hält uns nicht ab mit Achtung der Männer und Frauen zu gedenken, die vor dem Krieg Englands Vorurteile über uns zerstreuen wollten. Wylies Prophezeiung der französisch-englischen Niederlagen macht in diesem Augenblick die Runde durch die deutsche Presse. Wären die englischen Mittelklassen durchwegs von dem Geist ehrlichen Bemühens um besseres Verstehen deutscher Dinge erfüllt, der aus Wylie's Buch weht, keine Regierung in England wäre je stark genug gewesen, der Nation diesen Krieg aufzuzwingen. Es gehörte Mut dazu in England so unpopuläre Wahrheiten auszusprechen. Anders wirkt der Band der Norma Lorimer By the Waters of Germany: ein Zwitter von begeisterter Reiseschilderung und schablonenhafter Liebesgeschichte, spielerisch im ganzen, gelegentlich flunkernd, wertvoll darum, weil es uns, die wir Reiz und Stimmung vergangener Architektur im Ausland zu suchen pflegten, ins Gewissen redet, welche Kleinodien wir an unsern alten deutschen Städten besitzen: Kleinodien nicht für den selbstsüchtigen Genießer einstiger Kunst, sondern für den andächtigen Pilger, der zu ihnen als Denkmalen einer Vorzeit wallfahrt, der er sich

Digitized by Google

gleichen Geblüts und Gemüts fühlt, verbunden im Innersten durch ein unfaßbares Strömen von ihnen her zu ihm und von ihm hin zu ihnen, wie einer, der die Gabe hat, über unterirdisch rauschende Quellen schreitet, und es zuckt das Reis in seiner Hand. Kleinodien, deren Besitz verpflichtet: sie unverdorben zu bewahren, sie zu mehren gemäß dem demütig-stolzen „Als Ich Can" Jan van Eycks. Mehr über das Thema zu sagen ist erst nach dem Krieg möglich.

Price Collier, der „Deutschland und die Deutschen vom amerikanischen Gesichtspunkt aus betrachtet" schildern will (Braunschweig, George Westermann), beobachtet scharf, bringt eine Menge Ziffern und Statistiken, und war zu verschiedenen Zeiten seines Lebens in Deutschland. Er war unitarischer Pfarrer, Zeitungsredakteur, Freiwilliger im Philippinenkrieg, und auch sein Buch hat etwas vom Soldaten, vom Theologen, vom Publizisten. Über Deutschland gibt es noch kein amerikanisches Seitenstück zu Irvings Skizzenbuch, geschweige zu Emersons Englischen Charakterzügen, deren Tiefe gerade im gegenwärtigen Augenblick geradezu überrascht. Colliers Buch wäre noch besser geworden, wenn der Verfasser auf literarische und historische Glanzlichter verzichtet und sich in Deutschland länger aufgehalten hätte. So ist es ein wenig improvisiert, der Autor galoppiert holterdipolter über Stock und Stein, und kommt vom Hundertsten ins Tausende. Nicht nur sein Stoff, auch sein Standpunkt wechselt beständig, so daß sein Buch reich an Widersprüchen ist. Oft steht in ein und demselben Satze Richtiges neben völlig Verkehrtem. Gegen den Schluß zu scheint es fast, als möchte er vieles von dem Guten, das er in den vorangehenden Kapiteln von den Deutschen gesagt hat, zurücknehmen oder mindestens einschränken. Der Wert seines Buchs ist dreifach: daß es ein Amerikaner geschrieben hat, daß es ein radikaler Demokrat geschrieben hat, daß es vor dem Krieg geschrieben worden ist. Denn seit dem Krieg vor Deutschland den Hut zu ziehen ist keine Kunst. Aber vor dem Krieg so über unsern Kaiser zu schreiben, wie Collier, beweist einen gleich hohen Grad von Verständnis und von Mut.

„Er hat das Zeug zu einem erstklassigen Amerikaner. . . Er wäre hier ebenso souverän wie dort. Der Beobachter deutschen Lebens mag sich wenden wohin er will: ob er die Armee betrachtet, Erkundigungen über die Marine einzieht, die Verfassung studiert, das Gewebe des heutigen politischen Parteikampfes oder die Ergebnisse der sozialen Gesetzgebung entwirrt, ob er sich die Vergnügungen der Deutschen während der Kieler Woche oder die Ruderwettkämpfe in Frankfurt ansieht, — immer wird er sich dem Kaiser gegenüber befinden. . . Hier ist ein Mann, der in einem Vierteljahrhundert so sehr ins Leben einer Nation hineingewachsen ist, die die mächtigste auf dem europäischen Festland und eine von den drei mächtigsten der ganzen Welt ist, daß man dies Leben nirgends berühren kann, ohne ihn zu berühren. . . Er ist ein Persön-

Digitized by Google

lichkeitsphänomen, das in der heutigen Welt einzig dasteht und in einem so gewaltigen Maßstab und in einem so aufgeklärten Volk vielleicht noch nie in der Geschichte dagewesen ist. . . Ganz gewiß gibt es im Deutschen Reich keinen Mann, der angestrengter arbeitet, und — was noch viel schwerer ist und viel mehr Selbstverleugnung erfordert — kein Mensch erhält sich besser für seine Arbeit imstand, als er es tut: er ißt kein rohes Fleisch, trinkt fast gar keinen Alkohol, raucht sehr wenig, ißt abends nicht viel und nur ganz leichte Sachen, geht früh zu Bett, steht früh auf, reitet, geht spazieren, jagt, spielt Tennis und hält sich, soviel seine Pflichten ihm gestatten, in frischer Luft auf. . . Seit dem 14. Juli 1888 hat er von seinem Volk unentwegt ein starkes Heer und eine mächtige Flotte verlangt. Jetzt hat er beides. Er hat Deutschland herausgerissen aus der Gefahr, so daß es, für den Augenblick wenigstens, keine Wiederholung der Katastrophe und Demütigung vom Anfang des vorigen Jahrhunderts zu fürchten braucht. Diese Tatsache steht fest; und dafür ist der Kaiser in weitestgehendem Maße — man kann fast sagen: ganz und gar — verantwortlich. Man hört und liest oft abfällige Bemerkungen darüber, daß der Kaiser von „meiner Marine" zu sprechen pflegt. Das ist ein nichtiges, boshaftes Schulmädelgeplapper, über das sich selbst der redliche Demokrat entrüstet. Wenn die deutsche Marine nicht das Werk Wilhelms II. ist, dann wird man lange nach ihrem Vater suchen müssen, und wenn die deutsche Marine nicht stolz darauf wäre, „meine Marine" genannt zu werden, so wäre das nur ein beklagenswerter Undank gegen ihren Schöpfer. Ohne ihn wäre Deutschland eine Großmacht zweiten Ranges geblieben. Wäre er so gewesen, wie ihn seine Tadler hätten haben wollen, Deutschland würde noch heute in den Wolken herrschen. Ein Angelsachse kann Gott nur danken, daß nicht alle Landsleute des Kaisers solche Männer sind wie er."

Vor dem Krieg hätten manche dieser Sätze vielleicht übertrieben geschienen. Seit dem Krieg wissen wir, daß sie nichts als wahr sind. Wir haben alle nicht gewußt, wie wir über die wichtigsten Dinge im Innersten denken. Seit dem Krieg lassen wir uns nichts mehr vormachen. Nun unser Besitz bedroht ist, wissen wir genau, was wir besitzen. Jetzt ist uns sonnenklar, was wir an Kaiser und Reich haben; daß wir nichts wären ohne Kaiser und Reich. Vor dreißig Jahren konnte noch Bismarck zu dem Afrikaforscher Rohlfs sagen: „Die Hauptsache ist, daß wir weder kolonisieren können, noch es wirklich wollen. Wir werden niemals eine Flotte wie die französische haben." Daß der Kaiser, sagt Collier, einen Staatsmann mit solchen Ansichten, trotz seiner immensen Verdienste, entlassen würde, „das war ebenso gewiß, wie daß ein Vogel fliegen wird und ein Fisch schwimmen".

Collier über das deutsche Heer: „Ich bin fest davon überzeugt, daß Heer und Marine in Deutschland, wie überall, wo sie so gut verwaltet werden, die

Digitized by Google

besten Schulen abgeben. Selbst wenn sie keine Schulen mehr wären für den Krieg, so wäre es ein unermeßlicher Verlust für das Land, wenn sie nicht mehr vorhanden wären als Schulen für die Mannhaftigkeit. . . Man denkt unwillkürlich, was ohne Armeedrill aus diesem Volke würde. . . Dies Heer ist seit vierzig Jahren vorhanden und hat mehr zur Erhaltung des Friedens beigetragen als irgend ein anderer Faktor in Europa, abgesehen von der britischen Marine. Die deutsche Armee beschützt das deutsche Volk nicht nur gegen ausländische Feinde, sondern auch gegen einheimische Krankheiten. Dank ihrer gesunden Erziehung, dank dem Pflichteifer, Fleiß und Geschick ihrer Offiziere und der großen Zahl ihrer Schüler ist sie die größte Gesundheitsschule der Welt. . . Das tritt noch klarer hervor, wenn man bedenkt, daß sowohl der deutsche Bauer wie der Stadtbewohner stetig entarten. . . Das deutsche Heer ist das Gegengift gegen diesen Mangel an körperlicher Zucht, an nervigem physischem Leben. Das Heer steht an Stelle unsres wilden Westens, unsres Sports und unserer Spiele. . . Der Kostenaufwand für das deutsche Heer geht nicht über die Summe hinaus, die wir Amerikaner für unser Heer, Sport, Spiele und Kolonialabenteuer ausgeben. . . Die Armee macht aus Jünglingen kräftigere und tüchtigere Bürger und erzeugt jene Selbstachtung, Selbstbeherrschung und jenes weltbürgerliche Verständnis, die mehr als alles andere dazu beitragen müssen, Konfliktsmöglichkeiten zu beschränken. . . Außer Bismarck hat kein anderer Faktor mehr für Deutschland getan als die Armee. . . Betrachtet man den deutschen Rekruten in den ersten Wochen nach seiner Einstellung, und sieht sie sich dann nach zweijähriger Dienstzeit wieder an, so ist es kaum zu glauben, daß es dieselben Menschen sind, und daß selbst diese eifrig arbeitenden Offiziere eine solche Umwandlung bewirken könnten. . . Die deutsche Armee ist die beste und gründlichste demokratische Hochschule der Welt, sie ist ein unentbehrliches Gegengift für die Lethargie der deutschen Rasse, ein wesentliches Erziehungsmittel, ein Zement, der Deutschland zusammenhält. . . Die Armut der großen Mehrheit der Offiziere erhält den gesellschaftlichen Kostenaufwand auf einem vernunftgemäßen Durchschnitt. Dabei gibt diese Mehrheit ein glänzendes Beispiel von Männern, die in diesem materiellen Zeitalter Muße und Bequemlichkeit verschmähen, um dem Vaterlande zu dienen."

Über den preußischen Adel: „Man hört darüber klagen, daß die preußische Aristokratie gesellschaftlich exklusiv ist, und daß ihr gar zu bereitwillig Anstellungen im Militär- und Zivildienst gewährt werden. Aber was ist das auch für eine Aristokratie! Das sind die Männer, deren Familie oft ihre ganze Habe hingaben, um Preußen, und dann Deutschland zu schaffen. Es liegt ihnen im Blut, König und Vaterland zu dienen. Sie kennen keinen Luxus. Sie verachten die Lockungen des Geldes. Hunderte und aber Hunderte von ihnen haben nie die Schwelle eines reichen Parvenüs betreten, und ihre Frauen ebensowenig

Digitized by Google

„Sie arbeiten wie keine anderen Diener arbeiten, sie und ihre Frauen und Kinder leben von wenig ... Es gibt vielleicht keinen Zug deutschen Lebens, der so wenig bekannt ist und so wenig begriffen wird wie diese einfach lebende, stolze und exklusive Kaste, die Preußen und Deutschland geschaffen hat und noch heute schützt und bewacht ... Sie haben viel für Deutschland getan, aber das Beste von allem ist, daß sie Sparsamkeit und einfache Lebensweise möglich und sogar modisch gemacht haben. ... Sucht Deutschlands Kraft nicht vor allem in seiner Flotte, seinem Heer, seinen Arbeiterscharen, auch nicht bei seinen Philosophen, Lehrern und Musikern, ... sondern in jenen stillen, einfachen Heimwesen, die so wenige Amerikaner und Engländer je betreten, da werdet ihr die Milde finden und die Strenge, den unbezwinglichen Stolz des Dienens und die aufopfernde Treue, durch die Deutschland seinen Platz in der Welt errungen hat und erhalten wird."

Über die gutgemeinten Versuche, durch gegenseitige Besuche, Journalistenfahrten und Verbrüderungssoupers zwei Staaten, die durch die Entwicklung ihrer Macht notgedrungen Rivalen geworden sind, zu einem modus vivendi zu bringen, denkt Collier nicht minder pessimistisch als Wylie. Hätten wir nur all das Geld, das seit fünfzehn Jahren für diesen Zweck zum Fenster hinausgeworfen worden ist, jetzt fürs Rote Kreuz! „Wann werden wir wohl alle von der internationalen Kränklichkeit genesen, die uns alle im Fieber erhält? Das ewige Gerede oder Geschreibsel über internationale Freundschaften, über gleiche Abstammung und Rasse, mit einem Wort: die ganze Vetternpropaganda reizt nur noch mehr, statt zu helfen. Ich reise nicht nach Deutschland um zu entdecken wie amerikanisch Deutschland ist, noch nach England um zu entdecken wie amerikanisch England ist, sondern nach Deutschland und England, um zu sehen, wie deutsch und wie englisch die Länder sind. .. Wir sind mit Friedensgesprächen überfüttert worden, bis wir alle gereizt geworden sind. Ein Hundertstel von einer Unze von der Sorte von Friedenspulver, die wir international verwenden, würde Zwist, Ungehorsam, häusliches Unheil und Ehescheidungen hervorrufen, würde es einer glücklichen Familie in diesem oder einem andern Land verschrieben. .. Wenn deutsche Staatsmänner rund heraus erklären, daß sie die Abrüstungsfrage nicht erörtern wollen, so sagen sie nichts weiter, als daß sie nicht zu Verrätern an ihrem Vaterland werden wollen... Während dieser ganzen Zeit haben Staatsmänner hartnäckig behauptet, es liege kein genügender Grund vor, weshalb Deutschland und England nicht gute Freunde sein könnten. Männer verschiedener Berufe und Branchen aus beiden Ländern, die je nachdem gebrochen Deutsch oder mangelhaft Englisch sprechen, überschreiten die beiderseitigen Grenzen und überessen sich bei schwerfälligen Versuchen herzlich und anerkennend zu sein. Mayors und Bürgermeister tauschen bei Schildkröte und Sherry oder Sauerkraut und Johannisberger Geschichten aus, Scha-

Digitized by Google

ren von Studenten besuchen Oxford oder Heidelberg, und alle ergehen sich darin, einerseits Goethe, andrerseits Shakespeare zu preisen. . . Dieses gezwungene und ungeschickte Hofieren durch Festmähler, Deputationen und Konferenzen sollten wir bleiben lassen. . . Kann es etwas Rührseligeres geben, als zu glauben, internationale Empfindlichkeit, Handelskonkurrenz, Tarifdifferenzen, territoriale Meinungsverschiedenheiten könnten dadurch beschwichtigt und ausgeglichen werden, daß wir des langen und breiten erörtern, wie viel wir einander in bezug auf Kulturfragen zu verdanken hätten? . . Das sind lauter Vorspiegelungen, und wir wissen im Grunde unseres Herzens alle miteinander ganz genau, daß wir beim ersten Fallen eines Schnupftuches mit ihnen kämpfen würden, wenn sie unsere Gefühle verletzten, unseren Nationalstolz reizten oder im Ausland den geringsten unserer Rassebrüder mißhandelten. . . Wenn eine Nation über hundert Jahre lang ganz behaglich und sicher vor jeder Angriffsgefahr gewesen ist, weil sie mühelos in Handel, Industrie, Reichtum und Seemacht obenanstand, wirkt es selbst auf ein phlegmatisches Volk erschreckend, zu erfahren, daß es in all diesen Dingen rasch überholt wird, und noch dazu in wenigen Jahren! . . Deutschland ist in weit größerem Maße, als wir uns klarmachen, ein neuer Faktor in der Politik, ein neuer Konkurrent im Handel, ein neuer Ritter auf der Turnierliste. . . Von allen Nationen der Welt wird es England am schwersten, neue Bekanntschaften zu machen und neue Freundschaften zu schließen, und keine Nation ist darin auch nur annähernd so ungeschickt wie die englische. . . Ein neuer Hahn auf dem Hühnerhof wird nie mit großer Herzlichkeit aufgenommen. Er muß sich seinen Platz und seine Macht mit Schnabel und Sporen erkämpfen. . . Man kommt am besten miteinander aus, wenn man seine Persönlichkeit, seine Vorurteile und Glaubenssätze intakt erhält. Auf andere Weise geht es nicht. . . Wir haben in Amerika ganze Klassen, die England hassen, und in England gibt es nicht wenige, die ihre Verachtung für Amerika nicht ganz verhehlen können, aber wir haben Frieden gehalten, und seit England zur Zeit unseres spanischen Krieges den Mächten, die sich einmischen wollten, zurief „Hände weg!", ist eine bedeutende Zunahme freundschaftlicher Gesinnung zu bemerken. Aber Schmeicheleien sind so gut wie gar nicht gewechselt worden. Wir haben einen Botschafter nach dem andern nach England geschickt, die alle womöglich noch amerikanischer als die Amerikaner waren." Waren auch unsere deutschen Botschafter in Petersburg, Paris und London alle womöglich noch deutscher als die Deutschen? Das ist die Frage, die man sich unwillkürlich stellt.

Es ist von Interesse, daß Collier schon vor dem Krieg von der englischen Landung in Frankreich als einer bekannten Sache sprach: „Es ist ein offenes Geheimnis, daß Großbritannien vor einigen Monaten einen Plan ausgearbeitet hat, dementsprechend es in 13 Tagen 150000 Mann an die deutsche Grenze

Digitized by Google

werfen kann, um Frankreich zu unterstützen." Von Interesse ist auch, wie Collier die Aussichten der Franzosen und der Deutschen im kommenden Krieg abwägt. Uns Deutschen scheinen manche dieser Bemerkungen töricht, und Wylie hätte wohl den Kopf darüber geschüttelt. Vielleicht bedauert Collier selbst, sie geschrieben zu haben. Immerhin sind sie lehrreich, denn der Dreiverband hätte den Krieg schwerlich so frivol vom Zaun gebrochen, hätten nicht die drei Kontrahenten sich ebensostark selbst und gegenseitig überschätzt, wie sie Deutschland und Österreich-Ungarn unterschätzten. Hier ist die Stelle: „Frankreich hat sich erholt und ist in bezug auf Mannhaftigkeit beinahe zu einer andern Nation geworden. In Literatur, Kunst und Wissenschaft übertrifft es Deutschland bei weitem und fängt wieder an, seine alte Stellung in der Welt einzunehmen. Frankreich ist in bezug auf Motorbau, Feldartillerie und Luftschiffahrt bahnbrechend gewesen, hat jetzt einen Mittelgewicht-Boxer-Champion hervorgebracht und sogar im Fußballspiel den Sieg über Schottland davongetragen." Es gehört zu den Selbst-Widersprüchen des Autors, wenn er vier Seiten später schreibt: „Wenn Deutschland wie Frankreich regiert würde, das seit Anfang des 20. Jahrhunderts 9 verschiedene Regierungen, und seit Napoleons III. Sturz 44, ungerechnet 3 Kabinettsentlassungen unter Beibehaltung des Premierministers, also im ganzen 50 Regierungswechsel in Zeit von weniger als 50 Jahren gehabt hat, so hätte Deutschland seinen Platz auf der Karte von Europa längst eingebüßt. Frankreich behauptet ihn nur, weil ihm zu Verteidigungszwecken die britische Flotte zur Seite steht." Und 80 Seiten später ist zu lesen: „Frankreich ist nur sicher gewesen, so lange es die Rolle einer Art von ausgehaltener Mätresse Großbritanniens spielt." Paris aber ist, als Gegenpol Berlins, „als schmutzigste, am schlechtesten gepflasterte europäische Hauptstadt und Heimat sozialer Anarchie unerreicht; es ist ein Ort geworden, wo abenteuerlustige Seelen, die es nach Revolver-, Vitriol- und Chloroformattentaten verlangt, bald lieber hinreisen werden, als nach Afrika und dem amerikanischen Felsengebirge."

Collier übt an verschiedenen Seiten deutschen Lebens eine ähnlich scharfe Kritik, auf die wir nach dem Krieg zurückkommen wollen und müssen. Aber ehe wir das deutsche Haus außen und innen vom Giebel bis zum Keller genau untersuchen, um zu sehen, was es hinauszuwerfen, zu flicken, zu erneuern, zu stützen, neu anzuschaffen gilt, müssen wir zuvor die Feinde ringsum verscheucht haben, und auch dann werden wir bauen, wie im Buch Nehemia geschrieben steht: „Mit einer Hand taten sie die Arbeit, und mit der andern hielten sie die Waffen. Und ein Jeglicher, der da bauete, hatte sein Schwert an seine Lenden gegürtet und bauete also."

Digitized by Google

Offener Brief an meine amerikanischen Freunde.

Seit acht Wochen hat der grausam über uns heraufbeschworene Krieg die regelmäßige Verbindung mit Euch, meine hochverehrten Freunde, völlig abgeschnitten. Während vor dieser Zeit keine Woche verging, in der ich nicht mit Diesem oder Jenem von Euch Gedanken über Erziehungsfragen auszutauschen hatte, Zeitschriften und Bücher über Erziehungs- und Bildungsangelegenheiten erhielt oder auf Eure Fragen über deutsches Erziehungswesen zu antworten hatte, oder Eure Regierungen und Stadtverwaltungen Auskünfte über unsere Schulorganisationen sich erbaten, kommen jetzt nur mehr spärliche Nachrichten von Euch zu mir und vielleicht gar keine von mir zu Euch, obwohl ich manchem Freunde und verschiedenen Tagesblättern Briefe mit Aufklärungen über unsere gegenwärtigen Verhältnisse habe zugehen lassen.

Gleichwohl hat die lange Zeit unseres geistigen Verkehrs in Euch vielleicht ebenso, wie sicher in mir, das Bedürfnis erzeugt, die Aussprache über das, was uns jetzt das Herz bewegt, fortzuführen. Aus der einzigen amerikanischen Zeitung, die ich regelmäßig erhalte, „The Nation", entnehme ich zu meinem großen Schmerz, daß Tausende von sichtbaren und unsichtbaren Händen am Werke sind, die Bilder in Euch auszulöschen, die Ihr aus unseren Schriften oder aus Eueren Besuchen von der deutschen Kultur und ihrer rastlosen Friedensarbeit gewonnen habt. Ich wollte, die Besten von Euch hätten alle die schweren Wochen seit anfangs August unter uns weilen können bis zum heutigen Tage. Keinem Feinde könnte es dann gelingen, das wahre Bild vom deutschen Volk in Euch zu zerstören.

Es ist heute der 9. Oktober, abends 6 Uhr. Auf dem Platze vor meinem Fenster ertönt tausendstimmiger Jubel. Ich höre es am Jauchzen, es ist keine Siegesnachricht; unser Volk ist still bei den Siegesberichten. Es ist ein neues Bataillon Soldaten, das auszieht, Helm und Gewehr mit Blumen bekränzt. Alle Fenster öffnen sich und Tausende von Taschentüchern winken ihnen zu. Ich kann nicht mitjubeln, mein Auge füllt sich mit Tränen. Immer wenn ich das gleiche Bild schaue, das so viele von Eueren Landsleuten noch in den ersten Wochen des August bewundern konnten, steigen die erschütternden Verse Lord Byron's über den Abend von Waterloo in mir auf. Ich sehe die deutschen Truppen unter den gleichen Ardennenwäldern zur Schlacht ziehen, wie vor hundert Jahren, nur daß die Bundesgenossen von damals jetzt als erbitterte Feinde gegenüberstehen:

Und der Ardennen grüne Wipfel schauern
Von milden Tränen der Natur betaut;
Lebloses selbst will um die Tapfern trauern,
Wenn es auf jene, die nie kehren, schaut.
Sie sind zertreten, eh der Abend graut,
Wie Gras, das jetzt nur ihre Tritte fodert,
Im nächsten Grün ihr Grabmal überbaut,
Wenn diese Schar, von Hoffnung noch durchlodert,
Von Mut beseelt, sodann im kalten Grabe modert.

Wie viele von dieser blühenden Jugend, von diesen kraftstrotzenden Männern werden wiederkehren, wie viel kostbares Menschengut, wie viel edler Menschengeist, wie viele für alles Gute und Schöne glühende Seelen werden dem Raube des Todes entgehen?

Digitized by Google

Und doch — es gab und gibt keinen anderen Weg, unsere Kultur zu retten, als diesen einen. So geben wir unsere Söhne, unsere Brüder, unsere Väter hin, um das Einzige zu retten, was heute noch von Wert ist, das Vaterland. Dieser einzige Gedanke an das Schicksal des Vaterlandes hat alle ergriffen. Wenn etwas überwältigend ist in dieser Zeit voll Trauer und Schmerz, so ist es der wunderbare Geist der Eintracht, der dieses Volk von 70 Millionen, dieses Volk des ausgesprochenen Individualismus, dieses Volk, das tausend Jahre brauchte, um zur Einheit zu kommen, umschlingt. Was guter Stahl ist, wird immer besser, je mehr er gehämmert wird. Was in unserem Volke an moralischer Tüchtigkeit lebt, hat die Not der Zeit wie mit einem Schlag zur Entfaltung gebracht. Was die Bemühungen um staatsbürgerliche Erziehung *während* der Friedensarbeit und *in* ihr scheinbar nicht vermochten, hat die Überzahl unserer Feinde mit einem Schlage über Nacht zustande gebracht. Jedes Volk hat seine Schwächen und Fehler, jedes Volk hat seine Egoisten und Feiglinge, seine ehrgeizigen Streber und matten Philister. Auch wir haben sie. Aber heute verschwinden sie im Meere Derjenigen, die Alles zu opfern bereit sind, um das Vaterland vor den Krallen des englischen Krämergeistes, der französischen Rachsucht und der russischen Tyrannei sicherzustellen. „Siegen oder untergehen", das ist heute die Losung der Besten. Wo im Herzen eines Deutschen noch ein Funke zum Guten lebt, da lodert er mit steigender Erkenntnis der Absichten unserer Feinde zur Flamme auf. Dieser stahlharte Imperativ gräbt sich von Tag zu Tag tiefer in unsere Herzen trotz aller Trauer um unsere Söhne, Brüder, Väter. Dieser stahlharte Imperativ erfüllt Jene, die im Felde stehen und Jene, die zuhause mit beispielloser Opferwilligkeit für sie und für die Zurückgebliebenen sorgen.

Wie des Schicksals Würfel rollen, wer vermag es zu sagen? Wie immer sie fallen werden, ein furchtbarer Gast wird noch lange nachher durch die Völker Europas schreiten, der Haß der Besiegten, wie der Sieger.

Euch aber, die Ihr so oft unsere Friedensarbeit bewundert habt, die Ihr mit Tausenden Eurer Landsleute nach Deutschland gekommen seid und die erhebenden Bilder unseres Kulturlebens in Euch aufgenommen habt, die Ihr alljährlich zu vielen Hunderten unser Münchner Schul- und Erziehungswesen wochen-, ja monatelang studiert und dann in Eurem Lande mit Wort und Schrift geschildert habt, Euch bitte ich, durch die Lügen unserer Feinde Euch nicht irremachen zu lassen. Euch bitte ich, jene moralische Tapferkeit zu zeigen, die überall der Wahrheit die Ehre gibt, wo sie in Gefahr ist, zerstört zu werden. Ihr rühmt Euch, im Vaterland der Freiheit zu wohnen. Die wahre Freiheit lebt nur da, wo Aufrechte und Aufrichtige trotz Haß und Neid und Mißgunst der Menschen zur rechten Stunde das rechte Wort nicht bloß sagen *dürfen*, sondern auch zu sagen *wagen*.

Mögen Jene, welche diese Zeilen erreichen, diese Idee der wahren Freiheit verwirklichen helfen. Mögen die tausend Fäden der Freundschaft und Achtung, die uns gegenseitig verbinden, nicht ebenso grausam zerschnitten werden, wie sie heute zerschnitten sind zwischen uns und dem blutsverwandten Volke der englischen Nation, das die wahre und letzte Quelle des Unglückes der Völker Europas ist.

Dies ist der aufrichtige Wunsch Eueres

ganz ergebenen Freundes Georg Kerschensteiner.

Digitized by Google

Offener Brief an die Kunstfreunde im Ausland.

Dem anständigen Menschen geht es gegen das Gefühl, sich zu verteidigen, wenn ein Freund ihm zutraut, daß er gestohlen hätte. So schwiegen wir denn auch in Deutschland, als wir als Barbaren und Vandalen in der feindlichen Presse verschrien wurden, fest überzeugt, daß es doch niemand glauben könnte. Leider sehen wir, daß die gedruckte fortgesetzte Lüge doch Gläubige findet, und daß sogar gebildete und hervorragende Menschen in der Leidenschaft den Kopf und das Urteil verlieren. Es ist dies eine der traurigsten Erfahrungen, die wir bei diesem Krieg machen. Nichts ist bitterer als die Zerstörung solcher Illusionen, welche die vorausgesetzte Gemeinschaft in dem gegenseitigen Zutrauen der Kulturmenschen vernichtet.

Ich will hier nicht von den Grausamkeiten in Belgien reden, die unsern Truppen lügenhafterweise zugeschrieben wurden, während es doch die harte Notwehr gegen ein hinterlistiges Franktireurtum verlangte, Menschen und Ortschaften zu vernichten, um vor solch schmählicher Kriegsführung zu warnen und um den unerhörten Grausamkeiten der weiblichen Furien Halt zu gebieten.

Dann aber folgte das Geschrei gegen den Vandalismus der Deutschen, die ehrwürdige Bauten und Kunstschätze schonungslos niedersengten, wie in Löwen und später in Reims. Die ganze künstlerische Welt war empört, und hier rede ich als Künstler gegen solche Verleumdung. Haben die Deutschen Löwen oder Reims irgendwie beschädigt als sie es besetzt hatten? Erst als in Löwen auf Order von Antwerpen die Bevölkerung aus den Fenstern die friedlichen deutschen Soldaten niederschoß, mußte die ganze Strenge des Krieges eintreten. Und welche Rücksicht und Umsicht dabei von deutscher Seite noch geübt wurde, beweist die Tatsache, daß die wichtigsten Bauten unversehrt blieben. Dasselbe in Reims. Hätten die Franzosen die Kathedrale nicht als Observatorium besetzt und zum Zentrum ihrer Geschütze gewählt, so wäre keine deutsche Kugel eingeschlagen. Es ist lächerlich und feig, sich hinter ein Kunstwerk zu stellen, um den Feind zu bedrohen, mit der Anforderung, daß der Feind das Kunstwerk schonen müsse. Will man seine Kunstwerke schützen, dann wähle man sie nicht als Schild. Verlangt es aber der Kampf, daß ein Kunstwerk zugrunde geht, dann tröste man sich mit dem Bewußtsein, daß der Künstler, der es schuf, es willig dem Vaterland geopfert hätte. Denn der Geist und die Kraft, die das Werk ihn schaffen ließ, ist dieselbe, die auch zu opfern vermag.

München. Adolf von Hildebrand.

Reichstagsabgeordneter Ludwig Frank.

Bei einem Sturmangriff zwischen Luneville und Epinal ist Donnerstag, den 3. September der sozialdemokratische Abgeordnete Ludwig Frank durch eine französische Kugel gefallen. Frank, der ein Alter von 40 Jahren erreichte, war landsturmpflichtig. Er hatte sich als Kriegsfreiwilliger gemeldet und ging am 31. August nach kurzer Ausbildung zur Front als einfacher Soldat. Sein Motiv war, durch die Tat zu zeigen, daß der Beschluß der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion vom 4. August nicht etwa einem äußeren taktischen Zwang, sondern einer inneren

Digitized by Google

Notwendigkeit entsprang, daß es also der Partei mit der Pflicht zur Verteidigung der Heimat bitter ernst ist.

Frank hat nicht anders gehandelt wie Tausende seiner Parteigenossen, die zur Verteidigung des Vaterlandes ins Feld gezogen sind und die in innerer Übereinstimmung mit ihrer Fraktion ihre Aufgabe erfaßten. Der inneren Übereinstimmung, die sich in diesen Sätzen der Erklärung der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion in der denkwürdigen Reichstagssitzung vom 4. August ausdrückt:

„Wie mag es mit unserem Volke und seiner freiheitlichen Zukunft stehen bei dem Siege des russischen Despotismus, der sich mit dem Blute der Besten des eigenen Volkes befleckt hat? Vieles, wenn nicht alles, steht auf dem Spiele. Es gilt, diese Gefahren abzuwehren, Kultur und Unabhängigkeit unseres eigenen Landes zu sichern. Da machen wir wahr, was wir immer betont haben. Wir lassen in der Stunde der Gefahr das eigene Vaterland nicht im Stich."

Ein tragisches Geschick wollte es, daß Frank gleich am ersten Tage, der ihn ins Gefecht brachte, auf französischem Boden fiel. Alle, die wir bis zum letzten Augenblick für die Aufrechterhaltung des Friedens gekämpft haben, wußten, daß der ausgebrochene große Krieg schwere Opfer an Gut und Blut fordern wird, daß Tausende der besten Söhne unseres Volkes dahingerafft werden. Tausende, die ihre Pflicht ebenso bis zum letzten Atemzuge erfüllen, wie es Frank getan hat.

Uns, seine engeren Parteifreunde, hat der Tod Ludwig Franks besonders tief ergriffen. Die deutsche Sozialdemokratie hat in ihm einen ihrer besten und fähigsten Führer verloren.

Wenn ich dem Ersuchen der Redaktion dieser Zeitschrift folge und einen Nachruf auf Frank schreibe, so möchte ich zunächst einige biographische Notizen vorausschicken: Geboren am 23. Mai 1874 in Nonnenweier, Amt Lahr (Baden), von jüdischen Eltern, besuchte Frank in seinem Geburtsort die Volksschule, dann das Gymnasium in Lahr, studierte 1893 bis 1896 die Rechte in Freiburg und Berlin, war 1897 Rechtspraktikant, 1900 Referendar und Rechtsanwalt in Mannheim; seit 1904 dort Stadtverordneter; 1905 wurde Frank als Abgeordneter in den Badischen Landtag gewählt, 1907 als solcher in den Deutschen Reichstag für den Wahlkreis Mannheim. Schon als junger Rechtsanwalt schloß sich Frank der sozialdemokratischen Partei an und war mit großem Eifer für sie tätig; 1894/95 diente er als Einjährig-Freiwilliger. Weil er als tätiger Sozialdemokrat schon damals bekannt war, wurde er nicht befördert.

Die großen organisatorischen Fähigkeiten, die Frank in hohem Maße besaß, verwendete er zuerst für die Jugendbewegung. Das Jahr 1906 brachte eine engere Verbindung der meisten, bisher für sich bestehenden, sozialdemokratischen Jugendvereinigungen zu einem „Verband junger Arbeiter Deutschlands" mit dem Sitz in Mannheim. Die Herausgabe einer Jugendzeitung, die ab 1. April 1906 unter dem Namen „Die junge Garde" erschien, wurde beschlossen. Die Redaktion übernahm Dr. Frank.

In dem Geleitwort der ersten Nummer legte Frank die Art und Weise dar, in welcher die Ideen des Verbandes in die Tat umgesetzt werden sollen; er betont: „Die Jugend der Partei wird zur Erreichung ihrer Ziele die gleichen Mittel anwenden wie die Partei in ihrer Jugend. Wir werden Vorträge aus den Gebieten

Digitized by Google

der Geschichte, der Volkswirtschaft und Naturwissenschaft hören. Wir werden die Ereignisse des Tages zu betrachten suchen im Spiegel der Geschichtsanschauung, die uns von Marx und Engels überkommen ist."

In einer besonderen Broschüre, die 1906 im Verlag der Buchhandlung Vorwärts in Berlin erschienen ist, behandelte Frank „Die jugendlichen Arbeiter und ihre Organisation", hauptsächlich vom Gesichtspunkt des Arbeiterschutzes. Das Leitmotiv Franks klingt aus in den Sätzen: „Schutz den jungen Händen gegen die Ausbeutung, Schutz den jungen Köpfen gegen die Verdummung! Wir gewinnen die Jugend für den Sozialismus, wir erkämpfen den Sozialismus für die Jugend!"

Auch später, als Frank durch Inanspruchnahme seiner Arbeitskraft für die parlamentarische Tätigkeit im Reichstage sich den besonderen Aufgaben der Jugendbewegung nicht mehr so ausschließlich widmen konnte, blieb er doch, soweit es ihm nur möglich war, ein eifriger Förderer der Jugendbestrebungen.

Die deutsche Zentrale für Jugendfürsorge berief am 23. März 1912 in den Sitzungssaal des Herrenhauses zu Berlin einen Erörterungsabend mit der Tagesordnung: Der Kampf der Parteien um die Jugend. In der Diskussion nahm u. a. auch Ludwig Frank Veranlassung seinen Standpunkt zu der Frage zu vertreten. Das war wohl das letzte Mal, wo er Gelegenheit hatte unter einer größeren Zahl von Anhängern der verschiedenen Parteirichtungen seine Auffassung über die Jugendbewegung darzulegen.

Mit dem gleichen Eifer wie in der Jugendbewegung war Frank im allgemeinen für seine Partei tätig. Dieser Mann mit dem Lassallekopf vereinigte in sich alle Gaben eines Führers. In allen Volksversammlungen war er ein wirkungsvoller Redner, der durch die Wucht seiner Gründe zu überzeugen verstand, für den die Herzen der Arbeitermassen innerlich schlugen. Zugleich war er ein talentvoller Organisator, der besonders bei Wahlbewegungen ein großes Geschick entfaltete. Auf den Parteitagen der deutschen Sozialdemokratie nahm Frank stets zu den entscheidenden Fragen Stellung und er verstand es, sich durch sein reiches Wissen und durch die sympathische Art seines Vortrages Achtung zu verschaffen, auch bei dem Teil der Parteigenossen, die seine Auffassung in bestimmten Parteifragen nicht immer teilten. In gleich wirksamer Weise war er im Badischen Landtag und im Deutschen Reichstag tätig. Seine Vielseitigkeit auf allen Gebieten, seine Beredsamkeit, die mit der Waffe der Ironie immer stark gespitzt war, machten ihn zu einem der einflußreichsten Parlamentarier, der bei wichtigen Dingen von seiner Fraktion oft als Redner vorgeschickt wurde. Dabei war Frank im persönlichen Verkehr ein liebenswürdiger und bescheidener Mann, welcher willig sein Ohr jedem Bedrückten lieh, der sich an ihn wegen besonderer Beschwerden wandte. Sein strenges Rechtsgefühl verschaffte ihm als Rechtsanwalt bei Gericht einen gleich großen Einfluß, wie er ihn als Parteiführer besaß. Oft und mit Erfolg hat er im Gerichtssaal die Rechte der minder Bemittelten vertreten.

In diesen kurzen Strichen sollte nur die Bedeutung Ludwig Franks für seine Partei geschildert werden. Natürlich ist in den wenigen Sätzen keine erschöpfende Würdigung seiner umfangreichen Tätigkeit, die weit über den Rahmen der Partei hinausragte, gegeben. Das ist eine Aufgabe, die ich Berufeneren überlassen muß;

Digitized by Google

ich fürchte auch, ich müßte zu sehr subjektiv werden. Denn eng befreundet mit ihm strahlt mir in der Ergriffenheit über seinen Verlust seine ganze Tätigkeit im hellsten und reinsten Lichte.

Aber auch das knapp entworfene Bild über die Bedeutung Ludwig Franks wäre nicht vollständig, wenn nicht die besondere Tragik seines Todes beleuchtet würde. Denn gerade er hatte es sich in den letzten Jahren zur besonderen Aufgabe gestellt, mit all seiner Energie die Politik der deutschen Sozialdemokratie zu fördern, die auf eine Verständigung mit dem französischen Volke gerichtet war; er vertraute der Kraft und dem Einfluß der sozialistischen Parteien beider Länder — Deutschland und Frankreich —, daß mit der Zeit diese Verständigung gelingen müsse.

In Frankreich war der geniale Führer der sozialistischen Bewegung, Jean Jaurès, unausgesetzt im gleichen Sinne bemüht. In rücksichtsloser Weise bekämpfte Jaurès bei jeder Gelegenheit das unnatürliche russisch-französische Bündnis. Klar vorausssehend wußte er, daß letzten Endes dieser Bündnisvertrag zwischen Frankreich und Rußland sein Vaterland in einen Krieg mit Deutschland verwickeln mußte, den er unter allen Umständen vermieden wissen wollte. Mit den deutschen und russischen Sozialisten sah Jaurès eine Gefahr für die europäische Kultur in der französischen Unterstützung der russischen Politik; er war sich klar, daß es vor allem gelte, den russischen Despotismus niederzuhalten.

Zielbewußt verfolgte Jaurès seine Politik, die ihm von den chauvinistischen Hetzern in Frankreich immer den Vorwurf der Vaterlandslosigkeit eintrug, obwohl niemand wärmer für sein Vaterland eingetreten ist wie Jaurès.

Dieses warme Empfinden tritt besonders stark hervor in seiner letzten großen Arbeit: Die neue Armee — verlegt bei Eugen Diederichs in Jena 1913 —. Wir finden darin folgende bemerkenswerte Stellen: Wie, vor allem, könnte die Sozialistenpartei mit Autorität die ihr am wirksamsten scheinenden nationalen Verteidigungsformen vorschlagen, wenn sie in den Augen auch nur eines einzigen Menschen verdächtig erscheinen könnte, der nationalen Verteidigung selbst teilnahmslos gegenüberzustehen? (Seite 2). Ein Land, das in kritischen Tagen, in denen selbst sein Leben auf dem Spiele steht, nicht auf die nationale Ergebenheit der arbeitenden Klassen rechnen könnte, wäre nur ein elender Fetzen (Seite 4). Ich gebe mich nicht lediglich der Aufstellung von Lehrsätzen hin, und es ist nicht mein einziges Ziel, Irrtümer zu zerstreuen, wenn auch das edle Vaterland, das ich liebe, und die große Partei, der ich diene, gleichermaßen unter ihnen leiden. Ich gedenke ein praktisches Werk zu tun, ein Werk voll unmittelbaren Interesses, dessen Folgen sich bald offenbaren sollen (Seite 13).

In einem besonderen Abschnitt seiner Arbeit behandelt Jaurès das Thema: „Vaterland und Proletariat". Nur folgende Sätze daraus: Ich habe die Paradoxe, die gegen den Begriff des Vaterlandes gerichtet werden, niemals tragisch genommen. Das Vaterland ist keine überlebte Idee; der Vaterlandsgedanke verändert und vertieft sich. Ich bin immer überzeugt gewesen, daß das Proletariat in seinem innersten Wesen keiner Lehre des nationalen Verzichts, der nationalen Knechtschaft zustimmen kann (Seite 317).

Niemals wird ein Proletariat, welches der Verteidigung seiner eigenen freien Entwicklung entsagt hätte, die Kraft besitzen, den Kapitalismus zu besiegen; und

Digitized by Google

wenn es, zum Joch des Kapitals, widerstandslos auch noch das Joch des Eindringlings auf seinen Nacken genommen haben wird, wird es nicht einmal die Versuchung mehr fühlen, sein Haupt zu erheben..... Wo immer es ein Vaterland, das heißt eine historische Gruppe gibt, die sich ihrer Kontinuität und Einheitlichkeit bewußt ist, da ist jeder Angriff auf die Freiheit und Unabhängigkeit dieses Vaterlandes ein Attentat auf die Gesittung, ein Rückfall in Barbarei. Die Behauptung, die Proletarier, vom Kapital geknechtet, könnten durch Einfall und Eroberung nicht in schlimmere Knechtschaft geraten, ist kindisch töricht (Seite 318).

So dachte der von den chauvinistischen französischen Hetzern als Vaterlandsfeind verschrieene Jaurès sich sein Vaterland. Darüber hinaus erstrebte er einen Bund von unabhängigen und befreundeten Nationen, so strebte er die Annäherung von Frankreich und Deutschland an.

In Ludwig Frank fand Jaurès aus den gleichen Empfindungen heraus einen begeisterten Verehrer. Es darf wohl als ein persönliches Verdienst der beiden eng befreundeten Sozialisten angesprochen werden, daß sie aus einem einheitlichen Ideengange heraus sich um das Zustandekommen jener Berner Konferenz Pfingsten 1913 bemühten, bei der sich zum erstenmal deutsche und französische Volksvertreter vereinigten, um das Werk der Annäherung beider Nationen zu fördern.

Nun ist das Bauwerk der Verständigung unter der Wucht des Weltkrieges zusammengebrochen. Unter seinen Trümmern aber hat es zwei edle Baumeister des großen Versöhnungswerkes, den genialen Franzosen Jaurès und den tapferen Deutschen Frank begraben.

Kurz bevor die Katastrophe des Weltkrieges hereinbrach, wurde Jaurès von einem feigen Mörder niedergeschossen. Inwieweit die hinterhältigen Schergen des wortbrüchigen russischen Zaren dabei beteiligt waren, wird vielleicht niemals vollständig aufgeklärt werden. Die Werkzeuge der zaristischen Blutherrschaft haben es immer verstanden wie der Fuchs ihre Spuren zu verwischen. Soviel steht aber fest, daß die Gewaltherrscher Rußlands das größte Interesse an der Beseitigung dieses einflußreichen Parlamentariers hatten, der in seiner rückhaltlosen Wahrheitsliebe sich von dem Intrigenspiel der russischen Diplomatie niemals täuschen ließ. Der Märtyrer des Weltfriedens Jaurès blieb davon verschont, den letzten Akt des Zusammenbruchs seines idealen Lebenswerkes zu erleben. Ludwig Frank aber, der deutsche Freund, mußte die harte Tragik der europäischen Katastrophe mit durchmachen; er mußte die Überzeugung mitnehmen, daß jetzt noch die geheimen Triebkräfte der russischen Verbrecherherrschaft zur Entfesselung des Weltkrieges stärker waren als der machtvolle Friedenswille der internationalen Arbeiterschaft. Er mußte noch miterleben, daß das Verhängnis des Krieges für sein Vaterland nicht aufzuhalten war.

Der schuldbeladene Zarismus holte in wohlberechneter Weise zum Angriff gegen Deutschland aus und die Regierung der französischen Republik stellte sich in den Dienst seiner Majestät des Zaren und Selbstherrschers aller Reußen unter Mithilfe der geschäftsbeutegierigen englischen Regierung. Plötzlich war die Frage auf das Sein oder Nichtsein Deutschlands gestellt.

Jetzt, wo der Zarismus Deutschland angegriffen, gab es auch für die Sozialisten

Digitized by Google

nur eine Parole: Verteidigung des Vaterlandes bis aufs äußerste, Vernichtungskrieg gegen den Zarismus als den Feind der europäischen Kultur. Es war der Moment gekommen, um wahrzumachen, was die Sozialisten stets vertreten haben, so lange es eine deutsche Sozialdemokratie gibt.

Für Ludwig Frank war von diesem Augenblick an die Losung gegeben. Er wollte nicht zögernd warten, während Tausende seiner Anhänger für das Vaterland kämpften. Er wollte nicht als Jämmerling zu Hause bleiben. Ganz im Sinne des von ihm verehrten leider verstorbenen August Bebel, der in einer solchen Situation sich vornahm, die Flinte über die Schulter zu nehmen, stellte sich Ludwig Frank freiwillig. Für ihn gab es, fest entschlossen, wie es in seinem Charakter lag, keinen anderen Ausweg. Und so mußte er gegen Frankreich ins Feld ziehen, für dessen Verständigung mit Deutschland gerade er so außerordentlich sich bemüht hatte. Aber es lag für ihn klar: der verhängnisvolle russisch-französische Bündnisvertrag wurde von Frankreich voll aufrecht erhalten. Die republikanische Regierung benützte ihr Volk als Vollstrecker des russischen Regierungswillens. Da gab es auch Frankreich gegenüber für Frank zu seinem Leidwesen keine andere Losung als freiwillig der rücksichtslose Kampf.

In einem ergreifenden Brief an eine Freundin schreibt er, daß für ihn jetzt der einzig mögliche Platz in der Linie in Reih und Glied sei und er gehe wie alle anderen freudig und siegessicher.

Er hatte den sehnlichsten Wunsch, den Krieg zu überleben und dann am Innenbau des Reiches mitzuschaffen. Es ist ihm nicht vergönnt gewesen. Mit vielen anderen hat er den Heldentod erlitten für das Vaterland, für seine Überzeugung, für die großen Ideale, nach denen er strebte.

Der Tod Ludwig Franks hat der deutschen Sozialdemokratie einen großen Verlust gebracht; in zahlreichen Beileidsbezeugungen anderer Parteiangehöriger und Staatsmänner ist ebenfalls deutlich zum Ausdruck gekommen, wie schwer auch sie den Verlust Franks empfinden. Hoffen wir in seinem Sinne, daß, wenn der Friede wieder seinen Einzug hält, die Zeit zum Aufbau eines freien Vaterlandes kommt, welches einen Staatenbund befreundeter Nationen bringt, der für immer den Überfall zaristischer Horden, beutegieriger Revanchepolitiker und imperialistischer Schacherer in Deutschland unmöglich macht.

München. Johannes Timm.

Protest eines Schweizers.

Bei der Genossenschaft Grey, Poincaré, Iswolsky & Co. sind als gewöhnliche Schürer und Heizer zwei neue Kräfte in Arbeit getreten: Der Ehrendoktor der Universität Basel (Kollege des Ehrendoktors der Universität Berlin, Herrn Roosevelt; General Botha hofft noch auf eine ähnliche Ehrung) Herr Ferdinand Hodler, Maler in Bern und Herr Jacques-Dalcroze, Musiker in Genf. Die ängstlichen Bemühungen des Dreiverbandes um Mitarbeiter bei ihrem etwas aus dem Gleichgewicht geratenen Unternehmen fallen also da auf fruchtbaren Boden, wo ein Interviewer des „Temps", der kürzlich die Schweiz sondierte, auf strikteste

Digitized by Google

Neutralität, ja auf „germanische Durchseuchung" gestoßen sein wollte. Merkwürdig, wie Völker, wie Menschen oft urplötzlich ihre wirkliche Physiognomie offenbaren! Sonst galt es z. B. in England als eine Beleidigung erster Sorte, wenn Jemand mit dem Epitheton „Lügner" belegt wurde. Wie hat sich das geändert! An Stelle der ausfallenden Derby-Wettrennen kommen ganz andere Spiele auf. Man sieht britische Gentlemen um die Siegerpalme in Lügen-Konkurrenzen ringen, das „Land ohne Musik" nicht bloß in ein Heerlager, sondern es zu einer Arena umgestalten, in der die höchsten Staatspersonen als Preislügen-Boxer auftreten. Und ringsum sitzt Old England, Beifall klatschend, wenn so einer durch besonderes Geschick einen Match zuweg bringt. Der Sport ist allerdings nicht ganz neu. Schon ältere Schriftsteller, z. B. Napoleon, auch Bismarck wissen davon zu berichten. Daß er auch in Frankreich und Rußland außerordentliche Verbreitung gefunden, weiß man. In Antwerpen sollte laut Ankündigung der größten englischen und französischen Zeitungen ein Haupt-Sportplatz dieser Art errichtet werden. Eine kleine Störung hat den Betrieb augenblicklich unterbrochen, vielleicht sogar auf längere Zeit: Die an sich gewiß belanglose Eroberung des Sportplatzes durch die Deutschen.

So nun, wie sich die meerbeherrschende Britannia als hochherzigste Beschützerin aller ohnmächtigen, schwachen und kleinen Staaten demaskiert hat, tun es die zu Anfang genannten, neu engagierten beiden Schürer und Heizer. Freilich hängen sie sich noch ein Deckmäntelchen um, das der „strikten Neutralität". Die eigentliche Neutralität der Schweiz steht in etwas achtunggebietenderer Form, als mächtige Armee, an der Grenze. Hinter ihrem Rücken aber sind diese Wühler an der Arbeit. Auch sie zeigen heute erst ihre wahre Physiognomie. Herr Dr. Hodler, der die Jenaer Universität mit einem herrlichen Bilde geschmückt hat, den Auszug der deutschen Studenten 1813 darstellend, verstand es ausgezeichnet, die in Deutschland für ihn schwärmenden Hodler-Gemeinden (auch ein vorzügliches Beispiel der so sehr beliebten Ausländerei) für eigenen Bedarf auszunützen. Er verstand es weiter — darüber kursieren ja köstliche Geschichten — den Kunstmarkt, natürlich ganz bescheiden nur, zu seinen Gunsten zu beeinflussen. Dabei hat er sich nun freilich stets als ganz gerissener Geschäftsmann gezeigt. Vergnüglich schob er deutsches Geld ein, ließ sich deutsche Sympathien entgegenbringen. Bei solchen Gelegenheiten auferlegte er sich als guter Geschäftsmann eine gewisse Reserve seinen Abnehmern gegenüber. Das kleidete ihn um so besser, als er in Frankreich bekanntlich keine ähnlichen Erfolge aufzuweisen hatte. Mit dem Eintritt in die Dienste des Triple-Konsortiums hat er sich dieser Reserve entledigt. Es gibt in Deutschland Leute, die behaupten, man habe sich diese Ohrfeigen selbst zuzuschreiben. — Möglich!

Gleiches tat Herr Jacques-Dalcroze aus Genf. Dem haben deutsche Kunstfreunde, z. T. mit Einsatz ihres Vermögens, in Dresden ein großartiges Institut gebaut. Monumental überragt ein Festsaalbau den ganzen Gebäude-Komplex. Er bildet den Glanzpunkt der Anlage. Drinnen wurden Übungen in rhythmischer Gymnastik, System Dalcroze, angestellt. Gewann dann die staunende Welt zeitenweise zu dort aufgeführten Schaustellungen Einlaß, so feierte Herr Dalcroze Triumphe. Weder in seiner Heimat noch in Frankreich waren sie ihm in gleicher Qualität bisher beschieden. Die Presse applaudierte in allen Tonarten.

Digitized by Google

Seine Unterrichtsmethode wurde außerdem in zahlreichen deutschen Städten mit Erfolg propagiert. So lange er nun deutsches Geld, deutsche Unterstützung, deutsche Anbetung brauchte, war alles gut und schön. Er hat sich mehr als einmal in den höchsten Lobestönen darüber geäußert. An Stelle der Erkenntnis deutschen Wesens hat er nun infame Beschimpfungen gesetzt. Anlaß dazu bot die durch die Franzosen absichtlich herbeigeführte Beschießung der Kathedrale von Reims. Warum sie zur Notwendigkeit wurde, weiß jeder, der mit militärischen Dingen einigermaßen vertraut ist. Der einfache Schluß ist, daß die Verteidiger von Reims die Beschädigung der Kathedrale absichtlich herbeiführten, mithin die Barbarei auf dieser Seite zu suchen wäre. Das zu begreifen kann allerdings von Künstlern wie Herrn Dr. Hodler und Herrn Jacques Dalcroze nicht erwartet werden.

Gesetzt den Fall, schweizerische, genferische Truppen hätten die Aufgabe, eine in ihr Land eingedrungene Armee zu vertreiben. Beim Angriff auf eine Stadt, Bern Basel, Zürich, Genf oder Lausanne wird entdeckt, daß auf dem Turm einer Kathedrale Beobachtungsposten, außerdem aber vor oder neben dem Gebäude Geschütze in Position gebracht sind. Was täten nun da Herr Dr. Hodler und Herr Dalcroze? Zweifelsohne würden sie der angreifenden Artillerie nahelegen, mit Gummikugeln zu schießen oder, um die artilleristische Ehre zu retten, wenigstens mit Knallbonbons. Diesen Gefallen tat die gefühllose deutsche Artillerie den Franzosen leider nicht. Eine militärische Stellung kann nach ihrer barbarischen Meinung nie und nimmer Schonung erfahren und wenn sie sich mit beiden Flügeln ans offene Paradies anlehnte. In solchem Falle spricht bloß die harte Not. Das ist bedauerlich. Aber bei Überwindung eines Gegners, der mit seinen Spießgesellen einem an die Gurgel springt, muß gegebenen Falles auch ein Bauwerk geopfert werden. Die endlich und wie zu hoffen für lange Zeit andauernde Niederwerfung eines Gegners, der seit Hunderten von Jahren unablässig Deutschland bedroht, ist heute mehr wert als ein Dutzend Kathedralen. Das Opfer war groß, aber nicht zu umgehen. Die daraus abgeleiteten Vorwürfe können nur von Schwachköpfen und eingefleischten Gegnern aufrecht erhalten werden. Wie übrigens die Franzosen unter Umständen verfahren, bezeugt nicht bloß das in diesem Sinne oft zitierte Heidelberger Schloß. Man lese in Mannlichs Selbstbiographie, wie z. B. Karlsberg von ihnen zerstört wurde, wie sie das Abendmahl von Lionardo zu Mailand behandelten, nicht zu vergessen der famose Diebstahl der Mona Lisa und unzählige andere Geschichten. Die Art nun, wie auf neutralem Boden durch Mobilmachung verschiedener Art gegen alles Deutsche Stimmung gemacht wird, kann jenen Schweizern nicht gleichgültig sein, die, in Deutschland wohnend, die Einrichtung dieses Landes, seinen gesetzlichen Schutz, alles, alles mit Ausnahme politischer Rechte, wie die Bürger des Landes genießen. Ohne viel Federlesens versuchen gewissenlose Menschen wie Hodler und Dalcroze ihre in Deutschland wohnenden Landsleute in ein schiefes Licht zu bringen, sie auf ihren niedrigen Standpunkt herabzuziehen.

Das ist infam!

An dieser Stelle sei Protest dagegen erhoben, daß dergleichen Dinge ungeahndet sich unter dem Schutze der Neutralität abspielen können! Neutral sein heißt im höheren Sinne nicht bloß die Landesgrenzen gegen fremde Invasion schützen. Leute,

Digitized by Google

die sich in den Bahnen bewegen, die Herr Dr. Hodler und Herr Jacques-Dalcroze einzuschlagen beliebten, sind mindestens ebenso gefährlich wie feindliche Truppen. Im Auslande werden nicht alle Pro und Kontra sorgfältig geprüft, vielmehr heißt es da ganz einfach: „Da, so sind die Schweizer!" Die Erwartung wird hoffentlich nicht umsonst hier ausgesprochen und von einem guten Schweizer nachdrücklich betont, daß diesen Umtrieben, von deren Wirkung man sich in der Schweiz keine Vorstellung macht, ein energischer Wille zur „strikten Neutralität" ein Ende macht, dadurch aber den Auslandsschweizern der Beweis erbracht werde, daß sie nicht absichtlich von den Wegen abgedrängt werden sollen, die sie bisher mit der Heimat verbunden haben. Der Schweiz stehen die Machtmittel nicht zu Gebote, womit Großstaaten ihren Angehörigen zur Seite zu stehen vermögen. Destomehr muß der gute Ruf der Auslands-Eidgenossen nicht nur von diesen selbst, sondern auch von ihren Heimatsbehörden geschützt werden. Dieser Schutz wird im vorliegenden Falle nachdrücklich verlangt. Damit ist keinem übertriebenen Verlangen Ausdruck gegeben

Deutsche Künstlerkorporationen, zu denen auch schweizerische Künstler zählen, z. B. die Münchener und die Berliner Sezession, haben Herrn Hodler ausgeschlossen. Seinen Werken werden die Tore der Ausstellungen, wo er bisher stets ein kollegiales Entgegenkommen gefunden hat, verschlossen, jeder weitere Verkehr abgebrochen sein. Das ist die einzig richtige Antwort auf sein Vorgehen. Mit Herrn Dalcroze wird hoffentlich nach gleichen Prinzipien verfahren werden. Die Akademie der Tonkunst in München hat ihm bereits gesagt, was sie von ihm hält.

Der Schreiber dieser Zeilen, selbst Schweizer, seit vier Dezennien in Deutschland ansässig und tätig, schätzt sich glücklich, an allerlei deutscher Kulturarbeit haben teilnehmen zu dürfen. Er war Zeuge der mächtigen Erhebung des ganzen Volkes. Da hat er erst recht empfunden, was es heißt, für eine große Sache, für Wahrheit und Recht zu Felde zu ziehen. Es sind unvergeßlich große Eindrücke! Um so widerwärtiger muß das Beginnen der beiden Leute erscheinen. Sie gleichen, abgesehen von ihrer minderwertigen Gesinnung, dem Bäuerlein, das bei Hussens Verbrennung ein paar Holzklötze herbeitrug und dem starken Helden die Worte entlockte: Sancta simplicitas!

Maria-Eich-Planegg. Hans E. von Berlepsch-Valendàs, B. d. A.

Aus der französischen Presse.

Der Dramaturg des Münchener Hoftheaters Dr. Karl Wolff, der bei Kriegsausbruch in Frankreich war, übergibt uns «L'Echo d'Alençon» vom 9. August. Um unseren Lesern ein Bild von der blutrünstigen Gemeinheit der Franzosen zu vermitteln, überwinden wir uns, aus diesem Blatt den nachstehenden Artikel abzudrucken:

L'Homme rouge.

« Regardez tous, voilà l'homme rouge qui passe! » Ainsi s'écriait, par la voix d'une de ses héroïnes, Victor Hugo. Quels accents n'eût pas trouvés le chantre de l'Année terrible et des Châtiments pour flétrir le Barbare sur lequel degoutte, déjà, le sang des nations!

Digitized by Google

Ce Guillaume qui n'avait rien conquis et dont le rôle fut, bateleur aux cent costumes, de parader aux Sedantag, nous lui avions fait crédit. Impénétrable, arrogant visage, avec ses yeux fixes et sa moustache cirée! Nous y placions un rêve hautain et pacifique. Le masque est tombé. Sous le matamore, le prédicant, le dilettante, l'impérial Tartufe se montre à nu.

Ce que cette face révèle, c'est l'émoi d'un dégénéré qu'une tare héréditaire amoindrit. Son ostentation, sa superbe, son instinctif et perpétuel mensonge, et, d'un saut à l'autre, le tourne-au-vent de ses incohérents désirs, c'étaient, nous le voyons aujourd'hui, des symptômes morbides. De la scène où il paradait, dans un éclat de rampe, ce fou descend, et soudain trébuche, stupéfait. Un jour cru le frappe. Il cherche l'Italie obéissante, la Belgique aplatie, l'Angleterre neutre. Plus rien autour de lui, et, devant lui, l'Europe révoltée, la France prête.

Alors, pantin sinistre dont d'autres fous tirent les ficelles, le voici qui se frappe la poitrine avant que de se mettre en marche. Il jure qu'on l'a forcé de brandir, pour de bon, l'épée; il s'humilie devant le dieu des armées. Mysticisme, hypocrisie? Non, démence. Cet aboulique ne coordonne plus ses mouvements. Il quitte ses palais de Potsdam et de Berlin. Il s'en vient, hagard, vers les champs de bataille. Et derrière ses hordes, comme lui saisies d'une mystérieuse crainte, l'Allemagne suit, qui déjà hésite, regrette.

Ce regard perdu, que voit-il? Le trône qui chancelle, l'empire craquant dans le massacre et l'incendie? Ah! s'il avait pu, s'il pouvait voir ce que, tous, nous avons vu, nous voyons!

Chacun, de notre place, le cœur soulevé d'un immense espoir, nous avons salué, avec l'héroïsme du peuple, la communion de la patrie. Chacun, nous pouvons témoigner, en ces heures suprêmes, d'un don, d'un élan complets. Qui n'a pas vu, autour des casernes parisiennes, les mères et les gosses embrasser ceux qui partent, si bravement, ne saura jamais jusqu'où peut aller le simple héroïsme français.

Comme j'aurais voulu qu'il pût assister, ce théatral César, au spectacle qui, depuis une semaine, me transporte! Avec quelle stupeur il contemplerait ce Versailles qui ne doit être, dans son souvenir, que le berceau de sa dignité impériale! La vieille cité déserte, où par dizaine de milliers d'hommes toutes les armes mobilisent, grouille comme une fourmillière joyeuse. Avec un ordre parfait, un entrain émouvant, les colonnes chargées d'effets vont, viennent, s'entrecroisent; en trois jours cette foule disparate est une armée. Le pas martèle le sol, les fronts sont levés, les yeux luisent. Une seule espérance, une seule âme! Celle de 89, celle de 92.

Comment oublier jamais ces saisissantes visions? Lundi, à la gare des Matelots, nous allions saluer les derniers détachements de cavalerie qui

Digitized by Google

rejoignaient la frontière. Par les voies de la province, qui surplombent la ligne stratégique, les trains arrivaient, l'un derrière l'autre, pavoisés de verdure, éclatants de hourras. A toutes les portières, — dès qu'ils apercevaient les camarades embarquant, — les grappes de réservistes se pressaient, et, d'en haut, les chapeaux de s'agiter, dans un grand cri: « Vive l'armée! Vive la France! »

Et hier, instantanément habillés, équipés, armés, ces mêmes hommes embarquaient à leur tour, avec l'allure martiale d'une vieille troupe. En rangs serrés, de petits drapeaux au canon de tous les fusils, ils s'en vont en chantant, avec une si terrible clameur que nos cœurs s'arrêtent, puis battent à se rompre: Allons, enfants de la patrie! C'est l'enthousiasme de Valmy, ce sont les volontaires du Droit. Et cette fois, ils ont la Force.

Maintenant, l'artillerie passe avec les beaux chevaux, qui tous ont à l'oreille les trois couleurs. Les conducteurs, droits en selle, jettent de gais bonjours aux fenêtres; les servants, bons enfants, se carrent sur leurs caissons; et, sur le pavé, les longs canons gris tressautant, avec fracas . . .

Demain, la plus monstrueuse hécatombe de l'histoire aura fait muettes peut-être toutes ces bouches. Le sang va couler, si large et si dru qu'on n'y peut songer qu'avec horreur. L'Europe paiera, par des centaines de milliers d'existences, la démence de quelques-uns. Cruelle rançon de la liberté, de la civilisation, de la paix! Que l'assassin responsable porte du moins tout le poids de son inexpiable crime! Cet homme rouge qui passe, toute la pensée humaine le condamne et le dégrade. Il s'est voué lui-même au châtiment présent, et à l'exécration future. Victor Margueritte.

Der Artikel des angesehenen Schriftstellers ist zuerst in der vielgelesenen Pariser Zeitung „Le Journal" gestanden und hat die Runde durch die meisten französischen Zeitungen gemacht.

Wir entnehmen dem Corriere della Sera vom 28. September, daß der Pariser Temps seinen Lesern einen interessanten Bericht einer französischen Dame vom Roten Kreuz bietet, die während der deutschen Okkupation von Reims daselbst geblieben war. Wie die Dame erzählt, wiegten sich die Deutschen in den seltsamsten Illusionen: die Offiziere glaubten nämlich, Reims sei nur höchstens 20 Kilometer von Paris entfernt, und waren sehr enttäuscht, als sie von der Dame über ihren geographischen Irrtum aufgeklärt wurden. Es ist in der Tat schrecklich, wie unwissend manche Leute sind, wenn auch nicht gerade die deutschen Offiziere.

Aus der italienischen Presse.

Die Lorbeeren des großen Satirikers Hansi haben einen Mitarbeiter des Corriere della Sera, der bescheiden mit P. unterzeichnet, nicht schlafen lassen. Ob Herr P. besser zeichnen kann, als sein Vorbild, wissen wir nicht. An satirischer Schärfe steht er ihm nach, denn der Elsässer hat viel mehr alte Jahrgänge deutscher Witzblätter gelesen, als der Italiener. Aber eins muß man Herrn P. lassen: Die Kunst der

Digitized by Google

giftigen, hämischen, niederträchtigen Verleumdung versteht er ganz meisterlich. Hanfi hat den unsterblichen „Professor Knatschké“ geschaffen: Herr P. setzt ihm einen neuen Typus, den „Doctor von Pümfl“ zur Seite. Hören wir, was er am 24. September von diesem charakteristischen Vertreter der deutschen Wissenschaft zu erzählen wußte:

Doctor von Pümfl, deutscher „k. k. Ingenieur“ und Spezialist für wissenschaftliche Ballistik, hat den „kaiserlichen Befehl“ erhalten, sich von Löwen, seinem bisherigen Wirkungskreise, vor Reims zu begeben und die Beschießung der Stadt zu leiten. Ausgerüstet mit allen Attributen des deutschen Gelehrten: Brille, Pfeife, wollenem Schal und Zelluloidkragen, trifft er bei der Batterie ein und wird mit der ihm gebührenden Ehrerbietung empfangen. Aber da er Hunger hat, bestellt er sich vor allen Dingen „un die Wurstel“. Da er keine „die Wurstel“ bekommen kann, begnügt sich Doktor von Pümfl mit einem Brathuhn, weist aber eine Flasche Champagner mit einem entrüsteten Pfui zurück. Als er eben im Begriffe ist, sein Mahl mit einer Tasse Malzkaffee zu krönen, wird er telephonisch an die Arbeit gerufen. Er antwortet im schönsten italienischen Deutsch: „Ja, sehr gut .... Kolossal ... ja schnell!“ (italienisch: subito!) und begibt sich an das Geschütz „Bertha N. 473, Modell 1914“, das er nach allen Regeln der Wissenschaft auf die Kathedrale richtet. Nach getaner Arbeit kehrt er zu seinem kalt gewordenen Malzkaffee zurück, vertieft sich in eine mitgebrachte Nummer der „Fliegenden Blätter“ und zieht sich den vorher verschmähten Champagner zu Gemüte. Da erfolgt die Detonation! Der Doktor steigt auf eine Anhöhe, um die Wirkung des Schusses zu beobachten. Mit Befriedigung sieht er den Dachstuhl der Kirche brennen und die Flammen um die Statuen züngeln — da plötzlich erbleicht er! Ein leuchtendes Auge strahlt ihm entgegen — die Rose der Domfassade! Es ist ihm also nicht gelungen, mit dem ersten Schusse die Kathedrale ganz zu vernichten! Betrübt über diesen Mißerfolg, lehnt er die Komplimente des Kommandanten, die dieser in die Worte „Congratulieren sie sich“ kleidet, bescheiden ab, und verspricht, auch bei Notredame werde er versuchen, sein Bestes zu tun.

Wir können Herrn P. nur raten, so fortzufahren und seine Witze durch Vermittlung seines Brotherrn, des Botschafters Barrère, ins Französische übertragen zu lassen: ein Literaturpreis der Académie française ist ihm sicher!

Ganz ernst gemeint ist hingegen folgende Geschichte, die sich die Florentiner Zeitung La Nazione am 16. August aus Mailand telegraphieren ließ: **„Ein Musiker in München standrechtlich erschossen, eine Dame aus Cremona auf wunderbare Weise gerettet.** Dem Secolo wird über Lugano gemeldet: Der schreckliche Fall des Pfarrers Kannegießer ist nicht der einzige Fall dieser Art. Italienische Flüchtlinge aus München erzählen einen andern Schreckensfall, dessen Opfer ein Musiklehrer war. Dieser, ein gewisser Bratschmull, wurde zusammen mit seiner Schülerin Guffanti aus Cremona angeklagt, dem bekannten General von Seichpruegell einige wichtige, auf die Verteidigung der Festung Schnapsburg an der russischen Grenze bezügliche Pläne entwendet zu haben. Der Ankläger war ein Artillerieoffizier. Das Fräulein Guffanti konnte sich auf wunderbare Weise der Verhaftung entziehen, aber der arme Musiker wurde gefangen genommen und erschossen, ohne daß es ihm möglich gemacht wurde, sich zu verteidigen.

Digitized by Google

Die Tatsache hat in München, wo Meister Bratschmull wohlbekannt und allgemein geachtet war, höchst peinliches Aufsehen erregt."

Das Rote Kreuz im Balkankrieg.

Wer den Krieg mitgemacht hat, dem wird die segensreiche Tätigkeit des Roten Kreuzes unvergessen bleiben. Das internationale Band der Nächstenliebe, das alle trennenden Empfindungen überbrückt und alle Herzen in dem Gemeinsamen der Menschenliebe vereint — das ist die kulturelle und wird vielleicht einmal die historische Bedeutung jener Bewegung sein, die in der Seele Henry Dunants entstanden, mit Macht die ganze Kulturwelt ergriffen hat. Weit entfernt vom unreifen und unverständigen Gefasel ewigen Friedens steht diese Bewegung fest auf dem Boden der Praxis. Und da sie die Wunden des Krieges nicht verhindern kann, so sucht sie sie zu heilen.

Jeder Soldat segnet die hilfreichen Frauen, die sich seiner Not erbarmen. Mutterhände sind es, die ihn pflegen. Wohl dem, den sie erreichen.

Mit dem großen Grundgedanken der ganzen Sache verträgt sich der einseitige serbische Standpunkt, den die Verfasserin eines eben erschienenen Buches[1]) einnimmt, nicht recht. Warum zieht sie über das bulgarische Rote Kreuz so kritisch her? Warum mengt sie in ihr — leider in recht schlechtem Deutsch geschriebenes Buch — gar noch der Politik unfreundliche Farben?

Das war nicht notwendig und schadet der Freude, die der Leser an den Schilderungen hat, die recht lebenswarm gegeben sind.

Memoiren fallen oft in den Fehler, daß sie, über die Mauern, die das eigene Erlebnis umschließen, nicht hinübersehend, kühn behaupten: „Jenseits der Mauern ist die Wüste." Ich könnte der Verfasserin erzählen, daß jenseits der Mauern Gärten voll edelster Menschenliebe liegen, wie die, in denen sie so begeistert gewandelt ist.

Ich habe türkische Damen bei der Pflege gesehen. Was das für die jeglichem öffentlichen Auftreten, jeder eigentlichen Arbeit durch Erziehung und Sitte völlig fernstehenden türkischen Dame bedeutet, weiß jeder, der orientalisches Leben kennt. Und dennoch, wie haben sie alle Scheu, allen Ekel, all das Entsetzliche, das sie umgab, überwunden aus dem Muttergefühl heraus, das jede edle Frau, ganz gleichgültig, welcher Nation sie angehört, antreibt zu helfen, zu pflegen — zu lieben.

Zugestehen möchte ich gerne, daß der serbische Offizier und Soldat unendlich viel kultivierter waren als die Bulgaren. Greuelszenen, wie sie diese gewohnheitsmäßig verübten, haben Serben nie sich zuschulden kommen lassen. Auch unsere türkischen Gefangenen sind des Lobes voll über die Behandlung, die sie in Serbien erfahren haben. Ich gebe also auch gerne zu, daß die serbischen Damen den bulgarischen an Zartgefühl, Opfermut und anderen Beweisen innerlicher Kultur überlegen waren — und doch! Ich hätte die Form dieser Feststellung und am liebsten die ganze Feststellung selbst in einem Buch, das mit dem „roten Kreuz" geschmückt ist, lieber nicht gelesen.

Konstantinopel. Kais. Ottom. Major Franz Carl Endres.

---

[1]) Serbisches Rotes Kreuz und internationale Liebestätigkeit während der Balkankriege 1912/13.

Digitized by Google

Gespräch zwischen England und Ruyter.

1667.

(Handschriftlich aus jener Zeit.)

Engeland.

Ach wie bin ich zugerichtet
Von des Ruyters Satanshänd,
Hat mir meine Flott vernichtet,
Meine stolz Armad geschändt!
Dreimal auf dem Meer geschlagen
Hat er mich also geschwind,
Daß es gar nicht ist zu sagen,
Wie ich traurig bin gesinnt.

Und nun ist er gare eben
Kommen in die Thems allhier,
Will den letzten Conto geben,
Und verbrennt die Flotte mir.
Von mir weichet alles Glücke!
Schon seit Jahr und Tag bergab
Gehet immer es zurücke,
Dürft mich legen bald in's Grab.

Schon in dem vergangnen Jahre
Kame Unglück unerhört;
Durch erschröcklich Feuersgefahre
Mir halb London ist zerstört.
Viele tausend Menschenkinder
Seynd da ohne Hab und Gut;
Haus und Hof, Pferd, Küh und Rinder,
Fraß die wilde Feuerswuth.

Muß um Frieden itzo bitten,
Sonsten gehet es arg und schlimm,
Dann ich habe ausgestritten,
Fechten schlage aus dem Sinn.
Holland hat mich stark turbieret,
Ist mein Meister worden sehr;
Heimlich hoff, was ruinieret,
Werd hernach doch besser mehr.

Ruyter.

Ja, ihr stolze Herren Briten,
Euch ist so ein Lehre gut,
Daß ihr meinet nicht wir litten
Alles was ihr wollt und thut.
Denkt ihr, daß ihr habt das Meere
Itzt alleine in der Pacht;
Weilen pochet also sehre,
Habet nicht auf Andre acht?

Ich werd's aber anderst weisen,
Wie ich will macht Frieden jetzt,
Müßt in sauren Apfel beißen,
Sonsten dapfer drauf gesetzt!
London lasse frei beschießen,
Daß kein Stein auf andern bleibt,
Also thut euch gleich entschließen,
Mich nicht in den Zoren treibt! —

Digitized by Google

Die Stieglhupfer.

Eine Bauerngeſchichte aus dem Bayreuther Lande.

Von Hans Raithel in Lüdenſcheid.

I.

Drei Paar Strümpfe, die an den Ferſen nachgaben, zwei wergene Alltagshemden, deren Ellenbogen durch waren, ein flachſenes Sonntagshemd, an dem einige Knöpfchen fehlten, eine alte Lederhoſe, die einige Stiche brauchte und eine buckskine, wo das Knie durchgebrochen war und die auch ſonſt manchen Fleck nötig hatte, eine blaue Schürze mit drei oder vier Löchern und Riſſen, das war es ungefähr, was der Adel in ſeiner Kammer in ein blau- und rotgeblümtes Tüchlein zu einem Bündel zuſammenpackte, um es ſeiner Mutter zum Ausbeſſern zu bringen. Sie hatte ihn zwar im Knopf- und Flickannähen unterwieſen, als ſie ihn — er war damals 15 Jahre — zum Hügelbauern ſchickte, damit er da als Knecht ſein Brot verdiente. Sie könne ſterben, ſagte ſie, und er ſtehe dann ganz hilflos da und könne nicht einmal eine Hoſe flicken. Da ſie aber noch lebte, zog er es dennoch vor, ihr ſeine Sachen zuzutragen, wenn ſie das Ausbeſſern bedurften, weil ſie doch mehr Art dran brachte. Nachdem er noch ſeine Pelzkappe aufgeſetzt hatte, die ihm nach der Meinung der Bäuerin beſſer zu dem Koller und der neumodiſchen langen Hoſe ſtand, als die Troddelmütze, ging er hinunter auf die Treppe, die Steinterraſſe vor dem Haus, legte das Bündel auf die ſteinerne Hundehütte und wartete; erſt zündete er ſich noch nach alter Art mit Feuerſtein und Zunder ſeine hölzerne Pfeife an; er rauchte übrigens nur am Sonntag, weil es zu teuer war: fünf Kreuzer das Päckchen und er hatte im Jahr nur zwanzig Gulden Lohn. Es war der ſtärkſte Lohn im Dorf und er hatte ihn, weil er oft den Bauern ſpielen mußte, aber große Sprünge konnte man doch nicht damit machen.

Während die blauen Wolken langſam in die Höhe ſtiegen, ſah er ſich, auf das Geländer vor der Miſtgrube gelehnt, nochmals im Hof um, ob alles zu war, der Stadel und die Schuppen gegenüber, die Holzlege zu ſeiner Linken und der Schafſtall und der Pferdeſtall zur Rechten. Er hatte auch hier auf Ordnung zu ſehen, weil der Bauer nicht immer nachſah; nicht immer auf dem Zeuge war, wie man es nennt. Er wartete auf die Bäuerin, bis die aus der Kirche käm. Es war heut Oſtermontag. Sie ging immer nachmittags; nicht nur weil ſie morgens zu kochen und ſonſt noch mancherlei zu richten hatte; der Hauptgrund war, ſie ſah ſo blaß und kränklich aus, daß die Leute, wenn ſie ſie anſchauten, immer Betrachtungen und Vermutungen anſtellten, wie lange ſie's wohl noch treiben werde. So dachte ſie wenigſtens. Wenn ſie nun morgens in der Kirche ſaß, hatte ſie mindeſtens dreißig Frauenzimmer in den

Digitized by Google

Weibsbilderstühlen sich gegenüber und ebensoviel Mannsbilder auf der Empore darüber, ungerechnet die, die sie von der Seite her anschauen konnten. Das genierte sie. Nachmittags besuchten die Kirche nur die Sonntagsschüler, die noch keine Betrachtungen anstellten, und ein paar alte Weiberlein, die, selbst dem Tode nah, Sterbensgedanken nicht gern nachgingen. Adel wartete also ein Weilchen, da es aber nicht ausläutete, beschloß er, den Bauern um allerlei zu fragen. Der lag in der Schlafkammer neben der Stube, ganz angekleidet auf dem Bett und stöhnte. Er hatte Haarweh. Er ging in neuerer Zeit etwas gar zu oft ins Wirtshaus, besonders aber am Samstag und Sonntag zog sich die Sitzung oft lange hin.

„Geht's euch nicht gut, Bauer?" fragte Adel.

„Ich wollte, ich wäre weg von der Welt", versetzte der. „Da opfert man sich auf und am End hat man doch keinen Dank."

Der Adel verstand und ein Zug des Bedauerns ging über sein Gesicht. Der arme Bauer hatte eine schwere Aufgabe: die Wirtin zu bewachen. Sie war seine Schwägerin und seit zwei Jahren Witwe mit drei Kindern, deren Vormund er war. Nun hatte er dafür zu sorgen, daß die keinen Vater kriegten, den er nicht wünschte, und die Wirtin machte ihm durch ihr leichtsinniges Verhalten viel Verdruß. Wie ihm zum Tort tat sie mit allen freundlich. Da ihr Witwensitz ein offenes Wirtshaus war, das jedermann ohne weiteren Vorwand betreten konnte, so zog sich alles mögliche Geschmeiße aus der Nähe und Ferne zusammen, mit offenen oder versteckten Absichten und sie war nicht gesetzt genug, solche offenen Absichten in ihre Schranken zu weisen, so daß es der Schwager für sie tun mußte. Er nahm's dafür genau: Er wartete bis der letzte unverheiratete Gast hinaus und keiner mehr zu erwarten war. Aber dieses lange Sitzen bekam ihm manchmal sehr übel.

„Bis morgen wird's euch schon besser werden", sagte Adel und ging dann über auf das Geschäftliche, auf den Wochenplan für Ackern und Säen. Der Bauer genehmigte übrigens alle Vorschläge, die Adel machte, da er wußte, daß sich dieser als solidester Knecht alles zehnmal überlegte, ehe er es zum Vorschlag verdichtete.

Sie waren noch nicht ganz fertig, da läutete es aus. Unter der Haustür begegnete Adel schon dem Karl, dem Ochsenjungen, und dem Hütemädchen, der Rethl, die noch in der Sonntagsschule waren, und auf der Treppe kam auch schon die Bäuerin daher.

„Du noch da, Adel?" sagte sie: „Ich hätte dich schon daheim bei deiner Mutter gesucht."

„Ich wollt erst sehn, ob ihr mich nicht braucht", sagte Adel, der die Bäuerin hochverehrte, die nun, nachdem man ein Kind von ihr genommen, kinderlos dahinsiechte. „Die beiden Mägde sind fortgehopst und der kleine Knecht wohl auch."

Digitized by Google

„Ich hab ja den Karl und die Rethl", sagte sie.

„Wenn die nicht auch weggehen!"

„Ich will ihnen schon sagen, daß sie bleiben."

„Es ist besser, ich sags ihnen", meinte Adel, der die Bäuerin kannte. Die sagte schmeichelnd: Karele, bleib fein da, daß ich eins hab, wenn ich es brauch. Gehst nicht fort, Karele, gelt? Das alles so sanft und gut, daß es in Karl keinen Halt fand, sondern zum einen Ohr einging, zum andern hinaus. Bald war der Karl an der Kegelbahn und schaute den Buben zu und die Bäuerin rief umsonst, wenn sie ihn brauchte.

Da konnte Adel fester reden.

„Karl!" rief er, als die Bäuerin weg war.

Im Nu stand Karl vor ihm.

„Sag's auch der Rethl," sagte Adel; „ihr bleibt daheim! Die Bäuerin könnt euch brauchen. Wenn du einen Schritt aus dem Hofe gehst, schlag ich dirs Kreuz zusammen, daß du vierzehn Tag nicht mehr stehn und nicht mehr sitzen kannst. Du Racker, du infamer, du Luder, du miserables."

Das verstand Karl. Das blieb ihm im Ohr und er versetzte keinen Fuß aus dem Hof.

Dann erst, als alles wohl besorgt war, machte sich Adel auf den Weg zu seiner Mutter, deren Hof etwa zehn Minuten vom Dorfe lag. Er war, obwohl Knecht, selber ein Bauerssohn. Sein Vater hatte einen halben Hof, d. h. etwa hundert Tagwerk, da aber die Familie zu zahlreich wurde, mußten die ältesten Kinder hinaus, bei anderen zu dienen.

Er traf seine Mutter allein an, mit einem Haufen War, d. h. Kleidungszeug um sich, das sich als schadhaft angesammelt hatte und mit der Hand zu flicken war. Noch gab's keine Nähmaschine. Nachdem sie, während er sich auf die Ofenbank setzte, den Inhalt seines Bündels durchgesehen hatte, sagte sie:

„Weißt du, Adel, daß bald dein Geburtstag ist?"

Adel zuckte mit den Achseln. Was fragte sie ihn darnach? Daß sie ihm was schenken wollte, war ausgeschlossen. Er hatte, als Sohn sparsamer Eltern, nie was zum Geburtstag bekommen.

„Wie alt wirst du denn eigentlich?" fuhr sie fort.

Die Frage war dem Adel direkt peinlich. Er fühlte wohl, wie er älter wurde und das genierte ihn. „Es wird wohl bald aus den Zwanzigern hinausgehen", sagte er.

„Nein," versetzte sie, „wollen wirs nur sagen: dreißig wirst du. Und es wird Zeit, daß du dich endlich nach einer Frau umsiehst. Du wirst doch nicht ewig dienen wollen? Um als alter Knecht zu sterben?"

„Erst muß man ein Fleckchen wissen, auf dem man sich niederläßt", versetzte er.

Digitized by Google

„Da nimmt man eine, die ein Fleckchen hat", meinte sie.

„Die sind nicht so leicht zu finden", wandte Adel ein.

„Man muß nur die Augen auftun. Da sieht man da und dort etwas."

Adel schwieg wie sinnend, dann sagte er: „Habt ihr sie für mich aufgetan?"

„Ein wenig." Und sie zählte ihm fünf, sechs Besitzerinnen von solchen Eckchen auf.

„Das ist in fremden Dörfern," versetzte Adel, „da lassen sie einen nicht gern hinein. Da sind die Buben vom Dorf, die wollen auch unterkommen und behaupten ihre Mädchen."

Die Mutter zog verächtlich die Augen zusammen, indeß sie weiter flickte. „Man darf nur nicht feige sein, sondern greift fest zu und fürchtet sich nicht vor ein paar Wespenstichen."

„Auch weiß ich nicht," fuhr Adel fort, „jedes Dorf hat seinen eigenen Ton. Ich glaub, ich könnte mich in einem fremden Dorf nicht eingewöhnen."

„So warte noch vier, fünf Jahre," erwiderte die Mutter, „dann bist du ein alter Mann. Da wird dir schon die Heiklichkeit vergehen. Und du wirst froh sein, wenn du in einem andern Dorf noch unterkommst. Mag der Ton da sein, wie er will. Geigen oder Baß. Übrigens gibts Eckchen auch in unserem Dorf."

„Wo?" fragte Adel erstaunt. „Für mich?"

„Wo! wie dumm du fragst. Ist nicht die Wirtin da?"

„Waist nicht, will sagen, macht keinen Spaß."

„Ich waif nicht," sagte sie scharf, denn waisen ist ein starkes Wort. „Mir ist der Vorschlag Ernst. Sie ist fünfundzwanzig."

„Und Witfrau."

„Was ist daran, wenn sie Witfrau ist? Hängt ihr drum was an? Ist sie nur sonst ein gesundes Leut."

„Und mein Bauer leidets nicht."

„Warum nicht?"

„Weiß ich's? Einen Stieglhupfer wie ich! Er hat sich wohl ausgedacht, so und so muß mein Schwager sein, damit er zu meinen Mündeln paßt. Zehn, ein dutzend haben sie gewollt, und keiner ist ihm recht gewesen. Müßt ein Wunder sein, wenn ich ihm recht wär."

„Man müßt's probieren."

„Ich bin sicher, ich bin ihm auch nicht recht."

„Ich tät darnach fragen, ob's ihm recht ist oder nicht. Zuletzt kommt's doch auf sie, die Wirtin, an, wen sie will. Müßt einer eben schauen, wie er mit ihr fertig wird, das übrige tät sich geben."

„Ich bin sicher, ich bin ihm auch nicht recht", wiederholte Adel.

„Er hat dich doch ganz gern."

„Als Knecht, ja, aber Schwager, ist was anders."

Digitized by Google

„Es müßt nur einer seinen Schädel brechen. Weißt wie's mir vorkommt? Er will gar keinen Schwager. Er will sie selber haben, und drum bewacht er sie fortwährend."

Adel schaute erstaunt auf. So eine Red'! Sein Bauer, der schon eine hatte, sollt auf andre sehen! „Diesmal waifft wirklich", sagte er.

Sie nickte rechthaberisch. „Sonst müßt ihm längst einer recht gewesen sein. Er bewacht sie, weil er sie selber will; das ist meine Überzeugung."

„Das ist ein rechts Gered. Wenn er schon eine Frau hat."

„Aber eine, die 's nimmer lang treibt. Da denkt er, sie stirbt bald, und dann ist er ledig."

Adel hielt zu seinem Bauern. Seit fünfzehn Jahren war der sein Herr, und für Adel war der Bauer ein wenig, was Abraham für Elieser war.

„Macht mir meinen Bauern nicht schlecht; das leid ich nicht", sagte er entschieden. Denn es kam ihm unglaublich vor, daß jemand so Ungeheuerliches sinnen konnte: eine Frau haben und doch nach einer anderen sehen. Seinem Bauern wenigstens traute er das nimmer zu.

„Nun ja," sagte die Mutter, „jedenfalls sähe ich mich um, vielleicht geht's doch. Wenn er den Sinn nicht hat, sie selber zu nehmen, wie kann er dich verschmähen? Du hast ein paar Groschen, bist alt genug, fleißig, daß das Wirtsgut auf die Höhe kommt, den Kindern bleibt ihr Sach und sie können nur gewinnen, wenn einer dem Gut vorsteht und redlich und ordentlich ist. Und gehts nicht, nun ja, so ist immer noch eine andere Partie im Dorf."

„Wo?" fragte Adel.

„Rat halt!"

„Ich komm auf keine."

„Deine Bas, die Lies," erklärte sie.

An die zu denken, wär ihm nicht eingekommen! Sie war kaum flügge, erst achtzehn Jahre, so daß er sie noch gar nicht für voll angesehen hatte.

„Sie ist halt gar so jung", sagte er.

„Nicht noch etwas?" fragte sie gleichsam höhnisch. Sie war ärgerlich über seine fortwährenden Bedenken. „Fehlt ihr nicht noch etwas?"

„Und die einzige Tochter", zweifelte Adel. „Und reich; wie wird die mich wollen! Zudem ist auch da mein Bauer Vormund und wird ihr einen reichern wünschen."

„Immer der Bauer!" rief die Mutter ungeduldig. „Der ist Vormund, der leidet's nicht. Ist er denn ein Markgraf, dein Bauer, daß er so viel Macht hat? Die eine ist Witfrau. Und die andre ist zu reich, zu jung. Da kann man gar nicht hin. Am dritten Ort paßt ihm der Ton nicht. So mach denn, was du willst; bleib ein Knecht, bleib ein Hagestolz. Wem man nicht raten kann, dem ist nicht zu helfen. Ich weiß nicht, das sind gar keine Buben mehr. Kein biß-

Digitized by Google

chen Courage. Wie waren die oft zu meiner Zeit. Die haben sich eine ausgeschaut. Natürlich ein Zusammenpassen mußte sein. Ein Schneider oder ein Weber kann keine Bauerstochter haben. Mit einem solchen ließ sie sich nicht ein. Aber feste Bauernbuben haben sich eine ausgeschaut, sind hingegangen und haben sie genommen, trotz Vater, Mutter, Vormund und dem Teufel selber. Wenn nur das Mädchen einverstanden war. Das gab dann ein wenig Geschrei im Dorf, vielleicht eine Tracht Prügel für das Mädchen vom Vater aus, aber zuletzt war alles friedlich. Und jetzt? Das sind gar keine Buben mehr. Waschlappen sind's, die sich vor ein bißchen Vormund fürchten." Und sie stand auf, warf das Flickwerk hin und ging vor Zorn hinaus.

Da sie nicht wiederkam, stand auch Adel auf, mit dem Entschluß, die Sache, soweit's an ihm lag, zu betreiben; bei der Wirtin oder bei der Lies. Ging's, so ging's und ging es nicht, so hatte er das Seinige getan. Einen Waschlappen ließ er sich deshalb nicht nennen, auch nicht von seiner Mutter.

Er ging zum Hof hinaus aufs Wirtshaus zu, um sich die Wirtin auf seinen Zweck hin anzusehen. Ihre Besitzung hätte ihm schon gefallen: an fünfzig Tagwerk Land; ein großes Haus, ein mächtiger Stadel, die zwei andern Seiten des Hofes waren vom Brauhaus eingenommen, mit dem Felsenkeller drunter und von der großen Stallung für den Fuhrverkehr. Eisenbahnen gab es damals noch nicht viel und die nächsten waren weit entfernt, infolgedessen war die Straße noch von Fuhrwerken aller Art belebt. Kein Werktag, an dem nicht zwei, drei Kaufmannswagen mit Pferden und Bedienung oder ganze unter Dach wandernde Familien über Nacht da blieben, die Handwerksburschen und sonstigen Reisenden gar nicht mitgerechnet.

Heute am Ostermontag aber war es leer. Die Bauern gingen selten aus oder erst gegen Abend. Adel war einen Augenblick allein in der großen, blank gescheuerten Stube. Da ging die Türe auf und herein kam die Wirtin, säuberlich im Sonntagsrock mit neuem braunem Kopftuch; eine stattliche Gestalt, und Mutter- und Witwenschaft hatten ihrem frischen Gesicht nichts benommen. Sie mochte voll spaßhaften Staunens einen halben Schritt zurück. „Donner, der Adel!"

Adel kam nur die Kirchweih und bei den drei, vier Tänzen die es im Jahre gab, ins Wirtshaus.

Da mußte sie gleich anstechen, sagte sie.

„Nein", wehrte Adel ab; daß wegen des Glases Bier, das er trinken wollte, angestochen werden sollte, ging ihm wider die Seele. Es schien ihm unbescheiden, daß er, der Knecht, das schäumende erste hätte und die Bauern, und der Herr Pfarrer und der Kantor, wenn sie später kamen, hätten das schale, das schon drei, vier Stunden lief. Auch mußte er dann ein zweites trinken, aus Billigkeitsgefühl, und zwei Kreuzer das Seidel, das war ihm doch zu viel. So

Digitized by Google

sagte er, er wolle nur einen Schnaps. Ihm sei nicht wohl. Damit setzte er sich, ein wenig müde und labet, als sei dem wirklich so.

Mit welch gutmeinenden Blicken sie ihn nun ansah! Ihre braunen Augen glänzten nur so von Mitgefühl, und wie zu Herzen gehend sie sprach! Wie's nur Frauen können, wenn man krank ist. Es werde doch nichts Schlimmes sein? Wenn ein so fester Bub wie er, anfange zu klagen, müsse man schon bange werden. Wo's denn fehle? Wolle er nicht lieber einen Thee, statt Schnaps? Sie schüre gerne an. Und sie nannte ein Dutzend bittere Kräuter, die damals eine ordentliche Hausfrau fürs Kranksein sammelte.

Aber Adel wehrte ab. Er wollte es einmal mit einem Korn versuchen. So brachte sie ihm denn einen Schnaps, nahm dann einen Strumpf zum Stricken und setzte sich ihm gegenüber hin, um ihn zu unterhalten.

Während er stumm da saß, ließ sie einen ganzen Strom der Rede über ihn ergehn. Sie versuchte erst von ihm zu reden, von dem was ihn am nächsten bewegte, von seinen Pferden, seinem Hof, was er geackert hatte; da er aber auch da nur ja und nein oder höchstens ein kurzes Hauptwort von sich gab, so redete sie von sich, wo er keine Antwort zu geben brauchte. In welcher Not eine Witfrau mit einem Gut und einem Wirtshaus war.

Was machten ihr die Fuhrleute oft zu schaffen! Die waren meist so grob, daß eine Frau mit ihnen nicht fertig wurde; und die Handwerksburschen, die oft keine Papiere hatten und doch nicht weiter zu bringen waren, und die Zigeuner und anderes Volk, das mit Wagen und Familie gezogen kam und die oft kaum zu verstehen waren, manchmal nicht bezahlten und dabei stahlen wie die Raben. Wenn sie einen Mann hätte, es wäre der viertel Ärger nicht. Dann war die Landwirtschaft. In der nötigsten Arbeit wurden die Knechte vom Pflug weggeholt, um vorzuspannen und die Knechte kümmerten sich auch nicht so, daß Feld und Vieh sein Recht bekam. Solche Knechte wie Adel gab es eben selten. Dann war die Brauerei und die Behandlung des Biers im Keller. Das Brauen mußte sie einem Lohnbrauer überlassen, der mußte auch alle Wochen kommen, im Keller nachzusehen. Währenddessen pfuschten die Knechte am Bier herum, kamen oft gaulbesoffen vom Abziehen rauf und was sonst nebenhin ging, mußte man nicht. Manches Gebräu schlug auch gänzlich um und wurde zu Essig, weil es nicht ordentlich behandelt worden war. „Wenn ich ein Mann wär", sagte sie, „mir sollt es ein Vergnügen sein, zu malzen, zu schüren, die Würze zu kochen und endlich im Keller zwischen den Kufen und Fässern hin und her zu gehn und zu schauen und zu horchen, wie so ein Gebräu zu dem Trank wird, daß der Pfarrer und der Kantor, aber auch die Fuhrleute, das Glas gegen das Licht heben und loben: Marget, so ein Bierle trifft man weit und breit nicht, so schön und voll Gehalt." — „Tät dir die Brauerei nicht auch gefallen, wenn sie Art hat, Adel?" warf sie selber ein, nicht aus Absicht,

Digitized by Google

nur ihn zur Red' zu bringen. „Es gehört an und für sich gar nichts dazu. Ein wenig Anleitung, ein wenig Fleiß und Aufmerksamkeit auf Kleinigkeiten."

Selten wohl war einem Bewerber die Sache so leicht gemacht. Adel brauchte bloß hinzulangen und den Faden anzuknüpfen und ein wenig fortzuspinnen, die Marget hätte ihn, wenn sie ihn auch nicht wollte, wenigstens nicht abgeschnalzt.

Er aber schüttelte den Kopf. Das Wassergeplatsch im Keller wär nicht seine Sache, sagte er; wo es oft bei nassem Wetter die Felsen herunterrieselte und wie ein Graben am Boden hinlief. Er hätte hinzusetzen können, daß er den Beruf eines Bräuers überhaupt nicht schätzte. So unnützes Zeug zu machen. Er trank im Jahr höchstens vier Seidel Bier und die nur anstandshalber; er hätte sie ganz gut entbehren können. Dies Gesöff, das seinem Bauern so viel Haarweh machte!

Im Grund aber gefiel ihm die Wirtin selber nicht, wenigstens wollte er erst sehen, wie's mit der andern ging. Es war kein Tadel an der Marget. Sie war jung, hübsch, gesund und unterhaltend, hatte Gemüt, wie es eine Hausfrau haben muß und war, was Adel vor allem schätzte, fleißig und fortwährend in Tätigkeit und doch gefiel sie ihm vorläufig nicht. Sie war vor allem zu groß. Adel war der Meinung, der Mann müsse auf die Frau um einen Kopf hinunterschauen. Sie war ihm auch zu klug. Sie war imstande ein paar Ochsen um fünfzehn Gulden teurer zu verkaufen, als ein Mann es fertig brachte, und Adel war der Meinung, daß eine Frau wohl klug, aber nicht zu klug sein darf. Sie redete ihm auch zu lang. Eine halbe Stunde wie ein Pfarrer reden können, ohne Absetzen, ohne daß ein Wort krumm ausfällt, das war ihm unfaßlich und unheimlich. Und endlich war sie ihm zu fest in allem, was sie richtete und tat. Es war nicht ganz, wie sie sagte. Der Zigeuner, die entkamen, ohne zu bezahlen, waren wohl nicht viel und die Fuhrleute, mit denen sie nicht fertig wurde, noch weniger. Dann stieß ihn auch noch das Wort Witfrau ab. Es hatte so das Ansehen von etwas Abgelegtem, den Geschmack von etwas Stehengebliebenem, den Ton von etwas Zersprungenem. Und ihm gefiel doch etwas Neues, Frischgebackenes, Klingendes besser, wenn er's haben konnte.

Er schüttelte also mit dem Kopf. Nein, das Brauen war seine Sache nicht und das Bierauftragen auch nicht. Da tat sich die Tür auf und drei Kinder zwischen fünf und zwei Jahren stürmten herein, das letzte wackelte allerdings mehr als es lief, aber alle drei auf die Mutter zu und während das dritte mit Hilfe eines Stühlchens auf die Bank kletterte, um der Mutter ein Eiei zu geben, hingen sich die zwei andern an ihre Schürze und zeigten mit Lärm und Jubel ihre roten Ostereier, die sie in einem Ameishaufen hatten gelb besprengeln lassen.

Es war ein Bild einen Hagestolz zu rühren, aber Adel hatte kein weiches

Digitized by Google

Herz. Er liebte die Kinder an und für sich nicht sehr und sah sie mehr für eine Notwendigkeit an, die Welt fortzupflanzen, als für etwas Schönes, an dem man seine Freude haben könnte. Und nun gar diese, die gewissermaßen seine Herren wurden; für die er weiter nichts wäre als ein Verwalter, ihr Vatergut in Ordnung zu halten, damit sie's einst ungeschmälert oder gar vermehrt übernehmen könnten; und seine Kinder, die er doch auch erhoffte, hätten nichts, als was er eingebracht und einen Teil vom Gut der Mutter. Die vom ersten Mann heirateten reiche Bauerstöchter und die seinen mußten zufrieden sein, wenn sie in einem Gütchen unterkamen.

Er stand also auf. „Mir ist jetzt schon besser," sagte er und indem er seinen Kreuzer hinschob „Adies".

2.

Der Hauptgrund aber, weswegen ihm die Marget nicht gefiel, war nicht ihre Klugheit, noch ihre Festigkeit, noch ihre Kinder, sondern der Gedanke an die Lies, deren Bild ihn schon auf dem Weg zum Dorf hin weit mehr angelächelt hatte. Daß sein Bauer ein Auge auf die Wirtin hätte — unmöglich war's doch nicht, wenn er sich's richtig überlegte. Die Bäuerin trieb es nicht mehr lang, da sah er sich einstweilen nach einer andern um, das war schon denkbar. Adel wollte seinem Bauern — auch nur die Möglichkeit gedacht — nicht gerr im Wege stehn; dazu hatte er zuviel Subordination in sich; er war also schon wie er zum Wirtshof einschwenkte, zu drei Vierteln für die andere, und wie er hinaus ging, ganz.

So stieg er denn dem Hof der Liese zu. Ihr Name schon war verlockend: Elise Morgenrot. Das Morgenrot war freilich für einen Bauermund zu lang und so war schon seit Jahrhunderten das dürre Moret draus geworden.

Noch lieblicher war sie selbst und was sie hatte; die war jung, die war niedlich, die hatte einen prächtigen Hof, wo er nach Herzensluft auf Feld und Wiesen wirken und wühlen konnte und der Hof gehörte dann später nicht andern, sondern einem von *seinen* Kindern.

Der Adel war schon früher oft in den Moretshof gekommen. Fuhr er in die Mühle, so mahlte er wohl eine Beck für die Moret mit und brachte sie zurück und lud sie in ihrem Hofe ab; hatten sie Weizen oder Gerste in die Stadt zu fahren, fuhr auch wohl Adel einen Wagen voll und so tat der Vormund ihnen manche Gefälligkeit, die Adel aufgeladen wurde. Nichtsdestoweniger hatte dieser die Lies bis vor kurzem kaum angesehen. Er hatte nur mit der Mutter zu tun. Die Junge war ihm zu grün und galt nicht. Wie hätte er sich träumen lassen, sie würde seine Frau! Erst vorigen Winter war sie ihm aufgefallen und da nur zu seinem Mißvergnügen, als ein Eigensinn, als ein Ding, das den Kopf voll Schrullen hatte, das extra behandelt werden wollte, nicht wie andere

Digitized by Google

Bauernmädchen, als ein Dickkopf, noch dickköpfiger wie ihre Mutter; war die schon eigen und verbohrt. Auch sie, die Alte, war die einzige Tochter und erbte den Hof, wo sie dann als Herrin schaltete, trotzdem sie ihren Mann nicht ungern hatte; aber der war ja von außen gekommen, und hatte nichts zu sagen. Was sie gebot, wurde getan, und wenn es noch so unvernünftig war, und wenn sie nicht mochte, wurde das Klügste versäumt. Wenn sie sagte, die Gerste wird geschnitten, so wurde sie geschnitten, war sie auch noch grasgrün, und wenn sie sagte, der Grubenweizen darf erst morgen herein, er muß erst trocken werden, dann kam er nicht herein und wenn drei Gewitter am Himmel standen, sondern erst morgen, wenn er patschnaß war.

Ihr Mann selig, trotzdem sie ihn liebte, mußte nachts für sich in einer Kammer kampieren, während sie im Boden unter den schönen Schränken und Truhen und Betten schlief. Nur zuweilen durfte er hinein, wenn's ihr gerade paßte.

Ähnliche Nicken, schien es, wollte die Junge bekommen. „Aber ich wollt ihr dafür helfen," dachte Adel, „wenn ich sie nur hätt'." Sie war erst voriges Jahr aus der Sonntagsschule entlassen worden und durfte darum erst vorigen Winter in die Rockenstube gehn. Die Rockenstube war das Vereinshaus der Jugend; die Jungen wurden aber erst aufgenommen, wenn ihnen Kantor und Pfarrer nichts mehr zu sagen hatten. Da kamen an den Winterabenden die Mägde und Bauerntöchter zusammen, jede mit ihrem Rocken und ihrem Wickel Flachs oder Werg und dann spannen sie bis zehn und gingen dann nach Hause. Die Mädchen saßen um das Licht, auf den Bänken aber im finstern Hintergrund saßen die Buben und hörten den Märchen und Sagen zu, die eine Kundige erzählte. Das war die fünf ersten Wochentage, am Samstag aber wurde schon um 9 Uhr oder noch früher Schluß gemacht und dann wurde getanzt, nach einer Mundharmonika oder sonst einfachster Musik, oder es wurde gespielt, z. B. Stirbt der Fuchs, oder Rätsel geraten oder schnell ein schweres Wort im Kreise herumgesagt und wer stecken blieb oder bei wem der brennende oder glühende Spahn ausging, der wurde bestraft; er mußte in den eisernen Ofenhafen beißen, daß es knirschte oder wurde geplumpsackt oder mußte sonst was Unangenehmes tun oder erleiden. Und den Jungen, die noch den ersten Winter vor sich hatten, denen ging es hutzelhart. Die wurden eingewöhnt, wie es hieß. Die wurden geplumpsackt, daß ihnen die ganze Woche der Buckel und der Hintre weh tat.

Als die Lies in die Rockenstube kam, machten die Buben und die Mädchen das Plumpsacken extra kräftig, um ihr die Nicken auszutreiben. Man wußte schon, daß sie viele hatte. Alle Bäuerinnen, alle Bauern hatten einst die Tortur durchgemacht und keiner noch hatte sich dagegen aufgebäumt. Die arme Lies war am Schluß der Prozedur wie lahm, sie konnte nicht einmal ihr Spinnrad mehr tragen; das mußte die große Magd mit nach Hause nehmen. Wenn

Digitized by Google

sich aber einige Buben und Mädchen schon freuten, daß sie sie das nächste Mal ganz klein machen wollten, um ihr den Hochmutsteufel völlig auszutreiben — Teufelsaustreibungen waren als Spiel besonders beliebt und dem armen Teufel, der vorgenommen wurde, ging es schlecht — wenn sie sich also freuten, so wurden sie arg enttäuscht. Die Lies kam nicht mehr. Sie spann lieber zu Hause mit ihrer Mutter. Die Buben möchten ihr auf den Buckel steigen, sagte sie, ganz offen, ein Wagestück in jener Zeit, wo die Buben die Mädchen tyrannisierten und tyrannisieren konnten, ohne daß sie jemand zu hindern wagte.

Sie ließen ihr sagen, wenn sie nicht komme, dürfe sie auch keinen Buben zur Kirchweih nehmen; auch werde ihr keiner die Ehr antun, ihr Schatz zu werden, und wenn sie sich von auswärts einen suchen wollte, dem könnte es schlecht ergehn. Die Lies antwortete, sie brauche keinen Schatz, von ihnen möchte sie gar keinen und auf ihre alte dumme Kirchweih pfeife sie.

Sie pfeife — eigentlich drückte sie sich noch derber aus — und die alte Kirchweih! Wo anders ist alt vielleicht ein Ehrentitel, aber in Liesens Dorf wars eine Beleidigung. Wenn einer zu einem Frauenzimmer sagte, „Du Krähe, Du", so war es noch nicht schlimm, wenn er aber zusetzte, „Du alte Krähe, Du verhutzelte", so wars drüber naus. Nun hatte Adel — weil er bei ihrem Vormund war — zwar vermittelt, daß nichts Schlimmes aus ihrer Red erfolgte; daß man beschloß das Weitere zu erwarten. Er tat es um der Mutter willen, die ihm hie und da ein Trinkgeld gab und auf die Bitte seiner kranken Bäuerin, die die Base der Liese war. Aber gefallen hatte es ihm nicht, daß das junge Ding sich dem Brauch entzog und dann noch aufbegehrte, wie eine beleidigte Henne.

Jetzt aber war er froh ob seiner Mäßigung. Nun kam es ihm zu statten, daß er begütigt hatte, und er hatte bei ihr einen Stein im Brett. Sie mußte gewissermaßen geschmeichelt sein, daß er ihr entgegenkam. Er war ja auch nicht auf der Wassersuppe hergeschwommen. Er kannte seinen Wert. Er wußte, daß es keinen fleißigeren, geschickteren, aber auch gesetzteren Bauern gab, der einen Hof in die Höhe bringen konnte; der zu rechter Zeit auch ein Wort zu reden verstand und unnützen Ausgaben sich entgegenzustemmen wußte und wollte ihn der Landrichter selber dazu zwingen. Zudem stand er bei seinem Bauern sehr in Gunst. Wenn der den Wagen auch nicht schob, so hemmte er ihn auch wohl nicht ein. Die Frauenzimmer hatten ihm viel Verdruß gemacht mit ihrem Eigensinn. Er mußte froh sein, wenn er die Sorge für sie los war. Nur mußte man schauen, die Weibsbilder fein zu umgarnen — Weibsbilder war in Adels Dialekt so wenig Schimpfwort wie es Mannsbild ist — und er traute sich zu, sie einzufangen. Er konnte auch kaduk tun, dachte er. Wenn er sie einmal hatte, dann kehrte er schon den Mann heraus, dann zeigte er schon, wer Bauer war. Daß die Lies im schönen Boden schlief und er in der dunklen Kammer, das gab es nicht.

Digitized by Google

So dachte Adel auf dem Hinweg.

Der Hund empfing ihn mit dem Schweife wedelnd und ließ ihn ohne weiteres ins Haus. Als wollte ihm das Glück, fand er innen die Mutter und Lies allein.

„Ei Herrje, der Adel", sagte die Alte! „Das ist aber recht." Und bot ihm, als wäre er ein Bauer oder der Pfarrer, einen Stuhl. Er wußte aber, was sich gehörte und setzte sich bescheiden auf die Ofenbank.

Nachdem sie alle drei mancherlei Unbedeutendes, das sich nur auf Stall und Feld bezog, geredet, stand die Lies auf und sagte: „Nun wollen wir aber Küchle backen."

Küchle, die dürren wie die gewöhnlichen, bäckt man nur bei feierlichen Gelegenheiten, an der Kirchweih, beim Erntefest, bei Hochzeiten und wenn geschlachtet wird. Adel war daher hoch; er dachte nicht anders, als seinetwegen wollte man Küchle backen und wehrte bescheiden ab; das brauche es doch nicht.

Aber die beiden Frauen sagten weiter nichts darauf, sondern zündeten die Schleißen an fürs Feuer auf dem Küchenherd.

Da es also keinen Auslaß gab, da gefeiert werden mußte — wo anders wäre Adel stutzig geworden über den Anlaß des Küchlebackens, aber bei zwei so sonderbaren Frauenzimmern nahm er das Sonderbarste als natürlich hin, vielleicht hatten sie noch einen Grund — weil also gefeiert werden mußte, erbot er sich, wenigstens mitzuhelfen.

Er holte das Holz herein, heizte mit an, machte das Schmalz in der Pfanne heiß, stellte die Reutern und Siebe hin, in denen die Küchlein aufgenommen werden sollten, und das Backen konnte beginnen.

Es waren übrigens nur dürre Küchlein, die gebacken werden sollten, zu den andern hätte viel Vorarbeit gehört. Bei den dürren macht man einfach einen Nudelteig aus Mehl und Rahm und Eiern, walkt ihn zu dürren Fladen und wirft diese in das Schmalz. Das dürre bezieht sich nur auf die Einfachheit der Zubereitung, nicht etwa auf den Geschmack, denn der ist viel köstlicher als bei den ordinären Küchlein.

Endlich waren die Küchlein fertig und es begann das Brauen des Kaffees, der, weil er frisch gebrannt wurde, das ganze Haus durchduftete. Kaffee gabs auch nur bei Gelegenheit und Adel konnte nicht anders denken, als sie machten ihn ihm zur Ehr. Die Alte nötigte ihn an den Tisch und stapelte eine Schüssel Küchlein vor ihm auf, die er nun nach Herzenslust versuchen sollte.

Da ihm die Frauen, in ihrer Braubeschäftigung hin und wieder gehend und einander helfend — welche Umstände kostete nur das Brühen und das Seihen des Kaffees und das Bewachen des Rahms, daß er nicht überlief — da ihm also die Frauen fortwährend sagten: „Lang doch zu" und die Küchlein doch, wie er sich nicht anders denken konnte, seinetwegen gebacken waren, so langte er endlich zu

Digitized by Google

und nahm den ersten Bissen in den Mund. Er hatte ihn noch keine drei Mal gekaut, da schlug der Hund auf der Treppe an.

Liese horchte auf, stürzte ans Fenster, um in den Hof hinaus zu sehn und rief: „Er ists, er ists. Ich halt den Hund", und hinaus war sie und draußen erfolgte eine freudige Begrüßung. Die Mutter trat zu Adel heran und sagte halblaut, zur Erklärung: „Wir haben unsere Leute fortgeschickt, damit sie nichts hören und damit kein Gerede wird. Du aber gehörst gewissermaßen mit ins Haus und machst keinen Gebrauch davon. Trag ja die Sach nicht aus, eh sie zeitig ist. Es ist der Lies ihr Zukünftiger, der da kommt; Andres, ein Vetter von mir aus Heinersreut, dahinten im Wald."

Wie dem Adel der Bissen im Munde quoll! Er kriegte ihn gar nicht herunter und wie schmeckte er! Verkohlt, verbrannt, bitterer wie das Buch, das nach der Offenbarung der Apostel hinunterschlingen mußte.

Er kam herein, ein Bub von etwa achtzehn, neunzehn Jahren, noch ganz unreif — nach Adels Schätzung — und nun begann die Begrüßung von der Mutter. Nachdem Adel flüchtig als Vetter vorgestellt war, mußte sich Andres auf den Stuhl, den Ehrenplatz, den Platz des Bauers, setzen und die beiden Frauen setzten sich, nachdem der Kaffee aufgetragen war, rechts und links und fragten ihn aus und jedes seiner Worte nahmen sie auf wie ein Evangelium, und schlugen fortwährend verwundert die Hände zusammen oder schnalzten erstaunt mit der Zunge; sie hatten ein ganz anderes Temperament als sonst, die Luder, und dabei war das Gerede des Andres nach Adels Urteil eitles Geschwätz. Nichts, was nicht selbstverständlich war; daß dahinten da und dort noch Schnee lag, daß sie ein schönes Paar Ochsen hatten; daß sie mit dem Holz nicht wußten wohin und deshalb einen neuen Stadel bauten und ähnliches Zeug, nicht wert, daß man solches Wesens und Geträtsch drum machte.

Adel, der gegenüber, auf dem Platz des großen Knechts saß, war ganz hinausgeschoben. Um ihn kümmerten sie sich kaum mehr. Nur die Mutter sah so alle halbe Stunden einmal hinüber zu ihm. „Aber Adel, so iß doch und trink aus."

Er essen und trinken! Mit diesem Ganker vor sich! Jeder Bissen hätte wie ein Wurm in ihm gebohrt.

Endlich nach etwa zwei Stunden verlangsamte sich die Unterhaltung. Andres meinte, es werde Zeit, er müsse nach Hause. Allgemeines Bedauern und Abwehren von seiten der beiden Frauen. Lies mahnte aber doch, man müsse ihn lassen, wegen des bösen Weges durch den Wald. Er komme ja bald wieder. In acht Tagen war die Georgikirchweih in Bayreuth; da kam er und die Lies nahm ihn mit, so hatten sie im Laufe der Unterhaltung ausgemacht, das einzige Korn Interessantes, was Adel in ihrer ganzen Rederei gefunden hatte.

Die Mutter meinte, er könne doch noch ein wenig bleiben, der Knecht, der

Digitized by Google

große, könne ihn ja begleiten, bis er über den böseſten Teil des Weges hinaus ſei.

„Der wird auch nicht wollen," ſagte Lies. „Wegen der Schlucht, weißt du. Und allein umkehren! Die Nacht iſt keines Menſchen Freund."

Auf dem Weg vom Dorf nach Heinersreut mußte man hinter Berneck durch eine Schlucht. Tief unten brauſte der Fluß, oben auf der Höhe lagen drei alte Schlöſſer in Ruinen, Raubritterſchlöſſer, an die ſich böſe Sagen knüpften; der Weg liegt weit unter ihnen an der Mitte des Berges hin; aber der Abſturz war jäh und der Wald, der rauſchende Wald ringsherum, ſchaurig und unbewohnt, gab der Stelle ſchon bei Tage etwas Grauſiges, geſchweige denn bei Nacht. Selbſt Adel, der ziemlich unerſchrocken war, wäre da allein bei Nacht nicht leicht durchgegangen.

„Der Knecht kann ja bis Heinersreut mitgehn und dort bleiben und erſt morgen wiederkommen," ſagte die Mutter. Lies fand auch das mißlich, weil ja der Knecht ſchon zu allerfrüheſtens ackern ſollte.

Da fiel Adel ein, der, wie das letzte Thema angeſchlagen wurde, aus ſeiner Erſtarrung erwachte und nun erſt ſeinen Kaffee trank, der kalt geworden war.

„Bleib nur der Vetter, bis es dunkel wird", ſagte er. „Ich werde ihn ſchon begleiten; bis zu ſeinem Haus, wenn's ſein muß."

Und nun ergoß ſich Lob und Anerkennung über den braven Adel, der ſich gar nicht dagegen wehrte. Er ſtand auf. Er mußte nur erſt ſeine Pferde beſorgen und nachſehn, daß auch im Ochſenſtall alles richtig zuging. Dann kam er wieder und holte den Vetter ab.

Der Vetter nahm das Anerbieten an und anderthalb Stunden ſaß er noch bei den beiden und ließ ſich von den heimkehrenden Mägden und Knechten beſtaunen. Endlich pfiff es außen. Es war Adel. Die Mutter hatte in ihrer Sorge um ihn den großen Knecht beredet, die beiden zu begleiten, damit Adel nicht allein auf dem Rückweg wäre. Der letztere aber geriet in einen gelinden Zorn, als er davon hörte; lieber wolle er dann zu Hauſe bleiben und der andere könne den Vetter nach Hauſe führen. So tat man ihm denn den Willen. Noch ganze fünf Minuten nahmen die beiden Frauenzimmer im Hof von Andres Abſchied, während Adel am Hoftor ſein Stöckchen wie ein Rad im Kreiſe ſauſen ließ und dabei pfiff. —

Unterwegs ſuchte Andres wenigſtens zehnmal ein Geſpräch mit dem freundlichen Vetter anzuknüpfen; der aber war zu einſilbig, ſagte nur ja und nein oder höchſtens haja, was bedeutet, das iſt mir gleich oder ich kann's nicht ſagen, und ſo ließ er's endlich.

Erſt als ſie Berneck hinter ſich hatten, wurde Adel geſprächiger, freilich redete er über Dinge — dem Andres wärs lieber geweſen, er hätte das Maul gehalten. Die Nacht war hereingebrochen, nur die Sterne ſchienen, der kalte

Digitized by Google

Nebel stieg im Tal auf und ihn schauerte so schon. Adel erinnerte ihn an die Schauergeschichten von den Schlössern, die Andres so schon kannte, z. B. an die Gefangenen, die im Burgverließ verschmachteten und nun im Tal umgingen. Andres suchte das Gespräch auf andre Dinge zu lenken, aber Adel blieb bei seinem blutigen Thema. Bald kamen sie auf den Weg, der über der Schlucht hin lief.

Adel deutete hinunter.

„Da könnte man einem leicht den Garaus machen", sagte er, „und ihn hinunterwerfen. Kein Mensch wüßte, wer's getan; wenn man überhaupt die Leiche fände. Die hätten aber wohl Geier und Füchse bald geholt."

Schon vor dem Bilde grauste Andres, aber noch mehr vor dem Ton, mit dem Adel sprach.

„Hör auf mit dem dummen Zeug," sagte er und suchte schnell vorauszugehen, um nicht weiter zu hören, aber Adel faßte ihn an der Schulter, schob seinen Arm unter den seinen und hielt ihn fest und begann eine Mordgeschichte zu erzählen, die da passiert war.

„So hör' doch auf in Dreiteufelsnamen mit dem dummen Zeug," sagte Andres und bereute selber gleich, daß er den Schwarzen gerufen hatte. Adel aber blieb bedenklich stehen, indem er seinen Begleiter festhielt.

„Ruf den nicht," sagte er und weiter mit feierlicher Stimme: „Andres, du willst meine Base nehmen?"

„Ja," sagte der und hoffte vielleicht nun einen Spruch treuer Ergebenheit zu hören. Statt dessen fuhr Adel fort: „Tu das nicht, es gäb ein Unglück. Wir Dorfbuben leiden's nun und nimmermehr, daß ein anderer ins Dorf kommt und uns die Mädchen wegnimmt. Unsere Mädchen für uns, verstehst du?"

„Aber sie will mich selbst," verteidigte sich Andres.

„Das ist gleich, was sie will," sagte Adel. „Die Frauenzimmer wollen oft was und kann doch nicht nach ihrem Schädel gehn. Tu's nicht! Gib allen Anspruch auf. Die Buben würden's nicht leiden. Du kämst nicht zum Hochzeithalten, Andres, so hättest du was weg. Die sind wüst bei uns. Ich kenn' sie. Du bist mein Vetter. Ich möchte dir zum Guten raten und dich bewahren. Einer von uns Buben hat auch die Lies im Auge. Da sind die andern verpflichtet, ihm zu helfen. Verstehst? Mag's kosten, was es will. Es ist einmal so und ich kann nichts dafür."

Da Andres nichts darauf sagte, faßte er ihn fester am Arm. „Versprich mir's. Zu deinem Guten. Es könnte sonst ein Unglück geben. Komm wenigstens nicht, sie zur Görgenkirchweih abzuholen."

„Nun ja, ich komme nicht," sagte Andres, dem die Haare anfingen, zu Berg zu stehen. Zwar hatte ihn der Vetter seiner Treu versichert, aber der Ton seiner Stimme und sein Benehmen waren so, daß ihm zuzutrauen war, er

Digitized by Google

würde ihn im Zorn in die Schlucht hinunterwerfen, wenn er nicht folgte. „Komm auch sonst nicht mehr, sie aufzusuchen," drängte Adel weiter. Andres schwieg wieder.

„Versprich's," drängte Adel in scharfem Ton.

Andres hatte den Eindruck, als habe es sein Begleiter im Kopf, was man sonst verrückt nennt. So versprach er.

„Versprich auch, daß du keine sonstige Kirchweih oder einen Markt besuchen willst, auf den sie kommen könnte."

Auch das versprach Andres, weil Adel ihn anhielt und erwartend ansah. Selbst im Dunkel sah er seine Augen funkeln. Sie gingen weiter.

„Du wirst ihr auch keine Post zukommen lassen, des oder des Inhalts", hub Adel wieder an. „Du wirst überhaupt nicht mehr an sie denken, in der Hoffnung, daß du sie bekommst. Noch wirst du eine Waiserei anrichten, etwa ich hätte dich genötigt und gezwungen und überrumpelt, wo ich dir nur zu deinem Guten rat. Gib mir die Hand darauf. Daß du ein schlechter Kerl wärst, wenn du dein Wort nicht hältst."

Wohl oder übel mußte Andres seine Hand in die Adels legen.

„Aber wenn sie nun fragen läßt? Oder selbst kommt? Was soll ich ihr denn sagen?" jammerte der arme Bub.

Adel sann einen Augenblick nach.

„Du sagst einfach, du hättest dich anders besonnen, dir paßt es jetzt nicht mehr."

„Wie kann ich ihr das ausrichten lassen, einer Base, und was sag' ich meiner Mutter, was meinem Vater, die drum wissen?"

„Du bleibst dabei, du magst nicht mehr. Dich hätte was geärgert. Du willst nicht sagen was."

Andres schwieg wieder. Der Gedanke kam ihm, er könne ja darauf los versprechen und morgen bei Tage sei die Sache wieder anders. Da könne ihm der Adel auf den Buckel steigen. Aber auch Adel ahnte, daß das sein Gedanke war; daß er sich aus dem Vorwurf, er wäre ein schlechter Kerl nicht viel machen würde.

„Du mußt mir nun aber alles beschwören, was du mir versprochen hast, Andres", begann Adel nach einer Weile wieder. Und wie Andres den Kopf hing und nicht wollte, wiederholte er scharf und warnend „Andres, schwöre!"

„Nun gut, ich schwör", seufzte Andres.

„Du mußt aber die Finger aufheben und schwören".

Andres hob die Finger, aber vorsichtigerweise nur zwei ganz, den dritten hielt er etwas eingeschlagen. Adel merkte es im Dunkeln nicht, auch war er zu sehr beschäftigt mit der Schwurformel: „Du willst sie nicht mehr. Schwörs bei deiner Seligkeit."

Andres sprach nach: „Ich will sie nicht mehr."

Digitized by Google

„Du willst das Genick brechen, wenn du dein Wort nicht hältst.“
„Ich will das Genick brechen, wenn ich mein Wort nicht halte.“
„Du willst verdammt sein.“
„Ich will verdammt sein.“
„Und im glühendsten Pechpfuhl der Hölle sitzen.“
„Ich will im Pechpfuhl sitzen.“
„In alle Ewigkeit.“
„In alle Ewigkeit.“
„Amen.“
„Amen.“

Darauf ging Adel wieder schweigend neben dem andern her. Wohl eine Stunde gingen sie so durch den grauenvollen finsteren Wald, der voll war von Gespenstern von Abgeschiedenen, von feurigen Männern, hämischen Zwergen und wilden Jägern mit ihren Hunden und so weiter.

Zum Glück begegnete ihnen nichts. Als sie in die Nähe von Heinersreut gelangten, lud die gute Seele, die Andres war, den Adel ein, mitzukommen und bis zum Morgen dazubleiben. Wer wußte denn, was ihm, wenn er so allein ging, passieren konnte. Adel zuckte leicht die Schultern. „O deswegen! Ade! Schlaf gut!“ und kehrte um. Er hatte eine Alraunwurzel bei sich, die ihm seine Mutter einmal gegeben hatte. Dann hatte er mit Kreide drei Kreuze auf seinen Brustfleck d. h. auf die Weste gemacht. Und endlich hatte er im Strumpf unter den Ferse ein Blättchen Pergament mit einem Bibelspruch darauf. Ihm hatten also der Teufel und die Geister und die Kobolde gar nichts an.

Andres aber, der von diesen Vorsichtsmaßregeln nichts wußte oder nicht vermutete, daß der andre damit versehen war, bekam den erstaunlichsten Begriff von der Unerschrockenheit der Buben in Lieses Dorf. Wenn die sich nicht einmal fürchteten, nachts um zwölfe allein durch den Wald zu gehen! wo's hundert Stellen gab, an denen es nicht richtig war!

Der Adel ging aber doch nicht ohne weiteres durch, trotz seiner drei Kreuze auf dem Brustfleck, sondern legte sich ein paar hundert Schritte vom Dorf unter die Tannen und wartete bis der Himmel oben anfing zu grauen. Da verkrochen sich die Gespenster und da erst brach er auf.

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortlich: Paul Nikolaus Cossmann in München. Nachdruck der Beiträge dieses Heftes mit genauer Quellenangabe gestattet. Druck von F. Bruckmann A. G., Graphische Kunstanstalten, München. Die Buchbinderarbeiten werden von Grimm & Bleicher, Großbuchbinderei, München, ausgeführt. Papier von Bohnenberger & Cie., Papierfabrik, Niefern bei Pforzheim.

Digitized by Google

Das neue Deutschland

. A. Schröder / Die Fragen und die Antworten
riedrich Thimme / Die Sozialdemokratie im neuen Deutschland
. Bergsträßer / Die bürgerlichen Parteien im neuen Deutschland
arl Stählin / Bürger und Soldaten im neuen Deutschland
osef Hofmiller / Französische Kirchenzerstörer von heute
artin Spahn / Das Elsaß und Frankreich
artin Hobohm / Die Entstehung der deutschen Wehrmacht
ichard Charmatz / Österreich-Ungarns Balkanpolitik
roberungs-Kalender zum Hausgebrauch in deutschen und englischen Familien
ashagen / Englands Kampf für den Frieden — eine Komödie
rnold Schröer / *The True-born Englishman*
ritz Endres / Zukunftsgedanken
arl Alexander von Müller / Unser Wille
ohann Peter Hebel / Das Bombardement von Kopenhagen
eorge Canning / Rede über Neutralität
r. W. von Bissing / Eine Kundgebung des Präsidenten Butler
rnold Rechberg / Graf Häseler im Weltkrieg
icarda Huch / Krieg und Kunst
uslandpresse und Auslandkorrespondenten
er Fürst von Monaco
timmen unsrer Toten
. W. Heymel / Vom Siegeslauf der Armee Bülow
arl Peters / Vergeltungsmaßregeln gegen die Engländer

Romanbeilage:

Hans Raithel / Die Stieglhupfer. Eine Bauerngeschichte aus dem Bayreuther Lande

---

München, Süddeutsche Monatshefte, November 1914

reis 1.50 M

Digitized by Google

1 Krone 90

WEIHNACHTSGABEN

für unsere im Felde stehenden braven Krieger:

LEINENHAUS FRAENKEL

Theatinerstr. 17 MÜNCHEN Theatinerstr. 17

Liebesgaben.

Wollnormalhemden per Stück von M 3.— an
Futterhosen „ „ „ 3.—
Leibbinden aus Wolltrikot
mit Schafwollefüllung per Stück M 2.25
Brustwärmer aus Wolltrikot
mit Schafwollefüllung per Stück M 2.25
Wollene Decken per Stück M 12.—, 7.—, 4.75
Kamelhaardecken per Stück M 24.—, 18.—, 12.50
Taschentücher, weiß und farbig per Stück 20 Pf.
Handtücher mit Einwebung
„Feldzug 1914", 40/40 cm per Stück 30 Pf.
Pulswärmer, reine Wolle, 20 cm groß, per Paar 75 Pf.
Kopfschützer, Kniewärmer, Trikotleibbinden.
Schwere wollene Socken per Paar M 1.70
Fußlappen per Paar 40, 25 Pf.

MAHR'S poröse

Gesundheitswäsche und Unterkleidung

ist das Ideal nicht nur im Frieden, sondern erst recht im Kriege. Versäume daher niemand seinen Lieben draußen im Felde als praktisches, einzig dastehendes Weihnachtsgeschenk dieses bewährte, von Laien und Ärzten gerühmte Fabrikat zukommen zu lassen.

Stoffmuster und **illustr. Katalog Nr. 14a** wird kostenfrei versandt von den alleinigen Fabrikanten

Mahr & Haake, Hamburg 23.

Dieses Feld kostet pro Einschaltung M 7.—.

Josef Hofmiller

Versuche: Nietzsches Testament. Nietzsche und Rhode. Fogazzaro, Der Heilige. Katarina von Siena. Emerson. Thoreau. Maeterlinck. Die Briefe des Abbé Galiani.

Zeitgenossen: Gerh. Hauptmann. Frank Wedekind. Ibsen. Wilh. Busch. Pontoppidan. Widmann. Ruederer. Bartsch. Hofmannsthal. Rud. Alexander Schröder.

Zwei Bände in gleicher Ausstattung. Geheftet je M 2.—; gebunden je M

Verlag Süddeutsche Monatshefte München.

Digitized by Google

Die Engländer.

Wer je in englischer Umgebung gelebt hat, kennt die politische Reife der Engländer. Sie denken politisch, und sie haben politische Kenntnisse. Über die entferntesten Teile der Erde, besonders über alle Kolonien, die sie haben und die sie haben möchten, sind sie unterrichtet. An einem Gespräch über die Eisenbahnen in Indien und Kanada, über die Gruben in Südafrika kann sich fast jeder beteiligen. Bei den fremden Ländern sind sie am besten über Flotte, Kolonialbesitz und Export unterrichtet, am schlechtesten über die seelischen Eigenschaften. Dieser Mangel ihrer Weltkenntnis beruht auf dem englischen Nationalfehler.

Jedes Volk hat ja seinen besonderen Nationalfehler, und der der Engländer ist die Unverschämtheit. Man wird bei den vortrefflichsten Engländern, wenn man sie nur lange genug kennt, auf den Nationalfehler stoßen. Er war es, der die Engländer verhindert hat, das deutsche Volk richtig kennen zu lernen. Die seelische Beschaffenheit von Ausländern interessiert sie nicht. So war es möglich, daß sie den deutschen Militarismus für die Sache einer Hofclique gehalten haben. So war es möglich, daß sie mit Nachrichten über deutsche Grausamkeit — die von ihnen nie geglaubt, nur verbreitet wurden — neutrale Staaten meinten für den Krieg begeistern zu können. Hier, in dem unverschämten Mangel an Psychologie, hat die kühle Berechnung ihre Grenze gefunden.

Man darf da nicht gleich von Heuchelei sprechen. Bei einem so ganz im Öffentlichen lebenden Volk ist Denken und Sprechen nicht weit auseinander; die Gedanken kommen ihm schon so, wie sie für die Äußerung geeignet sind; sein Denken ist ein Appell an die Sprache, seine Sprache ein Appell an die Öffentlichkeit. Einsames Denken hat es zu allen Zeiten wenig in England gegeben. Bis hoch hinauf auf der geistigen Stufenleiter kann man diesen öffentlichen Charakter des Denkens beobachten. Auch bei ihren Handlungen ist es den Engländern weniger um Schönheit als um Gemeinverständlichkeit zu tun. Man kann zweifelhaft sein, ob sie der

Digitized by Google

Aufrichtigkeit im Sinne des vollkommnen Absehens von der Wirkung, ob sie der unpolitischen Wahrheit überhaupt fähig sind.

Demgegenüber ist es auf den ersten Blick klar, daß die Deutschen ein unpolitisches Volk sind. Das liegt durchaus nicht nur daran, daß sie jünger in der Politik sind. Der Zug des Gemeinverständlichen und Öffentlichen geht ebenso durch die englische Philosophie, wie der des Unberechenbaren — da Tiefsinnigen, dort Unsinnigen — durch die deutsche. Die Deutschen werden nie ein Volk von Politikern sein, aber sie sind ein Volk von Kriegern, und das gleicht jenen Mangel bis zu einem gewissen Grad wieder aus; wenn die anderen einen kunstvollen Knoten geschürzt haben und unter sich sprechen: „Nun wollen wir sehen, was er mit seinen groben Händen macht, um diesen Knoten aufzulösen", so sagt der Deutsche: „So macht man das" und haut ihnen so lang auf die Köpfe, bis sie sich erbieten, den Knoten selbst wieder aufzulösen.

Wie den dummen jüngsten Bruder im Märchen haben sie geglaubt, uns behandeln zu können. Thüringen hätten sie uns gelassen, damit wir hinterm Ofen sitzend uns unserer Klassiker erfreuen könnten, während die verständigen älteren Brüder die Welt beherrschen möchten. Nach dem alten germanischen Märchen kommt aber am Schluß der Dummerling mit einem Schiff, „das zu Land und zu Wasser fuhr", holt die Braut heim, und lebt mit ihr noch lange in Freuden und Herrlichkeit.

Digitized by Google

Die Fragen und die Antworten.

Von Rudolf Alexander Schröder, z. Zt. im Felde.

Brüder, die Gärten und Felder,
Die wir gebaut und gepflügt,
Burgen und Auen und Wälder
Hätten uns nimmer genügt?
Hat's uns das Herze zerriſſen,
Sahn wir des Nachbars Gedeihn?
Bruder, auf Ehr und Gewiſſen,
Nein und abermals nein!

Brüder, ich frage zum andern:
Ferne von Heimat und Herd
Habt ihr im Wirken und Wandern
Andres als Frieden begehrt?
Wolltet ihr beutebefliſſen
Stören das Mein und das Dein?
Bruder, auf Ehr und Gewiſſen,
Nein und abermals nein!

Brüder, und glaubt ihr zur Stunde,
Die uns dem Tode vermählt,
Daß dem geheiligten Bunde
Auch nur ein Einziger fehlt,
Der nicht, die Zähne verbiſſen,
Stünd in den vorderſten Reihn?
Bruder, auf Ehr und Gewiſſen,
Nein und abermals nein!

Bruder, und unter den Buben
Iſt dir der Feigſte bekannt?
Eh ſich die Schwerter erhuben
Hat er dein Ehrengewand
Heimlich beſchmutzt und zerſchliſſen;
Weißt Du, von wem es geſchah?
Brüder, auf Ehr und Gewiſſen,
Ja, und abermals ja!

Brüder, und ſtellten ihm doppelt
Und ſtellten ihm dreimal ſoviel,
Die er zuſammengekoppelt,
Niger und Ganges und Nil,
Schwört ihr, der Krämer ſoll miſſen,
Was er zum Ziel ſich erſah?
Bruder, auf Ehr und Gewiſſen,
Ja, und abermals ja!

Brüder, ich frage das Letzte,
Brüder auf Leben und Tod,
Wollt ihr die nimmer verletzte
Über vergänglicher Not,
Fahne von Deutſchland hiſſen
Ewig in Gloria?
Bruder, auf Ehr und Gewiſſen
Ja, und abermals ja!

Digitized by Google

Die Sozialdemokratie im neuen Deutschland.

Von Friedrich Thimme, Direktor der Bibliothek des Herrenhauses in Berlin.

Weithin in das neue Deutschland, das vor uns liegt, und in das mit ehrfürchtigem Schauer hineinzuschreiten wir uns anschicken, leuchtet, eine köstliche Verheißung für die Zukunft, das kaiserliche Wort, das die flammende Stunde des 1. August gebar: Wenn es zum Kriege kommen soll, hört jede Partei auf, wir sind nur noch deutsche Brüder. Der Kaiser durfte so sprechen, durfte in der ewig denkwürdigen Sitzung des deutschen Reichstags vom 4. August das Wort gleichsam noch einmal unterstreichen: „Ich kenne keine Parteien mehr, Ich kenne nur Deutsche." Denn schon war im jubelnden Zusammenklang ganz Deutschlands und ganz Österreichs offenbar geworden, daß in der schweren Schicksalsstunde, die den verbündeten Reichen schlug, das ganze deutsche und österreichische Volk ohne Standesunterschiede, ohne Konfessionsunterschiede, ohne Parteiunterschiede sich einmütig zur Verteidigung um Kaiser und Reich scharen werde. Und wenn jemand ja noch einen Augenblick hätte zweifeln können und mögen, ob auch die deutsche Sozialdemokratie, deren internationales Bewußtsein von unsern Gegnern so oft schon als ein ausschlaggebender Faktor in ihre Kriegsrechnung eingestellt war, sich zur nationalen Fahne bekennen werde, der ward schon in jener Reichstagssitzung eines Besseren belehrt. Gewiß hat der Wortführer der Sozialdemokratie, der Abgeordnete Haase, den prinzipiellen Standpunkt seiner Partei durchaus gewahrt, aber er hat doch mit vollem Nachdruck erklärt: wir lassen in der Stunde der Gefahr das eigene Vaterland nicht im Stich, und er hat namens der ganzen Partei die Annahme der geforderten Kriegskredite von fünf Milliarden ausgesprochen.

Die deutsche Sozialdemokratie hat damit mehr getan als im Jahre 1870, wo sich ein Teil ihrer Abgeordneten der Abstimmung über die Kriegskredite enthalten hatte; als die sozialistischen Parteien in Italien, die im libyschen Kriege die Kredite verweigert hatten, in Serbien, die bei der gegenwärtigen Krise dagegen stimmten, und in Rußland, wo sie sich der Stimme enthielten. Die deutsche Sozialdemokratie hat es getan, obwohl sie voraussah, daß ihr Verhalten kein Verständnis im internationalen Sozialistenlager finden würde, und daß es vielleicht sogar der Internationale, auf deren Boden sie doch stand, von neuem den Todesstoß versetzen könne. Tatsächlich hat ihr Verhalten der deutschen Sozialdemokratie auch Vorwürfe genug, z. B. aus den Reihen der italienischen Sozialisten eingetragen, und der „Vorwärts" hat selbst konstatieren müssen, daß die Auffassung der italienischen Sozialisten auch in anderen neutralen Staaten stark ver-

Digitized by Google

breitet sei. Dennoch hat die deutsche Sozialdemokratie keinen Augenblick Anstand genommen, dem im Namen des „Internationalen sozialistischen Bureaus" erlassenen „Aufruf an das deutsche Volk", der den deutschen Standpunkt in der Kriegsfrage heftig angriff, entschieden entgegenzutreten.

Was der deutschen Sozialdemokratie diese entschlossene und unbedingte Stellungnahme im nationalen Sinne, die, solange das Deutsche Reich besteht, ihr nie vergessen werden soll, erleichtert hat, ist der Umstand, daß unter den Gegnern Deutschlands an erster Stelle der „alte böse Feind aller freiheitlichen Entwicklung in Europa", der Zarismus stand. Anfänglich hatte die deutsche wie die österreichische Sozialdemokratie aus dem instinktiven Standpunkt der Parteinahme für die Schwachen und Bedrängten heraus Anstoß an dem Vorgehen Österreichs gegen Serbien genommen. Das änderte sich aber von Grund aus, als zutage trat, daß hinter der serbischen Regierung als der eigentliche Anstifter des Krieges Rußland stand. Im Nu ward es der Sozialdemokratie hüben und drüben klar, was auf dem Spiele stehe, wenn der zarische Despotismus und die moskowitische Barbarei auf dem ganzen Festlande gebieten würden. Und als die Hoffnung schwand, in die man sich gern gewiegt hätte, daß Frankreich und England im letzten Moment noch dem unnatürlichen Bündnis mit Rußland entsagen würden, da fand man sich auch in die strategische Notwendigkeit, die Waffen zunächst gegen die Franzosen als den gefährlicheren Feind zu tragen. Ja, man war klarblickend genug, um auch die Verletzung der belgischen Neutralität als moralisch gerechtfertigt zu erkennen. Blättert jemand die sozialdemokratischen Zeitungen und Zeitschriften aus dem Anfang der Kriegszeit durch, so stößt er auf so manche Äußerung, die deutlich zeigt, wie tief doch die Gefühle nicht bloß der Vaterlandsliebe schlechthin, sondern auch des deutschen Nationalbewußtseins in der sozialdemokratischen Seele verankert sind. Äußerungen, die unwillkürlich die Erinnerung daran wach rufen, wie einst ein Mann von der geistigen Bedeutung Wilhelm von Humboldts sich aus der kosmopolitischen Verneinung des Staates unter dem Drange erschütternder Weltereignisse und dem Zwange eigener Mitarbeit zu einer schließlich leidenschaftlichen Bejahung des Staatswesens hindurchrang. Um nur ein schönes Beispiel solcher Äußerungen aus der sozialistischen Presse anzuführen, so nennt Joseph Bloch das nationale Leben „die höchste moralische Einheit, die die Menschheit bis jetzt hervorgebracht hat, der gegenüber der individuelle wie der Geschlechtsegoismus, ja selbst das Klasseninteresse zu schweigen habe". Ausdrücklich bekennt dieser geistige Führer des Sozialismus: „Diejenigen, innerhalb und außerhalb unserer Reihen, die früher die internationale Gesinnung der Sozialdemokratie gegen den Nationalismus ausgespielt hatten, erkannten jetzt gefühlsmäßig

Digitized by Google

(was früher zu erkennen ihrem Intellekt nicht beschieden war), daß die Arbeit für die Menschheit selber nur durch die Nationen gehen kann, so daß die wahre Internationalität eben darin besteht, daß man der eigenen Nation freie Bahn schafft, ihre Kräfte zu entfalten, und sie befähigt, die Aufgabe zu erfüllen, die ihr im ewigen Werden und Vergehen der Menschheitsgeschichte gestellt ist."

Kein Zweifel, daß die Führer der Sozialdemokratie mit dieser bewußten Hinwendung zum nationalen Staat nur dem tiefsten Gefühl der breiten sozialdemokratischen Massen entsprochen haben. Tausend und abertausendmal ist schon in der Zeit der Mobilmachung zutage getreten, daß die Opferfreudigkeit, die Bereitschaft dieser Massen, Gut und Blut für das Vaterland herzugeben, um nichts hinter den übrigen Volksklassen zurückstand. Unvergeßlich wird mir bleiben, wie ein einfacher Reservemann, der in den ersten Tagen des August in meiner Wohnung im Quartier lag, an das Bekenntnis seiner sozialdemokratischen Überzeugung die Worte knüpfte: „Jetzt haben wir alle nur Ein Vaterland, und wir wollen alle gern sterben, wenn unser Vaterland nur frei bleibt." Und es ist nicht an dem, daß nur diejenigen, die in den Krieg ziehen mußten, aus der Not eine Tugend gemacht hätten; nein, auch der Andrang von Kriegsfreiwilligen aus unzweifelhaft sozialdemokratischen Schichten war ein sehr großer. Vor allen anderen leuchtet das Beispiel eines Ludwig Frank hervor, der einst wie kaum ein anderer auf der deutschen Seite die Aussöhnungsbestrebungen mit Frankreich betrieben hatte und nun als einer der ersten Kriegsfreiwilligen gegen dasselbe Frankreich in einen frühen, für Deutschland viel zu frühen Heldentod zog.

Es konnte nicht ausbleiben, daß diese Haltung der deutschen Sozialdemokratie den tiefsten Eindruck im ganzen deutschen Volk hervorrief. Zum ersten Male durfte das deutsche Volk seit seiner Einigung, aus der doch sofort wieder die Keime tiefer Zwietracht emporgeschossen waren, im wahren Sinn des Wortes in sich ein einig Volk von Brüdern sehen. Das war etwas Überwältigendes! Angesichts solcher jubelnd empfundenen Einmütigkeit mußte selbstverständlich auch die Kampfesstellung, in der bisher mehr oder weniger alle bürgerlichen Parteien, wie die Organe des Staatswesens gegen die Sozialdemokratie begriffen gewesen waren, hinwegfallen. Es wurde unter den Parteien ein trotz gelegentlicher Entgleisungen immer wieder neu bekräftigter „Burgfrieden" geschlossen; die Staats-, Heeres- und Kommunalverwaltungen nahmen die bisherigen Verbote gegen sozialdemokratische Zeitungen und Lokale zurück, und selbst der „Reichsverband gegen die Sozialdemokratie" stellte wie so manche andere Kampfesorganisation seine Tätigkeit ein. Man braucht nicht zu fürchten, daß dieser friedliche

Digitized by Google

Zustand so leicht wieder dahin schwinden wird. Im Gegenteil, man darf mit Sicherheit hoffen, daß das Bewußtsein der Klassengegensätze im weiteren Laufe des Krieges immer mehr schwinden wird. „Nebeneinander stehen ja im Felde" — ein sozialdemokratisches Blatt hat es selbst ausgesprochen — „Arbeiter und Unternehmersöhne, und auch daheim wirken vielfach Proletarier und Kapitalisten nebeneinander bei den Hilfsaktionen." Wir möchten auf die Blutsbrüderschaft im Felde, in der Millionen unseres Volkes aus allen Klassen, vom Fürstensohn bis zum ärmsten Proletarier, Agrarier, Großindustrielle und Arbeiter stehen, die größten Hoffnungen setzen; undenkbar, daß diese Unzähligen, die in Not und Tod, in der restlosen Hingabe eines jeden für die Kameraden zu völliger Gemeinsamkeit als Deutsche zusammengeschweißt sind, aus dieser Gemeinsamkeit je wieder in Klassengegensätze und Klassenhaß auseinanderfallen. Aber auch der Wetteifer, mit dem alle Klassen der Bevölkerung daheim für die Vaterlandsverteidiger draußen, für die Verwundeten, für die Notleidenden im Lande eintreten, das soziale Hilfswerk großen Stiles, mit dem alle Organe des öffentlichen Lebens, Staat, Kommunen, Korporationen, einsetzen, kann des nachhaltigsten Eindruckes gerade auf die Klassen nicht verfehlen, aus denen sich die Sozialdemokratie in erster Linie rekrutiert. Gewiß, es kann ja nicht anders sein, als daß sich nach dem Kriege die heute stark zurückgedrängten Gegensätze, auf denen sich das wirtschaftliche Leben aufbaut, von neuem einstellen, von neuem verstärken. Vielleicht wird dann erst recht die alte Wahrheit ans Licht treten, daß der Kampf der Vater aller Dinge ist. Aber es muß die Sorge eines jeden Deutschen, der die ganze Köstlichkeit gemeinsamen und einheitlichen deutschen Fühlens in dieser Zeit in sich aufgenommen hat, es muß auch die vornehmste Sorge ausgleichender Staatsverwaltung sein, daß die Kämpfe und Gegensätze sich nicht wieder so zuspitzen wie vor dem Kriege, und daß die gewaltige Steigerung des wirtschaftlichen Lebens, die von dem wiederhergestellten Frieden und nun gar von dem siegreichen Frieden zu erwarten ist, nicht wie nach dem Kriege von 1870 ausarte in eine kapitalistische Überspannung, die dem Klassenhaß neue Nahrung zuführen müßte. Sollte es sein, daß der Frieden uns einen Milliardensegen weit über 1870 hinaus zuführte, nun, des Staates harrt auch mit dem Ende des Krieges ein Riesenkomplex sozialer Aufgaben, der die gewaltigsten Mittel erfordert. Es gilt zunächst die unzähligen Wunden zu heilen, die der Krieg geschlagen hat, die Veteranen und Invaliden, die Witwen und Waisen der Gefallenen mit freigebiger Hand so zu stellen, daß sie ohne Nahrungssorgen stets die Dankbarkeit des Vaterlandes fühlen, es gilt die verwüsteten Provinzen zu neuem und reicherem Flor zu bringen, die zerstörten Werke daheim und

Digitized by Google

über See überall neu zu schaffen. Aber der Frieden muß zugleich mit aller Kraft und Energie, deren Deutschland fähig ist, dahin ausgenützt werden, daß wir Deutschen wieder die Führung in der sozialen Reform, die uns in manchen Punkten zu entgleiten drohte, übernehmen. Vor dem Kriege konnte, mußte es vielleicht scheinen, als ob eine Pause in der Sozialreform notwendig sei. Mit dem Frieden aber werden, das läßt sich zuversichtlich erwarten, ungeheure materielle, geistige, sittliche Kräfte frei werden, um in dem neuen Deutschland eine neue Ära der Sozialreform heraufzuführen. Staatsfürsorge und freie Selbsthilfe, die eine die andere befruchtend, müssen dann einen starken Aufschwung nehmen, um das hohe Ziel des sozialen Ausgleichs, des sozialen Friedens zu verwirklichen oder doch der Verwirklichung näher zu führen. Was alles dazu gehört, braucht hier nicht erst entwickelt zu werden. Das eine nur mag gesagt werden, daß wenn dem siegreichen deutschen Staate gewaltige Mittel zuströmen, er auch nicht mehr davor zurückzuschrecken brauchte, Reformen von einer bisher unübersehbaren Tragweite wie die Arbeitslosenversicherung, die Hebung der Wohnungsnot in Stadt und Land, die innere Kolonisation im großen Stil, die Mutterschaftsversicherung usw. selbst in die Hand zu nehmen.

Auch das wird mit aller Energie zu betonen sein: Durch ihre volle und freudige Hingabe im nationalen Sinne hat unsere Arbeiterschaft sich ein moralisches Anrecht darauf verschafft, ihre alte Forderung der vollen Gleichberechtigung neben den übrigen Ständen erfüllt zu sehen. Endlich muß das Kaiserwort aus dem Jahre 1899: Es kommt vor allem darauf an, daß dem Arbeiter die Überzeugung verschafft wird, daß er ein gleichberechtigter Stand im Staate ist, restlos in Wirklichkeit umgesetzt werden! Im neuen Deutschland kann und darf es überhaupt nur die Devise geben: Freiheit und Vertrauen! Nicht als ob geleugnet werden könnte, daß unser Volk in dem kleinlichen Alltagsgezänk des früheren Friedens, in dem Gewühl des Parteigetriebes nicht, noch nicht jene Reife politischer Einsicht, jenes Maß von Selbstzucht an den Tag gelegt hat, die für einen lebendigen Anteil an den Staatsgeschäften vorausgesetzt werden müssen. Heute aber dürfen wir hoffen, daß ein Volk, das in der Stunde höchster Gefahr sich so weit über sich selbst zu erheben imstande war, sich auch der Freiheit und des Vertrauens würdig erweisen wird. Ob der Parlamentarismus, beruhend auf einem völlig gleichen Wahlrecht, der gegebene Weg ist, um die lebendige Anteilnahme des Volkes an der Regierung in immer weiterem Umfange wirksam zu machen, das mag auf sich beruhen bleiben. Das eine darf als völlig selbstverständlich gelten und wird heute ernstlich kaum noch von der Sozialdemokratie bestritten werden, daß eine starke Staatsgewalt, die das Spiel der freien Kraftentfaltung auf politischem wie wirtschaft-

Digitized by Google

lichem Gebiet reguliert, eine absolute Notwendigkeit bleibt; wo nähme auch eine Volkszahl von bald 70 Millionen die Möglichkeit her, die ganze Summe ihres politischen und sittlichen Wollens in jedem Momente auf einem anderen Wege überzeugend und einheitlich zum Ausdruck zu bringen! Auch an den deutschen Militarismus, auf den unsere Feinde jetzt so gerne die Schuld allen Unheils abwälzen möchten, darf nicht getastet werden; er bleibt schlechthin notwendig, solange noch Feinde rings um Deutschland lauern. Auch der Sozialdemokratie ist ja in dieser Zeit die Erkenntnis aufgegangen, daß der Militarismus in der Ausgestaltung des deutschen Volksheers nichts weiter als das Ergebnis des Deutschland seit langen Jahren trotz seines höchsten Friedenswillens auferlegten Zwanges zur Selbstverteidigung, nur der unüberwindliche Schutz des Vaterlandes ist, den sie letzten Endes selbst erstrebt. Konnte man doch im „Vorwärts" lesen: „Kein anderer Staat hat so wie Deutschland alle Kräfte, nicht nur die materiellen, sondern auch die geistigen in den Dienst der militärischen Organisation gestellt. Wie Deutschland die beste industrielle und finanzielle Organisation, die besten gewerkschaftlichen und politischen Vereinigungen hat, so auch den besten Kriegs- und Herrschaftsapparat." Man höre! den besten Kriegs- und Herrschaftsapparat. Wir sehen auch hier wieder: die Sozialdemokratie ist auf gutem Wege, sich mit einem Staatswesen, wie wir es in Deutschland haben, trotz aller Vorbehalte innerlich auszusöhnen.

Es wird eine der wichtigsten Aufgaben des Staates, und wir fügen mahnend hinzu, auch der Parteien sein, der Sozialdemokratie diesen inneren Prozeß nach Möglichkeit zu erleichtern. Die Sozialdemokratie darf, nachdem es ein für allemal erwiesen ist, daß sie unbeschadet ihrer internationalen Neigungen im Momente der Gefahr unbedingt zur nationalen Fahne übertritt, nicht mehr als vaterlandslos angesehen und behandelt werden. Mehr als das: sie darf, nachdem sie sich selbst durch die Tat den nationalen Parteien eingereiht hat, erwarten, daß ihr Wort auch in politischer Beziehung nicht ungehört bleibt. Das gilt schon für die Ziele des gegenwärtigen Krieges, für die Bedingungen, unter denen der Völkerfrieden zustande kommen soll. Wenn die Sozialdemokratie immer wieder vor einer Eroberungspolitik im napoleonischen Stile warnt, wenn sie insonderheit gegen eine Annexion Belgiens Protest erhebt, so sind wir gewiß, daß die schweren Bedenken, die einer solchen Politik in der Tat entgegenständen, von niemanden mehr gewürdigt werden als von der deutschen Regierung selbst. Nichts leichter ist übrigens als für das Friedensziel eine Fülle von Möglichkeiten aufzuzeigen, durch die der vollberechtigte Anspruch unseres Heeres, unseres Volkes überhaupt: für die ungeheuren und kaum auszudenkenden Opfer, die wir für unsere Selbstverteidigung gebracht haben,

Digitized by Google

entschädigt zu werden, mit den Wünschen und Forderungen der Sozialdemokratie in Einklang zu setzen wäre. Auch die Sozialdemokratie weist den Anspruch Rußlands auf die „furchtbare und unerträgliche Rolle des Schiedsrichters von Europa" ab, nicht minder den traditionellen Anspruch Englands auf die Beherrschung der Weltmeere; sie fordert gebieterisch die Lösung des unnatürlichen Bündnisses zweier Kulturnationen von der zarischen Barbarei. Sie will dieses Ziel erreichen durch die Befreiung der Polen, Finnen und der Bewohner der Ostseeprovinzen vom Joch des Moskowitertums, durch die Wiederherstellung der Selbständigkeit Ägyptens, Persiens usw. In der Tat: ein Ziel aufs innigste zu wünschen, ein Ziel, das auch die Möglichkeit einer neuen Koalition der Ententemächte gegen Deutschland-Österreich-Ungarn stark reduzierte! Über die staatsrechtliche Form, in die eine Befreiung der Polen, Finnen usw. zu kleiden wäre, ließe sich sicher mit der Sozialdemokratie reden, die nur das Selbstbestimmungsrecht dieser Völkerschaften betont; gegen eine Angliederung derselben an einen mitteleuropäischen Zoll- und vielleicht Staatenbund würde sie schwerlich etwas einzuwenden haben. Auch dafür wäre die Sozialdemokratie zu haben — ein Aufsatz von K. Kautsky in der Neuen Zeit lehrt es — daß Deutschland und Österreich, falls sie Sieger bleiben, den Gegnern nichts Geringeres als die Abrüstung, mit anderen Worten zumindest eine schwere Kriegskontribution, die ihnen die Wiederaufnahme des Wettrüstens schon finanziell unmöglich macht, weiter vielleicht die Schleifung der Festungen und eine Kontingentierung der Heeres- und Schiffszahl auferlegen würde. Nun, damit ließe sich schon das hohe Ziel, das unserer Heeresleitung und unserer Regierung vorschwebt, erreichen: volle Sicherheit gegen eine Wiederkehr eines solchen uns aufgenötigten Weltkrieges zu gewinnen. Eines näheren Eingehens auf solche Möglichkeiten bedarf es hier nicht; es galt nur zu zeigen, daß es keineswegs aussichtslos wäre, sich mit der Sozialdemokratie über das Ziel des Krieges zu verständigen.

Mit dem Friedensschluß allein ist es freilich noch nicht getan. Die Sozialdemokratie erhebt den Anspruch, und auf Grund ihrer im Kriege bewiesenen nationalen Hingabe kann er ihr nicht wohl vorenthalten werden, daß ihre Stimme auch bei dem Aufbau eines neuen Deutschland ins Gewicht falle. Ganz gewiß: „der Arbeiterklasse, die in dem Kriege ihre harte Pflicht erfüllt hat, darf es nicht versagt werden, am Neuaufbau des Zerstörten hervorragend mitzuwirken." Wenn dieser Aufbau in dem Sinne, den wir vorher darlegten, erfolgt, dann darf man hoffen, daß die Sozialdemokratie sich willig daran beteiligen, und daß sie schließlich von dem faustischen Drange, ewig das Unerreichbare zu erstreben, mit einem freudigen Bekenntnis zur Gegenwart „verweile doch, du bist so schön" ab-

Digitized by Google

lassen wird. Das setzt natürlich voraus, daß die Sozialdemokratie nicht, wie das nach ihrer Vergangenheit allerdings zu befürchten wäre, durch eine Überspannung ihrer Ziele und Forderungen die gemeinsame Arbeit an dem Neubau und damit ein gedeihliches Endergebnis im Sinne des schönen Dreiklangs „Einigkeit und Recht und Freiheit" unmöglich macht. Viel schmerzliche Entsagung wird eine jede Partei auf dem Altar des Vaterlandes zum Opfer bringen müssen. Daß auch die Sozialdemokratie dazu guten Willen mitbringt, darf man vielleicht aus den feinen Worten schließen, die Joseph Bloch, den wir schon einmal zitierten, dem neuen Deutschland widmet: „Man wird ein neues Deutschland im Innern aufzubauen haben, bei dem die lebendige Volkseinheit das regulierende Prinzip sein muß. Die äußeren Schranken, die eine blinde Tradition auf der einen Seite, ein dogmatischer Radikalismus — Bloch selbst unterstreicht das Wort — auf der andern aufgerichtet haben, und die eine richtige Verteilung der Volkskräfte zum Zweck der Auswirkung des Volksganzen erschwerten oder zum Teil unmöglich machten, sind gefallen. Der Kampf der Klassen wird freilich wieder aufgenommen werden, aber er wird dann zu fruchtbarer Entfaltung der Kräfte führen, nicht zu kleinlichen Streitereien, die alle Teile schwächen. Und dann wird die deutsche Arbeiterklasse innerhalb und zum Besten des Volksganzen dem Ideal, das uns am höchsten steht: dem Sozialismus, in positiver Weise näher kommen."

Wir, die wir unverrückbar auf dem Boden des monarchischen Gedankens und heißer Liebe zu dem Staate, dem wir angehören, trotz seiner Fehler und Schwächen stehen, werden ja zu einzelnen solcher Sätze und Ausdrücke unsere Vorbehalte und Einwendungen zu machen haben. Aber unbeschadet dessen werden wir nicht verkennen können, daß sich dank der gewaltigen Geschehnisse, in denen wir leben, zum ersten Male eine Möglichkeit und mehr als das, eine breite Grundlage gebildet hat, auf der das kaiserliche Wort von den deutschen Brüdern über die Dauer des Krieges hinaus in Tat und Wirklichkeit umgesetzt werden kann. Auf dem Wege des neuen Deutschlands, auf das wir zustreben, und das ein Land des Friedens und sozialer Eintracht, eine Stätte einmütigen und freudigen Zusammenarbeitens aller Parteien, aller Klassen sein soll und wird, liegen gewiß noch unendliche, schier unabsehbare Schwierigkeiten; wird doch der hochgespannte Idealismus, der uns jetzt alle hinreißt, nicht leicht in aller Zukunft festzuhalten sein. Und doch, dem deutschen Volk, in dem aus dem Bewußtsein seiner gerechten Sache ein so unüberwindlicher Siegeswille emporgestiegen ist, diesem einzigen Volk kann auch die gewaltige Aufgabe, aus dem Völkerfrieden den sozialen Frieden, innerhalb unserer Nation und über unsere Nation hinaus, durchzuführen, nicht zu schwer sein. Ganz Deutschland will es!

Digitized by Google

Die bürgerlichen Parteien im neuen Deutschland.

Von Ludwig Bergsträßer, Privatdozenten der Geschichte an der Universität Greifswald.

In necessariis unitas, in dubiis libertas, in omnibus caritas.
Augustin.

Seit Wochen gibt es keine innere Politik mehr. Wirtschaftspolitische Probleme, die eng mit dem Kriege zusammenhängen, sind zu lösen gewesen; andere sind es noch. Einige von ihnen wurden und werden je nach der Parteistellung so oder so aufgefaßt. Aber man fand und findet Lösungen, die diese Gegensätze nicht recht hervortreten lassen. Unsere Zeitungen sind voll vom Kriege; sie bringen sonstige Nachrichten fast nicht. Die militärischen Behörden dulden es nicht, daß Klassengegensätze geschürt oder auch nur behandelt werden. Der Vorwärts mußte sich zur größten Zurückhaltung verpflichten, um überhaupt weiter erscheinen zu können. Diese Tage noch hat die Staatsbürgerzeitung eine Erklärung abgegeben, daß sie infolge Eingreifens des Oberkommandos in den Marken ihren Charakter als antisemitisches Blatt aufgibt.

Somit wäre also die Wirkung, die der Krieg auf die innere Politik ausübt, die, daß er sie hat verschwinden machen. Es gibt keine innere Politik, keine Parteigegensätze, keine Parteien mehr. Für immer? Gewiß nicht. All die Probleme, die jetzt zurücktreten, werden nach Beendigung des Krieges wieder hervortreten und sich nur um so mehr geltend machen.

In jeder Zeit verlangt der Augenblick sein Recht. Wer jetzt glaubt, daß in den Jahren nach dem Kriege all die Gegensätze der Parteien überbrückt sein werden, der erkennt nicht, daß sie auf Naturnotwendigkeiten beruhen, auf sehr realen Faktoren, auf Interessen, auf Anschauungen, die nicht verschwunden sind und die sich wieder auswirken werden, wenn erst durch den großen Kampf die Grundlagen des Staates wieder gesichert sind, innerhalb dessen sie sich auswirken. Denn das ist es ja, worum dieser Krieg geht: die Grundlagen des Staates, alle Grundlagen unseres deutschen Lebens, politische, wirtschaftliche, geistige, religiöse.

Für das alles ist dann wieder freie Bahn. Und alle geschichtliche wie psychologische Erfahrung spricht entgegen dem weitverbreiteten Urteil oberflächlicher Betrachtung dafür, daß nach dem Kriege die innere Politik noch mehr Probleme zeigen, daß man mit noch mehr Intensität an ihre Lösung gehen wird, als bisher. Und selbstverständlich werden sich die neuen Kämpfe abspielen innerhalb der dazu notwendigen Organisationen, der Parteien.

Nicht so dürfen wir fragen: Werden diese Parteien nach dem Kriege

Digitized by Google

noch sein? sondern vielmehr: Wie werden unsere politischen Parteien nach dem Kriege aussehen? Wird der Krieg sie modifiziert haben, wird er sie tief beeinflussen und in welcher Richtung? Für die bürgerlichen Parteien will ich versuchen, diese Fragen zu beantworten, soweit es nach zwei Monaten des Krieges möglich ist, wenn man die Entwicklung unseres gesamten Parteiwesens seit seinen Anfängen als Quelle der Erkenntnis hinzunimmt.

Nach zwei Richtungen hin wird der Krieg bedeutsame Wirkungen ausüben. Er wird erstens die Entwicklung unserer Parteien zum national-staatlichen Denken vollenden.

Als nationale Fragen wird man bezeichnen müssen die Gesamtheit dessen, was zur Erhaltung des Staates unentbehrlich ist, also im Falle Deutschlands Heer und Flotte vorweg und als Folgerung aus unserer wirtschaftlichen Entwicklung die imperialistische Expansionspolitik im allgemeinen. Parteien, die die Ausgaben für diese drei Materien bewilligen, sind als national zuverlässig zu bezeichnen. Sie können immerhin dem Staate in manchem kritisch, selbst negierend gegenüberstehen; wenn sie diesen seinen Grundlagen gegenüber positiv reagieren, so kann man sie wohl als oppositionell, nicht aber als antinational bezeichnen. Im großen und ganzen entsprechen unsere bürgerlichen Parteien diesen Anforderungen schon jetzt. Die letzten Flottenvorlagen sind von ihnen allen bewilligt worden, die gewaltige Heeresvorlage des vorletzten Jahres ebenso. Von den bürgerlichen Parteien erwartete niemand ein anderes Verhalten in der Kriegssession des Reichstages, als das sie zeigten.

Trotzdem glauben wir, daß der Krieg doch die Anschauungen einiger von ihnen modifizieren wird. Der Liberalismus hat aus seiner Jugendzeit des gezwungenen Theoretisierens noch eine gewisse, teils platonische, teils immerhin störende Neigung, Probleme, die sich deutlich als Machtfragen der auswärtigen Politik kennzeichnen, als ethische Fragen aufzufassen. Daher Versuche, an ihre Lösung mit falschen Mitteln heranzugehen (Abrüstung). Das wirkt unter Umständen in Zeiten minderer Spannung auf seine Stellung in Heeresfragen zurück. Jetzt wird was jeder einzelne ergriffen und staunend erlebt diesen Gedankengängen eine Mauer vorsetzen.

Auch der alte Kampf um die Stellung des Heeres innerhalb des Staates ist bei uns noch nicht ganz zu Ende. Wenn je ein Krieg, so zeigt dieser, daß das moderne Heer ein Volksheer ist im wahrsten Sinne des Wortes; er zeigt ebenso, daß der Riesenorganismus nur funktionieren kann, wenn der Zweckmäßigkeitsfrage gegenüber alles andere zurücktritt. Daraus wird zu folgern sein, daß in Zukunft einiges aus unserem Heerwesen, das noch aus der absolutistischen Zeit stammt, hinwegfallen muß. Es geht nicht an,

Digitized by Google

in einem Volksheere Unterschiede zu machen unter den einzelnen Regimentern; das Adelsprivileg wird auch tatsächlich zu beseitigen sein; dafür werden bisherige Kritiker eingestehen müssen, daß die Garde als Elitetruppe ihre Berechtigung hat. Auch ein anderer Wunsch unserer Linksliberalen wird wohl durch diesen Krieg der Erfüllung näher gebracht. Wir lesen in den Zeitungen von großen Zahlen jüdischer Soldaten, Unteroffiziere, in Bayern auch Reserveoffiziere. Die erste französische Fahne ist von einem Juden erobert worden, der dafür das Eiserne Kreuz erhalten hat. Was im bayerischen Heere möglich ist, wird im preußischen nicht unmöglich sein. Der einzige stichhaltige Grund, der bisher angeführt wurde, daß der jüdische Unteroffizier und Offizier sich keine Autorität verschaffen könne, wird in einem Heere, das so vollkommen auf die Zusammenarbeit aller einzelnen eingestellt ist, nicht mehr als zutreffend erachtet werden können. Ebenso wird man auch den Katholiken, die von ihren religiösen Pflichten auf keinen Fall abgehen wollen, die Offizierslaufbahn ermöglichen müssen. Für unsere zukünftige parteipolitische Lage haben diese Einzelheiten größere Bedeutung als gemeinhin angenommen wird. Der große Wert der Kriegszeit liegt ja innerpolitisch gerade darin, daß das Trennende zurücktritt, daß die Hemmungen, die sich gefühlsmäßig stark geltend machen, jetzt wegfallen. Der vorausschichtige Politiker wird daran denken müssen, sie für die Zukunft endgültig zu beseitigen. Das Heer wird nach dem Kriege so populär sein, wie es die Flotte schon vor dem Kriege, dank der genialen Politik des Staatssekretärs Tirpitz und der hingebenden Arbeit des Kaisers selbst, gewesen ist. Es gilt das Letzte zu beseitigen, was aus vergangener Zeit noch trennend zwischen Volk und Heer steht.

Wenn man solche Folgerungen aus einer großen Zeit zieht, so wird sich eine dauernde wohltätige Wirkung für unsere innere Politik ergeben. Alle bürgerlichen Parteien werden im Heere das wichtigste Instrument unserer auswärtigen Politik sehen und ihm wetteifernd ihre eifrigste Fürsorge zuwenden. Wir werden, wenn alle beteiligten Faktoren sich dieses Ziel ernstlich vornehmen, dahin kommen, daß die nationalen Fragen im engeren Sinne aus dem Kampfe der Parteien unter sich ausscheiden. Sie werden zu Selbstverständlichkeiten, denen keine sich entzieht. In Bezug auf sie werden dann die Parteien auch gegenüber der Regierung eine andere Stellung einnehmen. Keine Partei wird sich in Zukunft außerhalb dieser Notwendigkeiten stellen. Die nationalen Fragen werden ausscheiden auch aus den Auseinandersetzungen zwischen Regierung und Parteien. Natürlich nicht im einzelnen. Man kann da oft genug verschiedener Meinung sein, auch wenn man letzten Endes dasselbe will. Aber es wird unmöglich werden, diese Staatsnotwendigkeiten zum Gegenstand des Handels zwischen den

Digitized by Google

Parteien und der Regierung zu machen. Es wird der Ehre der einzelnen Partei widersprechen, ihre Zustimmung in diesen Dingen davon abhängig zu machen, daß die Regierung auf einem anderen Gebiete ihr den Willen tut. Immer wieder ist in Deutschland von wohlmeinenden Leuten die Forderung aufgestellt worden, man müsse eine nationale Partei begründen; die alten Parteien hätten sich überlebt. Wer in der Geschichte unserer Parteien und des Parteilebens anderer Völker Bescheid weiß, wird zu der Anschauung kommen, daß es wohl möglich ist, auf dem angegebenen Wege die nationalen Fragen aus den Parteikämpfen im engeren Sinne auszuscheiden und so, die einzelnen Parteien über sich selbst hinaushebend, aus ihnen die nationale Partei zu schaffen. Man wird zu dieser Auffassung um so mehr neigen, wenn man sieht, daß gerade in Deutschland sich diese Entwicklung schon vielfach angedeutet hat und vielfach immer wieder gehemmt worden ist.

Der deutsche Liberalismus ist, namentlich sobald er in großstaatlichen Verhältnissen hat wirken können, niemals ein Gegner des Heeres gewesen. Die erbitterten parlamentarischen Kämpfe um militärische Fragen, die in Preußen in den sechziger und dann wieder in Deutschland in den achtziger Jahren ausgefochten worden sind, haben sich im Grunde nie um die Frage des Heeres, sondern immer um budgetrechtliche Fragen gedreht. Die liberale Opposition und ihr sich anschließend das Zentrum wollte ihr Budgetrecht dem Heeresetat gegenüber ebenso durchführen wie bei den anderen Positionen. Die Regierung, die im Grund nicht ehrlich konstitutionell war, trat dem entgegen. Noch 1886 hat Windthorst recht gehabt mit seiner Formel: Jeden Mann und jeden Groschen, aber nicht auf sieben Jahre. Schließlich hat dann der ehrliche Konstitutionalismus gesiegt und wir sehen, daß die Liberalen nach diesem Siege durchaus bereit waren, von der erst einmal durchgefochtenen Theorie der jährlichen Bewilligung abzugehen, wenn es praktisch nützlich erschien. Die Flottenbaupläne, die auf lange Jahre hinaus die Bewilligungen der Volksvertretung festlegen, sind seit Anfang des 20. Jahrhunderts angenommen worden, ohne daß es auch nur zu budgetrechtlichen Erörterungen gekommen wäre.

Es gab innerhalb des Liberalismus in Deutschland schon früh eine Richtung, die die ganze Organisation des Heeres, wie sie sich zu Beginn des 19. Jahrhunderts herausgebildet hatte, stehendes Heer auf allgemeiner Wehrpflicht beruhend, bekämpfte und das Milizheer der Schweiz zum Ideal erhob. Karl von Rotteck ist der erste Wortführer dieser Richtung, die trotzdem für den Liberalismus nicht bestimmend war. Schon damals trat ihm der andere Führer der badischen Liberalen, der Freiherr von Liebenstein entgegen. Kleinere Kreise haben sich immer wieder zu Rott-

Digitized by Google

ecks Gedankengängen zusammengefunden. Sie werden durch den großen Krieg, in dem wir jetzt stehen, belehrt werden, daß gerade gegenüber der ungeheuren Entwicklung der technischen Seite des Kriegwesens ihr Ideal unerfüllbar ist. Man kann den einzelnen Mann eines Riesenheeres, wie wir es brauchen und brauchen werden, nicht in ein paar Wochen ausbilden; es genügt nicht, daß sie schießen können.

So zeigt die geschichtliche Entwicklung, daß sich die Anschauungen auf allen Seiten einander genähert haben. Der Krieg wird diese Entwicklung zum Abschluß bringen und die Grundlagen des Staates, soweit es an den bürgerlichen Parteien liegt, auch innerpolitisch so sicher stellen, wie wir erwarten und fordern, daß es für die auswärtige Politik geschehe.

Eine der wohltätigsten Folgen der Entwicklung, die hier natürlich nur in den allgemeinen Zügen charakterisiert werden konnte, wird die sein, daß der leidige Vorwurf aufhören wird, der bisher immer wieder gegen einzelne Parteien erhoben worden ist, sie seien nicht national. Wenn es sich in Zukunft in der parlamentarischen Diskussion nicht mehr um die Grundlagen des Staates handeln wird, sondern nur noch um Einzelheiten der Ausführung des nationalen Programms, so wird dieser Vorwurf verstummen müssen, der so oft unsere politische Agitation vergiftet hat. Man wird anerkennen müssen, daß derjenige nicht außerhalb des Staates gestellt werden darf, der an den Grundlagen seiner Machtmittel und Machtentfaltung mitbaut.

So wird neben die tatsächliche Annäherung innerhalb der bürgerlichen Parteien auch die agitatorische treten. Gerade wer weiß, daß die Agitation notwendig zum Wesen der politischen Partei gehört, wer über die Methoden, deren sie sich bedient, nicht nur moralisierend die Nase rümpft, der wird es für sehr wichtig halten, daß es mit diesem Vorwurfe innerhalb der bürgerlichen Parteien ein Ende haben wird.

Auch sonst wird mancherlei Trennendes in Zukunft wegfallen. Es wird nicht mehr angehen, bestimmte Kategorien der Bürger des deutschen Reiches als außerhalb desselben stehend zu betrachten und zu behandeln, die jetzt Gut und Blut für uns hingegeben haben. Den politischen Antisemitismus wird man als erledigt ansehen können. Die Staatsbürgerzeitung hat in der erwähnten Erklärung gesagt, daß sie diesen Teil ihres Programms auch für die Zukunft aufgebe. Einerlei wie man bisher zum politischen Antisemitismus gestanden hat, wird man zugeben müssen, daß er sich sehr oft agitatorischer Mittel bediente, die besonders wenig erfreulich waren. Es ist durch ihn und durch politische Maßnahmen, die auf seiner Arbeit beruhten, mancher dem Staatsgedanken entfremdet oder in einen gewissen Gegensatz zum Staate gedrängt worden.

Digitized by Google

Es scheint überhaupt, wenn wir alle Begebnisse seit der Mobilmachung bedenken, als sollte sich eine Modifizierung des Begriffes Nationalstaat durchbilden. Gerade diejenigen, die bisher den nationalstaatlichen Gedanken in seiner schärfsten Ausprägung vertreten haben, werden in einigem umlernen müssen.

Übereinstimmend ist festgestellt worden, daß die Mobilmachung in den von Dänen, Polen, Elsaß-Lothringern bewohnten Gebietsteilen sich ruhig und ohne Anstoß vollzogen hat. Zwischenfälle, die sich während des Eindringens der Franzosen im Elsaß und in Teilen Lothringens ergeben haben, sind vereinzelt geblieben. Alle diese Stämme machen eine weltgeschichtliche Entwicklung innerhalb des Deutschen Reiches mit durch. Das kann auf sie selbst nicht ohne Einwirkung bleiben; sie sehen die einzige Stärke dieses Reiches in besonders hellem Lichte. Sie wird aber auch einwirken auf die Auffassung, die die anderen von ihrer Stellung innerhalb des Staates haben. Wir werden sie enger eingliedern und ihnen doch im einzelnen mehr Bewegungsfreiheit belassen, wenn wir gesehen haben, daß sie in schwerer und großer Zeit ihre staatsbürgerliche Pflicht voll erfüllt haben. Ein so gewaltiger Organismus wie das Deutsche Reich kann kleine Minderheiten wohl dulden, ohne fürchten zu müssen, daß sein Bestand durch sie gefährdet sei. Überdies wird ein Teil dieses Sondernationalismus, der Elsaß-Lothringische, nach dem Kriege ziemlich verschwunden sein. Man mag an die Analogie denken, daß die Rheinprovinz sich erst durch die Ereignisse des Jahres 1870 auch innerlich in den preußischen Staat eingefügt hat, und man wird sich freuen, daß für ein Land, das dem deutschen Gedanken weit mehr entfremdet war, so bald die große Stunde der innerlichen Erneuerung geschlagen hat.

Auch diese Entwicklung, die sich schon deutlich kennzeichnet — es sei nur an den ersten Hirtenbrief des neuen Erzbischofs von Posen, an die Proklamation, die General Morgen in Russisch-Polen hat verbreiten lassen, und an den Wechsel im Oberpräsidium in Schleswig-Holstein erinnert — wird die Folge haben, daß Gegensätze, die nicht nur zwischen den bürgerlichen Parteien und den Vertretern nationaler Minderheiten, sondern auch gerade innerhalb der bürgerlichen Parteien über das nationale Problem bestanden haben, zurücktreten werden, wenn das Problem selbst an Bedeutung verliert. Ähnliches wird sich vielleicht für das Verhältnis der bürgerlichen Parteien zur Sozialdemokratie ergeben; doch meine Aufgabe ist so abgegrenzt, so daß ich dies nur andeuten kann.

Absichtlich habe ich mich in diesen allgemeinen Umrissen auf das nationale Problem beschränkt. Ebenso wichtig wird wahrscheinlich die ganz allgemeine und mehr stimmungsmäßige Wirkung sein, die die Kriegszeit

Digitized by Google

auf jeden einzelnen und damit auch auf sein politisches Denken ausübt. Das starke Gemeinsamkeitsgefühl, das uns alle zu Beginn des Krieges beseelte, das die politischen, wirtschaftlichen, sozialen Gegensätze zurücktreten ließ, wird dauernde Wirkung haben. Sie wird auch den tiefsten im deutschen Volkskörper bestehenden Riß, den konfessionellen, zu überbrücken geeignet sein. Der konfessionelle Gegensatz scheidet diesmal im Kriege vollkommen aus, während er noch 1870 in Bezug auf die Einigung Deutschlands eine zwar latente, aber doch starke Wirkung ausübte. Die politische Vertretung der konfessionellen Minderheit wird aus diesem Kriege keinerlei innere Stärkung erfahren, keinerlei neue Gründe zu Kampf oder auch nur zur Verteidigung entnehmen können. Ebenso wird auf der Seite ihrer Gegner das so ungerechtfertigte Wort von der auch nur in etwas minderen nationalen Zuverlässigkeit verstummen müssen. Es wird sich jetzt jedem Auge aufdrängen, daß strengster Katholizismus mit nationalstaatlichem Egoismus wohl vereinbar ist. Der katholische Volksteil weiß sich in dieser Hinsicht frei von jeglicher Beeinflussung durch eine auswärtige, international gerichtete Macht, ganz abgesehen davon, daß solche Beeinflussungen nicht versucht werden und um so weniger versucht werden können, als die Zahl der Katholiken die Habsburg und Hohenzollern unter ihrem Zepter vereinigen größer ist als die Zahl der katholischen Staatsbürger in den Reihen unserer Gegner. Auch hier wird die Wahrheit des Satzes, daß es kein besseres Bindemittel gibt, als Blut, sich jedem aufdrängen.

Nur auf eines sei schließlich noch aufmerksam gemacht. Wenn wir unsere innerpolitische Lage im Ganzen betrachten, so stellen wir fest, daß wir uns in der Entwicklungsphase befinden, wo die konstitutionelle Monarchie völlig durchgeführt ist. Es gibt einzelne Elemente, die noch nicht ganz, noch nicht so mit dem Herzen auf dieser Entwicklungsstufe angekommen sind, Leute, die immer wieder die Furcht haben, daß der Konstitutionalismus die außerpolitische Stoßkraft des Staates schwäche. Sie werden ihren Irrtum einsehen und Buße tun. Auf der anderen Seite stehen ebenfalls einzelne, wenn auch in stärkerer Gruppe, die weiter wollen aus dem Konstitutionalismus heraus. Sie werden nach dem Kriege festzustellen haben, daß Dynastien und Volk jetzt noch enger verbunden sind als früher, denn auch diese haben sich alle voll eingesetzt für des Reiches Herrlichkeit. Blut bindet. Ebenso wird jeder sachliche Beobachter feststellen, daß die straffe Zentralisation der außerpolitischen Machtmittel sich für den Kriegsfall durchaus bewährt hat. Wir werden es in dieser Zeit dem Kaiser danken, daß seine Voraussicht uns in die Flottenpolitik hineingestoßen hat, die uns jetzt zum gefährlichen Gegner des britischen Weltreiches macht. Der monarchische Gedanke gewinnt in diesen Tagen — ich will nicht sagen neue Kraft —

Digitized by Google

aber er gewinnt neue Liebe und von den Tatsachen aus Vertrauen für die Zukunft! Die weiter drängen in unserer innerpolitischen Entwicklung, werden künftighin mindestens nicht sagen können, daß wir in der Vergangenheit schlecht gefahren seien. Das ist für sie eine Hemmung.

So werden die politischen Anschauungen innerhalb der bürgerlichen Parteien sich ausgleichen und einander nähern. Es ist, wie wenn eine große Masse Menschen irgendwo in einer Straße einer großen Stadt sich schiebt und drängt. Da schwinden die Unterschiede der Einzelnen.

Dieser Wirkung unterliegen jetzt alle politisch Denkenden in Deutschland; und nicht nur für Stunden. Monate sind es gewesen, Monate werden folgen. Das kann für spätere Tage seine Wirkung gar nicht verfehlen.

Bürger und Soldaten im neuen Deutschland.

Von Karl Stählin, Professor der Geschichte an der Universität Heidelberg, z. Zt. im Feld.

Die verehrte Redaktion der Süddeutschen Monatshefte bittet mich, ihr über die Frage einige Worte zu schreiben, wie die deutsche Bildung mit dem deutschen „Militarismus" in den letzten Monaten ein unlösbares Ganzes geworden sei. Inmitten vielfältiger Adjutantengeschäfte, vor dem Wiederaufbruch aus der Reserve zur Bereitschaft und von da zu den Vorposten, greife ich zur Feder, um Ihnen in knappen Strichen zwei bis drei persönliche Eindrücke zu skizzieren.

In S., dann in D. hatte ich selbst mein erstes Wiedersehen mit alten Kameraden meiner aktiven Dienstzeit nach siebzehnjähriger Trennung gefeiert. Und unvergeßlich wird es mir bleiben, zusammen mit all den anregenden Abenden im D . . er „Klosterhof", unserem damaligen Offizierskasino. Der Hauptreiz dieser ersten Wochen, in denen ich wie im Traume wandelte, bestand für mich in dem Gefühl, freiwillig auf Zeit und zu höchsten Zwecken in den alten Beruf zurückgetreten zu sein, dem ich einst, dem Gebot meines eigenen Ich gehorchend, entsagt hatte.

Dann traten uns in demselben Städtchen, das seit langem einem großen Kriegslager glich, andere Bilder entgegen: Leicht- und Schwerverwundete von der Front, unter den leichtverwundeten Offizieren viel hoffnungsvolle, elastische Jugend, mit verminderter äußerer Eleganz, denn sie kamen aus den Schützengräben, aus Schmutz und Entbehrung, aus wochenlangem Granatfeuer, aus Not und Tod, aber wie ein Zug der letzten Läuterung, der Heiligung, möchte ich sagen, zum Helden lags auf diesen ernsten blassen

Digitized by Google

Gesichtern, selbst der Jüngsten. Und dann blinkten die ersten Eisernen Kreuze im Knopfloch. Und wir Landwehrleute, zu vielwöchigem Etappendienst zunächst bestimmt, wir neideten sie.

Ein neuer Szenenwechsel. Wir kamen endlich selbst ins Feuer und haben unsere erste Probe, freilich in weit geringerem Maße als die andern, leuchtenden Auges und tapferen Herzens bestanden. Und nun stehen wir wiederum seit Wochen auf Grenzwacht, einem zwar wenig unternehmenden Feind gegenüber, der uns indessen doch schon mancherlei Geplänkel verursacht, Tage und Nächte voll anstrengender Arbeit und manchen braven Landwehrmann, manchen vollwertigen „Bürger" des neuen Deutschlands gekostet hat. Auch unser Offizierskorps besteht aus lauter solchen Bürgern. Aus den verschiedensten Berufen sind wir zusammengekommen, vom Fabrik- und Handelskontor, vom Forst- und Schulwesen, vom Staatsanwaltsbureau und vom Katheder der Hochschule. Dennoch fühlen wir uns, fast vom ersten Tage an, eins, nicht nur äußerlich im feldgrauen Kleid, sondern in der gemeinsamen militärischen Aufgabe, die ein Teilchen der Aufgabe der Nation darstellt, über eine Welt von Feinden obzusiegen. In den kurzen Stunden der Rast aber kommen Erlebnisse und Anschauungen aus all diesen verschiedenen Sphären zur Sprache, denen wir entstammen, die unser Fühlen und Denken erfüllten, bis die große Zeit anbrach, und die jetzt, in den Dienst kriegerischer, politischer, wirtschaftlicher Erörterungen gestellt, ihr doppeltes Recht erhalten. Auch poetisch-künstlerisches Empfinden hält Herz und Sinne wach: wenn die Sonne die lieblichen Wellen des lothringischen Hügellandes vergoldet und die langgedehnten Ackerfurchen in rötlichem Braun erglänzen läßt oder der Mond sein Dämmerlicht über flackernde Feldwachfeuer und schlafende Dörfer webt. In solcher Nacht war es, als einer unserer Kompagniechefs im völlig zur Ruine niedergebrannten V. seinem Kameraden auf Vorposten in der Sprache unseres schnödesten gegenwärtigen Feindes, der englischen, einen Brief voll echter deutscher Romantik schrieb. Am Morgen darauf saßen wir vom Stabe am frugalen Frühstückstisch auf unserer Ferme. Vor dem Fenster im Hofe wimmelte es von soldatischem Leben: am Röhrkastenbrunnen, unter den Toren der zur Seite begrenzenden Scheunen, an Wagen und Kaffeekesseln; und drüben an der Mauer unter den Kastanienbäumen, die schon einzelne kahle Äste in die klare Morgenluft recken, wird der kräftige Grauschimmel unserer Gefechtsbagage gestriegelt: Wouwerman, wie er leibt und lebt! Ich fühle mich durch diesen einzigen Blick für eine Nacht entschädigt, in der uns fast Stunde für Stunde eine neue Patrouillenmeldung gebracht und neue Anordnungen für den kommenden Tag veranlaßt hatte. Und zugleich war ich ein wenig eitel auf meinen neuentdeckten Holländer und vergaß für diesen einen Augenblick

Digitized by Google

vielleicht sogar die Eisernen Kreuze und die große seit einem Monat tobende Feldschlacht im Innern Frankreichs, der wir so ferne sind.

Ob dort in einzelnen Ruhepausen, die auch im zähesten Ringen nicht fehlen und immer wieder den eigensten inneren Besitz emportauchen lassen, der aktive Frontoffizier sich in ähnlicher Weise an den feststehenden Werten unserer wissenschaftlich-künstlerischen Kultur orientiert fühlt? Ich glaube, so befremdlich es manchem klingen mag, doch nur in Ausnahmefällen. Platzte doch in unsere eigene Tafelrunde der Name jenes Kleinmeisters als ein mehr oder weniger peinlich empfundener Fremdling. Wir sind längst nicht mehr die Deutschen der Befreiungsjahre mit annähernd gleichem aus unserer klassischen Zeit herrührenden Bildungsbesitz. Die bis aufs äußerste fortgeschrittene Spezialisierung aller Lebens- und Berufszweige, vor allem die Scheidung zwischen vorwiegend praktisch-technischer und wissenschaftlich-künstlerischer Schulung hat das mit sich gebracht, und gerade im Militärwesen, dessen glänzender Entwicklung wir heute unsere neuen Siege verdanken, wird ja, wie vielleicht nirgends sonst, mit absoluter Hingabe der ganzen Persönlichkeit gearbeitet.

Und dennoch darf mit vollem Recht, wie jüngst in einer Erklärung der Berliner Hochschullehrer geschehen, auf die Angriffe des Auslands erwidert werden, daß auch unsere Kriegswissenschaft ein und demselben Stamme wie die anderen Zweige unserer allgemeinen deutschen Wissenschaft entsprossen ist, daß wir selbst, Bürger und Berufssoldaten, uns als Brüder fühlen und niemals voneinander lassen wollen.

Ob uns nach dem Kriege mit einer Erweiterung unseres Weltbesitzes und einer dauernden Sicherung und Erhöhung unserer europäischen Stellung auch ein neuer Bildungsuniversalismus oder auch nur ein gemeinsames Bildungsideal wieder erblühen wird? Was hoffen und wünschen wir nicht alles von diesem größten und schwersten unserer Kriege! Daß er Großes bringen wird und muß, darüber sind alle einig. Aber auch so viel ist gewiß: nur dann, wenn unsere ständische Zerklüftung, jener tiefe Schaden des früheren Deutschlands, auf Nimmerwiedersehen verschwunden ist, nur dann, wenn unsere Konservativen der gegenwärtigen Haltung auch der radikalsten unserer Parteien dauernd eingedenk bleiben, wird aus den Strömen gemeinsam vergossenen Blutes die innere Freiheit befruchtet werden, die E. Troeltsch in seiner Heidelberger Rede zu Beginn des Krieges als das Ziel ins Auge gefaßt und der Kaiserkrone vom Jahre 1870/71 gleichgestellt hat. Dann erst wird unsere neue äußere Größe auf unzerstörbaren, weil geistigen und sittlichen, Grundlagen beruhen.

Digitized by Google

Französische Kirchenzerstörer von heute.

Von Dr. Josef Hofmiller in München.

Als Ferienarbeit hatte ich alles an französischen Volksliedsammlungen eingepackt, dessen ich habhaft werden konnte, da ich einen wirklichen Überblick über diese Literatur gewinnen und mir über verschiedene Fragen und Zusammenhänge, so gut es ging, vorläufig klar werden wollte, um dann im September auf der Pariser Nationalbibliothek Lücken zu ergänzen, zweifelhafte und abweichende Fassungen zu vergleichen, vielleicht sogar unbekannte oder ganz neue Sammlungen und Stücke zu finden. Der Krieg machte allen Reise- und Studienplänen ein Ende; es blieb nichts übrig als den gesammelten Vorrat wieder und wieder vorzunehmen und unter sich zu vergleichen, bis ich eines Tages stutzte und nachdachte, wie es nur noch möglich sei, provenzalische, normannische, lothringische Volkslieder abzuschreiben, derweil unsere Heere nichts anderes taten und litten als eine einzige gewaltige Heldenballade. Aber hat der Deutsche, der sich mit der Volksdichtung der Franzosen befaßt, das Gefühl, auf fremdem Boden zu stehen? Haben wir nicht eine Menge Themen und Bilder, sogar Versmaße und Töne gemeinsam? Gemeinsam all das Abgebrochene, Jähe, Sprunghafte, Dunkle; gemeinsam vor allem jenen Vers, in welchem vom ausgehenden Mittelalter bis zu Eichendorff das Deutscheste an deutscher Lyrik, und vom Nibelungenlied bis zu Uhland das Deutscheste an deutscher Epik gedichtet worden ist; gemeinsam sogar den alten Lieblingsreim des Liebeslieds cœur-douleur?

Durch einen Zufall wurde mir Anfang August die hundertste Auflage des Allgemeinen Deutschen Kommersbuchs zugesandt und von selbst ergaben sich Fragen und Vergleiche. Wie einzig ist diese Sammlung von Vaterlands- und Soldaten-, Zech- und Liebeslyrik, wie reich, wie deutsch! Sie ist keine tote Anthologie für den einsamen Leser, sondern jedem deutschen Studenten seit mehr als einem halben Jahrhundert das lebendige, immer wieder gesungene, halb auswendig gewußte Liederbuch, sein weltliches Gesangbuch. Wenn sich in letzter Zeit Strömungen bemerkbar gemacht haben, die vom Kommersbuch etwas wegdrängten, so war es nur ein Aufsteigen gleichsam vom mittleren zum oberen Strom, aus der heiteren Welt der geselligen Runde in stillere Hochtale, wo von alten Burgtrümmern den Wanderer die Sage anhaucht und vom einsamen Munde das Lied zum einsamen Ohr hinüberweht; eine Sehnsucht hin zum schmalen Bach und kalten Quell, zu herberer Au und Frühlingsanger, zu Sprache und Weise einer Vorzeit, die wir noch als lebendige Macht verspüren, nicht als Gegenstand gelehrten Wissens. Wie deutsch war es, daß

Digitized by Google

ein Historiker dem Jubelbande das Vorwort schrieb, und wie ergriff in diesen Augusttagen, da fast alle Angehörigen der Burschenschaften und Corps freudig Kommersbuch und Schläger mit Tornister und Gewehr vertauscht hatten, der Wunsch dieses Historikers, Eduard Heycks, nach „unerschrockenen Klärungen, Erwachen zum ungeblendeten Erkennen, Festigungen und Zusammenfindungen zum ethischen Entschluß, Möglichkeiten, aus dieser veräußerlichten, ziellosen, bildungslosen Periode wieder herauszukommen, in die wir, seit es uns zu gut ging, hineingeraten sind. Nicht so, daß die Jugend Taktik und Marschplan bestimme, aber daß sie in Fähnrichstreue vor den Führern her die Banner trage, daß sie durch ihren Mut die Entschlossenen mehre, und daß sie, wie sie es immer in ihren schönen, siegbedeutenden Zeiten getan hat, das schwere Ganze von Heerbann und Landsturm mit ihrem eigensten Sinne durchdringe: redlich, selbstlos, treuherzig, kühn und frei! Denn von allem Guten und Großen die Wurzel ist des Freien Selbstachtung, und die Freiheit gehört keiner Partei."

Unwillkürlich ging der Vergleich weiter: wie gern wir unsre alten Lieder singen, und ein Geschlecht sie ans nächste weitergibt; wie lebendig das alles uns ist seit Herders Stimmen der Völker und dem Wunderhorn, wie unlebendig hingegen das Verhältnis der Franzosen zu ihren volkstümlichen Liedern und Balladen, wie entweder ausschließlich von Sammlern für Gelehrte bestimmt, oder wie geschmack- und kritiklos, wie unwissend hinsichtlich des herrlichsten Besitzes und Erbguts die pariserischen Auswahl-Sammlungen. Was weiß der Franzose von seinem Mittelalter, außer einer Schulbankerinnerung ans Rolandslied und Hugos Notre Dame? Das holde Spielmannsepos von Aucassin und Nicolette dürfte in Deutschland geschätzter sein als in seiner Heimat. Die großartige Welt der chanson de geste ist für die Franzosen stumm und tot, wo sie doch dem Volke das hätte werden können, was die Reali di Francia dem Italiener sind. Der ganze Sagenkreis von König Arthus und der Tafelrunde, in England Gemeingut aller Gebildeten seit Thomas Malory bis zu Alfred Tennyson, lebendig durchs Volksbuch, ohne weiteres verständlich in Bildern Burn Jones' und seiner Schule, in Deutschland durch Tristan und Isolde, Lohengrin, Parsifal in den Kreislauf lebendigen Bluts aufs neue aufgenommen, hat in Frankreich außer Bédiers feiner Neudichtung kaum etwas gezeitigt, das in weitere Kreise gedrungen wäre. Selbst für den gebildeten Franzosen beginnt seine Literatur bestenfalls mit Ronsard, für den Durchschnitt mit dem grand siècle. Daß jenseits der Renaissance eine Welt steht, in Sage und Volksbuch, Dichtung und Lied, weiß er nicht, geschweige daß er sich dieser Welt als Urenkel ver-

Digitized by Google

bunden fühlte und sich in ihr erkännte, wie der Deutsche in Siegfried und Hagen seinen sorglosen Mut und seine trotzige Treue.

Es ist nicht meine Absicht, die Frage weiterzuführen nach Art und Ursprung dieser mittelalterlichen Welt, von der sich der Franzose seit dem sechzehnten Jahrhundert abgekehrt hat, und die er höchstens durch Viktor Hugo und Alfred de Vigny auf einen Augenblick wieder zu Gesicht bekam. Wir stünden schließlich vor den zahllosen völlig unfranzösischen, weil nachgestellten Ortsnamensuffixen nördlich der Seine auf -bergue und -mont, -brouck und -ingues, -bourg und -châtel, -ville und -viller, die nicht minder beredte Zeugen dieser Vergangenheit sind, als all die -ardi und -bardi, -aldi, -fredi, -zoni, -mondi, -franchi, -berti, -olfi usw. der besten italienischen Familiennamen. Auf was ich im folgenden die Aufmerksamkeit lenken möchte, ist der verzweifelte und aussichtslose Kampf, den einer der bekanntesten Franzosen von heut, Abgeordneter und Mitglied der Akademie, Lothringer von Geburt und Überzeugung, nicht nur nationalistischer Politiker, sondern ausgesprochener Revancherufer, für die alten französischen Kirchen führt; ein Kampf, der uns nicht nur in diesen Wochen näher angeht, da sich das ganze Ausland heuchlerisch über uns Barbaren und Vandalen empört, weil wir eine Kathedrale beschießen, auf deren Türmen französische Signalposten und hinter deren Mauern französische Kanonen stehen, sondern der uns, wie seinen Kämpfer Maurice Barrès von Etappe zu Etappe immer tiefer ins eigentliche Problem führt: woran es in Frankreich fehlt, woran dies schöne, reiche Land krankt, woran es von innen her langsam abstirbt, wenn es aus diesem Krieg wieder nichts lernt als wieder die sinnlose Gier nach Revanche.

In Deutschland wurden die einzelnen Phasen des Gesetzes über die Trennung von Kirche und Staat in Frankreich zwar durch die Presse mitgeteilt, aber kulturkämpferische Vorurteile hinderten, dies Werk der Combes und Waldeck-Rousseau in seiner ganzen verhängnisvollen Bedeutung für das geistige Leben des französischen Volkes zu erfassen. Einer der Hauptpunkte bestimmt die rechtliche Stellung der kirchlichen Gebäude:

Die besitzenden Gemeinden können die Kirchen instand halten, aber sind nicht dazu verpflichtet; es steht ihnen frei keinerlei Ausgaben für die Instandhaltung zu machen. Wenn das Gebäude in allzu schlechtem Zustand ist, haben sie es lediglich seiner ursprünglichen Bestimmung zu entziehen, und es, wenn es baufällig ist, einzureißen.

Damit entzog sich der Staat mit einem Federstrich der kirchlichen Baulast und lud sie den Gemeinden auf. Was war die Folge davon? Ich gebe sie mit Barrès eigenen Worten wieder[1]):

[1]) Maurice Barrès: Le grande pitié des églises de France. Paris, Emile-Paul Frères 1914. Ich zitiere nach der 12. Auflage, Exemplar Nr. 5910.

Digitized by Google

Die Folge ist, daß alle unsere Kirchen früher oder später dem Untergang geweiht sind ... Niemand ist jetzt mehr verpflichtet die Kirchen zu schützen und die kirchlichen Gebäude, d. h. unsere ganze Kunst, unsere religiöse Architektur instandzuhalten ... Es gibt kein Kapitel der Geschichte des französischen Geistes, das eine solche Verachtung für das zeigte, was dieser Geist im Laufe der Jahrhunderte geschaffen hat ... Zum erstenmal in der französischen Geschichte sind unsre Kirchen in Todesgefahr auf Grund eines Gesetzes. Ihre Hut ist in die Hände derer gefallen, die sie verabscheuen, damit sie ihr Vergnügen daran haben.... Es handelt sich nicht etwa um baufällige Kirchen, sondern um solche, die nur bitten, daß man sie am Leben lasse, und welche von Tölpeln mit Spitzhaue und Dynamit bedroht werden ... Jedermann kann voraussehen, daß das Trennungsgesetz Frankreich bald mit Ruinen bedecken wird ... Die Kirchen sind von einem Ende Frankreichs zum andern der völligen Anarchie ausgeliefert (S. 9, 10, 11, 30, 59, 199).

Was die Situation unheilbar macht, ist, daß in Frankreich jede Sache nicht nur zu einer parteipolitischen Machtprobe wird, — die fortwährenden Vertrauens- und Mißtrauensvoten haben für unser Empfinden etwas geradezu Kindisches — sondern daß die gesamte Verwaltung Regierungspolitik, das heißt die Politik der jeweiligen Kammermajorität treibt und mit ihr steht und fällt. Barrès hat die Frage der Kirchenverwaltung dreimal vor die Kammer gebracht: das erstemal am 16. Januar 1911, das zweitemal am 25. November 1912, das drittemal am 13. März 1913. Er macht dabei die Grunderfahrung jeder politischen Tätigkeit: Wir glauben bestimmte Ziele nur durch die Politik erreichen zu können, aber die Politik macht, da sie Parteipolitik ist, aus dem, was wir wollen, eben um den Preis, daß wir es erreichen, etwas ganz anderes. Jede unpolitische Sache, die mit Politik verquickt wird, wird dadurch rettungslos gefälscht und verdorben, sei die Partei, welche sie wolle. „Man mag wollen oder nicht", schreibt Taine, der als Historiker das Widrige dieser Erscheinung stark empfinden mußte, „man wird von den einen oder von den andern konfisziert. Vergebens ruft man: Ich bin weder von der Linken noch von der Rechten. In den Augen der Linken ist man ein Verräter, wenn man die Unterstützung der Rechten annimmt, und umgekehrt." Barrès macht die Erfahrung, daß seine reinsten Absichten an dem offenbaren bösen Willen der Gegner scheitern. Da ist vor allem der mächtige Briand. „Er ergriff das Wort. Er übte sein Handwerk als Minister aus, das heißt er dachte nur daran Minister zu bleiben und nahm folglich den Ton der Majorität an." Was ist nach ihm der Wert der Kirche? „Die Kirchen spielen eine Rolle im Leben dieses Landes", äußerte er Barrès gegenüber, als dieser ihn besuchte. „Unsere Bauern hängen an ihnen, sie kommen jede Woche hin, das sind für sie Marktplätze. Vor der Kirche trifft man sich, man beredet Geschäfte." Das ist die Auffassung Briands. Mächte, mit denen er rechnet,

Digitized by Google

sind die Kammer, der Senat, der Staatsrat. An etwas anderes denkt er nicht. Er ist Berufspolitiker. Für jeden Berufspolitiker ist diese, wie jede andere Frage

ein neues Mittel um auf die Wähler einen Druck auszuüben ... Unsere Parlamentarier behandeln das Erhabene bürokratisch (avec des moyens de basoche). Jeden Tag verlieren wir eine französische Gioconda ... Ein besonders häufiger Fall ist folgender: ein Bürgermeister unterläßt aus Nachlässigkeit oder Bosheit den Architekten zu rufen; der Pfarrer wendet sich an den Unterpräfekten und dieser antwortet ihm: „Da kann ich nichts machen. Kommen Sie zuvor mit Ihrem Bürgermeister ins reine!" ... Ein anderer Pfarrer hat das Geld zur Reparatur gesammelt; er ist einig mit seinem Gemeinderat, aber er bekommt von der Regierung nicht die Erlaubnis die Arbeiten zu beginnen. Der Präfekt gibt keine Antwort. Es ist offenbare Bosheit der Regierung ... Auch ins Kunstreferat mengt sich die Politik, und die Beamten gehorchen ganz natürlich den Winken der Abgeordneten ... Antiklerikale Gemeinden weigern sich das Geld anzunehmen, mit dem die Gläubigen die Kirche reparieren wollen; man duldet, daß fünfzig Prozent aller Gemeinderäte sich der Eintragung ihrer Kirchen in die schützende Liste der staatlichen Monumentalbaukommission widersetzen. Die armseligen in der Abgeordnetenkammer genehmigten Schutzmaßregeln wurden vom Senat zweimal abgelehnt, weil der Senat ein eigenes Projekt ausgearbeitet hat, und er vor den Kopf gestoßen wäre, wenn das Projekt der Deputiertenkammer durchginge. Diese Komödie dauert schon vier Jahre! (S. 42, 43, 164, 351, 69 ff.).

Was sind die Folgen dieses Rechtszustandes? Wie schützen, wie behandeln die Franzosen ihre eigenen Kirchen?

Ende 1909 wurde der Pfarrer von Grisy-Suisnes vom Bürgermeister durch den Flurschützen aufgefordert, ihn binnen 48 Stunden wissen zu lassen, ob er die Kirche auf seine Kosten reparieren wolle. Die Kosten beliefen sich auf 48000 Fr., von denen der Pfarrer 25000 zusammenbrachte und der Gemeinde zur Verfügung stellte. Nach 6 Monaten ließ sich der Flurschütz unter einem Vorwand die Schlüssel geben, steckte sie ein und sagte dem Pfarrer, die Kirche sei säkularisiert, und werde versteigert. Ein Journalist von der Liberté schildert die Versteigerung: „Bei der Ankunft begegnen mir zwischen Bahnhof und Dorf drei oder vier Dorfburschen in Ministrantenröcken, mit roten Soutanen und Käppchen. Sie gestikulieren und singen unanständige Lieder. Vor dem Hochaltar steht auf einem Podium der Gerichtsvollzieher mit seinem kleinen Schreiber: ‚15 Fr. der Beichtstuhl ... 15 Fr.! ..' ‚16, 17, 18 ..' Der Beichtstuhl findet einen Liebhaber für 19 Fr. Ein Arbeiter trägt triumphierend einen Stuhl fort für 2 Fr. Eine Madonna aus Stein, mit herabgeschlagenem Kopf und ohne Arme kommt bis auf 401 Fr., ein hl. Joseph dagegen, ganz neu und weiß, wird mit Mühe auf 1 Fr. 50 hinaufgetrieben. Die Madonna ist aus dem 15. Jahrhundert. Das Harmonium wird für 115, die Glocke, 500 Kilo schwer, für 800 Fr. zugeschlagen. ‚Zu teuer!' murrt ein Kaufmann neben mir. ‚1 Fr. fürs Kilo wäre gut gezahlt gewesen.' Es wird finster; man zündet Kerzen an. Einige Raucher zünden an ihnen ihre Pfeifen oder Zigaretten an. Die Ver-

Digitized by Google

steigerung geht weiter: 5 Fr. 50 der Christus, 35 Fr. der Altarteppich, 28 der Stab des Kirchenschweizers, 25 eine Kreuzabnahme ... Bei der Heimfahrt sehe ich die witzigen Burschen; immer noch in ihrer Soutane, trinkend, vor der Tür einer Kneipe." (S. 13ff.)

„Der Erdarbeiter begann zu hauen; unter seinem Pickel brach das Pflaster des alten Kirchenschiffs zusammen, die Erde stürzte ein und menschliche Knochen kommen zum Vorschein. Die Arbeiter legten die Werkzeuge beiseite und rissen die Überreste derer, die man einst in der Kirche bestattet hatte, mit den Händen heraus. Zuerst brachte man einen Schädel heraus, der mit dem Pickel durchgeschlagen und in eine Ecke geschleudert wurde. Dann grub man das Hüftbein und die Schenkelknochen aus. ‚Das', sagte einer der Arbeiter, ‚war ein Mordskerl. Das hätte der Pfaffe nicht geglaubt, daß man ihn da herausbrächte. Wart ein wenig, den lassen wir tanzen!' Er nahm das Hüftbein zwischen die Knie, und ließ daran die Schenkelknochen im Takt tanzen, wobei er pfiff. Die andern lachten." (S. 18.)

„In Cinqueux hatte ein Kirchenpfeiler sich etwas gesenkt. Mit ein paar Balken und Brettern wäre alles zu machen gewesen. Die Gemeinde ließ lieber einen Hauptmann, einen Unteroffizier und 6 Pioniere kommen, die den Turm in die Luft sprengen sollten. Man mußte dreimal hintereinander je 5 bis 6 Kilo Melinit laden. Und jetzt bemerkt der Vorübergehende in dem zersprengten und klaffenden Kirchenschiff mit Erstaunen die Glasgemälde und Renaissanceholzarbeiten in Splittern, die Altäre umgestürzt, die Statuen zerbrochen. Jahrhunderte, Gewitter, die Jacquerie, die Engländerkriege, die Revolutionen hatten Cinqueux verwüstet, aber seine alte romanische Kirche und seinen Turm aus dem 11. Jahrhundert, einen der ältesten Frankreichs, geschont." (S. 23.)

„Als die Bewohner von Cinqueux sich beim Unterpräfekten beklagten, gab er ihnen zur Antwort: Was wollt ihr denn? Ich habe euch ja eine prachtvolle Ruine gemacht. Die Fremden werden kommen sie anzusehen. Macht einen Zaun herum mit einem Drehkreuz und verlangt einen Franc Eintritt, dann kommt Geld in eure Kasse." (S. 77 und 382.)

„Der Touring-Club hatte erfahren, daß die Gemeinde Volx, Dep. Basses-Alpes, eine schön gelegene, stilvolle romanische Kapelle niederreißen wolle, und wandte sich an den Bürgermeister, der folgende Antwort zurückschrieb: Anstalten, die alte Kapelle mit 4 Dynamitpatronen in die Luft zu sprengen, sind in der Tat getroffen. Sie ist, wie Sie behaupten, ein Vermächtnis unserer Ahnen, aber sie erinnert uns an Zeiten, wo unsere Väter das Joch eines herrschsüchtigen, grausamen Klerus erduldeten. Bedenken Sie doch, daß sie allem Anschein nach aus dem 12. Jahrhundert ist. Sie hat also die Zeit der Inquisition mitgemacht, die Bartholomäusnacht und die Dragonaden." (S. 24.)

„Die Kirche von Taingy (Dep. Yonne) ist ein interessantes Denkmal aus dem Ende des 15. Jahrhunderts. Portal, mehrere Fenster und verschiedene Einzelheiten haben den ganzen Reiz und die ganze Feinheit des zierlichen spätgotischen Stils bewahrt. Sie ist erst kürzlich bei einem Architektenkongreß ausdrücklich genannt, in Spezialsammlungen beschrieben und sogar vom Touring-Club hervorgehoben worden: alles umsonst! Der Pickel ist an sie gelegt, die Dachziegel sind schon entfernt." (S. 22.)

Digitized by Google

„Das katholische Komitee der religiösen Verteidigung hat vierzig Kirchen photographiert, die man zum Tod verurteilt hat, für nichts und wieder nichts, rein zum Vergnügen." (S. 145).

„In Bornel boten Stifter dem Staat 15000 Fr. zur Ausbesserung der Kirche, eines herrlichen Denkmals aus dem 12. und 13. Jahrhundert. Die Architekten forderten den Schutz. Aber ein Krämer, ein eigensinniger Schädel aus dem Ort, hat sich dazwischengestellt: ‚Die Kirche hatte keinen archäologischen Wert.' Die Sache konnte nicht gemacht werden." (S. 209.)

„Der Turm von Saint-Martin zu Vendôme, ein köstliches Denkmal aus dem 15. Jahrhundert, ein Seitenstück zum Turm Saint-Jaques in Paris, sollte erhalten werden. Der Gemeinderat stand der Sache feindlich gegenüber, aber angesichts der Aufregung der Einwohner gab er nach: man könne ihn ja immerhin verwerten! Wissen Sie, als was er dienen soll? Man richtet öffentliche Aborte in ihm ein! Im Laufe der Arbeiten entdeckte man menschliche Knochen und sogar ein vollständiges Gerippe. Anstatt sie auf den Friedhof zu bringen, steckte man sie unter die Abortrohre, und die Lokalzeitung rechtfertigte die Tat mit folgenden Worten: ‚Wir errichten auf geweihtem Boden einen Tempel dem Gotte des Stoffwechsels.' Man brauchte noch zwei Gossensteine zum Abschluß. Der Adjunkt ließ dazu zwei verfallene Grabsteine nehmen. Ich komme vom Kirchhof. Ich habe das zerbrochene Grab gesehen, und auf einem Stück gelesen: Hier ruht Virginie Savoir, verwitwete Doré, gestorben am 20. März 1900, im Alter von 85 Jahren. Betet für sie! — Wer diese französische Frau im Leben war, weiß ich nicht. Aber ich weiß, daß ihr Grabstein, der ihre Überreste in heiliger Erde schützte, jetzt den Abtrittboden deckt, und daß die Behörden von Vendôme ihre Freude daran haben." (S. 288 ff., S. 305 ff.)

Barrès legte der Kammer ein Inventar der verfallenden Kirchen vor, nur Fakta, ohne jeden Kommentar, Name, dringendste Reparatur, Kostenanschlag. Dieses Tableau des églises qui s'écroulent zählt zwölfhundert Kirchen auf. Dabei erhebt sein Katalog nur auf Zuverlässigkeit, bei weitem nicht auf Vollständigkeit Anspruch (S. 352). Kein Wunder, daß sich seine Empörung in Worten Luft macht, mit denen die Franzosen sonst, und besonders seit dem Krieg, ausschließlich die Deutschen bezeichnen:

Nos pauvres églises! Exposées à quoi? A la bête (12) ... un gouvernement assez barbare (20) ... ces débuts d'une ère de vandalisme (20) ... aujourd'hui, c'est dans l'Oise que la bête opère (23) ... Seigneur, pourquoi les faites-vous si bêtes (24) ... Quelles mesures de défense prendrez-vous contre ces nouveaux barbares (32) ... Des tronçons de fer sortent encore du socle, attestant la rage imbécile des Barbares (122) ... De tels hommes, nous devons être unanimes pour les mettre au ban de la civilisation française (290) ... Votre bestialité éclate dans l'histoire des ossements (308) ... La Bête puante et méchante qui veut ruiner les églises de France est méprisée universellement.

In der Tat, wer sind die Barbaren? Wir, die wir aus Notwehr, gezwungen, zu unserm Schmerz eine gotische Kathedrale beschießen, oder

Digitized by Google

jene Franzosen, die nur aus Haß gegen die Kirche, aus politischem Fanatismus, im tiefsten Frieden, unter unflätigen Späßen gotische Kirchen zerstören aus Freude an der Zerstörung?

Es ist wertvoll und in hohem Grade belehrend zu verfolgen, wie Barrès durch seine Bemühungen als Abgeordneter, durch den Widerstand, den er erfährt, immer tiefer in das Problem eindringt, das hinter dieser ganzen Kirchenfrage steht, wie er seinen Gegner immer deutlicher erkennt und schließlich mit Namen nennt. Zuerst stellt er sich nur auf den Standpunkt: Was bedeutet die Kirche für das Landvolk? Es war offenbar der flache Utilitarismus Briands, der ihn diese Frage stellen ließ.

„Es gäbe manche Überraschung, wenn die alte Kirche inmitten der Häuser verschwände, die sie beherrscht. Hört doch, was euch der katholische und der protestantische Geistliche, der Landarzt sagen. Übereinstimmend versichern und konstatieren sie, daß der vom Christentum verlorene Boden nicht etwa von der rationalistischen Kultur erobert wird, sondern vom Heidentum in seinen niedrigsten Formen: Zauberei, Hexerei, theosophische Verirrungen, spiritistischer Schwindel." (93.)

Er will nicht etwa nur für die architektonisch wertvollen Kirchen sprechen, weil er weiß, daß er höchstens erreichen könnte, sie zum Nationalbesitz degradiert zu sehen. Wer Italien einigermaßen kennt, weiß, daß Degradation hier keine polemische Redensart, sondern ein Euphemismus ist. Ich muß wenigstens gestehen, daß mir jedesmal das Herz wehtut, so oft ich eine jener Stätten betrete, die früher von Mönchen betreut wurden, und wo jetzt ein piemontesischer Militäranwärter mit Dienstmütze Eintrittskarten verkauft und kontrolliert, während ein Frater gleichsam als wandelnde stilvolle Staffage die Fremden umherführt. Eine kummervolle Verödung geht von diesen Orten aus, wie den beiden marmornen Certosen bei Florenz und bei Pavia, oder dem einsiedlerischen Monte Oliveto bei Asciano mit seinem wunderschönen, aber ausgeräuberten Bibliothekraum. Wer genauer zusieht, bemerkt überall leise, meist aber deutliche Zeichen eines Zerfalls, den der entsagende Mönch aufgehalten hätte, weil er sich als freiwilligen Heger und besitzlosen Besitzer des Heiligtums fühlt, und den der Staat nie und nimmer aufhält, weil er zwar kleine Beamte mit kargem Gehalt und striktem Verbot der Annahme von Trinkgeldern dorthin stellen kann, aber keine Wächter von lebenslanger Treue, deren Auge jeden Staub- und Rostflecken, jeden Sprung im Getäfel, jede Abblätterung von einem Bilde ängstlich vorahnte. Wir können das Kunstwerk nicht von der Geistigkeit trennen, die es schuf; wenn wir in der Frarikirche geduldig harren, bis der messelesende Priester den Altar mit der Madonna des Hauses Pesaro verließ, überkommt uns das Bewußtsein, wieviel Tizians Himmelfahrt einbüßte, als sie vom Hochaltar

Digitized by Google

in die Akademie verschleppt ward. Das Altarbild als Clou einer Galerietribuna verdankt demselben Mangel an elementarstem Gefühl für Wahrheit sein Dasein, der aus organisch entstandenen und nur durch ihr Lebensprinzip möglichen Schöpfungen der Architektur eine Sehenswürdigkeit gegen eine Lira Eintritt macht.

Ich spreche, fährt Barrès fort, für alle Kirchen, auch für die häßlichen, verachteten, für diejenigen, von welchen weder Eisenbahnen noch Gastwirte einen Profit haben (Ironische Zurufe links; Bewegung) ... ich will ein Fürsprech der Kirchen sein, die sonst nichts zu ihren Gunsten anführen können, als daß sie Orte eines geistlichen Lebens sind (81 ff.).

Es fällt mir nicht ein die notwendigen Rechte der Vernunft zu bestreiten noch die Vernunft unter ein Dogma zu beugen. Ich behaupte nur, daß weder der Rationalismus noch die Wissenschaft zur Kultur der ganzen Seele genügen. Lernt doch die menschliche Natur besser kennen, die der Einfältigsten und die der Größten: ... es gibt in der Seele einen Teil, und zwar ist es ihr tiefster, den der Rationalismus nicht sättigt, den er nicht einmal erreicht (86).

... Diese Unruhe, diese Traurigkeit, diese ungestillte Sehnsucht inmitten des Laboratoriums, sie hat Albrecht Dürer dargestellt in jenem erhabenen Stich von der Melancholie, unter den man schreiben könnte: Unzulänglichkeit der Wissenschaft für eine große Seele. Das ist das Erlebnis Fausts, das Erlebnis jeder faustischen Natur, der höchsten und gelehrtesten Geistigkeit (87).

... Ein paar Kenntnisse mehr oder weniger ändern nicht das geringste daran, wir sind einer wie der andere ein Tier mit religiösem Untergrund (animal à fond religieux), unruhig über sein Geschick, das sich erschreckt von den Wogen jenes geheimnisvollen Ozeans umbrandet sieht, von dem der alte Littré sprach, und für den wir weder Barke noch Segel haben. Unter der Kirchentür läßt jeder seine Last, die das Leben ihm auflegt. Hier erhebt sich der Ärmste auf gleiche Höhe mit den großen Geistern, den Dichtern, er ist im Bereich des reinen Denkens, der Phantasie (88 ff.).

Wenn ihr unsre Dorfkirchen dem Erdboden gleich macht, womit wollt ihr jene Welt der Sehnsucht befriedigen, für welche unsre Kirchen eine Antwort haben? wo denkt ihr jene Seiten des Gemütslebens zu pflegen, die seit Jahrhunderten friedlich in der Kirche geschützt und veredelt werden? wenn die Kirche versperrt ist, wo sollen wir diese Zucht des Untergrunds der Seele finden, der, fruchtbar und furchtbar zugleich, von der Kirche gebändigt wird?

... Nur sie erstreckt ihre Macht bis in jene Regionen, wohin, wie Goethe sagt, die Vernunft nicht reicht und wo sie doch die Unvernunft nicht Herr sein lassen will (92).

Uns Deutsche berührt es eigenartig, daß Barrès, wenn er hoher Symbole und Eideshelfer für seine Sache bedarf, wie von selbst lauter deutsche Namen nennt, Dürer, Faust, Goethe. Er tut es noch wiederholt im Verlauf dieser parlamentarischen Aktion. „Von Herzen kam's, zum Herzen soll es dringen", möchte er, wie Beethoven vor das Kyrie der Missa

Digitized by Google

Solemnis, über seinen Antrag schreiben (S. 200); ein andermal vergleicht er die ununterbrochene Überlieferung des französischen Kirchenbaues mit derjenigen der deutschen Musik (212). (In diesem Zusammenhang gedenke ich mancher Feldbriefe, die ich in letzter Zeit erhielt, und denen die Bitte um gute, möglichst besinnliche Lektüre gemeinsam war. Ein Fliegeroffizier bittet um nichts als den Faust in der Reclamausgabe; er habe ihn bei allen Buchhändlern in Metz umsonst gesucht, weil er nicht nur in dieser, sondern auch in jeder andern einigermaßen tornisterfähigen Ausgabe völlig ausverkauft gewesen sei; die Buchhändler hätten nicht genug Fauste herbeischaffen können. Ein andrer ist entzückt in einem französischen Schlosse einen Flügel, Mozart, Schubert, Schumann zu finden. Einem dritten muß der Arzt erst ein kleines Buch wegnehmen, um zur Wunde zu gelangen: es ist Platon im griechischen Original; der Verwundete war nicht Philologe, sondern Jurist. Mit solchen Büchern sind viele deutsche Barbaren in den Krieg gezogen, der Offiziere nicht zu vergessen, von denen uns erzählt wird, wie sie erst ihre kleine Bibel einstecken, ehe sie das Kommando zum Kavallerieangriff geben.) Warum nennt Barrès im Kampf um eine Sache der Kultur lauter deutsche Namen? Er ahnt es nicht: weil ein gut Stück Deutschtum in ihm steckt, weil dieses Stück Deutschtum in ihm sein bestes, sicher sein tiefstes Teil ist, das, was seine Eigenart ausmacht, was ihn hindert in der Masse seiner Mitstrebenden zu verschwinden. Man ist kein Franzose, wenn man den Satz schreibt: „Inmitten eines Universums trockener Klarheit verginge ich vor Entkräftigung“ (344), wie man andrerseits weder Franzose noch Politiker ist, wenn man von sich sagt: „Ich erwarte nichts. Ich wünsche nichts. Meine Unabhängigkeit ist vollkommen“ (155).

Wenn man sich überlegt, welche französischen Namen Barrès hätte allenfalls nennen können, um keinen deutschen nennen zu müssen, gerät man in einige Verlegenheit. Denn die Schwermut über die Unzulänglichkeit aller Wissenschaft, die er aus Dürers tiefsinnigem Blatt herauslieſt, ist ebenso deutsch, wie ihr Gegenteil, der Hochmut auf Wissenschaft und Fortschritt, französisch ist. Faust ist so völlig deutsch, daß jeder Deutsche ein wenig Faust ist. Das wundervolle waldartige Wachsen, wie es sich in der Geschichte der deutschen Musik von der Reformation bis Hans Pfitzner offenbart, ist so durchaus deutsch, daß sich nichts mit ihm vergleichen läßt. Deutsch ist dies ruhige Verehren des Unerforschlichen bei Goethe; das Erkennen und Anerkennen des Irrationalen, wie andrerseits der Triumph des Logischen, der Kampf gegen das Irrationale als gegen etwas Unerträgliches französisch ist.

Kaum ein Wort hat in Frankreich so verheerend gewirkt, wie das Wort

Digitized by Google

Fortschritt, kaum ein anderes ist so mißbraucht worden. Fortschritt wurde schließlich gleichbedeutend mit radikaler Feindschaft gegen jeden Rest von Tradition, ausgenommen der Tradition des grand siècle, das aber selbst nichts anderes war als eine radikale Abkehr von aller bisherigen volkstümlichen Tradition, erkauft um den Preis der Versandung und Verkümmerung weiter und kostbarer Gebiete des Geistigen. Nur die äußersten Provinzen, die Bretagne, vor allem aber die Provence, bewahrten alte Überlieferung. Der gebildete Durchschnittsfranzose steht vor der ehrwürdigen Vergangenheit seines Volkes wie vor einem wunderlichen Hausrat aus alter Zeit, mit dem er nichts anzufangen weiß. Zum erstenmal dämmert Barrès diese Ahnung in dem Roman Un homme libre auf, der auf lothringischer Erde spielt. Der Held besucht die alte Nikolauskirche bei Nancy, das alte gotische Heiligtum des Patrons von Lothringen:

„Heut rührt er nur noch die kleinen Kinder; er ist sogar ein wenig lächerlich wie ein grober guter Kerl. Der Lothringer ehrt — ich bin selbst keine Ausnahme — die Erinnerung an sein Gemütsleben der Vergangenheit schlecht; bewegt zu werden, wo dereinst seine Väter zitterten, das ist etwas für den Bretonen. Wir verkleinern, was wir berühren, und wir gefallen uns darin, zu spotten." (Barrès, Vingt-cinq années de vie littéraire S. 114.)

In dem Buch über die Kirchennot klagt Barrès beweglich über den verlorenen Kontakt mit der Vergangenheit:

„Weissagende Bäume, ihr Feen der Wiesen und der Quellen, heimlicher Atem der Wälder, Abendwind, der übers Buschholz weht, o ihr zerbröckelnden Gefühle! Ich sehe in der Natur nicht die rein und völlig gestalteten Götter der alten Welt, doch ist sie für mich erfüllt von halb verschollenen Gottheiten. Ein ganzes dumpfes Leben ist noch irgendwo zutiefst in unsren Herzen, eine ganze versunkene Welt. Der Hain von Broceliande, der alte Tummelplatz der Ritter von der Tafelrunde, in dem der Zauberer Merlin ruht, ist halb zerstört, und am Brunnen von Baranton, der immer noch quillt, ist die magische Stufe zerbrochen. Verschwunden ist der Ardennerwald, und kein Pilgrim weckt mehr in Niedermendig die Erinnerung an Genoveva von Brabant. Dämmerung ist herniedergestiegen auf die Wunderwälder seit Jahrhunderten. Ihre besiegten Herren liegen auf dem Grund der Seen und in den Schluchten unter welkem Laub." (333.)

Wer diese Welt besiegt hat, wer jetzt in Frankreich herrscht, das ist Herr Homais, der freisinnige Apotheker, den Flaubert in Frau Bovary unsterblich gemacht hat, der Mann von vollkommenster Selbstzufriedenheit, dessen drittes Wort Fortschritt heißt: er verehrt den Gott der Sokrates, Franklin, Voltaire und Béranger, er schwört auf das „Glaubensbekenntnis des savoyischen Vikars" und auf die unsterblichen Grundsätze von 89; er ist stolz darauf, Réaumur in Celsius und Fahrenheit umrechnen zu können; seine Bibliothek besteht aus Voltaire, Rousseau, Delille, Walter

Digitized by Google

Scott und dem Echo der Feuilletons; er ist Mitarbeiter der „Fackel von Rouen"; er hat seinen Sohn Napoleon getauft und seine Tochter Athalie; er singt das Lied vom „Gott der braven Leute", zitiert Pareys Götterkrieg und ist Mitglied des landwirtschaftlichen Vereins, Sektion Agrikultur, Klasse Obstbaumzucht.

Was der schaffenden Liebe nicht gelungen war: einen allgemeingültigen Typus zu schaffen, in dem jeder Franzose sein echtestes und wahrstes Wesen erkennen mußte, gelang im 19. Jahrhundert der gestaltenden Verachtung: Homais ist ein Typus, so sehr, daß man ihn in den erfolgreichsten Männern des öffentlichen Lebens wiedererkennt. „Herr Homais und Herr Joseph Prudhomme werden noch vor Ende des Jahrhunderts die unumstrittenen, absoluten Könige unsres Landes sein" schrieb Taine schon vor dreißig Jahren (Vie et lettres, IV, 167).

Der Kampf, den Barrès für die Erhaltung der Kirchen führt, ist ein Kampf gegen Herrn Homais; Homais ist Abgeordneter, Homais ist die Majorität, Homais ist Kammerpräsident, Senatspräsident, Ministerpräsident. Homais ist, wie Ibsens Peder Mortensgard, „der Zukunft Häuptling und Herr. Er hat die Berufung zur Allgewalt. Er kann alles was er will. Denn er will nie mehr als er kann. Denn er ist kapabel das Leben ohne Ideale zu leben. Und das ist das große Geheimnis des Handelns und des Sieges. Das ist die Summe aller Weisheit dieser Welt."

Herr Homais spricht aus Charles Beauquier, dem Opponenten von Barrès: „Da Gott allmächtig ist, kann er seine Kirchen reparieren und sie am Einfallen hindern. Wenn er dies Mirakel nicht tut, so ist das ein Beweis, daß er nicht will, und wir müssen uns vor seinem Willen neigen." Barrès fügt hinzu: „Man klatschte Beifall und lachte. Ich konstatiere, man lachte vor Bewunderung. Man fühlte sich glücklich, emanzipiert" (102). Herr Homais auf der Abgeordnetenbank applaudierte Herrn Homais auf der Rednertribüne.

Herr Homais mag das Glockengeläut nicht hören. Was tut er, um es zu säkularisieren?

„Die Bürgermeister ordnen von sich aus Läuten an bei Tagesanbruch, um 12 Uhr, beim Dunkelwerden, um das Angelusläuten, das um die nämliche Zeit sein soll, zu hindern. Sie genehmigen Läuten bei unkirchlichen Begräbnissen, Ziviltaufen, Gemeindefesten, zur Meldung der Essenszeiten, der Feldarbeiten, der Gemeinderatssitzungen, des Schulgangs der Kinder, des Beginns und Schlusses der Wahlen." (161.)

Es ist die planmäßige Säkularisierung und Laïsierung auf der ganzen Linie, der konsequente Kulturkampf der Dritten Republik, der von Gambetta zu Ribot und Léon Say führte, von Brisson zu Waldeck-Rousseau und Combes, und der jetzt in Gestalt der Briand und Poincaré die Ge-

Digitized by Google

schicke Frankreichs lenkt; es ist die vergötterte Bourgeoisie, die Ehrfurcht nur vor englischen und russischen Aristokraten kennt. Aber wenn der Franzose die Kirchlichkeit abgelegt hat, scheint sein metaphysisches Bedürfnis überhaupt erledigt und er ist innerlich leer. Mit den Abstrakten liberté égalité fraternité solidarité honneur patrie erzieht man weder brauchbare Politiker noch nützliche Bürger. Es liegt im Wesen des doktrinären Radikalismus, daß er immer fanatischer wird. Gambetta sagte noch: Le cléricalisme, voilà l'ennemi. Zolas Dreyfusroman predigt schon: L'église, voilà l'ennemie. Jetzt antwortet der nämliche Beauquier, der durch den Witz von Gottes Allmacht alle gleichwitzigen Köpfe der Kammer so entzückt hatte, auf Barrès' Aufforderung: Dites le fond de votre pensée, déclarez durement mais nettement: «Ce qui nous gêne dans les églises ...» M. Charles Beauquier: C'est la religion. (227.).

„Das Erbe der Toten," ruft der bekannte Literarhistoriker Pellissier[1]) aus, „das ist unsere Erbsünde. Wollen wir das Werk des Fortschritts weiterführen, so müssen wir damit beginnen diese Gespenster auszutreiben" (a. a. O. 122). „Ein Land, wie das unsre, das jahrhundertelang die Herrschaft der Kirche erduldet hat, wird seine Schulen nur befreien können, wenn es von ihnen sogar das Wort Gott fernhält" (proscrit) (a. a. O. 124). „Was das gegenwärtige Frankreich vertritt, ist die Revolution, nicht die Kirche. Als Tochter der Revolution und nicht der Kirche muß Frankreich in der Welt die revolutionären Ideen vertreten, das heißt die Ideen der Freiheit und des Fortschritts. Das ist seine wahre Tradition." (a. a. O. 321.)

Uns scheint eine Tradition, die auf nicht viel mehr als hundert Jahre zurückreicht, diesen Namen nicht zu verdienen. Aber das ist in der Tat der Wille der französischen Machthaber seit 1870: Das vorrevolutionäre Frankreich existiert nicht, oder wo noch Spuren von ihm existieren, müssen sie vertilgt werden. Beim Franzosen ist das Gefühl der Ehrfurcht ohnehin schwach und wenig gepflegt; er ertötet es mit Witzen. Auch der Sinn für Pietät ist nicht tief entwickelt. Was jedoch dem heutigen politisierenden Durchschnittsfranzosen selbst völlig mangelt und bei anderen unverständlich ist, das ist die Ehrfurcht vor dem geschichtlich Gewordenen und das Gefühl für natürliches Wachstum. Dieser fanatische Haß gegen das Historische datiert seit der Revolution: man denke an die Abschaffung des Kalenders, der Namen der Wochentage, der Monate, der alten Provinzen, und ihren Ersatz durch Neubildungen, über die jeder sprachgeschichtlich Gebildete lacht. Der Kampf gegen die alten Kirchen ist, wie der Kampf gegen die alte Kirche selbst, nur eine der letzten Etappen dieser Zerstörung alles geschichtlich und organisch Gewordenen, um an dessen Stelle das Abstrakte, das logische Schema zu setzen. Hauptsache ist, daß sich alles im

[1]) Pellissier, Etudes de littérature et de morale contemporaines, S. 63.

Digitized by Google

Namen der Freiheit und unter der Maske der Freiheit vollziehe. Die Anrufung dieses Abstrakts heiligt jede Herostratentat und das Niedertreten jeder abweichenden Meinung. O liberté — que de crimes ne commet-on en ton nom!

Mit einer gewissen Verzweiflung ruft Barrès in seiner dritten Rede auch die Nichtgläubigen zu Hilfe für seine Kirchen: Wenn man die Quellen der Ehrfurcht verschüttet, wird die Kultur selbst degradiert (357), klagt er. Er klagt umsonst. Er ist ein Rufer in der Wüste.

„Alle Abende geben alle Theater von Paris einer Menge, die sich darüber nicht wundert, nein, im Gegenteil, daran ihre Freude hat, lauter Bilder des menschlichen Lebens, in denen es weder Ehrfurcht vor der Ehre gibt, noch Freundestreue bei den Männern, noch Keuschheit bei den Frauen, noch Reue über Fehler, noch Sehnsucht nach Vervollkommnung. Muß es nicht auf der Welt wenigstens eine einzige Stätte geben, die uns den Born des Herzens erschließt, die Bande, die uns an unsre Toten knüpft und die nach uns Kommenden stärkt, die uns alle Lebenden als Brüder empfinden lehrt?" (387.)

Über jeder Seite dieses Buches steht das ominöse „Zu spät". J'ai nulle espérance d'aucun côté. Das Wort Taines bald nach dem Krieg gilt heut mehr denn je. Das Café du Commerce und Herr Homais haben auf der ganzen Linie gesiegt.

Maurice Barrès selbst wird sich darüber keiner Täuschung hingeben. Die Tatsache, daß er es für angezeigt hielt, dieses für Frankreich tief beschämende Buch herauszugeben, beweist, daß wenigstens er seine Seele salvieren wollte. Dies, sein Schwimmen gegen den Strom, sein Eintreten für eine aussichtslose Sache, sein Gefühl für Heimatwerte — in Deutschland wird es verstanden, doppelt verstanden gerade im jetzigen Augenblick, wo es sich nicht um die Not der französischen Kirchen handelt, sondern um diejenige des französischen Volks.

Das Elsaß und Frankreich.

Von Martin Spahn, Professor der Geschichte an der Universität Straßburg.

Die französische Zeit des Elsasses hat völkerrechtlich, wie jedes deutsche Schulkind weiß, mit dem Westfälischen Frieden ihren Anfang genommen. Frankreich zugehörig hat sich die elsässische Bevölkerung erst seit den Tagen der Großen Revolution, in den achtzig Jahren von 1789 bis 1870 gefühlt.

Französische Kultur und französische Politik haben auf dieses Land von je eingewirkt. Dazu bedurfte es nicht der Eroberung durch Frankreich. In

Digitized by Google

Straßburg bestand schon Ausgangs des Mittelalters eine welsche Partei. Je schwächer die protestantisch gewordene Reichsstadt in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts wurde und je stärker rings um sie her die katholischen Reichsstände, desto zweifelsfreier suchte sie lange vor dem Westfälischen Frieden ihren Rückhalt bei der französischen Regierung. Der Übergang des Landes, dann auch Straßburgs an Frankreich bildete kaum einen Einschnitt in dieser Entwicklung. Nur kräftiger wurde sie. Auch die Geistesrichtung des 18. Jahrhunderts war ihr günstig. In der glänzenden Einleitung, die Albert Sorel seinem Werke „L'Europe et la Révolution française" voranschickte, gedachte er der bedeutsamen Wirksamkeit, die der Straßburger Professor Koch als Lehrer des Völker- und Staatsrechts ausübte. Koch schöpfte aus der französischen Gedankenwelt. Deutlich läßt die Schilderung den Leser fühlen, daß in der Straßburger Universität und den sich ihr hingebenden Kreisen schon vor der Revolution ein Brennpunkt französischen Kultur- und Staatslebens aufgeglüht war. War Koch Protestant, so teilten doch auch die Katholiken das Erlebnis. Die seelsorgerische und theologische Erziehungskunst des Großen Seminars zu Straßburg, das den Nachwuchs der katholischen Geistlichkeit ausbildete, wurde zur selben Zeit von Frankreich her erneuert und tief beeinflußt. Zu Colmar spielte der höchste Gerichtshof des Landes eine ähnliche Rolle.

Aber wie stark auch die von diesen Stellen ausstrahlenden Wirkungen sein mochten, noch erreichten sie erst, nicht anders wie vor dem Westfälischen Frieden, eine beschränkte Schicht der Bevölkerung und verschmolzen nicht einmal diese innerlich mit der französischen Staats- und Volksgemeinschaft. Im zweiten Band von Charles Hoffmanns „L'Alsace au dix-huitième siècle" findet man die Zeugnisse darüber gesammelt, daß sich die französische Sprache im 18. Jahrhundert noch kaum oder gar nicht einbürgerte. Eine Aufzeichnung aus dem Jahr 1789 über Colmar mutet den Leser von heute besonders seltsam an: „Colmar sei eine ganz deutsche Stadt; das Volk versteht kein Wort französisch, es trägt nicht unsere Moden und hat nicht unsere Sitten." Auch wirtschaftlich war das Elsaß noch in der alten Verbindung mit Deutschland. Nicht der Rhein bildete die Zollgrenze, sie lief vielmehr zwischen dem Elsaß und Altfrankreich dahin. Gar schwer aber knüpfen sich politische und allgemein kulturelle Beziehungen für die Masse einer Bevölkerung mit einem andern Volke, wo nicht eine Wirtschaftsgemeinschaft die Unterlage schafft. Die französische Regierung ließ sich bei der Anschauung, die damals noch von den Aufgaben des Staates herrschte, daran genügen, daß das Land ihrem Machtbereich einverleibt war und ihrer Verwaltung sich unterordnete. Nur hier und da wurden im letzten Menschenalter vor der Revolution, als die Ideen von 1789 sich

Digitized by Google

schon im Denken der Abendländer vorbereiteten, kleine Anläufe gemacht, auch das Kulturleben des Landes im französischen Sinne umzubilden. Die Gerichtsurkunden sollten in französischer Sprache ausgestellt werden, die Lehrer auch des Französischen mächtig sein. Die Bevölkerung aber wollte davon nichts wissen. Da nach deutscher Art im Unterschied von Frankreich die Stadt- und Dorfverfassung lebendig geblieben war, reichte die Gewalt der Intendanten nicht tief ins Volk hinein. Auch die Frankreich geneigten Kreise halfen hierbei der Regierung nicht. Die französische Herrschaft war ihnen genehm, weil sie, durch den Buchstaben der Friedensbestimmungen gefesselt, ihre Selbstverwaltung schonen mußte, während die Städte drüben in Deutschland den Fürsten meist zum Opfer fielen. Aber sie heirateten weder nach Frankreich, noch verkehrten sie gesellig mit den französischen Beamten im Lande, noch hatten sie eine Vorliebe für die höfisch-aristokratische Art des Ancien Régime. Mühlhausen, dessen aufblühende Industrie weit mehr Neigung als die Straßburger Kaufherren hatte, mit Frankreich zu verwachsen, gehörte noch zur Schweiz.

Den Einschnitt in die Entwicklung bildete erst das Jahr 1789. Von da an kam das Land nach und nach in ein inneres Verhältnis zu Frankreich. Durch die Revolution wurde Frankreich bürgerlich, während Deutschland das Reich der Fürsten und des Adels blieb. Es siegte in Frankreich die Stadt über die Landgemeinde, der alle Eigenart ihrer Verfassung abgestreift wurde. In Deutschland dagegen behauptete sich der Bauer neben dem Bürger, das Dorf neben der Stadt. Das Elsaß zählte schon an der Schwelle der Neuzeit in seinem kleinen Umkreise 46 Städte. Ihre Einwohnerschaft grüßte verheißungsvoll den Triumph der bürgerlich-städtischen Sache in der französischen Nation. Straßburg hallte zuerst unter allen Städten Frankreichs von den Klängen des „Allons enfants de la patrie“ wieder. Es war der Augenblick, da auch Mühlhausen dem französischen und zugleich dem elsässischen Territorium einverleibt wurde.

Napoleons Zeit bot dem Bürgertum die erste Gelegenheit, aus dem erlangten politischen Einflusse die wirtschaftlichen Vorteile zu ziehen. Die harte Zeit wirtschaftlicher Not, die auf die Revolution anfangs gefolgt war, hatte in ganz Frankreich die selbstsüchtig-materiellen Charaktereigenschaften, die allem Bürgertum eignen, nur noch schärfer hervorgetrieben; das erwerbstätige, ideeller Einschläge jedoch nicht entbehrende Bürgertum mittelalterlichen Ursprungs wandelte sich endgültig in die kapitalistische Bourgeoisie des 19. Jahrhunderts um. Napoleon wurde ihr Götze. Bis zum Jahre 1810 verdiente auch Handel und Industrie des Elsasses an ihm und seiner Politik reichlich. Zugleich schmeichelte dem heimatlichen Stolze der Bevölkerung, daß unter seinen Heerführern, die die Welt mit dem

Digitized by Google

Ruhme ihres Namens erfüllten, eine Reihe elsässischer Helden hervorleuchtete. Wohl brachten die letzten Jahre Napoleons wieder einen Rückschlag in der Stimmung der Elsässer; sie änderten jedoch nichts an dem Wunsche der Bevölkerung, bei Frankreich zu bleiben. Das Bürgertum bestimmte die öffentliche Meinung. Man sprach nach wie vor deutsch, aber man sah in Frankreich das Land, das durch seine soziale Struktur und in dem Geiste seines Verfassungslebens das bürgerliche Ideal verwirklichte und dem das elsässische Bürgertum sein mächtiges Erstarken verdankte.

Die Wiederverleihung einer parlamentarischen Verfassung an die Nation durch die Bourbonen, die Ausgestaltung der Verfassung durch das Julikönigtum, endlich die 48er Republik gaben den von politischem Ehrgeize erfüllten Elsässern die Gelegenheit zu weitreichender Betätigung daheim und in Paris und verbreiteten das französische Parteiwesen, das immer breitere Kreise der Bevölkerung politisch interessierte, auch im Elsaß. Die zentralistische Organisation, die der Mitwirkung aller heutigen Kulturvölker an ihrem Staatsleben eigentümlich ist, bedingt, daß selbst eine partikularistisch gesinnte Provinzbevölkerung in die Anliegen und Leidenschaften des großen Ganzen, dem sie angegliedert ist, hineingezogen wird. So ging es auch dem Elsaß. Zugleich erkämpfte man unter dem Königtum dem heimischen Wirtschaftsleben ebenbürtige Beachtung mit dem Alt-Frankreichs. Der Bau der großen Kanäle vom Rhein zur Marne und Rhone, in der folgenden Zeit die nicht minder bedeutsamen Bahnbauten verhalfen der elsässischen Industrie zu Absatzmöglichkeiten, durch die sie eine führende Stellung in der französischen Volkswirtschaft erlangte und entsprechend auch in dem bürgerlich gewordenen Staatswesen politischen Einfluß auszuüben vermochte. Da schwand denn auch die Abneigung gegen französische Heiraten. Erwerbstätige und Politiker ließen sich in Paris nieder. Die französische Literatur, vor allem aber die Pariser Presse fand willigen Eingang im Lande. Die französische Sprache wurde zur Umgangssprache für die elsässische Bourgeoisie. Durch die Zeitumstände unvergleichlich begünstigt, mehrte diese nicht nur ihr Ansehen und ihren Reichtum, sondern breitete sich auch wuchernd aus. In den Städten selbst drängte sie das Handwerk immer mehr zurück. Sie besiedelte sogar das flache Land. Sie baute dort Fabriken und Herrenhäuser oder machte es sich in Landhäusern behaglich. Dadurch zog sie die nicht geringe Zahl wohlhabender Bauernfamilien in ihre Kreise. Geist und Lebensgewohnheiten änderten sich nun auch hier. Gutenteils wurde selbst der Klerus beider Konfessionen in die Umwälzung hineingerissen. Andreas Raeß, der begabteste und herrschgewaltige Straßburger Bischof des 19. Jahrhunderts, trug in seinem Wesen noch sichtbar die Spuren der bäuerlich-ländlichen Herkunft.

Digitized by Google

Die Gegnerschaft, die ihm das Regieren schwer machte, saugte ihre Kraft aus dem neuen Sinne, den die vordringende Bourgeoisie den Geistlichen mitteilte. Die beiden Jahrzehnte Napoleons III. bedeuteten den Gipfelpunkt der 1789 begonnen Entwicklung. Die Regierung glaubte damals die Frucht schon so schüttelreif, daß sie den Zeitpunkt für gekommen hielt, auch die breiten Volksmassen an den Gebrauch der französischen Sprache zu gewöhnen, die deutsche Sprache und mit ihr das Elsässertum selber auszurotten.

Mit vollem Rechte hat Fritz Kiener in seinem Aufsatz über „Die elsässische Bourgeoisie", dem anregendsten Beitrag zur elsässischen Geschichte, der im letztvergangenen Abschnitt elsässischen Lebens das Licht der Welt erblickte, hervorgehoben, daß sich der Aufstieg des Bürgertums hierzulande aus der von je starken Stellung des städtischen und bürgerlichen Wesens im Elsaß erklärt. Darin aber braucht dem feinsinnigen Beobachter nicht beigepflichtet zu werden, daß er des Aufstiegs sich freut und eine Bürgschaft für die Zukunft seines Landes darin sieht. Denn das Wachstum der Bourgeoisie war einseitig und unnatürlich stark. Es wurden dadurch die wirtschaftlichen Daseinsbedingungen, das politische Mitbestimmungsrecht und die gesellschaftliche Eigenart der Landbevölkerung in ihrer Masse geschädigt. Auch das Land als Ganzes hat keineswegs eine nachhaltige Kräftigung oder Erneuerung seiner nationalen und allgemein kulturellen Lebensantriebe erfahren. Was Frankreich und das Elsaß in diesen Jahrzehnten miteinander verband, war vornehmlich eine Interessengemeinschaft, eine Gemeinschaft wirtschaftlicher Interessen, obendrein der wirtschaftlichen Interessen einer einzigen Klasse. Wohl schwang auch Geistiges dabei mit. Nicht umsonst sprechen wir bei der umfassenden Verselbständigungsbewegung des dritten Standes, die für den Anschluß des Elsasses an Frankreich den Ausschlag gab, von den Ideen des Jahres 1789. Dank dem wurde die innigere Verbindung ihres Landes mit Frankreich für die Elsässer nicht nur zu einem wirtschaftlichen Ereignis, sondern auch zu einem seelischen Erlebnis. Wer unter ihnen weilt, kann sich dieser Wahrnehmung nicht verschließen. Von dem Wirtschaftlichen aber ging die Bewegung aus, und deshalb hatten die geistigen Wirkungen des Vorgangs stets auch ihre verhältnismäßig eng gezogenen Schranken. Französisch geworden ist die elsässische Bevölkerung durch den Vorgang nicht, so wenig wie sie, umschlossen von dem reicheren Rahmen des Lebens der französischen Nation, sich gründlicher auf ihre Besonderheiten besann. Die Franzosen selbst bewahrten sich ein klares Empfinden dafür, daß im Innersten unzerbrechlich eine Scheidewand zwischen ihnen und den Elsässern blieb. Das französische Beamtentum hat viel schöne Worte für die Elsässer gehabt, aber ihnen nie Vertrauen entgegengebracht, und nie ein nationalfranzösisches Empfinden bei ihnen

Digitized by Google

vorausgesetzt. Die französische Regierung hat das Land auch nicht durch Elsässer verwalten lassen und ebenso die Befehlshaber der dort stehenden Truppen anderswoher geholt. Die beiden einzigen Ausnahmen sind höchst bezeichnend. Als der erste Napoleon von Elba zurückkehrte und sein Verzweiflungsspiel mit den Verbündeten wagte, hat er den Elsässer Rapp mit dem Oberbefehl über die oberrheinische Armee betraut und diese Ernennung der Bevölkerung ausdrücklich als Zeichen seines Vertrauens ankündigen lassen. Ähnlich verwandte Napoleon III., solange als er sich noch nicht fest im Sattel fühlte, den Elsässer West in seiner Heimat als Präfekten. Die Bourgeoisie klagte über Zurücksetzung, harrte aber aus. Kalt gegen die wechselnden Regierungen Frankreichs, hielt sie zu Frankreich in dem Gefühle, daß es auf dem Wege zur Republik sei; in der Republik rechnete sie dereinst auch die Verwaltung der Provinz in die eigene Hand nehmen zu können. Ihre überschwengliche Begeisterung in den Flitterwochen der zweiten Republik, als sie die Verwaltung schon einmal ausübte, verrät unwillkürlich ihren letzten Gedanken. Sie steckte dafür auch ein, daß die Elsässer in Paris gesellschaftlich wenig achtungsvoll behandelt wurden. Kein Herz hatte sie für alles Üble und alle Vernachlässigung, worunter die Landbevölkerung litt. Tragisch wirkt, daß dann derselbe Krieg, der Frankreich 1870 die Republik brachte, die elsässische Bourgeoisie von dem Lande ihrer Sehnsucht abschnitt und das Elsaß in völlig andere Verhältnisse rückte. Die Bourgeoisie hat indessen die Hoffnung nicht aufgegeben, daß die Entscheidung nicht auf ewig gefallen sei, und sich inzwischen auf jede ihr möglich gebliebene Art kulturell an Frankreich geklammert. Als sich seit 1905 in der Welt die Meinung von Deutschlands Schwäche verbreitete und der Krieg näher rückte, dessen Urheber auf unseren Zusammenbruch rechneten, wagte sich die Anhänglichkeit an Frankreichs Kultur in der Bourgeoisie sofort auch wieder offen hervor und wurden die Fäden, die sie mit Frankreich noch verknüpften, mit neuem Eifer gesponnen.

Das deutsche Volk und der deutsche Staat hatten vielleicht nach 1870 wenig Recht dazu, die Elsässer mit Vorwürfen zu überhäufen, weil sie sich nicht als wiedergewonnene Brüder gebärdeten. Denn Volk und Staat hatten ehedem durch ihre Schwäche den Verlust des Elsasses verursacht und verschuldet, daß der regsamste Teil der elsässischen Bevölkerung die entscheidenden Eindrücke seines Entwicklungsweges unter französischer Herrschaft empfing. Schwerer zu begreifen ist, daß man deutscherseits nicht alsbald alles tat, um sich Aufklärung über diesen Entwicklungsweg zu verschaffen und in Schule und Leben das Land mit sicherem Verständnis leiten zu können. Noch heute sind die Vorgänge, die soeben in großen Strichen angedeutet wurden, weite Strecken hindurch ununtersucht oder

Digitized by Google

ihre Erforschung in den ersten Anfängen. Mancher Mißgriff hätte sonst vermieden werden können. Die Elsässer selbst, in der Darstellung des 16. bis 18. Jahrhunderts so eifrig, ließen das 19. lieber im Dämmerschein der Legende. Ein Volk bevorzugt die Legende stets für Zeiten, an deren Erinnerungen es sich jeweils labt.

Die Entstehung der deutschen Wehrmacht.

Von Martin Hobohm, Privatdozent der Geschichte an der Universität Kiel.

Kaiser Friedrich hatte in den siebziger Jahren mit dem Historiker Hans Delbrück ein merkwürdiges Gespräch. Mit tiefem Ernste wies der damalige Kronprinz auf die geschichtliche Erfahrung hin, daß alle Staaten von ungewöhnlich großartiger Entwicklung innerlich zu verfallen anfangen, sobald sie den Höhepunkt politischer Macht erreicht haben und das goldene Zeitalter für sie beginnt. „Die Sittlichkeit des Volkes wird untergraben, indem vonseiten der Regierenden mit schlechtem Beispiel vorangegangen wird. Rom und Frankreich unter Ludwig XIV. sind die augenfälligsten Beispiele dafür. Der Gründerschwindel in Deutschland nach dem siegreichen Kriege ist eine analoge Erscheinung. Wir sind jetzt in einer ähnlichen Gefahr; es muß doch aber auch einmal anders und besser gehen können ..."

Einfacher und mannhafter konnte die große Frage des Schicksals an das deutsche Volk nicht ausgesprochen werden, ob es den gewaltigen Aufschwung des 19. Jahrhunderts ohne Schaden an seiner sittlichen Gesundheit werde verarbeiten können. Die Frage ist nun beantwortet worden; den Manen Kaiser Friedrichs legt sein Volk in diesen Tagen die schönste Probe ab. Denn wenn eine Nation auf der Höhe des Glückes, in der Reife friedlicher Entwicklung noch so das Schwert zu führen weiß, dann liegt in dieser Leistung die Bewährung aller übrigen Kräfte notwendig mit beschlossen: Die Probe des Glückes ist bestanden.

Mit einer gewissen schönen Selbstverständlichkeit ist das vor sich gegangen; das ganze Geschlecht war ohne Zaudern schlachtbereit; Mannen des Nibelungenliedes nehmen die Waffen nicht selbstverständlicher und unbekümmerter auf als die Regimenter von 1914. Wenn dem Ursprung der deutschen Wehrmacht nachgeforscht werden soll, dann kann an erster Stelle nur die deutsche Wehrkraft als Wurzel genannt werden, der natürliche gesunde Mannestrotz, der den Krieg liebt, solange es Feinde gibt.

Aber damit ist doch bei weitem noch nicht alles gesagt. Vor der Welt-

Digitized by Google

geschichte ist es durchaus nichts Selbstverständliches, was Kaiser Friedrich von den Deutschen verlangte und was sie soeben vollbringen, sondern es ist vielmehr ein kaum je erlebtes Wunder. Die großen Reiche, welche der kaiserliche Mahner als warnende Beispiele aus der Geschichte genannt hat, waren zu ihrer Zeit in Politik und Kultur die führenden Mächte der Welt; aber sie vermochten das Glück nicht zu meistern. Der Geschichtskenner weiß längst, daß es nicht auswärtige Feinde gewesen sind, welche ihre Kraft zerstört haben, sondern innere Mängel. Es waren jedoch nicht etwa Mängel der Volkskraft, sondern der Regierungsform. Im alten Rom wie im Frankreich der Bourbonen waren, als sie von ihrer Höhe herabsanken, Volkskräfte genug und übergenug vorhanden, um eine gesunde Fortentwicklung zuzulassen; allein die Verfassungen verloren die Fähigkeit, diese Kräfte zu sammeln und zu leiten. Gerade der bisherige Aufstieg wurde zum Unheil. Denn diejenigen Formen politischer Betätigung, in denen sich der Aufstieg mühsam, aus der Enge heraus, vollzogen hatte, diejenigen Gruppen im Volke, welche dabei in den Vordergrund getreten waren, sie standen nun durch die Autorität ihrer Verdienste allzu unerschütterlich da, sie herrschten durch die Schwerkraft der Macht auch dann noch weiter, als die Daseinsbedingungen des Staates andere geworden waren. Da half es nichts, daß ihre eigenen Verdienste die neue, größere Zeit erst möglich gemacht hatten: Der junge Wein fand in den alten Schläuchen nicht Raum, und beide gingen miteinander zugrunde.

Das ist es, was dem Worte Kaiser Friedrichs zugrunde liegt: „Die Sittlichkeit des Volkes wird untergraben, indem vonseiten der Regierenden mit schlechtem Beispiel vorangegangen wird."

Mit Deutschland aber hat es „anders und besser gehen können"; dieser Volkskörper hat auch im neuen, „goldenen" Zeitalter seine volle Gesundheit bewahrt. Um das zu erklären, genügt es nicht, auf die gesunde Urkraft hinzuweisen, die im Volke lebt; sondern es muß aus seiner Geschichte gezeigt werden, warum die Abweichung von dem gewöhnlichen Schicksal möglich war. Die natürliche Kraft und die Geschichte, beide voneinander untrennbar und über des Menschen Willen erhaben, das sind die Faktoren, aus denen das Können eines Kulturvolkes zustande kommt.

Auch dem deutschen Volke ist ja trotz seiner gesunden Eigenart eine lange Periode politischen Elends beschieden gewesen. Zu jener Zeit, als das ludovizianische Frankreich blühte, gab es in Deutschland weder nationale Einigkeit noch Stärke. Infolgedessen war auch die nationale Wehrkraft — mochten immerhin die deutschen Hiebe sprichwörtlich sein — zersplittert und als Ganzes unmächtig; sie glich einem Panzer, der in hundert Platten zerfallen ist: Ein Chaos von Eisen, unbrauchbar und hilflos, trotz aller Güte des Materials.

Digitized by Google

Auch hier war eine alte glorreiche, aber überlebte Staatsform mühsam zu überwinden: Das Heilige Römische Reich. Nicht im Bunde mit ihr, sondern ihr zum Trotz brachen die Kräfte der Neuzeit sich Bahn. Die Fürstentümer, die groß und klein im alten Reichsverband emporwuchsen und ihn schließlich sprengten, sammelten die zerstreuten Kräfte, kriegerische und friedliche, stückweise für ihre eigenen Zwecke. Sie verfolgten dabei allein ihren Sondervorteil, nicht die fast vergessenen nationalen Interessen; wo ihr Nutzen in Frage kam, galt ihnen deutsch oder undeutsch völlig gleich. Sie wußten es nicht anders, als daß ihr Daseinszweck sei, Machtpolitik unter dem Gesichtspunkt ihrer eigenen Zukunft zu treiben.

Nicht anders geartet war derjenige unter ihnen, der Ziele und Mittel einer solchen Politik am glücklichsten zu wählen verstand: Preußen. Wie hätte er zwischen seinen neidischen und starken Nachbarn zur Großmacht aufwachsen können, wenn er nicht unter seinen Machtmitteln die Wehrmacht besonders gepflegt hätte. Er tat es, und zwar in einem solchen Grade, daß bisweilen der Staat mehr das Organ der Armee als die Armee das Organ des Staates zu sein schien; der ganze Körper legte seine Kräfte in die Faust; und nicht anders hätten die Siege Friedrichs des Großen erfochten werden können. Darum geschah es denn auch auf die natürlichste Weise, daß dies vornehmste Glied die Eigenart des Staatswesens handgreiflich zum Ausdruck brachte, und ihm umgekehrt wieder etwas von militaristischem Stil aufprägte. Preußen war ganz und gar eine Schöpfung seines Herrscherhauses; dessen entschiedener Machtwille war es, der lauter auseinanderstrebende Kräfte zusammenraffte und aus Fragmenten eine Großmacht schuf. Die Armee als das unmittelbarste, entscheidende Mittel der Macht wurde zur lebendigen Verkörperung dieses gewaltigen Willens. In der preußischen Disziplin triumphierte, als in einer besonders sichtbaren Wirkung, das Herrschertalent der Hohenzollern. Als Kronprinz hat auch Friedrich mit so vielen anderen spöttisch von dem „Exerzierteufel“ in diesem Heere gesprochen, in dem er schon Oberst war; aber späterhin liebte auch er es, die Disziplin als den ausschlaggebenden Hebel seiner Macht ebenso wie sein Vater zu handhaben.

Was Preußen dergestalt auf seinem eigenen Wege suchte und fand, das wurde eine Norm für die ganze Welt: Das preußische Soldatenwesen ist seitdem klassisch. So pflegt es in der Weltgeschichte zu geschehen: Was die großen Individualitäten sich selber zuliebe leisten, das hat die Anwartschaft, für die Allgemeinheit Vorbild und Kanon zu werden. Das klassische Element war in diesem Falle jenes schöpferische Prinzip selber, aus dem Heer und Staat hervorgegangen waren: Der monarchische Wille, umgesetzt in Disziplin. Damals erst ward dieser weltbewegende Begriff in seiner gan-

Digitized by Google

zen Kraft von neuem verwirklicht; seit dem klassischen Altertum war er verloren gewesen, und die Staaten der Neuzeit, die ohne ihn nimmermehr zur Reife gedeihen konnten, hatten vor Preußens Erhebung zum Königreich schon reichlich zwei Jahrhunderte lang in dunklem Drange vergebens danach gerungen. Hier ward er zur Tat: Jene echte, furchtbare Disziplin, die in herber Unterdrückung jedes Sonderwillens dem Soldaten den Gehorsam zur Natur macht, bis ihm endlich der Wille des Vorgesetzten zum Lebensgesetze wird; ein Gesetz, stärker als der Wille zum Leben selber.

Die Virtuosität des Zwanges war in diesem Heere so groß, daß sie es als etwas Natürliches ansah, den Krieger sogar wider seinen Willen zur Tapferkeit zu nötigen: Ein sehr großer Teil der Mannschaften wurde mit Gewalt in die Regimenter eingestellt und mit Gewalt darin festgehalten. Nur etwa die Hälfte des ganzen Heeres bestand aus geborenen Preußen, und diese wurden mit großer Härte aus der Bevölkerung zu dem — so gut wie lebenslang dauernden — Dienste ausgesucht. Die andere Hälfte waren Nichtpreußen, und zwar zu einem guten Teil gepreßte Leute, die mit mehr oder weniger List und Gewalt über die Grenze geholt waren. Man holte sie aus verschiedenen Gründen: Um im Inlande den erst mühsam aufkommenden Gewerben die Arbeitskräfte zu lassen; um durch die etwaigen Ehen dieser Soldaten die dünne Bevölkerung zu mehren; um Soldaten zu gewinnen, die wohl oder übel, weil sie nichts anderes mehr hatten, in ihrem Berufe ganz aufgingen, anstatt der Einheimischen, die immer nach der nahen Heimat schielten. Eine solche Truppe zusammenzuhalten und zur leistungsfähigsten Armee der Welt zu machen, das war nur durch Zwang möglich. Es geschah ganz aus dem Geiste dieses Systems heraus, wenn Friedrich nach der Schlacht bei Zorndorf, wo er mit seiner Infanterie unzufrieden gewesen war, an seinen Bruder Heinrich schrieb, fortan müsse im Heere der Stock mehr zur Geltung gebracht werden.

Dies System kann nur aus der Art seiner Entstehung begriffen werden. Nicht mit einem Volksaufgebote, mit bürgerlichem Heerbann haben wir es zu tun, sondern mit einem künstlichen Berufsheer, das allein durch den Willen seiner Kriegsherren aus unzulänglichen Mitteln zustande gebracht war. Diese Armee war eher fertig als das Volk, dessen Wehrmacht sie repräsentierte. Sie hat das preußische Volk dann entwickeln helfen, nicht bloß indem sie die Politik seiner Könige trug, sondern noch unmittelbarer, indem ihre Kraft dem preußischen Namen mehr Inhalt gab.

Die volksbildende Kraft dieses Heeres beschränkte sich nicht einmal auf die preußischen Grenzen; sie übte auf ganz Deutschland einen starken Einfluß aus. Kleinere Staaten im Reiche nahmen die Hohenzollern im Heerwesen zum Vorbilde und versuchten, es ihnen nachzutun. Aus allen

Digitized by Google

deutschen Stämmen traten tüchtige Elemente in preußische Dienste, und selbst wenn es ungern geschehen war, der Ruhm ihrer Fahnen wurde doch auch der ihrige. Die ganze Nation empfand bei den Siegen Friedrichs des Großen deutlicher als seit langer Zeit, daß sie zusammengehörte. Absichtslos und unbewußt wurde sie der Gesinnung entgegengeführt, aus der der große Aufschwung der Freiheitskriege erfolgen konnte.

Der Zusammenbruch der altpreußischen Wehrmacht im Jahre 1806 war eine Voraussetzung für diese Erhebung. Nicht als ob, was alt war, seinen früheren Wert durch innere Schuld eingebüßt hätte; sondern neue Aufgaben traten an den Staat heran, die mit den alten Mitteln nicht zu lösen waren. Lange hat man sich der falschen Vorstellung hingegeben, das preußische Heer sei nicht mehr tüchtig gewesen, als es zur Schlacht bei Jena auszog. Colmar von der Goltz hat das ebenso schöne wie unzutreffende Gleichnis geprägt von dem alten Familienschwert, das als Prunkstück im Saale hängt: Man hält es hoch in Ehren, man holt es bisweilen hervor, um es zu putzen und Staat damit zu machen; aber ernsthaft zu erproben, ob es noch stark ist, dazu erscheint es immer zu schade: Bis es dann in der Not versagt. So stand es mit jener Armee keineswegs; sie war noch ebenso kräftig und in manchen Stücken besser als unter Friedrich selber. Mit den Mitteln des alten Preußen Napoleon niederzuwerfen, das hätte auch Friedrich nicht vermocht. Schon unter den Voraussetzungen seiner eigenen Zeit hat er sich und seinen Nachfolgern voll großer Sorgen vor Augen gehalten, wie schmal doch die Basis seiner auf eine fast wunderbare Weise errungenen Weltstellung war, diese Basis, von der er wohl wußte, daß sein Genie das beste Teil davon sei; er hat davon gesprochen, daß Preußen zwanzig Jahre nach seinem Tode vielleicht keine Großmacht mehr sein würde. Mit einem solchen Gegner vollends hat er nie gerechnet, wie ihn das durch die Revolution noch einmal verjüngte Frankreich in der riesenhaften Zusammenfassung seiner Kräfte, in der Macht des napoleonischen Großkönigtums darstellte. Vor diesem Feinde brach das System der friderizianischen Monarchie zusammen wie ein seines Weges fahrender Kraftwagen unter einem herabstürzenden Felsblock: Die geistreiche Staatsmaschine, deren treibende Kraft die Energie ihrer königlichen Erbauer gewesen war, wurde zerschmettert.

Dennoch lag gerade in der fürchterlichen Katastrophe die Möglichkeit der Wiedergeburt. Weil das Alte so völlig zerbrochen war, vermochte man sich innerlich davon frei zu machen und den Entschluß zu finden, das Gemeinwesen nun auf eine neue Basis zu stellen. Die Krone hatte den Staat geschaffen, aber ihn vor dem Sturz nicht bewahren können; um ihn wieder aufzurichten, ging sie einen Bund mit dem Volke ein. Das

Digitized by Google

Volk war in der Erziehung der absoluten Monarchie nun reif geworden und hatte sich hinreichend mit dem Staatsgedanken erfüllt, um selber dessen Träger zu werden. Es erhob sich in freiem Entschlusse zu heroischen Opfern, vor allem zur Leistung der allgemeinen Wehrpflicht; die starken Organe des Königtums, die Beamtenschaft und das Offizierkorps, leiteten, schulten, kommandierten es: So wurde Preußen fähig, im Bunde der Mächte gegen Napoleon schließlich das Beste, das Entscheidende zu tun. Das Volk hatte sich eine doppelte Freiheit errungen: Unabhängigkeit für seinen Staat und Mündigkeit gegenüber diesem Staate selber, den es neu hatte schaffen helfen.

Der Bund zwischen Krone und Volk, der damals geschlossen wurde, ist seitdem für den Charakter der preußischen Wehrmacht bestimmend geblieben; und seine Kraft, sein Verdienst waren so entscheidend, daß alle anderen deutschen Staaten auf diesem Wege nachfolgen mußten, wenn sie ihre eigene Sache und die der Nation treiben wollten.

Der Bund zwischen Krone und Volk ist die Quelle der Kraft für die Wehrmacht des Reiches geworden; ihn würdigen heißt die Stärke der Nation begreifen. Die Überwindung der napoleonischen Fremdherrschaft ist diejenige Krisis in der deutschen Geschichte, aus der heraus es begriffen werden muß, warum diese Geschichte „anders und besser" verlaufen kann als die drohenden Exempel der Weltgeschichte, von denen Kaiser Friedrich gesprochen hat.

Die Macht der Fürstenhäuser hatte nicht genügt, um den preußischen, den deutschen Boden vom Feinde zu befreien; eine große Tat des Volkes hatte ihnen zu Hilfe kommen müssen. Aus diesem Verhältnis, das durch die Beibehaltung und Verallgemeinerung der allgemeinen Wehrpflicht Dauer erhielt, entwickelte sich in den nächsten Generationen mit unweigerlicher Konsequenz die Teilnahme des Volkes an der Regierung, ohne daß die Fürstenhäuser davon hätten ausgeschaltet werden können. Das ist die Doppelkraft, aus der die unvergleichliche Gesundheit unseres Verfassungslebens fließt: Die unerschütterlichen historischen Gewalten vereint mit der freien Teilnahme des Volkes an Leistung, Verantwortung, Selbstbestimmung.

Diese Doppelkraft waltet auch in der Armee, und dort tritt ihr Wesen am klarsten und gewaltigsten in die Erscheinung. Der monarchischen Gewalt schuldet die Armee die Erziehung und Führung. Das Erbe Friedrichs des Großen ist hier noch vollkräftig und lebendig. Das absolutistische Königtum hatte die klassische Heeresverfassung schaffen können, weil jede gute Heeresverfassung ihrem Wesen und Zweck nach absolutistisch ist. Indem die monarchische Autorität „von Gottes Gnaden", das heißt kraft eigenen Rechtes, fortbestand, konnte die fest eingewurzelte Kommando-

Digitized by Google

gewalt auch dem Heere des freien Volkes erhalten bleiben. Die Schlagfertigkeit unserer Armeen beruht darauf, daß sie nicht Parlamentsheere sind, sondern königlich bis auf die Knochen.

Die Anhänglichkeit des Kriegers an seine Fahne kann einen doppelten sittlichen Inhalt haben: Die Bürgertugend und den Kriegerberuf; die eine kämpft, um den Frieden zu erringen, der andere macht aus dem Fechten und Siegen Profession. In früheren Epochen der Geschichte waren die beiden Antriebe zwar nicht immer reinlich voneinander getrennt, aber einer von beiden pflegte der Truppe den Charakter zu geben. Glück und Leistung des deutschen Volksheeres ist es, die beiden sittlichen Antriebe zu vereinigen, wie es ihm noch kein Nebenbuhler nachzutun vermocht hat. Die berufsmäßige Tüchtigkeit ist in erster Linie der Arbeit des Offizierkorps zu danken. Es ist noch das alte ruhmreiche Offizierkorps aus den Berufsarmeen des 18. Jahrhunderts, unverändert in Tapferkeit und in Königstreue, aber geistig noch gewachsen und reicher geworden durch die Vertiefung seiner Aufgaben: Erziehung der bürgerlichen Wehrkraft und Ausübung der immer geistreicher gewordenen Kriegskunst.

Unter allem Großen, das die deutsche Nation ihren Fürstengeschlechtern verdankt, muß die Erschaffung des Offizierstandes mit vorangestellt werden. Ohne seinen Landesherrn ist ein deutsches Offizierskorps überhaupt nicht zu denken, es hat ohne ihn sozusagen keinen Halt in der Geschichte. Ebenso wenig ist auch die starke Wehrmacht des Volkes denkbar ohne jene schöpferische Autorität, die durch die Mittlerschaft des Offizierkorps zum eigentlichen Rückgrat dieser Wehrmacht wird.

Und durch die feste Politik seiner Regierungen hat das Volk doch auch die Charakterstärke gefunden, seine eigentümliche Leistung fortzusetzen und sie der wachsenden Kraft immer von neuem erweiternd anzupassen: Die allgemeine Wehrpflicht.

Ihre dauernde Durchführung ist für ein ziviliſiertes Volk überaus schwer, sie ist eine der größten und folgenreichsten kulturellen Leistungen, die jemals vollbracht worden sind. Als Preußen es tat, war das unter den hochentwickelten Völkern ein weltgeschichtliches Novum. Wohl ist es eine natürliche sittliche Forderung, daß der Mann sich selber und seinen Herd verteidigen muß; aber wie schwer ist sie im Staatsleben zu verwirklichen! Es ist doch etwas Ungeheures, daß der Kulturmensch aus den Fesseln des Bürgerlebens, dem all seine Anstrengungen und Interessen gehörten, plötzlich zu Gefahr und Mord hinausziehen soll. Darum wohnt der allgemeinen Wehrpflicht, wo Kulturvölker sie sich auferlegen — die Wilden haben die ihrige für sich — eine defensive Tendenz inne; man wird solche Völker nicht angriffslustig finden, aber umgekehrt wird,

Digitized by Google

wenn sie zum Kriege genötigt werden, ihr Kampfeszorn desto erbitterter sein.

Leistung und Zorn werden dadurch um so größer, daß der Bürgersmann nicht ohne weiteres zum Kriege taugt, sondern schon im Frieden das gewaltige Opfer der militärischen Ausbildung bringen muß. Wie haben die früheren Jahrhunderte immer wieder vergeblich dem Problem nachgesonnen, aus den Massen der Bürger eben so viele Soldaten zu machen! Immer wieder zog man diese Massen heran, weil sie leichter und billiger zu haben waren als die Berufskrieger, immer wieder liefen sie vor den wenigen, aber geschulteren Eisenfressern von Fach davon. Die zweite Hälfte des Entschlusses mußte sein, daß jedermann es auf sich nahm, neben seinem sonstigen Gewerbe auch noch Berufskrieger zu werden.

Das deutsche Volk unterwirft sich, Generation nach Generation, jener eisernen Disziplin, die von dem preußischen Soldatenkönig und dem alten Dessauer herkommt, und die darum nicht lockerer geworden ist, weil nun nicht mehr der Stock, sondern der Volkswille der Despot ist, der sie auferlegt. Wie schwer scheinen sie miteinander vereinbar, die Kultur, welche die Selbstbestimmung des Menschen entwickelt, und die Disziplin, die ihn als willenloses Werkzeug verwendet. Aber gerade in der Selbstüberwindung, um des Vaterlandes willen sich diesem fürchterlichen Zwange zu fügen, liegt die innere Freiheit beschlossen; sie erhebt die allgemeine Wehrpflicht erst recht zu einer epochemachenden Kulturtat.

Nur eine solche Disziplin, die auf dem freien Gehorsam eines hochentwickelten Volkes beruht, kann heute überhaupt noch hoffen, in einem Weltkrieg den Sieg davonzutragen. Denn die moderne Strategie ist, durch den sich überbietenden Wetteifer der Großmächte, auf die Verfügung über ungeheure Massen aufgebaut, wie nur das Volksaufgebot sie aufbringt, nicht das in der Zahl immer begrenzte Söldnertum. Andererseits fordert die moderne Taktik von dem einzelnen Soldaten eine außerordentlich hohe kriegerische Tüchtigkeit, viel höher als irgend eine vorausgegangene Epoche der Weltkriegsgeschichte; sie fordert von ihm die blindeste Unterordnung unter den Willen des Führers, und gleichzeitig die Bewährung selbständiger Intelligenz und Initiative im Gefecht. Aus diesen Verhältnissen folgt die qualitative Überlegenheit für denjenigen Heerbann, der durchschnittlich am meisten innere Zustimmung und am meisten selbständige Intelligenz zum Kriegsdienste mitbringt. Der Deutsche zieht mit der Zuversicht gegen den Feind, in diesem wörtlichen Sinne weit vor allen anderen Völkern an der Spitze der Zivilisation zu marschieren.

Die Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht ist also eine Frucht der nationalen Reife, und wiederum hilft sie selber diese Reife fördern. Es

Digitized by Google

soll hier nicht ausgemacht werden, welche Seite dieser herrlichen Wechselwirkung die wichtigere ist: Die Zucht des Volkscharakters im strengen Heeresdienst, im kriegerischen Einstehen für sich selber, im Brudergefühl einhelliger Kameradschaft, in der Anstrengung aller wirtschaftlichen und geistigen Kräfte für die nationale Rüstung; oder umgekehrt die Frucht all dieser Hingabe, die Armee, wie wir sie soeben haben ausziehen sehen, und daneben die Flotte, wie ein jüngerer Ast an demselben Stamm: Beide zusammen ganz und gar eine Volkstat, eine Frucht aus Kraft und Geist und Zucht, Seele zugleich und Maschine, nicht die mächtigste, aber die reifste Erscheinung der Völkergeschichte.

Wie wunderbar sind doch Gottes Wege mit den Deutschen gewesen, wie herrlich hat er es hinausgeführt! Die vielhundertjährige Zerrissenheit, die lange Ohnmacht der Nation schien den übrigen Völkern schon längst ein Recht zu geben, in der Machtverteilung die Deutschen zu ignorieren; so lange hat das gewährt, daß sie es uns heute moralisch verübeln, wenn wir unsere Kräfte gebrauchen. Und dennoch wuchsen und reiften heimlich in all den deutschen Stämmen die starken Keime zu einem neuen, größeren Leben. Welch einen unwiderstehlichen Beruf zur Einigkeit, zur Nation haben die Deutschen bewährt, daß sie, in der Schmiede des Schicksals zurechtgehämmert, sich erheben konnten, um mit einem Schlage unter allen Völkern das fertigste zu werden. Die schöne Barbarossa-Sage hat sich erfüllt; der Zauber, den sie verklärt, bleibt auch im kalten Lichte der Forschung ungemindert.

Der Boden aber, auf dem die alte Gemeinschaft wiederhergestellt wurde, war das Schlachtfeld. Im Zeughause zu Berlin stehen die Degen unserer Heerführer von 1870, und darunter auch die Bayernsäbel von der Tanns und des greisen Generals von Hartmann, der Degen von Kronprinz Albert von Sachsen und dem großherzigen Friedrich von Baden: Sie alle erzählen davon, wie Kaiser Wilhelm der Alte Heer und Vaterland geeinigt hat. Mit Jubel empfanden die Brüder aus Nord und Süd, daß sie einander wert waren; sie fühlen dasselbe heute von neuem. Der alte, vorlängst zerfallene Panzer der deutschen Wehrkraft ist umgegossen und neu geschmiedet; das Volk, sein Träger, führt das Schwert so seiner selbst gewiß wie ein einziger Recke.

Voll Staunen, voll religiöser Ehrfurcht blickt der Deutsche auf all diese sich offenbarende Tüchtigkeit, auf dieses rastlose Vorwärtsschreiten, auf die Geschichte, durch die es mit der Nation hat „anders und besser gehen" können als mit jenen Ländern, die das Glück nicht vertragen konnten. Da ist kein „Gründerschwindel", in welcher Gestalt er auch immer aufgetreten sei, der uns noch verzagt machen könnte: Das gesunde Wachstum

Digitized by Google

des Gesamtkörpers ist erwiesen, und die historischen Wurzeln dieser gesunden Entwicklung liegen so offen zutage, daß wir deren Fortgang für die Zukunft als eine Naturnotwendigkeit erkennen. Auch die Bedrängnis der gegenwärtigen Krisis macht uns daran nicht irre. Die große Not vor hundert Jahren war es, welche die Nation das rechte Zukunftsgleis finden ließ; die Not wird sie auch diesmal lehren, auf den Wegen gesunden Wachstums nur um so kräftiger fortzuschreiten.

Österreich-Ungarns Balkanpolitik.

Von Richard Charmatz in Wien.

Im Kriege entscheidet die Tüchtigkeit der Feldherren und die Tapferkeit der Soldaten. Aber das Gefühl, für eine gerechte Sache zu kämpfen, hebt den Opfermut und stärkt die Kraft. Österreich-Ungarn zog das Schwert erst nach langem Zögern. Jahre voll harter Geduldproben waren vorangegangen, als die Habsburgermonarchie am 28. Juli Serbien den Krieg erklärte. Schweren Herzens entsagte Kaiser Franz Josef der Friedenspolitik, an der er durch fast fünf Dezennien festgehalten hatte. Doch die Erkenntnis, daß gierige und unerbittliche Feinde die Grundlagen der Monarchie zu vernichten, die Quellen ihres Wohlstandes zu verschütten, die Voraussetzungen für eine ruhige Entwicklung zu zerstören suchten, rief zur Tat auf. Sie zwang, alles einzusetzen, um die Existenz sicherzustellen. Von Eroberungssucht oder kränkender Herausforderung konnte selbst das Auge des argwöhnischen Gegners nicht die leiseste Spur wahrnehmen. Der Kampf, zu dem sich Österreich-Ungarn entschloß, entsprang dem Wunsche nach Sicherheit, dem Verlangen, im Dienste der Kultur schaffen zu können. Sittlichere Beweggründe haben selten Armeen in Bewegung gesetzt. Österreich-Ungarn zerriß das brüchige Gewebe eines trügerischen Friedens, um einen echten, wärmenden und belebenden Frieden herbeizuführen.

Serbien, das sich in den letzten Jahren gar oft als böser Nachbar bemerkbar gemacht hatte, handelte nicht aus eigenem Triebe. Das Königreich war ein Werkzeug Rußlands und folgte den Losungen, die ihm von Petersburg zukamen. Der nordische Koloß brauchte einen Sturmbock, weil er seine Absichten verschleiern wollte. Im Laufe der Jahrhunderte stand das Zarenreich zwar nicht selten an der Seite der Monarchie, aber Rußland bewies sich immer als wenig verläßlicher Freund. Es mißbrauchte die Kräfte Österreichs und dachte später an ihre Vernichtung, je nach den Verhältnissen des Augenblicks. War Rußland gefährdet, dann mußte die Monarchie beispringen. Fühlte man sich stark, dann verbarg man nicht

Digitized by Google

länger die wahren Empfindungen: Mißgunst und Neid. Das Zarenreich strebte die Vorherrschaft auf der Balkanhalbinsel an; mit unheimlicher Zähigkeit folgte es der Sehnsucht, die Konstantinopel in eine russische Stadt umwandeln wollte. In diesen Plänen fühlte man sich durch die Monarchie beengt, und der Mißmut des behinderten Rivalen brach immer unverhüllter durch. Die Eifersucht Rußlands hat den Krieg heraufbeschworen.

Dem offenen Kampfe ging ein langer, heimlicher voraus. Mit den verschiedensten Mitteln bemühte man sich, die Monarchie zu schwächen, ihre Widerstandskraft zu brechen. Rastlos waren die Panslawisten tätig, um die Völker Österreich-Ungarns in Unruhe zu versetzen und den Kampf der Bürger gegeneinander hervorzurufen. Ihnen gesellten sich gekränkte und ehrgeizige Diplomaten zu, und eine mächtige Partei bei Hofe, schuf ihnen im Arbeitszimmer des Zaren Gehör. Die Rubel kauften die Seelen, während geschäftige Agitatoren die Sinne benebelten. Mit grausamer Tücke wurden in Österreich-Ungarn Minen gelegt, die eines Tages aufflammen und den alten Staat zerreißen sollten. Auch auf der Balkanhalbinsel erzeugte man Haß gegen die Großmacht, die nichts anderes sein wollte als ein guter Nachbar und ein Freund der kleinen Staaten. In Frankreich und England wurde gleichfalls gegen die Monarchie mobil gemacht; Verleumdung und Verdächtigung blühten. Schon schmeichelte man sich in Petersburg mit der Hoffnung, daß der Zusammenbruch Österreich-Ungarns umsichtig vorbereitet sei; die Vorsicht verbarg nicht mehr die trüben Pläne. Wäre erst die Monarchie zermürbt und nachher niedergeworfen, dann könnte Rußland schrankenlos auf der Balkaninsel gebieten, bis zur Adria und bis zum Bosporus sein strenges Diktat ausüben. Nahe, ganz nahe wähnten die Toren den stolzen Tag des Umschwungs. Eine furchtbare Welle der Reaktion drohte über den Kontinent hinwegzustürmen, Völkerglück und Völkerfreiheit unter der wilden Flut begrabend. Die russische Fahne auf den Höhen der Karpathen aufgepflanzt, sollte der Menschheit zeigen, daß eine neue Zeit angebrochen sei; ein Jahrhundert nach den Befreiungskriegen, mehr als ein halbes Jahrhundert nach 1848, wollten der Zarismus, der moskowitische Panslawismus und das Kosakentum ihre kühnsten Triumphe feiern. Indem sich die Habsburgermonarchie — der treuen, unerschütterlichen Waffenbrüderschaft des Deutschen Reiches gewiß — erhob, um sich zu retten, zog sie zugleich zum Schutze Europas ins Feld. Sie schickte ihre bewundernswerten Regimenter dem alten Feinde der freiheitserfüllten Kultur, der ungehemmten Völkerrechte entgegen. Serbien wurde notwendigerweise zu einem Nebenschauplatze, weil ja das Königreich auch ein Nebenfaktor war. Der Krieg gegen Rußland trat in den Vordergrund.

Digitized by Google

Lügen müssen unnachsichtlich ausgemerzt werden. Die Petersburger Kriegshetzer verbreiteten in der Welt die arglistige Fabel von der Unersättlichkeit der Habsburgermonarchie, von ihren unbezähmbaren Gelüsten, sich auf der Balkanhalbinsel die Oberherrschaft anzumaßen. Wie unwahr diese Behauptungen sind, lehrt uns die Geschichte. Durch die Kämpfe, die Österreich-Ungarn einst geführt hat, um die zivilisatorische Arbeit vieler Jahrhunderte vor dem Untergange zu bewahren, durch die geographische Lage, durch die Tatsache, daß ungefähr die Hälfte der Südslaven auf dem weiten Gebiete des Staates vereinigt ist und nicht zuletzt durch die Eigenart der wirtschaftlichen Entwicklung wurde die Habsburgermonarchie gezwungen, den Ereignissen im nahen Oriente ihre besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Nie überschritt sie die Grenzen, die von dem Erhaltungstriebe gesetzt waren, stets achtete sie die Bedürfnisse der anderen. Sie suchte Freundschaft und bewies Freundschaft; sie schützte die Ordnung und förderte jeden Fortschritt. Nicht um selbst zu herrschen, wandte man sich in Wien gegen die Vorstöße Rußlands, gegen sein Bemühen, zur Vormacht auf der Balkanhalbinsel zu werden. Es galt nur zu verhindern, daß der Zar seinen Machtkreis ausdehne und daß sich geheime Einflüsse zu Rechtszuständen verdichten. Schon Metternich prägte einmal die Formel: die Balkanhalbinsel den Balkanvölkern. Sie erklärt die Haltung der Monarchie. Österreich-Ungarn bewies der Türkei im letzten Jahrhundert stets teilnehmendes Verständnis. Kaiser Leopold I. und Kaiser Josef II. hatten zwar das Verlangen, die Grenze ihres Staates nach dem Osten vorzuschieben; die Feldherren Ludwig von Baden, Prinz Eugen, Erzherzog Karl und Radetzky setzten sich für eine ausgreifende Eroberungspolitik ein. Aber die Kaiserin Maria Theresia wollte nicht zugeben, daß dem Osmanischen Reiche ein Leid geschehe, und sie sorgte für die Erhaltung der Türkei. Diese Auffassung gab während des ganzen 19. Jahrhunderts den Ausschlag. Selbst Graf Julius Andrassy, der zur Okkupation Bosniens und der Herzegowina schreiten mußte, war ein ehrlicher Freund der Türkei. Österreich-Ungarn beschränkte sich darauf, die Interessen der Christen durch Ermahnungen und Ratschläge zu vertreten, und man würde sich in Konstantinopel manche bittere Erfahrung erspart haben, wenn man auf die wohlwollende Stimme von Wien vertrauensvoll gehört hätte. Durch innere Reformen, durch die Modernisierung des Staatswesens sollte das Osmanische Reich seinen Lebenswillen und seine Daseinsberechtigung bezeugen und die Fundamente seines Seins verstärken. Darum wurden alle Neuerungsversuche, die in Konstantinopel zutage traten, in der Monarchie froh begrüßt, soferne sie dem Lande des Halbmonds Segen verhießen. Ob Reschid Pascha, ob Midhat Pascha oder ob das jungtürkische Komitee am

Digitized by Google

Werke war: in Wien freute man sich jeder vorwärtsdringenden Regung und unterstützte sie. Wie ganz anders hat Rußland seine Stellung gegenüber dem Osmanischen Reiche eingerichtet! Die vier Eroberungszüge im vorigen Jahrhunderte sprechen eine beredte Sprache. Das Zarenreich wandte sich offen oder versteckt gegen jede freiheitliche Maßnahme, denn der Vermoderungsprozeß der Türkei sollte nicht aufgehalten werden. Traten die Russen selbst mit Reformprojekten auf, so rechneten sie nicht mit ihrer Ausführung, sondern mit der Verstärkung der Wirren. Je schwächer das Osmanische Reich wurde, desto mehr durfte Rußland für sich erhoffen.

Betrachten wir Österreich-Ungarns Stellung zu Serbien. Als Kara Georg am Beginne des vorigen Jahrhunderts seine Fahne entrollte, stand den Serben nächst Gott, Kaiser Franz am nächsten. Sie erbaten sich den Schutz des mächtigen Monarchen, und die Vereinigung ihrer Heimstätten mit der nachbarlichen Großmacht erschien ihnen als Ziel. In Wien konnte man sich nicht entschließen, dem nach Befreiung lechzenden Volke energisch zu helfen; zu sehr war man von eigenen Sorgen bedrückt, durch Napoleons Aufstieg eingeschüchtert. Aber es darf nicht übersehen werden, daß auch die Petersburger Staatsmänner zunächst kühl blieben, als die serbischen Sendlinge demütig am Hofe des Zaren auftraten. Erst später nahm man sich der Bittenden ein wenig an. Als Kara Georg 1813 vor den übermächtigen Türken zurückweichen mußte, floh er in das Reich der Habsburger, wo er mit seinen Getreuen gütige Aufnahme fand. Aber die Serben erhoben sich wieder, und Rußlands Einfluß, nicht seine Hilfe, war mächtig.

Die Parteikämpfe in Serbien wurden von Petersburg aus geleitet, und der Fürst führte fast ein Schattendasein. Der russische Konsul sprach das große Wort in Belgrad. „Dieser tritt nicht als Gesandter sondern als Gebieter auf", berichtete Philippovich im Jahre 1843 an Metternich. Das war die Frucht des müßigen Zusehens zu dem sich der eitle österreichische Staatskanzler verpflichtet fühlte, um den Zaren, den er zu gängeln meinte und von dem er zuletzt gegängelt wurde, nicht zu verletzen. Allmählich bildete sich in Serbien ein Zustand heraus, den ein Sohn des Landes mit den Worten „russische Hypnose" bezeichnete. Trotzdem konnte man für die entscheidenden Dienste, die Österreich-Ungarn dem Volke leistete, nicht ganz blind sein. Als der serbische Ministerpräsident in Berlin erschien, um bei den versammelten Kongreßteilnehmern für sein Vaterland Vorteile zu erbitten, wies ihn Graf Schuwalow hochmütig an den österreichisch-ungarischen Minister des Äußern. Graf Andrassy versagte nicht seine Hilfe. Gegen den Willen Rußlands setzte er durch, daß Serbien nach dem Südosten hin vergrößert wurde. Noch viel einschneidender war die Unterstützung, die König Milan von der Habsburgermonarchie zuteil ward, als Bulgariens

Digitized by Google

Fürst im Jahre 1885 siegreich vordrang. Damals rettete Österreich-Ungarn das Königreich vor seinem Untergange. Milan hat diese Freundschaftsbeweise nicht vergessen; aber im Volke unterdrückte die russische Hypnose bald die Dankbarkeit. Doch der Große kann mit dem Kleinen nachsichtig sein. Serbien sollte für seinen Undank nicht büßen. Als nach der Blutnacht vom 11. Juni 1903 Peter Karageorgievich auf den serbischen Thron gehoben wurde, ward ihm von Wien sogleich ein Gruß entgegengesandt. Der Wechsel der Dynastie, der in der Bevölkerung Anklang fand, wurde also ohne Protest zur Kenntnis genommen. Ja, man entschloß sich sogar später, einer Begegnung des Kaisers Franz Josef mit dem König Peter zuzustimmen und dadurch das Ansehen des nachbarlichen Herrschers zu mehren. Die Zusammenkunft unterblieb allerdings, und die Feindschaft gegen Österreich-Ungarn vertiefte sich. Kein ersichtlicher Grund, kein wahres Interesse, sprach für die zunehmende Entfremdung, für den Haß, der jenseits der Save um sich griff. Wohl kam es zu einem Zollkriege zwischen den beiden Staaten, aber wirtschaftliche Gegnerschaften müssen nicht in politische Feindschaften ausarten. Doch die russische Hypnose blendete, das Diktat von Petersburg siegte. Österreich-Ungarn, das Serbien oft nützte, das den Staat vergrößerte und vor dem Zusammenbruche schützte, galt als der Feind.

Rumäniens Selbstbefreiung wurde in Wien zuerst nicht richtig gewürdigt. Unzutreffende Berichte ließen die Stimmung in den Donaufürstentümern verkennen. Im Juni 1856 sprach eine Versammlung in Jassy das Verlangen nach der Vereinigung der Moldau und der Walachei aus. Anfang 1859 erfolgte die Doppelwahl Alexander Cuzas. Die Türkei und die Habsburgermonarchie erhoben dagegen Einspruch, während die andern Großmächte die Anerkennung befürworteten. England, das von der Union vorher nichts wissen wollte, hatte sich damals bereits eines Besseren besonnen. Als Prinz Karl von Hohenzollern auf den rumänischen Thron berufen wurde, stieß er vorerst auf den Argwohn der Habsburgermonarchie; hielt man ihn doch für einen Sendling des Fürsten Bismarck. Aber schon im Februar 1867 konnte der neue Regent seinen Minister des Äußern nach Wien senden, um Kaiser Franz Josef für die bewiesene Unterstützung in der Anerkennungsfrage den Dank aussprechen zu lassen. Graf Julius Andrassy hegte für das aufstrebende Fürstentum die besten Gesinnungen. Schon als ungarischer Ministerpräsident wußte er dem Herrscher des Nachbarstaates volles Vertrauen einzuflößen. Im Wiener Auswärtigen Amte setzte er dann die Bemühungen seines Vorgängers, ein freundliches Einvernehmen mit Rumänien herzustellen, voll Eifer fort. Die nationalistischen Strömungen, die in dem jungen Staatswesen von Zeit zu Zeit stärker hervorbrachen, hinderten die Annäherung nicht. Rumänien wandte sich

Digitized by Google

dem Dreibunde zu; es erkannte „dessen wirklich friedliche Ziele" an, und entschloß sich „sich zu denselben zu bekennen und eine Anlehnung an die europäischen Zentralmächte zu suchen", wie Graf Kalnoky im Jahre 1894 mit Befriedigung hervorhob. Nicht einmal der Zollkrieg, der Mitte der achtziger Jahre zwischen der Monarchie und dem Königreiche entbrannte, vermochte die freundschaftlichen Empfindungen zu lockern, die die Herrscher und die führenden Staatsmänner erfüllten. König Karol, der die Treulosigkeit Rußlands empfunden hatte, wußte das aufrichtige Wohlwollen zu schätzen.

Bulgarien mußte mehr als einmal seufzend den schweren Druck des Zaren empfinden. Dem Fürsten Alexander von Battenberg war Rußlands Kaiser nur so lange ein Gönner, als sein Wille bedenkenlos ausgeführt wurde. In Livadia hatte der Fürst die Deputation empfangen, die ihm Bulgariens Krone anbot; von Rußland her kamen die Zettelungen, die ihm das Leben vergällten. Des Zaren Ungnade stieß ihn schließlich vom Throne und trieb ihn ins Exil. Auch Prinz Ferdinand mußte den Groll des Kaisers Alexander III. bei seinen ersten Regierungsversuchen im Fürstentum immer aufs neue verspüren; gleich einem furchtbaren Hindernisse stellte sich ihm der Unmut des Zaren entgegen. Der Koburger wurde als „Usurpator" bezeichnet; in einem amtlichen russischen Telegramme hieß es, daß er als „außerhalb aller Gesetze stehend zu betrachten" sei. Deshalb dürften die Handlungen, die die Entfernung des Fürsten aus Bulgarien zum Zwecke haben, nicht als gerichtlich verfolgbar und strafbar angesehen werden. Die konservativste Macht Europas drängte zur Revolution, schürte die Leidenschaften, stachelte zur Auflehnung gegen den erwählten Fürsten an. Doch der neue Herrscher ließ sich nicht einschüchtern; er hielt den Feinden stand, und seine Wahl wurde anerkannt. Kaiser Franz Josef empfing ihn in Audienz und festigte dadurch seine Stellung. Rußland aber wollte sich mit den Geschehnissen nicht abfinden. Bulgarien sollte der vollen Selbständigkeit beraubt bleiben und der Führung durch Rußland nicht entwachsen. Da ward die Entschlossenheit Österreich-Ungarns zum Fels, an dem sich Rußlands Herrschbegier brach. Ein Krieg der beiden Großstaaten schien unvermeidlich; fieberhaft wurde gerüstet. Der Zar fühlte jedoch seine Schwäche und gab nach. Bulgarien war befreit: von der Türkei, und zunächst auch von Rußland.

In der Zeit, da Griechenland seine Unabhängigkeit blutig erkämpfte und, nach jahrelangem Ringen, als schwer erkauftes Gut begrüßen konnte, lenkte Fürst Metternich die auswärtige Politik Österreich-Ungarns. Dieser Staatskanzler, der für die Psyche der Völker kein Verständnis besaß, der die engherzige Kabinettspolitik verkörperte, verfolgte natürlich den Befreiungskrieg mit scheelem Blick und sah in seinem Gelingen eine empfindliche Niederlage seiner eigenen Macht. Aber auch Rußlands Herrscher verhielt

Digitized by Google

sich vorerst ablehnend. Zar Alexander I. mißbilligte Ypsilantis Putsch; er ließ den Namen des Aufrührers in den Listen der russischen Armee streichen und gab seine Einwilligung zu dessen Verhaftung, als der Enttäuschte nach Ungarn floh. Ebensowenig waren Englands leitende Kreise am Anfange für die Sache der Freiheit entflammt. Bei der Zusammenkunft in Hannover verstanden sich König Georg IV., Castlereagh und Metternich sehr wohl. Erst allmählich trat ein Umschwung ein, und wenn Rußland schließlich die Türkei mit Krieg überzog, so kämpfte es nicht für die Idee der Befreiung, sondern für die Glaubensgenossen. Der hochmütige Zar Nikolaus erblickte in den Griechen Rebellen; daß er für sie das Schwert ziehen mußte, war eine Ironie der Geschichte. Als Griechenland einmal erlöst war, fand es in Wien mancherlei Unterstützung, jedenfalls soviel Entgegenkommen wie in Petersburg, wo man sich zwar durch Bande des Glaubens aber nicht durch Bande der Gesinnung verknüpft fühlte.

Erwähnen wir noch, daß Montenegro 1853 durch das nachdrucksvolle Auftreten der Monarchie von den türkischen Truppen erlöst wurde, die den Zwergstaat vernichten wollten, dann haben wir in großen Zügen angedeutet, welche Verdienste sich Österreich-Ungarn um die Balkanstaaten erwarb, von dem Wunsche beseelt, seiner historischen Sendung gerecht zu werden.

Im Jahre 1878 erhielt die Habsburgermonarchie auf dem Berliner Kongresse das Mandat zur Besetzung Bosniens und der Herzegowina. Graf Julius Andrassy hatte ursprünglich nicht an den Vormarsch nach dem Südosten gedacht, denn die Verminderung des Ansehens, das die altersschwach gewordene Türkei noch genoß, lag seinen Absichten fern. Die Verhältnisse waren jedoch stärker als die Neigungen des Ministers. Der Staatsmann mußte seine Hand nach den beiden türkischen Provinzen ausstrecken, als seine Hoffnungen, den auf der Balkanhalbinsel ausbrechenden Brand durch Beschwichtigungsversuche einzudämmen und die sich vorbereitenden Verwirrungen durch ein Reformprogramm zu beseitigen, Schiffbruch erlitten. Rußland wurde von einer ungestümen Handlungsfreudigkeit erfüllt; sehnsüchtig wartete das Zarenreich auf den Augenblick zum Losschlagen gegen die Türkei. In Reichstadt bot es Österreich-Ungarn Bosnien und die Herzegowina für den Fall an, daß die Erhaltung des Osmanischen Reiches zur Unmöglichkeit würde. Noch klarer wurde dieses Versprechen in den späteren Konventionen wiederholt, durch die sich Rußland die Neutralität der Monarchie in dem bevorstehenden Kriege mit der Türkei sicherte.

Dreißig Jahre ernster, pflichtbewußter, tiefeindringender Arbeit waren vorübergegangen, als man in Wien daran ging, die Okkupation in eine Annexion umzuwandeln. Die Türkei hatte eine Revolution durchgemacht; Midhat Paschas alte Verfassung sollte zu neuem Leben erblühen. Formell

Digitized by Google

standen Bosnien und die Herzegowina noch unter der Souveränität des Sultans. Würden da die siegreichen Jungtürken nicht Rechtsansprüche erheben? Schwerwiegende Konflikte konnten entstehen, folgenschwere Gärungen beginnen. Da mußte mit festem Arme zugegriffen werden und Ahrenthal, der Minister des Äußern, fühlte die Kraft dazu. Auf halbem Wege kam ihm Rußland entgegen, dessen Diplomaten schon bei früheren Anlässen die Annexion empfohlen hatten. In einer Note vom 19. Juni 1908 regte Iswolski die dauernde Besetzung der beiden Provinzen an; selbst der Sandschak von Novibazar sollte annektiert werden. In dieser Richtung wurden die Verhandlungen in Buchlau geführt, die bald nachher stattfanden. Mag sein, daß der russische Minister die Bedeutung der Darlegungen seines Kollegen verkannte, daß er mit irrigen Vorstellungen aus dem mährischen Schlosse schied. Ahrenthal aber glaubte die Zustimmung Rußlands zu dem Schritte, den Österreich-Ungarn am 5. Oktober 1908 vollführte, zu besitzen.

Es verlohnt sich, einen Blick auf das Werk zu werfen, das Österreich-Ungarn in den Reichslanden aufgerichtet hat. Unter ganz außerordentlich schwierigen Umständen mußte ein Stück Europa allmählich der europäischen Kultur erschlossen werden. Die Bevölkerung Bosniens und der Herzegowina gliedert sich heute so, daß 43½ Prozent Orthodoxen 32¼ Prozent Mohammedanern und 23 Prozent römischen Katholiken gegenüberstehen. Keine Konfession durfte verletzt werden, wenn die Habsburgermonarchie den inneren Frieden der zwei Provinzen aufrecht erhalten wollte. Dazu kam noch, daß die Mohammedaner dieser Gebiete zu den konservativsten, reformfeindlichsten Elementen der Türkei gehört und wiederholt gegen Neuerungen rebelliert hatten. Andererseits waren die Christen mehrmals gezwungen, sich gegen ihre Unterdrücker zu erheben; eine gewisse Unruhe war in ihnen geblieben. Überdies boten die sozialen Verhältnisse im Lande vielerlei Schwierigkeiten. Neben mächtigen Begs gab es ein Heer von Kmeten, die nur kärglich ihr Dasein zu fristen vermochten und über unerträgliche Lasten klagten. Der Unterricht lag völlig im argen, als Österreich-Ungarn die Verwaltungsarbeit begann. Wohl existierten 535 mohammedanische Schulen, die jedoch bloß die Kenntnis des Korans und des türkisch-arabischen Alphabets vermittelten. Daneben bestanden zwar noch 54 römisch-katholische und 56 serbisch-orthodoxe Elementarschulen, aber auch sie kamen für den Unterricht im modernen Sinne kaum in Betracht.

So war der Anfang! Daß in dreißig Jahren nicht alle Rückstände beseitigt werden konnten, versteht sich von selbst. Doch mit Stolz kann die Monarchie auf die Erfolge hinweisen, die sie errungen hat und denen Bosnien und die Herzegowina eine ungeahnte kulturelle und wirtschaftliche Blüte verdanken. Kein Volksstamm wurde vor den Kopf gestoßen, keine

Digitized by Google

soziale Schicht geflissentlich zurückgesetzt. Die Kultur drängte man nicht äußerlich auf, sondern man bemühte sich, ihr allmählich Boden zu gewinnen, um sie desto fester Wurzel schlagen zu lassen. Das Alte wurde nicht empfindungslos niedergeworfen, sondern neben dem Überlieferten unsäglich viel Neues geschaffen. Als Krönung der systematischen Arbeit kann die Überführung der Provinzen zum Konstitutionalismus angesehen werden. Gewiß, die Verfassung vom 20. Februar 1910 wird dem Theoretiker manchen Schönheitsfehler enthüllen, aber man darf nicht vergessen, daß sie für ein eigenartiges Land bestimmt ist und daß die Stellung der beiden Provinzen im Reichsverbande noch der Regelung harrt. Auch die Verwaltung Bosniens und der Herzegowina wurde allgemach in die Hände von Einheimischen gelegt. 4 19/10 Prozent der Landesangestellten sind Söhne der beiden Provinzen. Der Religion nach gehören 58 Prozent zur römisch-katholischen, 24 Prozent zur serbisch-orthodoxen, 11 Prozent zur islamitischen Konfession. 86 Prozent der Landesangestellten sind Slawen.

Führen wir noch an, daß in der inneren Verwaltung zuletzt ein einheimischer Serbe maßgebenden Einfluß erlangen konnte und daß ein aus dem Lande stammender Kroate zu einer der höchsten Stellungen aufstieg, dann gewinnt das Bild einen Charakter, der wesentlich von dem düsteren Eindrucke abweicht, den die Gegner Österreich-Ungarns erwecken wollen. Die Habsburgermonarchie hat sich durch ihre Leistungen unbestreitbare Ansprüche auf Bosnien und die Herzegowina erworben. Außerdem rechtfertigen die Umwälzungen in der Türkei die Annexion, ebenso wie die Versprechungen Rußlands sie zu begünstigen schienen. Einem tatsächlichen Zustande sollte bloß zur rechtlichen Anerkennung verholfen werden; kein Nachbar wurde in seinem Besitze und in seiner Ruhe gestört. Dennoch entfesselte die Annexion einen Sturm ohnegleichen; ein wildes Geschrei erhob sich in den Ländern der Tripelentente, und Serbien sprang erbittert auf. Herr von Iswolski war plötzlich ein anderer geworden; er, der die Besitzergreifung empfohlen, verurteilte nun heftig diese Maßnahme. Auch die Türkei geriet in Erregung, und der Boykott österreichisch-ungarischer Waren und Schiffe war nur eine Äußerung des Unwillens. Aber Österreich-Ungarn erzitterte nicht, weil es wußte, daß es nichts Unrechtes getan hatte und weil ihm die Treue des Deutschen Reiches Schutz verhieß. Zuerst wurde die Türkei beruhigt. Eine ansehnliche Summe bewog den Sultan, im Vertrage vom 26. Februar 1909 die Souveränität des Kaisers und Königs über Bosnien und die Herzegowina anzuerkennen. Selbst als der zunächst Beteiligte zum Schweigen gebracht war, ließen die andern noch ihrem Unmute die Zügel schießen; immer wilder brauste ihr Zorn auf. Schon schien ein Krieg unvermeidlich; da aber besann sich Rußland der

Digitized by Google

Gefahren, in die es sich stürzen wollte, und plötzlich gab Serbien nach. Am 31. März 1909 anerkannte das Königreich die Annexion, indem es ausdrücklich erklärte, daß es durch den Besitzwechsel in seinen Rechten nicht berührt werde. Allmählich trat Stille ein.

Die Tripelentente hatte eine diplomatische Niederlage erlitten; Herr von Iswolski vor allem fühlte, daß er geschlagen sei. Er selbst war an dieser Demütigung schuld; seine Unzuverlässigkeit, sein Schwanken bildete die Ursache. Graf Ahrenthal hatte niemals daran gedacht, den Kollegen zu kränken. Österreich-Ungarn aber war aus dem diplomatischen Kampfe siegreich hervorgegangen und die geschworenen Gegner sannen auf Rache. Die Monarchie sollte schwer getroffen werden; man hoffte ihr an den Lebensnerv greifen zu können. Eigentlich gab es für sie seit der Annexion keine ruhige Stunde; die Panslawisten dachten immer neue Tücken aus. Von Petersburg und Belgrad ergingen die Lockungen zum Hochverrat. Das offizielle Rußland verhielt sich zwar zurückhaltender, doch insgeheim wurden alle Hebel in Bewegung gesetzt, um der Habsburgermonarchie Verderben zu bereiten. Unter des Zaren Protektorat entstand der Balkanbund; man kennt heute die Verträge und weiß, daß Serbiens und Bulgariens Gewehre nicht bloß gegen die Türkei, sondern auch gegen Österreich-Ungarn gerichtet waren. Im Osten und Norden angegriffen, durch innere Wirren zerrüttet, würde Österreich-Ungarn zur leichten Beute werden, meinten die Panslawisten, jene aufgeblasenen Phantasten, die besser getan hätten, sich mit dem Elend im eigenen Lande hilfreich zu beschäftigen.

Als der Balkankrieg im Oktober 1912 ausbrach, war die Habsburgermonarchie in eine heikle Situation geraten. Einige Tage vorher hatte Graf Berchtold bereits von dem „Dunkel der ungelösten Probleme", von den „Gefahren eines Balkanbundes" gesprochen. Nun wurde in Wien zunächst die Ansicht vertreten, daß sich Serbien nicht über den Sandschak hin ausdehnen und nicht an Montenegro anlehnen dürfe. Die Bildung eines einheitlichen serbischen Nationalgebietes sollte verhindert werden. Als aber die Waffen des Balkanbundes ihre ersten Erfolge davontrugen, änderte Graf Berchtold freiwillig seine Haltung. „Wir sind bereit, den durch die Siege der Balkanstaaten geschaffenen neuen Verhältnissen in weitgehender Weise Rechnung zu tragen und so die Grundlage zu einem dauernden freundschaftlichen Einvernehmen zu denselben zu schaffen", erklärte der österreichisch-ungarische Minister des Äußern am 5. November 1912. Damit war die Direktive gegeben, von der sich die Habsburgermonarchie fortab leiten ließ. Keine Engherzigkeit, keine Zaghaftigkeit und Ängstlichkeit! Serbien wurde in der Besetzung des Sandschak nicht gestört und es konnte sich auf mazedonischem Boden gewaltig ausstrecken. Wohl mußte es die

Digitized by Google

Küste der Adria verlassen und ein Stück Albanien den Albanern als selbständiges Staatswesen anheim geben. Doch damit erfüllte es schließlich nur die Verheißung, den Völkern die Freiheit zu bringen. Daß Österreich-Ungarn so energisch an die Erfüllung dieser Zusage gegenüber den Albanern erinnerte, erklärte sich nicht zuletzt aus dem Schutze, den es diesem Volke seit Jahrhunderten angedeihen läßt. Auch Montenegro trug einen Landgewinn davon. Bulgarien, das sich gegen die Monarchie undankbar bewiesen hatte — es heißt freilich, daß der König zwar widerwillig zugestimmt, aber seine Unterschrift nicht unter die Konvention gesetzt habe — mußte, als es später von Rußland preisgegeben wurde, erkennen, daß in Wien mehr Wohlwollen zu finden sei, als in Petersburg.

Rumänien war mit Österreich-Ungarn innig befreundet, als der Balkankrieg ausbrach. Der Chef des österreichisch-ungarischen Generalstabes unternahm damals eine Reise nach Bukarest, die zu weitgehenden Erörterungen Anlaß gab. Später bot die Habsburgermonarchie ihren ganzen Einfluß auf, um im Frühjahr 1913 für das Königreich Rumänien Silistria zu erwirken. England jedoch widersprach heftig und Rußland bewies keinen Eifer, um den Wunsch der Rumänen zu erfüllen. Es herrschte also zwischen Wien und Bukarest ein vorzügliches Einvernehmen, als Rumänien sich dank seiner klugen Politik zur Vormacht auf der Balkanhalbinsel und zum Schiedsrichter aufwerfen konnte. Diese freundlichen Beziehungen erfuhren erst eine vorübergehende Trübung, da Graf Berchtold den Bukarester Frieden nicht vorbehaltlos gutheißen wollte. Allerdings, auch Rußland, dasselbe Rußland, das nachher mit verdoppeltem Eifer gegen die Habsburgermonarchie im Königreiche schürte, befolgte die gleiche Taktik. Nur lenkte es rascher ein und ließ deshalb seine Reserviertheit schneller vergessen. Doch in Wien erkannte man bald, daß es ein Fehler war, Rumänien in seinen Freudentagen zu kränken, und es fehlte nicht an Anstrengungen, den Mißgriff gutzumachen. Als König Karol die Augen schloß, hatte er das alte freundliche Verhältnis zur Habsburgermonarchie wiedergewonnen.

Die Balkanhalbinsel hat eine neue Einteilung erfahren. Österreich-Ungarn war keiner aufstrebenden Macht entgegengetreten; kein Volk konnte der Monarchie ernstlich gram sein. Auch in ihrer inneren Politik vollzog sich eine Wandlung, die nicht zuletzt auf Erwägungen zurückzuführen war, die den Rücksichten auf die äußere Politik entsprachen. Kroatien und Slavonien erhielten die verfassungsmäßigen Freiheiten zurück; das königliche Kommissariat, das Willkürregime, hörte auf. Graf Tisza verhandelte mit den ungarländischen Rumänen; ohne Ergebnis zunächst, doch nicht ohne Aussicht, später zu einem erfreulichen Resultat zu kommen. Man sollte meinen, daß nun endlich eine Zeit der Ruhe, des Sichverstehenlernens,

Digitized by Google

der guten Nachbarschaft angebrochen wäre. Aber Rußland rastete nicht. In Rumänien wurde gegen Österreich-Ungarn gewühlt, und in Serbien nährte man die Feindschaft. Da vollzog sich die Tragödie von Sarajewo. Mit furchtbarer Deutlichkeit wurde offenbar, welcher Niedertracht man sich im Kampfe gegen die Monarchie vermaß, welcher Tücke und Unmenschlichkeit man Vorschub leistete. Nun riß die Geduld, die Verblendete als Schwäche ausgelegt hatten. Rußlands Eifersucht stürzte Europa in den Krieg. Auf den Schlachtfeldern wird jetzt über die Zukunft entschieden. Zieht erst der Friede wieder ein, haben die herrlichen Armeen Österreich-Ungarns und des Deutschen Reiches sich mit Lorbeeren geschmückt, dann wird man in Wien nicht vergessen, worin die Sendung der Monarchie besteht, welches die Aufgabe ist, die ihr das Schicksal zugemessen hat. Ein Staat, der elf Nationen umfaßt, kann nur auf der ehernen Grundlage der Gerechtigkeit gedeihen, sich als Hort der nationalen Freiheit und der Entwicklungsmöglichkeiten für alle bewähren. Wer im Innern frei ist, wird auch nach außen hin Freiheit tragen; wer sich friedlich entwickeln will, wird ein Schützer der Ruhe sein. Des Deutschen Reiches und Österreich-Ungarns Siege, an die wir mit freudiger Zuversicht glauben, werden auch der Balkanhalbinsel die Gewähr für eine Zeit schöpferischer Arbeit und segensvoller Betätigung bringen. Und alle die Völker, die sich nach nützlicher Beschäftigung sehnen, die emporkommen und in Frieden schaffen wollen, müssen den Tag begrüßen, an dem Rußlands Bedrückungen und Wühlereien ein Ende nehmen, die gewissenlosen Großsprecher schweigen und der Wille zur Entfaltung des Guten freie Bahn erhält.

Eroberungs-Kalender zum Hausgebrauch in deutschen und englischen Familien.

Es bedarf keines weiteren Beweises der britischen Überlegenheit: Bruchstücke englischer Reden, die uns zukommen, haben es sogar fertig gebracht, daß wir den Druck der doppelten Zensursperre, der sie verstümmelt, hin und wieder beinahe bedauern. Sie scheinen manchmal bewunderungswürdige Kunstschöpfungen, erfindungstrotzende Variationen über zwei vorgeschriebene, und vielleicht selbst für Engländer nicht ganz einfache Themen: England, die friedliche, schirmende Mutter des Völkerrechts und der Neutralen — Deutschland, der brutale Vater des unersättlichen Militarismus, der heißhungrigen, weltbedrohenden „militärischen Anarchie". Ohne die überlegene britische Anleitung will es uns nicht immer gelingen, den ganzen Reichtum der Erfindungen zu ergänzen; wir können nur, bis das Schicksal uns, wie wir alle hoffen, recht bald den alleinigen Quellen der Kultur wieder näher führt, versuchen, uns selber zu helfen, so gut es eben gehen will.

Über England als Schirm der Neutralität der kleinen Staaten möge der Leser dieses Heftes deshalb die gewiß maßgebende Erklärung nachlesen, die ein Vorgänger Greys, der königlich großbritannische Staatssekretär des Äußern, George Canning, darüber vor dem englischen Unterhaus abgegeben hat. Wir haben wenigstens im Augenblick keine bessere Autorität finden können, wenn wir gleich nicht im

Digitized by Google

mindesten zweifeln, daß jeder Engländer uns noch mit schlagenderen aufwarten könnte. Zur Beleuchtung des zweiten Punktes, der maßlosen Eroberungssucht des militärischen Deutschen Reiches, stellen wir hier die sämtlichen Eroberungen dieses gefährlichen Eroberungsstaates seit seiner Gründung 1871 zusammen. Um unsere Beschämung noch zu erhöhen, sollen ihm die gleichzeitigen Erwerbungen seines friedlichen Gegners zur Seite stehen. Niemand wird bestreiten wollen, daß das Mißverhältnis über alles Maß ist.

Wir bemerken dazu nur noch, daß die Bevölkerung des Deutschen Reiches in den Jahren von 1871—1912 von 39 auf 64 Millionen, die des vereinigten Großbritannien und Irland dagegen nur von 31 auf 45 Millionen anstieg; daß Deutschland früher ohne Kolonien sich beholfen hatte, während England deren schon ein stattliches Weltreich besaß; daß die Kolonien Englands jetzt gerade etwa hundertmal so groß sind als das Mutterland und etwa zehnmal so groß wie die aller andern Länder zusammen; und wir verweisen den Leser für Näheres auf die vorzüglichen Tabellen in Meyers Historischem Handatlas und, um ihn nicht nur der Einseitigkeit deutscher Quellen auszuliefern, auf die Angaben im Statesman's Year-Book 1914 und im 12. Band der Cambridge Modern History. K. A. von Müller.

England	Deutschland
1871. Westgriqualand.	
Niederländische Plätze an der Goldküste.	
1874. Fidschiinseln.	
Malaienstaaten Perak, Selangor und Sunget Ulong.	
Queda auf Malakka.	
1875. Kauf der Anteile d. Khedive a. Suezkanal.	
1876. Kaiserreich Indien.	
Schutzbündnis mit Beludschistan.	
Kimberley.	
Insel Sokotra.	
1877. Quetta am Bolanpaß.	
Annexion des Transvaal.	
1878. Cypern.	
Ost- und West-Pondoland (1894 zur Kapkolonie).	
1878/79. (Krieg gegen Afghanistan. Zulukrieg).	
1879. Walfischbai.	
Afghanische Grenzdistrikte.	
Hauptteil des späteren (1887) Britisch-Beludschistan.	
1879-1881. (Basutoaufstände.)	
1880/81. (Burenaufstand im Transvaal: Transvaal wieder unabhängig.)	
1881. Britisch-Nord-Borneo (1888 förmliches Protektorat).	
Erweiterung der Nordgrenze Kaschmirs.	
(Mahdiaufstand im Sudan).	
1882. Besetzung Ägyptens (Beschießung Alexandrias).	
1883. Kelat.	Angra Pequena.
Die 1887 als Negri Sembilan ver. Staaten.	

Digitized by Google

	England	Deutschland
1884.	Oberes Nigergebiet.	Teile von Togo, Kamerun,
	Berbera, Bulhar, Seila (Somaliland).	Deutsch-Ostafrika, Deutsch-
	Basutoland Kronkolonie.	Südwestafrika.
	Südküste von Neuguinea.	Kaiser Wilhelmsland und Bismarckarchipel.
1884/85.	(Verlust des Sudans.)	
1885.	Nigerdistrikte.	Weitere Teile von Kamerun,
	Nördliches Somaliland.	Deutsch-Ostafrika, Deutsch-
	Küsten des Pondolandes.	Südwestafrika.
	Südbetschuanaland.	
	Santa Lucia-Bai.	
	Deutsch-englischer Vertrag über Neuguinea.	
	Insel Trobriand und alle Neuguinea benachbarten Inseln südl. von 8° südl. Br.	Teile von Neuguinea. Marschallinseln.
	Südliche und südwestliche Salomonsinseln.	
	Windwardinseln Kronkolonie.	
1886.	Nördliche Nigergebiete.	Weiterer Teil von Togo.
	Erweiterung der Kolonie Goldküste.	
	Abgrenzung der deutsch-englischen Interessengebiete in Ostafrika.	
	Kermadecinseln.	Nördliche Salomonsinseln.
	Kokosinseln.	
	Oberburma.	
	Borital (Beludschistan).	
1887.	Zululand (1897 zu Natal).	Ambasi und Viktoria.
	Teil von Sansibar.	
	Bildung von Britisch-Beludschistan.	
	Pahang.	
1888.	Cook-, Maniki- und Fanninginseln.	1888-90 (Araberaufstand in
	Nordwestk. v. Borneo, Brunei u. Sarawak.	Deutsch-Ostafrika).
1889.	Rhodesia.	Südwest Kronkolonie.
	Sambesiländer.	
	Insel Suwarow, Phönix- und Teil der Unioninseln.	
	Christmasinsel.	
	Erweiterung von Britisch-Beludschistan.	
1890.	Deutsch-englischer Vertrag über die Ost- und Südgrenze Deutsch-Südwestafrikas.	Helgoland. Ostafrika Kronkolonie.
	Barotse, Uganda, Sansibar, Witu, Küste bis Kismaju.	Küste Deutsch-Ostafrikas,
	Englisch-französischer Vertrag über die Grenzen am Tschadsee.	Masia. Zugang zum Sambesi.
	Sikkim.	
1891.	Nigerküstengebiet.	
	Njassaland.	
	Englisch-portugiesischer Vertrag über die Sambesiländer.	

Digitized by Google

	England	Deutschland
1892.	Rest d. Union-, dann Ellica- u. Gilbertinseln.	
1893.	Britisch-Zentralafrika Kronkolonie.	Oberes Benuëgebiet.
	Aufteilung der afghan.-indischen Grenzgebiete: Wasiri; Dawar u. Tschageh (1895).	
1894.	Matabeleland, Swaziland.	Vertrag mit Frankreich über die Ostgrenze Kameruns.
1895.	Vertrag mit Frankreich über Sierra Leone.	
	(Jamesons Einfall in Transvaal.)	
	Tongaland.	
	Britisch-Ostafrika Kronkolonie.	
1896.	Dongola.	
	Unyoro, Usoga.	
	Aschantireich (endgültig 1901).	
	Erweiterung von Britisch-Beludschistan.	
1897.	Nupe und Ilorin.	
	Benin.	
	Vertrag mit Abessynien über die Grenzen von Somaliland.	
1898.	Weihaiwei.	Kiautschou.
	Abgrenzung von Südrhodesia.	
	Kleine südwestliche australische Inseln; Santa Cruz- und Tukopia-Inseln.	
	Grenzgebiete von Nordborneo (Brunei).	
1898/99.	Wiedereroberung des Sudans.	
1899.	Erweiterung der Kolonie Goldküste und Britisch-Beludschistans.	Weitere Teile von Togo. Karolinen-, Palau- und Marianeninseln.
	Weitere Salomonsinseln.	
	Vertrag mit Frankreich über die Teilung Nordafrikas.	
1899—1902.	(Burenkrieg.)	1899/1900. Sawaii, Upolu, Manono (Samoa-Inseln).
1900.	Nigeria.	
	Oranje Freistaat und Transvaal.	
	Tonga-Inseln.	
1901.	Kafiristan.	Besetzung einiger Tschadseegebiete.
	Errichtung des Common Wealth von Australien.	
	Nördliche Gebiete von Aschanti.	
1902.	Inseln Aldabra, Cosmoledo und Farquhar.	
1902/3.	Bornu und Sokoto.	
1903.	Die Seychellen werden selbständ. Kolonie.	1903—6. (Aufstand der Bondelzwarts).
	Erweiterung Britisch-Beludschistans.	
1904.	Expedition nach Tibet.	1904—7. (Hereroaufstand.)
1905.	Grenzvertrag mit der Türkei über das Hinterland von Aden u. die Insel Perim.	
	Grenzvertrag mit Persien über die Grenzen Beludschistans.	

Digitized by Google

	England	Deutschland
1906.	Grenzabkommen mit Abessynien über Britisch-Ostafrika.	
	Kondominium mit Frankreich über die Neu-Hebriden.	
	Labuan Kronkolonie.	
1907.	Englisch-russischer Vertrag über Persien, Afghanistan, Tibet.	
	Englisch-italienischer Vertrag über Somaliland.	
1908.		Vertrag mit Frankreich über die Grenze Kameruns.
1909.	Gründung des südafrik. Staatenbundes.	
	Vertrag mit Siam über den Erwerb fünf weiterer malaiischer Staaten.	
1910.	Südgeorgien, Südorkney-, Sandwich-, Südshetlandinseln und Grahamland.	
1911.	Landung in Buschir.	Neukamerun (Marokko-Kongovertrag mit Frankreich).
	Hafen von Solum.	
1912.	Memorandum an China über die Unabhängigkeit Tibets.	
1913.	Sansibar wird Britisch-Ostafr. einverleibt.	

Englands Kampf für den Frieden — eine Komödie.

Von Prof. Dr. Justus Hashagen,
Privatdozent für Geschichte an der Universität Bonn.

Es ist nicht möglich, am Tage nach dem Falle Tsingtaus eine kühle akademische Erörterung über den historischen Wert des englischen Blaubuches anzustellen. Der Deutsche, der zur Feder verdammt ist, während seine Brüder draußen bluten, fühlt doppelten Haß gegen alles, was von England kommt, und zumal gegen diese Veröffentlichung des englischen Auswärtigen Amtes. Es kostet ihn doppelte Überwindung, jetzt diplomatische Depeschen, und noch dazu englische, zu lesen. Die englische Sprache dünkt ihm von einer beleidigenden Kälte, von einem aufreizenden Hochmute, von einer mehr als punischen Verlogenheit. Der Krieg und selbst der Krieg, wie England ihn führt, mit einer Flut von Lügen, mit einer Kette von Völkerrechtsbrüchen, mit der Feigheit und mit der Niederträchtigkeit — selbst dieser englische Krieg steht noch auf einer höheren Stufe als die das Licht scheuende Maulwurfsarbeit der englischen Diplomatie. Krieg ist Krieg! Wer aber im Frieden so arbeitet, als wenn es Krieg wäre, der ist ein großer Verbrecher, für den keine Strafe zu hart

Digitized by Google

ist. Es frißt uns am Herzen, daß es nicht möglich zu sein scheint, diese englischen Drahtzieher hinter den Kulissen hervorzuholen und vor die Klinge zu bekommen. Manch einer, der dem Waffenhandwerke fremd geworden ist, würde es über Nacht wieder lernen.

Das englische Blaubuch ist am 28. September 1914 ausgegeben und führt den harmlosen Titel: „Großbritannien und die Europäische Krise." Außer einem „einführenden Berichte über die Ereignisse" enthält es die 161 Nummern der in drei früheren Weißbüchern dem Parlamente vorgelegten Korrespondenz des Auswärtigen Amtes und außerdem noch fünf Parlamentsreden Greys und Asquiths aus den ersten Augusttagen. Wenn es nur auf den Umfang und den Reichtum an Inhalt ankäme, so wäre das englische Blaubuch dem deutschen Weißbuche, das außer einer Geschichtsdarstellung nur 27 Dokumente vorlegt, weit vorzuziehen. Aber nicht der Umfang, sondern die Qualität des Gebotenen entscheidet über den Wert des Blaubuches. Zu seiner Kritik sollen im Folgenden nur einige wenige vorläufige Fingerzeige versucht werden.

Über den historischen Quellenwert einer Sammlung von Schreiben, Denkschriften, Depeschen eines auswärtigen Amtes wird man sich keiner Täuschung hingeben. Eine solche Sammlung verfolgt keinen historischen, sondern einen politischen Zweck. Was diesem Zwecke nicht dient, fehlt in der Sammlung. Nr. 28 des englischen Blaubuches scheint noch während des Drucks wieder entfernt worden zu sein; wenigstens fehlt das Dokument zu dieser Nummer. Schon in der Auswahl liegt also die Tendenz. Allein das sind nur ganz allgemeine und ziemlich billige kritische Erwägungen, die zur Kritik solcher diplomatischen Sammlungen im allgemeinen schon kaum ausreichen, die aber gegenüber einer englischen Sammlung mehr als gegenüber andern der Vertiefung und der Verschärfung bedürfen. Die Tendenz liegt nicht nur in der Auswahl, sondern sie liegt auch in fast jeder englischen Nummer dieser Korrespondenz. Nicht nur die Auswahl dieser Stücke dient dem Hauptzwecke der Sammlung, sondern auch jedes einzelne Stück hat sich über diese seine Zweckdienlichkeit auszuweisen. Man darf eine vom englischen Auswärtigen Amte herausgegebene Depeschenreihe nicht mit einer etwa von einem Historiker herausgegebenen Quellensammlung verwechseln. Sonst verwechselt man das Lamm mit dem Wolfe. Die englischen Stücke des Blaubuchs dienen nicht nur dem Zwecke der diplomatischen Information und der Weiterführung, der Entwirrung und der — Verwirrung der Verhandlungen, sondern sie sind schon selbst von vorneherein für die Veröffentlichung bestimmt. Es sind ostensible Depeschen, die schon, während sie entstehen, den Zweck ihrer späteren Sammlung und Veröffentlichung im Auge behalten müssen oder

Digitized by Google

wenigstens sollten. Denn immer und ausnahmslos lassen sich diese beiden Ziele, das gegenwärtige und das zukünftige, das augenblickliche der diplomatischen Verhandlungen selbst und das zukünftige des Blaubuchs, natürlich nicht zusammen erreichen. Und so kann es nicht ausbleiben, daß sich einige Wechselbälge in die erlauchte Schar der diplomatischen Depeschen einschleichen, deren Zielstrebigkeit im strengsten Wortsinne zweideutig ist. Das geschieht um so leichter, wenn der nächste (wirkliche) und der spätere (ostensible) Zweck in solchm Widerspruche stehen wie bei der englischen Diplomatie in der Epoche des Ausbruches des Europäischen Krieges.

Welchem Zwecke dient das englische Blaubuch? Sein Hauptzweck ist, Englands Kampf für den Frieden während der Europäischen Krise seit dem 23. Juli in allen einzelnen Phasen aktenmäßig zu schildern. Das ist der spätere, zukünftige, ostensible Zweck, dessen Erfüllung nun bereits auch jede einzelne englische Depesche nach Möglichkeit zu erstreben hat. Diese Depeschen englischer Herkunft, seien es Mitteilungen oder Weisungen des Leiters der englischen Politik, seien es Mitteilungen oder Antworten der Botschafter, sind schon selbst Etappen in Englands Kampf für den Frieden, der später im Blaubuche der andächtigen Welt enthüllt werden soll. Nicht nur auf Erreichung ihres nächstliegenden, wirklichen, sondern auch auf Erreichung ihres zukünftigen, ostensiblen Zweckes haben sie sich also einzustellen. Das ist keine leichte und doch auch keine unlösbare Aufgabe. Läßt sich der Widerspruch zwischen dem wirklichen und dem ostensiblen Zweck, grob gesprochen zwischen Wahrheit und Lüge, in ein und demselben Schriftsatze nicht zur Genüge verschleiern, so nimmt man zwei und hält den einen, der den wahren Zweck verfolgt, unter Verschluß. Und was man selbst dieser Stelle nicht anvertrauen will, kann man immer noch auf dem Wege bloß mündlicher Verhandlung sekretieren. Trotzdem bedarf es immerhin einer besonderen diplomatischen Geschicklichkeit, wenn man zugleich nach außen den Schein wahren und nach innen etwas Wirkliches erreichen will. Die englischen Auslandspolitiker besitzen diese Geschicklichkeit, ohne daß sie ihnen zum Bewußtsein zu kommen braucht. Sie arbeiten automatisch auch in diesem ostensiblen Kampfe um den Frieden. Es ist die Schule Greys und Eduards VII. In ausgezeichneter Disziplin spielen die englischen Diplomaten Englands Kampf für den Frieden, während sie zugleich die Brandfackel an den morsch gewordenen Bau des alten politischen Europa anlegen.

Der Zweck des Blaubuchs ist völlig erreicht. Hat man sich durch die 161 Dokumente glücklich hindurchgewunden, dann ist man in Versuchung, vor Sir Edward den Hut zu ziehen. Vom ersten bis zum letzten Tage hat er nämlich wirklich alles getan, so scheint es, um das Kriegsgespenst

Digitized by Google

zu beschwören. Noch bis zum 29. Juli hat, wie schon die Einleitung hervorhebt, seine völlig uninteressierte und uneigennützige Vermittlungsaktion trotz vieler Gegenminen auch wirklich gute Fortschritte gemacht. Erst Deutschlands Feilschen um die britische Neutralität und die Aufrollung der belgischen Frage durch Deutschland an demselben 29. Juli hat die in gutem Fortgange begriffenen Ausgleichsverhandlungen gehemmt und vergiftet, den allgemeinen Krieg herbeigeführt und nun auch England hineingerissen, das damit zwar schmerzerfüllt in seinem Kampfe um den Frieden unterliegt, das aber, indem es nun in den Europäischen Krieg eintritt, von der festen Hoffnung vorwärts getrieben wird, daß sein neuer, unmittelbarer Kriegsgrund, nämlich die Begeisterung für das Völkerrecht, die Gewähr des Sieges in sich selbst trägt.

Das Blaubuch verfolgt nicht nur den Zweck, die Tatsache, daß England bis hinein in die zwölfte Stunde für den Frieden gekämpft hat, aktenmäßig nachzuweisen, sondern es rückt Englands Kampf um den Frieden auch noch in eine ganz bestimmte geradezu überirdische Beleuchtung. Während nämlich die andern Mächte in der ersten Periode der Krise bis zum 29. Juli an Krieg oder Frieden alle mehr oder minder selbst ein direktes Interesse haben und anerkennen, gibt sich England als ganz uninteressiert. Es ist eben keine Macht wie die andern auch; sondern es erhebt sich hoch über sie; es ist eine Weltmacht und ein Weltenrichter; es ist der arbiter mundi und doch zugleich der ehrliche Makler. England betrachtet — um des Friedens willen — die europäische Krise von einer höheren Warte. Und es hätte von dieser höheren Warte aus die Kriegswolken auch wirklich verscheuchen können, wenn Deutschland Englands höhere Friedensvermittlungspflichten anerkannt und ihnen Rechnung getragen und nicht durch das Ultimatum an Rußland und Frankreich und durch den Bruch der belgischen Neutralität den Krieg entfesselt hätte. Nur diese deutschen Gegenschläge, die wie Blitze aus heiterem Himmel in die segensreiche Arbeit des englischen Vermittlungswerkes hineinzucken, haben der englischen Diplomatie die Lösung ihrer hohen Friedensaufgabe unmöglich gemacht. Tief erschüttert verläßt die englische Diplomatie nun ihr heiliges Arbeitsfeld. Aber sie ist nur äußerlich, nicht innerlich besiegt. Fair Play, das bleibt auch in der zweiten Periode seit dem 29. Juli ihr unverrückbarer Wahlspruch: aus dem Kampfe für den Frieden wird ein Kampf um das Völkerrecht, in dem England nur aus Not die diplomatischen Waffen schließlich selbst mit den kriegerischen vertauschen muß.

Die Beweise, die für dies alles vorgelegt werden, sind auf den ersten Blick fast alle schlüssig. Hat man sie alle an sich vorüberziehen lassen, ist man heimisch geworden im Kreise dieser so sorgsam und umsichtig für den

Digitized by Google

Frieden arbeitenden und kämpfenden Diplomatengesellschaft, dann bedauert man aufs tiefste, daß sie ihr Ziel nicht erreicht hat. Man greift sich ganz überwältigt an den Kopf und fragt sich vergebens, wie man diese gewissenhaften Hüter des Weltfriedens mit der entsetzlichen Blutschuld des Krieges hat belasten können. — Und doch senkt sich diese Last mit unentrinnbarer Notwendigkeit und einer übermenschlichen Schwere auf die Schultern der verantwortlichen Leiter der englischen Auslandspolitik hernieder. Denn das Ganze ist eine Komödie, und das Blaubuch ist das Textbuch zu dieser Komödie. Vor der Welt ein gutes Gesicht und insgeheim eine Verbrecherphysiognomie. Glaubt man die wirkliche englische Politik dem Blaubuche entnehmen zu können, so lebt man in einer schweren Täuschung; denn der ostensible Zweck hat den wirklichen hier stark überwuchert. Aber gerade das Studium dieser zurechtgerückten ostensiblen Geschichte ist unerläßlich, wenn man die völlige Unglaubwürdigkeit des Blaubuches für die Charakteristik der wirklichen Politik erkennen und damit dieser selbst beikommen will. Das englische Auswärtige Amt hat mit dieser Veröffentlichung der Sache Englands einen guten Dienst leisten wollen. Dieser Dienst ist jedoch mißglückt. Noch nie ist der komödiantenhafte Charakter der englischen Diplomatie durch eine amtliche Veröffentlichung so bloßgestellt worden wie durch diese scheinbar von Sachlichkeit triefende Broschüre. Englands Kampf für den Frieden eine Komödie!

Das Charakteristische der englischen Versöhnungspolitik während der ersten Periode bis zum 29. Juli liegt darin, daß England es peinlich vermeidet, sich in den Geruch eines Bundesgenossen seiner Ententebrüder Rußland und Frankreich zu bringen: England hält streng darauf, daß es bei seinen Vermittlungsversuchen nicht als Mitglied des Dreiverbandes erscheint, dessen Existenz seit dem Petersburger Vertrage vom 31. August 1907 nicht gut geleugnet werden kann. Es legt die Abzeichen des Dreiverbandes ab, damit es um so besser seine hohe Vermittlungsaufgabe erfüllen kann. Es gibt seine alten Verständigungen mit Rußland und Frankreich für die aufgeregten Tage der Krise preis, damit es um so völliger der hohen Aufgabe, die Verständigung zwischen den streitenden Mächten herbeizuführen, leben kann. Indem es die Abzeichen des Dreiverbandes ablegt, bringt England dem Frieden zwar ein großes Opfer. Nun ist es aber auch in der Lage, den reinen Schild seiner Uneigennützigkeit in seiner ganzen blendenden Schöne zu enthüllen.

Wie völlig die englische Vermittlungsdiplomatie auf diese große Geste eingespielt ist, zeigt sich daran, daß der Leiter der äußeren Politik des Staates diese Geste den Botschaftern bei Ausbruch der Krise nicht erst anzuempfehlen braucht; sondern diese wohl disziplinierten Diplomaten machen

Digitized by Google

diese Geste, ohne Weisung von London aus, ganz von selbst. Besonders der Petersburger Botschafter, Sir George Buchanan, ist ein gehorsamer, verständnisvoller und überaus prompt arbeitender Diener des Auswärtigen Amtes. Als dieser englische Botschafter bereits am 24. Juli, dem Tage der Bekanntgabe der Verbalnote Österreich-Ungarns an Serbien, von Rußland und Frankreich zu einer Solidaritätserklärung, gleichsam zu einer förmlichen Bekräftigung des Dreiverbandsverhältnisses gedrängt wird, vermeidet er zwar als vorsichtiger Diplomat eine amtliche Äußerung dazu, gibt aber doch sofort „persönlich", als Privatmann, seinen ungeduldigen Kollegen zu verstehen, daß zu einer solchen Solidaritätserklärung Englands für den französisch-russischen Zweibund keinerlei Grund vorliege. Aber die Kollegen lassen nicht locker, und Sasonoff ist auf die englische Vermittlungsdiplomatie nun selbst so gut eingespielt, daß er den englischen Botschafter darauf aufmerksam macht, diese englische Zurückhaltung erreiche nur das Gegenteil von dem, was sie erreichen wolle; denn England beschleunige nur den Krieg, den es doch gerade vermeiden wolle, wenn es nicht von Anfang an mit Rußland und Frankreich gemeinsame Sache mache, ihnen also die gewünschte Solidaritätserklärung ausstelle. — Der Rest ist Schweigen. Sir George berichtet in dieser sonst sehr ausführlichen Depesche nicht mehr, was er geantwortet hat, als die Kollegen diesen zweiten geschickten Druck auf ihn ausüben. Dies Schweigen ist äußerst beredt; denn es verdeckt hier offenbar nur eine mündliche Absprache, bei der die Diplomaten des trockenen Tones bald satt geworden sein dürften. Nachdem die beiden ersten Versuche Sasonoffs (der französische Botschafter Paléologue hält sich mehr im Hintergrund), England zu gewinnen, gescheitert sind, macht er natürlich am nächsten Tage, 25. Juli, einen dritten Versuch, u. a. mit derselben ostensiblen Begründung, daß der Krieg nur vermieden werden könnte, wenn England fest an der Seite des Zweibundes stände. Diesmal teilt der englische Botschafter seine Antwort mit. Sie lautet jedoch wieder ablehnend. Gewiß, England würde sich nach Scheitern seiner Vermittlungsaktion eines Tages vielleicht doch noch in einen Bundesgenossen Rußlands verwandeln. Vorerst aber sei es seiner Vermittlungsaktion dienlicher, wenn es seine Freiheit behielte, besonders gegenüber Rußland. Noch am selben Tage erhält der englische Botschafter von seinem Londoner Chef eine uneingeschränkte Belobigung wegen seiner vornehmen Zurückhaltung gegenüber Rußland. Denn England könne und dürfe ja um Serbiens willen keinen Krieg führen. Käme der Krieg aber doch, dann könnte England allerdings hineingezogen werden. Aber gerade im Hinblick darauf kämpfe es nur um so ängstlicher für den Frieden.

Dasselbe Spiel wird gegenüber Frankreich gespielt. Hier läßt es sich

Digitized by Google

noch schwerer durchführen, als gegenüber Rußland. Denn die englisch-französische Entente vom 8. April 1904 und seitdem ist weit inniger als die englisch-russische, und der französische Botschafter in London, Paul Cambon, macht schon seit Jahren den geschäftigen und erfolgreichen Vermittler, einer der geschicktesten Agenten der französischen Politik gewiß und doch auch eins der willenlosesten Werkzeuge in der Hand Englands. Aber trotzdem wird das Spiel auch gegenüber Frankreich gespielt. Man verspricht sich um so mehr von ihm, als man es noch einige schicksalsschwere Tage verschiebt und erst am 29. Juli den Vorhang aufgehen läßt. Die Spieler sind diesmal Sir Edward Grey und Paul Cambon. Der französische Botschafter ist höflicher als der russische Minister des Äußern. Er verlangt von England keine Solidaritätserklärung. Um so weniger gibt Sir Edward sie ihm unaufgefordert, und er begründet diese seine Zurückhaltung auch gegenüber Frankreich eingehend. Sir Edward muß sehr überzeugend gesprochen haben; denn als Cambon das alles angehört hat, ist er wieder höflicher als Sasonoff: er hat keine Widerworte mehr; er findet den englischen Standpunkt sorgfältiger Neutralität auch gegenüber dem französischen Genossen durchaus begreiflich. Ja er „scheint" auf die Entgegennahme der Greyschen Mitteilung sogar schon vorbereitet gewesen zu sein; sehr begreiflich, denn auch Cambon ist auf die Taktik der englischen Vermittlungsdiplomatie völlig eingespielt. Um so offener kann Sir Edward zu ihm sprechen. Die gegenwärtige Lage werde von der öffentlichen Meinung Englands anders beurteilt als die letzte Marokkokrise von 1911. Damals sei England direkt interessiert gewesen. Diesmal sei es nicht direkt interessiert. Das gelte zwar zunächst nur von dem Streite zwischen Österreich-Ungarn und Serbien. Es gelte aber sogar auch noch für einen Konflikt zwischen Österreich-Ungarn und Rußland. „Das würde ein Kampf um die Vorherrschaft werden zwischen den Teutonen und Slawen — ein Kampf um die Vorherrschaft auf dem Balkan; und unsere Meinung ist von jeher dahin gegangen, uns in keinen Kampf um eine Balkanfrage verwickeln zu lassen." Wie aber, wenn der Krieg auch nicht auf Österreich-Ungarn und Rußland beschränkt bleibt, sondern nun auch Deutschland und Frankreich, die beiderseitigen Bundesgenossen, hineinzieht? Für diesen Fall hätte England seinen Entschluß noch nicht gefaßt; es werde sich ihn noch überlegen müssen; Frankreich sei mithin im Irrtum, wenn es glaube, daß England seinen Entschluß für diesen Fall schon gefaßt habe. Es hoffe vielmehr, daß dieser Fall niemals eintrete! Übrigens sei England keinerlei Verpflichtungen eingegangen. Noch am 29. Juli wird der französische Botschafter gewarnt, aus dem formell lediglich kolonialpolitischen englisch-französischen Abkommen vom 8. April 1904 allzu weitgehende Folgerungen zu ziehen.

Digitized by Google

Kann es etwas Unparteiischeres geben als Englands Verhalten gegenüber seinen eigenen Freunden? Und doch ist das alles, was hier nur an zwei aus einer Fülle anderer ausgewählten Beispielen beleuchtet werden konnte, nur Schein. Dieselben englischen Diplomaten, die hier die unparteiischen Vermittler machen, führen die Verhandlungen in Wirklichkeit lediglich als Mitglieder des Dreiverbandes, als Freunde und Bundesgenossen vor allem von Iswolsky und Delcassé, die im Blaubuche fast gar nicht erwähnt werden. Die englischen Diplomaten hatten es bei ähnlichen wenn auch schwächeren Krisen der letzten Jahre nie anders gemacht. Wenn viele unter uns beim Ausbruche des Krieges noch in den ersten Augusttagen von der englischen Diplomatie etwas anderes und Besseres erwarteten, so geschah es im Hinblick auf die Entspannung, die in den deutsch-englischen Beziehungen seit 1912 eingetreten war. Allein auch diese Entspannung war nur Schein. Schon 1908 bei der Bosnischen Krise und 1911 bei der Marokkokrise hatte die englische Politik ihren wahren Charakter enthüllt. England hatte 1908 die zwischen Österreich-Ungarn und Rußland mühsam zustandegebrachte Buchlauer Balkanverständigung zum Scheitern gebracht, hatte dann das trotz des Petersburger Vertrages von 1907 und trotz der Revaler Verbrüderung von 1908 immer noch zu Extratouren neigende Rußland sofort wieder zu sich hinübergezogen und bereits damals (nach Ausweis der identischen englischen und russischen Note an die Pforte) mit seiner heillosen Hetze gegen die Verwandlung der Okkupation Bosniens und der Herzegowina in eine Annexion, auf dem Balkan eine gänzlich kulturwidrige und letzten Endes nur den russischen Interessen dienende Politik getrieben. Und diesem neuen Nachweise seiner russischen Gesinnungstüchtigkeit hatte es dann 1911 während der Marokkokrise nach dem Beispiel von 1905 den Nachweis seiner französischen Gesinnungstüchtigkeit folgen lassen. Frankreich und Spanien können sich von Marokko so viel aneignen, wie sie wollen: England rührt keinen Finger; es begönnert sie vielmehr. Als aber der „Panther" vor Agadir erscheint, da ist für England „die neue Situation" geschaffen, und da gefällt es sich sofort, wenn auch nur vorübergehend, in der Rolle des fäbelrasselnden Störenfriedes der deutsch-französischen Marokkoverhandlungen.

Die englische Politik beim Kriegsausbruche 1914 ist die Zusammenfassung der russenfreundlichen Politik von 1908 und der franzosenfreundlichen Politik von 1905/11 zu einem einzigen teuflischen Gebilde, und nur in diesen Zusammenhängen kann sie richtig gewürdigt werden.

Das Blaubuch freilich bietet einer solchen Würdigung nur mangelhafte Handhaben; denn es dient nicht der historischen Wahrheit, sondern ihrer Verschleierung. Aber selbst im Blaubuche stößt man auf Äußerungen, die

Digitized by Google

den Schleier zerreißen, so wenn Sir Edward Grey auch am 29. Juli dem deutschen Botschafter Fürsten Lichnowsky zu verstehen gibt, er dürfe sich durch den freundlichen Ton ihres Meinungsaustausches nicht in Sicherheit wiegen und zu dem Glauben verführen lassen, als wenn England nach dem Scheitern seines jetzt noch Seite an Seite mit Deutschland betätigten Vermittlungswerkes dem dann ausbrechenden Kriege fernbleiben würde. Mögen die englischen Diplomaten immerhin die Abzeichen des Dreiverbandes ablegen: diese haben eben doch Flecken auf ihren gleißenden Uniformen zurückgelassen, welche sich auch in einer amtlichen Publikation nicht verwischen lassen. Selbst im Blaubuche merkt man etwas davon, wobei man freilich immer die gesamte englische Politik mindestens seit der Thronbesteigung König Eduards im Jahre 1901 zur kritischen Deutung heranziehen muß. England treibt während der ersten Phase der Krise wesentlich russische und während der zweiten Phase wesentlich französische und doch in beiden Phasen, wie stets, nur englische Politik.

Der Standpunkt der deutschen Zentralmächte im austroserbischen Konflikte ist von Anfang an: Österreich-Ungarn und Serbien müssen sich alleine auseinandersetzen; das Haus Habsburg kann bei seiner Abrechnung mit dem Hause Karageorgewitsch keine Vermittlung und am wenigsten eine gesamteuropäische Vermittlung dulden. Nur dieser Standpunkt wird der Großmachtstellung Österreich-Ungarns gerecht und kommt zugleich der Aufrechterhaltung des Friedens zugute; denn nur so kann der austroserbische Konflikt lokalisiert werden. Sollte das so ganz außerhalb des Bereiches des Möglichen liegen, wo während der Balkankriege von 1912/13 noch viel schwerere Konflikte lokalisiert geblieben waren? Aber das unparteiisch für den Frieden arbeitende England hat für diesen Standpunkt, wie er schon in der auch ins Blaubuch aufgenommenen deutschen Note vom 24. Juli zum Ausdruck kommt, nicht das leiseste Verständnis. In der Einleitung zum Blaubuche erklärt es mit der der englischen Diplomatie eigenen hochmütigen Lehrhaftigkeit: "Localisation" was a good phrase, but we had to deal with facts. Sir Edward Grey hat denn auch von Anfang an alles getan, um die Lokalisation zu verhindern und sich so trotz aller schönen Worte, die er selbst im Munde führt und sich von den andern sagen läßt, als einen der verhängnisvollsten Kriegsstifter betätigt. —

Auch wir haben es mit Taten zu tun, mit den diplomatischen Taten Englands und nicht mit den eingelernten Redewendungen in den Pourparlers seiner Diplomaten. Englands Kampf für den Frieden, das lehren seine Taten, ist nicht der uneigennützige Kampf eines unparteiischen Dritten, sondern der Kampf eines leidenschaftlichen Parteigängers. Von Anfang an ergreift England für Rußland Partei. Die englische Vermittlungspoli-

Digitized by Google

tik ist sogar weiter nichts als das Echo der russischen. Der Vorschlag, den Sir Edward Grey am 26. Juli zur Bedrohung der Kriegsgefahr macht, ist weiter nichts als eine zweite nur etwas eingeschränkte Auflage des russischen vom 25. Juli, der in klarem Gegensatze zum Standpunkt der deutschen Zentralmächte Europa zum Richter über den austroserbischen Streitfall einsetzen will. Greys Plan einer aus den Botschaftern Deutschlands, Frankreichs und Italiens unter Greys Vorsitz zu bildenden Konferenz ist der Sache nach nichts anderes als der von Sasonoff in Aussicht genommene allgemeine Eingriff der „Mächte". Beides ist für Österreich-Ungarn und seinen deutschen Bundesgenossen unannehmbar. Auch dafür fehlt England jedes Verständnis. Die Einleitung des Blaubuchs bemerkt von Deutschland und der Ablehnung des Greyschen Konferenzvorschlages durch Deutschland wieder nur höhnisch: she did not like what she called "a court of arbitration". Man kann aber noch weiter gehen und zweifeln, ob der Greysche Konferenzvorschlag überhaupt ernst gemeint gewesen ist. Zwar sucht England zwischen Österreich-Ungarn und dem von Rußland gedeckten Serbien zu vermitteln. Aber zur selben Zeit läßt es die russischen Massenheere an der Grenze Österreich-Ungarns und bald auch an der Grenze des verhaßten Deutschlands ruhig aufmarschieren. Vor der Welt bleibt England trotzdem dabei, daß es aufrichtig und mit Hochdruck für den Frieden arbeite. Es begünstigt zwar Schiedsverhandlungen zwischen den streitenden Parteien; aber es duldet ruhig, wie Rußland auf den Tisch, an dem die Verhandelnden sitzen, einen schußbereiten Revolver legt. Das ist Englands Kampf für den Frieden! Englands Verhalten vom 29. Juli bis zur Kriegserklärung an Deutschland am 4. August ist grundsätzlich dasselbe, nur daß es jetzt mehr um das französisch-belgische und damit noch besser um sein eigenes Interesse besorgt ist. Noch am 29. Juli hatte jene scheinbar so maßvolle Unterhaltung zwischen Grey und Cambon stattgefunden; aber schon am 30. Juli übersendet derselbe Grey an Sir Francis Bertie, englischen Botschafter in Paris, gleichsam das Dementi dazu: er legt ihm nämlich jetzt auf alle Fälle den famosen Briefwechsel mit dem französischen Botschafter von 22./23. November 1912 vor, der zwar noch keine formelle englisch-französische Verpflichtung enthält, aber die Verpflichtung, im Falle der Gefahr eine solche Verpflichtung einzugehen. So könnte man das diplomatische Kauderwelsch dieser Korrespondenz ins Deutsche übertragen. Von der englischen Kontrolle aber des französisch-belgischen Heeres, der französischen Flotte, der französischen Flottenarsenale, mit der England seit Jahren seinen Hauptzweck viel wirksamer erreichte als mit papiernen Militärkonventionen, verlautet kein Wort. Was England in den nächsten Tagen bis zum Kriegsausbruche noch tut, braucht hier nicht mehr erzählt zu werden. Es ist noch

Digitized by Google

in frischer Erinnerung, wie England, selbst längst zum Vernichtungskriege gegen den deutschen Konkurrenten entschlossen, zu seiner eigenen Beruhigung sich noch das bequeme Mäntelchen der belgischen Neutralität umlegt. Nachdem die Friedensfahne seinen zarten Händen entglitten ist, entfaltet England die Völkerrechtsfahne, und mit ihr zieht es nun in den Krieg. In den diplomatischen Buntbüchern aller Zeiten ist viel gelogen worden, in keinem kühner als in dem englischen Blaubuche von 1914. Oder vielmehr: dies elende Machwerk ist selbst nur eine große Lüge. Dies Lügengespinst und die älteren englischen zu entwirren, wäre eine der vornehmsten Aufgaben der historischen Kritik, an die sie aber bisher kaum gedacht hat. Entschließt sich die historische Kritik zur Kritik insbesondere der ostensiblen Quellen zur Geschichte der englischen Diplomatie, dann darf sie es freilich nicht so machen wie sechs Vertreter der Geschichte an der Universität Oxford, die ihre Wissenschaft damit geschändet haben, daß sie für das Blaubuch nun noch einen zwar recht fadenscheinigen wissenschaftlichen Umschlag lieferten. Auch diese Ehrenmänner im Schafskleide der Wissenschaft sind auf die englische Vermittlungstaktik derart eingespielt, daß sie es ihrem Herrn und Meister Sir Edward Grey zur besonderen Ehre anrechnen, daß er ruhig und fest den Sirenenlockungen seiner Freunde in Petersburg und Paris widerstanden habe. Freilich können sie es sich, denn ein wenig spielen sie doch auch den Politiker, sie können es sich genau wie Sasonoff nicht verhehlen, daß England vielleicht den Frieden hätte wahren können, wenn es sich sofort kühnlich als den Waffengenossen der Freunde erklärt hätte.

Aber was verschlägt das, und was verschlägt auch das englische Blaubuch gegenüber all dem andern, was England uns angetan, gegenüber den brutalen Keulenschlägen, die England sonst in aller Welt gegen uns gerichtet hat. Von seinen guten Geistern ist England allüberall verlassen worden. Ein böser Geist hat sich jetzt Englands bemächtigt. Die Werke aus seiner Hand sind gezeichnet. In dem Geiste, der sie durchwaltet, gleichen sie sich überall. Wie unsere Großen vor hundert Jahren sagten: es ist der Geist aus dem Abgrund. Nichts Gutes vermag er mehr hervorzubringen. Was von seinem Hauche berührt wird, darin verdorrt alles Menschentum. Das gilt vom Großen wie vom Kleinen. Das englische Blaubuch ist nur eine Kleinigkeit; aber es verleugnet nicht seine Herkunft aus der englischen Hexenküche. Wird sich dies Reich der Finsternis immer weiter ausdehnen? Oder ist dem Weltenbaume schon die Axt an die Wurzel gelegt?

Digitized by Google

The True-born Englishman.

Von Arnold Schröer, Professor der Anglistik an der Handels-Hochschule Köln.

Das sinnlose Wüten der Engländer gegen harmlose Deutsche und Österreicher in England ist in seiner Brutalität und Unvernunft nicht nur ein Ausfluß englisch-nationaler Unverschämtheit und Rücksichtslosigkeit, sondern mindestens ebensosehr ein Zeichen ihrer Schwäche, ihrer Verwirrung und Verlegenheit, denn Dummheit und Verbrechen sind seit jeher eng mit einander verbunden. Eine der betrübendsten Erscheinungen in der englischen Kriegführung ist ja einerseits die dilettantische Kurzsichtigkeit der englischen Regierung und ihrer Ausführungsorgane, andrerseits die Leichtigkeit, mit der die großen Massen, und zwar auch die großen Massen der Gebildeteren, durch Schlagwörter, durch geschickte Stimmungsmache der politischen Drahtzieher und ihrer Presse in ihrem Urteil gefangen genommen werden. Wenn man durch Zufall heute eine englische Zeitung oder illustrierte Wochenschrift in die Hand bekommt, begreift man bald, wie es möglich ist, bei einem sonst so gesitteten Volke die einfachsten Begriffe von Recht und Menschlichkeit dermaßen zu verwirren, so daß sie in den Deutschen wirklich den Abschaum der Menschheit zu sehen glauben. Typisch ist die Abbildung eines deutschen Sanitätswagens des Roten Kreuzes, in dem Soldaten mit einem Maschinengewehr versteckt sind, oder Darstellungen von Szenen aus der Flucht wehrloser Frauen und Kinder aus Antwerpen u. dgl. m., von abscheulicheren Dingen ganz zu geschweigen. Dergleichen wirkt entscheidend auf die unberatenen Massen, und über all das wird ja einst die Geschichte zu Gericht sitzen.

Von den dem englischen Nationalstolz schmeichelnden leeren Schlagwörtern sei eines besonders hervorgehoben, das, weil es sich geschichtlich nachweisen läßt, bezeichnend für die innere Schwäche und Ungesundheit dieses Nationalstolzes ist, nämlich ihre verhängnisvolle Wahnvorstellung vom „alten echten Engländertum". Es hat wirklich oft den Anschein, als ob gewisse Denkfehler sich ähnlich wie körperliche Gebrechen oder Eigenheiten im Engländer festsetzten, gleichsam als lägen sie im Klima, so daß auch durchaus wohlmeinende, wahrheitsliebende Menschen Mühe haben, sich solcher Zwangsvorstellungen zu erwehren. Ich habe Engländer, Männer wie Frauen, kennen gelernt, die persönlich von einer ganz zweifellosen Reinheit und Wahrhaftigkeit der Gesinnung, von einer wirklich rührenden Selbstlosigkeit, Herzensgüte und Bescheidenheit waren, und die trotzdem, wenn man ihnen das Unberechtigte englischer Prätensionen vorhielt, ganz verwirrt, fassungslos und durchaus unüberzeugbar waren; ihre

Digitized by Google

Borniertheit hatte geradezu etwas Tragisches, wenn nicht Tragikomisches; sie **konnten** beim besten Willen aus ihren Zwangsvorstellungen nicht **heraus**. Wenn man dies nun an Menschen höchster sittlicher Lauterkeit beobachten kann, läßt sich begreifen, wie bei der Masse der Durchschnittsmenschen solch ein Wahn gefährlichere Formen annehmen muß.

Für uns ist es jetzt einfach gebieterische Pflicht der Notwehr, uns gegen solche pathologische Erscheinungen, wenn sie für uns heute gefährlich werden, energisch zur Wehre zu setzen. Da wir aber nun einmal — zu unserer Ehre sei es gesagt — auch hier das moralische Recht auf unserer Seite behalten wollen, möchten wir zugleich auch die Ursache solcher Verirrungen kennen. Allerdings scheint mir heute auch in diesem Falle die allerschroffste Abwehr die dringendste Aufgabe, denn wie man einem Tobsüchtigen die Zwangsjacke anlegen muß, damit er weder uns noch sich selbst ein Leid anue, so wird der Psychiater auch beim nur im ersten Stadium Erkrankten oder der Erzieher beim nur vorübergehend verblendeten Kinde zuweilen durch energische Einschüchterung oder ein entschiedenes Machtwort — oder auch durch einen wohlangebrachten Klaps — einer Ausschreitung Halt gebieten; nichts wäre verkehrter, als den Engländern durch Entgegenkommen und Milde den Narren austreiben zu wollen, sie würden das nur für Schwäche und für eine Bestätigung ihrer Überlegenheit halten. Jeder, der das englische Volk selbst aufrichtig liebt und hochschätzt, **darf** ihnen jetzt nur gründliche, und zwar um heilsam zu sein, ganz empfindliche Prügel wünschen, sonst ist die ganze Arbeit umsonst. Einsichtige Engländer haben ja längst gesagt: We sadly want a good licking! (Tüchtige Prügel sind uns bitter not!) Darum dürfen wir uns auch nicht mit einem halben Siege begnügen; wir müssen die Engländer so treffen, daß sie aus ihrer Verblendung erwachen und zur Vernunft kommen, denn ihre **Unvernunft** ist **eben nicht erst von heute!**

Im Jahre 1701 hatte **Daniel Defoe**, der, lange bevor er seinen uns allen seit der Kinderstube unvergeßlichen Robinson Crusoe veröffentlichte (1719), als Politiker und Nationalökonom eine große Rolle gespielt hatte, unter dem Titel "**The true-born Englishman**" (Der Engländer von echter Herkunft oder Geburt) eine Satire auf seine Landsleute geschrieben, die ihren König Wilhelm III. (von Nassau-Oranien), den sie als Retter vor der heillosen Stuartmißwirtschaft berufen hatten, hinterher besonders deshalb anfeindeten, weil er nach ihrer Ansicht auf einmal kein echter Engländer, sondern ein "foreigner" war! Wilhelm III. war der Sohn von Mary, der Tochter Karls I. und Schwester Jakobs II., und seine Frau, mit der er gemeinsam bis zu ihrem Tode (1694) die Krone von England trug, war seine Cousine Mary, die Tochter Jakobs II.; also Karl I. war

Digitized by Google

der gemeinsame Großvater, und der entthronte Jakob II. war Wilhelms III. Onkel und Schwiegervater. Wilhelm III. war aber als Sohn Wilhelms II. von Oranien ebensowenig ein „Engländer von echter Geburt" — obwohl von einer englischen Mutter geboren — wie in unseren Tagen Eduard VII., der intellektuelle Urheber dieses ganzen unseligen Krieges, den die Engländer, wenn er heute noch lebte, logischerweise als "foreigner" einsperren und drangsalieren müßten, da sein Vater ja ein Deutscher war!

Nun, je nachdem es ihnen gerade paßt, ist heute wie vor zweihundert Jahren, einer heute ein "Englishman", morgen ein "foreigner", und letztere Einschätzung immer nur ein Vorwand, ein brauchbares Schlagwort, denn im Grunde genommen sind sie, wie schon Defoe hervorhob, alle nichts anderes als "foreigners"!

Am letzten, dem fünfzigsten deutschen Shakespeare-Tage in Weimar, hielt als Hauptvertreter Englands ein Gelehrter, bei dem nicht nur sein Name, sondern auch die äußere Erscheinung unverkennbar die rassenechte Herkunft aus polnischem oder russischem Ghetto erkennen ließ, eine Tischrede, und wenn uns Deutschen das mit jüdelnder Aussprache betonte, echt englische Nationalgefühl des Redners auch etwas komisch war, ebenso wie wenn wir die heutigen Kulturträger Ungarns, die Judäomadjaren sich als Söhne Arpáds gerieren sehen — den anwesenden Engländern fiel die Ungereimtheit nicht auf; sie sind in friedlichen Zeiten, wenn ihre Interessen dadurch nicht gestört werden, weitherzig genug, jedem der sich anglisiert, d. h. der englischen Kulturgemeinschaft angeschlossen hat, ohne Bedenken als einen der Ihrigen anzuerkennen. Ja, sie schütteln sogar verständnislos die Köpfe über den — gewiß verwerflichen — Antisemitismus in Deutschland; aber sie tun dies nicht etwa aus sittlicher Entrüstung oder aus neidlosem Edelmut, sondern weil sie seit jeher gewohnt sind, jeden fremden Bevölkerungszufluß ungehindert in sich aufzunehmen und sobald seine Nachkommenschaft im Lande geboren und aufgewachsen ist, als "true-born English" gelten zu lassen.

Sollten ein andermal die politischen Drahtzieher aus irgend einem andern Unverstande es für gut halten, etwa die in England ansässigen Iren, Schotten, Walliser, Holländer, Schweden, Dänen usw. als Volksfeinde vogelfrei zu erklären, würden sie unbedenklich wieder mit ihrem Schlagwort vom "true-born Englishman" operieren und vermutlich noch ungleich mehr brutale Torheiten und Mißgriffe begehen als jetzt gegen die Deutschen, da sie die "true-born foreigners" von den "true-born Englishmen" noch weniger sicher unterscheiden könnten! Das „Engländertum echter Geburt" ist eben eine Fiktion, die längst zu den überwundenen Irrtümern gehörte, wenn nicht die Denkträgheit der großen Massen, auch der ge-

Digitized by Google

bildeteren Massen, sich nicht in fast allem mit hübsch plausibeln Schlagwörtern zufrieden gäbe. Es ist dem englischen Volke offenbar neben dem Geschäftsinteresse des Tages, d. h. des Gelderwerbes, eine Art Bedürfnis, die Nüchternheit seiner Existenz durch diese oder jene gemütliche oder poetisch-romantische Fiktion zu beleben. "My home is my castle" ist beispielsweise solch eine Fiktion, mit der auch der schlichteste Bürgersmann sich nach Feierabend in der Vorstellung bespiegelt, daß er in seinem Heim — und wenn es das bescheidenste Miethäuschen ist — die stolze Unabhängigkeit eines feudalen Lords genieße. Dies ist ein durchaus vorbildlicher Zug im englischen Nationalcharakter, sich trotz allen vorherrschenden Interesses für „Soll und Haben" den Luxus des Gemütslebens zu bewahren und aus der Tradition Gemütswerte zu schaffen; wenn man z. B. die Weihnachtsnummern ihrer illustrierten Zeitungen betrachtet — ich verfolge sie seit einigen dreiunddreißig Jahren —, begegnet man immer wieder und wieder den typischen Bildern winterlich-weihnächtlicher Schneelandschaften mit Kirchgang, alten englischen Landjunkern der Roger de Coverley-Sorte, Straßenräubern und ritterlichen Befreiern schöner Damen des 18. Jahrhunderts, Fuchsjagden usw. usw., und mit unerschöpfter naiver Begeisterung erfreut sich Alt und Jung — meist arme Großstädter, die vielleicht nie in ihrem Leben eine wirkliche Schneelandschaft und noch weniger eine Fuchsjagd gesehen — an solchen Fiktionen alter „echt englischer" Herrlichkeit, die sie nur aus Büchern kennen, sie freuen sich dran ohne Neid oder sentimentale Sehnsucht, in dem Gefühle, daß auch sie die echt englischen Erben dieser echt englischen Traditionen seien! Gerade heute, wo die englische Politik den brutalen, rücksichtslosen Egoismus uns aufs krasseste vor Augen führt, muß daran erinnert werden, daß dem englischen Volkscharakter der hämische, kleinliche Neid, die Mißgunst des Ärmeren gegenüber dem Reichen, des einfachen Bürgers gegenüber dem Aristokraten, eigentlich fern liegt; darum ist auch das Verhältnis von Untertan zum König das einer naiven Anhänglichkeit, das Gefühl eines Luxus, den man sich als „echter" Engländer gönnen könne, da jeder sich gewissermaßen als Mitbesitzer und Erben der traditionellen Herrlichkeit des nationalen Königtums fühlt; der König oder die Königin selbst, mit denen die allerwenigsten je in persönliche Berührung kommen, sind gewissermaßen symbolische Vertreter ihrer nationalen Größe, sind also traditionelle Gemütswerte ihres nationalen Besitzes, die sie nicht missen möchten. Aber eben weil Königtum, Aristokratie, Fuchsjagden, Magna Charta, Seeherrschaft, echtgeborenes altes Engländertum usw. usw. mehr Schlagwörter als selbsterfahrene Vorstellungen sind, kann eine gewissenlose Politik mit Erfolg je nach Bedarf damit operieren und sie in den Dienst selbst des ruchlosesten,

Digitized by Google

hinterlistigsten Egoismus stellen und das naive Volk damit so weit verblenden, daß es wirklich ehrlich glaubt, für seine Ideale von Freiheit und Gerechtigkeit zu kämpfen Wie man beim Krimkriege über die englische Armee sagte: sie seien „Löwen von Eseln geführt," so könnte man heute vom Benehmen des englischen Volkes gegen uns sagen: sie sind leichtgläubige Kinder von Schurken geführt, die sie so geschickt zu betören wissen, daß sie selbst, ohne es zu merken, sich jeder Schurkerei schuldig machen!

Denn wenn z. B. ein englischer Grubenarbeiter sich als Freiwilliger meldet, obwohl er dabei Weib und Kind schlechter versorgen kann, als wenn er bei seiner einträglichen Arbeit zu Hause bliebe, und als Grund dafür angibt, er wolle die vergewaltigten wehrlosen Weiber und Kinder der meuchlings ermordeten belgischen Grubenarbeiter an den deutschen Barbaren rächen, so ist die Gesinnung dieses allzu leichtgläubigen einfältigen Mannes ebenso ehrenwert, als die der politischen Drahtzieher schurkisch ist, die das schlecht beratene Volk durch derartige infame Verleumdungen irreführen, um ihre eigenen Zwecke durchzusetzen. Freilich von der Schuld kann auch der beste Freund die Gesamtheit des englischen Volkes nicht freisprechen, daß solche Irreführungen möglich sind, und die allgemeine Denkträgheit und pathologische Selbstzufriedenheit dergleichen nicht im Keime ersticken läßt.

Ähnliche naive Voreingenommenheit und Freude am Heimischen finden wir ja auch anderswo, so besonders bei den nächsten Stammesverwandten der Engländer, den Hanseaten, z. B. in dem bekannten Spruch: „Nord, Ost, Süd, West, Bremen ist best!" u. dgl. m. Jedoch den Engländern eigen, und zwar geschichtlich nachweisbar eigen ist das förmliche System von Fiktionen, in dem sie gleichsam alle gemütlich oder poetisch-romantisch verwertbaren Faktoren ihrer wechselvollen Geschichte untergebracht haben, die sie traditionell als gegebene, feste, unverlierbare und unzerstörbare Werte oder auch Schlagwörter hegen und pflegen, ohne sie selbst je von neuem durchzudenken. Es ist nicht zu leugnen, diese Systematisierung ihrer Fiktionen gibt den Engländern Stil, englisch-nationalen Stil, und in ihren sicheren Formen sind sie uns zweifelsohne über. Die Grundzüge und elementarsten Tatsachen ihrer Verfassung und Geschichte kennen die einfachsten Leute: "Magna Charta", "Armada", "Rule Britannia, Britannia rule the waves", u. dgl. m., und in diesem abgeschlossenen System von Schlagwörtern, seien sie nun auf Tatsachen gegründet oder auf Fiktionen, fühlen sie sich sicher — eigentlich eine beneidenswerte Sicherheit, die der nationalen Empfindung, wenn sie erregt wird, eine gewaltige Stoßkraft verleiht. Aber eben das Traditionelle, das unbedenklich vertrauensselig von alters her Überkommene macht diese Schlagwörter zugleich zu leeren Phrasen, wenn sie von geschickten Drahtziehern mißbraucht werden.

Digitized by Google

Daniel Defoe hat dies im wesentlichen richtig erkannt, wenn er in der Vorrede zur revidierten Ausgabe seiner genannten Satire (1703) u. a. sagt (ich kürze und übersetze hier der Einfachheit halber frei): „ein echter (oder wahrer, 'a true English man') Engländer, das läßt sich hören, aber ein echt geborener ('a true-born') Engländer, das verstehe ich nicht; ich schließe daraus nur, daß von allen Menschen gerade ein Engländer Ausländer als solche nicht verachten sollte, denn das was diese heute sind, das waren wir gestern, und morgen werden sie so sein wie wir ... Es läßt sich leicht dartun, daß die Massen Ausländer, die bei uns Zuflucht gefunden, die größte Erhöhung des Wohlstandes und der Kraft der Nation bewirkt haben... Wir sollten uns unter unsern Nachbarvölkern eher rühmen, daß wir ein Teil von ihnen sind, desselben Ursprungs wie sie, nur verbessert durch unser Klima ('our climate', hier wohl richtiger in der alten Bedeutung: Land), und wie unsere Sprache und Gewerbe von ihnen abgeleitet, nur von uns zu größerer Vollkommenheit gebracht ..." und ferner in der Vorrede zur ersten Ausgabe (1701): „wahrhaftig, die Fremden behandeln uns im Auslande besser ... und es läßt sich nicht leugnen, daß wir vielfach und besonders Fremden gegenüber das rüpelhafteste ('churlishest') Volk sind, das es gibt ..."

In seiner poetischen Satire läßt Defoe zunächst die verschiedenen anderen Nationen Revue passieren, die vom Teufel und zwar jede von einem besonderen Dämon beherrscht werden, und die völkerpsychologische Charakteristik der einzelnen ist interessant und lehrreich genug, da wir dergleichen leider nicht allzuviel haben, und die gelegentlich in den Zeugnissen vergangener Zeiten eingestreuten nationalen Charakterisierungen den einzigen Anhalt für eine wissenschaftliche Ergründung des Nationalcharakters bieten. Als Beispiel mag die Charakteristik der Spanier dienen, die der Hochmutsteufel — man erinnere sich an unser Sprichwort „Stolz wie ein Spanier"! — beherrscht:

Pride, the first Peer and President of Hell;
To his share Spain, the largest province, fell.
The subtle Prince thought fittest to bestow
On these, the golden mines of Mexico,
With all the silver mountains of Peru;
Wealth which, in wise hands, would the World undo!
Because he knew their Genius to be such,
Too lazy and too haughty to be rich.
So proud a people, so above their fate,
That if reduced to beg, they'll beg in state!
Lavish of money, to be counted brave;
And proudly starve, because they scorn to save.
Never was nation in the World before,
So very rich, and yet so very poor.

Digitized by Google

Lüſternheit (Lust) hat ſich das heiße Italien erwählt:

There Nature ever burns with hot desires,
Fanned with luxuriant air from subterraneous fires.

Trunkenheit Deutſchland:

Drunkenness, the darling favourite of hell,
Chose Germany to rule; and rules so well!
No subjects more obsequiously obey!
None please so well, or are so pleased as they!
The cunning Artist manages so well,
He lets them bow to heaven, and drink to hell:
If but to wine and him they homage pay,
He cares not to what deity they pray!
What God they worship most! or in what way!
Whether by Luther, Calvin, or by Rome,
They sail for heaven: by wine, he steers them home!

Ungezügelte Leidenſchaft ließ ſich in Frankreich nieder:

A dancing nation, fickle and untrue!
Have oft undone themselves, and others too.

Die Heidenwelt führt der Teufel perſönlich, da braucht er keine Maske; die übrigen regiert er durch Stellvertreter, ſo durch heftigen Eifer (zeal) die Irländer, durch Torheit (folly) die Ruſſen, durch Wut (fury) die Dänen, durch Melancholie die Schweden, durch ſtupide Unwiſſenheit die Moskowiter uſw. Raſerei (rage) beherrſcht die Portugieſen, Betrug (fraud) die Schotten, Rache (revenge) die Polen, Geiz (avarice) die Holländer. Nun wendet die Satire ſich zu England! Es wäre ſo glücklich geweſen, ſolange es noch unbekannt und unbevölkert geblieben, nicht eine Beute to every barbarous nation . . . Who conquer her as oft as they invade her.

Aber

Ingratitude, a devil of black renown
Possessed her very early for his own . . . .
He made her first born race to be so rude,
And suffered her to be so oft subdued.
By several crowds of wandering thieves o'errun,
Often unpeopled, and as oft undone:
While every nation, that her powers reduced.
Their language and manners soon infused.
From whose mixed relics our compounded Breed
By spurious generation does succeed:
Making a Race uncertain and uneven,
Derived from all the nations under heaven!

Nun werden die verſchiedenen Beſiedler Britanniens, die Römer und alles was dazu gehörte, aufgezählt, die Sachſen, Dänen, Schotten, Pikten, Ir-

Digitized by Google

länder, und die Normannen mit ihrem Herzog Wilhelm dem Eroberer, von dem es heißt:

The great invading Norman let us know
What conquerours in after Times might do!
To every musketeer, he brought to Town,
He gave the lands which never were his own.
When first, the English crown he did obtain,
He did not send his Dutchmen home again!
. . . . . .
And here begins our ancient pedigree
That so exalts our poor Nobility!
'Tis that from some French trooper they derive
Who with the Norman Bastard did arrive . . . .
But grant the best! How came the change to pass,
A True-born Englishman, of Norman race?

und

These are the heroes who despise the Dutch
And rail at new-come foreigners so much!
Forgetting that themselves are all derived
From the most scoundrel race that ever lived!

und so ging's weiter:

Dutch, Walloons, Flemings, Irishmen, and Scots,
Vaudois and Valtolines and Huguenots,
In good Queen Bess's charitable reign,
Supplied us with three hundred thousand men.
Religion (God, we thank Thee!) sent them hither,
Priests, Protestants, the Devil and all together!
Of all professions, and of every trade,
All that were prosecuted or afraid; . . . .
But they grew Englishmen . . . .

Dann kam die schottische Dynastie der Stuarts:

The Royal Branch, from Pict land did succeed,
With troops of Scots, and scabs from North-by-Tweed.
The seven first years of his pacific reign
Made him and half his nation, Englishmen.

und so geht es weiter mit ununterbrochenem Zufluß von Ausländern, die alsbald anglisiert werden, so daß

A True Born Englishman's a contradiction!
In speech, an irony! in fact, a fiction! . . . . .
We challenge all our Heralds to declare
Ten Families which English Saxons are!

Digitized by Google

Nun das Resultat all dieser Rassenmischung!

Fierce as the Britain, as the Roman brave;
And less inclined to conquer than to save:
Eager to fight, and lavish of their blood,
And equally of Fear and Forecast void.
The Pict has made them sour, the Dane, morose;
False from the Scot, and from the Norman worse.
What honesty they have, the Saxons gave them;
And that, now they grow old, begins to leave them! . . .

Darauf eine Stelle, die für die brutale Offenheit charakteristisch ist, mit der im gegenwärtigen Kriege die Engländer ihre rücksichtslose Einkreisungspolitik und ihre vor dem Kriege eingefädelten Intrigen sofort nach dem Kriegsbeginn erkennen ließen:

In close intrigues, their faculty's but weak;
For generally, whate'er they know, they speak;
And often their own counsels (d. h. Geheimnisse!) undermine
By mere infirmity, without design:
From whence, the Learned say, it does proceed,
That English treasons never can succeed.
For they're so open-hearted, you may know
Their own most secret thoughts, and others' too.

Es ist höchst beachtenswert, daß Defoe, der in dieser Satire von seinen Landsleuten ein alles andre als schmeichelhaftes Bild entwirft, hier ihre plumpe Aufrichtigkeit verhöhnt, eine Eigenschaft, die ihnen ja bekanntlich fast allgemein abgesprochen wird, indem man ihre „Perfidie" und „Heuchelei" brandmarkt. Dennoch hat Defoe vollkommen recht, und auch der scheinbare Widerspruch mit dem, was der gegenwärtige Krieg gezeigt hat, ist nichts anderes als der Widerspruch zwischen englischem Volk und englischer Politik. Ihre Politik ist seit jeher grundsätzlich eine Politik rücksichtslosen, nationalen Egoismus, ihr Mittel jede Hinterlist, die nur denkbar ist; daher all die „perfiden" Schachzüge und heimlichen Abmachungen und Vorbereitungen vor dem Kriege, ehe die Karten aufgedeckt werden durften — schon allein deshalb, weil das Volk dagegen protestiert hätte! Sobald aber der Krieg offen erklärt war, wurden alle Karten aufgedeckt, eben weil das Volk keine Heimlichkeiten duldet, ja es wurden nicht etwa heimlich vorhandene Kräfte weiter verheimlicht, sondern umgekehrt in plumpster Weise mit solchen, die gar nicht vorhanden waren, geprahlt! Daher hat es sich im Kriege bald gezeigt, daß wir weit mehr vermochten, als unsere Gegner ahnten, während sie weit weniger, als sie ihr allzu vertrauensseliges Volk und andere glauben

Digitized by Google

machen wollten! Natürlich ist es Perfidie und Heuchelei, mit der die politischen Drahtzieher zur Rechtfertigung des Unheils, das sie angerichtet, ihrem Vorgehen ein moralisches Mäntelchen, das aus all den populären Schlagwörtern zusammengeflickt ist, umzuhängen suchen. Aber, wenn es so weiter geht, ist doch zu erwarten, daß auch die großen Massen am Ende die Fadenscheinigkeit dieses Mäntelchens erkennen werden, und dann wird sich wieder zeigen, wie Defoe sagt: "That English treasons never can succeed!"

Noch eine ganze Anzahl geschichtlich bestätigter Charakterzüge der Engländer hat Defoe in dieser Satire treffend zum Ausdruck gebracht, aber es würde hier zu weit führen, auf diese und ebenso auf zahlreiche Anspielungen auf zeitgenössische Vorfälle, Zustände, Persönlichkeiten einzugehn, die mehr dem augenblicklichen Zweck dieses politischen Flugblattes dienten.

Wir sind heute über die ethnologischen und kulturgeschichtlichen Einzelheiten des Werdens der englischen Nation genauer orientiert als Defoe dies vor mehr als zweihundert Jahren sein konnte, doch kann der Rückblick auf diese vergangenen zweihundert Jahre heute die Richtigkeit seiner Beurteilung nur bestätigen und vertiefen.

Nur ein Punkt sei darum noch besonders hervorgehoben, der sich dem geschichtlichen Blicke aufdrängt und die englische Wahnvorstellung vom "true-born Englishman" einigermaßen verstehen lehrt, nämlich der Begriff Vaterland, wie er sich im englischen Volke von den frühesten Zeiten an bis heute gleichmäßig gebildet hat.

Bekanntlich hat der Engländer kein Wort dafür; das Wort "father-land" ist ein Fremdwort und wird heute in der Regel als solches empfunden und namentlich auf Deutschland angewandt. Ganz vereinzelt kommt es seit dem 17. Jahrhundert vor, und ein Beleg aus dem Jahre 1672 "The Dutch instead of our Country, say our Father-land" ist bezeichnend. Allenfalls gebraucht man noch "native country" oder "mother-country" (worüber sich auch noch manches sagen ließe, vgl. französisch terre mère), das gewöhnliche Wort ist aber schlechthin "country", in älterer Zeit "the land". Daher der Spruch "Right or wrong, my country!" Für den Bewohner der größeren britischen Insel ist derjenige ein Engländer, der zum Lande gehört, zum Lande, das seit jeher das Land der allgemeinen Einwanderung gewesen ist, im Mittelalter zuerst das Land kriegerischer Invasionen und Eroberungen, seither ununterbrochen das Land friedlicher Einwanderungen, von welch letzteren die Geschichte nur in beschränktestem Maße direkte Zeugnisse besitzt, weil sich eben schon im 11. Jahrhundert ebenso wie heute der nach England friedlich übersiedelnde Schmidt bald schmerzlos in einen Smith u. dgl. m. verwandelt. Mit der größten Naivität

Digitized by Google

wird daher im englischen Nationalbewußtsein, im Mittelalter wie heutzutage, alles, was je im Lande gewesen, als dauernd dem Lande eigen betrachtet, ohne jede Rücksicht auf Abstammung oder Rasse. Ich erwähnte ja oben schon das Beispiel des polnisch-russischen Juden. Durch die wirklich echten „Engländer", die germanischen Seeräuberstämme, die man unter dem späteren, gelehrten Namen „Angelsachsen" zusammenfaßt, waren ja ihre Vorgänger in der Herrschaft, die alten Briten, beinahe vernichtet, jedenfalls gänzlich unterjocht oder vertrieben worden; nichtsdestoweniger nennen sich die Engländer noch heute Briten! Der sagenhafte britische König Arthur, der ja vor den eingedrungenen Engländern mit all seiner ritterlichen Herrlichkeit verschwinden mußte, erscheint nicht nur in den folgenden Jahrhunderten des Mittelalters als beliebter Gegenstand romantischer Dichtung, sondern heißt gar bald Arthur von England und ist zur Zeit der Elisabeth geradezu der typische Repräsentant des englischen Königtums und Rittertums und ist es bis heute geblieben. Es gehört dies eben auch zu den traditionellen Gemütswerten, von denen oben die Rede war. Ich habe dies und Ähnliches eingehender an anderem Orte[1]) ausgeführt und möchte daraus nur ein Beispiel dieser naiven Begriffsverwirrung, die wir wohl schon im Kopfe eines englischen Klosterbruders des 13. Jahrhunderts annehmen können, anführen. Der ehrwürdige Priester Layamon, der zu Anfang des 13. Jahrhunderts seine bekannte Chronik "Brut" schrieb, schloß seine Erzählung vom Verschwinden Arthurs nach der Insel Avalun mit den Worten:

„Nie ward der Mann geboren,
Nie von einem Weibe erkoren,
Der könnte in Wahrheit
Mehr von Arthur sagen.
Aber weiland war ein Weissager,
Merlin geheißen,
Der kündete mit Worten
— seine Aussprüche waren wahrhaft —,
Daß ein Arthur noch sollte
Den Briten kommen zu Hilfe."

Für das Wort „Briten" liest die ältere der zwei erhaltenen Handschriften „Engländern" ("Anglen")! Ein Versehen, das aber undenkbar wäre, wenn der Verfasser oder Abschreiber[2]) nicht schon in seiner Auffassung vom true-born Englishman dieselbe naive Unklarheit gehegt hätte, wie seine Landsleute durch den ganzen wechselvollen Verlauf der Jahrhunderte bis heute!

Welcher minimale Bruchteil von altbritischem Blut heute etwa noch im englischen Volkskörper steckt, läßt sich natürlich nicht feststellen; leider läßt sich auch nicht annähernd abschätzen, in welchem Umfang die verschie-

[1]) In meinen „Grundzügen und Haupttypen der englischen Litteraturgeschichte." Berlin, Göschen, 2 Bändchen, neueste Auflage, 1911 u. 1914. — [2]) Die Alliteration von Arthur mit Anglen macht es sogar wahrscheinlich, daß Anglen die ursprüngliche Lesart, also das Versehen dem Verfasser selbst zuzuschreiben ist.

Digitized by Google

denen kriegerischen und friedlichen Invasionen der skandinavischen Stämme die Rassenechtheit der echten Altengländer oder Angelsachsen, die selbst recht verschiedene Stämme in sich begriffen, beeinflußte; ganz unberechenbar ist der dauernde friedliche Zufluß französischer, holländischer, deutscher usw. usw. Einwanderer, von den Irländern, Schottländern, Wallisern ganz zu geschweigen. Sie alle wurden in unglaublich schneller Zeit unauffällig anglisiert, sie alle haben die schwerfällige angelsächsische Rasse durch frisches Blut vor der Stagnation bewahrt; sie alle sind nicht so sehr durch diese Rasse, sondern vielmehr durch das Große, Imponierende dieser insularen Kulturgemeinschaft anglisiert, zu echten Engländern gemacht worden. Diese ursprünglich insulare Kulturgemeinschaft ist zu einer Kraft geworden, die weit über die Grenzen der kleinen Insel hinaus ihre Weltherrschaft errichten konnte, nicht dank einer an sich harmlosen Wahnvorstellung vom "true-born Englishman", den es nicht gibt, sondern dank der gesunden Lebenskraft, die dem kleinen Inselvölkchen durch den ungehinderten und ununterbrochenen Zufluß frischen Blutes von auswärts seit jeher beschieden ward. Die schamlose Irreführung dieses zu den höchsten Kulturaufgaben berufenen Volkes durch die Jünger der Politik Eduards VII. hat nun all diese Herrlichkeit in Frage gestellt. Das englische Volk hat man mit Schlagwörtern zu Mitschuldigen des Verbrechens gemacht; ob es jetzt noch die Kraft hat, sich von diesem Banne der Verblendung zu befreien — man möchte es wünschen, aber wer vermag es noch zu hoffen? Auch hier wird man einst sagen müssen: Die Weltgeschichte ist das Weltgericht.

Zukunftsgedanken.

Von Fritz Endres, Dozent der Geschichte an der K. B. Kriegsschule, z. Zt. Kriegsfreiwilliger.

Die deutschen Heere hatten 1870 noch nicht die Schlacht bei Sedan geschlagen, als schon die feurige Beredsamkeit Heinrich von Treitschkes den Siegespreis formulierte, die alten deutschen Lande Elsaß und Lothringen von Frankreich zurückforderte. Treitschke sprach wie so oft für die Gesamtheit. Daß das „verlorne Gut an den Vogesen" die Morgengabe für das junge Kaisertum werden müsse, war seit den Befreiungskriegen eine jener nationalen Forderungen geworden, deren Verwirklichung die Diplomaten mit all ihrer Kunst nur verzögern, nicht verhindern konnten.

Steht nun hinter dem Weltkriege, den wir jetzt führen, auch solch ein Wünschen des ganzen Volkes, auch solch eine Sehnsucht, die ihre Erfül-

Digitized by Google

lung finden muß und finden wird, mag sich auch die Zahl der feindlichen Armeen und Flotten verdoppeln? Sicherlich wollen auch wir durch dies blutige und opfervolle Ringen etwas erreichen, etwas unendlich Großes, fast Undenkbares — den Frieden.

Das mag im ersten Augenblick lächerlich klingen; jeder Krieg hört einmal auf und jedes Kriegsende heißt Frieden. Aber zwischen Frieden und Frieden ist ein gewaltiger Unterschied.

Wir sind in diesen Krieg hineingezwungen worden, wir haben ihn nicht gewollt und Kaiser und Volk waren einig in dem heißen Bemühen, ihn zu vermeiden. Wir führen den Krieg als Verteidigungskrieg, wir wollen und müssen also durch ihn die Möglichkeiten erfolgreicher Verteidigung für die Zukunft erhöhen, wir müssen unsere Stellung in der Mitte Europas verstärken. Der Opfermut unseres Volkes, die Tapferkeit unserer unvergleichlichen Armee, die Klugheit unseres vorbildlichen Generalstabs hat uns — das dürfen wir wohl schon heute sagen — vor der uns angedrohten Vernichtung gerettet; aber es wäre ein Frevel, wenn unzeitgemäße Milde gegen Gegner, die uns im Siege sicher nicht geschont hätten, auch in Zukunft ruchlose Angriffe ermöglichen würde. Wir wollen den Frieden; wir müssen deshalb stark genug sein, um ihn stets erzwingen zu können.

Wer aber hat den Frieden bedroht? Aus allen Schriften und Reden dieser wildaufgeregten Zeit klingt uns immer wieder das eine Wort entgegen: England. England hätte Rußland zurückhalten können; ohne Englands moralischen und militärischen Beistand hätte uns Frankreich nie angegriffen; England hat die wilden Völker Asiens und Afrikas im Namen der Kultur gegen uns aufgehetzt und in irrsinniger, selbstmörderischer Verblendung das Prestige der weißen Herrenrasse zerstört; England hat Japan, Ägypten, Portugal in den Krieg gegen uns hineingerissen. Wir müssen dies Karthago der neuen Geschichte wenn nicht zerstören, so doch empfindlich schädigen, militärisch, wirtschaftlich, moralisch. Deutschland oder England; ehe diese Frage nicht endgültig beantwortet ist, ist ein dauernder Friede unmöglich; auf eine „Verklebung der Risse im Bau" dürfen wir uns nicht mehr einlassen; wir würden es doch nur mit größeren Opfern büßen, wenn wir jetzt die kleineren scheuen wollten. Alle Hinweise auf Stammesverwandtschaft, auf Ähnlichkeit der Kultur, auf die starke Opposition, die in England selbst den Krieg verhindern wollte, sind sentimentales Geschwätz, das nur in Deutschland, nie in England Eindruck machen dürfte. Wer uns heimtückisch den Dolch in die Rippen stößt, während wir einen rohen Angriff abzuwehren suchen, ist nicht unseres Stammes; wer Hindus und Japaner, Ghurkas und Hereros gegen uns ins Feld führt, teilt nicht unsere Kultur; eine Opposition, die nicht stark

Digitized by Google

genug ist, den ungerechtesten, schmählichsten Krieg zu verhindern, ist kein politischer Faktor, mit dem man rechnen könnte. Wir kennen nur das reale England und dies England ist unser Feind; diesem England soll von jetzt bis zum Tag der Erfüllung das Carthaginem esse delendam entgegenklingen.

Ganz anders steht es mit Frankreich! Im tiefsten Innern hat Frankreich den Krieg so wenig gewollt wie wir; trotz allem Revanchegeschrei wäre es neutral geblieben, wenn England nur ein Wort gesprochen hätte. Jetzt freilich muß es mit furchtbaren Opfern den übereilten und innerlich unwahren Entschluß zum Kriege büßen. Denn wofür kämpft dieses tapfere Heer, diese verblendete Nation? Für Elsaß-Lothringen? Es wird auch in Frankreich kaum jemand geben, der ernsthaft an einen so vollständigen Sieg über Deutschland glaubt. Wenn jetzt ein urteilsfähiger Franzose durch Deutschland reisen könnte, er würde entsetzt sein über die militärischen Reserven, die unser kriegerisches Volk noch einzusetzen hat: nicht Greise und Kinder, sondern Millionen waffenfähiger junger Männer mit athletischen Körpern und kampfesfrohen Herzen. Ich sehe noch die erstaunten Gesichter der kriegsgefangenen Franzosen, als wir Feldartilleristen aufs Lager Lechfeld zum Scharfschießen kamen; wie ein „letztes Aufgebot" haben wir sicher nicht ausgesehen. Und wieviele Kriegsfreiwillige hat man zurückgewiesen, nicht wegen körperlicher Schwäche oder vorgeschrittenen Alters, sondern weil man sie nicht brauchen konnte. Wenn der Krieg noch Jahre dauern sollte, an Soldaten soll es uns nicht mangeln, aber immer lauter, immer härter wird das „Wehe den Besiegten" unsern Feinden in die Ohren schallen.

Noch dürfte es für Frankreich nicht zu spät sein, sich aus dem Dienst Englands zu lösen, Englands, das den unglücklichen Staat schließlich ebenso im Stich lassen wird, wie es Belgien verraten hat. Uns liegt nichts an Frankreichs Vernichtung, nichts an willkürlicher Vergrößerung mit französischem Gebiete. Unser Generalstab wird wohl — mit vollem Rechte — eine militärisch günstigere Grenze fordern — wie viel edles deutsches Blut hätten wir erspart, wenn Belfort deutsch gewesen wäre —; eine Zerstückelung Frankreichs wird niemand wünschen. Wir können, sobald Frankreich seine Revanchegedanken aufgibt, eine Politik der Versöhnung treiben; Frankreich aber kann durch Entgegenkommen nur gewinnen. Denn auch Frankreich wird schließlich erkennen, daß es betrogen ist, daß es wie Deutschland nur einen wirklichen Feind hat, seinen historischen Feind: England. Mögen die französischen Staatsmänner das Buch ihrer Geschichte aufschlagen, wo sie wollen: Von den Tagen der Anjous bis zu den Zeiten Georgs III. war England und meist nur England ihr Gegner. Bei Azincourt und Abukir, bei Malplaquet und Trafalgar war es England, das Frankreich bekämpfte und besiegte. England hat zweimal Frankreichs

Digitized by Google

Weltmacht vernichtet, hat jetzt die europäische Großmachtstellung Frankreichs fast zerstört. Die leitenden Staatsmänner Frankreichs müßten Narren oder Verbrecher sein, wenn sie Frankreich verbluten ließen, nur um den Erbfeind Frankreichs, um England zu retten.

Und Rußland? Auch Rußland gefährdet seine Weltmachtstellung seinem furchtbarsten Rivalen zuliebe. Auch Rußland wird, selbst wenn es noch siegen könnte, in diesem Kriege nichts erreichen. Rußlands Schwerpunkt liegt im fernen Osten; die Beherrschung Asiens ist seine welthistorische Aufgabe; ihr gegenüber bedeutet selbst Konstantinopel solange nichts, als die Engländer durch den Besitz von Ägypten, Malta, Gibraltar das Mittelmeer zu einem mare clausum machen. Es bessert die Lage einer Weltmacht wenig, wenn sie die Grenzen eines Binnenmeeres vom Bosporus zu den Säulen des Herkules verlegt. Und nicht einmal diese Verlegung würde England gestatten. Ist denn die russische Politik so bar aller politischen Erkenntnis, daß sie für ihre wirklichen Feinde, England und Japan, das Blut ihrer Soldaten verspritzt? Will sie denn unbedingt Ostasien verlieren und die britische Herrschaft in Indien und Persien, in Syrien und China stärken? Wir können und wollen die panslawistischen Helden nicht am politischen Selbstmord hindern. Lange, fast zulange haben wir an der traditionellen Freundschaft mit dem Zaren festgehalten; nun ist sie zerrissen. Kosaken und Kirgisen, Tataren und Burjäten haben unsere Heimat nicht nur bedroht, sondern aufs grausamste mißhandelt; die Greuel in Ostpreußen machen eine Wiederkehr freundschaftlicher Beziehungen auf lange hinaus unmöglich. Im Gegenteil, wir müssen uns in Zukunft vor einem ähnlichen Überfall schützen; unsere lange, offene Grenze darf uns zum letztenmal teueres Blut gekostet haben. Wie anders wäre es gekommen, wenn ein neuer Gustav Adolf, von Finnland, Esthland und Ingermannland aus, den russischen Nachbarn bedroht; wenn ein durch Personalunion mit Österreich-Ungarn verbundenes Königreich Polen den Waffenruhm Kosziuskos erneuert hätte; wenn die besten Politiker, die tapfersten Soldaten Rußlands das geblieben wären, was ihre Väter waren: Deutsche. Wir werden, wenn wir siegen, Rußland nach Rußland zurückdrängen müssen, nicht weil wir erobern wollen, sondern weil wir einen dauerhaften Frieden wünschen. Wir haben den Krieg nicht gewollt; wir hätten noch lange, ohne Nervosität, die stete Bedrohung ertragen. Jetzt ist der Krieg da, jetzt soll er uns dauernde Ruhe bringen.

Noch ist die endgültige Entscheidung nicht gefallen, noch kämpfen wir um unsere Existenz. Wir sind kein Volk von Eroberern, von uns hat kein neutraler Staat zu fürchten — Belgien war nicht neutral, das erweist jeder Tag aufs neue. Wir wollen den Frieden, aber in Ehren und für minde-

Digitized by Google

stens ein halbes Jahrhundert; es wäre ein Frevel, wollten wir uns mit halben Zugeständnissen zufrieden geben. Unsere tapferen Soldaten haben die Erinnerung an den Befreiungskrieg kräftiger, begeisternder in uns wachgerufen, als es die Jubiläumsfeiern vermochten; unsere Diplomaten mögen dafür die Wiederholung des Wiener Kongresses verhindern. Keinem wirklichen Staatsmann wird es einfallen, planlos Länder zu erraffen, deren Sprache, Sitte und Geschichte uns fremd ist und fremd bleiben wird; was wir brauchen, sind gesicherte Grenzen in Ost und West und die Möglichkeit, als Weltmacht zu atmen und zu leben. Unsere Ahnen haben Europa von Napoleon I., wir müssen die Welt von England befreien. Wenn wir selbst drei Punische Kriege führen müßten — nur harte Entschlossenheit und opferwillige Ausdauer der Väter kann sie unsern Söhnen ersparen — der Tag wird und muß doch kommen, an dem deutsche Hände die sinkende Georgsfahne fassen. Bismarcks hundertster Geburtstag naht; sein Geist walte über uns, wenn wir uns zur Feier rüsten.

Unser Wille.

Von Karl Alexander von Müller, Mitarbeiter der K. Bayer. Akademie der Wissenschaften, z. Zt. beim Roten Kreuz.

„Das gesamte deutsche Volk hat einen starken Willen erlangt," ruft die mächtige Stimme des Rheinischen Merkurs, Joseph Görres, aus dem Freiheitskampf vor hundert Jahren zu uns herüber, „die Macht, die in ihm wirkt und handelt, wird unbezwinglich sein." „Es gilt kein Weigern und kein Zaudern, alle müssen in den großen Stromgang hinein, der die Geister ergriffen hat." „Verzagen kann nur, wem kein wahrer Beruf zum Wirken beiwohnt; bis zum Ende auszuharren, kann allein zum Ziele führen."

Nie in seiner ganzen reichen Geschichte ist der Wille unseres Volkes einheitlicher, gewaltiger, unüberwindlicher gewesen als beim Ausbruch des heutigen Krieges. Die größten Erinnerungen unserer Vergangenheit verblassen neben diesen Tagen, nicht nur an der Größe der Zahlen und am äußeren Umfang der Geschehnisse, sondern auch an der Stärke und Ungebrochenheit des Gefühls, in dem alle verschiedenen Denkweisen in eins verschmolzen. Der Kampf, in dem wir heute stehen, ist der größte, den unser Erdball bisher gesehen hat: zusammengedrängter, rascher Schlag auf Schlag und bewußter als alle früheren Weltkämpfe und dennoch wieder unberechenbarer und elementarer: nicht ein riesiger Einzelner, gleich dem ersten Napoleon, hat ihn entzündet und faßt ihn in seiner Person zusammen,

Digitized by Google

sondern die Völker selbst stehen gegeneinander und scheinen zu ringen mit ihrem ganzen Wesen. Unser Volk aber ist in diesen größten seiner Kriege gezogen, mächtiger als in je einen zuvor: bei allem schweren Ernst der Stunde im hinreißenden Erlebnis seiner eigenen Stärke: der Tat, des Heldentums, der Größe, nach denen wir uns alle gesehnt hatten. Wie ein Gottesgeschenk fielen sie uns in den Schoß. Unvergängliche Tage, um die Enkel und Urenkel uns noch beneiden werden.

Dieser herrliche Aufschwung der ersten Kriegswochen ist inzwischen verflogen. Es ist dem Menschen nicht gegeben, dauernd im Ungewöhnlichen zu verharren; der Tag und das Gemeine verlangen ihr altes Recht über ihn. Eben indem unsere Heere siegreich den Krieg über unsere Grenzen in die feindlichen Länder trugen, senkte sich der Pegel der ersten Erregung und Spannung; hier und dort im Innern Deutschlands kann in Wirtschaft und täglichem Gehaben fast ein gewohntes Dasein wiedergekehrt scheinen; das Mittelmaß und die Alltäglichkeit, die vorher erschrocken vor der großen Flut untergeschlüpft waren, strecken sachte schon wieder die Köpfe aus den Löchern hervor und werfen behutsam ihre kleinen Erdhäuflein auf. Vor allem aber kamen, schon nach wenigen Tagen und dann ununterbrochen, Schlacht auf Schlacht, die Nachrichten über die Opfer; die dunkle Kunde ging verschleiert rings umher, heute an dieses Haus pochend, morgen an jenes. Junge Gatten, denen die Frauen mit Tränen der Sehnsucht den Knaben entgegenhielten, den sie noch nie gesehen; einzige Söhne, die eine einsame Mutter von Kindheit auf liebend umsorgt; Brüder und Freunde, deren Verlust den innigsten Kreis auf immer zerstörte: tausend Schmerzen, in einer flüchtigen Minute geschlagen, die lange Menschenleben hindurch brennen und nie mehr ganz vergehen. Durch die kargen Worte der amtlichen Berichte rieseln Bäche von Blut. Wem von uns hat nicht schon jählings das Herz gezuckt, wenn ihm zum erstenmal auf der Straße eine blühende junge Gestalt entgegentrat — einst eine blühende junge Gestalt, nun verstümmelt, mit schlotterndem Arm oder auf hölzerner Krücke? Wenn wieder einer der endlosen Züge sich entlud, aus denen sie die bleichen Schatten heraustragen, unkenntlich vor Binden, mit stammelndem Bewußtsein? Und mittlerweile ringen draußen unabläßig, Tag für Tag, bis zur Erschöpfung, die Riesenheere fort, Mann gegen Mann, immer von neuem anwachsend, immer blutiger sich messend, seit Wochen ineinander verbissen, und das Schicksal hält die Wage über sie, auf die alle Augen sich richten, und sie schwankt hierhin und dorthin und wieder zurück und will noch nicht sich neigen.

Diese Stunden sind wohl die rechte Zeit für die alte geheimnisvolle Sage, die im Volke umgeht, von dem mächtigen Friedebringer, der in die-

Digitized by Google

sem Monat vor der Weihnacht sich erheben soll: dessen mildes Wort gewaltig allen Donner der Schlachten übertönt und vor dessen grünem Stab die blutigen Schwerter sich senken. Alter, unstillbarer Traum der Menschheit! Aber unsere wachen Augen sehen diesen Friedebringer nicht. Sie sehen nur ringsum die waffenstarrenden Mächte und Völker, voll Lebenswillen und Machtbegier und jetzt von zornbittrer Leidenschaft erfüllt, sehen das alte dichte Netz von Bündnissen und Verträgen, mit dem sie sich aneinander binden und in diesen Krieg verflochten haben; sie sehen Feldherren und Soldaten, Soldaten ohne Ende, mit Roßschweifen und Pickelhauben und Käppis, mit Tropenhelmen, Turbanen, Burnussen, Europäer, Inder, Türken, Sengalesen, Japaner, Tataren, sehen Diplomaten und Spione — die alte harte Welt der Staaten, wo nach dem Wort eines Kundigen alle auf Macchiavelli schelten und jeder ihn übt, eine Welt, die göttliche Ordnung nicht minder durchwaltet als alle übrigen, aber nach ihren eigenen Gesetzen, nach denen Wille und Macht ihre ersten Träger sind. Auf diese Welt richten wir unsern Blick und fragen angesichts aller Opfer: Was wollen wir?

Und wir fühlen alle: die Einheit in uns ist noch eben so stark wie in den ersten Kriegstagen Das eigentliche Leben und die edelste Kraft aller Schichten unseres Volkes stehen heute im Felde. Jeder, dem dies nicht vergönnt ist, empfindet, daß er zum schlechteren, unnützen Teil der Nation gehört. Aber jeder weiß auch, daß wir alle hinter den Kämpfern jetzt kein schöneres Ziel haben, als den Geist, der sie beseelt, auch in uns wach zu halten: die heldenhaft freudige Hingabe, die stolze Mannhaftigkeit, das fröhliche Zusammenhalten und Entsagen, die wunderbare Stärke eines felsenfesten Siegeswillens ohne Wanken. Der alte Bauer, der schweren Schrittes im Herbstnebel für den kämpfenden Sohn die Wintersaat ausstreut, die Frau des Gelehrten, die im verlassenen Arbeitszimmer seine Bücher und Schriften betreut, der junge Arbeiter, der vorm flackernden Herd den Hammerstiel nun fester in die Faust nimmt, alle leben mit den Ihrigen draußen in einem Gedanken: Durch! Vorwärts!

Vermessenheit wäre es, auf Grund der dürftigen Kenntnisse, die uns allen jetzt nur zukommen, die einzelnen Möglichkeiten und Aussichten unserer Lage zu beurteilen, bestimmte feste Vorschläge im einzelnen aufzustellen. Wer von uns vermöchte das ungeheure Gewebe zu überblicken, in dem die Interessen, die Ideen und Leidenschaften der ganzen Erde sich verflechten, wer die Wechselfälle der ineinander verschlungenen Feldzüge vorauszusehen, die selbst die Handelnden Tag für Tag vor neue Entscheidungen stellen? Wer von uns dürfte jetzt, aus beschränkter persönlicher Neigung und Kenntnis heraus, sicher bestimmen, was für uns möglich,

Digitized by Google

was wünschenswert, was nützlich ist? Nur einzelne große Grundrichtungen scheinen uns erkennbar.

Unser Wille war es nicht, wie die Feinde uns jetzt gern andichten möchten, alle Welt mit kriegerischer Eroberungslust zu überziehen; unser Wille kann es nicht sein, mit aller Welt ständig im Kampf zu bleiben. Unsere Diplomaten haben es nicht vermocht, das furchtbarste feindliche Bündnis, das die Geschichte je gesehen hat, zu verhindern. Es wird dennoch in jedem Augenblick ihre erste Aufgabe bleiben, es womöglich wieder zu zersprengen, die auseinanderstrebenden, sich widerstreitenden Wünsche und Mittel, all die zahlreichen natürlichen Gegensätze unter unsern Gegnern zu unseren Gunsten auszunützen. Kein ernster Mensch, der noch nicht an Europa verzweifelt, wird glauben, daß bei unsern Feinden nur mehr blinder Haß und sinnlose Wut das Wort führen, und daß alle nüchterne Berechnung in den Kabinetten ausgestorben ist. Von uns aus scheint es denkbar, daß das zerklüftete Frankreich in der Erschöpfung dieses Krieges den selbstmörderischen Ehrgeiz des Unmöglichen aufgibt, und von uns aus wäre auf diesem Boden dann eine Verständigung mit ihm wohl möglich; denn wir haben von ihm nie etwas anderes begehrt als Anerkennung des Bestehenden. Es scheint noch eher denkbar, daß Rußland, wenn seine Angriffskraft gegen uns gebrochen ist, die Richtung seiner Politik ändert und den großen Weltgegensatz gegen England wieder mehr in den Mittelpunkt stellt. Vielleicht haben diejenigen Recht, die jetzt schon von gewissen Vorzeichen einer solchen Schwenkung zu wissen glauben; wir wollen uns jedenfalls hüten, irgendwie darauf zu rechnen. Aber unser eigentlicher, letzter Gegner in diesem Krieg, das hat ganz Deutschland an jenem 4. August gefühlt, ist weder Frankreich noch Rußland. Nicht nur für unsern Kaiser, sondern für uns alle ohne Ausnahme war das doch das eigentlich Erschütternde jener ersten Kriegstage, wie England, zur Entscheidung gezwungen, mit einem Schlag alle Masken abwarf und seine wahren Züge vor uns enthüllte. Das wird keiner von uns je vergessen. Damit erst hat uns dieser Krieg seine eigentliche Furchtbarkeit und Größe bekommen.

Die englische Politik, die immer noch breiter und tiefer als andere im ganzen Wesen ihres Volkes verankert ist, hat einen Hauptzug, dem sie ihre meisten Erfolge verdankt: die unbeirrbare Hartnäckigkeit, mit der sie ihre letzten großen Ziele verfolgt. Dies bleibt jetzt die oberste Voraussetzung, mit der wir rechnen müssen. Mag sein, daß der insulare Hochmut und die hergebrachte Unkenntnis alles Ausländischen die ersten englischen Kriegsberechnungen verfälscht haben, daß die britische Politik jetzt erst richtig gewahr wird, was es für England selbst, auch noch im Bündnis mit der halben Welt, bedeutet, uns anzugreifen. Zum erstenmal seit

Digitized by Google

der kecke Ruyter vor Gravesend kreuzte, schlagen wieder feindliche Geschosse in Englands Boden, muß sich seine Hauptstadt, ein stattliches kleines Königreich an Einwohnerzahl und Umfang, volkreicher als ganz Belgien, ernstlich gegen fremden Einfall schützen. Zum erstenmal seit über einem Jahrhundert hat seine Flotte, im Angesicht der neuen Welt, den Ruhm der Unbesiegbarkeit verloren. Zum erstenmal erzittert das Gefüge seines Weltreiches in einem wirklich die Erde umspannenden Krieg. Kein Wunder, wenn vielleicht auch drüben jetzt Stimmen zur Verständigung sich wieder erheben, wenn ehrliche Idealisten, die auch dort für den Frieden gearbeitet, jetzt noch einmal dafür eintreten sollten. Aber wer England kennt, kann jetzt nicht mehr an die Möglichkeit einer solchen Verständigung glauben, ehe der Krieg zwischen uns entschieden hat. Solange England noch England ist, wird es nach anfänglichen Enttäuschungen seine Ziele nur umso fester ins Auge fassen: die unbedingte Herrschaft zur See, die Vergewaltigung ganz Europas, die Wiederherstellung seines wirtschaftlichen Vorrangs, den dünkelhaften Anspruch, das einzige und erste Kulturvolk der Erde zu sein. Nicht ohne schwere blutige Entscheidung gibt ein starkes Volk solche Ansprüche auf, wenn es einmal den Krieg dafür begonnen hat. Lassen wir darüber nicht den kleinsten Zweifel aufkommen: kein Friede vorher, wie immer er umbrämt und verkleidet würde, würde für England etwas anderes sein als ein willkommener Waffenstillstand, um einen neuen, besseren, endgültigen Schlag gegen uns vorzubereiten.

Das aber ist das einzige, was Deutschland in diesem Krieg wirklich zu fürchten hat, das einzige, was unter keinen Umständen sein Ergebnis sein darf: eine bloße Wiederkehr der Lage vor ihm. Wir würden sie nicht mehr ertragen. Wenn dieser Krieg, der als Volkskrieg ohnegleichen begonnen hat und geführt wird, als Kabinettskrieg endete, — dann Gnade Gott denen, die dazu den Rat gegeben. Dann hätte Deutschland die schwersten Stunden seiner Geschichte noch vor sich. Heute ist kein Stand, kein Einzelner unter uns, vom Arbeiter bis zum Kaiser, der unserm Volk, unserm Staat nicht frohen Herzens alles hingäbe. Jeder weiß, worum es sich handelt. Aber wenn diese ungeheuren Opfer an Blut und Gut in einer schalen Halbheit ausgingen, im dumpfen Druck der gleichen lähmenden Lage, aus der dieser Krieg uns wie ein letzter befreiender Ausweg aufleuchtete, an deren Ende nur eine zweite, schwerere Auflage dieses Krieges lauerte, dann wäre kein Streben mehr zu tadeln, das der Wiederkehr solcher Opfer auf jedem nur denkbaren Wege entgegenzuarbeiten suchte. Der Rückschlag im Innern Deutschlands wäre unberechenbar. Die hohe Woge nationaler Einheit, die jetzt unser Volk emporträgt, würde sich zusammenbrechend

Digitized by Google

in unzählige neue Wellen internationaler Klassenverständigungen verteilen. Je gewaltiger, unwiderstehlicher der jetzige Zusammenstrom ist, umso stärker, leidenschaftlicher wäre dies Auseinanderfallen. Und gerade wir, die wir nicht an die Wirksamkeit solcher Verständigungen glauben, die wir der Überzeugung sind, daß nur unser Volk dabei zerrissen und für eine neue Entscheidung der Waffen geschwächt würde, gerade wir haben doppelt die Pflicht, vor solchen Gefahren zu warnen. Wir Deutsche haben den Krieg mit England nicht gewollt und hätten ihn alle, Kaiser, Regierung und Volk, bis zur letzten Stunde gern vermieden. Aber nachdem England ihn uns aufgezwungen hat, soll es wissen, daß auch wir einen Krieg bis zum letzten Atemzug führen können. Bisher mag seine Ausdauer ihm immer den schließlichen Sieg gesichert haben; diesmal aber trifft es auf Blut von seinem Blut und soll sich grimmig verrechnen. In diesem Gefühl sind Kaiser, Heer und Volk eins.

Wir sind uns der Furchtbarkeit dieses Kampfes wohl bewußt. Wir haben es nicht vergessen, daß, vor es wirklich so weit kam, gerade der Krieg zwischen Deutschland und England uns allen als ein Verbrechen an der Menschheit erschienen ist. Wir wissen uns frei von blindem Haß und wir kennen die Stärke des Feindes. Mag England selbst jetzt an der Lügenphrase sich berauschen, daß es im Dienst von Freiheit und Kultur den deutschen Militarismus durch andere niederschlagen lassen müsse, wenngleich deutsches Volk und deutsche Art dabei zugrunde gingen; wir denken auch jetzt daran, daß England die Heimat Shakespeares und Miltons und Newtons war, die Heimat des modernen Staats und der modernen Industrie, die Heimat des größten Weltreichs der Geschichte, oft ein ruhmvoller Kämpfer für menschliche Freiheit, immer einer der großen Träger abendländischen Geistes und abendländischer Kraft. Die einheitliche Geschlossenheit seines Volkscharakters, die fruchtbare Kraft seiner politischen Schöpfungen hat niemand mehr bewundert als wir. Seine Stärke und Gefährlichkeit als Gegner haben wir seit einem Jahrzehnt zur Genüge kennen gelernt: in dem zähen, unfehlbaren Widerstand, der jeder deutschen Ausdehnung in fremden Erdteilen überall sogleich entgegenwirkte, jedem Bahnbau, jeder Anleihe, jedem wirtschaftlichen und technischen Unternehmen; in der rastlosen, ununterbrochenen Lügenhetze gegen uns, in jeder Zeitung und in jedem Kabel; im dumpfen Druck der Einkreisung rings um uns her und in den arglistigen Versuchen, auch die letzten Verbündeten von unserer Seite abzulocken. Uns als Großmacht auszuschalten, zurückzudrängen, lahmzulegen, war überall schon das letzte, wenn auch noch oft verdeckte und verleugnete Ziel. Jetzt ist es das offene. Und auch hier fühlten wir von Anfang an Englands Macht. Wir verachten seine Weise,

Digitized by Google

den Krieg nur als ein großes Handels- und Raubgeschäft zu betreiben, bei dem andere die Hauptgefahr mit Leib und Leben zu tragen haben, seine verschlagene Kunst, alle Völker der Erde, eine ungeheure Übermacht, zu seinem Vorteil auf den einen Gegner zu hetzen, seinen feigen Feldzug bewußter Lüge und Verleumdung; aber wir verkennen nicht, daß dies alles wohlüberlegt, kaltblütig durchgeführt und auf Leben und Tod gefährlich ist.

Und wir sind uns auch wohl bewußt, daß wir selber, an unserem eigenen Teil, zu diesem Kampf noch nicht bereitet waren. Ich spreche hier nicht von Heer und Flotte und Finanz, die in der politischen Lage der letzten Jahre sich natürlich auch auf diese Möglichkeiten eingerichtet haben: das haben wir Gottlob schon erfahren und hoffen alle nichts sehnlicher, als bald noch den letzten schlagenden Beweis dafür zu erleben. Ich spreche auch nicht von der Diplomatie, die jedenfalls die Pflicht gehabt hätte, sich ebenso für diese Möglichkeit zu rüsten, und die später noch, wenn der innere Gottesfrieden des Krieges sie nicht mehr schützt, wird Rede stehen müssen, wie weit sie diese Pflicht erfüllt hat. Aber wir waren innerlich, als staatliche Nation, erst im Werden. Das Erlebnis der ersten Kriegstage wäre uns allen nicht so überwältigend gewesen, hätte uns die hinreißende Einheit und innere Stärke unseres Volkes nicht beinahe wie etwas Unerwartetes, alle Hoffnungen Übersteigendes, betroffen. Lassen wir uns aber durch dies Gottesgeschenk der großen Stunde über das, was uns vorher fehlte und noch fehlt, nicht täuschen. Wir brauchen nur einen Blick auf unsere bürgerliche Mobilmachung zu werfen, auf die anfänglichen Schwächen der freiwilligen Liebes- und der sozialen Hilfstätigkeit, auf manche Kopflosigkeiten der Zivilverwaltung, die Lücken der Kriegsvorbereitung in Handel, Handwerk und Landwirtschaft, auf die arme Rolle, die Kunst und Literatur und zum Teil auch Publizistik in diesen Tagen der Feuerprobe bei uns spielen, auf all die inneren nationalen Schwächen, die selbst in dieser gewaltigen Zeit noch hervortreten (wir denken zum Beispiel an die dienstbotenhafte Unterwürfigkeit mancher unserer höchsten Beamten gegenüber unseren Feinden) — wir brauchen nur an einiges von all diesem zu denken, um ohne Überhebung zu erkennen, an wie vielem es uns noch mangelt. Wir hatten von uns aus gewiß noch an nichts weniger gedacht, als anderen überlegen die Herrschaft streitig zu machen. Wir wußten wohl, wir hatten noch genug mit uns selber zu tun, wenn man uns nur wollte in Ruhe leben und, wie Gott es uns gab, wachsen lassen.

Aber eben damit haben unsere Feinde, hat insbesondere England uns nun selbst den stärksten Hebel in die Hand gedrückt, daß es uns gezwungen hat, auf einmal um das Notwendigste und um das Höchste

Digitized by Google

unseres Lebens zugleich zu kämpfen: um unser nacktes staatliches Dasein und um alles Größte unserer Zukunft. Wenn derjenige, der Haus und Hof gegen fremden Einfall verteidigt, immer eine moralische Macht gegen den Feind auf seiner Seite hat, so kommt diese uns mehr zu, als unsern Gegnern, auch wenn wir innerhalb ihrer Grenzen fechten. Denn wir haben nicht darauf abgezielt, Frankreich oder Rußland oder England zu zerschlagen; aber sie alle hatten es uns zugedacht. Nun mögen sie hinnehmen, wie das Schwert entscheidet, und niemand, hoffen wir, wird uns jetzt mit wehleidigem Mitleid zu kommen wagen, wenn wir trachten, uns gegen dieses Schicksal mit jedem Mittel und auf jede Weise zu sichern, so gut wir es irgend vermögen. Unser Einsatz in diesem Kampf ist alles, was wir besitzen; es gibt nichts auf Erden, was zu kostbar wäre, als daß wir es mit diesem Preis nicht erkaufen könnten.

In diesen Stunden fliegt um die Erde die Meldung von dem Fall Kiautschous, und zum erstenmal prägt sich den Zeitgenossen die Kunde ein, die menschliche Herzen ergreifen wird, solange die Geschichte ihr Andenken bewahrt. Die moralische Welt ist reicher um eines der erhabenen Vorbilder von Treue und Heldenmut einer kleinen todgeweihten Schar, die die dutzendfache Übermacht der Sieger beschämen wird bis in ferne Zeiten. Diese Deutschen haben der Welt ein Beispiel gegeben, wie ganz Deutschland heute unterzugehen vermöchte, wenn die Überzahl der Feinde unser mächtig werden könnte, und wenn es möglich wäre in der Geschichte, daß dieses Volk dem Untergang geweiht wäre. Darüber sorgen wir uns nicht. Aber deß' mögen alle unsere Feinde gewiß sein: was Deutschland fühlt bei dieser Kunde von Tapferkeit und Treue, die rein und mächtig über die Meere klingt, wie ein Sang aus den ältesten Herzensliedern seines Volkes, das ist in allen Millionen ein Gefühl, ein Wille, ein Gelöbnis. Ein edler großer Mann hat es einst am Grabe tapferer Kämpfer allen Nachlebenden vorgesprochen: das Gelöbnis, daß alle edlen Opfer, die dieser Krieg uns raubt, nicht vergebens gefallen sein sollen; daß jeder Tropfen Blutes eines geliebten Toten uns die Kraft der Hingabe an das Große erhöhe, dem er den letzten vollen Zoll der Hingabe geweiht; daß unser Volk, durch Gottes Gnade, aus dieser Prüfung neugeboren werde in Jugend und Freiheit; und daß deutsche Art und deutscher Geist nicht verschwinden sollen von dieser Erde.

Digitized by Google

Das Bombardement von Kopenhagen.

Der schlimmste Unfall war nach dem Frieden zu Tilsit über das Königreich Dänemark verhängt. Wenn man über Frankfurt durch Deutschland fortgeht bis ans Ende, so kommt man endlich an eine Halbinsel im Meer, neben welcher rechts zwei große Inseln und mehrere kleine liegen, und dies zusammen ist Dänemark; und wer aus dem großen Meere mit Schiffen nach Schweden, Rußland oder Preußen will, der muß an der königlichen Haupt- und Residenzstadt Kopenhagen und an den dänischen Festungswerken vorbei durch eine Meerenge.

Dieses Königreich hatte während der ganzen stürmischen Zeit von 1792 durch seine Lage und die Weisheit seiner Regierung Frieden. Sie lebte Niemand zu lieb und Niemand zu leid, dachte nur darauf, den Wohlstand der Untertanen zu vermehren, wurde deswegen von allen Mächten respektiert und in Ehren gehalten, und als der letzte Krieg ein Ende hatte, dachte man, jetzt sei die größte Gefahr vorbei.

Als aber im Jahr 1807 der Engländer sah, daß Rußland und Preußen von ihm abgegangen sei, und mit dem Feind Frieden gemacht habe, und daß die Franzosen in allen Häfen und festen Plätzen an der Ostsee Meister sind, und die Sache schlimm gehen kann, wenn sie auch noch sollten nach Dänemark kommen, sagte er kein Wort, sondern ließ eine Flotte auslaufen, und Niemand wußte, wohin. Als aber die Flotte im Sund und an der dänischen Küste und vor der königlichen Haupt- und Residenzstadt Kopenhagen stand, und Alles sicher und ruhig war, so machten die Engländer Bericht nach Kopenhagen hinein: „Weil wir so gute Freunde zusammen sind, so gebt uns gutwillig bis zum Frieden Eure Flotte, damit sie nicht in des Feindes Hände kommt, und die Festung. Denn es wäre uns entsetzlich leid, wenn wir Euch müßten die Stadt über dem Kopf zusammenschießen."

Als wenn ein Bürgersmann oder Bauer mit einem andern einen Prozeß hat, und kommt in der Nacht mit seinen Knechten einem Nachbar vor das Bette und sagt: „Nachbar, weil ich mit meinem Gevattersmann einen Prozeß habe, so müßt Ihr mir bis Ausgangs der Sache Eure Rosse in meine Verwahrung geben, daß mein Gegenpart nicht kann darauf nach Freiburg oder nach Rastatt zu den Advokaten reiten, sonst zünd' ich Euch das Haus an, und müßt mir erlauben, daß ich an der Straße mit meinen Knechten in Euer Kornfeld stehe, auf daß, wenn der Gevattersmann auf seinem eigenen Roß zum Hofgericht reiten will, so verrenn' ich ihm den Weg." Der Nachbar sagt: „Laßt mir mein Haus unangezunden! Was gehen mich Eure Händel an?" Und so sagten die Dänemarker auch.

Als aber der Engländer fragte: Wollt ihr gutwillig oder nicht? und die Dänemarker sagten: „Nein wir wollen nicht gutwillig!" so stieg er mit seinen Landungstruppen ans Ufer, rückte immer näher gegen die Hauptstadt, richtete Batterien auf, führte Kanonen drein, und sagte am 2. September nach dem Frieden von Tilsit, jetzt sei die letzte Frist. Allein alle Einwohner von Kopenhagen und die ganze dänische Nation sagten: „Das Betragen des übermütigen Feindes sei unerhört, und es wäre eine Schande, die der Belt nicht abwaschen könnte, sich durch Drohungen schrecken zu lassen und in seine ungerechten Forderungen einzuwilligen. Nein!"

Da fing das fürchterliche Gericht an, das über diese arme Stadt im Schicksal

Digitized by Google

beſchloſſen war. Denn von Abends ſieben Uhr an hörte das Schießen auf Kopenhagen, mit zweiundſiebenzig Mörſern und ſchweren Kanonen, die ganze Nacht hindurch zwölf Stunden lang nimmer auf; und ein Teufelskind, Namens Congreve, war dabei, der hatte ein neues Zerſtörungsmittel erfunden, nämlich die ſogenannten Brandraketen. Das war ohngefähr eine Art von Röhren, die mit brennbaren Materien angefüllt wurden und vorne mit einem kurzen ſpitzigen Pfeil verſehen waren. Im Schuß entzündete ſich die Materie, und wenn nun der Pfeil an etwas hinfuhr, wo er Habung hatte, ſo blieb er ſtecken, manchmal wo niemand zukommen konnte, und die Feuermaterie zündete an, was brennen konnte. Auch dieſe Brandraketen flogen die ganze Nacht in das arme Kopenhagen hinein. Kopenhagen hatte damals noch 4000 Häuſer, 85,965 Einwohner, 22 Kirchen, 4 königliche Schlöſſer, 22 Krankenſpitäler, 30 Armenhäuſer, einen reichen Handel und viele Fabriken. Da kann man denken, wie mancher ſchöne Dachſtuhl in dieſer angſtvollen Nacht zerſchmettert wurde, wie manches bange Mutterherz ſich nicht zu helfen wußte, wie manche Wunde blutete, und wie die Stimme des Gebets und der Verzweiflung, das Sturmgeläute und der Kanonendonner durch einander ging.

Am 3. September, als der Tag kam, hörte das Schießen auf und der Engländer fragte, ob ſie noch nicht wollten gewonnen geben. Der Kommandant von Kopenhagen ſagte: Nein. Da fing das Schießen Nachmittags um 4 Uhr von Neuem an und dauerte bis den 4. September Mittags fort, ohne Unterlaß und ohne Barmherzigkeit. Und als der Kommandant noch nicht wollte Ja ſagen, fing Abends das Feuer wieder an, und dauerte die ganze Nacht bis den 5. des Mittags. Da lagen mehr als 300 ſchöne Häuſer in der Aſche; ganze Kirchtürme waren eingeſtürzt und noch überall wütete die Flamme. Mehr als 800 Bürger waren ſchon getötet und mehrere ſchwer verwundet. Ganz Kopenhagen ſah hier einer Brandſtätte oder einem Steinhaufen, da einem Lazarett, dort einem Schlachtfelde gleich. Als endlich der Kommandant von Kopenhagen nirgends mehr Rettung noch Hilfe und überall nur Untergang und Verderben ſah, hat er am 7. September kapituliert, und der Kronprinz hat's nicht einmal gelobt.

Das erſte war, die Engländer nahmen die ganze Seeflotte von Kopenhagen in Beſitz und führten ſie weg; 18 Linienſchiffe, 15 Fregatten und mehrere kleinere bis auf eine Fregatte, welche der König von England ehemals dem König von Dänemark zum Geſchenk gemacht hatte, als ſie noch Freunde waren. Dieſe ließen ſie zurück. Der König von Dänemark ſchickte ſie ihnen aber auch nach, und will nichts Geſchenktes mehr zum Andenken haben.

Im Land ſelbſt und auf den Schiffen hauſten die Engländer als böſe Feinde, denn der Soldat weiß nicht, was er tut, ſondern denkt: wenn ſie es nicht verdient hätten, ſo führte man keinen Krieg mit ihnen. Zum Glück dauerte ihr Aufenthalt nicht lange; denn ſie ſchifften ſich am 19. Oktober wieder ein, und fuhren am 21. mit der däniſchen Flotte und dem Raub davon, und der Congreve iſt unterwegs ertrunken, und hat Frau und Kinder nimmer geſehen. Von dem an hielten's die Dänen gemeinſchaftlich mit den Franzoſen, und Kaiſer Napoleon wollte nicht eher mit den Engländern Friede machen, als bis ſie die Schiffe wieder zurückgegeben und Kopenhagen bezahlt hätten.

Digitized by Google

Dies ist das Schicksal von Dänemark, und die Freunde der Engländer sagen, es sei nicht so schlimm gemeint gewesen, andere aber sagen, es hätte nicht können schlimmer sein, und die Dänen meinens auch. Johann Peter Hebel.

Rede über Neutralität.[1])

Vom kgl. großbritannischen Minister George Canning.

Der Augenblick ist endlich gekommen, in dem die Gentlemen der Opposition, die durch ihre eigenen glänzenden Taten so außergewöhnlich befähigt sind, die Führung ihrer Nachfolger zu untersuchen, durch die würdige Wahl des hochehrenwerten Gentlemans, der eben sich niedersetzte, die Minister S. M. zur Rechenschaft gezogen haben für eine Handlung, die, bis sie sie in Frage stellten, als die Rettung des Landes betrachtet worden war. In der Größe seiner Besorgnis, daß alle sittlichen Eindrücke aus den Seelen des hohen Hauses verwischt würden, hat der hochehrenwerte Gentleman einen Weg eingeschlagen, der ein glänzendes Beispiel bietet für eine Sittlichkeit, die nicht nur außerhalb des gewöhnlichen Geleises liegt, sondern die selbst noch strenger ist als jene römische Sittlichkeit, die, wie ich wohl weiß, ihre Bewunderer auf der gegenüberstehenden Bank hat. Die Minister S. M. werden vorgeladen — nicht um sich zu verantworten wegen Unglück und Schande; sondern um Rede zu stehen auf eine Anklage wegen eines Erfolges und um sich zu rechtfertigen über die Beweggründe eines außerordentlichen Verdienstes. Wie auch das Haus entscheiden mag, ich an meinem Teil werde stets die größte Genugtuung darüber empfinden, so angeklagt worden zu sein ...

Wir verhandeln jetzt nicht, wie man eine drohende Gefahr abzuwenden vermag, sondern wir erörtern, in verhältnismäßiger Sicherheit, auf welche Weise diese Sicherheit erhalten werden kann. Nach den Gefühlen des hochehrenwerten Gentlemans auf der Gegenseite wäre die Rückgabe der dänischen Flotte das beste Mittel, diese Sicherheit zu erhalten; denn ohne Zweifel, wenn entschieden wäre, daß ihre Weg-

[1]) Die Beschießung von Kopenhagen im September 1807, die Johann Peter Hebel unsern Lesern oben geschildert, führte einige Monate später, am 3. Februar 1808, zu einer Debatte im englischen Unterhaus. Der Redner der Opposition — erst im März 1807 hatte das Ministerium Grenville dem Ministerium des Duke of Portland Platz gemacht — Mr. Ponsonby, beantragte die Vorlage der amtlichen Berichte aus Kopenhagen, die die feindlichen Absichten und Vorbereitungen Dänemarks bewiesen. Dänemark habe in Wirklichkeit keinen Schritt getan, der Englands Mißtrauen oder Eifersucht hätte erregen können; in tiefer, ahnungsloser Neutralität sei es überfallen worden. Es gebe keinen Schatten eines Beweises, daß es einem feindlichen Bündnis hätte beitreten wollen oder beitreten müssen. Weder Frankreich noch Rußland hätten Mittel gehabt, es dazu zu zwingen. Die Forderung der dänischen Flotte sei unannehmbar und eine Beleidigung für Dänemark gewesen. Am Schluß seiner Rede pries er die Grundsätze der Sittlichkeit, die auch im Völkerrecht gelten müßten. — Ihm erwiderte der Staatssekretär des Äußern, George Canning, mit einer längeren Rede, deren allgemeine Ausführungen oben wörtlich wiedergegeben werden. (Vgl. The Speeches of the Right Honourable George Canning, by R. Therry, Bd. II, S. 28⁰ ff). Wir bitten den Leser nur, bei den kühlironischen Worten des Staatssekretärs die Tatsachen von Hebels Bericht nicht zu vergessen und sich hin und wieder, mit einem Seitengedanken, an 1914 und die belgische Neutralität zu erinnern. — v. Müller.

Digitized by Google

nahme ein Unrecht war, dann könnte man unmöglich behaupten, daß es rechtmäßig wäre, sie nicht zurückzugeben. Das hohe Haus kann nicht die Räuber tadeln, aber den Raub behalten. Ich kann mit dem hochehrenwerten Gentleman nicht übereinstimmen in seiner Schlußfolgerung, aber ich stimme mit ihm überein in seinen Voraussetzungen: Wenn Unrecht geschehen ist, dann darf es nicht nur gebrandmarkt, sondern muß gutgemacht werden.

Der hochehrenwerte Gentleman hat unparteiisch festgestellt, daß für die Frage, die dem Hause vorliegt, die Absichten Dänemarks und Rußlands und die Mittel Frankreichs ausschlaggebend sind ... Was nun die Haltung Dänemarks anlangt, so bitte ich den hochehrenwerten Gentleman, fürs erste sich zu erinnern, daß die Minister S. M. gar nicht behauptet haben, daß Dänemark mit Wissen und Willen, aus eigener Wahl lieber Krieg als Frieden mit Großbritannien habe. Dies ist nicht behauptet worden, und es ist auch garnicht notwendig: — in der Tat, einer meiner hochehrenwerten Freunde auf der Gegenseite des Hauses (Herr Sheridan) hat an einem der letzten Abende selbst gesagt, daß schon ein Zustand von Schwäche auf der Seite Dänemarks und von Entschiedenheit, sich diese Schwäche zunutze zu machen, auf der Seite Frankreichs die Haltung der britischen Regierung rechtfertigen würde. Ich beschuldige Dänemark nicht der Absicht, mit unserm Lande Krieg zu führen, .. aber es ist Tatsache, daß vom Augenblick der „Bewaffneten Neutralität" 1780 an auf Seiten Dänemarks gegen unser Land ein Gefühl zwar nicht unmittelbarer Feindschaft, aber doch gewiß keiner sehr herzlichen Freundschaft bestand.

(Canning führt aus, wie Dänemark bei zwei früheren Gelegenheiten, 1780 und 1800, in unfreundlicher Weise gegen England gehandelt habe.)

Jede Regierung, die sich an diese früheren Vorfälle erinnerte und das Verhalten Dänemarks in einer für Großbritannien so viel gefährlicheren Lage nicht mit Wachsamkeit und Mißtrauen beobachtet hätte, wäre bar des Pflichtgefühls für die Interessen des Landes. War es nicht wahrscheinlich, daß ein Bündnis, viel stärker und mit viel größerer Kraft geknüpft als irgend ein vorhergehendes, gegen unser Land geschlossen würde? War es nicht wahrscheinlich, nach dem, was wir in der Vergangenheit erfahren hatten, daß Dänemark durch seine Neigung verleitet oder durch Gewalt genötigt würde, diesem Bündnis beizutreten?

(Napoleon habe den Plan, den englischen Handel zu zerstören, alle Flotten gegen England zu vereinigen. Der Widerstand Dänemarks gegen Frankreich sei immer schwach, Dänemark immer Frankreich freundlicher gesinnt gewesen als England. Sein Vorgänger im Amt habe den Dänen bereits mitteilen lassen, wenn sie dulden würden, daß die Franzosen Holstein besetzten, so werde England gezwungen sein, Maßregeln zum Schutz seiner Ehre und der Interessen seiner Untertanen zu ergreifen.)

Ich schließe aus Ihren Zurufen, daß die Gentlemen auf der Gegenseite der Meinung sind, man hätte zu diesen Maßregeln nicht greifen sollen, ehe die dänische Flotte nicht tatsächlich vom Feind genommen war oder ehe nicht wenigstens das Abkommen, sie zu übergeben, eingegangen oder ehe die Mitteilung eines solchen Abkommens uns gemacht war ... Aber die ganze Haltung dieses Hofes zeigte, daß er, sei es aus Zwang, sei es aus Neigung, gegen unser Land Partei ergriffen

Digitized by Google

hätte, und die Wahrscheinlichkeit eines solchen Ereignisses wurde dadurch nicht unwesentlich verstärkt, daß alle Angebote Frankreichs vor uns geheim gehalten worden waren, während man uns mit der lächerlichen Versicherung hinhielt, unbedingtes Vertrauen auf die Erklärungen Frankreichs zu haben ....

Sollen etwa die Minister S. M. der Ungerechtigkeit angeklagt werden — ausgerechnet von den Eroberern von Alexandria? Oder unzureichender Geschäftsführung — ausgerechnet von den Angreifern der Dardanellen? Oder der Schande — ausgerechnet von den Eroberern von Konstantinopel?[1]) Ich will zugeben, die Forderung der Auslieferung der dänischen Flotte war ein starkes Mittel, aber sie war doch noch milder als die Forderung der türkischen Flotte ... Dies rechtfertigt natürlich noch nicht die Forderung der dänischen Flotte; aber es entkleidet doch die Rede des hochehrenwerten Gentlemans eines guten Teils ihrer glänzenden Beredsamkeit.

(Die Pläne Napoleons gegen England seien offenkundig gewesen und Dänemark hätte kein Mittel zur Verteidigung dagegen ergriffen.)

War dies eine Lage, in der die Minister S. M. ruhig auf die Ehrlichkeit und die Kraft der dänischen Regierung weiter hätten vertrauen dürfen, bis man sie einmal zu Hilfe rufen würde? Ich möchte wissen, warum wir noch auf die Erklärung Dänemarks hätten warten sollen, nachdem wir genau unterrichtet waren von der Absicht Frankreichs gegen diese Macht, von der Unfähigkeit Rußlands, diese Absicht zu hindern, und von dem Mangel an Mitteln oder an Neigung auf Seiten Dänemarks, der Macht Frankreichs zu widerstehen.

Aber der hochehrenwerte Gentleman hat gemeint, wenngleich in den Umständen und in der Haltung Dänemarks Anlaß genug zu Mißtrauen oder zu vorbeugenden Maßnahmen gewesen sei, so seien sie doch nicht ausreichend, um die Ausdehnung zu rechtfertigen, in der die Maßregeln der Regierung S. M. ausgeführt wurden. Für meine Person weiß ich nicht, zu welchen andern Mitteln man hätte greifen können; und ich fordere den Scharfsinn der Gentlemen der Gegenseite heraus, zu zeigen, welche andern Mittel die Erreichung des Zieles gesichert hätten ... Der Vorschlag, der dem Hof von Dänemark in erster Reihe gemacht werden sollte, war, die Flotte als Pfand zur Verwahrung zu übergeben gegen Rückgabe beim Friedensschluß. Dieser Vorschlag wurde aber der dänischen Regierung nicht vorgelegt, da der Gentleman, der ihn überbrachte, bei seiner Ankunft in Kiel darauf vertraute, daß er den Prinzen[2]) am nächsten Morgen sehen könne, aber am Morgen fand, daß der Prinz nach Kopenhagen aufgebrochen sei ... Unter diesen Umständen war es unmöglich, in irgend eine Verhandlung einzutreten, die Aussicht auf einen raschen oder befriedigenden Erfolg geboten hätte, und so kam es, daß der ursprüngliche Vorschlag der dänischen Regierung nie vorgelegt

[1]) Im Frühjahr 1807 (noch unter dem vorhergehenden Ministerium) war Admiral Duckworth vor Konstantinopel erschienen und hatte die Abtretung der Dardanellen und die Auslieferung der türkischen Flotte verlangt. Aber das Unternehmen mißlang. Der Admiral mußte sich eiligst nach Malta zurückziehen. Von hier warf er sich auf Ägypten und nahm am 20. März durch einen Handstreich Alexandria. —
[2]) Der spätere König Friedrich VI. (1808—1839), der bereits seit 1784 als Kronprinz für den geistesschwachen König Christian VII. die Regierung führte.

Digitized by Google

wurde. Die ausgesandte Macht war ausreichend, um den Hof von Dänemark vor Frankreich zu rechtfertigen, wenn er unsere Forderung zugestand, oder wenn er sie nicht zugestand, um die Aufgabe zu erfüllen, für die sie ausgesandt war.

Was die Verletzung der Würde der dänischen Nation betrifft, so hätte ja auch schon die bloße Entfaltung unserer Macht vor Kopenhagen als eine Verletzung dieser Würde betrachtet werden können; wenn einer unserer Kreuzer ein einziges dänisches Schiff durchsucht oder eine Unteroffizierswache auf dem Weg nach Seeland aufgehalten hätte, so hätte man dies auch schon einen Angriff auf die dänische Nation nennen können...

Mit einer französischen Armee an den Grenzen Holsteins und ohne eine englische Flotte oder Macht vor Kopenhagen wäre es eine bloße Verschwendung von Worten, eine reine Spiegelfechterei von Verhandlungen gewesen, in irgendwelche Erörterungen einzutreten. Humanität ebenso wie Politik setzt eine Macht voraus, die stark genug ist zur vollständigen Erfüllung ihrer Aufgabe unter allen Umständen. Niemand kann die Minister S. M. tadeln, daß sie eine viel stärkere Macht ansetzten, als für den einen wie für den andern Fall erforderlich war, um zur Übergabe der Flotte, die wir brauchten, einzuladen. Aber wenn man auf keinen Vorschlag hören wollte, so war es gut, daß die aufgewandten Mittel hinreichten, um das Ziel mit dem geringstmöglichen Verlust zu erreichen .... Ich habe gezeigt, daß, was wir von Dänemark forderten, ohne eine schlagfertige und zum Schlag entschiedene Macht nicht hätte erreicht werden können und daß diese Forderung von der größten Wichtigkeit für die Sicherheit unseres Landes war.

(Es folgen Ausführungen, warum es vorteilhafter war, gegen das kleine Dänemark als gegen das dahinterstehende große Rußland vorzugehen.)

Diejenigen Gentlemen, die zugeben, daß eine Kenntnis der Absichten Frankreichs und der Schwäche Dänemarks das Unternehmen rechtfertigen, scheinen... allzu großen Nachdruck zu legen auf die allgemeinen Grundsätze, die nur bei einer anderen Lage der Dinge anwendbar sind. Es ist unzweifelhaft richtig, wenn es eine europäische Staatengemeinschaft gäbe, dann müßten die schwächeren Staaten vor einem Angriff ebenso sicher sein wie die mächtigeren. Dieser Grundsatz ist nie bestritten worden. Aber die Gentlemen wenden diesen Grundsatz mit Unrecht auf den gegenwärtigen Zustand von Europa an; er paßte nur zu einer Lage des Erdteils, in dem die Rechte aller durch die Heiligkeit des Völkerrechts gesichert und selbst die schwächsten vor Angriff oder Beleidigung bewahrt waren — wenn nicht durch unmittelbaren Schutz, so doch durch den Widerstreit der Interessen... Ich kann deshalb nur staunen, wenn ich sehe, daß die Gentlemen eine Maßregel, die sich als die Rettung des Landes erwiesen hat, tadeln und sie mit veralteten Verbrechen vergleichen, an denen wir keinen Anteil und für die wir keine Verantwortung haben.[1])

In einem Augenblick dringender Gefahr schrieben Klugheit und Politik uns einen Weg vor, um den Bedrängnissen, die unsere Sicherheit und unser Dasein bedrohten, zu begegnen und sie abzulenken: will man etwa behaupten, wir

[1]) Ponsonby hatte am Schluß seiner Rede Vergleiche mit der Politik, die zum Abfall der Vereinigten Staaten führte, und mit der Teilung Polens gezogen.

Digitized by Google

hätten von diesem Weg abstehen sollen, nur um beim Unterliegen den Trost zu haben, daß die Autorität Pufendorfs[1]) auf unserer Seite sei? Aber die Haltung, die wir bei dieser Gelegenheit einnahmen, war auch nicht ohne Präzedenzfall und Vorbild. Im Jahre 1801 wurde die Insel Madeira von unserer Regierung besetzt, weil man befürchtete, sie würde in die Hände der Franzosen fallen. Und doch war Portugal eine neutrale Nation und hatte immer den besonderen Ehrennamen des alten und hergebrachten Verbündeten Englands genossen. Die Wegnahme Madeiras wurde ohne irgendeine vorherige Benachrichtigung des Hofes von Lissabon durchgeführt. Natürlich, unser Vertreter am Lissaboner Hof war angewiesen worden, einen Befehl an den Gouverneur zu verlangen, er solle die Insel gutwillig übergeben. Die Weisungen trafen aber in Lissabon ungefähr um die gleiche Zeit ein wie unsere Truppen in Madeira, und daher wurde die Insel mit Gewalt genommen, bevor irgend ein Befehl zur Übergabe abgesandt werden konnte. Wo hatte Portugal damals eine Flotte, die Truppen zum Einfall auf diese Inseln hätte befördern können? Oder wenn es eine solche Flotte hatte, welche Expedition hätte es aussenden können, die die Tapferkeit und die Unerschrockenheit unserer Seeleute nicht niederzuschlagen vermocht hätte? Ich sage damit keineswegs, daß ich die Wegnahme dieser Insel verdamme, denn ich weiß, sie war zu rechtfertigen, und ich zweifle nicht, sie war gerechtfertigt auf dem Grund einer mutmaßlichen Notwendigkeit[2]); und ich führe dies Unternehmen nur an als Verteidigung gegen die Allgemeinheit der Anklage. Aber dies war nicht der einzige Fall, in dem solch ein Verfahren gegen neutrale Staaten eingeschlagen, in dem es gegen neutrale und befreundete Mächte gebraucht wurde; ja, es gibt sogar einen Fall, in dem es die Anwälte der Sittlichkeit selbst gegen einen befreundeten Staat einschlugen.

Im Jahre 1806 waren Meldungen eingelaufen, es sei die Absicht der französischen Regierung, Portugal zu überfallen. Ich zweifle selbst nicht an der ständigen Absicht der französischen Regierung, dies Vorhaben auszuführen, und ich stelle nicht in Frage, daß der Plan vielleicht auch damals erwogen wurde; aber es war augenscheinlich keine Armee zu diesem Zweck in Bayonne versammelt. Ich bewundere die Haltung, die die früheren Minister bei dieser Gelegenheit eingenommen haben, ich lobe ihren Geist und ich fühle mich dankbar dafür, wie ihr Vorgehen mich jetzt instand setzt, der grundsätzlichen Frage der gegenwärtigen Anklage zu begegnen. (Hier verlas der hochehrenwerte Staatssekretär einen Auszug aus den Weisungen der früheren Admiralität an den Earl St. Vincent bei seiner Sendung nach Lissabon. Diese Weisungen lenkten die Aufmerksamkeit des edlen Admirals auf drei Punkte. Für den ersten Fall, daß die portugiesische Regierung, allein oder gemeinsam mit Spanien, dazu geneigt wäre, das Land gegen die Franzosen zu verteidigen, solle er allen Beistand versprechen, den Großbritannien gewähren könne, und die Anwesenheit einer stattlichen Seemacht im Tajo würde dann hiezu beitragen. Für den zweiten, daß der Hof sich nicht dafür entscheiden würde, aber die Regierung sich entschlösse, nach Brasilien auszuwandern, wie sie einmal während

[1]) Berühmter deutscher Völkerrechtslehrer und Publizist des 17. Jahrhunderts. —
[2]) Justifiable upon the grounds of probable neccessity.

Digitized by Google

des letzten Krieges vorgeschlagen hatte, solle er ihr den Beistand einer britischen Seemacht anbieten, unter deren Schutz allein dieser Entschluß verwirklicht werden könnte. Endlich im dritten Fall, daß die Regierung nicht genug Kraft hätte, einen dieser beiden Entschlüsse zu fassen, müsse er womöglich verhindern, daß der Hafen von Lissabon in die Hände der Franzosen falle und unter allen Umständen die portugiesische Flotte für England in Sicherheit bringen. Jedes brauchbare Schiff dieser Flotte müsse weggeschafft werden, zusammen mit den Schiffen, Gütern und Personen der britischen Kolonie in Lissabon, und ebenso auch der Hof, wenn er dazu geneigt wäre. Zur Ausführung dieser Weisungen sollten die Truppen, die eben eingeschifft wurden, ihm mit aller angemessenen Eile geschickt werden; er dürfe jedoch der portugiesischen Regierung keinerlei Andeutung dieses Umstandes geben, noch eine Sprache führen, die den französischen Vertreter argwöhnisch machen oder die zu irgendwelchen Vorbeugungsmaßregeln führen könnte; und da es vielleicht notwendig wäre, die Truppen sogleich nach ihrer Ankunft zu benützen, um eine starke Stellung zu sichern, so müsse er Seesoldaten und Boote beständig zu diesem Dienst bereithalten.) Diese Weisungen waren klar in ihrem Inhalt, bestimmt in ihrem Ziel und entscheidend für die Frage, die damals zur Erwägung stand. Wenn irgend ein Gentleman die Urkunde zu sehen wünscht, so wird sie auf den Tisch gelegt, und die einzige Scheu, warum wir sie nicht früher schon vorgelegt haben, war die, daß sie mich und meine Kollegen in die Lage überführter Plagiatoren versetzt. (Hört! Hört!) Dies waren die Weisungen, die von den Anwälten der Sittlichkeit selbst gegeben wurden, und der einzige Unterschied zwischen ihnen und den Weisungen der gegenwärtigen Regierung ist der, daß die letztere nicht wünschte, daß die Armee heimlich eingeführt werden sollte ...

(Die Vorlage der amtlichen Berichte aus Kopenhagen lehnt Canning schroff ab.)

Ich habe das Land von einer großen und drohenden Gefahr befreit und vertraue auf die Sache, wie sie steht, und ich habe keinen Zweifel, daß man die Haltung des Ministeriums der Billigung würdig finden wird. Das hohe Haus mag die Größe des geleisteten Dienstes ermessen, indem es betrachtet, welche Zersplitterung unserer Seemacht notwendig wäre, wenn die dänische Flotte sich jetzt nicht in unserem Besitz befände....

Da der hochehrenwerte Gentleman noch auf eine Mitteilung angespielt hat, die ich dem dänischen Geschäftsträger, Herrn Rist, gemacht habe, so will ich kurz die Tatsache vor dem Hause feststellen. Nachdem die dänische Flotte übergeben worden war, wurde mir von Sr. Majestät befohlen, jenem Herrn den amtlichen Wunsch auszudrücken, er möge sich Vollmacht von seinem Kronprinzen verschaffen, um über eine Verständigung zu verhandeln, oder Pässe für einen Gesandten nach Kiel zum gleichen Zweck besorgen. Dies war die ganze amtliche Mitteilung; ich habe es jedoch für richtig gehalten, Herrn Rist über die Bedingungen zu unterrichten, unter denen die Verständigung erzielt werden könnte. Ich hatte deshalb die Frist von drei Jahren nach dem Friedensschluß als eine solche genannt, die uns instand setzen würde, uns ein Urteil über den Bestand des Friedens zu bilden[1]);

[1]) Um dann eventuell die dänische Flotte in dem Zustand, in dem sie sich zu dieser Zeit befinden würde, zurückzugeben.

Digitized by Google

und sicher werden diejenigen, die Zeugen des letzten Friedens waren, anerkennen, daß diese Frist nicht zu lang war; denn achtzehn Monate nach jenem Frieden waren wir wieder ebenso im Krieg wie zuvor. Wenn man erwägt, daß wir die Flotte durch Gewalt in Besitz genommen hatten, so halte ich die Festsetzung einer solchen Frist nicht für eine Beleidigung, und ich hatte vorgeschlagen, die Flotte entweder in Verwahrung zu behalten oder sie zu kaufen.... Obwohl ich und meine Kollegen es in jenem Zeitpunkt für richtig erachtet hatten, ein solches Angebot zu machen, so folgt doch daraus nicht, daß wir geneigt wären, die gleichen Bedingungen auch in einem zukünftigen Zeitpunkt zu gewähren. In der Hoffnung auf eine derartige Verständigung war S. M. sogar dazu veranlaßt worden, sowohl den Befehl zur Vernichtung der dänischen Schiffahrt wie seine Kriegserklärung zu verschieben... Jetzt aber, nachdem der Krieg dennoch eingetreten ist,[1]) kann nicht bestritten werden, daß die Wegnahme der dänischen Flotte die Mittel des Feindes um ebensoviel verminderte, wie sie die Mittel unserer Sicherheit vermehrte...

Im Bewußtsein der Grundsätze, nach denen ich und meine Kollegen gehandelt haben, und der Vorteile, die daraus für unser Land entsprungen sind, im Vertrauen auf die Gerechtigkeit und Einsicht des hohen Hauses, zur Bestätigung des allgemeinen Gefühles des Landes über die Haltung der Minister S. M in der vorliegenden Frage unterwerfe ich mich Ihrer Entscheidung und ersuche, den Antrag geradewegs zu verwerfen.

Nach einer längeren Verhandlung verwarf das Haus in der Tat mit 253 gegen 108 Stimmen den Antrag der Opposition und billigte die Haltung der Regierung und die Beschießung Kopenhagens.

Eine Kundgebung des Präsidenten Butler der Columbia University U. S. A.

Am 23. September 1914 ist das Akademische Jahr der Columbia-Universität feierlich mit einer Ansprache des Präsidenten Butler eröffnet worden, die als eine Kundgebung für den Frieden gedacht ist und vom Carnegie Endowment for International Peace in alle Länder verbreitet worden ist. Der verehrte Rektor der Universität beklagt den schrecklichen Kriegszustand der Welt, der auch die Austausch-Professoren verhindert habe, ihre Vorlesungen an der Columbia-Universität zu halten. „Jenseits des Meeres morden sie und werden gemordet," der Haß sei allgemein und die Menschheit zurückgestoßen in die Urzeit, die Wissenschaft schiene nur der Vernichtung der Existenz zu dienen und alle Parteien richteten ihre Gebete zu dem einen Gott, der wie ein Heidengott angerufen werde. Aber noch sei alle Hoffnung nicht verloren. Mit Trauer blicke der Amerikaner auf das sich zerfleischende Europa; aber hier, in der Columbia-Universität, deren Gründung in die Zeiten Ludwigs XIV. und Friedrichs des Großen zurückginge, könne weiter gebaut werden an dem Tempel der Weisheit, Gerechtigkeit und wahrer Zivilisation. Das Urteil des amerikanischen Volkes über diesen Völkerkrieg werde, so dürfe man hoffen,

[1]) Am 4. November 1807 hatte England dem entwaffneten Dänemark den Krieg erklärt.

Digitized by Google

wenn einmal die Kriegeswolken verjagt seien, das Urteil jedes nüchternen und gerechten Mannes in jedwedem Staate Europas sein. „Es darf nicht vergessen werden: dieser Krieg ist von Königen und Kabinetten gemacht worden; er ist nicht von den Völkern beschlossen worden. Ich kann bezeugen, daß es absolut unwahr ist — wenigstens für mehrere der kriegführenden Nationen — daß die Könige und Kabinette durch die öffentliche Meinung zum Kriege gezwungen worden sind. Es steht fest, daß nur in zwei Fällen die Erwählten des Volkes überhaupt befragt worden sind. Eine geringe Minderheit mag in jedem der verschiedenen Lande den Krieg gewünscht haben, aber vom kriegerischen Geist war in der Masse der Bevölkerung merkwürdig wenig zu spüren (singulary lacking among the masses of the population). Die Bevölkerung hat fast überall den Ausbruch der Feindseligkeiten mit verdrießlicher Ergebenheit und widerwilliger Begeisterung aufgenommen, der Feindseligkeiten, die jedem Volke, wie es belehrt wurde, durch den Angriff eines anderen aufgezwungen wurden." Das deutlichste Zeugnis für diese Stimmung der Massen glaubt Präsident Butler aus dem Munde eines 72jährigen deutschen Eisenbahnbeamten, eines Veteranen von 1870/71, am 3. August vernommen zu haben. Auf die Frage, ob auch er in den Krieg müsse? habe der alte Mann geantwortet: „Nein, ich bin zu alt, aber meine vier Söhne sind gestern fortgezogen, Gott helfe ihnen! and I hate to have them go. For, Sir, he added in a lowered voice, this is not a people's war; it is a king's war, and when it is over there may not be so many kings."

Ich habe die letzten Worte in der Fassung des Originals beibehalten, weil ich mich des Verdachtes nicht erwehren kann, daß mein verehrter Kollege hier irgendwie das Opfer eines Mißverständnisses geworden ist. Er scheint Deutschland unmittelbar darnach verlassen zu haben, aber ich zweifle nicht, daß die vielen Hunderte seiner Landsleute, die in den verschiedensten Teilen des Deutschen Reiches und Österreichs den Ausbruch des Krieges und die ersten deutschen Waffenerfolge erlebt haben, ihm berichtet haben werden, daß mit seltener Einmütigkeit das ganze Volk hinter seinem Kaiser und seinen Fürsten stand, daß keiner von uns geglaubt hat, wir hätten diesen Krieg ohne die schwerste Demütigung vermeiden können, ohne Treubruch auch an dem verbündeten Österreich. Die Einigkeit aller Parteien, aller Konfessionen, aller Stände, ist für uns, die wir nicht im Felde stehen können, ein Ereignis gewesen, so groß wie der herrlichste Sieg. Das monarchische Gefühl, wenn es besagt, daß das Volk Vertrauen zu seinen Fürsten und Führern hat und sich eins mit ihnen fühlt, gewiß, daß sie in guten wie bösen Tagen zum Volke stehen werden wie das Volk zu ihnen, ist nie mächtiger gewesen wie in diesen letzten Monaten. Der Bund der Nation mit seinen Fürsten ist durch Ströme geflossenen Blutes fester denn je geschlossen. Und so wenig wir im gegenwärtigen Augenblicke Zukunftspläne schmieden wollen, das eine steht wohl in jedem Deutschen und Österreicher fest, daß Volk und Fürsten im Glück wie im Unglück einander nicht im Stiche lassen wollen.

Es wäre eine gefährliche Illusion zu glauben, daß, wie Butler meint, dieser Krieg unser Deutsches Volk davon überzeugt hätte, daß die Rüstungen und kriegerischen Vorbereitungen umsonst, daß der bewaffnete Friede ein Wahn sei. Wohin man hörte, bei Bauern, Handelstreibenden und Politikern, bei Männern und

Digitized by Google

Frauen, war nur eine Stimme und wird nur eine Stimme bleiben: Gott sei Dank, daß wir das Geld für unsere Rüstung bewilligt haben, wir sehen, wie gut es angewandt worden ist, und daß die hohen Steuern jetzt vielfältig wieder einkommen! Wo wäre auch das Deutsche Reich geblieben, wenn es nicht seit Jahren seine Heere geschult, seine Waffen geschmiedet, alle technischen Kenntnisse, alle geistigen Kräfte angespannt hätte, um dem Überfall seiner Feinde zur rechten Stunde begegnen zu können? Nicht kriegsmüde, nicht waffenunfreudig hat dieser Krieg das deutsche Volk gemacht, sondern er hat ihm die eiserne Lehre gegeben, daß alle Friedfertigkeit, aller Wunsch freundlicher Beziehungen auch zu seinen früheren Feinden und seinen längst erkannten Neidern Deutschland vor diesem Kampfe um sein Dasein nicht hat bewahren können. „Es kann der Beste nicht im Frieden leben, Wenn es dem bösen Nachbarn nicht gefällt."

Die Verantwortung für den Krieg, wie wir ihn haben führen müssen, lastet auf unserem Volke wie auf unserer Regierung nicht schwer. Aber wir führen ihn gewiß nicht um des Krieges willen, nicht um eitlen Ruhmes willen oder um schwierige innere Krisen zu überwinden. Wir führen ihn mit dem festen Blick auf den künftigen Frieden gerichtet, auf einen Frieden, der das Dasein und die Sicherheit der beiden Kaisermächte auf lange Zeit verbürgt, auf längere Zeit als es der Friedensschluß von 1871 und der Berliner Kongreß vermocht haben. Wir alle haben das feste Zutrauen, daß unser Generalstab und unsere Marine auch bei diesem Friedensschlusse das rechte und letzte Wort werden sprechen können, und wir hoffen, daß unser Volk und unsere Fürsten verhindern werden, daß diesmal die Diplomaten verschandeln, was das gute deutsche Schwert errungen hat. Immer wieder können wirs hören, daß Deutschland nie so gut regiert worden ist als jetzt unter militärischer Herrschaft. Von alledem, was man berechtigter oder unberechtigter Weise mit dem Worte Militarismus verächtlich bezeichnet hat, ist jetzt nichts zu spüren. Wir sehen nur die vollste Pflichterfüllung bei Offizieren und Mannschaften aller Grade, sehen wie alles Parteigezänk verscheucht wird und wie jeder Mann von dem Wunsche beseelt ist sein Bestes ehrlich zu leisten, auch ehrliche Ausstellungen anzunehmen. So ist der Krieg und das Vorbild des Militärs unserer ganzen Verwaltung, uns allen, zu einer Schule geworden, deren Erziehungsfrüchte hoffentlich nicht wieder vergessen werden.

Vorbildlich ist unsere Militärverwaltung auch in der Gerechtigkeit gegenüber dem Feinde, in der Menschlichkeit gegen Unterlegene geworden. Ausschreitungen jeder Art, hysterische Weichheit, wie ungeziemende Roheit (freilich diese höchst selten), haben die militärischen Befehlshaber im Lande mit Nachdruck bekämpft und unsere nationale Würde bewahrt. Es wird ihnen nicht leicht gemacht, denn so friedliebend das deutsche und österreichische Volk sind, so gutmütig unsere Soldaten im Felde, unsere Bürger daheim, die Behandlung, die unsere Feinde uns Deutschen haben zu Teil werden lassen, haben unsere deutsche Langmut auf eine harte Probe gestellt. Den Auftakt gaben die Erklärungen Frankreichs und Englands, daß in diesem Kampfe Frankreich, England, Rußland und Belgien für die Güter der Zivilisation kämpften und das zu einer Zeit, wo Lüttich noch nicht gefallen war, wohl aber die deutsche Botschaft in Petersburg mit den Schätzen der Katharina Cornaro durch den russischen Pöbel unter Führung der Petersburger Polizei sinnlos zertrümmert worden war.

Digitized by Google

Und immer wieder hat man uns, England voran, Barbaren gescholten, die wir das bestdisziplinierte Heer, die beste Schulbildung besitzen, während unsere Gegner Neger und Zuaven, Inder und Japaner gegen uns aufbieten, Kalmücken und Kosaken, alle wilden Horden Asiens und Afrikas auf uns einstürmen. Hätten England und Frankreich geschwiegen, wir hätten die Verwendung dieser wilden Streitkräfte mit der argen Not des Krieges entschuldigt, hätten ihnen vielleicht auch nachgesehen, daß der stolze Brite in Reih und Glied mit dem Zuchthäusler und dem verachteten Farbigen marschiert. Da sie aber einmal behaupten für Kultur und Zivilisation zu fechten, so müssen wir ihnen entgegenhalten, daß sie und insbesondere England es gewesen sind, die die Farbigen und die Verbrecher gegen uns Deutsche aufgeboten haben, daß sie es gewesen sind, die Belgien in einen Zustand des Krieges und der Verwüstung versetzt haben, wie das unglückliche Land ihn seit den spanischen Kriegen nicht mehr erlebt hat, wie die Pfalz ihn erlebt hat unter Ludwig XIV., wie das Burenland zur Zeit der englischen Eroberung. Eines freilich unterscheidet uns von unseren Feinden: mitten im Kriege suchen wir die Schmerzen der unschuldigen Bevölkerung zu lindern, mitten im Kriege richten wir in Belgien, in Polen, eine geregelte Verwaltung ein, inventarisieren die Kunstwerke, die unsere Feinde mit Verschleppung bedrohten und verschleppt haben. Kein besseres Zeugnis für die Sicherheit, deren die Belgier sich schon jetzt unter deutscher Verwaltung erfreuen, kann es geben als die bevorstehende Wiedereröffnung der Universität Löwen und die Ablehnung der Einladung nach Cambridge seitens der Professoren dieser Hochschule, die keinen Wunsch hatten in England eine Gastrolle zu geben. So blüht neues Leben aus den Ruinen und die geistigen Mächte, die Deutschland groß gemacht haben, die in der Zeit der höchsten Not zu Anfang des vorigen Jahrhunderts die Wiedererweckung Deutschlands ermöglicht haben, die sind auch jetzt schon am Werk die Wunden zu heilen, die der Krieg in Belgien, in Ostpreußen, in Polen und anderswo geschlagen hat. Im Krieg bereiten wir unter dem starken Schutze unserer Heere den Frieden vor: nicht der Militarismus, wie Butler meint, ist der Feind, dem dieser Krieg gilt, gewiß auch nicht der „Slawe oder Teutonen, der Lateiner oder Brite, der Orientale oder Amerikaner". Er gilt denen, die den zwei Kaiserreichen ihr friedlich ruhiges Leben nicht gönnten, die geschlossene Verträge nicht achteten, die sich über das Völkerrecht hinwegsetzten, wo immer es ihnen nützlich schien, die die Erde beherrschen wollten, nicht durch innere Stärke, nicht durch Tüchtigkeit und beste Leistungen, sondern durch ein fortgesetztes Spiel der Intriguen, durch ein rücksichtsloses Ausnutzen einer zur Zeit der Schwäche Europas errungenen Machtstellung, die ihm die Schlüssel zu allen Meeren und damit anscheinend die Beherrschung des Welthandels in die Hand gespielt hatte. Dieser Krieg, wir fühlen es täglich mehr, gilt weit weniger Frankreich und Rußland, als dem Land, das jede unserer Schwächen benutzt hat, das jedes schwache Land ausgenutzt und ausgesogen hat und das mit beispielloser Unverfrorenheit uns verleumdet hat und unsere Vernichtung im Namen der Kultur als sein Programm verkündet hat: England.

München. Fr. W. Freiherr von Bissing.

Digitized by Google

Graf Häseler im Weltkrieg.

Von Arnold Rechberg, z. Zt. im Felde.

Wir haben den Verfasser, der dem Grafen Häseler als Ordonnanzoffizier beigegeben ist, gebeten diese Erlebnisse aufzuzeichnen, weil das deutsche Volk gewiß jeden Zug aus dem Leben des großen Organisators und Heerführers aus dem Munde eines Augenzeugen zu erfahren wünscht.

Generalfeldmarschall Graf Häseler ist von einer persönlichen Furchtlosigkeit, die staunenswert ist. Es hat fast den Anschein, als wolle der Marschall den Beweis führen, daß das Geschlecht der Kämpfer von 1864/66 und 70 an Unerschrockenheit und Todesverachtung wohl erreicht, aber nicht übertroffen werden kann. Es ist wiederholt vorgekommen, daß er Infanterieangriffe in der Schützenlinie zu Pferde im Schritt mitgeritten hat. Während rechts und links die Schützenlinien von einer Geländedeckung zur andern sprungweise gebückt vorliefen und dabei trotzdem zum Teil erhebliche Verluste hatten, blieb der Feldmarschall und seine Begleiter, deren Silhouetten von weither für den Feind erkennbar sein mußten wie durch ein Wunder unverletzt, obgleich die Franzosen zeitweise sogar mit Maschinengewehren auf ihn geschossen haben. Die Schützengräben, in denen die Infanterie tief eingegraben in Deckung liegt, hat er ebenfalls oft trotz des feindlichen Feuers im Schritt abgeritten.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß diese Haltung eines hohen Generals begeisternd auf die Truppe wirken muß. Es ist in der Front ein weitverbreiteter Aberglaube, daß der Graf kugelfest sei, so wie die Heere das in den Kriegen des 17. und 18. Jahrhunderts von einigen Kapitänen geglaubt haben. Man könnte fast sagen, daß die Truppe den Feldmarschall als einen Talisman betrachtet, dessen Anwesenheit den Erfolg verbürgt.

In den ersten Tagen des Feldzuges war Graf Häseler das Objekt eines raffinierten Franktireuranschlags. Ein Dorf lag in der Mitte der Gefechtslinie. Rechts und links des Ortes gingen starke Infanterielinien vor, auf die der Feind mit Artillerie schoß, während das Dorf selbst nicht unter Feuer lag. Graf Häseler hatte an der dem Feinde zugekehrten Dorfseite unter einem prachtvollen alten Nußbaum im Schatten auf einem Stuhl Platz genommen, den man aus dem nächsten Haus geholt hatte, und beobachtete von da den Fortgang des Gefechtes. Plötzlich bemerkten die ihn umgebenden Offiziere eine Granate, die in schnurgerader Richtung auf den Nußbaum, jedoch 200 m zu kurz einschlug. Kurz darauf kam ein zweites Geschoß, aber nur noch 100 m zu kurz. Graf Häseler, darauf aufmerksam gemacht, war geneigt, diese Richtungsänderungen des feindlichen Artilleriefeuers für zufällig zu halten. Wie aber eine dritte Granate gleich darauf wieder in derselben Linie auf nur noch etwa 50 m Entfernung krepierte, sagte er: „Meine Herren, die übernächste wird den Nußbaum treffen". Als dann der nächste Schuß ganz nahe einschlug, erhob er sich, um langsam weiter seitwärts zu gehen. Gleich hinterher schlug ein Volltreffer fast unmittelbar neben dem Baume ein. Am nächsten Tage stellte sich heraus, daß der Maire des Ortes Telephonverbindung nach den französischen Linien gehabt hatte. Er gestand, daß er der feindlichen Artillerie mitgeteilt habe „le célèbre maréchal" sitze unter dem bewußten Baum.

Digitized by Google

So wenig Graf Häseler auf sich selbst Rücksicht nimmt, so sehr ist er für andre bedacht. Bei einem der ersten Gefechte wollte der Graf ein Dorf durchreiten, das von den Franzosen verlassen und von vereinzelten deutschen Schützen bereits durchschritten war. Vor dem Dorfeingang machte ihn ein verwundeter Offizier darauf aufmerksam, daß im Dorf die Einwohner in den Kellern und hinter den Fensterläden verborgen mit Schrot schössen. Der Feldmarschall dankte, ließ sich aber trotzdem nicht abhalten das Dorf zu durchreiten und wir kamen auch erstaunlicherweise unbeschossen an den jenseitigen Ausgang. Dort trabte dem Grafen Häseler eine zurückkehrende Ulanenpatrouille entgegen. Er ritt sogleich auf den sie führenden jungen Leutnant zu und sagte ihm: „Herr Kamerad, ich ersuche Sie, nicht durch, sondern um das Dorf zu reiten, der Umweg ist ganz unbedeutend. Im Dorfe wird von den Einwohnern geschossen und Sie würden Gefahr laufen."

Ein Patrouillenritt des Feldmarschalls ist durch alle Zeitungen gegangen. Trotzdem darf dieses Reiterstück im Zusammenhang nicht unerwähnt bleiben. Graf Häseler beobachtete von einem Waldrand aus ein Gefecht gegen ein von den Franzosen anscheinend stark besetztes Dorf. Als in den feindlichen Linien das Feuer verstummte, wurde die Vermutung geäußert, daß die Franzosen den Ort aufgegeben hätten. Ehe Patrouillen zur Erkundung ausgesandt werden konnten, bestieg Graf Häseler, ohne ein Wort zu sagen, seinen Fuchswallach Grenadier und galoppierte, nur gefolgt von einem Ordonnanzoffizier, nach dem Ort und durch die wie ausgestorben daliegende Dorfstraße. Es zeigte sich, daß die Franzosen tatsächlich abgezogen waren. Nur ein Infanterist war als Nachzügler zurückgeblieben, dem der Graf, auf ihn losgaloppierend, in drohendem Ton zurief: »Tu es mon prisonnier«. Obgleich der Feldmarschall ebenso wie sein Begleiter keinerlei Waffen bei sich trug, warf der Franzose erschrocken sein Gewehr fort und antwortete militärisch grüßend: »Oui, mon général«. Er hatte sofort in dem Grafen Häseler einen hohen Führer vermutet. Kurz darauf traf eine Kavalleriepatrouille in dem Dorfe ein. Graf Häseler übergab dem Patrouillenführer seinen Gefangenen, den er inzwischen über die Rückzugsrichtung des Feindes ausgefragt hatte, indem er dem jungen Offizier gleichzeitig alles, was er erfahren hatte, mitteilte. Er fügte hinzu: „Herr Leutnant, befördern Sie die Meldung baldigst zurück, sie ist wichtig. Ich bitte, aber nicht darin zu bemerken, daß ich schon hier gewesen bin."

Der Verwundeten hat sich Graf Häseler, wenn es die Zeit erlaubte, mit besonderer Sorgfalt und Güte angenommen. Er hat einige Male auf dem Schlachtfeld mitten im Feuer persönlich dafür Sorge getragen, daß Schwerverwundete von den Krankenträgern abgeholt, mit Wasser versorgt und verbunden wurden. Als einmal Verbandzeug nicht vorhanden war, gaben er und seine Begleiter sogleich ihre Taschentücher und er hat seine Offiziere oft entsandt, um ärztliche Hilfe herbeizuholen.

Es erregt Bewunderung, daß der Feldmarschall, trotzdem er sich seinem achtzigsten Jahre nähert, noch ebenso unermüdlich zu Pferde sitzt, wie der jüngste Offizier. Hat er doch an einigen Tagen bis zu 14 Stunden im Sattel zugebracht. Er reitet fast stets Schritt oder Galopp, Trab nur in Ausnahmefällen. Seine Nahrung ist, wie schon in früheren Zeiten, fast nur Milch und einige Eier, Fleisch nimmt er wenig zu sich, Alkohol nie. Seine Ansprüche bezüglich der Verpflegung sind

Digitized by Google

denkbar gering. Nur einmal, als ihm und einigen Offizieren ein gar zu zähes „poulet“ vorgesetzt wurde, sagte er mit heiterem Lächeln: „Dieses Huhn hätte ich besser schon im Jahre 1870 essen sollen“.

Seine eigene körperliche Leistungsfähigkeit ist vielleicht der Grund gewesen, daß er als Korpsführer so genau gewußt hat, was eigentlich die Truppe körperlich auch schon im Frieden leisten kann und muß, um den Anforderungen des modernen Krieges gewachsen zu sein. Nie hat ein kommandierender General vor ihm Ähnliches von Reiter und Pferd gefordert. Als Graf Häseler zuerst diesen Weg beschritt, ist er von manchem angegriffen worden, aber dennoch hat er seine Ansichten durchgesetzt und sie haben in der ganzen Armee Schule gemacht. Der jetzige Krieg gibt ihm glänzend recht. Der Mann, der schon in den Feldzügen von 1864/66 und 70 an der Seite des Roten Prinzen mitgefochten hat, ist der größten einer von denen gewesen, die das Schwert scharf gehalten haben, das jetzt unsere Feinde schlägt. Das wird Deutschland dem Generalfeldmarschall Grafen Häseler niemals vergessen.

Krieg und Kunst.

Von Dr. Ricarda Huch in München.

Es ist für unseren Wert vollkommen belanglos, was Einzelne irgendwelcher Nationen über uns sagen, seien es auch namhafte Künstler oder Gelehrte: ihr Lob oder ihre Mißbilligung kann uns keinen Zoll größer oder kleiner machen. Immerhin würden wir Anlaß haben, uns den Tadel zu Herzen zu nehmen, wenn er gut begründet wäre; dazu haben aber diejenigen, die sich kürzlich öffentlich gegen Deutschland gewendet haben, keinen Versuch gemacht.

Ich habe von jeher eine große Abneigung gegen d'Annunzio und Maeterlinck gehabt, Hodler war mir unsympathisch, und Romain Rolland ist mir, nach den Proben, die ich kenne, als Künstler unbedeutend vorgekommen. Ich bin mir bewußt, daß es in mancher Hinsicht richtiger gewesen wäre, das damals zu äußern, als es unbeachtet geblieben oder mißfällig bemerkt worden wäre, während ich mit meinem Urteil jetzt einer Zustimmung begegnen könnte, die aus patriotischen Quellen kommt; und ich betone deshalb von vornherein, daß es mir, unbeschadet der Vaterlandsliebe, um eine so begründete Übereinstimmung nicht zu tun ist, da vielmehr meine Meinung ist, Kunst sei international und solle von den mit dem Kriege verbundenen Leidenschaften nicht berührt, wenigstens nicht befleckt werden.

Meiner Ansicht nach handelt es sich bei den Werken der drei genannten Schriftsteller weniger um Form, die die Grundlage der Kunst ist, wenn sie auch nicht allein ihr Wesen ausmacht, als um Stoff. Auch Gefühle sind Stoff, seien sie nun mehr offen sexuell-sinnlich wie bei d'Annunzio oder verkappt sinnlich wie in Maeterlincks Erstlingswerken, nicht minder rührselige und salbungsvolle Salonphilosophie. Die Kunst spielt allem Stofflichen gegenüber die Rolle der Unsterblichen, die verlorene Kinder mit feurigen Armen zum Himmel erheben; aber eben dies Feuer, in dessen unerbittlicher Reinheit das Unwesentliche schmilzt und das Ewige Form wird, scheint mir dem Italiener, wie dem Belgier und dem Franzosen zu fehlen. Man

Digitized by Google

verläßt in ihren Büchern nicht die Atmosphäre des Nur-Persönlichen, die, wie sich von selbst versteht, abgesehen von der Kunstfrage vielen sehr anziehend und wohltuend sein kann; so ist es begreiflich, wenn Rolland sich durch seine Gesinnung die Sympathie der Deutschen gewonnen hat. Über Hodlers malerische Qualitäten habe ich kein Urteil; als Künstler hat er den großen Vorzug, daß er die Kunst als Form zu erfassen sucht. Doch konnte ich mich des Eindrucks nie erwehren, daß sein Stil ihm nicht eigentlich gemäß, sondern ein Werk der Überlegung und durch die Furcht vor Banalität beeinflußt ist. Daß er auf diesem Wege zu manchen imponierenden Ergebnissen gekommen ist, soll nicht geläugnet werden.

Nach dem Vorhergehenden könnte ich es nicht beklagen, wenn der Einfluß dieser Künstler auf Deutschland abnähme. Andrerseits hat das plötzliche Umstürzen von Götzen etwas Häßliches und Komisches, und es kann auch nur dann Nutzen daraus fließen, wenn die Verehrer die Ungöttlichkeit des Idols erkannt haben, nicht wenn sie nur durch parteiliches Regiment beleidigt sind.

Man hat es den Betreffenden zum Vorwurf gemacht, daß sie sich öffentlich gegen Deutschland wendeten, da doch grade die Deutschen ihre Größe erkannt und ihren Ruhm verbreitet hätten. Darin spricht sich eine Gesinnung aus, die nur durch die augenblickliche Gereiztheit zu erklären ist. Hat ein Künstler seinen Verehrern dankbar zu sein? Wenn man überhaupt von persönlichen Beziehungen zwischen Künstler und Publikum reden will, ist dann nicht vielmehr der Genießende dem Künstler Dank schuldig, dessen Werke ihn beglückt und erhoben haben? Was für eine Denkart setzt man bei Künstlern voraus, wenn man fordert, sie sollten sich hüten diejenigen zu kränken, die ihre Werke zu kaufen pflegen! Ich gestehe, daß der Protest Hodlers mich weniger unsympathisch berührte, als seine nachfolgende Erklärung, er habe nicht gegen Deutschland protestiert, sondern nur gegen das Zerstören von Kunstwerken an sich. Das ist freilich so harmlos, daß es der Mühe des Protestierens garnicht wert gewesen wäre. Durch den Protest hatte er im Grunde kein anderes Unrecht begangen, als daß er über das urteilte, was er nicht genügend verstand; denn er war offenbar von der Voraussetzung ausgegangen, die deutsche Kriegsleitung zerstörte mutwillig oder doch ohne Notwendigkeit Kunstwerke, welche Voraussetzung willkürlich ist.

Wie dem aber auch sei, gesetzt, daß er mehr Sympathie für Frankreich als für Deutschland hätte, gesetzt, daß er Deutschland haßte, was hätte das mit unserer Wertung seiner Kunstleistungen zu tun? War Shakespeare deswegen weniger groß, weil er Engländer war? Wird er nicht fortwährend einer der Lieblingsdichter der Deutschen bleiben? Verehren wir Goethe deswegen weniger, weil er Napoleon verehrte? Wenn man augenblicklich die Werke ausländischer Künstler nicht kauft, so hat das Sinn, kaufe man meinetwegen Mittelmäßiges, um einheimische Not zu lindern; aber der Geschmack sollte frei bleiben. Wer die Deutschen kennt, weiß, daß sie die ausländische Kunst mindestens ebenso schätzen wie die einheimische, und daß auch die deutschen Offiziere die Kunstwerke des Feindes eher schonen würden, vielleicht sogar mit Opfern, als beschädigen; aber, dies zugegeben, muß man auch einräumen, daß es nicht von Kultur zeugt, wenn einem deutschen Buchhändler gedroht wird, man würde ihm die Schaufenster einwerfen, wenn Hodlers Werke aus-

Digitized by Google

lägen. Man denke doch daran, daß es vor kurzem noch zum guten Ton gehörte, für Hodler zu schwärmen, und daß der Frieden vermutlich dieselbe Richtung wiederbringen wird.

Der Krieg stellt eine schwierige Aufgabe, indem er Völker und Einzelne in die Stellung von Sichbekämpfenden setzt, die sich noch eben vielleicht achteten oder liebten, die jedenfalls suchten, gerecht gegeneinander zu sein. Er setzt Haß voraus, er könnte ohne Haß nicht bestehen und führt deshalb leicht zu innerer Unaufrichtigkeit; denn die Menschen haben nun einmal im allgemeinen den Trieb, ihre Feindschaften moralisch rechtfertigen zu wollen. Aber man braucht ja kein Recht, weder zur Liebe noch zum Haß! Man kann mit gutem Gewissen hassen, solange man mit seinem Haß nichts beweisen will.

Ich hörte neulich erzählen, ein russischer Soldat sei in einen Graben gefallen, in dem ein verwundeter Österreicher gelegen habe. Der Russe habe jenen herausgezogen und zu seinem Regiment getragen, nachdem der Österreicher versprochen gehabt habe, man werde ihn frei wieder ziehen lassen. Bei den Österreichern angelangt, habe der Russe noch erklärt, er habe soeben als Mensch gehandelt, in der Schlacht werde er wieder Feind sein und nach des Feindes Leben trachten.

Für die Wahrheit der Anekdote kann ich mich nicht verbürgen, doch ist sie nicht unglaublich, und es werden ähnliche Züge öfter berichtet. Es scheint, daß die Soldaten das Problem, wie man sich zu seinen Feinden verhalten soll, ohne Mühe lösen; allerdings ist es für sie wohl leichter, als für die zu Hause Bleibenden. Der Soldat haßt den, der sein Blut vergießen will, dessen Blut er vergießen muß, ganz von selbst, seine Lage bringt es im geeigneten Augenblick mit sich; andererseits sieht er den Feind als tapferen, als verwundeten, als sterbenden, demselben furchtbaren Schicksal gegenüber als denselben schwachen und doch in der Selbstüberwindung großen und geheiligten Menschen. Die, welche zu Hause bleiben haben es schwerer den inneren Ausgleich zu finden; viele sind im Grunde gleichgültig, da sie tatsächlich wenig vom Kriege spüren, und steigern sich absichtlich in eine Leidenschaftlichkeit, die dann das Maß überschreitet, viele empfinden das Nichtkämpfen wie eine Schuld, die sie dadurch auszugleichen suchen, daß sie den Feind mit Worten bekämpfen. Selbstverständlich gibt es auch zu Hause ächten Haß, und wie gesagt, kann und darf in diesem Falle niemand am Haß Anstoß nehmen. Nur daran möchte ich erinnern, daß man seinen Haß entwertet, wenn man den Gegner allzusehr herabsetzt. Am glühendsten haßt man denjenigen, den man achten und lieben, mit dem man einig sein möchte. Gewiß neigt Liebe dazu, schön, und Haß dazu, häßlich zu sehen, gewiß möchte der Liebende wie der Hassende, daß die ganze Welt seine Gefühle sowie die daraus fließenden Meinungen teilte; allein der Kulturmensch hält doch darauf, sein Urteil nicht durch Affekte bestechen zu lassen, und sollte das besonders tun, wenn er etwas drucken läßt.

Es wäre besser, Künstler würden nicht zu Kundgebungen veranlaßt, durch welche die Kunst in die Leidenschaften des Tages gezogen wird; denn der Künstler steht nicht darüber, wohl aber die Kunst. Das Kunstwerk wird von einem Einzelnen hervorgebracht, aber wie dieser Einzelne von der Vergangenheit aller Völker beeinflußt wurde, so gehört sein Werk auch der ganzen Menschheit. Man spricht von Heimat-

Digitized by Google

kunst, Volkskunst, sogar von Frauenkunst; aber es gibt doch nur eine Kunst, und nicht seine Herkunft, nur seine Qualität kann ein Werk aus ihrem Bezirk ausschließen. Mögen gegnerische oder neutrale Künstler uns hassen oder beleidigen, ihre Werke haben uns nichts zu Leide getan, und wer sie liebt, sollte das Recht haben, sie weiter zu lieben, wer sie besitzt, sich ihrer zu freuen.

Kriegerstiftung, nicht Kriegerdenkmal!

Eine Stadt verkündet voll Stolz, daß sie jetzt schon ihren Gefallenen ein Denkmal errichten wolle.

Wir haben zum Militärkommando das Vertrauen, es werde zu verhindern wissen, daß während des Weltkrieges deutsches Geld verputzt wird.

Macht Stiftungen für die Kriegskrüppel, für die Zusammengeschossenen, die Einarmigen, damit euch die Heimkehrenden nicht fluchen!

Macht Stiftungen für die Hinterbliebenen, für die Witwen und Waisen, damit euch die Gefallenen nicht aus dem Grabe fluchen!

Hätten wir nur jetzt anstatt all der geschmacklosen Denkmäler, durch die unsere Städte versaut worden sind, das Geld. Wir bräuchten es notwendig für unsere Verwundeten.

Für die Gefallenen eine Gedenktafel in die Kirche oder ins Rathaus. Unser Gut aber für die Soldaten, die für uns ihr Blut gegeben haben.

Wer sich jetzt unterfteht, Stimmung für Kriegerdenkmäler zu machen, den stellt in die Front! Dort lernt er das Maul halten.

Auslandpresse und Auslandkorrespondenten.

Nicht nur Wirkung, sondern zum großen Teil Ursache dieses Krieges ist die völlige Isolierung und Einkreisung Deutschlands in journalistischer Hinsicht gegenüber einer geschlossenen Welt von bestimmten Feinden und unbestimmten Neutralen. Daß wir wenig Freunde im Auslande hatten, wußten wir. Daß wir den bisher und wohl auf lange hinaus größten Kampf der Geschichte an Österreichs Seite ganz allein durchkämpfen müßten, hatten wir nicht alle erwartet, obgleich wir bei ernstlicher Überlegung alle darauf hätten gefaßt sein müssen. Aber daß man uns so haßt, ahnten wir nicht. Auch in den neutralen Ländern sind wir verhaßt oder zum mindesten unbeliebt: in einem Teil der Schweiz, nicht nur der französischen, der Niederlande, der skandinavischen Länder. Der Grund dieser Tatsache ist vor allem die französische, englische, russische und italienische Presse, die in einem viel höheren Grade, als in Deutschland bekannt ist und für möglich gilt, von eigenen und fremden Regierungen mit Geld und Informationen zielbewußt unterstützt wird, und deren feindselige Stimmung seit langem auf diejenige der uns nach Abstammung und Sprache näher stehenden Länder abfärbt. Es gibt kein einziges großes und angesehenes auswärtiges Organ, das offen und unbedingt deutschfreundlich wäre. Fast die ganze ausländische Presse aber arbeitet offen und unbedingt gegen Deutschland, seitdem das Deutsche Reich steht. Der gegenwärtige Krieg ist zum Teil das Ergebnis einer jahr, zehntelangen, unausgesetzten Pressetätigkeit gegen uns und nur gegen uns.

Digitized by Google

Wenn man immer weiter der Ursache nachgeht, warum die uns feindliche auswärtige Presse so mächtig ist, so ergibt sich, daß Frankreich, England und Italien ausgesprochen parlamentarisch regierte Länder sind, fast jedes ihrer großen Blätter das ausschließliche Sprachrohr einer mächtigen Partei, oft, sogar meist eines sehr bestimmten Politikers, Ministers, Parlamentariers, Parteiführers mit stärkstem Ehrgeiz und Machtwillen, mit Bundesgenossen, die er unterstützt, nächsten Gegnern, die er bis aufs äußerste bekämpft, übernächsten oder augenblicklich übermächtigen, die er vorläufig schont, bis sich eine neue Konstellation ergibt, die den Verbündeten von heute gleichgültig oder bedenklich, den Gegner von gestern benützbar und bündnisfähig erscheinen läßt. Der letzte Grund dieser Preß- und Parteiverhältnisse ist der konsequent durchgeführte Parlamentarismus: die Identität von jeweiliger Regierung mit jeweiliger Kammermajorität, woraus sich für die Majorität die Notwendigkeit ergibt, ihre Macht mit allen Mitteln zu halten, für die Minorität, mit allen Mitteln die Macht zu erzwingen. Daher ist das politische Leben dieser Länder bis in die feinsten Blutkanäle vergiftet, verwildert und korrumpiert, die Partei wird zur Faktion und der politische Kampf aus einem Prinzipien- zum Personenkampf, die Behandlung der auswärtigen Angelegenheiten ist nicht mehr Sache der patriotischen Sorge, sondern Vorwand und Spielball des politischen Ehrgeizes und des hemmungslosen Willens zur Herrschaft, die Presse daher prinzipiell verlogen und prinzipiell in irgendwelcher feineren oder gröberen Form käuflich. Die Verwilderung erstreckt sich bis auf das Publikum, den einzelnen Leser, der entweder mitdüpieren will oder mitdüpiert werden soll, entweder alles gläubig hinnimmt, oder, weil er zu den Wissenden gehört, in seinem Blatt nicht eine Quelle der Belehrung erblickt, sondern lediglich eine Angriffswaffe, von der er keinerlei moralische Qualitäten erwartet, sondern Wirksamkeit, leichte Handhabung und Gefährlichkeit.

Die österreichische Note an Serbien verlangte u. a. die Mithilfe der serbischen Regierung bei der Unterdrückung herausfordernder und verhetzender Preßerzeugnisse und Schulbuchfabrikate. Dies Vorgehen ist ein bemerkenswerter Präzedenzfall, dessen sich in Zukunft jeder Staat bedienen kann, der in der Haltung der Presse eines andern Staates eine fortwährende Gefahr für seinen Frieden erblickt. Mit demselben Recht, mit dem Österreich von Serbien die Unterdrückung jeder auf Haß und Verachtung der österreichischen Monarchie abzielenden Bestrebungen, die Auflösung der Narodna Odbrana, die Konfiskation ihres gesamten Propagandamaterials und die unverzügliche Abschaffung aller antiösterreichischen Lehrmittel forderte, hätte Deutschland an Frankreich längst analoge Forderungen hinsichtlich der französischen Presse stellen können: unbedingte Unterlassung chauvinistischer Äußerungen, vor allem elsässisch-lothringischer Velleïtäten, Auflösung des Souvenir français, Abschaffung chauvinistischer Lehrbücher der Geschichte und Geographie, kurz Bekämpfung jeder auf Herstellung des status quo vor dem Frankfurter Frieden abzielenden Tendenz. Serbien ist übrigens nicht der einzige Staat, dem gegenüber Österreich diese Möglichkeit hat. Ob ein Staat von einem solchen Mittel in Zukunft Gebrauch machen will, hängt von seiner Bereitschaft und seinem Willen zum Krieg ab. Sicher aber wird jeder Staat, welcher derartig permanent durch die auswärtige Presse angegriffen wird, früher oder später, er mag wollen oder nicht, zum Kriege gedrängt;

Digitized by Google

er muß einfach, wie Bismarck in der bekannten Rede ausführt, den feindlichen Staat auf die Dauer für die Fenster haftbar machen, die dessen Presse fortwährend einwirft. Es ist anzunehmen, daß in Zukunft Regierungen, die sich hinreichend stark dazu fühlen, öfter und energischer als bisher auf Nachbarstaaten diesen Druck ausüben werden, der deswegen durchaus nicht zum Kriege zu führen braucht, sondern im Gegenteil einen sonst weiterwuchernden Kriegskeim rechtzeitig entfernt.

Eine der jetzt schon feststehenden Lehren des Kriegs ist, daß wir alle die Wichtigkeit der auswärtigen Presse unterschätzt haben. Der Apparat von Lüge, der seit seinem Beginn von allen Seiten gegen Deutschland arbeitet, ist grotesk, und nur die Gewißheit, daß fortgesetzte Lügen sich, gleichviel früher oder später, jedenfalls je später, desto wirksamer gegen ihre Urheber richten müssen, läßt uns mit einer Mischung von Zorn und Verachtung die Nachrichten genießen, mit denen Havas und Reuter die Welt überschwemmen.

Aber wenn wir im Ausland journalistisch so völlig isoliert sind, so liegt die Schuld auch an unseren Auslandjournalisten selbst. Unsere Gegner haben als auswärtige Korrespondenten in der Mehrzahl Politiker, wir haben Feuilletonisten. Jene sind mit allen Wassern der politischen Intrige gewaschen, haben glänzende Beziehungen zu ihrer Diplomatie in der Heimat und an ihrem Wirkungsort, suchen und finden ausgezeichnete Fühlung mit ihren auswärtigen Kollegen, und machen oft mehr Politik als der jeweilige Geschäftsträger. Die unseren sind, von ein paar Ausnahmen abgesehen, harmlose Herren, die lieber im deutschen Zirkel verkehren als in den Couloirs der Parlamente und den Orten, wo Politik geschmiedet wird. Eine Ausstellung ist ihnen wichtiger als ein Ministerwechsel. Der eine hat ein historisches Werk geschrieben, der andere Novellen, der dritte ist der Verfasser eines berühmten Kneipenführers. Hinsichtlich der wichtigsten Dinge informieren sie weder sich selbst noch ihr Land. Ihrer Stellung und Persönlichkeit nach verkehren sie allenfalls mit einem Parlamentarier, der in der innern Politik mitspricht, nicht aber mit den Aristokraten, die in demokratischen Ländern die äußere Politik machen. Ohne Fühlung mit maßgebenden Kreisen schicken sie unmaßgebliche Stimmungsfeuilletons nach Hause, die das Papier nicht wert sind, auf dem sie gedruckt werden. Sie wissen nicht, was die Spatzen von allen Dächern pfeifen und repräsentieren nichts als deutsche Vertrauensseligkeit und deutsches Illusionsbedürfnis. Keiner dieser Herren hat nach Hause berichtet: „Vorsicht! Wir sind verhaßt! Im Ernstfalle haben wir die ganze Presse gegen uns.“ Jahrelang sind wir mit Redensarten, Stimmungen, irrelevantem Klatsch, Kunstartikeln, Premierenberichten eingelullt worden, statt daß man uns politisch reinen Wein eingeschenkt hätte. Jetzt haben dieselben Blätter die Stirn, über mangelhafte Information durch die Diplomatie zu klagen, wo doch die Wahrheit auf der Straße lag und von jedem fremden Besucher aus tausend Anzeichen gewittert werden konnte.

Digitized by Google

Der Fürst von Monaco

hat nach der Kölnischen Zeitung an den Generaloberſten von Bülow folgenden Brief gerichtet:

„Herr General! Um der Gemeinde Siſſone und der von Marchais das harte Schickſal zu erſparen, mit dem Sie ſie bedroht haben, verpflichte ich mich auf Ehrenwort, Sr. Majeſtät dem Kaiſer Wilhelm nach Beendigung des Krieges den Betrag, den Sie der Gemeinde Siſſone als Strafe auferlegt haben, bis zu 500000 Francs voll zu machen, wenn der Krieg ohne abſichtliche Beſchädigung für meine Reſidenz und die beiden Gemeinden abläuft. Als regierender Fürſt will ich mit dem Herrſcher verhandeln, der mich fünfzehn Jahre lang als ſeinen Freund bezeichnet und mich zum Ritter des Schwarzen-Adler-Ordens ernannt hat. Mein Gewiſſen und meine Würde erheben mich hoch über jedes Gefühl der Furcht und meine Selbſtbeherrſchung wird mich jedes Bedauerns entheben; allein wenn Sie das Schloß Marchais zerſtören, eine Stätte der Wiſſenſchaft, an der die ganze Welt Intereſſe nimmt, und auch eine Stätte der Wohltätigkeit, wenn Sie dieſem Juwel der Altertumskunde und Geſchichte das Schickſal der Kathedrale von Reims bereiten, ohne daß von dort aus eine feindſelige Handlung gegen Sie unternommen worden wäre, ſo wird die Welt zwiſchen Ihnen und mir urteilen.“

Der Fürſt von Monaco hat als ſouveräner Fürſt zweifellos Anſpruch darauf, nur mit ſouveränen Fürſten zu verhandeln. Abhängig iſt er ausſchließlich von der Société anonyme des Bains de Mer, die die Spielbank im Fürſtlichen Caſino von Monte Carlo betreibt. Noch ſein Herr Vater war genötigt, Mentone um vier Millionen Franken an Frankreich zu verkaufen, weil es ihm an Bargeld fehlte; durch die Spielbank iſt ein ſolcher Aufſchwung eingetreten, daß, wenn der jetzige Fürſt ehrenwörtlich für 500000 Francs garantiert, an dem Vorhandenſein dieſes Betrages nicht zu zweifeln iſt.

Etwas gemildert erſcheint die Härte des Generals von Bülow dadurch, daß der Fürſt, ſein Fürſtentum und ſeine franzöſiſchen Beſitzungen großenteils von dem Geld erhalten werden, das die Deutſchen im Caſino von Monte Carlo zurücklaſſen; wenn der Fürſt Glück hat, braucht nur ein paarmal in der Roulette Zéro zu kommen und der Betrag, den er den Franktireuren von Marchais beizuſteuern verſpricht, iſt wieder herein. Auch das Taubenſchießen, der niederträchtigſte Sport der Welt, bringt nebenbei einiges ein, wenngleich die Spielbank die Grundlage einer geſunden Finanzwirtſchaft bildet; aber man verſteht, daß ein ſouveräner Fürſt, der, wenn er knallen hört, mit Sicherheit annehmen darf, daß auf unſchuldige Tauben geſchoſſen wird, ſich unſympathiſch berührt fühlen muß, wenn die Möglichkeit beſteht, daß auf Schufte geſchoſſen wird.

Einem Friedensfürſten, deſſen einzige Opfer ſeine Selbſtmörder ſind, kann in der Tat nicht zugemutet werden, daß er mit einem preußiſchen General verkehrt, der imſtande wäre auf Franktireure ſogar dann ſchießen zu laſſen, wenn Croupiers darunter ſind, und der vielleicht überhaupt noch nie einen nennenswerten Betrag im Caſino von Monte Carlo zurückgelaſſen hat.

Digitized by Google

Stimmen unsrer Toten.

„Ich habe während meiner Amtszeit zu drei Kriegen geraten, dem dänischen dem böhmischen und dem französischen, aber mir auch jedesmal vorher klar gemacht, ob der Krieg, wenn er siegreich wäre, einen Kampfpreis bringen würde, wert der Opfer, die jeder Krieg fordert, und die heut soviel schwerer sind als in dem vorigen Jahrhundert. Wenn ich mir hätte sagen müssen, daß wir nach einem dieser Kriege in Verlegenheit sein würden, uns wünschenswerte Friedensbedingungen auszudenken, so würde ich mich, solange wir nicht materiell angegriffen waren, schwerlich von der Notwendigkeit solcher Opfer überzeugt haben. Internationale Streitigkeiten, die nur durch den Volkskrieg erledigt werden können, habe ich niemals aus dem Gesichtspunkte des Göttinger Comments und der Privatmensuren-Ehre aufgefaßt, sondern stets nur in Abwägung ihrer Rückwirkung auf den Anspruch des deutschen Volks, in Gleichberechtigung mit den andern großen Mächten Europas ein autonomes politisches Leben zu führen, wie es auf der Basis der uns eigentümlichen nationalen Leistungsfähigkeit möglich ist.“ Bismarck, Gedanken und Erinnerungen II, 308.

„Haben uns doch die Zähne geklappert, als das perfide Judaswort umschlich: Deutschland will keine Eroberungen; es will sich nur verteidigen, als der angegriffene und beleidigte Teil.

So? Will keine Eroberungen? Gegen einen Feind, der immer Eroberungen will, will es keine Eroberungen? Mit anderen Worten: Du warst in der Geschichte von jeher nur da, armes deutsches Opferlamm, um geschoren zu werden; fällt aber die Schere dir selbst zu, so schere beileibe nicht wieder, sondern sei großmütig in diesem Falle.

Sehr ritterlich — wenn es nicht sehr dumm wäre! Denn wisset, ihr Herren von der diplomatischen Großmut: ... zu solchen Faxen einer blasierten Höflichkeit schickt man nicht eine Million Männer in den Tod, welche zehn Millionen Weiber, Bräute, Mütter, Schwestern und Töchter hinterlassen.

... Wie? so oft den Kelten die Neugierde anwandelt: wer von uns beiden der Stärkere? — müßten wir ihm den Gefallen tun, Hobel und Hammer hinlegen und mit seinen Afrikanerhunden uns katzbalgen? Aber wir haben Besseres zu tun als die Afrikanerhunde! Die Partie ist nicht gleich, denn der Deutsche ist ein höheres Wesen als der Kelte! Er ist der wirkliche Pionier der Kultur, was das verlogene Gaskogner Schandmaul bloß sich anmaßt und was ihm ein paar Jahre lang ein paar alte Weiber geglaubt haben.

... Wäre der Kelte der Stärkere, wißt ihr nicht, daß er mit beiden Händen die Rheingrenze packte? Ist's aber der Deutsche, wißt ihr nicht, daß er die Maasgrenze haben muß, um der Stärkere ganz einfach zu bleiben? Eroberung! Nennt es Sicherung! Wären wir Narren genug, als die Stärkeren hinter unsere schwachen Grenzen zurückzugehen und das Ausfalltor der Vogesen hinter uns offen zu lassen; wißt ihr nicht, daß der Tanz demnächst wieder von neuem losginge?

... Von der Lauter bis an die Maas liegt unter jedem Fußtritt Erde ein deutscher Mann begraben, von Weißenburg bis Sedan ist jede Scholle mit deutschem Blut überschwemmt, als hätte es Wolkenbrüche von Blut geregnet. Und dieses

Digitized by Google

Land sollten wir aufgeben mit der gewissesten Aussicht, die Chiliaden Leichen noch einmal einzuscharren, die Ströme von Blut noch einmal zu vergießen, die ganze lange Todesstraße zum zweiten-, zum drittenmal zurückzulegen, so oft es dem Raufbold drüben gefällig ist, eine seiner Vengeancen zu nehmen?" Aus „Champagnertoast 1870" von Ferdinand Kürnberger, Gesammelte Werke, I, 133. (München, Georg Müller.)

„Wir haben die Wahl, sagen Sie, uns Frankreich entweder mit Verstümmelung zum unversöhnlichen Feinde zu machen, und dadurch einer unabsehbaren Reihe der verderblichsten Kriege Tür und Tor zu öffnen; oder durch eine schonende Behandlung es zu versöhnen und zum gedeihlichsten Bunde für gemeinsame Förderung der Freiheit und Gesittung einzuladen. Es ist ein ganz hübsches Bild, wie Sie uns für den letzteren Fall Frankreich malen: „besiegt, aber stolz in seiner Integrität, einzig der Erinnerung an seine Fehler und der Entwirrung seiner inneren Zustände hingegeben." Sie müssen uns schon entschuldigen, aber die Gallia als Büßende uns zu denken, ist eine Vorstellung, die wir ohne Lächeln nicht vollziehen können. Ja, sie wird sich ihrer Fehler, ihrer Niederlagen erinnern, das heißt, sie wird Rache kochen für diejenigen, die ihr diese beigebracht haben. Das aber wird sie tun, ob wir ihr dazu auch noch Land abnehmen oder nicht. Ein Volk, das für Sadowa, also für eine ihm ganz fremde Niederlage, Genugtuung haben wollte, wird für Wörth und Metz, für Sedan und Paris zehnfach um Rache schreien, wenn wir ihm auch weiter nichts zuleide tun, als daß wir es so oft geschlagen haben. Wir verbessern also unsere Lage für die Zukunft im mindesten nicht, wenn wir es schonen, im Gegenteil, wir verschlechtern sie. Da wir von seinem guten Willen unter keinen Umständen etwas zu erwarten haben, müssen wir darauf bedacht sein, daß sein übler Wille uns fortan nicht mehr schaden kann. Wie das zu machen? — nun, sehen Sie nur die Landkarte an! Mit dem Winkel hier, der zwischen Basel und Luxemburg in das deutsche Gebiet einspringt, ist es ein für allemal nicht richtig. Man sieht gleich: das ist keine Grenze, die sich natürlich gemacht hat; hier ist einmal Gewalt geschehen. Hier hat der Nachbar sich ein Tor in unser Haus gebrochen: dieses Tor müssen wir ihm vermauern. Hier hat der Feind einen Fuß auf unser Land gesetzt: wir werden ihn veranlassen, diesen Fuß zurückzuziehen. Sie fragen wohl, welches Volk sich nicht, genau genommen, über seine Grenzen zu beklagen hätte. Aber welches Volk, frage ich, wird diese Grenzen nicht berichtigen, wenn ihm der Nachbar einmal die Waffen in die Hand gedrückt hat, und es über dieselben siegreich bis ins Herz des feindlichen Landes vorgedrungen ist? Die Festungen, die Frankreich bisher benützt hat, um von ihnen aus in unser Land einzufallen, werden wir ihm wegnehmen, nicht um mittels ihrer künftig das seinige anzugreifen, sondern das unsrige sicherzustellen... Den Spott und die Reue werden wir uns zu ersparen wissen, die den Sieger, der seinen Sieg zu benützen versäumte, heimzusuchen pflegen." D. F. Strauß an E. Renan 1870.

„Zur völligen Sicherung unserer Westmarken ist bei der Unzuverlässigkeit der belgischen Neutralität der Besitz Belforts ganz unbedingt nötig. Wir dürfen dem un-

Digitized by Google

ruhigen Nachbarn den Kamm des Gebirges nicht lassen, und müssen außerdem alle Stellen in unserem Besitze haben, an welchen dieser Kamm durchbrochen ist. Deutschland hat nicht das mindeste Interesse, etwa die Freigrafschaft oder die französisch redenden Striche Lothringens auf dem rechten Ufer der Maas für sich zu verlangen, obwohl ja nach den Pergamenten die Grenze des Römischen Reichs Deutscher Nation die mittlere Maas und die westlich die Saone einschließenden Höhenzüge sind: wir wollen eben kein Römisches Reich Deutscher Nation, sondern ein Deutsches Reich sein, und verschmähen die Erbschaft Maximilians so nachdrücklich wie die Karls des Großen. Aber ein Recht haben wir, auf unsere Sicherheit bedacht zu sein, und diese Sicherheit ist materiell vollständig nur durch den Besitz Belforts. In Schwaben wird es niemanden geben, der die Gefahr bei Bourbakis Anzuge nicht gefühlt hätte: diese Gefahr hat der Frankfurter Frieden bestehen lassen... Vielleicht freilich danken wir Rußland jene Lücke in unserer neuen Grenze. Es hat im auswärtigen Ministerium zu Petersburg füglich zur Erwägung gestanden, daß, wenn einmal Rußland einen Streit mit Deutschland sollte vom Zaune brechen wollen, es gut sei, ein Loch in der westlichen Wand Deutschlands zu haben, in welches die lieben Brüder an der Seine das Brecheisen einzusetzen vermöchten." Paul de Lagarde, Über die gegenwärtige Lage des Deutschen Reichs. 1875. Aus „Deutsche Schriften".

„Wenn Rußland und Frankreich uns zwingen, im Harnisch in der Sonne zu stehn, während wir in der wollenen Jacke hinter dem Pfluge schreiten oder in der Werkstatt arbeiten wollen, wenn Rußland uns weigert, für Geld und gute Worte unsere und Österreichs Grenzen in der Richtung auf Kleinasien hin vorzuschieben, so werden wir darauf denken, uns selbst zu helfen, aber dann so gründlich, daß es auf lange vorhält: denn Kriege sind durchaus nicht in unserem Geschmacke, aber Ein Krieg, der ordentlich geführt wird, macht den zweiten, dritten und vierten unnötig. So sei es." Paul de Lagarde, Die nächsten Pflichten deutscher Politik. 1885. Aus „Deutsche Schriften".

„Danach bestimmt sich denn das Mitleid. Wer gesund urteilt, wer, wie er soll, zur Partei des Rechtes hält, für den gibt es nur eine Losung: „Mitleid mit dem Besiegten, aber nicht Mitleid mit dem Fortkämpfenden!" Ja, Mitleid mit dem einzelnen Besiegten auch jetzt schon, mitten im Kampf, und es kann uns niemand absprechen, daß wir es üben. Menschlich werden unsere Gefangenen behandelt, menschlich wird auch der feindliche Verwundete und Gefangene gepflegt, menschlich ist unser Soldat im Quartier, und wo wir grausam sein müssen, oder wo in der Aufregung und Leidenschaft einzelne nicht zu rechtfertigende Grausamkeiten vorgekommen sein mögen: das ist nur im Kampfe gegen den fortkämpfenden Feind. Ich war in Baden-Baden, während Straßburg beschossen wurde. „Wie dauert mich die arme Stadt!" sagte einer; „mich auch," sagte ein anderer, „aber unsre armen Soldaten in den Laufgräben dauern mich noch weit mehr," und ich gab ihm von Herzen recht. Als aber die Stadt sich ergab, da hörte man nicht schadenfrohen Siegesjubel, sondern aus jedem Mund Worte aufrichtiger Freude darüber, daß wir nun unsere abgefallenen Brüder nicht länger plagen mußten. Wir haben Mitleid auch mit dem fortkämpfenden Feind, mit diesen Irregeführten, mit den Familien, den vielen mit-

Digitized by Google

buldenden Unschuldigen, aber wir können ihm kein Gehör geben, wir müssen unser Mitleid sparen, wir müssen haushalten damit, denn unser erstes Mitleid muß den Unsrigen gehören. Jedes unzeitige Mitleid, jede Sympathie mit dem Feinde bereitet um so mehr Leiden den Unsrigen, denn es stärkt seinen Widerstand und verlängert den Krieg, aber auch dem Feinde bringt es nicht Wohl, sondern Weh, eben aus demselben Grund." Fr. Th. Vischer, Der zweite Act unseres Kriegs. Beilage zur Allg. Zeitung. 28. Januar 1871.

Rudolf Louis.

Am 15. November ist unser Mitarbeiter Dr. Rudolf Louis im Alter von vierundvierzig Jahren gestorben.

In dem Augenblick, in welchem man sich von einem Menschen trennen muß, den man gern gehabt hat, kann man nicht abwägen, welche Eigenschaften es waren, die man an ihm geschätzt hat, kann man sein Wesen nicht zergliedern. Man empfindet ihn als Einheit und empfindet, daß auch da, wo man nicht mit ihm übereinstimmte, er so war, wie er sein mußte; empfindet, daß man an einem lebendigen Menschen sich keinen Zug anders denken kann, ohne die ganze Persönlichkeit zu zerstören.

Aber das muß gesagt werden, daß Louis ein wirklicher Musiker war und ein wirklicher Philosoph. Zwei Eigenschaften, von denen jede einzelne selten ist, und deren noch viel seltenere Vereinigung die Voraussetzung einer wirklichen Musikästhetik bildet. Das schriftstellerische Talent fiel daneben gar nicht auf. Alles Glänzende lag ihm fern; ja er vermied es, wo es ihm mühelos zufiel, so daß viele seiner Leser gar nicht bemerkt haben werden, daß er einer der besten deutschen Prosaisten unserer Zeit war.

Wir wissen, daß es in seinem Sinne ist, wenn wir als größtes Glück seines künstlerischen Lebens noch einmal aussprechen, daß er in einem Zeitgenossen, Hans Pfitzner, einen der größten Meister aller Zeiten erkannte; daß er es für seine innerste Pflicht hielt, diese Erkenntnis laut und rückhaltslos auszusprechen, und für sein größtes Verdienst, daß er dieser inneren Pflicht stets gefolgt ist.

Wir wissen aber auch, daß es in seinem Sinne ist, wenn wir in der größten und ernstesten Zeit des Vaterlandes noch nicht sprechen von allen einzelnen Verdiensten, die er sich um die Musikpflege erworben hat, wenn wir nicht von den Gaben des Geistes und Talentes sprechen, die ihn vor Tausenden auszeichneten, sondern von den Eigenschaften, die er mit Tausenden unserer Landsleute gemein hatte. Er war ein bescheidener, natürlicher, echter Mensch, und er war ein echter deutscher Mann. In seinem Sinne wenden sich in diesen Tagen der Menschlichkeit unsere Gedanken zu seiner Frau, die ihm in guten und bösen Zeiten treu zur Seite stand, zu seinen beiden jungen Söhnen, von denen der ältere im Felde zu dieser Stunde wohl noch nicht weiß, daß er den besten Vater und Freund verloren hat. Mögen Fernerstehende den berühmten Musikschriftsteller betrauern, wir betrauern etwas Unersetzlicheres, einen lieben Menschen.

Digitized by Google

Vom Siegeslauf der Armee Bülow.

Eine Sammlung freundschaftlicher Meldekarten von Alfred Walter Heymel.

5. August bis 11. September 1914.

Oldenburg, 5. August 1914.

Liebe Freunde!

Ihr könnt Euch denken, daß ich momentan nicht viel zum Schreiben komme, daher gehn diese Briefe über Berlin und Sekretärin und so erfahrt Ihr wenigstens, wie hier es so aussieht. Als die Mobilmachung wahrscheinlich wurde, war ich in entsetzlicher Lage, gerade wieder aus dem Bett, Rippenfellreizungen, Nierengries und fast unbeweglich vor Schmerzen. Dann kam der Zustand drohender Kriegsgefahr und die panikartige Abreise; aber die Schmerzen waren vom Opium der schönen Erregung fort und von Bremen ging ich nach Oldenburg zu meinem Regiment. Bremen benimmt sich heldenhaft, 2000 Freiwillige, 17 Jahre viele, Pauli, Roessingh, Melchers, all unser Nachwuchs. Acht brachte ich nach Oldenburg, da ritten sie heute schon vorm Großherzog. Also ich bin Oberleutnant der 1. Eskadron des Reserve-Dragoner-Regiments Nr. 6, das wir in sieben Tagen aufbauen müssen. Sonntag werden wir schon gegen den Feind verladen, Gott in der Höhe sei Lob und Ehre, wir schlagen uns um die Existenz. Unser Kommandeur, unsere drei Rittmeister und wir 16 Leutnants und Oberleutnants, das ist vorläufig wie ein Pulsschlag, man ist sehr ruhig und besonnen, alles packt, übt, lernt, mehr Wasser als Sekt im Kasino. Wären wir doch erst im Zug verladen! Wir schossen auf einen französischen Flieger, in Wilhelmshaven wurde der Fasan heruntergeholt. Dieses **england**, Gott sei Dank, daß es mit **muß**, neutral wär noch gemeiner und gefährlicher für uns. Unsere Marineleute sind reißende Löwen. Was man alles erleben darf! — Vater und Sohn als Freiwillige stellen sich zu gleicher Zeit.

Ich schließ heut, ich muß noch meine Sättel nachsehen, ab morgen ist Höllendienst, Scharfschießen und Anreiten der neugekommenen Pferde, die **leidlich** ausgefallen scheinen. Der Großherzog bleibt wahrscheinlich auch im Kriege in unserer Nähe, er kommt täglich mehrmals. Ich bin zu glücklich vorläufig mitzukönnen, wenn ich nur aushalte, aber es muß gehn.

Euer getreuer A.

Oldenburg, 8. Aug. 1914.

Liebe Freunde!

Heute Abend geht es fort. Das Regiment ist buchstäblich in zwei Tagen zusammengestellt. Wie wirds gehn! Prachtvolle Mannschaften, aber die Disziplin

Digitized by Google

muß erst wieder herein. Der Erbgroßherzog ist mit seinen 16 Jahren immer bei der Ausbildung dabei und todtraurig nicht mitzudürfen. Prof. Gusti Pauli und Sohn meine Frühstücksgäste. Wann werden wir wieder Gäste haben?

Im Zug. 9. Aug.

Ihr Lieben!

Die Fahrt durch Deutschland ist unbeschreiblich; Gesang und Blumen und Liebesgaben überall. In Köln wars am schönsten. Die Einfahrt in die alte Stadt; das Aufleben alter Lieder und Sagen unvergeßlich.

Bei Euskirchen ausgeladen, dann durch ein Abendrot, Gold, Violett wie nie gesehen, in der Eifel, Mondritt ins erste Quartier Commern, bei einem lieben Doktor um 1 Uhr nachts mit allen Pferden göttlich bequem untergekommen.

Namur soll gefallen sein, 10000 Gefallene bei uns, 30000 Gefangene der Belgier. In Lüttich große Kavallerieverluste, hauptsächlich Bonner Husaren und Garde. Zeppelin zerstörte eigenhändig die Forts. Heldensage. Ich denke, wir werden auch in wenigen Tagen ran sein. Die Kanonen hörte man bis hier. Unsere Stimmung ist feierlich, still, heiter, uns ist leicht zu Mute, man ist sich so ganz weggenommen und gehört sich nicht mehr. Die kleinsten Maßnahmen zum eigenen Nutzen und Disposition für später fallen einem schwer und kommen einem wie ein Unrecht vor. Aber jeder der lieben Kerle und jedes Pferd der Eskadron, die haben Bedeutung und Gewicht. Und Gewicht bekommt jedes Wort neu und man wird sparsam damit, wir die früheren Maulhelden mit Worten sparsam! — aber es ist so —. Punktum. Streusand.

10. Aug. Heute ist Gewitterschwüle, drückend heiße Ruhe in unserem Ort. Immerzu kommen Truppen an. Der Durchgang durch Belgien wird wenig erfreulich, selbst für den, der vom Krieg alles erwartet. Jedweder Rücksicht hat dies Mischvolk sich jedenfalls benommen. Die germanische Roheit und Wildheit und Brutalität (ohne das germanische Herz und Gemüt) plus die romanische Gewissenlosigkeit und Grausamkeit (ohne die romanische Liebenswürdigkeit und ihren Esprit), nur das Schlechte von beiden Völkern, das gibt eine Mischung, die menschenfresserhaft anzusprechen ist.

Euer glücklicher A.

10. Aug.

Liebe Freunde!

Unser nächtlicher Wettermarsch wurde unterbrochen, wir blieben einen Tag in Commern; traumhafter Ort im Eifelthal. Abends durch nie vorher so intensiv gespürtes Abendgold Spazierritt. Von fernher immer Kanonendonner. Namur ist noch nicht gefallen. Franzosen im Anmarsch. Holland soll England den Krieg erklärt haben, unsere Kolonien in Feindeshand sein.

Digitized by Google

11. Aug.

Weitermarsch nach Haperscheid, fürchte eine Blinddarmentzündung zu haben, ganz zerschmettert, drückende Hitze, jeder Trab ein Maschinengewehrfeuer kleiner Stiche in mir; um 5 im Quartier Umschläge, Tee.

12. Aug.

Wir sind abgezweigt nach Elsenborn. Was man mit uns vorhat, wissen wir nicht. Kanonendonner verstärkt hörbar. Göttliches deutsches Land, kein Feind soll dich verwüsten.

Jedenfalls kann ich mich heute noch auf lieben Befehl hin schonen. Jeder Tag bringt etwas vorwärts. Tiefere Atemzüge, weniger Rückenweh und größeres Vertrauen. Wir machen aber noch nicht viel, 20—30 km, das ist alles und doch für die Weidepferde reichlich.

Drei französische Divisionen sollen bei Mülhausen geschlagen sein. Wir hören nichts mehr, nur Kolonnengepolter, Kommandos, Marschtritt und Pferdegetrappel. Herrliches Leben! Euer A.

13. August 1914.

Liebe Freunde!

Eben höre ich mit Entsetzen, daß vor dem 14. August keine Feldpostbriefe befördert werden sollen, so wären alle meine Tagebuchbriefe bis jetzt an Fräulein Eike vielleicht verloren und der Bericht über unsern unvergeßlichen Friedensanmarsch an die Grenze.

Heute sind wir in Elsenborn, 16 km von der Grenze, warten noch auf einige Regimenter und morgen geht es dann wirklich in das Feindesland, aus dem Tag und Nacht Kanonendonner herüber droht und in dem es toller als in Afrika zugeht.

Ein Generalstabsoberstleutnant kam gestern per Auto von Lüttich, um dessen Forts immer noch hart gekämpft wird. Siedendes Öl aus den Fenstern gegossen, 15jährige Mädchen aus Bäumen schießend, Verstümmelung Verwundeter sind an der Tagesordnung. Einem Stabsarzt, der in einem Hause Milch erbat, wurde die Kehle beim Trinken abgeschnitten. Die Erbitterung ist grenzenlos. Die Franzosen sind in Namur, das noch lange nicht gefallen ist.

Endlich wissen wir, wozu wir gehören, nämlich zur zweiten Armee, die der geniale Bülow führt, X. Reserve-Korps usw. Wir werden bald alle angesetzt sein. Denn ein ungeheures Ringen steht bevor und der halbe Sieg besteht in der Schnelligkeit der Stoßkraft, aber Festung für Festung liegt vor uns. Inf. 73 und 74, Hannover, hat furchtbare Verluste gehabt. Wir danken alle Gott, daß wir morgen über die Grenze kommen, das Übergangsstadium ist fast unerträglich, wenn auch mir gesundheitlich sehr nützlich.

Euer A.

Digitized by Google

15. Aug. 1914.

Liebe Freunde, die Ungeduld wurde gestillt um 2 Uhr Nachts. 3 Uhr gehts los, das ganze X. Reserve-Armeekorps ist unterwegs südlich Richtung Lüttich. Sterne, Mond: Staub läßt die Gestirne wie in glühendem Drahtrahmen flirren. Berg auf Berg, zwischen hohen Knicks, um 7 Uhr belgische Grenze. Feindesland! Erstes Dorf noch alles friedlich, da bereits einige Häuser niedergebrannt; ein erschossener Bauer liegt auf dem Feld, der aufwieglerische Pfarrer hängt im nahen Wäldchen am Baum.

Hitze wie in Südwest seit Tagen, man kann kaum atmen. Mein Blinddarm war nichts als Rippenfellreaktionen, aber wir haben gestern mit Jod geschmiert, und heute habe ich meine 11 Stunden Sattel ohne Verschlechterung hinter mir. Um 12 Uhr in Spa. Entzückender Ort, unsere Freude, als wir im Walde guten kalten Heilbrunnen fanden, Kehlen, Becher und Labeflaschen werden gefüllt. Spa ganz ruhig; noch einige Kilometer weiter, man kann wirklich bald nicht mehr. Um 1 Uhr in la Raid, altes Pächterschloß, da hausen wir seit 10 Minuten, schlachten Kalb und Huhn, tränken, füttern, kochen. Bis soweit sind wir im Krieg im glücklichsten Frieden, aber das Donnern von Lüttich ging wieder die ganze Nacht an unser Ohr. Wir sind 30 km nur fern und bald dabei.

Der Eure A.

La Raid, 15. Aug. 14.

Liebe Freunde, heute war ein höllischer Vormittag und himmlischer Nachmittag. Wir blieben in unserem verlassenen Pächterschloß, aber mehrere hatten greuliche Brechkoliken, natürlich ich auch. So wurde es Mittag und das Mahl verschmäht. Da erscheint der Adjutant mit dem Befehl, Pferde, Wagen, Karren zu requirieren. Jeder bekommt ein Dorf. 19 Wagen, 14 Pferde habe ich noch gefunden. Hauptsächlich durch das außergewöhnliche Springen vom Schecken, der sich überhaupt jetzt im Felde bewährt. D'Arcy ist ein wenig steif, aber doch unermüdlich. Wie freundlich und eifrig die Leute sind, wenn man zu ihnen mit dem Revolver in der Hand spricht. Heute Nacht um 3 gehts los gegen Namur. Die Franzosen sollen nun doch alle da sein und uns eine große Schlacht liefern wollen. Nur zu, wir sind bereit; vielleicht entscheidet sich das Schicksal der hier operierenden Armeen und der Vormarsch auf Paris. Aber wir wissen garnichts, hören die Kanonen nur immer näher und brennen in hellen Flammen. Als ich meinen Prachtjungens vom zweiten Zuge sagte: in drei Tagen sind wir vielleicht in der Schlacht, lachten alle und zeigten die Zähne vor Vergnügen.

Euer glücklicher A.

Digitized by Google

Vorort Fabrikstadt von Lüttich an der Maas, in der wir unsere Pferde tränken. 16. Aug. 14.

Meine lieben Freunde!

So eine herrliche Sommerreise habe ich noch nie gemacht, morgens etwas Regen zur Abkühlung, dann mittags wieder strahlende Sonne so heute wie gestern. Sonntag Mittag Glockenläuten, Nachts Geschieße mit Einwohnern. Wieder Änderung der Marschrichtung, statt nach Westen nach Norden abgebogen mit dem ganzen X. Reservekorps. Die niedergebrannten Häuser mehren sich, die Bevölkerung wird ärmer und häßlicher, nun liegen wir vor Lüttich. Unheimlich, noch kein Schuß und doch alles so, als wenn von überall geschossen werden könnte, aber die Einschüchterung ist wohl zu groß. Nun sind wir noch mehr im Unklaren, wohin mit uns. Bin schwer neu erkältet, aber mit Aspirin und Jod wird alles ausgetrieben. Der Schecke ist jetzt Verzug. Ich bin weiterglücklich. Euer A.

Grand-Ashe, 25 km nordwest. Namur, 18. 8. 14.

Meine lieben Freunde!

Sepany, 19. Nachm.

Gestern Mittag mußte ich schnell schließen, weil die Feldpost vorbei kam, der Hauptjux kam aber erst Nachmittags. Wir hatten schon Biwackpfähle für Pferde, zwei Fässer Bier und 12 Flaschen engl. Stout requiriert und schickten uns an, an der Maas zu biwackieren, kommt ein verfierter Unteroffizier soeben von der Erkundung zurück, das Gendarmeriegebäude ist leer, die Gendarmerie ausgerückt. Göttlich, 14 Karabiner, 8 Browning, 6 Schlachtschwerter, vier gute Pferde fallen in die Hände der ersten Eskadron und Wäsche und Strümpfe für unsere Kerls, und Stroh und Heu und Hafer für die lieben Pferde, mehr als sie fressen können. Das war ein Glücksfall. Aber man ist schon bescheiden, ein sauberer Abort zur rechten Zeit, oder zwei rohe Eier auf dem Sonnenmarsch, man ist kindlich glücklich. Heute 19. gehts 12 Stunden Marsch an den Feind gegen Namur. Unruhigeres Marschbild. Flieger, gefangene Belgier, herausgezogene Artillerie, alles läßt auf Feindesnähe schließen, aber er zieht ab vor uns, um 7 sind wir im Quartier, fürstlich in einem gutaufgezogenen Schloß mit allen Chikanen. Unberufen, unberufen, die erste hat bis jetzt Kriegsglück, wenns bis jetzt auch alles schönstes gemütliches Manöver in bezaubernder Landschaft war, bis auf den entsetzlichen Fraß überall. Heute schauts für den Abend besser aus. Der Eure A.

Schloß Biertois bei Mont St. Guibert
zwischen Brüssel und Namur. 20. Aug. morgens früh 8 Uhr.

Meine lieben guten Freunde!

Das waren zwei Tage gestern, 12 Stunden Marsch, gottvolle Landschaft,

Digitized by Google

fruchtbar und reich. Abends endlich Quartier, fand ganz in einem Hohlthal versteckt ein süßes amoureuses Landhaus verlassen, aber 201 Flaschen Sekt, Burgunder, Bordeaux. Gerade sieben Betten für uns und Enten, Hühner, Gänse, Marmelade usw., was haben wir uns Feines zusammengekocht! Den Kerzenkronleuchter angesteckt und gefeiert! Vier Uhr Nachts weiter, endlich erste Patrouille von uns an den Feind. Ich bin ausgesucht, endlich selbständig und verantwortungsvoll, durch 6—8 Dörfer hier am ersten Ziel und wieder ein Schloß mit kultivierten Wirten diesmal. Kaffee für die Leute, Hafer für die Hottos und für mich Mineralwasser, Blumen und nette Gespräche mit einer reizenden Comtesse. Aber jetzt rechts und links Kanonendonner und wir hoffen wiedermal auf die Schlacht und nun reite ich los und denke an die Pflicht und an den Ruhm. Euer A.

Mellet, 12 km nördl. Charleroi. 21. August.

Meine lieben Freunde!

Endlich im Feuer. Heute wieder große Patrouille auf 300 Meter aus Garben heraus von einer Compagnie von zwei Seiten beschossen zwischen Thiméon und Gosselis. Meine zwölf Mann und ich unverletzt. Herrgott, schießen die Kerle schlecht. Meine Jungens benahmen sich glänzend. Einer war herunter gefallen bei dem Rückzugsgalopp, sie fingen sein Pferd im Feuer und halfen ihm weiter. Ein Pferd Streifschuß. Nun, Abends, liegen wir uns gegenüber, morgen wirds wohl ernster. Endlich rote Hosenreiter gesehen. Je mehr gefordert wird, je mehr geht mein Körper mit; unter 12 Stunden sind wir nie mehr unterwegs, oft länger, um 4 oder 5 hoch, um 6 oder 7 frühestens Ortsunterkunft. In dem Schloß gestern war noch kultiviertes Frühstück, Plantins Hausspruch an der Dielenwand, Gespräche über Emile Verhaeren, de Coster, um 3 mußte ich weiter. Neue, resultatlose Patrouille. Abends alle in einem Bauernhof. Nieren, Leber und Zunge vom frischgeschlachteten Kalb. Hoffentlich morgen neue Gefechte. Der Eure A.

Nalinnes, 24. Aug. früh 6 Uhr.

Ihr Lieben!

Es ist so großartig und gräßlich zugleich, ich schreibe, sobald ich mal Ruhe habe, ausführlich. Die Straßenkämpfe in Charleroi waren über die Maßen grauenhaft. Barrikaden und feuerspeiende Keller und Dächer. Beide Pferde sind tot. Mein Pony, der gute, brave D'Arcy, ist mir unter dem Leib erschossen. Mein Schecke in der Verwirrung weggekommen. Aber wir zwangen es. Hut ab Europa! Das war am 22. Der quälend langsame Ausmarsch aus dem brennenden Charleroi war eine Dantesche Hölle. Stürzende Hochspannungen und donnerndes Feuer. Gestern am 23. große siegreiche Schlacht bis jetzt mit

Digitized by Google

gehörigen Opfern. Prinz von Meiningen durch die Brust geschossen. Die Infanterie stürmte gestern unvergleichlich. Heute 24. geht's noch weiter, die Garde Reserve Division rechts von uns ist im Schwinden, aber wir rücken vor, und helfen ihr mit der schweren Artillerie beim Feldheer; wiedermal eine der genialen Schlieffenschen Neu-Organisationen, die großen Brummer mit in die Feldschlacht zu nehmen, und wir sind 25 km von Frankreich entfernt. Unsere erste Schwadron verlor in Charleroi 40 Pferde. Wir waren Vorhut und bekamen als erste das Barrikadenfeuer. Der Rittmeister ist durchs Bein geschossen. Eine Zeitlang führte ich die Schwadron. Welch ein herrlicher Moment. Merkwürdiger Weise ist kein Offizier bei uns tot. Sämtlichen vier Herren, die bei der Vorhut waren, und dem Kommandeur wurden die Pferde unter dem Leib weggeschossen. D'Arcy brachte mich noch aus dem Feuer heraus, der Gute, dann verblutete er innen. Wir siegen denke ich heute oder morgen auf der ganzen Linie. Euer A.

Fontenelle, 25. Aug. 5 Uhr früh.

Meine lieben guten Freunde!

Gestern schrieb ich kurz aus dem Wirrwarr des Marktplatzes Nalinnes heraus, gleich darauf bekam ich eine große Patrouille durch ein dichtes breites Gehölz hindurch. Ich kam auch auf die französischen Schlachtfelder. Schauderhaft sieht es da aus. Enorme Verluste; unsere Artillerie hat prachtvoll geschossen. Die hellen Uniformen der afrikanischen Toten leuchten meilenweit. Der Feind ist auf der ganzen Linie im Rückzug begriffen und wird von uns nach Kräften beschossen. Zwei Nordforts Namurs sind gefallen, vom Süden wird es arg bedrängt. Die engl. Armee wird in diesen Tagen zur Schlacht gezwungen; geht das gut, und es wird gut gehen, haben wir Luft. Abends wurden wir von eigenen Truppen, als wir in die Quartiere zogen, scharf beschossen im Dunkeln. — Bin in der Regel von 5 früh bis 10 Uhr Abends im Sattel. Seit vier Tagen kein Bett und warmes Essen gesehen. Pferde und Mannschaften können bald nicht mehr. Das Höllenfeuer in Charleroi hat viele in den Nerven erschüttert, aber die Reserve hält sich bewunderungswürdig, man muß die einzelnen Abteilungen nur zum Lachen bringen, dann gehts wieder eine ganze Weile vorwärts. — Mein Rippenfell und Magen sind staunenswert gut, nur greulich Krampfhusten morgens und abends, dagegen Codeïn. Wetter strahlend. Zuviel Staub. Aber diese ganze Schlacht war unvergeßlich in ihren Momenten und ihrer ganzen Anlage. Wenn ich in Ruhe komme, schreibe ich ausführlich den Tag in der Sozialistenstadt Charleroi.

Lebt wohl und behaltet lieb Euren A.

Sivry, 26. Aug. 14.

Liebe gute Freunde!

Von den letzten Tagen kann ich keine Einzelheiten schreiben, denn ich bin so

Digitized by Google

müde und alles drängt sich durcheinander. Jeden Tag große Patrouillen geritten, im Dunkeln ins Quartier ohne Bett, alle Dörfer brennen, alles ist zerschlagen, Grammophone wimmern dazwischen, der geschlagene Feind wurde noch scharf bedrängt, jetzt gehts nach Westen. 3 km von der französischen Grenze schreibe ich Euch. Es wird alles noch traumhafter. Wir waren immer ganz vorn, jeden Tag Feuer bekommen. Mein neuer requirierter Schimmel kann bald auch nicht mehr, das dritte Pferd also erledigt. Mir gehts immer besser bis auf Krampfhusten Nachts. Jedenfalls bin ich frischer wie viele andere, es ist ein Wunder. Heute eine neue Erfahrung gemacht: Wenn der Lebenswille nicht so stark ist, daß er im Stande ist, Kugeln aus ihrer Bahn abzulenken, taugt er nichts. Trotz Müdigkeit singt alles in einem.

Im gestrigen Armeebefehl stand Namur gefallen, eine engl. Division geschlagen, eine engl. Brigade gefangen, die engl. Armee umklammert. Alle franz. Truppen im Elsaß geschlagen. Alles sang bei uns Deutschlands Lied. Wenn es so weiter geht, ist es hier in vier Wochen aus, hoffentlich ehe es kalt wird, denn dann werde ich doch wohl nach Hause müssen. Aber daß es bis hier ging, das war schon eine große Gnade, doch ich schwätze heute, weil ich so ab bin, bis zum nächsten Auftrag, dann reckt sich wieder alles stark und bereit in einem auf.

Auf Wiedersehen Ihr Guten A.

Boué, 27. Aug. Nach. 3. Frankreich.

An meine Freunde!

Liebe, kurze Rast im unaufhaltsamen Nachdrängen, vor uns geschlagene Feinde, wir lassen sie nicht Atem holen und feuern donnernd in sie hinein. Sechs Nächte lagen wir draußen, seit zwei Tagen kein Hafer für die Pferde, keine Verpflegung für die Reiter, aber es geht auch so, es spart uns eine Schlacht. Ich bin ziemlich kaputt, hoffe aber Ordonnanzoffizier beim Korpskommandeur zu werden, da bekomme ich wenigstens Essen und Schlaf unter Dach und Fach. Hoffentlich glückt es, sonst breche ich doch noch nieder und das will ich nicht. Die Pferde kriechen nur noch. Die Marschstraßen liegen voll Toter. Da! Kommando: Aufsitzen!

Der Eure A.

Eterneux, 28. Aug. 8 früh.

Ihr lieben Freunde, ich schreibe auf einem grauenhaften Schlachtfelde zwischen 500 toten Engländern und Deutschen. Abends, gestern faßten wir sie und es entspann sich ein kurzer blutiger Kampf zu unseren Gunsten. 600 Engländer sind gefangen, 6 Geschütze erbeutet, eine Batterie buchstäblich niederkartätscht, aber die engl. Infanterie hat grandios geschossen. — Während ich schreibe, laß ich unserm kleinen braven Leutnant Strobl von der 1. Eskadron ein Grab an

Digitized by Google

der Stelle, wo er wacker fiel, graben; trauriges Geschäft! Heute gehts wieder weiter, was dieses Reservekorps leistete, übersteigt alle Erwartung. Hoffentlich kriege ich ein engl. Beutepferd heute, meins ist nicht mehr vorwärts zu bringen und ich selber bin Halali!

Euer A.

Mesnil 120 km nordöstl. Paris nahe St. Quentin, 29. Aug.

Ihr Guten! Ich habe in den letzten Nachrichten wohl immer das Datum falsch gesetzt, habs korrigiert. Also gestern wieder 16 Stunden Marsch hinter den geschlagenen Engländern her, wir haben sie abgeschnitten, wenn der Gott der Schlachten und unseres Volkes mit uns ist, fangen oder vernichten wir sie noch heute. — Ich muß heute vom Regiment und der liebgewonnenen 1. Eskadron weg, denn ich bin zum Stab des Kommandos des X. Armeekorps kommandiert, dort werde ich mich mehr pflegen können, aber meine Sehnsucht wird doch wieder nach ganz vorn gehn, nach der Spitze, dem Kugelpfeifen und der Anspannung aller Aufmerksamkeit. Ich werde mich bald zurück melden. Es ist 8 Uhr früh, es scheint, daß man uns endlich nach hinten genommen hat, denn das Regiment ist furchtbar mitgenommen, seit dem 21. Aug. immer vorn im Feuer mit den ungerittenen Pferden, immer vorwärts, nie Verpflegung, keine Bagage, aber das Ziel scheint erreicht, wir fiebern dem heutigen Abend entgegen. 60 Kilometer stehen wir nordöstlich Compiegne, wo ich einmal so stilvoll und elegant den Hirsch beim Marquis de l'Aigle hetzte, ob wir dort hinkommen? Wir entwickeln wieder mal die berühmte affenartige Marschgeschwindigkeit. Gestern kurzes Gespräch mit gefangenen englischen Offizieren; gefragt nach Wünschen, wollten sie nur „Waschwasser", typisch.

Die erste Armee hat 9000 Gefangene, wir die zweite, eine noch nicht feststellbare Zahl.

Ich bin und bleibe Euer vom siegreichen Vormarsch wie trunkener A.

Neuville, 30. Aug. 8 früh.

Euch Lieben, Vögel, die am Morgen singen, holt abends die Katz, gestern schrieb ich, etwas mehr Ruhe, aber kaum marschierten wir an, wir waren mit der Division zu weit vormarschiert, bekamen wir Mordsfeuer, die zweite Eskadron verlor 30% Pferde, wir kamen durch, ich wollte zu meinem neuen Kommando, der Kommandeur gab mir eine schwierige Patrouille, 4 km kam ich vor, aus dem Wald heraus, da Feuer, zurück, andere Seite, da Feuer, ich war beinahe abgeschnitten, zurück, seitwärts heraus, da gings im Galopp durch schwaches Feuer, niemand verletzt. Dann den ganzen Tagrest Feuer, Feuer, Feuer, es stand Mittags faul, aber Verstärkung schaffte es. Bis 10 Nachts draußen, feuchtes Strohlager. Heute endlich beim Generalkommando 2 neue

Digitized by Google

Vollblüter eines schwerverletzten Rittmeisters, wie im Himmel endlich. Der Korpskommandeur verletzt, große Verluste, aber Vordringen.

Ich grüße Euch innigst. A.

In einem Rübenfeld, 30. Aug., Mittags 2 Uhr.

Im Sonnenbrand in einem Rübenfeld, die Jubelnachricht, wir haben sie, vier franz. Armeekorps komplett von drei Seiten eingeschlossen, die Engländer mitten drin. Wir feuern von allen Seiten wie wahnsinnig, keine Ruhe den , gestern stands an manchem Ort noch faul, auch heute Nacht, nun scheint die Umklammerung gelungen. Gott ende dieses schnell, ich hoffe in vierzehn Tagen Waffenstillstand. Und Paris wird wiederum unser. Ich bin dicht am Weinen vor Glück. Unser siegreiches Vorstürmen, vier russische Korps entscheidend geschlagen, eben kommt auch diese Siegesnachricht. Und ich habe heute auf meinen neuen Vollblütern wirklich schnellen Galopp ohne Treiben reiten können und so meine mittäglichen Herzbeschwerden schnell überwunden. Es geht weiter. A.

Sissy, 1. Sept., Mittags 12 Uhr, im Quartier.

Ihr Guten, man soll den Tag nicht vor dem Abend loben, ich schrieb, wie glücklich ich sei, beim Generalkommando zu sein, nun gabs aber deswegen Krach, weil mit dem verwundeten Korpskommandeur und erschossenen Chef vom Stabe alles abgemacht war, der neue Chef nichts davon wissen wollte, da genug Herren da seien. Vorläufig aber bleibe ich; sah von der Höhe die grandiose Artillerieumzingelung, bataillonsweise zurücklaufende und sich ergebende Franzosen, und nachdem ich jetzt 14 Tage den Krieg vorn im grausigen Detail kennen lernte, hatte ich nun zum erstenmal den gewaltigen Gesamteindruck. Aber vorne ists schöner, zu Herzen gehender, kameradschaftlicher. Prachtvolles Quartier und einen Ruhetag, den ersten seit Überschreiten der belgischen Grenzen. 120km nördl. Paris, das bald unsere Haubitzen zu hören kriegen soll. Die II. Armee hat exklusiv des gestrigen Entscheidungssieges 10000 Gefangene, 59 Geschütze, 9 Fahnen erbeutet. Bülow hat den Truppen wundervoll gedankt, auch mit Geldzuwendungen, aber auch das Letzte von ihnen gefordert. Heute größtes Glück der Erde, Bagage gefunden, reine Sachen und die geschenkte Schokolade. Reine Sachen! Rasierzeug!! Dann haben wir Enten gebraten, Kohl gesotten, Brot und Apfelkuchen gebacken, Wein gefunden, kurzum, wenn ich auch nicht bleibe, ich bin wie regeneriert und halts nun wieder etliche Zeit aus. Zwei Nächte im Bett!!! Lebt wohl Ihr Lieben, bald auf Wiedersehen! Euer A.

Comron, im Auto des Divisionsstabes, 2/9. 5 1/2 früh.

Meine lieben Freunde! Alles ist noch besser geworden, als erhofft, mein Kommando beim Korps wurde zu Wasser, aber nun bin ich viel besser, an-

Digitized by Google

genehmer, intereſſanter untergekommen, denn ich bin Ordonnanzoffizier beim Stab der 19. Reſerve-Diviſion geworden, werde reizend und würdig behandelt und hab allerhand zu reiten. Wenn kein Auftrag fällig, fahre ich Auto und bin ſo alſo ein großer Herr geworden. Mein Huſten iſt infolge beſſerer Quartiere viel beſſer und der Ton bei der Diviſion iſt ſo kameradſchaftlich wie nur denkbar.

. Geſtern das Schußfeld unſerer Artillerie geſehen, grauenhaft, viele Hunderte von toten und ſterbenden Zuaven und Turkos, die die Nachhut hatten. Heute wieder am 2. Sept. ſpitzt ſich alles bei der I., II. und III. Armee zur großen Entſcheidung zu. Wir 10. R. K. gehen gegen Laon, fällt das, iſt der Weg nach Paris wieder freier. Gott helfe uns und gebe uns Sieg wie über die Ruſſen, den wir geſtern den jubelnden Truppen mitteilen konnten. Es geht weiter und in die Schlacht.

Euer getreuer A.

Dormans am Brückkopf jenſeits der Marne, 4/9. 8 fr.

Iſt es, liebe, liebe Freunde nicht wie ein Märchen, wir ſind nach leichteſten Verfolgungskämpfen über der Marne im Vormarſch auf Reims. Dankbarkeit, Rührung, Vertrauen läßt Waſſer in die Augen treten. Welch ein Siegeszug, nein Siegeslauf, unſere braven Truppen, unſere trefflichen Führer. Wie müßt Ihr das zu Hauſe noch alles unmittelbarer glücklich empfinden, denn wir ſtecken zu ſehr oft in unerfreulichen Details und kommen eigentlich jetzt erſt dazu das Ganze zu realiſieren.

Heute habe ich Flöhe, unangenehm, aber ſie werden ſchon weggehen, wenn ſie ſatt ſind. — Das Regiment hat mich zurückreklamiert, aber ich darf gottlob bleiben. — Heute Morgen Sonnenkampf mit Nebel in der göttlichen Champagne. Welch eine Reiſe, wenn nicht gerade geſchoſſen wird.

Euer getreueſter A.

Mont notre Dame, 20 km nörd. d. Marne,
4/9. 12 Uhr Mittags, bezaubernder Ort.

Euch Lieben!

Vorgeſtern, Sedan, ſchrieb ich euch, wir würden Laon nehmen, es ergab ſich ohne Schuß, und die III. Armee hat einen glänzenden Sieg errungen. Nun gehts auf die Marne mit allen Korps, die Entſcheidung vor den Toren Paris zu erzwingen. Es muß und wird gelingen, wenn unſere Truppen auch übermäßig erſchöpft ſind. Beiſpiellos iſt dieſe Offenſive unſerer Armee. Aber die Reibung des Tags macht manchen Plan zunichte. Doch dieſer muß glücken, Rieſenmärſche und dauerndes Ranbleiben am Feind. Wir ſind in der Cham-

Digitized by Google

pagne. Gesegnetes Land, kenne nichts so reiches, fettes in Deutschland an Gegend, wie diese Provinz.

Ich fahre viel Auto und genieße diese „Reise" unendlich. Heute Nacht die ganze Zeit unterwegs. Kühle Halbnebel, voller Mond, Schluchten, Riesenebenen, Schlösser, alte Kirchen, endlose Kolonnen, phantastisch genug, in der Nacht aus dem Nebel herauswachsend, vor allem die Bagage. Dies verwilderte Saupack, pittoresk. Ich bin so glücklich bei dem Divisionsstabe, lauter freundliche und vor allem fähige Leute. Ich bin so müde, daß ich beim Schreiben einschlafe, da ich garnicht gestern zur Ruhe kam. Lebt wohl, auf Wiedersehen!

Euer getreuer A.

Stab der 19. Ref.-Division. 1 km nördl. Montmirail, 6. 9. 9 Uhr Vorm. Landstraße, im Auto.

Ach, Ihr Lieben, welch ein Unglück, ein ganzes Postautomobil mit Briefen und Paketen für die 19. Reserve-Division ist aufgebrannt, nun haben wir gar keine Nachricht von zu Hause. Ich hatte bis jetzt nur Lebenszeichen und Freundschaftsgrüße von * * * *, sonst nicht ein Sterbenswörtchen von Niemanden. Scheußlich diese Ungewißheit, hoffentlich bekommt Ihr wenigstens meine fortlaufenden Notizen.

Seit zwei Tagen geht es friedlicher zu bei uns, kürzere Märsche vor allem. Wir waren auf Reims angesetzt, sind aber jetzt in die Direktion Paris abgezweigt worden und bis Montmirail gekommen. Der Feind flieht immer vor uns her, hin und her wie die gefangene Ratte, versucht dann und wann durchzubrechen, da gibts Verluste auf beiden Seiten. Seine Nachhutbatterien senden manche glücklich-unglückliche Granaten, Schrapnellschüsse in unsere immer heftiger vordrängenden Vorhuten hinein, auch Pariser Fliegern glückt dann und wann ein Bombenwurf, aber was zählt das gegen das unaufhörliche Feuer vieler Armeekorps, das dauernd in die Kolonnen des flüchtigen Feindes hineinprasselt. Die Demoralisation bei den Anderen soll unausdenkbar sein, zum Teil wechseln sie Uniform gegen Civil, verstecken sich und beschießen unsere Etappen und Bagagen. Ein Strafdetachement mußte nach Norden abgezweigt werden, weil dort die Reste einer ganzen Division dies Räuberhandwerk betreiben sollen. Häßlicher und gefährlicher Auftrag. Die Bevölkerung hier ist ebenso harmlos, freundlich entgegenkommend, als sie in Belgien gemein und hinterlistig war. Vor keinem Hause war man da sicher und das ging so furchtbar auf die Nerven. Hier haben wir es bis jetzt nur mit den regulären Truppen zu tun und das ist ein faires Spiel.

Beim Stab geht es mir weiter gut, fast zu gut, ich sehne mich nach mehr Aufträgen, aber momentan ist alles wie im Manöver. Dann und wann in der Ferne dumpfes Haubitzengrollen, wenn wir aber hinkommen, ist alle Arbeit

Digitized by Google

schon getan. Ein vorzüglicher Koch, zufällig aus dem Hotel Bristol in Hannover ausgehoben, sorgt für unser leibliches Wohl. Seit dem Schreckenstage von Charleroi hatte ich keine Mütze, immer im Helm, Rittmeister von Lewinski hatte zwei, so bekam ich gestern eine ab und war wieder mal über und überglücklich gemacht. Die Tage sind sehr heiß, feines Weinwetter, aber ich habe sehr zu leiden. Mittags immer Fieber und Herzbeunruhigung, aber gegen 5 ist alles wieder klar. Hoffentlich dauert es nicht mehr zu lange, ich wiege 57 Kilo, aber alle haben den Schmerriemen enger und enger schnallen müssen.

In Treue A.

10 km südl. Montmirail bei Le Goult
6/9. 3 Uhr Nachm.

Vor 7 Stunden schrieb ich, wie friedl. alles wäre, seit drei Stunden sind wir in schweren Gefechten, die zu einer Schlacht führen könnten. Aus dem Süden lädt Frankreich neue Korps hier in der Gegend gegen uns aus und unsere braven Korps werden nun auch diesen Widerstand zu brechen haben. Eben schlugen 12 Granaten 100 Meter hinter uns ein, wir konnten uns aber schnell davon machen!

7 Uhr Abends. 6/9.

Die Schlacht geht auf der ganzen Linie weiter, 4 1/2 Armeekorps sind von uns engagiert, es ist der ernsteste Kampf vielleicht, den wir bestanden oder noch zu bestehen haben. Unser Stab sitzt hinter der immerfort feuernden Artillerie in einem Gehöfteingang. Alle wollen Hilfe voneinander und jeder hat doch genug mit sich zu tun. Gott gebe uns abermals Sieg, denn bricht der Feind uns hier durch, so heißt das viele Wochen länger Krieg. Wir müssen, also gehts auch. Später mehr.

8 Uhr Abends.

Komme eben von einem schönen Ordonnanzgalopp von den vorderen Truppen zurück. Der Feind ist von uns geschlagen, unsere Vorhut ist weit vor und unsere Feld- und schwere Artillerie macht ihm Beine. Hoffentlich sitzt Schuß für Schuß und deckt die Fliehenden nächtlich zu. Viel Blut wird gespart, wenn wir jetzt so vieles vergießen, daß die anderen genug bekommen, es sieht danach aus. Aber Elan hat er immer noch, der Erbfeind. Hoffentlich steht es bei den anderen rechts und links ebenso wie hier.

Sonntagabend und diese Musik als Glockengeläute. Vorne siehts schauderhaft aus, doch Mantel der Liebe darüber, wir haben gesiegt. A.

Le Goult 7/9. 3 Uhr früh.

Der Sieg ist nicht so komplett, als er aussah. Nachts 2 Uhr Alarm. Die II. Armee wird nächtlich zurückgenommen, um der frischeren III. Platz zu

Digitized by Google

machen. Wir sind zu verbraucht, vor allem das glorreiche X. aktive Korps, das seit Lüttich täglich in schweren Kämpfen arg dezimiert wurde, dann wir als Reservekorps Kämpfe und Riesenmärsche halber kaum noch vorzubringen und so weiter. Es ist sehr verständig, daß man uns nicht in das Wagnis einer Dauerschlacht mit frischem Feind verstrickt, sondern auf Paris zur Belagerung ansetzt oder ganz zurücknimmt. Es ist unsinnig schwer herauszufinden, was man eigentlich mit uns vorhat. Mittags schreibe ich weiter.

12 Uhr Mittags. Beauchamps 4 km östl. Montmirail.

Das Ungewohnte ist also richtig über uns gekommen, wir sind zum ersten Male in diesem Feldzug 7 km zurückmarschiert, ekelhaftes, betrübliches Gefühl, besonders da wir so gut standen,

die Verbindung ist abgerissen, wir müssen also mit unseren offensiven Operationen für eine Weile innehalten, bis alles geklärt und zusammen ist. Das Verfolgungsfeuer des Feindes hat keinen Mann, noch kein Roß, noch Wagen beschädigt, aber die Nachtgefechte waren blutig. Unser überaus tüchtiger Generalstabschef, der überall ist, sagte sehr treffend heute „unsere (die zweite) Armee hat sich totgesiegt". Hoffentlich nicht für lange. Der Eure sehr A.

Montmirail Beauchamps 8/9. 6 Vorm.

Am Tage der großen Entscheidungsschlacht an meine Freunde. Gestern hat sich alles geklärt, ein Funkenspruch des franz. Höchstkommandierenden Generals Joffre ist aufgefangen, der befiehlt Angriff aller französischen Truppen auf uns im Elsaß und vor allem hier. Er will die Entscheidung. Wir stecken mitten drin. Abends platzten die Granaten einer franz. Kavallerie Division bereits rund um unsere Stellung, richteten aber geringen Schaden an. Wir sind recht dünn hier, aber eingegraben und Armeebefehl heißt: Stellung halten um jeden Preis, dabei ist die feindliche Feldartillerie uns des Dreifachen überlegen. Das schönste Morgenrot erlischt soeben ins Schwefelgelb, und gestern Abend war der Mond rund und blutigrot.

8 Uhr vorm.

Wir liegen in einem Chausseegraben. Hunderte von feindl. Granaten und Schrapnells gehen über uns weg ins nächste Feld, wo nichts steht gottlob. Maubeuge ist gefallen, 40000 engl. Gefangene, eben kommt die Nachricht. Auch wir werden siegen, das walte Gott.

1 Uhr Nachm. Die Schlacht geht weiter und — gut bis jetzt für uns, wieder geht alles vor uns zurück. Eben übernahm ich für einen anderen Herrn vom Stabe einen Ordonnanzritt, während er bei seinem Auftrage, den ich bekommen hätte, verwundet wurde, da der gesamte Stab eines Infanterie-

Digitized by Google

Bataillons, dem ich meine Befehle überbracht hatte, 3 Minuten nach meinem Wegreiten niederkartätscht wurde. Ich preise seit Wochen die Vorsehung, die mich schirmt und oft warnt mich meine innere Stimme oder treibt mich vor. Sehr betrübt mich, daß der ganze Stab mir nahelegt, nach Haus zur Erholung zu gehn, da meine Nächte, mein Magen und mein Herz nicht ganz in Ordnung sind. Vielleicht findet sich bald ein Kriegsabschnitt, dann nehme ich das Anerbieten an, wenn wir siegreich sind. Ich habe dann außer Gefechten und Scharmützeln die Schlachten Namur, Etreux, St. Quentin und heute hinter mir, es wird mir zu Tränen sicher schwer werden, aber schließlich, ein Leben ist lang und viel ist zu leisten.

Der Eure A.

Reims, le 10. September. Morgens 9 Uhr 1914.

Ihr Lieben, gestern Mittag 1 Uhr lag ich noch in Montmirails blutiger viertägiger Schlacht mit dem Stab im Chausseegraben in Deckung vor dem wilden franz. Artilleriestrichfeuer und einem Stück Speck für jeden als Tageskost. Mir gings nicht gut, meine Kurzatmigkeit und vor allem meine Koliken hatten zugenommen. In der Nacht hatten wir wieder keinen Schlaf, da proponierte mir der ganze Divisionsstab in der ehrenvollsten Weise die Heimreise. Ich hätte meine Pflicht gut erfüllt, und wenn ich jetzt weiter machte, seis genau wie Selbstmord. Zufällig saust seitwärts ein Auto heran, ein Offizier muß nach Reims, St. Quentin zurück. Also das Herz voll Kümmernis, fast voll Scham, melde ich mich krank, bekomme meinen Heimurlaub wegen Asthma und 5 Stunden später bin ich im Lion d'or in Reims. Hier merke ich erst, wie fertig ich bin, denn ich komme kaum noch die Treppe hinauf, aber dann, den unsäglich dreckigen Kram vom Leibe geklaubt, ins Bad!!! geschlichen und abends richtig am Tisch soupiert, ich schlief zwischen den Gängen ein und dann 12 Stunden im Bett. Die Kontraste, welch ein Jahrhundert! Hier nur Etappenoffiziere, rund, bleich, rein, elegant, die glotzten mich Dreckschwein schön an, als ich ankam und hineinhumpelte.

Ich bin nun bald bei Euch, ich freue mich und schäme mich doch, daß es nicht länger ging. Aber so bin ich in sechs Wochen wieder hoch und dann sehen wir weiter. A.

Digitized by Google

Vergeltungsmaßregeln gegen die Engländer.

Von Dr. Carl Peters.

Der Bundesrat hat endlich die Vergeltungsmaßregeln, oder, wie die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ es so sehr geschmacklos nennt, die Retorsionsmaßregeln gegen England ausgeführt. Die Lage der Kriegsgefangenen drüben, erklärt der Reichskanzler, sei nach der Meldung der amerikanischen Botschaft in London befriedigend. Zur Illustration für dieses Urteil will ich zunächst das Schreiben eines in England liegenden deutschen Verwundeten hier abdrucken.

Der „Frankfurter Zeitung“ wird der Brief eines verwundet in England liegenden deutschen Soldaten zur Verfügung gestellt, aus dem folgende Stellen hervorgehoben seien:

„Wenn Ihr diesen Brief erhaltet, bin ich vielleicht schon tot; denn als Schwerkranker schreibe ich Euch. Neunzig Mann von uns sind durch die Franzosen gefangen genommen, die uns sehr anständig behandelten, und die Verwundeten sehr zart verbunden und uns überhaupt als Menschen angesehen haben. Durch die aller Menschlichkeit hohnsprechende Härte der Engländer wurden aber viele von uns so krank, daß schon viele gestorben sind. Die Engländer, denen wir dann überliefert wurden, haben uns auf die gemeinste Weise behandelt. Dicht zusammengepfercht, standen wir im Eisenbahnwaggon. Ein Kamerad, der Englisch sprach und gegen die Behandlung protestierte, wurde in Ketten gelegt und von uns getrennt. Wir haben ihn nie wieder gesehen. Während der Zeit der Überführung nach London-Richmond, dem jetzigen Lager, haben wir 31 Stunden nichts zu essen oder zu trinken erhalten, obgleich wir oft darum baten. In den überfüllten Waggons wurden viele krank, und die andern stürzten später über ein schmutziges Wasserfaß her, nur um zu trinken. Mancher hat sich da den Tod geholt. Obgleich in der Nähe des Gefangenenlagers eine große, außer Betrieb befindliche Fabrik sich befindet, müssen wir in Zelten während der kalten Nächte auf faulem Stroh schlafen. Schon in der ersten Woche starben einige Leute, jetzt aber mehren sich die Sterbefälle von Tag zu Tag. In der letzten Woche starben allein 46 Mann, die sämtlich an Lungenentzündung und Unterleibskrankheiten zugrunde gegangen sind. Das Essen ist fast ein Hundefutter und höchst selten überhaupt gar gekocht und häufig in geradezu ungenießbarem Zustande. Die Bewachungsmannschaft ist aus den rohesten und gemeinsten Elementen zusammengesetzt und Kolbenstöße sowie Fußtritte sind an der Tagesordnung. Wir sind bereits so matt, daß wir uns über die Behandlung usw. gar nicht mehr aufregen. Als einer der Gefangenen nach erneuten Fußtritten die Geduld verlor und

Digitized by Google

seinen Peiniger niederschlug, wurde er sofort abgeführt und erschossen, um als abschreckendes Beispiel zu dienen, wie es später in einer Bekanntmachung hieß. Wenn es einen Gott gibt, wird er es den Engländern mit Zinsen heimzahlen. Dafür werden unsere Brüder schon sorgen, wenn sie unsere Leiden erfahren. Ich schreibe dies, damit es in den deutschen Zeitungen veröffentlicht wird. Der lange Brief hat mir viel Mühe und Anstrengungen gekostet und den Rest meiner Kräfte erschöpft. Ihr wißt jetzt wenigstens, wie wir behandelt werden und was diejenigen erwartet, die das Unglück haben, in englische Gefangenschaft zu geraten. Tausendmal lieber auf dem Schlachtfelde fallen inmitten der Kameraden, als solch ein Schicksal!"

Wie ich höre, sind der Bruder von Sir Edward Grey und der Sohn des französischen Ministers Delcassé in deutscher Gefangenschaft. Ich kann nur raten, diese beiden Herren zunächst einmal in einen wirklichen Schweinestall einzusperren mit den natürlichen Insassen als Gesellschaft, das wird auf die Stimmungen in London und Paris ganz anders zurückwirken als 10 gewonnene Schlachten.

Übrigens scheinen die Vergeltungsmaßregeln der Kaiserlichen Regierung in London schon Eindruck gemacht zu haben, wenigstens klingt das, was Mr. Asquith im Unterhause über die Behandlung der Deutschen und speziell deren Zukunft vor einigen Tagen äußerte, schon erheblich zahmer, als was ich im August und September dieses Jahres von sehr vielen gebildeten Engländern über denselben Gegenstand gehört habe, und was die englische Regierung damals tat. Wenn es wirklich nur darauf ankäme, die Schuldigen, das heißt die Spione mit der Maßnahme der Verhaftung zu treffen, so war eine so lange Inhaftierung von ganz Unschuldigen doch sicherlich nicht nötig; vor allem war es nicht notwendig, sie durch schlechte Behandlung direkt zu malträtieren. Ich will hoffen, falls Großbritannien einen Teil der deutschen Zivilgefangenen nun endlich freiläßt, daß die Kaiserliche Regierung diesen Schritt nicht ohne weiteres nachahmt. Überhaupt sehe ich nicht ein, weshalb wir mit unseren Repressalien in so methodischer Weise vorgegangen sind.

Zunächst war es meiner Ansicht nach nicht nötig, der britischen Regierung noch ein Ultimatum von acht Tagen zu stellen, nachdem so viele Beweise vorliegen, daß sich diese Regierung über die Genfer Konvention einfach hinweggesetzt hat, überall da, wo es ihren Interessen entspricht. Ich hätte den Herren voraussagen können, daß dieses Ultimatum von London gar keiner Antwort gewürdigt werden würde. Sodann sehe ich nicht ein, weshalb wir mit unseren Maßregeln uns auf das Maß der Fremden gegen uns zu halten brauchen; weshalb will Deutschland nicht

Digitized by Google

die Initiative nehmen, um so eher wird es die andern zur Anerkennung internationaler Verträge zwingen. Sie haben uns auf der ganzen Erde als brutale Mordbrenner gebrandmarkt, und die ganze englische Welt hat es monatelang geglaubt und glaubt es noch. Wozu dann diese Rücksichtnahme?

Wie man in Deutschland überhaupt über solche Sachen denkt, ersehe ich aus einer Bemerkung eines meiner eigenen Bekannten, der meinen Aufsatz im „Tag" gelesen hatte. „So zu handeln," sagte er, „sind wir Deutsche zu anständig. Peters, haben Sie denn gar kein Moralitätsgefühl?" Ich fragte ihn, ob er es für anständig hielte, die eigenen Landsleute im Feindesland im Stich zu lassen? Und was das Moralitätsgefühl anbetrifft, so konnte ich ihn auf den Spruch in der Bergpredigt verweisen: „Alles, das ihr wollet, daß euch die Leute tun sollen, das tut ihr ihnen auch." Was auf gut deutsch heißt: Was du nicht willst, daß man dir tu, das füg' auch keinem andern zu! womit in diesem Fall die Engländer gemeint wären.

Von allen Orchestern in London wurden gleich nach der Kriegserklärung sämtliche deutsche Direktoren und Musiker ohne einen Pfennig Entschädigung entlassen. Und nicht nur die Professoren, sondern auch die in Deutschland gemachten Musikinstrumente wurden auf die Straße geworfen. Hier wurde auf der Königlichen Hochschule für Musik ein Franzose, der Professor Marteau, sistiert, aber sein Gehalt wird ihm nach wie vor ausgezahlt. Herr Professor Kulenkampf erklärt in einer Berliner Tageszeitung, daß dies der Rechtslage entspräche. Entspricht es der Rechtslage weniger, wenn die deutschen Musiker auch in London ihr Gehalt weiterbeziehen würden? Der Krieg gilt aber dort als force majeure, welche Kontrakte ohne weiteres auflöst. Wir alle, die wir in London wohnten, haben darunter zu leiden gehabt. In Deutschland entspricht es der Rechtslage, daß ein Franzose, dessen Landsleute wehrlose Deutsche auf das brutalste behandeln, sein Gehalt auch im Kriege weiter bezieht.

Ich erfuhr vor kurzem von einem jungen Mädchen, welches die Königliche Elisabeth-Schule besucht, daß eine Polin, die dort Lehrerin ist, die bodenlose Unverschämtheit besessen hat, ihren Schülerinnen gegenüber auf die Deutschen zu schimpfen; aber nicht nur das, sondern als die Schülerinnen sich darüber beim Direktor dieser Schule beschwerten, erklärte der, er wolle mit Maßregelung warten, bis sich dieser Fall einmal wiederhole. Das hätte in London passieren sollen! Da wäre die Deutsche nicht nur ohne weiteres an die Luft gesetzt, sondern hätte entweder von der Regierung so und so viele Jahre Zuchthaus bekommen oder wäre vom Pöbel in Stücke zerrissen worden. Das hätte eine Deutsche drüben auch gar nicht gewagt.

Digitized by Google

Das alles liegt dem Deutschen nicht! Die Maßregeln der Regierung machen mir den Eindruck, daß sie auch heute noch von Leuten beraten wird, welche England und die Engländer gar nicht kennen, oder nur ein nebelhaftes Gebilde von ihnen im Kopfe herumtragen. Wenn aber unser Volk auch durch diesen Krieg nicht lernt, Fremde angemessener zu behandeln, so sind alle seine Opfer umsonst gewesen, und es bleibt dauernd eine Nation vierten oder fünften Ranges auf der Erde wie bisher. Weshalb sind die Repressalien zum Beispiel nur gegen England gerichtet und nicht auch gegen die Russen und Franzosen, die ja ebenfalls, soweit wir wissen, die Deutschen skandalös behandeln? Man liest das täglich in den Zeitungen, aber was in den Zeitungen steht, ist natürlich nicht aktenmäßig. Wie kann man überhaupt eine aktenmäßige Feststellung dieser Tatsachen verlangen, wo doch die Betroffenen selbst alle in Gefängnissen schmachten, und ihr Schrei um Hilfe in den Mauern dieser Gefängnisse verhallt. Ihre Briefe, vor allem nach Deutschland, werden sorgfältig kontrolliert. Ich besitze eine Reihe Schreiben von Angehörigen solcher Gefangenen hier aus Deutschland, welche das, was ich in London schon hörte, völlig bestätigen. Ich würde dieselben auf Verlangen gern zur Verfügung stellen. Von den Franzosen ist solche Behandlung Deutscher um so unverschämter, weil die deutschen Armeen zurzeit in Frankreich, nicht aber die französischen in Deutschland stehen.

Das deutsche Volk weiß, daß es diesen Krieg um Sein oder Nichtsein führt. Aber es scheint nicht zu wissen, daß es ihn auch zur Verbesserung seiner Weltstellung im allgemeinen zu führen hat. Ich habe unsere Landsleute in sehr verschiedenen Staaten kennen gelernt. Es war überall dieselbe Geschichte: Die deutschen Behörden behandelten die Ausländer mit Handschuhen, ihre eigenen Angehörigen aber mit Unfreundlichkeit. Wie kann aus einem solchen Volke ein Herrenvolk werden? Das Wort Bismarcks: „civis Romanus sum“ ist in Wirklichkeit nirgends zur Tat geworden. Ich nehme wenigstens an, daß die cives Romani nicht überall das hündische Gefühl hatten, welches ich an meinen deutschen Landsleuten meistens wahrzunehmen Gelegenheit hatte.

Ich selbst hatte Veranlassung, bei meiner persönlichen Anmeldung auf der hiesigen Polizei die Verschiedenartigkeit des Tons in der Behandlung zwischen Deutschland und den westlichen Staaten feststellen zu können. Der Ton der Beamten war zum mindesten unhöflich, um nicht zu sagen grob. Wenn Preußen wissen will, weshalb es so wenig Absorptionsfähigkeit in Polen, in Elsaß-Lothringen, selbst in Hannover und Schleswig-Holstein besitzt im Vergleich mit den Engländern in Kanada oder in Südafrika, so braucht es nur die Tonart seiner unteren Beamten zu studieren, um dahinter zu kommen.

Digitized by Google

In England und Frankreich besteht überall die Spionenangst vor den Deutschen, weil Engländer und Franzosen es für selbstverständlich halten, ihrem Lande zu dienen. Ich bin überzeugt, daß viele englische und französische Lehrerinnen hier in Deutschland, grooms, Kutscher und ähnliche Dienerschaft in herrschaftlichen Häusern systematisch Spionage betreiben. Infolgedessen fürchten sie dieselbe von den Deutschen, obwohl es im allgemeinen keine loyaleren Untertanen in fremden Landen gibt als gerade diese Deutschen, und diese im allgemeinen gar nicht daran denken, ja nicht einmal wünschen, England und den Engländern zu schaden. Ein Deutscher, welcher 20 Jahre in London gelebt hat, sieht auch in der Regel englischer aus als die Engländer, während sein Bruder, der vielleicht 20 Jahre in Paris wohnte, den Franzosen an typischer Eigenart übertrifft. Dies ist noch das einzige, was mich mit der brutalen Behandlung der Deutschen in den feindlichen Ländern tröstet. Jetzt werden sie sich wohl alle wieder in gute Deutsche verwandeln.

Vieles muß und wird sich für das Deutsche Reich in diesem Kriege ändern. Im Augenblick gilt es ausschließlich den Sieg über die Feinde! Das Reorganisationswerk wird beginnen können, wenn der Friede einmal geschlossen sein wird.

Übrigens möchte ich, nach berühmten Mustern, an dieser Stelle einmal öffentlich erklären, daß ich persönlich stets, auch im Kriege, zuvorkommend in England behandelt worden bin. Aber hören wir einmal auf, immer nur an uns selbst zu denken, denken wir wenigstens in dieser großen und ernsten Zeit einmal alle nur an das gemeinsame Ganze, an unser Vaterland!

Digitized by Google

Die Stieglhupfer.

Eine Bauerngeſchichte aus dem Bayreuther Lande.

Von Hans Raithel in Lüdenſcheid.

3.

Als Adel heim kam, war es eben Zeit, die Leute aufzuwecken. Er zog ſich raſch um, trieb Knechte und Mägde aus dem Bette und hantierte dann in Stall und Stadel ſo alert, als hätte er die ganze Nacht geſchlafen.

Sein Bauer hatte heute noch größeres Haarweh als geſtern. Bis zwölf Uhr hatte er die Wirtin bewacht; er konnte mit dem beſten Willen nicht auf. Die Marget war wirklich ein Herzenskummer für ihn. Adels Mutter ſah recht, die einzige im Dorf, die es ſah; die Sorge für ihren Adel ſchärfte ihren Blick. Der Bauer hatte ein Auge auf die Marget, d. h. er war nicht gerade verſchoſſen in ſie, er wollte ſie nur als ſeine Zukünftige konſervieren.

Er war kein Böſewicht; er wußte, daß es ſich nicht gehörte, bei Lebzeiten ſeiner Frau auf eine andere zu ſchauen. Aber konnte er dafür, wenn er mußte? Konnte er einen Fremden auf ſeinem Stammhaus ſehn? Wenn ſich die ſchöne Gelegenheit gab, daß er es für ſich bekommen konnte?

Nie wäre es ihm bei Lebzeiten ſeines Bruders eingefallen, daß er irgendwelches Anrecht auf das Wirtshaus hätte. Das gehörte nach dem Recht dem Jüngeren. Er ſelbſt hatte ſich beizeiten nach einer andern Partie umgeſchaut, und da er ein netter Junge war, brav, ordentlich und nüchtern, obwohl ein luſtiger Paſſagier, trefflicher Ackerbauer dazu, da er zudem einiges Geld hatte, ſo gelang es ihm die Erbin eines Hofes zu gewinnen, die ihn gerne ſah. Die Leute dachten nun, mit dem Hof hätte er auch das Glück gefangen. Was fehlte ihm denn? Geld hatte er, Güter hatte er; er hatte eine brave Frau und keine Kinder, dieſe Sorgenquellen. Wie mußte man ſich über die Plagen ärgern, wenn ſie größer wurden und taten was ſie mochten!

Der Michel aber dachte anders. Ihm verdarb es ſchon damals die ganze Freude am Hof, daß er keine Leibeserben haben ſollte; daß, wenn ſeine Frau noch lange lebte, der Hof auf Verwandte überging, weil ſie kinderlos blieben. Ein Kind war durch Operation von ihr genommen worden und ſie hatte keine Ausſicht mehr, eines zu gebären. Drum hoffte er — und fand es wohl ſelber nicht ſchön, daß er hoffte — ſeine Frau werde dahin gehn, damit er eine andre bekäme, um Leibeserben mit dieſer zu erzeugen.

Er tröſtete ſich wegen der Ungehörigkeit dieſer Hoffnung: er war gegen ſeine Frau ja gar nicht undankbar; er war ihr treu; er beſchleunigte ihr Ende nicht im geringſten. Wie leicht hätte er ſie zu Tode ärgern können! Er fand ſich nur mit Faſſung ins Unabänderliche. Wie aber ſeine Frau drei Jahre krän-

Digitized by Google

kelte, ohne daß es schlimmer wurde, da fing das Unabänderliche an, seiner Fassung etwas lang zu werden.

Da starb sein Bruder. Noch ehe er begraben wurde, sah Michel die herrliche Gelegenheit. Sie verdarb ihm die ganze Trauerstimmung. Wie, wenn er die Witwe nahm? Zwei Glücksfälle winkten ihm auf einmal. Sein Stammhaus fiel nicht in fremde Hände, sondern in seine, und für seinen Hof versprach ihm Marget Stammhalter grad genug.

Durfte sich nur seine Frau mit ihrem Ende etwas mehr beeilen.

Aber sie beeilte sich nicht. Dritthalb Jahr war sein Bruder gestorben, seine Bäuerin kränkelte seit sechs, aber es wurde nicht schlimmer mit ihr. Sie konnte noch drei Jahre kränkeln, bis sie starb und dann noch ein Trauerjahr! So lang, sah er wohl, war die Marget nicht zu hüten.

Was tun? Sich scheiden lassen? Er hätte dann wohl sein Hereingebrachtes herausbekommen, aber den Hof aufgeben müssen, der ihm für den Fall, daß seine Bäuerin starb, fest zugeschrieben war, da sie in Gütergemeinschaft lebten. Auch wollte er seiner Frau den Schmerz nicht antun, die am Ende, wenn die Scheidung ausgesprochen war, aus Gram starb, und er hatte den Hof leichtsinnigerweise aus der Hand gegeben. Zudem war das Scheiden nicht leicht und ein geschiedener Mann unmöglich. Keine Wirtin hätte ihn gemocht. Ihm selber hätte vor sich gegraut, in solcher Mißachtung stand ein Geschiedener. So wartete er denn weiter in Geduld.

Das heißt äußerlich; innerlich verging sie ihm. Der Teufel auch! Aus der Umgegend sammelte sich immer mehr allerlei Gelichter, das da im Wirtshaus einkehrte, ohne andern Grund, als um die Marget anzuschauen. Der und jener dachte sich ins warme Nest zu setzen, in den Wirtshof, den Michel seinem Freund nicht hätt' vergönnen mögen.

Und sie? O die war mit allen freundlich. Wär er der Vormund nicht gewesen, der Schwierigkeiten machen konnte, nach einem Jahr schon hätt' sie einen Wirt gehabt. Er nannte oft ihren Heiratsdrang mit schaudervollen Namen, es half vielleicht vier Wochen; dann schmeichelte er ihr wieder: „Laß Dich nicht mit dem ein, Marget;" es half andre vier. Er ließ sie's durch die Blume merken, sie möge sich nur gedulden, es gebe sich die herrlichste Gelegenheit; sie verstand gar nicht; sie dachte, er meine einen X. in Y. Und er konnte ihr doch nicht mit dürren Worten sagen: „Sieh, wart ein wenig, dann können *wir* uns nehmen. Meine Alte stirbt doch bald." So was bleibt nicht in vier Wänden, es dringt durch, und im Dorf wär Zeter und Mordio gewesen ob seiner Red, und er konnte sich vor Schand nicht mehr blicken lassen.

So blieb ihm keine Wahl als die Wirtin zu bewachen und sie nicht mehr aus dem Garn zu lassen. Er, der früher exemplarisch nüchtern gewesen, trotzdem er aus einem Wirtshaus stammte, ging erst alle Samstag und Sonntag,

Digitized by Google

dann, wenn sichs nötig erwies, oft auch an manchen Werktagen ins Wirtshaus. Und endlich bewachte er Marget auch oft, wenn keine Gefahr vorhanden war. Er ging dann nicht ab, es sei denn als letzter Mann. So fiel er denn oft ins Bierfaß, wie man's nennt. Und da er nicht die starken Nerven dafür hatte, so hatte er zuweilen einen Jammer darauf, daß ihm die Welt, die Marget und er selber zuwider war.

Da faßte ihn denn gleich ein Grimm, wenn er nur einen solchen Kunden, von dem er vermutete, er hätt' ein Auge auf die Marget, im Wirtshaus sah. Alle Mittel hielt er für erlaubt, den Gesellen loszuwerden. Ein halbes Dutzend Männer aus dem Dorf waren ihm gern zu Diensten, wenn sie ein paar Maß Bier verdienten: da war der Maurershans, der Schmied, der Schäfer und der Schneider, die ihm gern gefällig waren. Einmal zog man dem Freier, wenn er von einem kleinen Ausflug nach dem Hof zurück kam und beim Hereinkommen sich nicht gleich niederließ, den Stuhl weg, daß er sich unsanft in die Stube setzte, zum allgemeinen Gaudium, und wenn er sichs nicht gefallen ließ, entstand eine Schlägerei, daß er's nicht mehr wagen durfte, ins Haus zurückzukehren; oder man schmierte ihm das Gesicht bei einer Gelegenheit voll Ruß und wollte sich den Bauch halten vor Lachen, und der Gefoppte kam lange nicht dahinter, worüber die Bande lachte; oder man streute ihm Juckpulver in den Kragen oder ein Schlafpulver ins Bier, daß er bald anfing, fürchterlich zu schnarchen, oder man tat ihm was ins Glas, daß er fortwährend laufen mußte. Ging der Kunde in dunkler Nacht nach Hause, so traf er auf dem Weg mit Freund Unbekannt zusammen, der ihn ohne weitere Erklärung nahm und durchhieb. Oder wenn er am Bahrhaus, oder am Kirchhof vorbei mußte, raschelte es drinnen und eine Stimme flüsterte: „Pst! Pst! Komm'rein; ich wollte dich so bald holen." Oder hatte er Begleitung, so stürzte eine ganze Bande aus dem Busch und drosch die heitere Gesellschaft, ohne daß je herauskam, wer die Täter waren. Er hätt' oft gehört, an der Stelle sei's nicht richtig, sagte Michel, wenn man's ihm erzählte. Wenn alle Stränge rissen, und der Betreffende sich nicht vertreiben lassen wollte, fing der Bauer einen Streit mit ihm an, der mit grausen Worten endete. Mit der Erlaubnis des Vormundes war es aus. Einmal kam ein Witwer aus der Umgegend, ein vorsichtiger Mann, der bei Tag heimging und bei dem nichts verfangen wollte. Er kam immer wieder, mit zwei andern, und gegen sechs Augen war auch mit Pulver schwer aufzukommen. Da riß der Michel einmal die Tür auf und schob die drei Kinder herein: „Seht, das ist euer künftiger Vater! schaut ihn an!" So mußte die Frucht noch vor der Reife fallen. Marget überrascht, schwur, es sei nichts daran und sagte in der Übereilung ein paar Worte, daß sich der Freier nicht mehr sehen ließ.

Sie mußte sehen, was Michel wollte, aber es war grad, als möchte sie nicht.

Digitized by Google

An Georgi früh morgens, dem Tag da Liese mit Andres nach Bayreuth fahren wollte, schickte die Alte zum Vormund hinunter, er möchte hinauf kommen. Das Pferd gefalle ihr nicht, das müsse krank sein.

Der Bauer war noch im Bett; ihm war auch nicht wohl, oder wollte er nicht gehen. Er hatte mit der Moretin einen Handel wegen einer Wiese, die gelegen an seine Güter grenzte, während sie für die Moretin ganz draußen und hinausgeschoben lag. Er hätte sie gern gekauft. Nicht, daß er sie ihr als Vormund abdrücken und abpressen wollte; er wollte zahlen, was recht war, wollte auch tauschen, wenn sie das lieber hatte. Aber die Alte war eigensinnig. Sie war eine Witfrau, sagte sie; sie gab nichts vom Hofe her, damit ihr's die Enkel nicht später übel nahmen. Der Michel wandte ein, die möchten froh sein, daß sie die Extralauferei nicht hatten. Half nichts, die Alte blieb bei ihrer Red. Das hatte die Hilfsbereitschaft des Hügelbauern längst abgekühlt.

So sagte der Adel: „Bleibt nur liegen. Ich gehe schon hinauf. Ich verstehe doch auch etwas von Pferden."

Dem Bauern war es recht. Adel ging und nachdem er das Pferd betrachtet hatte, sagte er: „Es ist halt schon alt, euer Pferd und bedeutet ein neues. Das wird's wohl im Kopfe kriegen, da wird nicht viel zu machen sein."

Er blieb aber, einiges zu versuchen. Ihm lag nicht so sehr das Pferd auf, als die Lies; wie die sich heute benehmen werde, wenn der andere komme und wie, wenn er nicht komme.

Sie hatte beschlossen zu Fuß zu gehn, weil nichts andres übrig blieb. „Fahr ich euch halt mit dem Bauern seinen Pferden", sagte Adel. Sie wollte aber nicht.

Um halb neun Uhr war sie fertig. „Nun dürfte doch der Andres endlich kommen", sagte sie zu ihrer Mutter. Ungeduldig ging sie auf der Treppe hin und her. Er kam nicht und kam nicht. Sie schickte den Jungen, der auf den Weg hinaussehen sollte, ob er ihn nicht von ferne sähe; sie selbst ging hinaus, obwohl sie durchs Viertel des Dorfes mußte; sie kam wieder, ging wieder hinaus, um ärgerlich wiederzukommen. Sie fieberte vor Erregung. Ihre Geduld war nicht sehr lang und sie wartete schon dritthalb Stunden. Es läutete schon zu Mittag.

Adel hatte Mitleid mit ihr, wie sie fortwährend wie die Maus in der Falle hin und wieder lief. Nachdem es ihm lang am Herzen gebohrt hatte, sagte er endlich: „Wenn du auf den Audres wartest, ist dein Warten umsonst; der kommt heut nicht."

„Warum soll er nicht kommen?" versetzte die Lies. — „Woher willst du wissen, daß er nicht kommt?"

Adel zuckte mit der Schulter. „Er hat mirs gesagt, daß er am Görgentag nicht kommen werde. Es fiel ihm ein, er könne nicht." —

„Das ist Geplauder von dir", sagte Lies. „Dir wird ers schwerlich aufge-

Digitized by Google

bunden haben, was er will und was er nicht will". Und sie ging hinein in die Stube, im Gedanken, Andres habe seine Liebe verstecken wollen und deshalb so geredet. Endlich aber, als es zwölf Uhr läutete, hielt sie's vor Ungeduld nicht mehr aus. „Ich geh nach Heinersreut", sagte sie zu ihrer Mutter, in einem Ton, der keinen Widerspruch litt, und wirklich schnellte sie mit ihrem Handkörbchen auf der Treppe hin, zum Hof hinaus.

Der Adel war schon heimgegangen.

Nach Heinersreut sind gut dritthalb Stunden, sie brauchte aber kaum anderthalb, so war sie vor Andres Hof.

Er war nicht zu Hause, er war im Wald. Die Mutter, ihre Base empfing sie voll Erstaunen und voller Freude und wollte sie herein haben in die Stube. Sie konnte aber nicht, sagte sie, sie mußte durchaus erst mit Andres reden. Die Base wollte mit, ihr den Weg zu zeigen; sie müsse sich nur erst ein wenig umziehen, sie solle doch ein wenig hereinkommen. Aber Lies, die wußte, wenn sie drinnen war, mußte sie ein wenig essen, plaudern, Rede stehn, warum sie mit Andres sprechen müsse, Liese ließ sich nicht erbitten, sie wollte außen warten.

Während die Base verletzt von ihrem sonderbaren Benehmen und verwundert, was es wohl haben möchte, hineinging, sah Lies eine alte Frau, die sie geschwind ausfragte, wo der Andres wohl sei. Die wußte es zufällig, und da Lies sich den Weg allein zu finden getraute, ging sie aus dem Hof, ohne erst auf die Base zu warten, unbekümmert darum, was der Anstand gebot und was gegen den Anstand war.

Sie fand den Andres, wie er Stöcke grub, Stöcke von Tannen, die man zu Bauholz umgesägt hatte. Er war erst neugierig, was für ein Mädchen dahergeschwanzt kam und war zum Tod erschrocken, als er sah, es war die Lies.

„Na", sagte sie, ohne weitere Begrüßung und Einleitung. „Da bist du? Hast du's vergessen, daß du auf die Görgenkirchweih wolltest oder ist sonst was los?"

Andres, in dieser Weise überfallen, wußte nicht, was sagen. Er trockte herum, wollte sich entschuldigen, ohne die Sache zu verraten, gab Andeutungen, und da sie fragte wie ein Untersuchungsrichter, so hatte sie aus den Viertelsantworten, die er gab, bald heraus, daß die Dorfbuben es nicht leiden wollten, daß er sie nahm.

Sie lachte, aber nicht fröhlich wie sonst, sondern bitter und tadelnd. Wer hatte es ihm denn ausgerichtet? Der Adel? Und er, Andres, fürchtete sich vor den Buben? Die konnte er leicht versöhnen. Mit einem oder zwei Faß Bier. Da versoffen sie ihre ganzen Grundsätze. Sie kannte die Gesellschaft. Zu geizig waren sie, ein Glas Bier zu kaufen, aber wenn man ihnen eins spendierte, da waren sie wie die Mücken darüber und ersoffen darin. O deretwegen sollte er nur getrost kommen. Sie hatte sich ja keinen von ihnen als Schatz angestellt; wenn

Digitized by Google

das wäre, dann könnte sie sich denken, daß sie zusammenhielten wie die Kletten und nicht locker ließen. Aber so würden sie sich schon trösten.

„Sie sagen ja, doch", versetzte Andres, „einer hätt' ein Auge auf dich geworfen."

„Auf mich? Wer ist der?"

Andres wußte es nicht und sie konnte sich auch keinen denken. „Weißt was?" sagte sie, „du packst dich jetzt zusammen und wir gehn miteinander auf die Görgenkirchweih. Daß sie sich daran gewöhnen. Unsre Buben mein ich. Dir schadets nicht. Du bist weit vom Schuß. Nach Heinersreut kommen sie nicht. Höchstens ich habe zu leiden und mir verschlägts nichts. Ich halte einen Puff aus. Und mit der Zeit werden wir schon gewinnen."

Andres wollte aber nicht. Er wandte dieses ein und jenes ein, ein Grund schwächer wie der andere. Er fühlte, wie jämmerlich er redete, aber er konnte ihr doch nicht sagen, daß er geschworen hatte und daß er geschworen hatte, nicht zu verraten, was er geschworen.

Sie verlor endlich die Geduld.

„Nun sag endlich gerade hinaus, willst du mich oder willst du mich nicht?"

„Ja, ich wollte dich ja recht gern, Lies", sagte er.

„Gut, so beweis es vor der Welt und geh mit."

„Aber ich kann nicht, Lies, und kann dir gar nicht sagen, warum nicht."

„So willst du mich also doch nicht?"

„Wir müssen tun, als wären wir auseinander, nur für ein Weilchen, Lies."

„Ist das dein letztes Wort?"

„Vielleicht sag ich dir einmal warum. Warum's so sein muß."

„Nun, dann Ade", sagte sie. „Laß dich einwickeln, daß kein Wind an dich kommt. Ade." Und sie warf ihm, indem sie sich wandte, einen Blick zu, der ihm durch die Seele ging, und der bedeutete, daß sie ihn für den feigsten Feigling hielt.

Auf dem Heimweg, als sie etwa noch eine Viertelstunde von ihrem Dorfe war, sah sie Adel, der mit seinen Pferden auf einem Felde ackerte. Nicht weit von ihm ging Karl, der Wurzeln und Steine las und sie in einem Korbe sammelte. Die beiden kehrten ihr den Rücken zu. Einen Augenblick dachte sie an ihnen vorbeizugehen, aber ihre Ungeduld, Gewißheit über allerlei zu bekommen, litt es nicht. „Karl," rief sie, „sag einmal dem Adel, er soll einen Augenblick zu mir herkommen."

Sie hätte gleich den Adel selber rufen können, er war keine drei Schritte weiter entfernt als der Karl, aber es schien ihrem Zorn besser, ihn indirekt anzurufen. Adel hatte übrigens gleich gehört und wartete nicht, bis Karl ihm die Botschaft sagte. Er ließ mit einem „Höh, Mäusle, halt", die Pferde stehn, löste ihnen die Stricke vom Pflug und ging zur Liese hin.

„Du?" sagte er. „Bist du schon von der Kirchweih heim?"

Digitized by Google

„Ich war gar nicht da," sagte sie. „Ich war beim Andres."

„In Heinersreut?" stutzte Adel und sah erstaunt auf sie.

„Ja in Heinersreut. Ich wollt sehn, warum er nicht kam. Schöne Sachen habt ihr Buben wieder angerichtet."

„Was für Sachen?" fragte Adel.

„Als ob ich euch was anging. Dem Andres zu verbieten, daß er zu mir kommt!"

„Hat der Andres was gewaist?" fragte Adel.

Lies lachte bitter. „Der braucht nicht zu waisen. Da kommt man schon so dahinter. Das müßt ein dummes Frauenzimmer sein, das aus dem Trocken und Stottern und Schweigen und Ausreden eines Mannsbilds nicht herausbrächt, was dahinter ist. Nun ihr habt's erreicht. Zwischen uns, dem Andres und mir, ist's aus".

„Nun, dann ist's ja gut," dachte Adel.

„Aber wissen möchte ich doch," fuhr Lies fort, „was ich euch eigentlich angeh. Ich hab doch keinen Anhang unter euch. Da soll einer ein Aug' auf mich geworfen haben, so ein alberner Ding. Deswegen könntens die Buben nicht leiden. Nun möcht ich doch gern wissen, wer er ist, der Aff, der dumm, der hinterhältige, der mir noch kein Wort davon gesagt hat."

„Kannst du ruhig hören, bis ich zu End bin?" sagte Adel, „mußt aber nicht dreinplaudern, bis ich gesagt, und du verstanden hast, was ich mein."

„Nu meinetwegen, ich kann wohl an mich halten," versprach die Lies. „Ihr habt's ihm also wirklich verboten, dem Andres, verch zu kommen?"

Adel sann einen Augenblick nach. Er war doch ein wenig auseinander, daß er sich so plötzlich erklären sollte. Dann fing er an:

„Lies, ich wär gar nicht auf jeden Fall dagegen, daß einer von außen ins Dorf käme. Wenn ein Mädchen da ist und findt sich keiner im Dorf für sie, dann in Gottes Namen, soll sie einen von außen nehmen. Aber wenn welche im Dorf sind, die passen, dann wär's Sünd und Schande, wenn man von außen holte, was man im Dorf haben kann. Und in unserem Dorf sind mehrere für dich. Du brauchst dich bloß umzusehn."

„Aber einer hätt' ein Aug auf mich geworfen, wer ist denn der?"

„Wart nur bis ich ausgeredt hab."

„Ist's der Korngörg?"

„Nein, der nicht."

„Der Bachnickel vielleicht?"

„Auch nicht."

„Viel wird nicht an ihm sein, wenn ein anderer erst für ihn reden und sorgen und die Suppe blasen muß."

„Es muß keiner für ihn reden und sorgen und die Suppe blasen. Es ist ein

Digitized by Google

Bub, der für sich selber blasen kann. Kein Hasenfuß, der gleich in die Hütte kriecht, kein Hanskasper, der nicht weiß, was er redt, kein lahmer Hans, der nichts fertig bringt, sondern unerschrocken, gesetzt und fleißig und geschickt, nüchtern und sparsam. Er mag nicht zuviel Geld mitbringen, aber er bringt Verstand und Fleiß mit, wie man ihn braucht, um einen Hof in die Höh zu bringen; er mag nicht mehr so ganz jung sein wie der Andres, das ist ja noch ein Junge, kaum aus der Schul gekommen, er mag also nicht mehr so jung sein, aber er kann sich dafür in Respekt setzen, vor Dienstboten und andern Leuten, daß ihm keiner das Maul schmiert und derweil ein anderer die Ordnung und den Gehorsam aus dem Haus trägt; Zucker zum Schlecken ist vielleicht nicht viel an ihm, aber er ist gutes, schwarzes Brot, wie man's nur backen kann, wenn das Korn warm gewachsen und trocken hereingekommen ist."

Hier konnte ihn Lies nicht weiter reden lassen. Ihr war ein Gedanke gekommen, der sie zu sehr beschäftigte, als daß sie daran hätte vorübergehen können.

„Wer ist denn der Bub?" fragte sie wieder.

Nun wollte Adel seine Karten nicht offen vor sie legen, eh er wußte, was sein Bauer darüber dachte. Er antwortete also:

„Wer es ist, das ist einstweilen gleich."

Die Lies sah ihn zweifelnd an.

„Du bist's doch nicht etwa selber?"

„Das hab ich nicht gesagt; es ist ganz gleich, wer's ist, Lies."

„Der bist freilich du. Die Beschreibung paßt ja auf und nieder."

Nun hatte sich Adel so beschrieben, daß es nach seiner Meinung gar kein schöneres Gemälde geben konnte. Er genierte sich also schließlich auch nicht mehr. Er konnte ihr ja aufgeben, nicht vorzeitig darüber zu plaudern.

„Und wenn ich's wär, Lies", sagte er weich, „wär das nicht ein schöner Zusammenpaß?" Und er wollte die Hand aufheben, um ihr die Backe zu tätscheln. Lies wich aber zur rechten Zeit zurück.

„Ein Zusammenpaß?" rief sie. „Ein Zusammenpaß? Was bildest du dir ein?" Und lachte hölzern. „Ich soll einen alten Mann heiraten; einen alten Mann, der bald graue Haare kriegt? Ade Adel! wenn ich nicht wüßt, daß du nichts trinkst, dächte ich rein, du hättest einen Rausch. Ade!"

Sie schwenkte zur Bekräftigung ihr Körbchen, ohne aber daran zu denken, daß das Körbchen auch ein Sinnbild ist, und ging.

Adel rief ihr nach: „Halt fein den Mund und mach keine Waiserei; du weißt schon wies waisenden Mädchen geht."

„Es tät mir's doch keins glauben", sagte sie und schritt dem Dorfe zu. Schweigen mußte sie ja wohl; den Mädchen, die etwas über einen Buben waisten und ihn ins Gerede brachten, ging es hutzelhart, in einer Zeit, wo die Buben zusammenhielten, nachts ungestraft in ein Haus einbrechen durften und

Digitized by Google

ohne, daß es zu verhindern war, das schuldige Mädchen mit Wasser begossen, oder sie durchhieben oder sonst eine Marter auszusinnen wußten.

Adel kehrte zu seinem Pflug zurück, spannte seine Pferde wieder ein und ackerte „hio hot" die Furche weiter. Der Junge las Steine an einem andern Ende des Feldes, schon seit das Gespräch begann. Er wußte, daß ein ordentlicher Bub, besonders wenn er dem Adel unterstand, nicht horchen durfte.

Adel war nicht zum besten gelaunt, aber keineswegs gedrückt. Wenn man junge Stierchen oder Kalbinnen oder Füllen eingewöhnt, darf man nicht empfindlich sein. Denn da giebts manchen Puff mit dem Horn, manchen Stoß mit den Hinterfüßen und manchen Fußtritt mit den vordern. Die Sache war wenigstens jetzt eingefädelt. Wer wollte sie ihm nehmen? Der Andres war ausgeschaltet. Keiner der Buben im Dorf würde ihm ein Bein stellen, wenn er seine Ansprüche geltend machte. Mußte er nur den Bauern auf seine Seite bringen. Und das würde ihm wohl gelingen, wenn er nur Zeit und Stunde zu nutzen wußte. War dann die Burg, die Lies, von allem Zuzug abgeschnitten und ein Vierteljahr nach aller Dorfbubenkunst belagert, dann mußte sie sich wohl ergeben.

4.

Der Hügelbauer, der Michel, hatte in neurer Zeit ein wenig Ruh mit Marget; seit er den letzten Bewerber hatte verhauen lassen, war kein neuer ernstlicher aufgetreten. Er bewachte die Marget nur, weil's ihm zur Gewohnheit geworden war, aus Pobellaun, d. h. aus purer Laune. Mit seiner Wett aber ging es abwärts. Die ward in den letzten Tagen schwächer und schwächer.

„Die treibt's nicht mehr lang", sagte der Knorzenbauer, der kranke Leute gleich sterben ließ.

Der Michel glaubte es auch, so oft sie ihn schon enttäuscht.

Drei Tage nach Georgi war ihr besonders schlecht. Sie wäre besser im Bett geblieben, aber hatte denn eine Bäuerin zum Kranksein Zeit? Sie krabbelte heraus und kochte und fütterte die Kälber, die sie der Magd nicht gerne überließ.

Nachmittags gelüstete sie nach Bier, d. h. nach einer Suppe davon. Der Karl war da; er hätte leicht ein Seidel holen können, aber der Bauer fand den Vorwand günstig, einen Sprung ins Wirtshaus zu tun; er wollte den Gang selbst besorgen.

Im Wirtshaus fand er Unterhaltung; ein Bauer aus einem Nachbarsdorf war da; da konnte er denn doch nicht gleich weg, und als dieser sich empfahl, war „wie die Zeit verging" bereits eine Stunde rum und Michel hatte schon zwei Seidel.

Eben wollte er sagen: „Marget schenk nochmal ein. Ich trag es meiner Lies nach Haus." Da stürzte der Karl herein.

Digitized by Google

„Bauer, ihr sollt gleich heim. Die Bäuerin ist tot.“

„Glaub gar“, sagte der Bauer, „schwer krank vielleicht, oder sie liegt in Ohnmacht.“

„Nein“, behauptete der Junge, „sie liegt im Bett und ist tot. Der Nachbar sagt, er kennt's; da hilft nichts mehr. Geht nur heim und schaut selber.“

Der Michel wäre gerne heimgegangen, aber da war die Stube wohl voll Leute und er wäre gern in Tränen ausgebrochen: „O Wett, o Wettle, was machst du Sachen!“ Das schickte sich, sah er wohl ein, weil er ihr viel verdankte. Die Tränen kamen ihm jedoch in der Regel hart und in diesem Fall besonders, wo nur etwas eintraf, was er längst erwartet hatte; da konnte er schwerlich auf ein paar Zähren rechnen, wenn er nicht zuerst ein wenig preßte und sich übte.

„Geh nur gleich“, drängte ihn die Wirtin.

„Geh nur du“, sagte er. „Ich kann jetzt nicht heim. Es tät mir zu weh. Der Schlag ist gar zu plötzlich; wenn ich all die Leute seh! Ich muß erst ein wenig warten, damit ich nicht vor den Leuten die Mannheit verlier und grad-naus grein.“

So ging er nicht nach Hause, sondern erst zur Retl, die einen kleinen Laden hatte, und bei der er Tabak kaufte.

„Denk dir nur, Retl“, sagte er, „meine Wett ist tot. Eben hab ich's gehört. Ich traue mich gar nicht heim; wenn ich sie jetzt liegen säh, kalt und starr, es käm mich zu hart an.“

Und die Retl brach in Jammer aus: die gute, gute Bäuerin! und zählte unter Tränen ihre Gutheit auf: was hatte die an Armen, was an andern Leuten getan! Ihr traten die Tränen dick aus den Augen.

Dann ging er zur Schäferin. Die hatte acht Kinder und erfreute sich der besonderen Hilfe der Bäuerin, die ihr, wenn sie zu ihr kam, immer eine Menge mitgab: Mehl, Hutzeln, Obst, auch Geld, und die einen solchen Ausfall besonders spüren mußte.

„Denk dir nur, Käthl,“ sagte er, „meine Wett ist tot. Eben hab ich's gehört. Ich traue mich gar nicht heim. Ich kann sie nicht liegen sehn, kalt und starr.“

Und die Käthl schlug die Hände zusammen, setzte sich in eine Ecke und fing an zu weinen. Es strömte nur so von ihren Backen. Wo gab es eine zweite! Ach, daß die Guten gingen und die Unguten oft blieben! War das eine Ungerechtigkeit auf der Welt. Es schüttelte sie nur so. Und der Bauer, im Innersten ergriffen, ging hinaus. Dann suchte er die Bergbäuerin auf, die eine weiche Seele hatte. Sie war die alte Pate seiner Wett.

„Denkt euch nur, Base“, sagte er. „Meine Wett ist tot. Eben hab ich's gehört. Ich trau mich gar nicht heim. Wenn ich sie so sehen soll, kalt und starr!“

Und der Alten fuhren auch gleich die Tränen heraus. „Das arme Kind! das arme Kind.“ O wie die Zeit verging, wenn sie ihr den Patenbündel brachte,

Digitized by Google

wie sie neugierig war! Wie sie plauderte! Und sie erzählte, so weit es das Schluchzen erlaubte, manches Stückchen oder manche Red von ihr, die ihr gutes Herz bewies.

Der Michel weinte ein ganzes Stückchen mit ihr.

Dann ging er zur Bachbäuerin, die ihre liebste Kamerädin gewesen war und die mit ihr gebeichtet hatte, dann zur Zimmerbäuerin. Die Wett war die Pate der kleinen Zimmerwett und diese holte das sechsjährige und hielt ihr eine Rede, was sie für eine Pate gehabt, die sie nie vergessen sollte. Dann suchte er die alte Schusterin auf, die im Bett lag und der die Bäuerin so oft eine gute Suppe gebracht. Und überall sagte er: „Denk dir nur, Bas oder Wett oder Kundel, meine Wett ist tot. Eben hab ich's gehört. Ich trau mich gar nicht heim, so greift's mich an, wenn ich sie nun sehn soll, kalt und tot."

Und überall der gleiche zu Herzen gehende Jammer. Er konnte getrost nach Hause gehen. Jede Lust zur Freude war ihm vollständig vergangen. Er hätte mit einem Strom von Tränen an ihrem Sterbebette niedersinken können. Aber noch wars ihm nicht genug. Er verspürte ein gewisses Wohlgefühl in dieser Empfindung der Trauer. Er ging ums Dorf herum, um von oben in den Kirchhof zu kommen und zu sehn, wo seine Frau nun begraben wurde. Neben der Kreuzers Doret. Er hätte es so wie so wissen können, er war ja bei deren Leiche, aber er wollte die Stelle mit Augen sehn. Es war ein Mädchen voller Hoffnung, das sich beim Tanze im vorigen Jahr erkältet hatte, die Schwindsucht hatte sich angesponnen und sie war in der Blüte der Jahre gestorben. Er las den Reim auf ihrem Grabkreuz, er las die Reime auf den andern Kreuzen, er stellte sich den Tag vor, wo seine Wett begraben würde, wie sie im Sarge lag, bleich und starr, wie die Kinder kamen, die Leiche zu schauen, und dann die Trauerleute; wie die Weiber im Hause oder in der Stube oder im Hof ihr Lob sangen; wie es auf dem Turm oben stimmelte, wie die Träger den Sargdeckel, der am Hause lehnte, holten, um zuzumachen, wie er der Wett zum letztenmal die Hand gab: „Ade ade, Wett, auf Wiedersehn", wie dabei alle Weiber ihre Taschentücher vor die Augen hielten und laut aufweinten, wie der Sargdeckel über sie hinabsank und draußen im Hof der Chor mit dem Pfarrer und dem Kreuz erschien. —

Der Michel war so im tiefsten Herzen erschüttert, kein Gedanke, daß ihm eine Spur von Befriedigung mehr kommen konnte, die sich auf seinem Gesicht hätte verraten können. Die Tränen rollten ihm so schon dick über die Wange herunter, geschweige wenn er in sein Haus kam und all die klagenden Weiber vor sich sah. Er war nicht weit davon entfernt zu wünschen, sie möchte noch leben, er wolle lieber keine Marget.

Während er in seinen Hof hineinging und sich mit seinem Taschentuch die Augen wischte, horchte er auf das Getümmel und Klagen innen. Aber merk-

Digitized by Google

würdiger Weise kein Heulen, kein Jammer, nur eiliges Hin- und Wiedergehen und Türzumachen.

„Wo sind denn die Bohnen?“ rief innen die Marget ganz alert. Über den Hof kam der Karl her, voller Freude: „Bauer“, rief er, „die Bäuerin ist wieder gesund. Und sie kochen schon Kaffee. Das Haus ist voller Leut.“ „So?“ sagte er. „Das ist aber recht.“ Im Innern aber wünschte er, es sollte doch gleich ein siedendes Donnerwetter in den Kaffee schlagen. — —

Auch Adel kam nicht vorwärts.

Die Buben wandten damals oft ein merkwürdiges Mittel an, ein Mädchen herumzukriegen. Sie suchten es nachts in seiner Kammer auf, und dort zwischen Schlafen und Wachen ließ es meist leichter mit sich reden als bei Tag. Das Mittel versuchte auch der Adel; er schlich sich nachts im Moretshause ein, hatte aber keinen Gewinn dabei. Die Lies schlief gar nicht mehr in ihrer Kammer, sondern im Boden bei ihrer Mutter.

Ein paar Tage darauf passierte im Moretshaus ein kleines Unglück. Das alte Pferd brach zusammen. Es war keine Rettung mehr.

Adel half beim Hautabziehen und wie er einmal an der Lies vorüber streifte, sagte er in leichtestem Ton und wie im Spaß: „Na Lies? Wie wirds? Hast dich noch nicht besonnen?“

„Nein“, sagte sie in gleichem Ton. „Lieber will ich katholisch werden und eine Nonne und ins Kloster gehn, als daß ich einen alten Mann heirat.“

Die Antwort machte den Adel, der bisher des Sieges gewiß gewesen war, doch ein wenig traurig. Wenn noch der Vormund dagegen sprach, würde er wenig Aussicht haben.

Der Bauer merkte es bald an Gesicht und Stimme, daß ihm was fehlte.

„Was ist denn mit dir, Adel“, fragte er ihn einmal. „Du bist ja ganz labet.“

„O, es ist nichts“, versetzte Adel, „es wird wohl nur das Wetter sein.“

Ein paar Tage später fuhr Adel seinen Bauern in der Charrette nach Bayreuth. Ein Bauer pflegte sich sonst nicht gern fahren zu lassen, selbst wenn er die Pferde hatte, aber der Michel hatte sich neulich, als er von der Wache bei der Marget heimging, den Fuß verstaucht.

„Adel“, sagte er unterwegs, „mit dir muß doch was sein.“

„O bewahre“, sagte Adel.

„Du siehst aus wie einer, der verliebt wär und dem's nicht recht glückt.“

Adel lachte gezwungen. „Was ihr denkt.“

„Das Luder sollte man doch hauen“, scherzte der Bauer, „das einen Buben wie dich verschmäht.“

„Es könnte ja sein, vielleicht hab ich zu hoch angehauen und bin ausgerutscht“, sagte Adel, um gleichsam einen Fühler auszustrecken.

„Zu hoch“, sagte der Bauer. „Ein Bub wie du, treu, fleißig und geschickt,

Digitized by Google

kann doch nicht zu hoch anhauen. Sollten dir auch tausend Gulden zum richtigen Heiratsgut noch fehlen, das bringst du durch deine Person, durch deine Arbeit schon wieder ein. Ich brauch dich doch nicht abzuschildern, das weißt du alles selbst. Wer ist's denn also?"

Adel konnte nicht anders denken, als der Bauer spanne etwas und auf der Seite habe er schon gewonnen. Er fing also an:

„Ich darfs gar nicht gestehen, Bauer."

„Warum denn nicht?"

„Ihr zankt mich tüchtig aus."

„Behüt. Heraus damit."

Und so gestand denn Adel halb umgewendet — er saß auf dem Bock, der Bauer innen — gestand, daß er die Lies gern möchte und daß sie ihn nicht wolle. Dann sah er auf die Pferde und erwartete die freundliche Ermunterung.

Aber der Bauer hinter ihm schwieg und dem Adel wurde siedendheiß. „Ich habs gesagt, ihr zankt mich aus", sagte er.

„Das hätt' ich freilich nicht gedacht, daß dir die Nase so hoch hinausstehn", erwiderte der Bauer. Und weiter nichts.

Adel nahm die Peitsche und fitzte gegen seine Gewohnheit auf die Pferde ein, daß sie wie's Wetter hinflogen, der Kreisstadt zu.

Als der Bauer zur Heimfahrt einstieg, war er ein wenig angestochen und wieder bester Laune. Unterwegs meinte er: „Adel, wenn man's überlegt, es wär so übel nicht, wenn du in den Hof kämst. Die beiden Frauenzimmer sind so eigensinnig; die brauchen einen, der sie zieht. Und du wärst der Mann. Weißt Adel, wollen wir einen Handel machen, wenn du Bauer bist? Du weißt, schon lange wollt ich Wiesen tauschen. Wärst du einverstanden?"

Wie vorhin erwähnt, hatte der Hügelbauer schon lange eine Wiese mit der Moretin tauschen wollen. Beide hätten ihren Vorteil im Tausch gefunden, die Lies hätte eine nahe Wiese bekommen, statt einer abgelegenen und der Hügelbauer eine, die an andre Stücke von ihm anstieß. Aber keine Vernunft konnte die beiden Frauen dazu bringen.

„Mir wär's egal", sagte der Adel.

„Na so streb mit frischen Kräften darauf los," ermunterte ihn der Bauer. „Und morgen hab ein freundlicheres Gesicht."

Aber Adels Stimmung wurde in den nächsten Tagen nicht rosiger und wie ihn der Bauer fragte, mußte er bekennen, daß sich die Lies, so oft er in ihren Hof kam, wie mit Fleiß versteckte.

„Weißt Adel", sagte der Bauer, „du solltest so etwa vierzehn Tage in ihrem Hof sein, daß du ihr auf Schritt und Tritt unter die Füße kämst, so daß sie's gar nicht mehr vermeiden könnt, dich anzuschauen und immer wieder anzuschauen."

„Wie soll ich das?" versetzte Adel. „Als Knecht werden sie mich nicht dingen,

Digitized by Google

und wie soll ich so in ihren Hof kommen, außer gelegentlich, wenn etwa ihrem alten Pferd was fehlt oder sonst auszuhelfen ist."

„Wir wollen sehn", sagte der Bauer, „vielleicht läßt sichs machen." Er ging gleich zur Moretskundel und fragte:

„Ich dächt ihr tätet besser, wieder ein Pferd zu kaufen. Das alte ist hin, da darf man nicht gleich den Mut verlieren. Es ist kein Schaden. Es hat seine Schuldigkeit getan."

„Ich wollt's schon selber sagen", versetzte die Kundel. „Ich hab mich nicht getraut. Ich wollte dir die Zeit nicht stehlen, weil ja doch du gehn und eins suchen und kaufen müßtest."

„O pappel!" sagte der Bauer, „du denkst, ich bin dir bös? Warum denn eigentlich? Den Gang tu ich ganz gern."

Wie er heimkam, rief er Adel.

„Spann gleich an. Wir fahren nach Pechgraben 'nüber zum Fahnenmüller. Die Moretin braucht ein Pferd."

Der Fahnenmüller war zwar nur ein Bauer, aber das Pferdekaufen seine Leidenschaft, sodaß er immer einen Vorrat, gute und schlechte hatte.

Adel spannte an und fuhr seinen Bauern hinüber.

„Na, Lorenz, alter Freund", begrüßte der Hügelbauer den Fahnenmüller. „Sehn wir uns auch mal wieder"! denn Lorenz war ein Verwandter von ihm. „Wir wollen sehen, ob wir wieder einen Handel machen."

Der Lorenz führte ihn eifrig durch den Stall, wo etwa ein Dutzend Pferde standen.

„Soll ich dir die Pferd ein wenig schildern?" sagte er.

„Brauchts nicht", sagte der Michel. „Einem Roßkamm kann man doch nicht trauen. Ich kenn mich selber aus." Und ging hinein in die Ständ und beklopfte die Pferde und bald hatte er einen, der ihm paßte.

Der Pferdehandel war damals eine langwierige Geschichte. Das dauerte oft einen Tag bis Käufer und Verkäufer einig wurden. Die Sache mußte daher im Wirtshaus vor sich gehn. Man handelte fünf Minuten und sprach dann ein paar Minuten von was anderem, handelte dann wieder fünf Minuten, um dann wieder von was anderem zu reden. Es kam darauf an, wer die größte Geduld besaß. Um Lorenz saßen noch ein paar Nachbarn, die allerlei wußten. Er selber bot reichlichen Gesprächsstoff. Abgesehen davon, daß er ein Schalk war und voller lustiger Geschichten steckte, gab sein Stand zu mancher anzüglichen Bemerkung Anlaß. Er war Witwer.

Das Ledigsein ging doch nicht auf die Länge an, sagte der Hügelbauer. Er habe schon gesehn, daß in seiner Wirtschaft was nicht klappte. Witfrauen brächten sich wohl durch; die verstünden bald zu hausen, aber Witwer seien aufgeschmissen, da sei keine Ordnung. Da gehe zuviel hinaus. Die sollten nach

Digitized by Google

drei Monaten schon die Erlaubnis haben, sich eine neue einzutun. Auch sei die Gefahr nicht klein, daß eine Magd sie fange.

Solche billige Witze, kräftig ausgedrückt, machte der Hügelbauer mehr und dann ging von neuem der Handel los.

Einmal kam Adel in die Wirtsstube rein und hieß den Bauern hinaus.

„Bauer", sagte er draußen, „das Pferd nehmt nicht. Das schlägt und beißt."

„Wie", sagte der Bauer, „wärst du bang, Adel, vor einem Pferd, das schlägt und beißt?" Und zwinkerte ein wenig mit den Augen.

Da fiel Adel die Rede ein. „Du müßtest vierzehn Tage auf ihrem Hofe sein."

„Ich nicht", sagte er, „was gehts mich an? Und gebt mir den Teufel zum Pferd, ich werde mit ihm fertig."

Der Bauer erhandelte es endlich. Es war nicht teuer. Seinem Freund und Verwandten zu Liebe sagte Lorenz, tue er ein Übriges.

Der Hügelbauer verlangte keine Garantie und wenn einer keine verlangte, war's Lorenz' Gewohnheit, keine zu geben. Und die Nachbarn waren einig, der Hügelbauer habe den kapitalsten Kauf gemacht.

Zwei Tage nach dem Kauf wurde das Pferd von Lorenz' Knecht in den Moretsstall gebracht.

„Der Knecht muß halt die ersten Tage ein wenig vorsichtig mit ihm umgehn", sagte er.

„Das weiß man schon", versetzte die Moretin.

„Das weiß ich schon", sagte Peter, der Knecht; „bis sich das Pferd an den neuen Mann gewöhnt."

Ein paar Stunden später hatte die Moretin im Kuhstall eben ein Schäffchen voll Milch gemolken und wollte ein Kalb damit tränken, als der Knecht vorne im Ochsenstall — der Ochsenstall war zugleich Pferdestall — sich daran machte, das Pferd zu besorgen, vor allem es zu füttern. Auf einmal hörte die Bäuerin einen Schrei, einen Jammerschrei, daß ihr vor Schreck das Schaff aus der Hand fiel und die schöne Milch weiß und breit wie ein Bach im Stall hinfloß. Sie hatte aber keine Zeit, auf die fließende Milch zu sehn. Mit einem Satz war sie vorn im Ochsenstall, um zu sehn, was es gebe.

Und da hing der Knecht in der Luft. Das Pferd hatte ihn beim Kragen gepackt und aufgehoben. Beide, der Knecht und die Bäuerin, schrien so aus Leibeskräften, daß das Pferd im Schrecken den Peter wieder niederließ, aber nicht ohne daß es ihm den Kollerkragen abgerissen hatte, den es sieghaft wie eine Fahne schwenkte.

Das ganze Haus lief zusammen. Lies, die Buben, die Mägde, der Taglöhner und die Taglöhnerin und alle betrachteten, als sie seine Untat vernommen hatten, mit Grauen das Tier. Mit was für einem boshaften Blick es zurückschielte! Peter wollte um keinen Preis mehr was mit dem Teufelsvieh zu schaffen haben.

Digitized by Google

„Aber man kanns doch nicht verhungern lassen", jammerte die Bäuerin.

„Haja", sagte der Peter. „Solls der Hügelbauer füttern, der's gebracht hat."

Die Bäuerin schickte zum Hügelbauern. Mit dem Pferd sei nichts anzufangen. Das müsse wieder fort.

„Gott bewahre", ließ der sagen. In einem neuen Stall zeige sich das Pferd natürlich ein wenig ungebärdig. Das gebe sich schon. Sie sollten's nur weiter mit ihm probieren.

Aber der Knecht wollte lieber seinen Lohn im Stich lassen und auf und davon gehn, als daß er's nochmals mit dem Satanspferd versuchte. Das Vieh mußte fort. Derweil, bis es fortkam, mußten sie eben einen andern holen; den Schönheiter, der's füttern könnte.

Der Schönheiter war ein Kleingütler, ein früherer Chevauleger, der sich rühmte, es gäbe kein Pferd, mit dem er nicht umzugehen wüßte. Er kam auch gleich, als man nach ihm schickte und meinte, indem er das Tier betrachtete: „Das werden wir gleich haben." Er holte einen Korb vom besten Heu; das duftete so köstlich, daß es selbst einen Menschen hätte gelustend machen können, sich einen Tee davon zu kochen, und vor dem vollends ein Pferd, wenn es die Köstlichkeit roch, Schlagen und Beißen und alles um sich vergessen mußte.

„Gelt da schaust? das ist was guts", sagte er und schnalzte begehrlich mit der Zunge, wie das Pferd auf ihn zurücksah. Aber als er noch anderthalb Schritt davon war, fitzte das Roß plötzlich einmal mit dem Schweif hin und her, hob den Hintern und die Beine in die Höh und schlug mit den beiden Hinterfüßen auf den Schönheiter hinaus, daß er mit seinem Korb zwischen die Ochsen flog, bis an die Raufe oder an den Barr'n. Zum Glück hatte der Schlag nur den Korb getroffen, den er vor sich hielt; der Schönheiter hatte erst seinen richtigen Stoß von Barr'n und Raufe erhalten, — er wollte aber nichts mehr vom Füttern wissen.

Sie sollten das Sauvieh abstechen, totschlagen oder sonst verschaffen. So eins gäbs auf der Welt nicht mehr, sagte er und ging.

Die Moretin schickte daher neuerdings zum Vormund, auch der Schönheiter habe gesagt, sie sollten das Vieh abstechen, totschlagen oder sonst verschaffen. Sie könnten das Aas nicht brauchen.

Der Bauer antwortete, er sehe, er müsse nur den Adel schicken; der werde ihnen zeigen, wie man mit Pferden umgehe.

So kam denn Adel. Einstweilen nur für die Fütterzeiten, morgens, mittags, abends. Sollte angespannt werden, konnte er auch den ganzen Tag bei den Moreten bleiben. Adel war auch nicht ohne Bangen, aber der Preis war hoch: die Lies, und er war die Vorsicht selber. Er hütete sich, dem Roß vorläufig zu nahe zu kommen, und kam daher ganz gut mit ihm aus.

Wenn er aber glaubte, die Lies nun häufiger zu treffen, so hatte er sich schwer

Digitized by Google

geirrt. Man hätte denken sollen, sie habe morgens, mittags und abends im Stall zu tun, und der Kuhstall lag, wie gesagt, hinterm Ochsen- und Pferdestall. Aber nie ließ sie sich blicken. Nur beim Essen sah er sie und da saß er vorne am Tisch und sie hinten und wenn er sie ja beim Hinausgehen erwischte und sie anredete, so sagte sie ja oder nein, oder haja und weg war sie.

Nach drei Tagen war Adel der Behandlung müde und sagte seinem Bauern, er gehe nicht mehr hinauf; die mache ein Gesicht wie ein verbrannter Ruß — er dachte aber dabei nicht an die Russen hinter der Polackei, sondern an die Schaben, die sich in alten Bauernhäusern in reicher Anzahl am Ofen aufhielten.

Den Bauern ärgerte Liesens Eigensinn, da er auch an Adels Plan beteiligt war, und auf eine neue Botschaft der Moretin ließ er sagen: wenn sie vor seinem Knecht ein Gesicht machten wie verbrannte Russen, könne man nicht verlangen, daß er helfe. Er lasse ihn nicht eher wieder hinauf, als bis die Liese dem Adel selber ein gutes Wort gäb.

„Hast du ein Gesicht an ihn gemacht, wie ein verbrannter Ruß?“ fragte die Mutter, der die Geschichte noch nicht weiter aufgefallen war, da die Lies den Mund gehalten hatte. Diese hielt es nun endlich an der Zeit, der Mutter wenigstens eine Andeutung zu geben, es scheine ihr, der Adel habe ein Aug auf sie.

„Alte Waise“, sagte diese, der ein solcher Plan Adels gar nicht wahrscheinlich vorkam. „Ein Bub mit sechs Geschwistern sollte sein Auge auf eine einzige Tochter richten. Mag sein, daß er einmal einen Waiser tut: Das muß doch nicht gleich zur Heirat führen. Gleich gehst hinunter und gibst ihm ein gutes Wort.“

Aber Lies setzte ihren Kopf auf. Lieber solle das Vieh kaput gehen — verrecken, sagte sie, — als daß sie hinging und gäb dem Dinkets noch ein gutes Wort.

Mit Dinkets meinte sie den Adel.

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortlich: Paul Nikolaus Cossmann in München. Nachdruck der Beiträge dieses Heftes mit genauer Quellenangabe gestattet. Druck von F. Bruckmann A. G., Graphische Kunstanstalten, München. Die Buchbinderarbeiten werden von Grimm & Bleicher, Großbuchbinderei, München, ausgeführt. Papier von Bohnenberger & Cie., Papierfabrik, Niefern bei Pforzheim.

Digitized by Google

Das alte Deutschland

Alfred Schultze / Ansprache bei der Feier der Immatrikulation
Ernst Traumann / Deutsche Art. Ein Bekenntnis
Friedrich List / Aus dem Straßburg der zwanziger Jahre
Max Buchner / Eine Kongofahrt 1881
Aus Mörikes Studentenzeit (Neuer Mörike-Fund)
Die erste Münchner Tannhäuser-Aufführung (Briefe von Dingelstedt und Wagner)
G. F. Knapp / Lujo Brentano im Jahre 1872
W. Riezler / Die Kunst im alten und im neuen Deutschland
S. Merkle / Konfessionelle Vorurteile im alten Deutschland
Josef Ruederer / Die gastliche Stadt
Selbstachtung vor den Neutralen!
Max Halbe / Gedächtnisrede auf Bernhard von Jakobi
Robert Hallgarten / Französische Justiz 1871
Josef Hofmiller / Alte deutsche Städte
Deutsche Weihnachtsbücher
Karl Alexander von Müller / Das alte Deutschland
Ernst Rosmer / Wiland der Schmied. Gedicht
Alte Neujahrswünsche
Hans Raithel / Die Stieglhupfer. Bauerngeschichte
Hans Pfitzner / Vorausfage. Gedicht

München, Süddeutsche Monatshefte, Dezember 1914

Preis 1.50 M 1 Krone

Digitized by Google

LIEBESGABEN

für unsere im Felde stehenden tapferen Krieger:

LEINENHAUS FRAENKEL

Theatinerstr. 17 MÜNCHEN Theatinerstr. 17

Liebesgaben.

Wollnormalhemden	per Stück von M 3.— an
Futterhosen	„ „ „ 3.—
Leibbinden aus Wolltrikot mit Schafwollefüllung	per Stück M 2.25
Brustwärmer aus Wolltrikot mit Schafwollefüllung	per Stück M 2.25
Wollene Decken	per Stück M 12.—, 7.—, 4.75
Kamelhaardecken	per Stück M 24.—, 18.—, 12.50
Taschentücher, weiß und farbig	per Stück 20 Pf.
Handtücher mit Einwebung „Feldzug 1914“, 40/40 cm	per Stück 30 Pf.
Pulswärmer, reine Wolle, 20 cm groß,	per Paar 75 Pf.
Kopfschützer, Kniewärmer, Trikotleibbinden.	
Schwere wollene Socken	per Paar M 1.70
Fußlappen	per Paar 40, 25 Pf.

MAHR'S poröse

Gesundheitswäsche und Unterkleidung

ist das Ideal nicht nur im Frieden, sondern erst recht im Kriege. Versäume daher niemand seinen Lieben draußen im Felde als praktisches, einzig dastehendes Weihnachtsgeschenk dieses bewährte, von Laien und Ärzten gerühmte Fabrikat zukommen zu lassen.

Stoffmuster und illustr. Katalog Nr. 14a wird kostenfrei versandt von den alleinigen Fabrikanten

Mahr & Haake, Hamburg 23.

Dieses Feld kostet pro Einschaltung M 7.—.

Wir empfehlen der Beachtung der Leser den diesem Heft beigehefteten mehrfarbigen Prospekt über die neue Klassikerausgabe von Leopold v. Ranke Werken; der Prospekt enthält Ausführung über Ranke als Klassiker der Ge schichtschreibung und über die Gegenwartsbedeutung seiner Meisterwerke.

Digitized by Google

Weihnachten.

Wie kann man dieses Jahr Weihnachten feiern? Die Vergnügungen, denen man sich sonst hingab, die Geschenke, die man sich sonst machte, erscheinen als frivol gegenüber den Geschenken, die man in die Schützengräben schickt, wo eine richtig zusammengestellte, richtig beförderte und richtig angekommene Sendung einen Menschen retten kann; gegenüber dem Gedanken an unsre in der Front stehenden Soldaten, an unsre Seeleute auf dem Meer, unsre Landsleute in den Kolonien und im feindlichen Ausland, unsere Gefangenen und Verwundeten, und unsere Toten. Solang es Hilfslazarettzüge gibt, die ohne Bettschüssel sind und in denen die Verwundeten mit Lebensgefahr ihre Notdurft auf der Plattform verrichten müssen, fällt es schwer, sich dessen zu erfreuen, was man diese Jahre her Kultur genannt hat. Wir sind fast ertrunken in Kultur; die Kultur des Briefbogens, die Kultur der Krawatte, die Kultur der Aschenbecher und der Fingernägel und der Stuhlbeine — für jede von ihnen hätte man jeden Tag einen Aufruf mit den berühmtesten Namen und einen Verein zusammenbringen können. Vielleicht werden wir jetzt wieder etwas unkultivierter und einfacher, nachdem diese Kultur durch die Feuertaufe gegangen ist, nachdem der Maßstab des Lebens — der Tod — an sie gelegt wurde.

Es gibt nur einen einzigen weltlichen Gedanken, dem einen Augenblick sich hinzugeben eine große Nation in solcher Zeit nicht zu scheuen braucht. Der Gedanke an die große Vergangenheit, die die große Zukunft verheißt. Die große Vergangenheit zu verstehen, haben wir seit dem 1. August gelernt; denn dazu gehört nicht Kulturgeschwätz, sondern Ernst. Wenn uns einmal in dieser Zeit ein Gedanke kam an die Schönheit des deutschen

Digitized by Google

Landes, der deutſchen Literatur, des deutſchen Charakters, ſo bemerkten wir mit Überraſchung, daß uns ſo ſchön dieſes Land, dieſe Literatur, dieſer Charakter noch nie erſchienen war; und wir wiſſen, daß es den Draußenſtehenden auch ſo geht.

Unſre Gedanken greifen dabei gerne zurück in ältere Zeiten und möchten an ſie anknüpfen. Modern war, was nach der unmaßgeblichen Meinung von Lausbuben „Zukunft" hatte, „Entwicklung", „Fortſchritt" bedeutete. Alle Echten haben nie etwas anderes gekannt, als abſolute Werte. Jeder Vergleich mit früheren und ſpäteren Werken wäre ihnen als herabſetzend erſchienen, und wäre es beim kleinſten lyriſchen Gedicht geweſen; denn der, mit dem ſie ſchaffend ſich eins fühlten, war nicht von dieſer Welt. Alle dieſe Echten waren dem modernen Geſchlecht nur Vorläufer. Wenn der mittlere Verſtand einmal ein Zipfelchen von dem ſieht, was das Genie geſehen hat, ſo ſagt er, das Genie habe ihn vorausgeahnt. Man ſoll aber den Vorteil des Lebenden, daß er ohne Gefahr dümmer ſein kann als die Toten, nicht allzu ſehr ausnutzen. Laßt uns dieſen zu ihrem Recht verhelfen. Nie zuvor iſt der Gedanke „Das biſt du" uns ſo zum Bewußtſein gebracht worden, wie in dieſen Monaten. Das in Zeit und Raum Entfernteſte iſt uns nahe gerückt; wir empfinden, daß es ebenſo wirklich iſt wie das Nächſte. Alles Entſetzliche und alles Hohe, das in der Menſchennatur liegt, iſt an uns herangetreten und ſprach „Das biſt du". Wenn wir am Weihnachtsabend einen Augenblick lauſchend ſtille ſtehen, gehe ein Schauer der Wonne und des Gelöbniſſes durch die Wälder und über das Land: der Gedanke an das alte Deutſchland.

Digitized by Google

Alfred Walter von Heymel.

Die Süddeutschen Monatshefte haben ihren besten Freund verloren.

Als Heymel todkrank aus dem Krieg zurückkehrte, hat er mit letzter, erlöschender Kraft seine Feldpostbriefe für uns zum Druck vorbereitet. Dieser Ausklang kann als symbolisch gelten für das Verhältnis, in welchem er zu uns stand vom ersten Tag unseres Zusammentreffens bis zum letzten seines Lebens.

Man brauchte nur zehn Minuten mit ihm zusammen zu sein, um seine kleinen Schwächen zu sehen; man mußte ihn genauer kennen, um seine großen Vorzüge zu sehen; und man mußte mit ihm befreundet sein, um zu wissen, daß er einer der beschwingtesten, kindlichsten, aufopferungsfähigsten, lautersten Menschen unserer Zeit war.

Als er jung und allein ins Leben trat, mag er gelegentlich an Unwürdige seine Neigung verschwendet haben; denn er war ein Verschwender des Herzens, und sich in jedem Augenblick ganz hinzugeben, war ihm zum Leben notwendig wie das Atmen. Als er älter wurde, hat immer mehr der helle Verstand das helle Herz beraten. Und da war es wieder eine seltene Eigenschaft, die ihn vorwärts trieb: echte Bescheidenheit. Er schloß sich gern an solche an, die er für reifer hielt, von denen er lernen konnte, zu denen er in irgend einer Beziehung aufschaute. In der Dichtung brauchte er keine neue Wahl zu treffen. Rudolf Alexander Schröder, mit dem er aufgewachsen ist, war ihm bis zuletzt sein Leitstern. Bei dem von ihm begründeten berühmten Verlag konnte er zwar den künstlerischen Ideen treu bleiben, die er in erstaunlicher Jugend gefaßt hat; aber er hat in Anton Kippenberg denjenigen erkannt, der berufen war, sie durchzuführen. Diese Durchführung brachte ein neues Moment, das je länger je mehr für sein ganzes Wirken bestimmend wurde: das politische im Sinne der Ausbreitung der deutschen Kultur.

Digitized by Google

Er hat keiner politischen Partei angehört. Seine Beziehungen reichten von den Sozialistischen Monatsheften bis zur Täglichen Rundschau. Für ihn gab es nur eine Losung: Deutschland in der Welt voran! Das hat bis vor einem Vierteljahr als Unpolitik gegolten; jetzt ist es die Politik aller guten Deutschen.

Seine besondere Liebe galt neben dem Heer, dem er mit Leib und Seele angehörte, den Kolonien; auch da hat er in den letzten Jahren an Erfahrung gewonnen, indem er sich dem verehrten Leiter des Kolonialwesens anschließen und ihn auf den beiden Afrikareisen begleiten durfte.

Bei uns in München hat er besonders an der Arbeit Hugo von Tschudis sich beteiligt und von unseres Schulrats Kerschensteiner kulturpolitischen Arbeiten dauernde Eindrücke erhalten.

Dieses alles, diese Vereinigung von Kunst und Sozialem, von Soldatentum und Kultur, von Weltpolitik und Literatur, dies alles mag in seiner Vereinigung manchem snobistisch vorgekommen sein. Mag so vorgekommen sein. Heute erscheint es wohl keinem mehr so. Denn diese Vereinigung ist nichts anderes als das Land, dem wir uns entgegensehnen, das neue Deutschland.

Das ist das Tragische von Heymels Tod: er starb in der Zeit, für die er geboren war. Daß wir einen so verwegenen Reiter nicht wiedersehen würden, haben wir alle bei Ausbruch des Krieges gedacht. Aber jetzt erkennen wir, seine Zeit wäre erst gekommen. Als einzigen Trost, als wirklich einzigen, empfinden wir, daß er bis zum letzten Tag mit allen Fasern diesem neuen Deutschland entgegenhoffte.

Er hinterläßt eine Gemeinde, die Gemeinde seiner Freunde. Mag er in der Dichtkunst nicht das höchste erreicht haben, in der Kunst der Freundschaft hat er es erreicht. Sie sind weit zerstreut, seine Freunde, zum Teil im Feld; der Tod eines von ihnen, des Rittmeisters von Stedman, der als Erster mit seiner Schwadron in Ypern einritt, hat seine letzten Lebenstage umdüstert. Die Überlebenden werden zusammenhalten in der Erinnerung an Heymel, in der Liebe zu ihm. Wir werden weiterarbeiten in seinem Sinn; aber ein Schatten wird über unserer Arbeit liegen: unser bester Freund ist nicht mehr.

Digitized by Google

Ansprache,

bei der Feier der Immatrikulation an der Albert Ludwigs-Universität zu Freiburg im Breisgau am 7. November 1914 gehalten von dem derzeitigen Prorektor Alfred Schultze, Professor der Rechtsgeschichte.

Verehrte Kollegen!
Liebe Kommilitonen!

Unsere Hochschule ladet Sie zur Aufnahme wissenschaftlicher Arbeit ein. Wir sollen — eine Arbeitsgenossenschaft von Lehrenden und Lernenden — den großen und kleinen Problemen, die in unendlicher Fülle Gott, Natur, das gesellschaftliche Dasein der Menschen uns stellen, in stillem Beobachten und Denken nachhängen, seitab vom Getriebe und von den Bedürfnissen des Tages. Und doch hält uns der Tag gefangen mit ungeheurer Spannung, mit zwingender Gewalt. Unsere Gedanken streben stündlich, ja jeden wachen Augenblick hinaus zu unseren Grenzen in West und Ost, zu unseren kämpfenden Volksgenossen, unseren Kollegen und Kommilitonen, die für uns die Waffen führen, die Entscheidung über unser Sein durch kühne Tat zu unseren Gunsten lenken und diesem Ziel ihr Leben freudig opfern. Wir klagen, daß wir selbst nicht auch dabei sein, nicht mitkämpfen und mitbluten dürfen. Um wieviel lieber würden Sie, meine jungen Kommilitonen, die Sie heute durch die Immatrikulation das Band mit unserer Hochschule knüpfen wollen, sich nicht der Fahne oder Flagge da draußen verschreiben!

Da bedeutet es allerdings ein Sichaufraffen, ein Sichherausreißen, wenn wir Daheimgebliebenen nun — den Ruf wie Donnerhall in den Ohren — uns doch zur wissenschaftlichen Arbeit, zu jenem stillen Beobachten und Nachdenken hinsetzen wollen und sollen. Es bedeutet geradezu ein Neueröffnen im gesteigerten Sinne, wenn wiederum ein akademisches Semester in Gang kommen soll. Das vergangene Semester mit seinem regelmäßigen Tun und Treiben liegt ja bereits in weiter, meilenweiter Ferne hinter uns.

Noch stellte es uns, bevor es endete, in jener letzten Juliwoche, die schwerste Schicksalsfrage, schüttelte uns zwischen banger Sorge vor dem unaufhaltsam heranrollenden Geschehnis und schwachem Hoffen, daß dieser Kelch noch einmal an uns vorübergehen werde. Noch war es, zumal bei uns Alten, ein Stück Gethsemane-Stimmung, als in den Hörsälen Lehrer und Hörer sich ein bewegtes Lebewohl sagten.

Dann aber kamen die akademischen Ferien. Welche Ferien! Der 1. August, der Tag der Mobilmachungserklärung — und dann die erste Augustwoche, die Woche des Sichzurechtrichtens, des mächtigen Sichstreckens,

Digitized by Google

des Wachsens an Haupt und Gliedern, da — um mit Fichte zu reden — „das Schreckbild verschwand, weil man es fest ins Auge faßte", die Zeit der Wehrhaftmachung, die den alten Germanen die Mannbarkeit im Sinne des öffentlichen Rechts bedeutete, nun der Wehrhaftmachung, der Mannbarkeit des ganzen Volkes als einer lückenlosen Einheit, da das Volk in seinem Heer sich selbst gewissermaßen neu entdeckte. „Militarismus" nennen es gehässig die Feinde mit einem unschönen und unschön gewollten Wort; wir mögen es heute vielleicht nicht einmal ungern hören, indem wir es in unserem Sinne nehmen, als den Hinweis auf die innige Verschmelzung zwischen Heer und Volk, die unsere siegverbürgende Stärke ist. Das war die erste Augustwoche, die „unvergeßliche Woche", wie sie unser Rector magnificentissimus, unser geliebter Großherzog, jüngst in einem Gespräch mit mir kurz bezeichnete, — die Woche der Erweckung unseres herrlichen Volkes. Sie antwortete auf jene schwerste Schicksalsfrage der letzten Juliwoche mit der befreienden Losung:

Durch! Zum Siege!

Und nun sind wir Deutschen seitdem allesamt Diener dieser einen Idee geworden, in allen den verschiedenen Schichten und Ständen uniform in unserem Denken und Trachten, wie das Feldgrau der verschiedenen Waffengattungen. Wir sind allesamt „Diener des Staates" geworden, in dessen Erhaltung, Sicherung und Stärkung wir jetzt die erste Vorbedingung für das Dasein und das Glück des Einzelnen erblicken. Nicht Staatsbürger bloß will jeder sein, sondern „Staatsdiener" in der hohen Bedeutung, in der Friedrich der Große sich den ersten Diener des Staates nannte. Der Beamtengeist im besten Sinne hat das ganze Volk ergriffen. Daß er einen „Dienst am Staat" verrichte, fühlt nicht bloß jeder unserer Krieger — sonst würden ihre Augen bei allem Ernst nicht so leuchten —; auch der Daheimgebliebene fühlt es, wenn er auch nur die kleinste Arbeit der Allgemeinheit widmet. Selbst in die Herzen der Strümpfe strickenden kleinen Mädchen und der für das Rote Kreuz rabelnden Buben ist nun wohl auch der Staatsgedanke keimhaft gesenkt und harrt nur künftiger weiterer Entwicklung. Der Wunsch nach dem Bismarckschen „patriae in serviendo consumor" ist Gemeingut unseres Volkes geworden; ja wir hören wohl nicht selten die Klage, daß es der Gelegenheit dafür nicht genug gebe.

Wir wissen aber auch, daß wir in unserem Staat unsere ganze deutsche Kultur und Sitte verteidigen. Die Feinde ringsum gieren nicht nur danach, unser staatliches und unser wirtschaftliches Dasein zu vernichten; es ist gleicherweise auf unseren Anteil am Geistesleben der Menschheit abgesehen, unsere sittliche Führung soll vor aller Welt verlästert, unsere Ehre soll in den Staub gezogen werden. Das vernehmen wir, die sie Barbaren

Digitized by Google

und Hunnen nennen, ja mit genügender Deutlichkeit aus den unermüdlich geifernden Stimmen ihrer Redner und ihrer Presse und ihrer sonstigen Literaten. Sie möchten gern der Mitwelt das Bild aufschwatzen aus ihrem unreinen, durch Haß und Wut getrübten Zerrspiegel, den sie unserer, von ihnen selbst als gut und stark erkannten deutschen Art und Sitte in kindisch-schurkenhaftem Spiel vorhalten. Doch das alles soll uns nicht schrecken. Im Gegenteil, es erhöht nur die Schönheit unseres Kampfesziels. Es weiht die Kugel, die Granate, die Bombe, die unsere Krieger den Feinden senden. Es schafft den Geist, der aus einem jüngst hier veröffentlichten Fliegerbrief zu uns spricht, wo es heißt:

„Unser Fliegerberuf ist ein herrlicher, ich hänge mit Leib und Seele an ihm, ich vergesse, wenn ich so in 2000 bis 2500 Meter Höhe dahinfliege, alles, wer ich bin, daß ich persönliche Angelegenheiten habe, ich weiß nur, daß ich eine Kulturaufgabe habe, das ist, dem Deutschtum zu helfen und den Sieg mit zu sichern!"

Ja! Das gesamte Deutschtum, mit unserer Staatsnation die gesamte deutsche Kulturnation verteidigen wir in diesem unsagbar schweren und unsagbar hohen Kampfe. Dafür wissen wir aber auch — und das steigert weiter unsere Kampfesfreude — fast das gesamte Deutschtum unter den Waffen. In Blutsbrüderschaft eng verbunden, Seite an Seite mit uns, führt Österreich-Ungarn denselben Kampf auf Tod und Leben. Und wenn die Schweiz in starker Rüstung die Waffen zeigt, so tut sie das gewiß in strenger Neutralität um ihrer eigenen Erhaltung willen, sichert damit ja aber auch das Deutschtum, das innerhalb ihrer Grenzen ist, und errichtet zugleich einen festen Wall, der unsere Flanke deckt. Das vermögen wir hier am Oberrhein, denen das Rauschen der nahen Brandung ja so vernehmlich in die Ohren dringt, am allerbesten zu würdigen. Herzlich willkommen sei uns daher das Telegramm, das mir in diesen Tagen zuging und von der Gemeinschaft deutschen Fühlens Zeugnis ablegt. Es lautet:

„Aus Luzern entbieten ehemalige Mitglieder der Helvetia ihrer Alma mater, den tapferen deutschen Kommilitonen Gruß und Siegeswunsch."

Auch das unverfälschte Germanentum des skandinavischen Nordens, ob es schon nicht neben uns kämpfen kann, begreift doch, was für die germanische Kultur auf dem Spiele steht. Aus dem Munde seiner besten Söhne, eines Björnson (des Sohnes des Dichters), eines Sven Hedin, wissen wir, daß man auch dort im Herzen mit uns ist.

Dafür müssen wir es hinnehmen, daß wir durch ein Absperrungssystem von teuflischer Dichte mit den „Anderen" außer Fühlung gekommen sind, daß die Feinde sogar die geistigen Brücken, die uns mit der Kulturwelt der Neutralen verbinden, unter dem Feuer ihrer Bomben halten mit den

Digitized by Google

giftigen Gasen der Lüge und der Verleumdung. Unser Volk ist mit einem Male einsam geworden unter den Völkern der zivilisierten oder sogenannten zivilisierten Welt. Das ist ein weiterer Wandel, der seit jenem August-Anfang mit uns eingetreten ist. Es liegt in unserer Art, dies schwer zu empfinden. Doch hat es auch seine Wohltat. Wie der Genius des Einzelnen der Stunden der Sammlung, der Abgeschlossenheit von der Außenwelt und gänzlichen Zurückgezogenheit in das eigene Ich bedarf, um seiner selbst in vollem Maße mächtig zu werden und den Gang zur Höhe zu nehmen, wie nur in solchen Stunden die wahrhaft großen Gedanken und Taten geboren werden, so sollen wir es nutzen, daß dem Genius des deutschen Volkes jetzt die Stunde des gänzlichen Herausgerissenseins aus der Rücksicht auf die anderen Völker, des zum Höchsten gesteigerten Innenlebens schlägt. Nun mag das Deutschtum seines Wertes ohne Überhebung voll bewußt werden können — insofern sei Dank den Feinden, daß sie durch ihr Gebaren, durch die ominöse Einkreisung ihm dies geradezu aufzwingen! — und es mag die Stunde fruchtbar machen, um Früchte ureigenster Art zur Reife zu bringen. Sie werden, wenn dann nach unserem Sieg in friedlicherer Zeit die Fühlung mit den anderen Kulturnationen sich allmählich — gegenüber manchen wohl nur sehr allmählich — wieder eingestellt haben wird, der ganzen Menschheit unverloren sein. —

So ist seit dem Ausgang des Sommersemesters in diesen Ferien weltbewegenden Geschehens und alles aufrührender Aktivität vieles bei uns anders geworden. Und wir fragen uns nun beim Beginn des neuen Semesters:

Wie wird sich die Wissenschaft, die wir auf der Universität pflegen, dazu verhalten?

Welche Wirkung wird der neue Geist in unserer Hochschule haben?

Was wird er Ihnen, meine lieben Kommilitonen, auflegen?

Was werden Sie davon erwarten dürfen?

Fichte, zu dem wir in diesen Wochen so gern wieder zurückkehren, wendet sich in seiner gewaltigen 12. Rede an die im Weltbürgerlichen aufgehende Wissenschaft seiner Zeit mit den Worten:

„Selbst das Schweben in höheren Kreisen des Denkens spricht nicht los von dieser allgemeinen Verbindlichkeit, seine Zeit zu verstehen. Alles Höhere muß eingreifen wollen auf seine Weise in die unmittelbare Gegenwart, und wer wahrhaftig in jenem lebt, lebt zugleich auch in der letztern; lebte er nicht auch in dieser, so wäre dies der Beweis, daß er auch in jenem nicht lebte, sondern in ihm nur träumte."

Und weiter sagt er:

„Was wollen denn zuletzt alle unsere Bemühungen selbst um die ab-

Digitized by Google

gezogensten Wissenschaften? .... Warum soll die Wissenschaft in der Welt erhalten werden? Offenbar nur, um zu rechter Zeit das allgemeine Leben und die ganze menschliche Ordnung der Dinge zu gestalten. Dies ist ihr letzter Zweck; mittelbar dient sonach, sei es auch erst in einer spätern Zukunft, jede wissenschaftliche Bestrebung dem Staate. Gibt sie diesen Zweck auf, so ist auch ihre Würde und ihre Selbständigkeit verloren."

Nun: seit Fichte dieses gesprochen, ist der deutsche Nationalstaat Wirklichkeit geworden. Es war die Geschichte des vorigen Jahrhunderts, die diese Worte einleiten halfen. In der Absicht, in der sie damals gesprochen wurden, brauchen sie gottlob heute nicht mehr zu wirken. Vielleicht würden wir heute auch nicht alles ganz so formulieren, wie der aus dem allgemeinen Menschtum erst dem Nationalen zustrebende Philosoph der Befreiungszeit. Wir dürften in Staat und Nation eher den festen Grund erblicken, der unsere wissenschaftlichen Bestrebungen trägt und ihnen „die Würde und die Selbständigkeit" gibt, ihre letzten Zwecke aber doch darüber hinaus in dem allgemeinen Fortschritt der Menschheit und in nicht an Zeit und Ort gebundenen Werten suchen. Allein darüber denke jeder, wie er wolle. Eine Erinnerung an die Gegenwartswerte, die in unserer deutschen Wissenschaft liegen, daß an tausend Stellen die von uns verkündete und gepflegte Wissenschaft den hohen Dienst am Staat, den jetzt die Zeit von allen fordert, auch an ihrem Teile zu leisten vermag, können uns die Fichteschen Worte sein. Das heilige Feuer der Idee, die unser ganzes Volk so herrlich eint und verklärt, soll und wird auch in unseren Hörsälen und an unseren Arbeitsstätten lodern. Ja, die Gemeinsamkeit aller Wissenschaften, die über den fünf Fakultäten stehende Universitas empfinden wir wohl heute ganz besonders von dieser Seite aus, von dem Patria-Gedanken aus, den der Alma Mater-Gedanke jetzt mit besonderer, nie dagewesener Innigkeit in sich aufnimmt. Hier ist die gemeinsame Stelle, von der aus jeder Fakultät neue Probleme gestellt werden, die Gelegenheit zur Revision mancher Ansicht eröffnet wird und eine gesunde Ablenkung von manchem gar zu verstiegenen Spezialistentum, ein Einlenken ins Große, Zentrale befördert wird.

Welche ernsten Probleme werden nicht der Theologie durch den Krieg gestellt! Wie heilsam kann der Aufstieg des Nationalen, des Staatlichen für die Auffassung oder wenigstens die Praxis des Verhältnisses zwischen Staat und Kirche sein! Mitten in die letzten Fragen vom Wesen des Rechts treibt uns von neuem die Betrachtung des notleidenden Völkerrechts. Manche bei uns das Rechtsleben schärfer regulierende oder auch vereinfachende und erleichternde Neueinführung unter dem „Kriegszustande" (in seinem rechtstechnischen Sinne) wird auf ihren Dauerwert zu untersuchen sein. Der Volkswirtschaft sind in bezug auf finanzielle Rüstung, Lebens-

Digitized by Google

mittelversorgung, Bekämpfung der Arbeitslosigkeit, Verkehrspolitik im Kriege Aufgaben von neuer Bedeutung und Dringlichkeit überwiesen. Politische Geschichte und Geistesgeschichte geben sich dem Antrieb, schon jetzt diesen ungeheuren Krieg oder doch sein Werden und seine erste Wirkung als geschichtliche und ethische Größe einzustellen, in vollem Maße hin. Und gar die glückliche, von den anderen Wissenschaften heute besonders beneidete Medizin, die, indem sie ihr Können an den verwundeten oder sonst in ihrer Gesundheit geschädigten Kriegern erprobt und steigert, aufs unmittelbarste die Heeresstärke zu beeinflussen und damit in den Gang der kriegerischen Ereignisse einzugreifen vermag! Was gibt es in ihrem Bereich nicht Neues zu lernen! Die Naturwissenschaften aber können diesen modernsten Krieg als den „naturwissenschaftlichen Krieg" ansprechen und mit Triumph auf die Waffen und Kriegsmittel weisen, die ihre Gedanken dem deutschen Heer und der deutschen Flotte haben schmieden helfen.

Wir fragen weiter:

Welche Wirkung hat der gegen unsere deutsche Kultur und Sitte von den Feinden geführte Krieg auf den wissenschaftlichen Betrieb und Geist an unserer Universität?

Sollen wir auf diesem Gebiet Wiedervergeltung üben? Das sei ferne!

Gewiß hat es sein Fug und Recht und wir billigen es durchaus, wenn unsere Regierung gegen die Rechtswidrigkeiten und Roheiten, die gegen uns, vornehmlich gegen unsere armen, wehrlosen, unseren vollen Beistand verdienenden Auslandsdeutschen, tagtäglich begangen werden, mit Maßnahmen zu helfen sucht, welche die ihr erreichbaren Angehörigen des feindlichen Staates zu fühlen bekommen. Das ist das uralte Machtmittel der Repressalien, das, wo das Völkerrecht versagt, in seine Lücke treten muß. Wir Deutschen setzen nur voraus, daß auch dabei Regel und Ordnung ist und die Würde der deutschen Nation nicht verletzt wird. Gewiß verstehen und billigen wir es, wenn jetzt gesunder Haß unsere Augen dafür schärft, was in dem feindlichen Volk, mit dem wir vordem regen Kulturaustausch pflegten, falsch und unecht und unserem Wesen zuwider ist, und wenn er uns manches Stück Ausländerei, das sich in den letzten Jahrzehnten wieder breit machte, endgültig abtun heißt.

Aber das reicht nicht in unsere Wissenschaft hinein. Für diese ist uns die Bahn klar vorgezeichnet. Die wirklichen Kulturgüter, die wir den feindlichen Nationen verdanken, — ich schließe auch den bescheidenen Anteil der russischen nicht aus — behalten für uns ihren Wert und ihre Wirkung jetzt und in Zukunft in ganz ungemindertem Maße. Sie, meine lieben Kommilitonen, werden in Ihren Studien sich ihnen mit der gleichen Achtung und Wärme und der gleichen Hingebung an das Gute, das von ihnen ausstrahlt,

Digitized by Google

widmen, wie es früher im Frieden geschehen. Ja, noch mehr: wir sollen uns bewußt sein, daß wir diesen Kampf auch für diese geistigen Güter kämpfen. Denn sie bedürfen unser, die wir nun einmal von der Vorsehung seit Alters berufen sind, das Große und Wertvolle aller Nationen zu verarbeiten und es in deutscher Läuterung und Durchdringung der Menschheit zu überliefern, mag uns dazu unsere Lage als Volk der Mitte, unsere Sprache, der an Ausdrucksfähigkeit für das Tiefe und Ewige keine andere gleichkommt, unser Nationalcharakter befähigen und verpflichten. Bleiben wir auch in diesen Zeiten uns selber treu und lassen wir uns darin durch das wilde Wüten der Feinde gegen alles Deutsche, die ja dadurch im Grunde nur ihre eigenen Güter und beste Stücke ihrer Vergangenheit verleugnen, nicht irre machen!

Draußen über dieser Aula steht mit feurigen Lettern der Bibelspruch: „Die Wahrheit wird euch frei machen." Er sieht uns in dieser Zeit mit besonderem Ernste an. Und wenn Sie, liebe Kommilitonen, am Hause vorbeigehen, möchte er Ihnen vielleicht wie ein Menetekel für unsere Feinde erscheinen ob der Lügen und Geschichtsfälschungen, in denen sie schwelgen. Dann aber sollen Sie auch, jedem Pharisäertum sich verschließend, als echte Jünger der Wissenschaft eingedenk bleiben, daß die Wahrheit immer und immer wieder mit allen Kräften des Geistes und allen Gluten des Herzens umworben sein will. Nur dem reinen Sinnes Strebenden, dem in Wahrhaftigkeit Suchenden, dem um die Wahrheit Kämpfenden wird die befreiende Wirkung, jene edelste Freiheit zuteil, die der Spruch verheißt. Diesem Geiste, der uns Deutschen auch eine Waffe ist in diesem alles antastenden, aber auch alles zur Verteidigung aufrufenden Kriege, weihen Sie sich, indem Sie unserer wissenschaftlichen Arbeitsgenossenschaft sich verbinden.

Und jetzt empfangen Sie die juristischen Dokumente dieses Bundes, ein jeder aus der Hand des Dekans derjenigen Fakultät, durch die er seinen Eingang nehmen will zur Universitas als der alle Vielheit überwölbenden Einheit des wissenschaftlichen Dienstes an Staat und Menschheit.

. . . . . .

Als nunmehr jüngste Glieder unserer altehrwürdigen Korporation begrüße ich Sie von Herzen.

Klein ist die Schar der Studierenden, die sich in diesem Semester mit uns Lehrern zu wissenschaftlicher Arbeit zusammenfinden. Und noch ist die Zahl nicht einmal eine geschlossene. Mancher von Ihnen erwartet nur seine Zeit, um dem Rufe ins Feld zu folgen, allein von den Theologen, die hier noch in stattlicherer Zahl erschienen sind, wie ich eben höre, mehr als 70; in den übrigen Fakultäten wird es ähnlich sein. Und auch die „Genossen-

Digitized by Google

schaft freiwilliger Krankenpfleger im Kriege vom Roten Kreuz", deren Aufruf zum Eintritt und zur Teilnahme am Ausbildungskurs ich dieses Mal ganz besonders Ihrer Beachtung empfehle, rechnet auf weitere unter Ihnen. Gilt es doch, alle nur irgend verfügbaren Kräfte dort zu versammeln, wo die Entscheidung fallen muß. Das ist das oberste Gebot, dem die Wissenschaft, wie alles im Volk, sich zu beugen hat.

Dorthin zum Schlachtfeld, zu unserem erhabenen Kaiser, zu unserem herrlichen Heere, auch auf das Meer zu unseren mutigen Schiffen eilen von neuem die Gedanken, voll unbegrenzten Vertrauens und fester Zuversicht auf den Sieg. Wir alle hier Versammelten vereinigen uns im Geiste mit unseren draußen in Kampf und Krankenpflege tapfer wirkenden Kollegen und Kommilitonen, grüßen sie brüderlich und wünschen ihnen glückliche Heimkehr nach vollbrachter Tat, den Verwundeten unter ihnen volle Heilung ihrer Wunden. Wir rufen die Gefallenen in unsere Mitte, unseren teuren Kollegen, Professor Maximilian Reinganum, und die lieben Kommilitonen, soweit uns bisher bekannt geworden:

die Studierenden der Rechts- und Staatswissenschaft Richard Haecker, Hans Wessel, Horst Henneberg, Ludwig Jaekle, Wilhelm Pfefferkorn, Paul Mosheim, Balduin van den Heuvel, die Mediziner Wilhelm Elbs, Karl Knopf, Gerhard Senf, Hugo Rettich, Friedrich Bleßmann, Benno Ziegler, Jakob Enders, Heinrich Rethers, Walter Servatius, Heinrich Böker, den Pharmazeuten Karl Garbe, den Philologen Dr. Karl Metzger und den Studierenden der Naturwissenschaften Joachim von der Goltz.

Wir künden ihnen, wie stolz wir auf sie sind und daß ihr Andenken, in Stein verewigt, dauern wird, solange der Stern unserer Alberto-Ludoviciana nicht erblichen ist. Wir erheben unsere Gedanken zu Kaiser und Reich, zu Fürst und Land und zu unserem ganzen Volke und flehen den Segen des Himmels auf sie herab. Wir huldigen dem Genius der deutschen Nation, indem wir das Lied der Deutschen anstimmen:

„Deutschland, Deutschland über Alles!"

Digitized by Google

Deutsche Art.

Ein Bekenntnis und keine Verteidigung.

Von Dr. Ernst Traumann in Heidelberg.

Was hülfe mir's, wenn ich für Unrecht stritte?
Deutsche Zucht geht über alle.
Walter von der Vogelweide.

Gewiß empfindet der deutsche Schriftsteller, dem es mit seiner verantwortungsvollen Aufgabe Ernst ist, in diesen Kriegszeiten tiefer denn je die Schwere seines Amtes. Schmerzlich fühlt er in der Stunde, die allein von Mars regiert wird, wo nur der Mund der Gewehre und Geschütze spricht, die Kluft, die das schwache Wort von der ehernen Tat scheidet, und er sieht sich zu einer Ohnmacht verdammt, die ihm, verglichen mit der blutigen Arbeit unserer Krieger, nahezu jede eigene Tätigkeit als überflüssig und wertlos erscheinen läßt. Der leidenschaftliche Wunsch, an die Seite des geringsten Soldaten zu treten, seine kleine Feder zum Schwerte umzuschmieden, das flammend die Sache des Vaterlandes verfechten könne, Gedanken in die gärende Welt zu werfen, voll tiefster Überzeugungskraft und wie mit unserem Herzblut geschrieben, dieses heiße Verlangen wird immer wieder niedergehalten und erstickt durch das Gefühl und die Vorstellung der Unebenbürtigkeit und des Mißverhältnisses seiner friedlichen und jener kriegerischen Mittel und Aufgaben. Wohl hat Goethe in jugendlichem Feuer einmal Sprache und Schwert einander zugesellt und in Pindarischem Schwunge uns zugerufen:

Was reich und arm! Was stark und schwach!
Ist reich vergrabner Urne Bauch?
Ist stark das Schwert im Arsenal?
Greif milde drein, und freundlich Glück,
Fließt Gottheit von dir aus!
Faß an zum Siege, Macht, das Schwert,
Und über Nachbarn Ruhm!

Aber die Wucht der unerhörten Ereignisse läßt den Friedensgewohnten verstummen und macht ihn zum betäubten, erschütterten Zuschauer einer ungeahnten Wendung der Geschichte. Wer vermöchte den Inhalt dieser ungeheuren Ereignisse in Worte zu fassen, den Sinn dieser schicksalsträchtigen Stunden auszusprechen? „Hier ist zu schweigen und zu leiden Zeit", so empfindet der geistige Arbeiter, der bisher in den stillen Gärten der Kunst und Wissenschaft gewandelt, der die Friedensluft Goetheschen Geistes geatmet, angesichts des Zusammenbruchs einer Welt und einer Weltanschauung. Wohl schwellt uns der glorreiche Anblick des deutschen Volkes und das stolze Gefühl der Zugehörigkeit zu ihm die

Digitized by Google

Brust bis zum Zerspringen, der Nation, deren kriegerischer Auszug allein sie schon den andern Staaten als ein Vorbild von Zucht und Ordnung vor Augen führen mußte, wohl gibt uns dieser opfermutige Kampf von Millionen unserer Brüder gegen eine Welt von Feinden der Gefühle höchstes: In einem Heldenvolk zu leben, das sein Alles freudig setzt an seine Ehre und Größe. Wieder einmal haben wir das Heiligste Gestalt und Wirklichkeit werden und die Idee des Vaterlandes sich verkörpern sehen; denn

Was ist das Heiligste? Das, was heut und ewig die Geister
Tiefer und tiefer gefühlt, immer nur einiger macht.

Aber alle diese Hochgefühle, die sich nur im feierlichem Rhythmus des Gesanges würdig auszuschwingen vermöchten, werden auch wieder verschlungen von dem unsäglich tiefen Schmerz um den Verlust und die Verstümmelung der Tausende, die Not und den Jammer der Zurückgebliebenen, und wir armen Lippenfechter und Wortkrieger bekennen schamvoll unserem blutenden Volke:

Nach solchen Opfern, heilig großen,
Was gelten diese Lieder Dir?. . . .

Und doch gibt es außer dem Krieg, der nur mit stählernen Waffen geführt wird, einen anderen, nicht weniger gefährlichen und vernichtenden, in dem mitzukämpfen gerade wir geistigen Soldaten berufen, zu dem wir gezwungen sind. Es ist der Feldzug der Lüge und Verleumdung, den die gegen uns miteinander verbündeten Regierungen und ihre schändliche Presse eröffnet haben. Auch hier steht der Deutsche zunächst sprachlos vor einem Schauspiel, das er in dem ihm angeborenen und anerzogenen Gefühle für Recht und Wahrheit für unmöglich gehalten. So sehr ihm auch bewußt war, daß das Niederträchtige in dieser Welt das Mächtige ist, diese ungeheure Gewalt und Wirkung hätte er, in seiner Unerfahrenheit mit den Künsten und Ränken seiner verschlagenen und heuchlerischen Gegner, der Gemeinheit nicht zugetraut, und entsetzt blickt er in einen Abgrund von Ehr- und Schamlosigkeit, irre geworden an dem Weltlauf, erschüttert in seinem Glauben an die Geltung des Guten wie jener offene, schlichte, gerade Held und Krieger Shakespeare's, der als ein Natursohn in eine Umgebung der Fäulnis und Verderbtheit gestellt ist, und der beim bloßen Gedanken der Untreue eine Welt der Ordnung und Redlichkeit, seine Welt, zusammenbrechen sieht und aufstöhnt, als ob er ins Herz und Lebensmark getroffen sei: „Das Chaos kehrt zurück" . . . .

Uns fehlt hier der Raum, die Geduld und der Atem, auch nur auf die schlimmsten der Infamien, die der Neid, der Haß und die Wut unserer Feinde ausgeheckt und als vergiftete Geschosse aus einem feigen, durch ruch-

Digitized by Google

lose Absperrung unserer ausländischen Verbindungen gesicherten Hinterhalt gegen unseren nationalen Ruf geschleudert haben, einzugehen. Nur ein einziger Anwurf, der, weil er als unerschöpfliches Mittel der Stimmungsmache, als lockender Sirenenruf und zugleich als tückisches Warnungssignal bei den ängstlichen Neutralen am meisten zu verfangen geeignet ist, in immer neuen Variationen wiederkehrt, sei hier endgültig abgetan: „Der der Barbarei." Wir Deutschen könnten uns im Bewußtsein unserer Würde und Kulturtaten mit Ruhe und einem Achselzucken kühler Verachtung über dieses Denunziantentum, über dieses gewerbsmäßige Banditenwesen, das uns mit den Kabeln zugleich die Ehre abzuschneiden sucht, hinwegsetzen, wenn wir nicht im Kriege mit der halben Welt stünden — denn welcher Narr hätte in Friedenszeiten den Fluch dieser Lächerlichkeit auf sich geladen? — und wenn wir nicht in der Krise, in der es sich um den Gewinn oder die Erhaltung gewichtiger Sympathien ganzer Völker handelt, die ungeheure, wohl berechnete Gefahr solcher Ausstreuungen kennten, die eine diabolische Strategie gleich mörderischen Minen über das unsichtbare, aber darum nicht weniger wirkliche Meer der öffentlichen Meinung planmäßig verteilt. Es ist für den deutschen Schriftsteller eine der schmerzlichsten Erfahrungen, daß er gezwungen ist, gegen diese Lügenseuche anzukämpfen. Jeder ruhige, unparteiische Zuschauer und Beurteiler müßte ohne weiteres erkennen, auf welcher Seite der Kämpfenden die Barbarei zu finden ist, wenn er sich erinnern wollte, wer unter den Kriegführenden sich der höllischen Dum-Dum-Geschosse bedient, wer die mörderischen Konzentrationslager erfunden, wer unter Mißachtung aller völkerrechtlichen Bestimmungen die offenkundigste, schnödeste Piraterie betreibt, die Neutralen vergewaltigt, die verblendeten Bundesgenossen schamlos und in feiger Schonung der eigenen Kräfte ausnützt und für sich bluten läßt, wer gegen das edle Material (fast scheut man sich, das häßliche Wort, das eine leblose Sache bedeutet, zu gebrauchen), gegen die ach! so unsäglich kostbaren Menschen eines Volksheeres, gegen seine so unendlich wertvollen Intelligenzen die Bestien Afrikas und Asiens nicht nur ins Feld führt, sondern deren tierische Instinkte noch schürt und steigert. Man könnte diesen Gipfelpunkt der Heuchelei, der die eigene Grausamkeit durch erlogene Anschuldigungen bemäntelt, auch als Extrem der Barbarei erklären. Denn der Barbar (im hergebrachten Sinne) beschönigt nicht sein verheerendes Tun und folgt seinen ungezähmten Trieben, ohne sie unter Berufung auf Sitte, Recht und Religion zu verschleiern. In Vergleich zum Engländer ist der Russe immer noch der „bessere Mensch", obwohl auch — nach dem bekannten Sprichwort — dieser maskierte Europäer nur ein ungeschabter Tatare ist.

Britischer Hypokrisie war es auch vorbehalten, den neuen Begriff des

Digitized by Google

„gelehrten Barbaren" zu prägen und uns Deutschen diesen angeblichen Makel anzuheften, ohne zu bemerken, daß sie mit diesem Widerspruch, dieser contradictio in adiecto, um als gelehrter Barbar zu reden, ihrer selbst spottete — „und weiß nicht wie". Dieses widerwillige Zugeständnis, von gewissenlosen Ignoranten und Falschmünzern, nicht von Staatsmännern, sondern von wilden Spielern gemacht, die keine anderen Götter kennen, als den Genuß und den Gewinn, spricht den innersten Zug unseres Wesens, die Richtung auf das Geistige und Ideale aus; denn was ist Gelehrsamkeit, ist Wissen anderes als die Überwindung und Beherrschung der Materie durch den Gedanken und damit die Verdrängung der rohen Sinnlichkeit und Barbarei? Goethe, unser Goethe, der höchste Vertreter und Exponent deutscher Art, hat einmal erklärt, Bildung sei: „Mitgeteiltes aufzunehmen, wie es gegeben wird." Wir blicken ohne Überhebung, aber stolz in die Runde der uns umgebenden Länder und Erdteile und fragen: Wo, in aller Welt hat man ernster und tiefer und eifriger geforscht, wo hat man sich redlicher bemüht, die Ursachen und Bedingungen jeglicher Tradition zu ergründen, als bei uns? Aber mit dem bloßen Wissen, das nach dem Apostelwort aufbläht und eitel Stückwert bedeutet, ist uns nicht genügt, wir bezahlen es nicht mit dem Herzen. Es ist uns eine Sache der Überzeugung. Wir haben zur Wissenschaft ein religiöses Verhältnis; in dem Sinne, wie Goethe es mit seinem tiefen und daher den Engländern unzugänglichen Weisheitsspruche von dem, der Wissenschaft und Kunst und darum auch Religion besitze, meinte. Unsere gesamte Geistesgeschichte beweist es, daß wir immer nur gestrebt haben, das Wahre um des Wahren, das Schöne um des Schönen, das Gute um des Guten willen zu erfahren. Wir verweisen hier nur auf die Großtaten unserer geistigen Führer und Heroen. Aus diesem ethischen Grunde unseres Wesens — denn das deutsche Ideal ist eine sittliche und nicht etwa wie bei andern Völkern eine sinnliche oder ästhetisierende Kultur — ist die kritische Philosophie Kants erwachsen, das gewaltigste Werk menschlicher Selbstbestimmung und Selbstzucht, das in seiner Sittenlehre — den englischen Eudämonisten und Utilitariern gegenüber — den kategorischen Imperativ und das Gebot der „Pflicht um der Pflicht willen" der verweichlichten Menschheit ins Gewissen hämmerte, das Gewissen, das er bewundernd anbetete, wie den gestirnten Himmel über uns, das „selbständige Gewissen, die Sonne unseres Sittentags". Aus diesem urdeutschen Boden sproßte die Dichtung unserer Klassiker. Alle diese Fürsten unseres Stammes rufen wir in einer Zeit, wo unser Charakterbild, durch der Parteien Haß verwirrt, in der Geschichte schwankt, aus den Gefilden hoher Ahnen als Zeugen hernieder für das, was der Deutsche im tiefsten Kerne will und ist. Welche Dichter und Denker

Digitized by Google

anderer Länder haben gleich den unsrigen so rastlos an ihrer Vervollkommnung gearbeitet? Ihr ganzes Werk beweist eine fortdauernde Selbstläuterung und Veredelung. Inniger denn je fühlen wir uns in diesen Schicksalsstunden einig mit den Heroen unserer Nation. Mit Lessing, der keine andere Richtschnur kannte, als das lautere Streben nach Wahrheit und der doch den alleinigen Besitz der Wahrheit in frommer Demut Gott überließ, der uns das hohe Lied der Duldung aller Glaubensbekenntnisse und Stämme schenkte. Mit Herder, dessen ganzes Lebenswerk beschlossen ist und ausklingt im Gedanken der Humanität. Wir fühlen uns eins mit Schiller, der — im Gegensatz zur französischen Revolution — die Menschheit nur durch Schönheit und Sitte zur Freiheit erziehen wollte und der den Zweck der Dichtung darin erblickte, „Der Menschheit ihren möglichst vollständigen Ausdruck zu geben". Und wir fühlen uns eins mit Goethe, dem Menschlichsten der Menschen, wie man ihn nannte. Zwei Gestalten, um deren Schöpfung allein uns die Welt beneiden könnte (wenn sich ihr Neid nicht auf irdischere Dinge erstreckte), wandeln dem Deutschen auf der Bahn zum Ideale, zum Bilde „deß', das er werden soll", voran — denn er begnügt sich, dieser reine Tor, nicht mit seiner wirklichen, gegenwärtigen Rolle, sondern er sieht in sich auch eine künftige, ideelle Aufgabe, eine weltgeschichtliche Mission — zwei Träger des reinen Menschheitsgedankens; ein Weib und ein Mann: Iphigenie und Faust. Wiederum fragen wir: Ist, seit die Welt besteht, Edleres, Göttlicheres geschaffen worden, ist je ein leuchtenderer, versöhnenderer Gedanke irgendwo entsprossen, als diese Priesterin, die durch das bloße Dasein ihrer schönen liebreichen Seele ihr fluchbeladenes Geschlecht entsühnt, auch sie eine Märtyrerin der Wahrheit, die durch sie zum Siege geführt wird, eine Künderin reiner Menschlichkeit, die die alten Rachegötter entthront, die Erinyen verscheucht — ein Gebilde, das leider nur als flüchtiger Traum über diese Jammererde, durch diese Hasserwelt dahinzieht. Ach, alle unsere wut- und bluttriefenden Feinde werden dieses Wunder so wenig begreifen, wie den Faust, von dessen Ruhm ihr Mund so überfließt und den doch nur deutsche Herzen nachzufühlen vermögen. Wie sollte ein „ins Sinnliche verstockter" Engländer den unermüdlich Strebenden begreifen, wie ein eitler Franzose ihn, dem die Tat alles und nichts der Ruhm bedeutet? Wie sollte ihnen die unergründlich deutsche Tiefe dieses Mysteriums, der heroische Lebenslauf dieses geistigen Menschen und seine Erlösung und Apotheose durch eigene Tüchtigkeit aufgehen? Eine Verherrlichung des Ur- und Reinmenschlichen, das trotz aller Irrungen zu seinem göttlichen Urquell zurückkehrt, wie kann diese schlichte, innerlichst geschaute und erlebte Himmelfahrt dem Heuchler, der sein Christentum als Aushängeschild vor sich herträgt, einleuchten, wie

Digitized by Google

die Glorie des Faust der prunksüchtigen, äußerlichen „Gloire" des Galliers Genüge tun?

Wie sehr wir das Schöne um des Schönen, das Wahre um des Wahren Willen schätzen, das zeigt unsere Achtung auch vor fremden Verdiensten; denn „es gibt" — immer nach Goethe, dem menschlichen — „keine patriotische Kunst und keine patriotische Wissenschaft, beide gehören, wie alles hohe Gute, der ganzen Welt an".

Wer hat sich Shakespeares, Molières, Tolstois Gebilde so zu eigen gemacht, wie wir „Barbaren"? Und auch die Gestalten dieser Dichter einer anderen Zunge wandeln mit uns als ob sie lebten und Fleisch von unserm Fleisch, Bein von unserm Bein seien; denn auch sie erfassen wir mit unserem Gemüte. Das ist nun einmal unser ewiger Segen und vielleicht unser zeitlicher Fluch in dieser selbstsüchtigen, kaltberechnenden Welt. Und wir lieben diese Träumer und ihre Geisteskinder, eben weil sie menschlich sind und die Sprache der Liebe und Wahrheit und Gerechtigkeit sprechen. Auch diese edlen Repräsentanten ihres Volkstums, deren ideale Welt uns unverbesserliche Idealisten immer wieder über die entartete Wirklichkeit zu täuschen vermag und uns das als Realität vorspiegelt, was wir so gerne glauben möchten, auch sie rufen wir zu Richtern der entsetzlichen Gegenwart in die Schranken. Was hätte der „Schwan vom Avon" zu dem heutigen Albion gesagt, zu diesem Spott- und Schattenbilde des Merry Old England? Wie einen Banquogeist sehen wir ihn mit seinem gemordeten Rechts- und Sittlichkeitsgefühl an der Schwelgertafel der herrschenden Lords erscheinen und den Bluthunden ihre tausendfache Untat in die teuflisch verzerrten Gesichter schleudern, in die gierigen „Zähne rücken". Wer hört sie dort noch, die männliche und die süße Stimme des Bühnenerschütterers? Wer erleidet dort, wie wir mit Hamlet, dem menschlichsten aller Prinzen „des Mächtigen Druck, des Stolzen Mißhandlungen, des Rechtes Aufschub, den Übermut der Ämter, die Schmach, die Unwert schweigendem Verdienst erweist", wer mit dem getreuen Kent die Pein, daß „Wahrheit ein Hund ist, der ins Loch muß und hineingepeitscht wird, während Madame Schoßhündin am Feuer stehen und stinken darf"? Wie wir mit Shakespeares holden Frauen, mit Ophelia, Imogen, Hermione, Desdemona, Perdita, deren Nachkommen heute bis zum rohesten Suffragettenwesen entartet sind, im innersten Herzen fühlen und dulden, so erhebt uns das hochgemute, strahlende Heldentum seiner Ritter die Seele, der Richmond, Percy, Macduff, aller der Reisigen, die mit Gott und ihrem Schutzpatron St. Georg ins Feld zogen, dem lichten, tapferen Heiligen, der den Teufel besiegte, den Drachen, den nunmehr die Verfechter des heutigen Englands füglich auf ihre Fahne und in ihr Wappen malen

Digitized by Google

dürfen. Bewundernd priesen wir mit Richards altem Oheim Gount einstens „dies gekrönte Eiland, dies Land der Majestät, den Sitz des Mars, dies zweite Eden, halbe Paradies, dies Bollwerk, das Natur für sich erbaut"; mit dem geraden, offenen Bastard Faulconbridge, der nur notgedrungen dem Herrn, der nun das stolze Albion ganz unter sich gebracht, dem „Mäkler" und dem „Vorsatzänderer Eigennutz, dem Vorteil" (Commodity) sich fügt, sprachen wir dereinst bewegt:

Dies England lag noch nie und wird auch nie
Zu eines Siegers stolzen Füßen liegen,
Als wenn es erst sich selbst verwunden half .....
Nichts bringt uns Not und Reu,
Bleibt England nur sich selber immer treu.

Und jetzt! Wie hat sich alles in sein Gegenteil verkehrt, seit Albion durch den Verrat an den heiligsten Gütern der gesitteten Menschheit sich selbst verwundete, seit es durch Preisgabe seiner besten Grundsätze sich selber untreu wurde und sich damit die eigene Grube gegraben hat! Noch triumphieren wir nicht als stolze Sieger, wir erwarten getrost den Tag der Ernte. Und nicht mit Haß, der uns fremd ist, wohl aber mit unsäglich bitterer Verachtung sprechen wir heute: „Dies England" ... Ihm folgt der Fluch der Jahrhunderte, und nicht die Flut der von ihm beherrschten Meere, nicht die Wohlgerüche Arabiens können, wie Macbeths grausiges Weib einst stöhnte, das Blut von seiner Mörderhand, womit es sich besudelte, hinwegspülen.

Aus dem Lande Shakespeares, der, zugleich ein wahrer Patriot, als erleuchteter Richter mit so reinem Ethos über dieser „herben" Welt stand, deren Getriebe er nach Goethes Wort wie ein Uhrwerk durchschaute, ist das Reich der Kipling und Shaw geworden, des Imperialisten und des Zynikers, der das Geheimnis des Hasses, mit dem uns die halbe Welt beehrt, so offen, wie es dieser Art von „Philosophen" zukommt, ausgesprochen hat. Der Feuerwerker, der bisher die Studien für seine bizarre, paradoxe „Poesie" lediglich bei seinen Landsleuten gemacht, der Ire, der sarkastisch die Heuchelei der Engländer beleuchtet hatte und wie ein flackerndes Irrlicht auf dem Sumpfe des degenerierten Albions tanzte, orakelt plötzlich mit der Miene des entrüsteten und enttäuschten Weisen, die ihm so urkomisch steht, über uns: „Wir verehren das Deutschland Goethes", (wofür wir — aus diesem frivolen Munde gelobt — uns schönstens „bedanken"), „aber wir verabscheuen das Deutschland Bismarcks". Ja, so ist es: Hans, der Träumer ist ihnen recht, aber der Michel, der sich so kräftig wehrt, ist ihnen unbequem. Sie lieben in uns den grüblerischen Hamlet, aber der Tapfere, der die Seeräuber aufs Haupt schlägt, ist ihnen so unsympathisch,

Digitized by Google

wie der Faust, zu dem wir uns aus dem einstigen Professor glücklicherweise entwickelt haben, nämlich der Kolonisator, dessen „Auge aufs hohe Meer gezogen" und der es trotz des gierigen Nebenbuhlers und trotz des Teufels, dem dieser Tatendrang sehr ungelegen, wagt, zu verkünden: „Herrschaft gewinn ich, Eigentum" ..... Der Neid ist die Triebfeder der Machenschaften unserer Feinde, der Verleumdungen, womit sie unser Wesen vor der Welt entstellen möchten. Unsere Macht und unsere Erfolge gönnt uns weder das habgierige England noch das ruhmsüchtige Frankreich, die „Grande Nation" — von dem länderfressenden Leviathan Rußland und dessen Rasseninstinkten und -Gelüsten ganz zu schweigen.

Wie haben wir auch dem Vaterlande Molières, der, die lachende Träne im Wappen, die Lügen- und Scheinwelt der Tartuffes und Harpagons so tief durchschaute, stets gerne unsere Achtung bezeugt, unseren Forscherfleiß gewidmet! Wie freudig haben wir immer seine ritterlichen Eigenschaften anerkannt! Noch im Kriege 1870—1871 war das erhebende Schauspiel möglich, daß Ernest Renan mit Dav. Friedr. Strauß — gleichsam zwei homerische Vorkämpfer geistiger Art, die öffentlich ihre Schwerter kreuzten — vor die Front der kämpfenden Heere trat und seine Gedanken über das Elsaß mit dem deutschen Gegner in vollendeter Höflichkeit tauschte. Trotz aller gallischer Sophismen, die sie enthalten, und die ihm der schlagfertige, scharfsinnige Schwabe nachwies, welche Bewunderung Deutschlands liegt in Renans Worten, wenn er gesteht, was er ihm alles verdanke, wie er als junger Seminarist mit dem Studium Goethes und Herders glaubte in einen „Tempel" zu treten, wie er Deutschland eine geschichtliche Rolle von höchster Bedeutung und eine Seele voll eigentümlicher Auffassung göttlicher und menschlicher Dinge zuspricht, wie er — der Katholik und Franzose! — die Reformation die bedeutendste Revolution der neueren Zeiten nannte u. a. m. Und heute! Man vergleiche damit das Gebahren der Bergson und Boutroux (von dem Halbwahnsinn der Richepin, Rolland und Konsorten nicht zu reden). In welchen Abgrund von Charakterlosigkeit muß ein Philosoph gesunken sein, der noch in diesem Jahre zu Berlin und Jena sich zur Ideenwelt der deutschen Metaphysiker bekannte, um uns dann nach Ausbruch des Krieges als „Barbaren" zu brandmarken! Kann in der Tat, wie wir es von dem Geist der Wissenschaft verlangen, einem Denker jene Lehre in Fleisch und Blut übergegangen sein, wenn er sie wegwirft wie ein schäbig gewordenes Gewand und das Volk, den Naturgrund, aus dem sie erwachsen ist, mit Füßen tritt? Wo ist die schönste Tugend der Dankbarkeit geblieben? Es ist, als ob dieser Krieg nicht nur Liebe und Treue wie ein böses Unkraut ausgerauft hätte, sondern auch jede Erinnerung. Der Wahnsinn scheint zu herrschen. Was die Verhaeren, Maeter-

Digitized by Google

linck (der noch vor wenigen Jahren in einer Dankrede zu Berlin Deutschland das „moralische Gewissen der Welt" nannte), von sich gegeben haben, sind keine Urteile mehr, das sind unartikulierte Schreie der Wut und Verrücktheit. Und was sind die Expektorationen des perversen d'Annunzio, der Dalcroze und Genossen anderes als Zeichen ohnmächtiger Leidenschaft und Verblendung?

Mit besonderer Trauer blicken wir nach der welschen Schweiz und nach Italien, den Ländern, zu denen wir so gerne gewallfahrt. Wie hätte der edle, zartfühlende Conrad Ferdinand Meyer, der mit der einen Hälfte seiner Persönlichkeit und seiner Bildung so tief in romanischer Kultur wurzelte und doch nur in deutscher Sprache dichtete und so deutsch dachte, daß er seinen mächtigen Huttengesang aus der Begeisterung für die Siege des großen Kriegsjahres schöpfte, jene Huldigung für Deutschland, die selber ein Zeugnis dafür ist, „wie tief das Erz der deutschen Zunge dröhnt", wie schmerzvoll hätte er ob der Pöbeleien der französischen Schweizer sein Haupt verhüllt! Und wie ingrimmig hätte der goldene Meister Gottfried von Zürich, der so ganz der unsrige geworden, weil er im tiefsten Grunde seiner wahrhaftigen Seele mit dem Lande Goethes und Schillers, dem Adoptivlande seines „Grünen Heinrich", verwachsen war, darob gezürnt, wie hätte der Sänger der Schweizer Nationalhymne gewettert, wie hätte sich sein Stolz und seine Freude über seine Heimat in Scham und Leid verkehrt, wenn er diese Söhne Helvetias gesehen hätte! Und gar Italien! Vergessen scheint in dem Lande, das ein Goethe als sein Arkadien gepriesen, in dem Volke, für das Viktor Hehn sein glühendes „Pro populo Italico" geschrieben, alles, was deutsche Dichtung und Forschung zu seiner Verherrlichung geleistet, was die Einigung Deutschlands für seine Wiedergeburt und Großmachtstellung bedeutet hat, vergessen auch, was französischer Länder- und Kunstraub an ihm gesündigt; ersäuft und erstickt erscheint jedes Gefühl germanischen Verdienstes in der schlammigen Flut, die die Verleumdung unserer Feinde über Europa hinwälzt. Wir werben nicht um Liebe und Freundschaft, denn diese beiden müssen ein freies Geschenk seelenverwandter Geschöpfe sein, sonst bedeuten sie nichts; aber wir klagen mit Tasso, der seine schöne Welt des Vertrauens zusammenbrechen sieht, um Eleonore: „Auch du! Auch du!" .....

Es gibt ein wahrhaft erschütterndes Zeugnis dafür, bis zu welch äußerstem Grade von Selbstlosigkeit und Verzicht auf sinnliches Glück, auf äußere Macht — Genüsse, die doch wohl das Merkziel „barbarischer" Völker sind — der deutsche Idealismus steigen konnte. Es ist ein unvollendetes, teils in Prosa, teils in Versen skizziertes Gedicht Friedrich

Digitized by Google

Schillers aus dem Jahre 1801, das man nach einem darin enthaltenen Stichwort sehr schön und treffend „Deutsche Größe" genannt hat. Es war in dem Zeitpunkt verfaßt, wo der Friede von Lunéville geschlossen war, der Frankreich zum Gebieter des Kontinents, den Rhein zu Deutschlands Grenze machte, während kurz zuvor die Seeschlacht von Abukir Englands Herrschaft über das Mittelmeer und das Reich der freien Amphidrite besiegelt hatte. So konnte Schiller von dem Augenblicke sprechen, „Wo der Franke, wo der Britte Mit dem stolzen Siegerschritte" unser Geschick bestimmte. „Darf der Deutsche", so fragt der Dichter, nunmehr sich noch „seines Namens rühmen und freuen?" Und er antwortet: „Ja, er darfs! Er geht unglücklich aus dem Kampf, aber das, was seinen Wert ausmacht, hat er nicht verloren. Deutsches Reich und deutsche Nation sind zweierlei Dinge ..... Der Deutsche hat sich seinen eigenen Wert gegründet, und wenn auch das Imperium unterginge, so bliebe die deutsche Würde unangefochten. Sie ist eine sittliche Größe und wohnt in der Kultur und im Charakter der Nation, der von ihren politischen Schicksalen unabhängig ist ..... Indem das politische Reich wankt, hat sich das geistige immer mehr ausgebildet ..... Dem, der den Geist bildet, beherrscht, muß zuletzt die Herrschaft werden; denn endlich an dem Ziel der Zeit, wenn anders die Welt einen Plan, wenn des Menschen Leben irgend nur Bedeutung hat, endlich muß die Sitte und Vernunft siegen, die rohe Gewalt der Form erliegen — und das langsamste Volk wird alle die schnellen, flüchtigen einholen ..... Dem Deutschen, der mit dem Geist der Welten verkehrt, ist das Höchste bestimmt, und so, wie er sich in der Mitte von Europas Völkern befindet, so ist er der Kern der Menschheit; jene sind die Blüte und das Blatt ..... Er ist erwählt von dem Weltgeist, während des Zeitkampfs an dem ewigen Bau der Menschenbildung zu arbeiten, zu bewahren, was die Zeit bringt. Daher hat er bisher Fremdes sich angeeignet und es in sich bewahrt ..... Nicht im Augenblick zu glänzen und seine Rolle zu spielen, ist seine Aufgabe, sondern den großen Prozeß der Zeit zu gewinnen ..... Jedes Volk hat seinen Tag in der Geschichte, doch der Tag des deutschen ist die Ernte der ganzen Zeit."

Es sind Ideen, die Schiller in einzelnen Gedichten verarbeitet und geformt hat, Gedichte, die uns heute ganz aktuell anmuten und wie auf unsere Feinde gemünzt erscheinen: So im „Antritt des neuen Jahrhunderts", in den „Antiken zu Paris", die Engländer und Franzosen in ihrer Ländergier und Kunsträuberei brandmarken, im „Abschiedslied an den (nach Paris reisenden) Erbprinzen von Weimar", den das schwanke Brett auf jene linke Seite hinüberträgt, „wo deutsche Treu vergeht". Und schließlich

Digitized by Google

in dem Gedicht auf „Das Mädchen von Orleans". Denn das Jahr 1801 gebar auch das Drama der „Jungfrau". Es ist die kritische Zeit, in der Schillers Kosmopolitismus zur nationalen Gesinnung umschwang. Nichts ist bezeichnender für die Weite und Vorurteilslosigkeit dieses Patriotismus, daß der deutsche Dichter ihn an einem französischen Stoffe bekundete. Welch fremdländischer Nationalist wäre dieser Tat fähig! Und noch mehr: Schiller rettet seine Heldin aus dem Moder englischer und gallischer Verunglimpfung, zumal der tödlichen Verspottung Voltaires, der das Strahlende geschwärzt und das Erhabene in den Staub gezogen. Sein edles, religiöses Herz erschuf dem Wundermädchen den Glorienschein und siegte über den „Witz" des Freigeistes, der ewig mit dem Schönen Krieg führt. Ihm ist das Heilige heilig. Welche Ironie der Weltgeschichte liegt in diesem poetischen Tun des deutschen Barbaren! Er ist es auch, der der heute so viel berufenen Stadt ganz besonders den Nimbus einer geweihten Stätte verliehen, dem Namen, der vor allem den barbarischen Charakter der Deutschen erhärten sollte: Reims! Dorthin führt die Jungfrau den schwachen König, dort auf dem Schlachtfelde, wo sich heute die Millionenheere miteinander messen, entscheidet sich auch ihr tragisches Schicksal. Und so ist es nicht nur unser kunstgeschichtliches und künstlerisches Interesse, wenn wir zu unserem tiefsten Bedauern gezwungen sind, die von hinterlistigen und gerade auf unsere Pietät bauenden Feinden als gesicherte Stellung benützte und mißbrauchte Kathedrale in Trümmer zu legen, sondern sie bleibt uns das Heiligtum, wie es Schiller geweiht hat, und wir werden sie immer, ob sie nun stehen bleibt oder vergangen ist, mit den Augen unseres Dichters erblicken, wie er sie uns als Jünglingen schon ins begeisterte Herz geschrieben hat: „Man sieht die Türme von Reims in der Ferne, von der Sonne beleuchtet" ....

So sind wir Barbaren nun einmal, die wir alles mit dem Gemüte erfassen und festhalten. Und darum sind wir auch das Herz und Gewissen der Völker, wie es in schwachen Momenten, in lichten Intervallen ihres Wahnsinns selbst unsere Feinde bestätigt haben, und Schiller und Hölderlin, denen wir mehr glauben als jenen, gesungen. „O heilig Herz der Völker, Vaterland!" ..... Aber diese Heimat suchen wir nicht mehr in den Wolken des Himmels, sondern auf dieser festgegründeten, dauernden Erde. Unser deutscher Geist will einen Leib haben, und deutsche Nation und Imperium, das fühlte Schiller, der Dichter des „Tell", später selbst, sind nicht mehr zweierlei Dinge. Für die Erhaltung und Fortdauer dieses unseres nationalen Körpers sind unsere Brüder und Söhne in den heiligen Krieg gezogen, der uns aufgezwungen wurde; denn auch das entspricht unserer barbarischen Weise, daß wir über Niemanden herfallen, sondern, wie

Digitized by Google

uns unſer größter Feldherr beſtätigt hat, nur kämpfen, wenn wir die Angegriffenen ſind und daß wir, wieder einmal im Gegenſatz zu Albions Wahlſpruch „right or wrong“ niemals „für das Unrecht ſtreiten“; denn „Deutſche Zucht geht über alle“. Dafür ziehen wir auch mit reinen Händen in dieſen furchtbarſten aller Kriege. „Große Gedanken und ein reines Herz, das iſt es, worum wir Gott täglich bitten ſollten“. Alſo ſprach Goethe. Eine gütige Vorſehung hat dieſes unſer Gebet erhört; denn uns ſchwebt in dieſem blutigen Ringen der Völker auch die große, heilige Idee unſerer weltgeſchichtlichen Aufgabe und Sendung vor, daß dieſe kranke, verderbte und verlogene Welt am deutſchen Weſen, an deutſcher Sitte, Zucht, Wahrhaftigkeit geneſen ſoll. Und dieſer große Gedanke ſoll uns nicht übermütig, ſondern ſehr demütig machen, obwohl uns, wenn wir die Möglichkeiten der Entwicklung des Weltreiches deutſchen Geiſtes erwägen, das Herz höher ſchlägt. Wir wollen nur nicht, daß die Saat, die mit dem Blute unſerer Teuerſten getränkt iſt, verderbe, ſondern daß ſie herrlich aufgehe im neuen Vaterland. Das ſchwören wir, die wir uns wie Goethes Träumer, der Ruheſtunden ſchämen, ihnen, die größer ſind als wir, den Toten und Heimkehrenden. Wir wollen die Ernte ihrer heiligen Taten heimbringen, das Haus, das ſie geſchirmt und geſtützt, ausbauen, hoch und hehr, und immer zur Ehre unſeres deutſchen Namens und zur Verwirklichung unſerer deutſchen Ideale. Der Chriſtgläubige nennt dieſe Ziele das Reich Gottes; in der Sprache unſeres weltfrommen Altmeiſters heißt es das des Lichten und des Guten, worin der Widerſtand der ſchnöden, ſtumpfen Welt beſiegt iſt. Wir flehen mit ihm, daß es

wirke, wachſe, fromme,
Damit der Tag dem Edlen endlich komme.

Digitized by Google

Bilder aus dem Straßburg der zwanziger Jahre.

Von Friedrich List.

Die gewaltigen Ereignisse draußen auf dem Felde werden uns, wenn erst einmal die große Entscheidung gefallen sein wird, vor einer ganz neuen Situation, vor einer neuen Epoche unserer Geschichte sehen. Das fühlen wir alle. Und schnell wird auch die politische Theorie auf einer neuen Grundlage der Macht des Geschehenen folgen. Gewiß wird sie dabei aber an das ganze Hoffen und Denken einer früheren vorbismarckischen Zeit anknüpfen, das zwar vor der „Realpolitik" unserer jüngsten Geschichte verstummte, allein immer unbewußt in uns weiterlebte.

Es sind jetzt an die hundert Jahre her, seit der Politiker und Nationalökonom List zum erstenmal in Deutschland gegen die übermächtige englische Wirtschaftsgewalt und deren gefügige Werkzeuge (damals die Leipziger Zwischenhändler mit englischen Fabrikaten) eine großzügige Agitation an der Spitze eines wirtschaftlichen Vereins deutscher Kaufleute und Fabrikanten betrieb, um an deutschen Höfen, vor allem in Wien, für die Abschaffung der Binnenzölle und — damals schon — für Aufrichtung von Zollschranken gegen die Überflutung der deutschen Märkte durch England zu wirken. Dieser List, damals ein Mann von dreißig Jahren, kam ganz von der inneren Politik her: Als Publizist, als Verwaltungsbeamter in dem aus den württembergischen Verfassungskämpfen her bekannten Ministerium Wangenheim, endlich als Professor der Staatswirtschaft stand er mitten in diesen Kämpfen als Führer einer Partei der „Bürgerfreunde" und als Berater eines konstitutionell gesinnten Ministers und entwickelte ein überaus interessantes System konstitutioneller Verfassung und Selbstverwaltung. Seine Vorlesungsmanuskripte, die neben anderem wertvollem, noch unveröffentlichtem Material aus seinem Nachlaß nunmehr in einer großen wissenschaftlichen Neuausgabe der Schriften Lists Aufnahme finden sollen, geben Aufschluß über den Entwicklungsgang und die Vielseitigkeit dieses politischen Genies, das im Kampfe gegen allen zerstörenden Individualismus seiner Zeit und mit einem eigenen Sinn für das Wesen und die Bedeutung der gesellschaftlichen Korporation vom Einzelmenschen über die Gemeinde, über den Staat, den Weg zur Nation und durch die Nation zur größeren Völker- und Menschheitsgemeinschaft fand.

Diesen Politiker, recht eigentlich eine der großen Erfindernaturen, der in seinem Lebenswerk uns eine ewig staunenswerte Prophetie politischer und wirtschaftlicher Zukunftsentwicklung vor Augen gestellt hat, brauchen wir heute noch. Heute mehr als je. Auf sein Vorbild müssen wir in dem Augenblick zurückkommen, wo mit einem Male die großen Ziele deutscher Zukunftsentwicklung über den Fragen des Morgen aufleuchten. In einem Augenblick auch, wo die Sorge um unsere politische Weltzukunft die Fragen der inneren Politik in Hintergrund stellt: Die Fortwirkung Listischen Denkens, einstmals durch das Phänomen Marx unterbrochen, feiert ihre Auferstehung.

Die folgenden bisher ungedruckten Tagebuchaufzeichnungen, die wir im Auszug wiedergeben, stammen aus der Zeit der Verbannung Lists aus Württemberg: „Wie von Furien gepeitscht" floh er im Jahre 1821 vor der Verfolgung durch die württembergische Regierung an den Rhein. Er führte bis zu seiner Auswanderung

Digitized by Google

nach Amerika (1825) das rastlose Wanderleben des politischen Flüchtlings, das ihn bald nach der Schweiz, bald nach dem Elsaß, nach Paris und sogar nach London trieb. Ungebrochen von seinem und seiner Familie hartem Schicksal fand sein regsamer Unternehmungsgeist immer neue Möglichkeiten der Betätigung. In seinen Aufzeichnungen, die er unter dem Titel „Briefe vom Rhein" ursprünglich veröffentlichen wollte, spiegelt sich das ganze bunte Leben einiger badischer und elsässischer Städte wider. Sie gehören zu den sonst seltenen persönlichen Dokumenten seiner vielseitigen reichen Persönlichkeit, der Frische seines überlegenen Geistes und der Lebhaftigkeit seiner Empfindungen.

Die Reise führt über Pforzheim und Karlsruhe. Er schildert in Pforzheim den Zustand der Fabriken, ihre Absatzverhältnisse und Arbeiterzahl, studiert in Karlsruhe die Baugeschichte der Stadt, das Leben und Treiben auf der Hauptstraße und vor allem die wirtschaftlichen und politischen Zustände, insbesondere das Verfassungswesen der badischen Städte. Über Rastatt und Kehl fährt er nach Straßburg.

Stuttgart. Dr. Karl Goeser.

Straßburg. In der „Blume". Gute Kost, billig. Dr. Lindner und seine Frau treffe ich da („Manuskript aus Süddeutschland"). Ich will nach Paris. Der Paß ist nach 4 Uhr nicht mehr zu haben. Der Lohnbediente zeigt mir die Pforte; aber der Adjunkt unterschreibt nicht. Fordert mich vor. Der Adjunkt muß meinen Paß erst nach Paris schicken, weil die Polizei mich vor drei Jahren auf Requisition meiner Regierung ausgewiesen habe. Ich halte mich also notgedrungen in Straßburg auf. Entschließe mich einige Wochen hier zu bleiben.

Alte Bekannte. Überall Zurückhaltung. Bedeutende Fortschritte der Geistlichen, Jesuiten, Missionäre; seltsamer Aufzug — die Hoffnung des künftigen Jahrhunderts im Seminar der Katholiken. Steifhaare; blaue Strümpfe, Schlapphüte, stupide Gesichter, halb Bauer, halb Städter.

Hier sowie in den übrigen Städten vom Elsaß weiß man vielleicht im ganzen Frankreich am besten, was Freiheit ist. Der Bürger ist besonnen; nicht so heftig wie der Franzos, aber beharrlich. Ruinen der alten Reichsfreiheit. Ehrbarkeit des Bürger- und Bauernstandes. Größere Einfachheit, weil nicht kleine Höfe dem Luxus alle Tage eine neue Richtung geben.

Straßburg eine mächtige Reichsstadt. Geschichte. Blieb Reichsstadt bis zur Revolution. Verfassung unter dem alten Frankreich. Entsagung. Straßburg hat seine Munizipal-Freiheit der Republik zum Opfer gebracht; sollte man es nicht entschädigen? Warum nicht Petition an die Kammer? Das geringste deutsche Dorf hat mehr Munizipalrechte, als diese alte und große Stadt, die von Männern strotzt, voll Kenntnissen beider, der deutschen und französischen Literatur, altreichsstädtischer Biederkeit gepaart mit der höheren Bildung, welche die Vereinigung mit einem großen Reich ermöglicht. Franzosen sind in allen Stellen, nur was in Ehre und Gehalt unter

Digitized by Google

ihren Ansprüchen, kommt an die Deutsch-Franzosen. Ausgenommen die Lehrstellen in der Juristen- und der evangelischen Theologen-Fakultät, weil man da deutsch und französisch verstehen muß.

Der alte Bürger heißt die Franzosen Welsche, die welschen Lüt. Alles freut ihn, was von Deutschland kommt, zieht ihn an; sein Interesse (wegen größerer Sicherheit, größerer Handelsvorteile) und sein Verstand fesseln ihn an Frankreich, aber sein Herz zieht ihn über den Rhein hinüber. Französisches Theater besucht die große Welt, wenn aber ein deutscher Theaterdirektor mit seinen deutschen Prinzen und Prinzessinen im Sommer angefahren kommt, dann rührt sich die ganze Masse der Frau Bäsinnen und Pfetterinnen, auch einmal wieder deutsche Komödie zu sehen (ist's au nit Stroßburger ditsch, so ist's doch ditsch un nit welsch!). Herr Ehrenfried Stöber, der Meistersänger des ehrenhaften Straßburger Bürgerstandes hat unter dem Titel „Daniel" Straßburgischen Charakter, Sitten und Sprache auf die Bühnen gebracht. Das Stück wurde bei vollem Hause mehrere Wochen hintereinander gegeben und hat im zweiten Jahre die zweite Auflage erlebt. Hat allerliebste Szenen und Liedchen, die bereits ins Volk übergegangen sind.

Diese Sprache hat übrigens viel Zartes und Kurzes in ihren Provinzialismen. Namentlich Straßburger Wörter (wie in Nürnberg) eine Menge. Die deutschen Städte bei aller ihrer Ähnlichkeit hatten wieder viel Eigentümliches, wie das bei selbständiger freier Ausbildung nicht anders möglich ist. Es ist nicht so alles mit einer Schere nach der Schnur geschnitzelt, wie die altfranzösischen Gärten, sondern wie in den englischen wächst jeder Baum nach seiner Gestalt.

Hier geben sich deutsche Literatur und Sprache die Hände. Im Casino littéraire trifft man eine vollständige Sammlung der interessantesten und besten Zeitschriften von beiden Nationen. Die Zeitungen halb deutsch und halb französisch. Schlecht deutsch. Straßburger „Constitutionell" und „Quotidienne".

Vorteile der Vereinigung mit einer großen Nation fühlt im Elsaß jeder Stand. Nicht minder die Nationalgarantie des Geschworenengerichts, der Kammern und des öffentlichen Gerichts. Darum Ungerechtigkeit der Vorwürfe, die man ihnen 1814 und 1815 machte.

Im Grunde hängt die Bürgerschaft noch an allem was deutsch ist. Nur muß man diesen Leuten nicht verargen, daß sie zuweilen über deutsche Stoffeleien und Kleinstädtereien die Nase rümpfen.

Straßburg und Basel. Vermögen geht nach Paris; in Basel bleibts. Größere Bevölkerung wegen freien Zugs, Mangel an Gewerbsbeschränkung. Vorteile des freien Zugs.

Schwefelsäurefabriken und andere chemische Fabriken. Ausfuhrprämien, Kirschenwasser, Fleisch, Leim.

Digitized by Google

Fehler in der elsässischen Landwirtschaft: zuviele Pferde, keine Ochsen.

Man hört hier nichts von Studentenunfug. Bilden keinen Staat im Staate; keine Opposition gegen die Philister, kein Korporationsgeist. Und doch hört man im Palais de Justice nicht, daß es den dortigen Advokaten an Talent oder auch an Freimut und Herzhaftigkeit fehle, die von der Regierung Angeklagten zu verteidigen. Erinnerungen. Prozesse gegen die drei Offiziere.

Man könnte hier recht gute Buchhändlergeschäfte machen; auch für wohlfeiles Geld Güter ankaufen; aber — aber — aber — ich schreibe dieses meiner Frau.

Die Reise nach Paris braucht drei Tage und zwei Nächte. Es gibt mehrere Diligencen, die mit sich handeln lassen. Ich werde für 250 Frs. sechs Plätze (den Fonds) des Wagens bekommen, und noch die Freiheit haben, ein bis zwei Tage Rast zu machen. Letzteres aus Rücksicht für den Fall, daß jemand erkranken könnte. Drei Zentner passieren frei; das Übrige zahlt 15 Frs. pro Zentner.

Effekten, die unter Plombierung durchpassieren, müssen dem Douanendirektor in Paris detailliert werden und dieser muß eine ausdrückliche Erlaubnis ausstellen.

Am 20. vorgefordert. Ordre Herrn von Corbiers, ohne Aufenthalt und ohne Paris zu berühren nach Havre. Muß einen Paß bringen. Alle Vorstellungen helfen nichts, ich muß zurück. Schreiben an Herrn von Corbiers. Striktes Verharren der Franzosen bei den Ordres ihrer Minister: „C'est l'ordonnance!" Seltsame Erscheinungen. Polizeitabellen vom Jahre 02 der Republik; Konsulat, Kaisertum, Königreich, Ludwig XVI. Übrigens Napoleon und Ludwig XVIII sind hier in Gesellschaft. Wie oft hat hier Verbrechen und Verdienst die Uniform gewechselt. Aus welch verschiedenen Gründen wurde belohnt und verfolgt. Wie verschieden die hier saßen!

Polizeidiener kommt in mein Haus, will den Paß. Kein Potentat behalte mich länger als 24 Stunden. Sei ein gefährlicher Mensch.

Ziehe über den Rhein zurück. Kaum beim Pfarrer, kommt Polizeimann wegen Paß. Pfarrer nimmt mich auf. Besuch beim Kommandanten. Bei Herrn Fecht in K. Abreise. Neumühl. Will um zehn Uhr noch den Paß; gute Polizei-Ordnung.

Vor der Präfektur steht noch der Freiheitsbaum. Auf der Bibliothek liegt noch der Stein aus der Bastille, den der Convent hiehergeschickt. Noch in manchen Bureaux sieht man Zeichen der Republik und der Freiheit.

Bis zur Revolution hat die Stadt ihre alten Rechte, Freiheiten, Domänen und Stadteinkünfte mit großer Eifersucht und deutscher Beharrlichkeit bewahrt. Französisch war nur der Prätor und dieser mußte nach dem Vertrage deutsch sprechen. Der vorletzte, der die Sprache nicht verstand, als er

Digitized by Google

dem hoch achtbaren Ammeister, Rath und 300 Schöffen vorgestellt ward, fing seine Rede mit den Worten an: „Messieurs, je le regrette que je ne sais pas m'expliquer en allemand, mais la langue ... messieurs ...“ hier erhob sich der Ammeister (und der ganze Rat) und erklärte, es sei gegen die Privilegien dieser freien Stadt, daß der kgl. Prätor französisch spreche und der Rat könne und werde sich nie zu einer Ausnahme verstehen. Nachdem dieser Protest verdolmetscht, Aufhebung der Session — der Prätor begab sich nach Deutschland, um die Sprache zu lernen, kam nach zwei Jahren zurück: nie soll ein kgl. Prätor schöneres Deutsch gesprochen haben. Sprach fortan mit allen Deutschen deutsch und ward der Liebling der Bürgerschaft.

Bis zur Revolution waren alle Verhandlungen, Schulen, Proklamationen deutsch; man hörte wenig französisch. Änderung. In der nächsten Generation wird die gebildete Gesellschaft französisch sprechen. Frauenzimmer sprechen es lieber, weil ihr Dialekt ihnen ungebildet vorkommt und es ihnen für Hochmut angerechnet wird, wenn sie hochdeutsch sprechen. Doch wird das Deutsche nie verdrängt werden und sich immer zur Hälfte halten. Erstens wegen des Landvolks auf dem linken Rheinufer, zweitens wegen des Verkehrs mit dem rechten Rheinufer, drittens, weil die Stadt ihre Bevölkerung zur Hälfte aus Deutschland ergänzt. Metzger, Bäcker usw. sind Schwaben und Badener, werden geachtet wegen ihres Fleißes und ihrer Solidität, wie überall. Viertens, Gärtner lassen nie von der deutschen Sprache. Beharrlichkeit dieser Leute bei ihren Sitten, bei Sprache, Gebräuchen und Trachten. Fünftens, weil die deutschen Dienstboten mehr gesucht sind als die französischen.

Die Straßburger Universität wird von Deutschen nicht so besucht, wie sie es verdiente, namentlich für Juristen und Mediziner. Auch glaube ich, hat die Universität ihre wahre Stellung noch nicht eingenommen. Sollte die Deutschen mit den Erzeugnissen der französischen, die Franzosen mit den Erzeugnissen der deutschen Kultur bekannt machen.

Von allem was erscheint, sind zwei schlechte Zeitungen, eine liberale, eine ultra (nicht einmal ein Unterhaltungsblatt); sind halb deutsch, halb französisch. So doppelt ist auch die Unterhaltung. Einfältige Deutschschreiber wollten den Straßburgern darum einen Vorwurf machen, als ob sie sich französisch stellten. Würden aber diese Herren sich nur drei Monate in Geschäften in Straßburg herumtreiben, so würden sie finden, daß diese Doppelseitigkeit in den Verhältnissen liegt; z. B. in Gesellschaften, wovon die eine Hälfte französisch und nicht gut deutsch spricht, die andere Hälfte das Gegenteil.

Großer Erfolg des „Leben der merkwürdigsten Protestanten“ im Fran-

Digitized by Google

zösischen. Deutsche Gelehrte, aus denen die Verfasser nach ihrem eigenen Geständnis schöpften, haben diese französisch bearbeitete Schrift selbst wieder als etwas Neues ins Deutsche übersetzt. Große Folgerung hieraus: Der Deutsche studiert zu gründlich, verwendet zu wenig auf Darstellung und ist im Drang, tief zu sein, oft dunkel und schwülstig. Die französische Sprache schon zwingt zu leicht faßlicher, gefälliger Darstellung. Daher möchten manche deutschen Bücher erst gewinnen, wenn sie ins Französische und von diesem wieder ins Deutsche übersetzt werden. Zschokke verdankt dieser leichten Darstellung einen Ruf, mit dem es sich nicht so verhielte, wenn nicht die große Masse darüber oft der Leichtigkeit des innern Gehalts etwas nachgäbe.

Der Straßburger Bürger hängt von altersher an der Demokratie; man möchte wohl in manchem Hause noch Familienreliquien aus der verrufenen Republik finden. Auch wenn der Elsässer Oberländer in die Köpfe zu steigen beginnt, kann es kommen, daß im freundvetterlich-reichsstädtischen Familienzirkel man sich mit „citoyen" apostrophiert. „Bürger" ist althergebracht und gewöhnlich, wird jedoch meistens nur mit einem guten Prädikat verbunden gebraucht; z. B. er ist ein rechtschaffener Straßburger Bürger. Der Basler würde das schon auf Reputation nehmen, weil es nach der verrufenen unteilbaren Helvetischen Republik schmeckt. Dort ist nur „Burger" (Burgherr) legitim; „Bürger" heißt einer jener Schwindelköpfe, die einst gewagt haben, die Basler Zunftgerechtigkeiten über den Haufen zu stoßen und die Abgeordneten der Buren in den großen Rat zu berufen. Seit die Buren im großen Rat sitzen, ist alles nichts mehr.

Görres. Auftritte mit Schulmeister. Dieser wollte, Görres sollte widerrufen, was er im „Rhein. Merkur" über ihn geschrieben, und machte ihm Grobheiten; Görres warf ihn, wie billig, die Treppe hinunter. Görres wurde als einem Vertriebenen alle Teilnahme. Im Ganzen genommen aber steht er nicht in hoher Achtung. Die Straßburger sind zu helldenkend, als daß sie an dem mittelalterlichen Gewäsch des Koblenzer Jesaias Freude haben könnten. Görres „Deutschland und die Revolution" wurde nirgends besser gewürdigt als in Straßburg. Weib und Tochter gehen in altdeutschem Gewande einher, und die ganze Familie schließt sich an die Prozessionen an, während aufgeklärte Straßburger Bürger diese Farcen dem katholischen Plebs überlassen.

Religiöse und politische Heuchelei geht weit, oft bis zur Schamlosigkeit. Man bemerkt viele Leute, die zur Zeit der Revolution nicht eben im Ruf der Mäßigung standen. Es mag manchen geben, auf den Corcelles Witzwort angewendet werden kann, der so oft die Kammer lachen machte. Dieser begegnete einst Lacretelle dem Jüngeren, den er in den Versamm-

Digitized by Google

lungen der Jakobiner in seiner Jugend genau kennen gelernt hatte. Lacretelle hatte inzwischen seine bekannte Geschichte des Konvents geschrieben und nur einige Tage zuvor das rote Band erhalten. Vergebens zupfte er einigemal an diesem Bändelchen, um es Herrn Corcelle bemerklich zu machen. Dieser sah nicht oder wollte nicht sehen. Darüber ungeduldig fragte Herr Lacretelle: „Aber, lieber Freund, siehst du denn nichts, gar nichts Neues an mir?" „Ich wüßte nicht". Endlich wies er mit dem Finger auf das rote Band, nicht auf den Orden der Ehrenlegion. „Ah!" rief Corcelle, „das ist der Orden der Ehrenlegion; ich glaubte, es wäre ein Stück von deiner alten Jakobinermütze."

Überhaupt bietet die Laufbahn, die manches Individuum seit 30 Jahren und unter fünf Regierungsveränderungen durchlaufen, viel Stoff zu Betrachtungen über die Vergänglichkeit der menschlichen Dinge und die Veränderlichkeit der menschlichen Grundsätze und Einrichtungen dar. Manche, die auch ihren politischen Glauben nicht abgeschworen, sind kalt geworden gegen die Grundsätze der Freiheit und betrachten die republikanische Periode als einen vorübergegangenen Rausch. Doch wird man im Elsaß zehnmal mehr Leute finden, die ihre Gesinnungen bewahrt haben, als in Frankreich.

Der Deutsche ist schwerfälliger und unzugänglicher, als der Franzmann; aber beharrlicher und gründlicher. Der Franzose folgt in allen Stücken zu sehr den augenblicklichen Launen der Masse.

Die Republik, das Kaisertum, die konstitutionelle Periode waren Mode. Jetzt ist es das Königtum. Möge die bestehende Gewalt die Mittel finden, daß es Mode bleibt, samt dem Jesuitentum. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß im Volk noch viel Bigotterie herrscht, aber auch, daß ein großer Teil der Bigotten den Kopf neigt, um Stellen und Ehren zu suchen.

Der Deutsche war darin immer wesentlich verschieden, daß er seine Freiheit von der Persönlichkeit herleitete, während der Franzose sie immer mehr in der Masse finden wollte. Daher der Partikularismus in seinen Städten, Ländern, Reichsverfassungen; schweizerische Eidgenossenschaft, schwäbische und Hansabünde, vereinigte Niederlande. Der Franzose hingegen gab zu schnell seine Partikularrechte hin, um seine Wohlfahrt in der Masse zu finden.

Die Wahrheit liegt in der Mitte. Die Engländer und Nordamerikaner haben sie gefunden. In England bildete sich, was in Nordamerika rein und klar ausgeführt wurde.

Wieviele Mittel und Kenntnisse vereinigt das Elsaß, um seine Provinz zu verwalten. Das ist alles verloren. Die Franzosen regieren sie. Alles Geld strömt in Paris zusammen. Die Regierungsmaschine wird in Paris in Bewegung gesetzt und die Masse kennt so wenig ihre Operationen, als das Spiel des Telegraphen, dessen Bewegungen sie zwar sieht, aber nicht versteht ....

Digitized by Google

Eine Kongofahrt 1881.

Von Max Buchner in München.

Es wird unsere Leser freuen, einen der Pioniere des deutschen Kolonialwesens, den langjährigen Direktor unseres Ethnographischen Museums, von seinen Erlebnissen aus jener Zeit erzählen zu hören, in der wir noch keinen afrikanischen Besitz hatten. Die einige Jahre später erfolgte Besitzergreifung von Kamerun, bei der er so hervorragend beteiligt war, hat Dr. Buchner in seiner kürzlich erschienenen Aurora Colonialis geschildert, über die Geheimrat Meyer vom Reichskolonialamt an einer anderen Stelle dieses Heftes berichtet.

Nach einer mißglückten Entdeckungsreise, die im gepriesenen Reich des Muatiamvo fast zwei Jahre verschlungen hatte, wollte ich noch den Kongo besehen, um an diesem berühmten Strom für ein weiteres Unternehmen die Verhältnisse zu studieren.

Der Kongo war jetzt die große Hoffnung. Dort lag jetzt die Zukunft der Afrikaforschung. Eine ganz neue doppelte Küste war dort eben aufgetaucht. Dort baute Stanley eben Wege nach seinem herrlichen Stanleypool. Und das Wunder war so nahe, und die Gerüchte, die man hörte, waren entweder überschwenglich oder grauenhaft pessimistisch. Also schnell noch eigene Einsicht.

Doch lächelte mir auch dort das Glück nur trügerisch und falsch. Herr Stanley und seine Pioniere wollten keine Besuche haben, was eigentlich ganz vernünftig war. Jeder Fremde wurde als Spion betrachtet, und da ich mit Hilfe der Holländer nahte, war ich ein holländischer Spion. Ich kam deshalb bloß bis Isangila, dem Endpunkt der Reise des armen Tuckey, der schon 1816 ein Opfer des Kongo geworden war.

Von Loanda aus hatte der englische Liverpool-Dampfer mich nach der Mündung des Kongo gebracht, und nach Mittag des 6. Oktober 1881 waren wir, noch weit vom Land, in den Gewässern dieses Stromes, was durch Verfärbung erkennbar war. Ein schmutziges Grün und ein reines Grün grenzten sich scharf voneinander ab. Dann kam endlich auch das Land. Waldige Ufer, ein roter Steilrand, blendend weiße Häuserreihen, ganz tief unten über dem Meer, und wir sind in Banana.

Wenn man von Banana sprach, verstand man darunter fast immer nur das große ausgedehnte Geschäft der Holländer aus Rotterdam, die „Nieuwe Afrikaansche Handels-Vennootschap". Die anderen dortigen Faktoreien, französisch, englisch und portugiesisch, zählten nur als zweite Größen. Alle Gäste von einigem Rang stiegen bei den Holländern ab, und bei diesen blühte noch immer die edelste, freieste Gastfreundschaft aus der guten alten Zeit, wenn auch unter dem wachsenden Zudrang durch die belgische Beglückung deren Welken schon in Sicht war. Doch wurden auch die belgischen Herren, die schon ältere Rechte hatten, immer noch gern gesehen. Die Feindschaften sollten erst später kommen.

Banana war der Regierungssitz für mehr als vierzig Faktoreien, die jener

Digitized by Google

großen Gesellschaft gehörten und sich über die ganze Küste nördlich und südlich des Kongo verteilten, südlich bis nach Benguella hin, und an der Spitze dieses Reichs stand als Hauptagent Herr Bloeme, ein aufgeweckter junger Mann, noch nicht 30 Jahre alt.

Man kann zuweilen versichern hören, daß dieser oder jener Gelehrte die verschiedensten fremden Sprachen wie seine Muttersprache beherrscht. Das ist nur glaublich für solche Leute, die nicht wissen, was das heißt. Bei Herrn Bloeme allerdings schien eine solche Vielseitigkeit wirklich fast erreicht zu sein. Portugiesisch war die Hauptsprache in Banana, und daneben wechselten täglich, wenn europäische Gäste kamen, auch noch Englisch und Französisch. Ich habe nie bemerken können, daß diese drei Sprachen für Herrn Bloeme einen deutlichen Unterschied machten. Deutsch sprach er besser als viele Deutsche, holländisch mit seinen eigenen Leuten, und wenn er im Palaver saß, rings umgeben von bettelnden Negern, Häuptlingen und deren Anhang, kamen auch Negerphrasen zum Vorschein. Eine solche Sprachgewandtheit war übrigens auch noch bei anderen Herren unter den Holländern wahrzunehmen.

Mit Liebenswürdigkeit aufgenommen, machte ich schnell noch einen Spaziergang, um vom Schiffsleben mich zu erholen. Die schmale Halbinsel von Banana, einerseits das weite Meer mit der rastlos donnernden Brandung und andererseits ein Mangrovekanal, war eine kleine Stadt geworden, aus lauter Handelsschuppen bestehend mit einigen schattigen Mangoalleen und dem Versuch zu einem Garten.

Am interessantesten war ein Marktplatz, den ich am folgenden Morgen besuchte, unter vielen noch nicht sehr schlanken und noch niedrigen Kokospalmen. Dort herrschte eine sehr bequeme und ganz eigene Valuta. Dort war Schnaps die Scheidemünze, trotz der Verwerflichkeit an sich ein ganz ideales Geld von unbegrenzter Teilbarkeit. Die Kabinda, die dienstbaren Neger, erhielten täglich als die übliche Ration, um sich Lebensmittel zu kaufen, eine Flasche Schnaps. Damit gingen sie auf den Markt zu den schwarzen Hökerinnen, die hinter ihren Waren saßen, Maniok, Erdnüsse, Palmöl, Fische, und daneben lagen Flaschen. Das waren ihre Portemonnaies. Um die Preise wurde gefeilscht, indem man an diesen Portemonnaies mit dem Daumen die Höhe bezeichnete, bis zu der sie gefüllt werden sollten.

Ich machte hier auch gleich Bekanntschaft mit drei wichtigen Missionaren. Der Kongo hatte auch bereits die Frömmigkeit herangezogen. Die katholische Mission war sehr unternehmend vertreten durch den Franzosen Père Augouard, einen luftigen jungen Herrn, der es noch sehr weit bringen sollte, bis zur Würde eines Bischofs. Neben diesem waren dann auch englische Baptisten tätig unter den Reverends Comber und Grenfell. Ich traf sie alle drei bei Herrn Bloeme.

Digitized by Google

Die besseren englischen Missionare sind meistens nur als Forscher genießbar, und Comber und Grenfell waren als solche schon besonders verdient und berühmt durch ihre Reisen in Kamerun. Zwei sehr würdige ernste Männer, tapfere Pioniere, wurden sie allgemein geachtet. Viel lieber hatte man aber doch den lustigen Père Augouard, der die Konkurrenz der Ketzer pflichtgemäß befeinden mußte, wozu er zunächst seinen Witz verwandte. Des Reverend Grenfell schwarze Gattin, eine Akra-Negerin, hieß allgemein «Madame cherchez la queue». Das hatte Père Augouard aufgebracht. Und gerade Missis Grenfell war eine Negerin, die in ihrem ganzen Benehmen die vollendete Lady zeigte. Manche europäische Dame würde von ihr beschämt worden sein. Die darwinistisch gefärbte Erfindung des katholischen Glaubensboten war also merkwürdig unberechtigt.

Die Beliebtheit dieser katholischen Missionare selbst bei Protestanten, wie man sie überall wieder antrifft, hat die verschiedensten Seelenmotive, nicht bloß in ihrer Tüchtigkeit, in ihrer praktischen Humanität, die den Neger zur Arbeit anhält, sondern auch in Vorstellungswerten, die ganz anders geartet sind. Sie haben einen eigenen Reiz. In ihr dunkles Gewand der Entsagung mischt sich die Mystik und Romantik, und allerlei alte Schauerlichkeiten, Inquisition und Folterkammer, geben einen historischen Duft, der aber nicht mehr gefährlich ist. Und kommt dazu noch der schöne Kontrast einer rein menschlichen Heiterkeit, so fühlt man so recht, wie entsetzlich öde die anderen Heilverkünder sind. Hier lag der Fall aber umgekehrt. Für mein Empfinden war ausnahmsweise das Baptistentum vorzuziehn. Durch die feinen französischen Witzchen des jugendlichen Père Augouard guckte zuviel Eitelkeit, priesterliche Eitelkeit. Auch er wollte oft als Forscher glänzen. Doch fehlten hierzu meist die Mittel, und zwar nicht bloß die materiellen.

Unter der Weltlichkeit von Banana herrschte größtenteils Pessimismus gegen den Anfang der neuesten Ära. Schon seit zwei Jahren war das ungeheuere Werk, das Stanley unternommen hatte, mit ungeheueren Opfern im Gang, ohne daß etwas wirklich Gutes und Hoffnungsvolles erreicht worden war. Nur Schwierigkeiten, Tod und Elend schienen dessen Lohn zu sein. Daß noch etwas gelingen werde, daran wurde stark gezweifelt. Die Franzosen unter Brazza waren auf viel besseren Wegen aus dem Norden zuvor gekommen, Brazza schien der Sieger zu sein. Einige belgische Offiziere waren auch schon dieser Meinung, sie trieben sich in Banana herum, mutlos und zurückgekehrt. Wer noch ein wenig Vertrauen hatte, schwieg oder machte Redensarten, und die anderen schimpften beständig, hatten Fieber und schlichen müde durch die Faktoreigebäude. Auch die Holländer hatten Grund, der neuesten Ära sich nicht zu freuen. Allerlei Spekulanten kamen, und auch die englischen Missionare schienen Handel treiben zu wollen.

Digitized by Google

Es galt zunächst nach Boma zu gehen, 100 Kilometer aufwärts, wo heute der Regierungssitz des belgischen Kongostaates ist, damals aber nur vier Faktoreien und einige kleinere Händler saßen. Nur bis Boma wagten sich damals die großen überseeischen Dampfer. Weiter oben schien der Kongo noch viel zu wild und viel zu gefährlich. Erst ungefähr 8 Jahre später, erst 1889 unternahm es ein englischer Dampfer, bis nach Matadi hinaufzufahren, wohin jetzt alle die anderen Dampfer gleichfalls sich begeben müssen, da dort die Eisenbahn beginnt.

In Banana lag soeben der „Prins Hendrick" von Rotterdam, vor wenigen Tagen angekommen, und glücklicherweise bestimmt und bereit sich nach Boma hinaufzubemühen, um dort Handelsgüter zu löschen und eine Rückfracht einzuladen. Ich nahm sofort auf ihm Passage.

Am 14. Oktober, morgens 9 Uhr, war der „Prins Hendrick" reisefertig, und wir fuhren ab. Ankunft in Boma abends 6 Uhr. Man rechnete für diese Strecke, wie schon vorhin gesagt worden ist, rund 100 Kilometer oder 54 Seemeilen. Diese auf 9 Stunden verteilt, ergibt für eine Stunde Fahrt 6 Seemeilen über Grund, und da der „Prins Hendrick" in ruhigem Wasser 10 Seemeilen oder Knoten dampfte, so war eine stündliche Gegentrift von 4 Seemeilen zu überwinden. Das war aber sicher noch lange nicht die Geschwindigkeit des Kongo, sondern nur ein Minimum, da der Kurs naturgemäß immer die stillsten Striche suchte, womöglich dicht an den Ufern hin.

Um Bulambemba Point linksum biegend waren wir in den Hauptstrom gelangt, der hier fünf Kilometer breit ist, und dann dessen nördlichem Ufer gefolgt. Düstere schwärzliche Mangrovemassen besäumen die eilende, imposante, schmutzigbraune Wasserfläche, und zuweilen schwimmen auf ihr hellgrüne Trümmer ins Meer hinaus. Östlich und westlich ist der Horizont frei. Durch den schwülen Wolkenschleier brach gegen Mittag die Sonne durch und streute glänzende Farbentöne auf die monotone Landschaft, die zierliche Palme Phönix spinosa mit großen rötlich schimmernden Trauben und groteske Pandanusbüsche mischen sich in das Uferdickicht, ein Eriodendron-Riese erhebt sich, und in der Ferne spreizt sich ein Baobab. Die Ufer bestehen noch immer aus Inseln. Das ist der Versuch einer Deltabildung.

Hinter einer dieser Inseln lassen wir Porto da Lenha liegen. Dieser alte Faktoreiplatz heißt nämlich wirklich Porto da Lenha, Hafen des Holzes, und nicht Ponta da Lenha, wie seit Stanley immer wieder mißverständlich geschrieben wird. Stanleys Linguistik war sehr dürftig. Jeder Anlegeplatz eines Flusses ist ein Porto, und in Porto da Lenha legte man an, um Holz zu schlagen. Ein paar Fischadler sitzen schweigend auf gebleichten Baumskeletten, in einer schilfumwachsenen Bucht liegt ein einsamer Küstenschuner, der auf die Nachmittagsbrise wartet, die ihn aufwärts treiben soll. Einige Neger in schlanken

Digitized by Google

Kähnen flüchten vor unserem Feuerschiff in einen dunklen Krik hinein und schreien uns ihre Wünsche nach. Wollten diese Piratensöhne etwa den einsamen Schuner berauben?

In Boma war es natürlich wieder die holländische Faktorei, an die ich mich zu wenden hatte, um noch weiter befördert zu werden, und deren Agent war hier Herr Greshoff, ein ebenso tüchtiger junger Mann, wie sein Vorstand in Banana, 24 Jahre alt. Es traf sich glücklich, daß Herr Greshoff auch schon längst die Absicht hatte, den Kongo weiter aufwärts zu gehen, um ein paar kleinere Faktoreien, die er oben angelegt hatte, zu besuchen und zu versorgen, indem es Palaver gegeben hatte.

Allerdings ließ diese schöne Gelegenheit noch sechs Tage auf sich warten. Erst am 21. Oktober war Herr Greshoff reisefertig. Um 8 Uhr morgens stießen wir ab, jetzt nur mehr mit einem Ruderboot. Ich war gespannt, wie wir die Strömung besiegen würden. Denn gestern bei meinem kurzen Besuch der nur 700 Meter weit quer vor Boma liegenden Insel war ich so sehr abgetrieben, daß ich kaum mehr zurückkommen konnte, trotz des ganz verzweifelten Ruderns von sechs tüchtigen Kabindas.

Wieder ging es im ruhigen Wasser des flachen Ufers flott nach oben, dann quer hinüber nach der Insel, wobei es uns sehr rasch zurückriß, nahezu um ebenso viel als wir vorher gewonnen hatten. Wieder brachten die ächzenden Riemen unser schweres Boot zum Stehen, wieder rückten wir langsam vor, bis zu einer Felsenecke, von der herrliche Blättergardinen in die rauschenden Wellen tauchten. Mehrmals wechselten sanfte Buchten mit gewaltsam eilenden Strecken.

Schon vor Boma begannen die Ufer ihre Monotonie zu verlieren, und jetzt schwellen sie in die Höhe, undulieren und schießen empor. Die Gegend wird großartig aber nicht schön. Wir verlassen den breiten Hauptarm und biegen nach links in einen Kanal, den einerseits die Berge des Festlands und andererseits der Palmenhain einer welligen Insel begrenzen. Das ist der berühmte Kanal von Tschinsalla. Sobald wir diesen hinter uns haben, sind wir in dem endlich vereinigten, nicht mehr durch Inseln zerteilten Kongo. Trotz der wüsten Kahlheit der Berge drängen sich unten aus einigen Schluchten herrlich strotzende Pflanzenmassen, und aus der weiten Wasserfläche steigt noch schnell eine Felsenkuppe mit Ölpalmen, Bombax- und Baobabbäumen, zwischen denen Blättergirlanden unübertrefflich hineinkomponiert sind, ein kleines Miniaturgemälde von ganz einzigartiger Schönheit.

Von nun ab wälzt der Kongo sich, streng gefaßt von steilen Höhen, die oft 300 Meter erreichen, mit kaum merklicher Krümmung westwärts. Zwischen den Pfeilern der steilen Höhen sind flache Nischen eingestreut, sumpfig und trostlos und drückend heiß, aber doch wenigstens horizontal, so daß sich Menschen ansiedeln konnten mit ganzen Dörfern und Faktoreien.

Digitized by Google

Ein solcher Platz ist Kaikamasi, wo wir heute schlafen wollen. Die weißgetünchte Eleganz der Handelsstationen weiter abwärts ist hier schon dem gelblichen Grau der heimischen Architektur gewichen. Auch die holländische Faktorei ist hier nur ein Palmstengelbauwerk. Zwei große Schuppen und dahinter mehrere Reihen winziger Strohhütten, alle geradlinig ausgerichtet, bedecken das Ufer des schmalen Tales, durch das sich, beschattet von Fächerpalmen, ein fast stagnierendes Wässerchen schlängelt. Leider trat hier Regen ein und nötigte uns zu einem Rasttag in diesem toten, nur von Moskitos belebten Winkel. Eine Fahrt den Bach hinauf hatte nur eine starke Durchnässung und sonst eigentlich kein Ergebnis.

Am 23. Oktober war das Wetter wieder schön, und wir konnten uns weiterschieben, jetzt aber nicht mehr in unserem Boot, sondern in einem Negerkahn. Ein solcher schmaler und langer Kahn schneidet viel schärfer durch das Wasser und zwängt sich viel leichter an den Felsen und unter den Bäumen der Ufer durch. Man sah hier prachtvolle Exemplare dieses primitiven Fahrzeugs, bis zu 20 Meter lang und von sehr bequemer Breite. Die besten sollen von Kabinda und vom Tschiloango kommen, und um ihre Steifheit zu erhöhen, hatten die Zimmerleute der Weißen ihnen noch Rippen eingesetzt. Auch die Mannschaften überraschen durch ihre Gewandtheit. Vorne stehen sechs oder acht und hinten zwei Mann, und nach der raschen Melodie eines nicht sehr schönen Gesangs beugen und strecken sich ihre Körper, schweißgesalbt und bronzig glänzend, um mit den Rudern ins Wasser zu stechen. In der Mitte sitzen die Weißen mit der intimeren Dienerschaft, und es müßte schon seltsam zugehen, wenn nicht auch diese mitkonzertierte, wenn auch nur mit rasselndem Blech. Ihr ist so kannibalisch wohl.

Wir waren noch keine Stunde im Kahn, und es ging nicht allzu langsam, als drüben auf der anderen Seite ein kleiner englischer Dampfer in Sicht kam, der gleichfalls mühsam aufwärts strebte, aber jedenfalls doch viel schneller. Wir winkten ihm mit einem Tuch und ruderten zu ihm hinüber. Endlich hielt er, und nahm uns auf, unser Kahn wurde angehängt. Es war das Dampferchen „Livingstone", und an Bord war große Gesellschaft, lauter englische Missionare, außer Herrn Crudgington und Herrn Grenfell noch drei jüngere Kollegen. Die noch nicht getrübte Freundschaft unter den Europäern des Kongo war noch stark in Gefälligkeiten. Man half sich, wo man immer konnte, und niemandem lieber als Herrn Greshoff, der als hochangesehener Mann gerade zu jener Firma gehörte, die noch immer die mächtigste war. Wir waren zusamen jetzt sieben Weiße.

Gegen Abend erschienen vor uns Noki und Angoango. Noki am Fuß eines hohen Berges, wo neben der französischen Flagge auch die portugiesische wehte, war eben in einem Kriegszustand. Angoango dagegen, mit einer holländischen

Digitized by Google

Faktorei, war noch friedlich und normal. Hier stiegen wir aus, um zum zweitenmal zu übernachten. Mit vielem Dank für die glatte Beförderung schieden wir von den Missionaren.

Die zwei nächsten folgenden Tage vergingen größtenteils in Palavern, die den Handel der Neger betrafen, und dann mußten wir, wieder im Kahn, nach dem anderen Ufer hinüber und noch etwas weiter aufwärts, bis wir in Sicht von Vivi waren und uns endgültig landen konnten. Wir wollten zunächst nach Tschimpi hinauf. Denn dort allein waren Träger zu haben, die, mit Tauschartikeln beladen, mich ins Innere begleiten sollten.

Bei Noki endet für den Kongo seine erste Zickzackkrümmung, und auf diese folgt eine zweite, die ihn noch viel stärker knickt. Hohe Berge aus hartem Gestein stellen sich quer vor den mächtigen Strom, zwingen ihn rechts und links abzubiegen und engen ihn ein in steile Schluchten, wobei er aber immer noch gegen tausend Meter breit ist. Das heftig eilende Gewässer beginnt zu hüpfen und zu schäumen, Wirbel eilen mit ihm abwärts, um die Ecken schießt die Strömung tückisch drohend und gefährlich, und jenseits in einer rundlichen Bucht, in der Caldeira do Diabo (Kessel des Teufels) dreht sich rastlos ein riesiger Strudel.

Das gab nun eine Fahrt im Kahn, die ich nie vergessen werde. Ich hatte noch nie ein Gewässer gesehen, das sich so furchtbar wild benahm, und ich hätte nie gedacht, daß Neger mitten in solchen Gefahren so tapfer und so geschickt sein konnten. Ich mußte lachen, wenn ich an meine früheren Träger und deren Wasserfeigheit dachte. Wie würden die hier gewinselt haben und schnell aus Dummheit ertrunken sein.

In der Mitte drängte alles mit so großer Wucht herab, daß man meist nur an den Ufern langsam dagegen ankommen konnte, und glücklicherweise gab es Stellen, an denen die Strömung wieder zurückging und somit auch aufwärts half. Wir folgten zunächst dem südlichen Ufer, das aber bald nach Norden umbog und so ein östliches Ufer wurde. Immer schwieriger wird das Rudern, und jetzt steigen die Ruderer aus, hinein in die überhängenden Bäume, und ziehen uns mit einer Kette, bis wir an einer Ecke sind, hinter der es wild hervorschießt, wie aus einem tosenden Mühlbach, aber 100 Meter breit.

Von jetzt ab müssen wir quer hinüber, nach dem anderen westlichen Ufer, weil die Strömung jetzt dort drüben eine Strecke günstig ist. Das gibt allerlei neue Reize und einen kitzelnden Überblick. Die tückisch verborgenen Felsen im Grund und dazu das Steigen und Fallen der sich drängenden Wassermassen bringen die wirrste Bewegung hervor mit allen möglichen Plötzlichkeiten.

Die Norm der Natur scheint ganz zu versagen. Es ist, als ob geheime Mächte unten in den Tiefen säßen, um die zornig erregten Fluten boshaft

Digitized by Google

sinnlos umzurühren, durcheinander zu jagen, ineinander zu flechten, aufzustauen und fortzustoßen. Wo eben ein ruhiger Spiegel war, bricht auf einmal ein Wirbel durch, und wo die Strömung eben nach links ging, wird sie plötzlich nach rechts gerissen. Alles wechselt und ändert sich, wälzt sich, durchkreuzt sich und strudelt dahin. Darüber ein schwarzer Himmel mit einigen zuckenden Blitzen und unten alles düster, man weiß nicht, soll man sich teuflisch freuen oder jüngferlich zittern. Das war die Stimmung, in der wir uns von Angoango nach Vivi quälten.

Hinter uns am anderen Ufer liegt jetzt Matadi. Matadi heißt Steine, und das sagt alles. Eine trostlos steinige Gegend schiebt sich hier durch die Berge vor mit einigen horizontalen Flächen, auf denen man Häuser bauen kann. Die Faktorei eines Portugiesen war damals alles, was sich vorfand. Heute ist dort eine ganze Stadt, die Küstenstation für die Eisenbahn. Interessant ist auch der Name. Man könnte auch Matari schreiben, Singular Ditari, und so schrieb ich damals nieder. In den Sprachen dieser Neger sind nämlich R und D und ebenso auch noch L identisch, so daß man wechselnd so oder so hört. In „Bulamatari", dem Namen Stanleys bei den Negern, scheint man R gehört zu haben und in Matadi statt dessen D.

Nach Vivi stieg ich zweimal hinauf. Zuerst aus reiner Höflichkeit, um dort meinen Besuch zu machen und die berühmte Station zu sehen, die so ungeschickt angelegt war, nebenbei aber, um anzufragen, ob ich nicht Träger bekommen könnte, da ich ins Innere gehen möchte, und, wie erwartet, mir sagen zu lassen, daß das ganz unmöglich sei, dann am folgenden Tage wieder, um mir nochmal die Ehre zu geben und sehr zufrieden mitzuteilen, daß ich Träger gefunden hätte und morgen mit ihnen aufbrechen wolle. Die Bewohner der Station waren zwei fieberkranke Herren, ein Belgier und ein steifer Brite, die auch ohne das Fieberelend und die herrschende üble Laune ziemlich unangenehm sein mochten. Herr Stanley war am Stanley-Pool.

Daß ich in der Trägerfrage keiner Hilfe von Vivi bedurfte, wo ich auch keine gefunden hätte, selbst wenn ein Überfluß von Trägern eben vorhanden gewesen wäre, das verdankte ich nur Herrn Greshoff, dem es ein Vergnügen machte, daß er wieder zeigen konnte, wie die Holländer in dieser Gegend doch den größeren Einfluß hatten.

Am 26. Oktober begann der Landmarsch. Herr Greshoff mußte wieder zurück, und ich ging östlich mit zehn Mann. Wenn die Neger Geschichtschreiber hätten, so müßte für sie die neue Zeit, die da eben gekommen war, die „Ära Bulamatari" heißen. Wie gesagt, war „Bulamatari" (Zerbrecher der Steine) der von ihnen erfundene Name für den allgewaltigen Stanley, weil dieser einmal Felsen gesprengt hatte, und alles, was sich auf ihn bezog, war dann ebenfalls „Bulamatari", eine kurze schlagende Auskunft, in ein Wort zu-

Digitized by Google

sammengefaßt. Jedes neue Gewehrsystem, jede neue Perlensorte, jedes neue Gewebemuster wurde Bulamatari genannt. Der Weg, den wir einschlugen, war der Bulamatari-Weg, und als wir an ihm die weißen Gebeine eines verendeten Esels passierten, wurde „Bulamatari" geflüstert, weil der Esel einst Stanley gehörte.

Aber der Bulamatari-Weg war schon vielfach wieder verschwunden, von der Natur mit Gras überdeckt und jetzt nach der Trockenzeit mit robustem braunem Stroh. Es waren größtenteils Negerpfade auf denen man marschieren konnte, und von einer Erweiterung und Verbesserung ihrer Schmalheit waren höchstens Spuren zu sehen. An einem steilen felsigen Absturz war eine Ecke abgesprengt. Von dieser Stelle stammte vielleicht der Ehrenname „Bulamatari". Wie ich erst viel später erfuhr, war der Bulamatari-Weg überhaupt nur eine Sage. Nur an einigen Katarakten hatte Stanley einen fahrbaren Weg hergestellt, um seine erste Dampfbarkasse über Land emporzubringen und sie dann wieder aufs Wasser zu setzen.

Man rechnet von Vivi bis nach Isangila 17 Lieues oder 85 Kilometer, wozu wir ganze 5 Tage brauchten, so daß im Mittel für je einen 17 Kilometer kamen, was übrigens auch mit kleinen Lasten noch immer ganz erträglich war, da ja die Wege fast niemals anders als steigend oder fallend verliefen. Salandungu, Salikambansch, dann zwei Lager ohne Namen, in denen wir fern von Ortschaften schliefen, waren die vier Zwischenstationen.

Die oft weithin wogende Gegend wird wieder ganz merkwürdig großartig reizlos. Die langen Berge und rundlichen Kuppen sehen fahl und aschgrau aus oder bräunlich abgebrannt. Der spärliche Graswuchs ist fast verschwunden oder verkohlt und niedergelegt. Scharfkantiges, ungemein hartes Geröll macht den Boden unangenehm, und man sehnt sich bei jeder Biegung nach einer Besserung, die aber ausbleibt. Das gab denn auch eine schrecklich öde, fast schattenlose Wanderung, steinige Berge und sumpfige Schluchten, hoch hinauf und steil hinab. „Täler" kann man hier nicht sagen. Denn kaum hat man den dunklen Grund zwischen diesen Bergen erreicht, so geht es spitzwinkelig wieder empor, und nur einige schmale Pfützen haben Platz in solcher Spaltung. Es wirkt fast höhnisch, daß die Schluchten zuweilen grün sind, ja sogar mit üppigem Baumwuchs. Und hier sollte der Bau einer Eisenbahn nach dem oberen Kongo gelingen? Durch diese steilen Felsenkuliffen mit Tunnels und durch die Schluchten mit hohen Brücken? Die Vergeblichkeit dieser Absicht war damals noch nicht ganz erkannt. Die wurde eben langsam klar, so daß man den südlichen Umweg einschlug, der die tief eingeschnittenen Schluchten dicht am Rand des Stromes mied.

Von Isangila nach Manianga, 140 Kilometer, sollte ein Stanley-Dampfer verkehren und hiezu drei Tage brauchen. Der Dampfer lag auch wirklich da,

Digitized by Google

und mir war versprochen worden, daß er mich weiterbefördern würde. Als ich aber den belgischen Leutnant, dem Isangila unterstand, mit diesem meinem Wunsche anging, wurde mir sogleich gesagt, das Dampferchen könne jetzt nicht mehr fahren, die Maschine sei schadhaft geworden, und wahrscheinlich werde das ganze Fahrzeug überhaupt verrotten müssen, da es nicht mehr zu flicken sei.

Ich hatte genug und kehrte um. Ob der Schaden an der Maschine des unten im Strom verankerten Fahrzeugs wirklich so bedeutend war, konnte ich leider nicht untersuchen, sondern nur meine Zweifel haben. Die 140 Kilometer nach Manianga zu Fuß abzumachen, dazu hatte ich keine Träger und auch keine Rüstung mehr. In Manianga konnte mir dann, auch wenn ich glücklich hingelangte, noch ein weiteres Hindernis werden. Von dort aus bis zum Stanleypool gab es ferner überdies einen zweiten längeren Landmarsch, 160 Kilometer. Ohne den Stanleypool zu sehen, wäre ich doppelt erfolglos gewesen. Und schließlich die drei Jahre Afrika, die ich bereits erduldet hatte, waren keine Ermutigung, neue Abenteuer zu suchen. Ich durfte mich schon glücklich schätzen, daß ich in diese trostlose Gegend ganz sorgenfrei gekommen war, ganz ohne Behelligung durch die Neger, die hier ihre Dörfer hatten. Dank der belgischen Beglückung sollten sie sehr bald feindlich werden.

Ich verstand jetzt den Pessimismus, der in Banana unten herrschte, und trotz der Ungunst des äußeren Eindrucks, den das traurigste Stück des Kongo, in das ich eben hineingeblickt hatte, in mir hinterlassen mußte, wollte ich schnellstens in Berlin mir neue Mittel bewilligen lassen, um gerüstet wiederzukommen. Das blieb allerdings nur ein Plan.

Ehe der Kongo mich entließ, gab er mir einen recht kräftigen Abschied in Gestalt eines schweren Fiebers, und dazu geriet ich noch in die Hände eines Arztes, der heroische Kuren liebte. Heroisch nämlich nennt man Kuren, bei denen der Kranke viel aushalten muß, und schon fast zugrunde geht, während der Arzt ein Heros bleibt.

Die neueste Weisheit der Wissenschaft, die aber längst wieder abgehaust hat, verlangte zur Bekämpfung des Fiebers ungeheure Dosen Chinin. Mir wurden deshalb in kurzer Zeit gleich drei ganze Gramm eingespritzt, in das Unterhautzellgewebe, da der Magen nicht mehr wollte, und das erzeugte einen Chininrausch, wie ich noch keinen empfunden hatte. Die Begriffe „oben und unten“ waren durcheinander gewirbelt. Die Zentrifugalkraft der Rotation unseres irdischen Jammertals schien sich mir zu offenbaren, und ich krallte mich in das Bett ein, um nicht plötzlich hinauszufliegen in die Außengefilde des Weltalls.

Noch war dieser Zustand nicht ganz beseitigt, als der englische Dampfer kam, der mich heimwärts bringen sollte. Die Einschiffung machte Schwierigkeiten. „Ich nehme keine Leichen an Bord. Soll ich den Kerl spazieren fahren,

Digitized by Google

um ihn dann ins Waſſer zu werfen?“ war die Meinung des Kapitäns. Denn er war am Paſſagiergeld, das vorausbezahlt werden mußte, nicht im geringſten intereſſiert.

Und er nahm die Leiche doch. Dieſe beſſerte ſich ſogar und wurde raſch lebendig. Ein unbändiger Hunger befiel mich, und trotz der ziemlich ſchlechten Verpflegung, die der engliſche Dampfer bot, war ich ſchon in San Vicente faſt wieder völlig hergeſtellt, nur noch etwas gelb.

Ich wollte hier ausſteigen und auf einen Dampfer warten, der in Madera mich abſetzen konnte. Denn unſer Engländer „Abbotsford“, der für die Handelsvennootſchap fuhr, ging direkt nach Rotterdam, und mir graute vor dem Winter nach drei Jahren Afrika. Hier kam aber eine andere Gefahr. Unſere Geſundheit war verdächtig, wir hatten keinen Geſundheitspaß. Hier hieß es alſo Quarantäne. Portugieſiſche Quarantäne! Auf einem alten Kohlenſchiff, das in einer Ecke des Hafens düſter ſchwarz vor Anker lag, an der Gaffel die gelbe Flagge. Ein langer, dürrer Negergreis, der mit dem Doktor erſchienen war, verwaltete die Inſtitution.

Schon freute dieſer ſich über mich und lud mich höflich zu ſich ein. Er habe zwei freundliche Töchter, die mir das Leben verſchönern würden. Das erfüllte mich mit Mut. Ich wollte doch lieber der Kälte trotzen, und ſo fuhr ich nach Rotterdam.

Digitized by Google

Aus Mörikes Studentenzeit.

(Ein neuer Mörike-Fund.)

Von Hanns Wolfgang Rath in Frankfurt a. M.

Am Begräbnistage des Doktors, Stadt- und Amtsphysici Karl Friedrich Mörike in Ludwigsburg, so wissen die Biographen des deutschen Catulls, Eduard Mörike, eben dieses Doktoren Sohnes, zu berichten, trat dessen Onkel Georgii mit der Erklärung hervor, er wünsche Eduard zu sich nach Stuttgart zu nehmen und seine Erziehung zu leiten, welches Anerbieten von der Mutter mit Dank, von dem Sohne mit Begierde ergriffen wurde. Gewißlich war der Witwe eine große Sorge genommen, denn es blieben ihr außer der neunzehnjährigen Luise noch drei Buben im Alter von 4—10 Jahren, und ein letztes dreiviertel Jahre altes Mädchen Klara zu erziehen. Nur ein Sohn hatte, wenn auch noch nicht frei, so doch fern von der Mutter sich einer höheren Aufsicht, dem Leben, unterstellen können, der zwanzigjährige Tübinger Kameralstudent Karl Eberhard. Daß von dem Zusammenbringen eines nennenswerten Vermögens durch den Vater, der der Familie als ein Opfer seines Berufs zu früh entrissen war, nicht die Rede sein konnte, erhellt schon der Umstand, daß aus der Ehe dreizehn[1]) Kinder, von denen Eduard das siebente, hervorgegangen waren. Vier ältere und zwei jüngere Geschwister des Dichters waren freilich im frühesten Alter gestorben.

So blieb Frau Charlotte Mörike einstweilen in Ludwigsburg mit den Kindern und zog erst, nachdem sie den Verkauf des Hauses betrieben hatte, wie das Familienregister der evangelischen Stadtgemeinde dartut, ein Jahr später, im November 1818 nach Stuttgart.

Im Hause des Obertribunaldirektors Eberhard Friedrich Georgii, der in erster, glücklicher Ehe die ältere Schwester Karl Friedrich Mörikes, Luise Friederike, zur Frau hatte, die er am 13. Februar 1811 verlor, waren die Kinder in frühem Alter gestorben. Der Wunsch des Ehepaares — Georgii hatte inzwischen wiederum geheiratet, und zwar die Tochter der jüngeren Schwester seiner ersten Frau, seine Nichte Johanne Luise Abel — zu helfen, war deshalb eine Tat wahren Herzenstaktes; und es ist ein schöner Schicksalszug, daß in ihr für die frühzeitige Entwicklung des talentierten Knaben ein Grund zu ersehen ist. Das Georgiische Haus bildete in der schwäbischen Residenz einen geistigen Mittelpunkt, in dem der hochgebildete und hochangesehene Hausherr des öfteren bedeutende Zeitgenossen zu Gast sah. Manche Berühmtheit lernte der junge Gymnasiast in dieser Zeit frühe kennen, und er bereicherte sein Wissen

[1]) Meines Wissens bisher noch in keiner der Biographien erwähnt. Ich stütze mich auf einen gleichzeitig aufgefundenen Kirchenbuch-Auszug von Klara Mörikes Hand, der zurzeit in meinem Besitz ist.

Digitized by Google

aus den Tischgesprächen, die sich um solche Persönlichkeiten drehten, so um den Epigrammendichter Haug, und den romantischen Naturphilosophen aus Erlangen, Schelling, dessen Leben und Denken Eduard Mörike frühe und bleibend beeinflußt hat. Deutlich zeigen sich die Spuren seiner Lehre von der Mystik in der Persönlichkeit des Dichters, durchgehends bis an das Ende seiner Tage, wenn auch nicht so stark, wie bei dem vornehmlichsten Anhänger Schellings, Justinus Kerner. Nicht nur im „Maler Nolten" finden wir den starken Glauben an Ahnungen, Träume, an visionäre und symbolische Offenbarungen, auch in den Briefen tritt er allenthalben an den Tag, und aus anderen naheliegenden Quellen wissen wir davon viel.

Der Aufenthalt im Hause des Onkels währte ein volles Jahr, bis Mörike im Oktober 1818 die nächste Station erreichte, die Unterkunft im Uracher Seminar. Vier Jahre, bis zum Herbste 1822, lernte er hier unter strenger Zucht, als ein durchaus mittelmäßiger Schüler, was ihn auf die weitere Lebensreise vorbereiten sollte. Diese Jahre bedeuten nach seinen eigenen Andeutungen die glücklichsten seines Lebens. Neben den schweren Schulstudien fand er genugsam Zeit mit trauten Freunden, wie mit seinem spätern Lebensfreunde Wilhelm Hartlaub, sich abseits vom konventionellen Lehrpensum der freien Geistesbildung hinzugeben. Mit der ganzen keuschen Wahrhaftigkeit seines Herzens genoß er die Freuden einer herrlichen Natur und in ihr die Schöpfungen der großen Geister der Vergangenheit und Gegenwart, ohne den geringsten Verlust an stiller, reiner Kindlichkeit.

Um so schwerer vollzog sich in den folgenden Tübinger Universitätsjahren (1822—26) die Erkenntnis aus dem Verhältnis zu der von ihm als „Peregrina" besungenen schönen, doch exaltierten Maria Meyer, über deren Herkunft und späteres Lebensschicksal die Forschung bis heute noch das Dunkel nicht völlig zu lichten vermocht hat. Wie wertvoll diese Epoche für seine Geistigkeit gewesen ist, zeigt sein Lebenswerk, wenn auch das Körperliche in ihm aufs Stärkste in Mitleidenschaft gezogen war. Nur der Umstand, daß ehrliche Freunde rechtzeitig für die Entfernung des auf ihn hypnotisch wirkenden Mädchens sorgten, und ihn, krank an Seele und Leib, zur Mutter brachten, bewahrte Mörike vor dem Schicksal Hölderlins. Völlig genesen — der Tod seines Lieblingsbruders August, der sechzehnjährig einem Nervenschlage erlag, hielt die Erholung auf — konnte er nach einigen Monaten zum Studium zurückkehren.

Eine Scheu vor dem lauten Leben erwachte um diese Zeit mehr und mehr in ihm. Aber sie wurde seinen schlummernden Fähigkeiten nutzbringend. Doppelt hoch wußte er den Wert wahrer Freundschaft einzuschätzen, und es ist verständlich, daß sich seine Beziehungen zu dem genialischen und frühreifen, aber exzentrischen und zügellosen Altersgenossen Wilhelm Waiblinger gerade damals lösen mußten. Seine zeitweise besonders starken Neigungen zu diesem

Digitized by Google

Feuerkopfe verursachten unter den ihm ehrlich zugetanen Freunden Eifersüchteleien, und aus eigenem Empfinden heraus fühlte Mörike das Bedürfnis heftig genug, den durch einen häßlichen Liebeshandel in Tübingen unmöglich gewordenen Kameraden durch einen charakteristischen, schönen Abschiedsbrief (der aber scheinbarlich in der vorhandenen und gedruckten Fassung nicht an den Adressaten gelangt sein dürfte!) von sich gehen zu heißen.

Um so aufrichtiger war der Bund, den der stille, romantisch ihm ähnlich veranlagte Ludwig Bauer mit ihm schloß. Wunderlich-phantastische Gestalten, die späterhin beider Männer poetische Schöpfungen erfüllten, durchwoben ihre gemeinsamen Gedanken. Eine Hauptfigur war der „sichere Mann", der seine greifbare Gestalt in dem gleichnamigen Märchen Mörikes in der grotesken Figur des Suckelborstes fand, und in manchem Briefe späterer Zeiten noch als „Professor Sicheré" sein närrisch-dilettantisches Wesen weiter trieb, als ein klassischerer Vorfahre der köstlichen Palmströmfigur Christian Morgensterns. Vor allem aber war es der goldene Traum von jenem mit wunderlichen Lebewesen bevölkerten Eilande Orplid, in dem sich die Seelen der beiden Freunde aufs innigste vereinigten.

Zu früh war der Traum ausgeträumt: Bauer verließ im Herbste 1825 Tübingen, um der Pfarrei Ernsbach vorzustehen; die Erinnerung hielt aber das Band der Freundschaft fest: „Könnten wir", schreibt Bauer am 27. Juni 1826, „den wahren Tag herausbringen, dann feierten wir jedes Jahr das Fest ‚Orplids Geburt' und wenn auch entfernt voneinander, wären wir uns doch nahe in demselben Heiligtum; es wölbte sich über uns das Dach eines großen Tempels, in welchem wir uns nicht sehen könnten, aber doch von demselben himmlischen Wesen beschützt wüßten." Derartige ekstatische Gedanken sind für die Seelen bezeichnend, das Festhalten jugendlicher Schwärmereien in einem Alter, da der Ernst des Berufslebens eines Mannes bereits einzusetzen pflegt. Und es ist köstlich, wie sich besonders bei Mörike die volle Kindlichkeit verfolgen läßt, über die Fährnisse des Lebens hinüber bis in sein spätes Alter.

Inzwischen hatte die Mutter ihren Witwensitz nach Nürtingen verlegt, und wir finden Eduard in der letzten Vakanz zu Ostern 1826 dort im Kreise seiner Geschwister, bei der schon längere Zeit leidenden und ans Haus gefesselten Luise, die ihm so sehr vertraut war, wie kaum noch der ältere Bruder Karl, der zu der Zeit schon seit zwei Jahren mit Dorchen Bezzenberger verheiratete Amtmann in Scheer a. d. Donau.

Aus diesen Ferientagen kennen wir jenen herrlichen umfangreichen Brief an Hartlaub vom 20.—25.—31. März, in dem er von dem kindlichen Treiben im Hause der Mutter, von dem Besuche der Freunde Blumhardt und Nast in etlichen Tagesabsätzen berichtet. An den gleichen Freund ist ein bisher ungedruckter Brief aus derselben Ferienzeit gerichtet, der nicht minder ein Schrein

Digitized by Google

voll Kostbarkeit ist und fast als eine Fortsetzung des erwähnten Schreibens erscheint. Stil und Stimmung geben das gleiche Fühlen und Schauen kund. Es muß die ganze Zeit eine herrlich ungetrübte Atmosphäre in der Umgebung des jungen Dichters geherrscht haben, wie die reinen Klänge beweisen. Hier versetzt sich Mörike in die Vergangenheit zurück, da er nach des Vaters Tode im Georgiischen Hause Aufnahme gefunden hatte. In seinem Stübchen hatte seitlich seinem Bette die Kopie eines Reynoldschen Bildes — wie er es nannte, „die Gespensterles spielenden Kinder" — gehangen, derselben, die er in dem neugefundenen Briefe erwähnt, und anschaulich beschreibt. Als etwas besonders Anmutiges steht ihm das Bild jetzt mehr als jemals vor Augen. Bei einem vorübergehenden Aufenthalt in Stuttgart hat er es, wie aus dem Briefe hervorgeht, abgezeichnet und diese Zeichnung brachte er in alter Erinnerung über seinem Bette für die Zeit des Nürtinger Aufenthaltes an. Eine Detailstudie, die ich aus meinem Besitze kürzlich in dem Buche „Von innerm Gold ein Widerschein", „Musterkärtlein von, an und über Mörike" (1913) auf Seite 35 erstmals veröffentlichte, beweist die Tatsache. Sie trägt die Beischrift „im Frühjahr 1826", wurde aber u. a. von des Dichters Tochter für ein Porträt der damals zehnjährigen Schwester Klara angesehen. Die zufällige Auffindung des Briefes führte nun auf den richtigen Weg: Von dem Reynoldschen Bilde befand sich späterhin ein einfacher Kupferstich in Mörikes Besitz. Die bedeutsame und treffliche Porträtsilhouettistin Luise von Breitschwert, spätere Frau Luise von Walther, die dem Dichter zur Zeit seines Lehramtes am Katharinenstift in Stuttgart (1851) zur lebenslangen Freundin wurde, kopierte den Kupferstich — mit Benutzung der Georgiischen Kopie für die Farbengebung — zum Geschenk für den Dichter nochmals. Diese Kopie befindet sich noch heutigen Tages, nach des Dichters Tod an sie zurückgegeben, im Besitze der Künstlerin. Der Anfang des Briefes, der übrigens weder Datum noch Anrede und Unterschrift aufweist — und hierdurch um so eher als eine Fortsetzung des erwähnten Briefes angesehen werden könnte, lautet:

„Ich muß Dir doch noch Nachricht geben von einem Schatz, den ich unter viel altväterischen Gemälden in meiner Tante Haus angetroffen und wovon ich Dir vielleicht früher einmal flüchtig erzählt haben kann. Ich lerne das Ding aber jetzt erst recht schätzen und es ist nur nagelsgroß Hoffnung da, es in meinen Besitz zu bringen. Ein nicht sehr großes Kniestück, drei Kinder, wahrscheinlich Geschwister vorstellend. Ein schöner Knabe mit braunen Locken steht vor zwei Mädchen, die sich mit den Armen festhalten, als Gespenst verkleidet, so daß diese bloß die Gestalt verhüllt von vorn sehen, für den Zuschauer aber das ganze Profil außer der Stirn offen bleibt, wo das weiße, lange Tuch in Falten herunterläuft und übrigens fast, von der Schulter an, die Gestalt umgiebt. Diese steht unbeweglich, der Kopf etwas gesenkt, das Auge lauschend, freundlich be-

Digitized by Google

scheiden, fast etwas besorglich, während das jüngste überaus schöne Mädchen, ein Blondköpfchen mit erschrockenen blauen Augen sich an die andere schmiegt, welche begütigend und lächelnd das verhüllende Tuch mit dem vorgestreckten Arm zu erreichen sucht. — Es ist unerträglich, wenn das Wort Anmut (gewiß eines der schönsten, das wir haben!) mißbraucht wird; aber ich bin überzeugt, daß Einer, dessen treffende Wortwählung wir kennen, dieses hier brauchen würde — Lichtenberg. Man sieht, daß der Maler, ohne Zweifel ein feiner und zarter Geist damit eine edel erzogene Kinderfamilie im Sinne gehabt, denn es tragen alle diesen sanften Adel im Ausdruck. Der Hintergrund besteht, wie es scheint, in einer Gallerie, deren breiter, dunkelgrüner Vorhang noch etwas von der blauen Luft freiläßt. Das Ganze leidet dadurch lediglich nichts, daß man ihm das Alter ansieht, im Gegenteil gewinnt der jugendliche, lebendige Gegenstand in meinen Augen dadurch einen besonderen Reiz. Es ist noch ein Geheimnis dabei im Spiel, das ich erst vor Kurzem erfahren habe, und Dir lieber nicht erzählen will. — Nun ist aber mein ganzer Mensch mit dem Bilde dergestalt verwachsen, daß mir gar nicht mehr einfällt, es als ein fremdes Eigentum zu kennen. Die Kinder sind mein! sind mein! — wer will es mir ausreden? Sie hängen in meinem Zimmerchen grad über meinem Bett und das liebenswürdige Gespenst hütet mich die ganze Nacht; am Morgen ist es das erste, daß ich mich darnach umkehre. — Höre! es giebt kein lieblicher Gedicht, als diese Gruppe; ich wäre untröstlicher als eine Mutter, der man ihres Leibes Blumen nimmt."

Die Fortsetzung ist ohne weiteres verständlich. Adolf ist der um neun Jahre jüngere, damals dreizehnjährige Bruder Eduards.

„Letzthin hatte mein Adolf einen für mich weit mehr als für ihn interessanten Besuch, die beiden Buben des Erlanger Schelling. Der ältere besonders hat so etwas, das an ein nobles Haus erinnert und durch eine feine Freundlichkeit schimmert ein heller Verstand hindurch, obgleich er in unserm Haus fremd, nur redete, wenn er gefragt wurde. Meine Schwester hat richtig bemerkt, daß er so ein adelig Mäule hab. Kurz, er ist schön und beide haben breite philosophische Stirnen. Ich fragte, wo es anging, allerlei Kleinigkeiten über ihren Herrn Vater, z. B. indem ich ihm den Deckel meiner Pfeife zeige: ‚Kennen Sie diesen?' — ‚Napoleon?' — ‚Hat ihn Ihr Herr Vater auch im Bilde?' — ‚Ja!' — ‚Mag er ihn?' — ‚Ich weiß nicht.' — ‚Freuen Sie sich, bis Sie Ihres Herrn Vaters Bücher lesen werden?' ‚Ja', sagte er halblaut, und lächelte etwas verlegen. Sieh! so sprechen eines großen Philosophen bluteigene Söhne. Was meinst Du, werden unsre auch Antworten geben, die man heimlich zu Papier bringt? Aber es ist doch was Hübsches, eine Blume zu riechen, die in Indien, oder ein Kraut, das auf den Ruinen von Troja gewachsen ist. Der Professor (d. h. nicht der erlanger, sondern der Sicheré)

Digitized by Google

würde sogar in Gesellschaft erzählen, er habe an einen Mann gerochen, der einmal an einer indischen Blume und zwar an einer Aloë gerochen habe. — Es war mir sonderbar, wie meine Mutter bei den Kindern von ihrem Papa als vom Herrn Professor sprach. Ich steckte es hinter meinen Adolf, er solle mir einen Brief Schellings (an die Kinder) zu lesen verschaffen, aber sie seien gewohnt, sie gleich zu zerreißen. Der ältere hat unter vielen anderen Beinamen auch den seines Vaters Joseph. Der kleinere heißt Fritz — das verzeih ich dem Alten nicht, schon deswegen, weil eben so der Racker auch heißt, für [den] seine Mutter bewußtes Bild aufhebt."

In dem erwähnten früheren Brief an Hartlaub hatte der Dichter berichtet: „der liebe William [Nast] war ganz entzückt von dem Spiel [auf dem Puppentheater Adolfs] und augenblicklich schoß uns beiden der Gedanke in den Kopf, wir sollten den Zerbino oder Rothkäppchen vor meiner Schwester [Luise] Krankenbett auf diese Art aufführen". Im folgenden gibt er die näheren Umstände der trotz mancherlei Hindernissen zustandegekommenen Aufführung:

„Ey! gestern Abend wurde endlich nach vielen Präparationen Rothkäppchen auf Adolfs Theater gespielt. Luise sprach die Rolle des Kindes und ich modulierte meine Stimme für die übrigen. Überaus vertraulich war es, wie wir zugleich in das Buch hineinsahen und die Figuren bewegend uns in die Hände arbeiteten. Jene hatte ich besonders dazu gemalt, sowie einige Dekorationen, auch eine besondere Zugabe erfunden, vorstellend eine schöne Mondnacht, wo sieben kleine Elfen an Fäden schwebend eine Bahre, worin Rothkäppchens Füße und Hände liegen sollen, auf einem freien Platz im Walde versenkten; sie rezitierten einige Verse (Anmerkung d. Verf.: die sich erhalten haben und in der Kraußschen Ausgabe 3. Bd., Seite 59 ff., zu finden sind), und meine silberne Maultrommel hat mir dabei die ersten Dienste getan. In der That, ich ergötzte mich selber an dieser luftigen Leichenfeier und die Ausmalung eines Kupferstiches, welcher eine waldige tiroler Gegend vorstellte, hatte mir schon vorher Freude und Übung gemacht, indem ein transparenter Mond seine Lichter auf eine Bergspitze und das Gebüsche fallen lassen mußte. Dieses ermüdete mich eines Tages dergestalt, daß ich mich zum Gelächter meiner Leute schon um halb 5 Uhr Nachmittags ins Bette stahl. Dort schrieb ich meiner Schwester ein Billet in Reimen — ich sei krank, sie müsse mir vorlesen; alsdann kam sie, ließ im Ofen nachschüren, verschloß dem Tag die Fenster und wir begannen Tiecks Gemälde."

Ein merkwürdiger Zufall fügte es, daß ich zu gleicher Zeit in einer anderen, entfernten Quelle auch das gereimte Billett an Luise auffand, das den Beweis der Richtigkeit meiner Vermutungen über Zeit und Ort der Abfassung des Briefes erbringt. Ich füge es hier ein:

Digitized by Google

„Mein liebes Kind, ich lieg' im Bett,
Nun das wär gut, krank bin ich net.
Und frisch an Geist, nur müd am Leib,
Und völlig ohne Zeitvertreib.
Wie wärs nun, du erwießest mir,
Was ich einst auch erwießen dir;
Wofern Mama nicht gar zu arg drob schmählte,
Läsen wir die Balmanach-Gemälde.
Eben hör ich von meiner Zofen
Frisch Feuer legen in den Ofen,
Und ist nun dieser leidlich warm,
So komm zu mir, daß Gott erbarm."
(Unterschrift der Schwester Klara „für Luise Mörike, Nürtingen".)

Die Handschrift ist durchweg unnormal, was sich durch die Umstände erklärt — Mörike schrieb liegend —, auch die Orthographie ist flüchtig (erwießest, erwießen). Das gewiß nicht kunstvolle Reimbillettchen trägt noch alle Zeichen der geheimnisvollen Sendung an die in einem anderen Zimmer befindliche Schwester in seinen unzähligen Papierfalten zur Schau. Zur Erklärung sei erinnert, daß sich Tiecks Novelle „Gemälde" in einem derzeitigen Taschenbuch abgedruckt fand, sich daher mit dem Ausdruck „Balmanach-Gemälde" erklärt. Die Wortspielerei „Balmanach" für „Almanach" erklärt sich dem Kenner Mörikes sofort aus des „Professor Sicheré" hochtrabender Ausdrucksweise, die Mörike gern im besondern Hartlaub und dessen Kindern Agnes (Bagnes) und Ada (Bada) gegenüber in Briefen und Gelegenheitsgedichten anwandte.

Der Schluß des Briefes zeigt ein neues Interieur aus des Dichters Stube: „Bald aber kam die Zeit, wo sie sich gewöhnlich legen muß, und ich bettelte solang, bis sie sich auf ein dem meinigen gegenüberstehendes Bett legte und so gut es ging einwickelte. Allein dies geschwisterliche und unzeitige Hinstrecken erregte mir ein solches Lachen, unter mein Vorlesen hinein, daß der Luise ganz bange wurde. Als ich vollends in die Höhe stand und mir das rothe Couvert wie einen Theatermantel umtat, und unsre ganze Situation mit jener von Friedrich und Philine im alten Schloß verglich, schrie L. laut auf und wollte entspringen, aber ich bat und las geduldig weiter. — Adolf ist wirklich auf wenige Tage in Stuttgart und deswegen das andere Bett neben mir leer; nun fing letzthin Clärle am Nachtessen folgendermaßen an: — ‚Aber Mütterle! — Du könntest jetzt mir gar kein größere G'falle tun, als wenn Du mi — zum Herr E — d — u — — — — — willst. O! Guck, mer sind doch Brüder — G'schwister und er förcht sich ja allein und er ist so mei Gemahl.' — Kurz es wurde bewilligt nach langem Debattieren und man kleidete sie hüben aus und legte sie in Adolfs Bette. Ich hatte Lust noch etwas zu lesen und las ihr ohne Zusammenhang mit großer Ernsthaftigkeit vor, wobei ich kaum das Lachen

Digitized by Google

verbiß, denn sie bezeigte sich der Delikatesse halber ganz interessiert dabei. Endlich löscht ich das Licht, da müssen ihr Fäden gekommen sein und sie machte viele versteckte Versuche, ihr Gelegenheit zu geben, daß ich sie zu mir nähme, z. B. wollte sie mir noch meinen Tabak auf den Nachttisch bringen, damit ich ihn morgens gleich hätte, aber ich beruhigte sie und brachte sie zum Einschlafen. In der nächsten Nacht ging es schon besser. Ich redete allerlei gedankenloses Zeug zu ihr hinüber, fragte sie dies und jenes, erhielt aber keine Antwort und begriff nicht, warum sie sich so still verhalte; endlich sagte sie ernsthaft unter der Decke vor: ‚Sei still, i bet'.' — Es war der Charfreytag."

Dieser Brief reiht sich würdig in das Briefwerk des lieben Menschen ein. In seiner unaufdringlichen, herzlichen, gehaltvollen Kunst liegt alles, was dem modernen Menschen durch die leider stets mehr und mehr wachsende Eile der Zeit verloren zu gehen drohte: Reinheit und Schönheit, Zufriedenheit und Ruhe und nicht zuletzt ein wundervolles Maß unsterblicher Liebe. Erwähnt möge hier noch sein, daß die schwerkranke Schwester Luise bereits genau ein Jahr nach den im Briefe geschilderten häuslichen Szenen, am 31. März 1817 die Augen für immer schloß. Mit ihr schied von den dreizehn Geschwistern das achte aus dem Leben. Trotz der immer gewisser werdenden Voraussicht des Ereignisses war Eduard doch in seiner Seele aufs Tiefste erschüttert. „Ich lebe in einem mir unbegreiflichen Zustand der Leerheit, gegen die ich mit aller Macht kämpfe", schreibt er an Hartlaub noch sechzehn Tage später, und ist nicht imstande diesem, seinem nächsten Freunde, schon das Nähere über diesen „entsetzlichen Verlust" mitzuteilen. Luisens Klugheit, ihr scharfer besonnener Blick und die Liebe zum Bruder hatte ihn von der Hypnose jenes „zauberhaften Mädchens", der Peregrina, erlöst, und seinem Leben neuen Mut eingeflößt.

Digitized by Google

Die erste Tannhäuser-Aufführung in München.

Mit dem ungedruckten Briefwechsel von Franz Dingelstedt und Richard Wagner.[1])

Von Dr. Georg Büttner in Leipzig.

Als das Weimarer Herderfest am 28. August 1850 mit der Uraufführung von Richard Wagners Lohengrin, deren Seele Franz Liszt war, beschlossen wurde, lauschte den Tönen der ihm bis zu diesem Tage unbekannten Zukunftsmusik auch der Verfasser des Prologes und Festberichterstatter der Augsburger Allgemeinen Zeitung, Franz Dingelstedt. Obgleich es Wagners künstlerischen Absichten nicht entsprach, daß der szenisch-dramatische Teil der Darstellung zugunsten des musikalischen zurücktrat, und wir uns deshalb nicht wundern dürfen, daß auch Dingelstedt eigenem Bekenntnisse zufolge bei dieser ersten Bekanntschaft „mit Wagner nicht fertig, über Lohengrin nicht klar" wurde, so verkannte doch auch er nicht, daß sich hier „etwas Neues, noch nicht Dagewesenes" Bahn zu brechen suche. Seine Ernennung zum Königlich Bayerischen Hoftheater-Intendanten wenige Monate nach jenem 28. August 1850 verhieß ihm Gelegenheit, Wagners Tannhäuser in München einzuführen. Nachdem die Leipziger Theateragentur Sturm und Koppe Richard Wagner von Dingelstedts Vorhaben in Kenntnis gesetzt hatte, entspann sich zwischen dem im Exil lebenden Revolutionär und dem ehemaligen „kosmopolitischen Nachtwächter" ein für beide Männer charakteristischer Briefwechsel. Während Wagners Briefe an Dingelstedt mit dessen Nachlaß auf uns gekommen sind und mir dank der Freundlichkeit des Sohnes, Freiherrn Wilhelm v. Dingelstedt, k. u. k. Majors, im Original vorliegen, haben sich die Originale der Briefe Dingelstedts nach gütiger Mitteilung des Sohnes Wagners sowie Exzellenz C. Fr. Glasenapp nicht erhalten. Somit war ich auf die Kopien dieser Briefe im Dingelstedt-Nachlaß angewiesen.

Verehrter Herr!

Durch die Herren Sturm und Koppe in Leipzig kommt mir eine Anfrage des Münchener Hoftheaters wegen meiner Oper „Tannhäuser" zu. Gestatten Sie mir die Versicherung, daß es mir unmöglich ist in diesem Falle anders, als unmittelbar mit Ihnen selbst zu unterhandeln.

Schon was früher mir Gerüchte, sowie Mittheilungen meines Freundes Liszt zubrachten, bestimmte mich fast, Ihnen meinen aufrichtigen Dank zu sagen für das Interesse, das Sie meinen künstlerischen Arbeiten bezeigten, selbst wenn Ihre Bemühungen für dieselben zunächst ohne Erfolg blieben. Nun gewinne

[1]) Diese vor Kriegsbeginn eingegangene Arbeit enthielt einen kritischen Apparat, der nach allen Richtungen über die Vorgänge und die einschlägige Literatur aufklärte; im Einverständnis mit dem Verfasser haben wir die Anmerkungen gestrichen da wir der Ansicht sind, daß wir uns in der jetzigen Zeit zwar mit einem wichtigen Kapitel deutscher Kunstgeschichte, nicht aber mit gelehrter Detailarbeit beschäftigen dürfen. D. R.

Digitized by Google

ich Veranlassung, diesen Dank Ihnen zugleich mit der Anerkennung Ihrer erfolggekrönten Ausdauer auszudrücken. Es geschieht dieß mit wahrer Freude über die Erfahrung, in Ihnen einen theilnehmenden Freund zu besitzen! —

Haben Sie es nun wirklich soweit gebracht, der mir ungeneigten musikalischen Direction Ihres Hoftheaters gegenüber den Beschluß der Aufführung meines „Tannhäuser" durchzusetzen, so muß ich leider nun meine sehr starken Bedenken kund geben, ob Sie — unter den obwaltenden Umständen — aus der endlichen Aufführung selbst einen Lohn für Ihre Bemühungen gewinnen werden.

Meine Opern werden gemeinhin auf den deutschen Theatern durchaus falsch und schlecht aufgeführt: täglich erhalte ich haarsträubende Beweise von der unglaublichen Gedankenlosigkeit und Stumpfsinnigkeit unsrer Sänger und Dirigenten. Daß demohngeachtet z. B. der „Tannhäuser" überall, wo er noch gegeben wurde, Glück und Kassa machte, ist mir zu einem gemüthlichen Räthsel geworden, das ich anfangs nur durch Ironie zu lösen vermochte, für das ich jetzt aber doch eine Erklärung in folgenden Umständen erhalten habe. — Zumal bei den geringeren Theatern traf ich meistens auf junge, dem Enthusiasmus noch zugängliche Dirigenten, welche die ungewohnte Aufgabe, selbst wenn sie sie nicht vollkommen richtig verstanden, mit ihren mannigfachen rein musikalisch-technischen Erfordernissen dermaaßen einnahm, daß sie eine ungewöhnliche Thätigkeit zu ihrer Lösung in's Werk setzten. Es kam somit eine Aufführung zu Stande, die — wie entfernt sie auch noch von dem Richtigen war — dennoch so vortheilhaft von den gewöhnlichen Aufführungen sich unterschied, daß das Publikum — seine Erwartungen nach dieser einen Seite hin übertroffen findend — sich ebenfalls über das Gewöhnliche angeregt fühlte. — Wo ich nun nicht auf diese Willigkeit des Dirigenten traf, kam mir zum Ersatz eine wohlgeneigte Stimmung des Publikum's, wie sie durch Freunde angeregt war, entgegen: man fand sich befriedigt, weil man es sein wollte. — Bin ich nun hierbei mit meinem Werke den Leuten immer auch noch eigentlich fremd geblieben, so konnte doch diese Art von Täuschungen mich einzig für das bittere Bewußtsein entschädigen, mein Werk — preisgegeben zu haben. Ich fürchte nun aber, daß weder das eine noch das andre mir in München helfen würde! —

Ich muß Lachner für vollkommen unfähig halten, sich mit meinen Intentionen vertraut und befreundet machen zu können: daß er aber auch nicht einmal den Willen hat, meiner „Musik" selbst zu äußerem Erfolge zu verhelfen, hat er durch die Art der Vorführung der Ouvertüre zu Tannhäuser bewiesen. Dagegen würde ich sehr vermuthlich aber auch in der Stimmung des Münchener Publikum's keine Stütze für den Erfolg finden; denn grade dieses Publikum scheint sich in musikalischen Dingen einzig von Lachner's Einflusse leiten zu lassen.

Digitized by Google

Unter so schwierigen Verhältnissen möchte ich Ihnen fast für Ihren sehr freundschaftlichen Entschluß danken, und Sie bitten ihn zu ändern, um sich selbst eine immerhin kränkende Erfahrung zu ersparen, — wenn ich in einem einzigen günstigen Umstande nicht noch eine Hoffnung ersähe. Wenn es möglich sein könnte, selbst einem abgeneigten Dirigenten zum Trotz, die Aufführung des Tannhäuser so zur Wirkung zu bringen, daß das Publikum zu einem wahren, selbst gefühlten Verständnisse der Sache käme, und somit allem zum Trotz sicher und bestimmt sich aussprechen könnte, so wäre dieß nur durch einen vorzüglichen Darsteller der Rolle des „Tannhäuser" selbst zu erreichen.

Einen Sänger, von dessen Befähigung und künstlerischem Verstande dieser Erfolg sich erwarten ließe, besitzt nun gerade vorzugsweise München in der Person des Herrn Härtinger: und dieß ist die Rücksicht, die mich für eine Aufführung in München besonders eingenommen sein läßt. Alles käme daher darauf an, Herrn Härtinger innig und vollkommen geneigt zu finden, sich der Aufgabe der Darstellung des Tannhäuser mit allen ihm zu Gebote stehenden Kräften anzunehmen. Können Sie, verehrter Herr, sich ganz persönlich von dieser nöthigen Bereitwilligkeit des Künstlers überzeugen, und vermögen Sie diese Ueberzeugung mir mitzutheilen, so ersehe ich hierin die Gewährleistung für einen — Ihren Bemühungen, wie meinen Wünschen entsprechenden — Erfolg, und rathe Ihnen dann, trotz aller sonstigen Hindernisse die Sache guten Muthes in der Hand zu behalten.

Herr Härtinger wird dann auch der geeignetste sein, die Darstellung des Ganzen zu überwachen; denn nur derjenige kann für die Regie vollkommen befähigt sein, der in der Mitte der Darstellung selbst sich befindet, und mit der Musik wie mit dem Drama gänzlich vertraut ist. —

In dem bezeichneten günstigen Falle, der nach meinem Dafürhalten die Möglichkeit der Aufführung des „Tannhäuser" in München entscheiden soll, habe ich mich noch mit Ihnen über das Honorar zu einigen. Wenn ich Sie in Bezug hierauf bitte mir den erdenklichsten Vortheil zu gewähren, so wünsche ich, daß Sie diese Bitte aus meiner Lage rechtfertigen möchten. Ich bin gänzlich ohne Vermögen und Einnahmen, finde mich auch in der Stimmung gegen unsre ganze öffentliche Kunst, daß ich fortan unmöglich mehr irgend etwas für Geld verrichten kann. Die große Arbeit, die ich jetzt vorhabe, ist nicht für die Theater bestimmt, sondern nur unter den außerordentlichsten Umständen kann ich einmal an ihre einzige Aufführung denken, — unter Umständen, bei denen jeder Geldgewinn im Voraus als unmöglich gedacht werden muß. Somit müssen mich meine letzten beiden Opern „Tannhäuser und Lohengrin", die ich nun einmal zum Gelderwerb preisgegeben habe, für meine Lebensdauer ernähren. Als eigentlich Gewinn bietende Orte habe ich mir daher die drei Hauptstädte Deutschlands, „Berlin, Wien und München" aufgespart.

Digitized by Google

Die Erfahrung, daß überall, wo er gegeben wurde, der „Tannhäuser" zur „Kassenoper" geworden ist, bestimmt mich, in eine Aufführung desselben an jenen drei Hauptorten nicht eher zu willigen, als bis man sie dort, sowohl in der Absicht als in der Aussicht giebt, in ihr sich ein ergiebiges Repertoir-Stück zu gewinnen. Ist diese Absicht — die als solche schon sehr entscheidend ist — und dieser Glaube noch nicht vorhanden, so habe ich mir bestimmt vorgenommen, zu warten, um mir nichts aus der Hand gegeben zu haben. Ich ersuche Sie also, wenn Sie jene nöthige Absicht uud Aussicht sich zu eigen gemacht haben dürfen, mir mitzutheilen, welche Vortheile Sie mir gewähren können, um mich von dieser Seite, soviel bei Ihnen steht, über meine Situation zu beruhigen.

Seien Sie mir ja nicht bös, daß ich Ihnen es so schwer mache, das durchzuführen, was Ihnen von andrer Seite her an sich schon schwer genug gemacht wird! Entschuldigen Sie auch die vertrauliche Art, mit der ich mich an Sie wende: Da ich aber nicht durch Sturm und Koppe verhandeln wollte, blieb mir eben nichts anderes übrig, als mich eben so zu fassen.

Schließlich bitte ich Sie nun um eine möglichst vertraute Mittheilung Ihrerseits, und wünsche von ganzem Herzen, daß Sie den guten Glauben fassen können, der für Sie — wie für mich — unbedingt nöthig ist.

Mit wahrer Hochachtung und aufrichtigem Danke

Zürich, 20. März 1854. Ihr ergebener Richard Wagner.

M., 23. März 1854.

Herrn Richard Wagner, berühmten Tondichter in Zürich.

Hochgeehrter Herr!

Indem ich Ihnen für das in Ihrer gütigen Zuschrift vom 20. d. M. ausgesprochene Vertrauen zu mir aufrichtigst danke, bitte ich Sie zugleich, dasselbe nicht nur auf unser hiesiges Publicum, sondern auch auf die musikalische Direktion unserer Bühne weit genug ausdehnen zu wollen, um der letzteren die Aufführung Ihres Tanhäuser zu gestatten und an dessen unzweifelhaftem Erfolge bei uns nicht zu verzagen. Das kleine Vorspiel in Augsburg hat wesentlich genützt und gewirkt; die dortige Darstellung Ihres Werkes, über welche Sie vielleicht lächeln, ist von hier aus zahlreich und sogar von Tonangebenden musikalischen Kritikern besucht und laut als Ereigniß begrüßt worden. Somit sind Ihre Wege und waren es auch vorher viel mehr gebahnt, als Sie annehmen und ich werde die geeigneten Maßregeln zu treffen wissen, um ebensowohl die Besetzung der Oper mit unseren ersten Kräften und die Ausstattung mit den reichsten Mitteln unsrer Kunststadt zu bewerkstelligen, als auch Ihrem eigenen Willen und Wünschen auf die Einzelnheiten der Direktion, wie auf deren allgemeine Grundsätze und Richtpunkte den entschiedensten Einfluß zu verschaffen.

Bezüglich des Honorars bitte ich um Ihre bestimmte Forderung, mit dem

Digitized by Google

Bemerken, daß, bestehender Vorschrift und Übung gemäß, Tantième an Tondichter hier nicht gezahlt wird. —

Da ich die Absicht hatte, ihr Werk zur Zeit der Industrie-Ausstellung im August oder September dranzubringen, ist für die Vorbereitungen desselben keine Zeit mehr zu verlieren. Lassen Sie mich also Ihre Rückantwort bald empfangen und zwar — ich selbst verreise in nächster Woche auf kurze Zeit — unter Adresse des K. Hoftheater-Inspektors H. W. Klett, eines Mannes, der mein vollstes Vertrauen besitzt und das Ihre ebenso verdient.

In aufrichtiger Verehrung

Ihr ergebenster Fr. D.

Durch diese Erklärungen beruhigt, sandte Wagner umgehend folgendes einem kurzen Briefe an den Theater-Inspektor W. Klett[1]) beigefügtes Antwortschreiben:

Hochgeehrter Herr!

Ich danke Ihnen sehr für Ihre freundliche und ermuthigende Antwort, die — wie Sie gewiß voraussahen — meine Zweifel zerstreut hat. Somit vertraue ich Ihnen das Schicksal meines Tannhäuser in München von Herzen gern an, und wünsche Ihnen Lohn für Ihre Theilnahme.

Umgehend gebe ich nach Dresden Auftrag, daß Ihnen von dort her die Partitur und das Buch unverweilt zugeschickt werden. Dabei erhalten Sie auch mehrere Exemplare einer von mir verfaßten ausführlichen Anweisung zur Aufführung meiner Oper, die ich Sie ersuche dem Dirigenten, dem Regisseur, sowie den Darstellern der Hauptrollen mit einer möglichst eindringlichen Empfehlung zustellen zu wollen. Vor allem aber ersuche ich auch Sie um genauere Beachtung derselben, denn natürlich sind Sie der einzige, bei dem ich ein volles Verständniß meiner Intentionen voraussetzen darf, weil ich bei allen andren nothwendig auf Fach-Vorurtheile stoßen muß. Was Sie von meinen Forderungen irgend zur Geltung bringen können, bitte ich Sie fest zu verlangen. Gelingt es Ihnen nach Möglichkeit eine Aufführung in meinem Sinne zu erreichen, so soll mir dieß namentlich auch deßhalb lieb sein, daß ich Ihnen den confusen Eindruck verwische, den Sie durch die erste Aufführung meines Lohengrin von mir er-

[1]) Dieser lautete: Geehrtester Herr! Herr Intendant Dr. Dingelstedt verweist mich für die Zeit seiner Abwesenheit wegen Antwortertheilung in der Angelegenheit meiner Oper „Tannhäuser" an Sie. Ich erlaube mir daher Ihnen hiermit anzuzeigen, daß ich soeben nach Dresden den Auftrag abgehen lasse, die Partitur u. s. w. der verlangten Oper der Hoftheater-Intendanz zu München sofort zugehen zu lassen. Wegen eines Scenarium's mit vorzüglichen Decorations- und Costümskizzen verweise ich an Herrn Chordirector W. Fischer in Dresden. Den hier beiliegenden Brief mit vertraulichen Mittheilungen an Herrn Dr. Dingelstedt ersuche ich Sie, gefälligst schnell an seine Adresse gelangen zu lassen.

Hochachtungsvoll und ergeben

Zürich, 25. März 1854. Richard Wagner.

Digitized by Google

hielten. Ich weiß jetzt, wie gänzlich mangelhaft namentlich der scenisch-dramatische Theil derselben damals in Weimar ausfiel, und daß Sie daraus nothwendig einen höchst undeutlichen und verworrenen Begriff gewinnen mußten, der Ihnen den Kern meiner künstlerischen Absichten fast ganz unkenntlich bleiben ließ.

In Bezug auf das Äußere der Ausstattung verweise ich Sie ganz auf ein (durch den Chordirector W. Fischer gegen geringe Entschädigung) von Dresden zu beziehendes Scenarium mit Costüm- und namentlich vortrefflichen Decorations-Skizzen. Die Oper wurde damals von Desplechin und Dieterle in Paris nach meinen besonderen Angaben sehr schön hergestellt.

Da ich in Folge Ihres gütigen und beruhigenden Entgegenkommens den Tannhäuser jetzt unbedingt zur Aufführung überlasse, ist es mir natürlich auch nicht mehr möglich Ihnen eine Honorarforderung zu stellen, die doch nur dann einen praktischen Sinn hätte, wenn ich an die Erfüllung meiner Forderung die Bedingung für die Ertheilung des Aufführungsrechtes knüpfte, was ich nun doch nicht mehr kann und will.

Ich deutete Ihnen meine Lage an: Sehen Sie, welchen Vortheil Sie für mich gewinnen können; was Sie mir zuweisen will ich in dem Sinne, daß es das Aeußerste sei, dankbar annehmen.

Nehmen Sie nochmals meinen aufrichtigsten Dank für Ihre Güte und Geneigtheit!

Mit wahrer Hochschätzung

Zürich, 25. März 1854. Ihr ergebenster Richard Wagner.

Hochgeehrter Herr!

Vor wenig Tagen erst von einer vierwöchentlichen Geschäfts-Reise hierher zurückgekehrt, habe ich — außer einem unglaublichen Rest von Arbeit — Ihr zweites Schreiben, sowie die in Folge Ihrer Aufträge von Dresden angekommene Partitur des Tanhäuser, desgleichen endlich Buch, Szenarium, Dekorations- und Costüm-Skizzen hier richtig und vollständig vorgefunden.

Leider ist das aber nicht das Einzige gewesen, was in unserer gemeinsamen Angelegenheit inzwischen geschehen. Es hat vielmehr der böse Feind — in der schlimmsten aller Gestalten, in der von unvorsichtigen Freunden auftretend — Unkraut in die, von mir sorgfältig gestreute Wintersaat geworfen. Das heißt, ohne Bild zu reden: ich bringe die Oper im Sommer nicht heraus, und wenn ich sie forciren wollte, statt der Aufführung ein unbedingtes Verbot, und zwar, weil zu früh, von Leipzig aus, Lärm geschlagen worden ist. Dies hat Reclamationen, wahrscheinlich sogar von Dresden, veranlaßt, und nun muß ich erst die Steine aus dem Weg räumen, die Andere hineingeworfen haben, ehe ich selbst aufs Ziel losgehen kann.

Digitized by Google

Lassen Sie Sich durch alles dies weder verstimmen, noch irre machen. Ich habe größere Schwierigkeiten, als die, Ihrer Einführung bei uns entgegengestellten, überwunden und werde alle Mittel aufbieten, um auch hier durchzudringen. Nachdem ich den Tanhäuser in Frankfurt und in Leipzig gesehen, weiß ich, was er für uns, durch uns werden kann und werden muß, wenn ich, ohne Ueberstürzung der Vorbereitungen, umsichtig in allen äußerlichen Bedingungen, und wie sich von selbst versteht in allen wesentlichen und inneren Kunstfragen ganz und gar Ihren Intentionen nachgehend, das Werk hier dran bringe. Daß dies nicht zum Sommer und zur Industrie-Ausstellung geschieht, thut mir unendlich leid, und ich verliere dabei mehr als Sie, — Einnahmen, auf die ich, quoique oder parceque Hoftheater-Intendant, angewiesen bin. Statt dessen kommt die Oper als erste der nächsten Saison, darum in Ruhe und Reife, heraus. Was für sie, und was für Sie geschehen kann, geschieht gewiß: wiederholt verspreche und gelobe ich Ihnen das, weitere Nachricht mir vorbehaltend.

In aufrichtigster Theilnahme und Hochachtung

München, 10. Mai 1854. Ihr ergebener Fr. Dingelstedt.

Hochverehrter Herr!

Noch danke ich Ihnen bestens für Ihre letzten freundlichen Mittheilungen, wenn gleich sie die Nachricht von der Verzögerung der projectirten Aufführung meines Tannhäuser in München enthalten mußten.

Die Absicht meines heutigen Schreibens ist dagegen keineswegs Sie, was jedenfalls ja auch ganz unnöthig erscheinen müßte, zu drängen, den Umständen zuwider jene Aufführung zu beschleunigen, sondern vielmehr, Sie nochmals auf das Mißliche derselben überhaupt unter gewissen näher zu bezeichnenden üblen Einwirkungen bestimmter, als dieß zuvor geschah, aufmerksam zu machen. Finde die Aufführung statt, wenn sie wolle, jedenfalls liegt mir sehr am Herzen, daß sie gut und auch für Sie ehrenvoll ausfalle. Nun erhalte ich aber neuerdings wieder so starken und trifftigen Grund, ein dereinstiges gutes Resultat zu bezweifeln, sobald die Oper unter Herrn Lachners Leitung zu Tage gefördert werden soll, daß ich diese Zweifel unmöglich vor Ihnen verbergen kann. Von kompetentester Seite her erhalte ich die Versicherung, daß Herr Lachner, selbst beim redlichsten Willen, unfähig sei mein Werk mit dem erforderlichen Geiste aufzuführen. Wie es grade in München möglich war, daß ein vom gesammten musikalischen Deutschland als durchaus mittelmäßig angesehener Musiker zu der ihm eingeräumten Autorität gelangte, mögen die musikalischen Zustände Münchens erklären: soviel scheint aber gewiß, daß ich — ohne großen Schaden zu erleiden — nichts mit ihm zu thun haben kann. Gelänge es Ihnen nun nicht, bis zur Aufführung des Tannhäuser einen geeigneten Dirigenten dafür zu gewinnen, so bliebe mir zu meiner Beruhigung fast nur der Vorschlag übrig,

Digitized by Google

zu versuchen, ob ich nicht selbst — wenigstens zur Überwachung der Aufführung — zu berufen sei. Wie die Sachen stehen, kann und mag ich nie um meine Amnestirung in Dresden einkommen: doch dürfte es nicht unmöglich sein, für den einen bestimmten Zweck, zu der einen Reise nach München für eine kurze Zeit mir freies Geleit auszuwirken. Mir ist versichert worden, daß, wenn die baierische Regierung in Dresden nachfrüge, ob man etwas darwider hätte, wenn ich zur Aufführung meiner Oper auf vier Wochen nach München käme, dort keine Schwierigkeiten gemacht werden würden. Es käme daher darauf an, ein Mitglied der baierischen Regierung zu diesem Schritte zu stimmen, und den Versuch hierzu dürften gerade Sie vielleicht recht gut beim Minister von der Pfordten machen können, der sich von Dresden aus meiner wohl erinnern wird, und von dem ich die gute Meinung hegen möchte, daß ihm eine Gelegenheit, gegen Unsrer einem sich nobel zu zeigen, nicht unwillkommen käme. Möglich daß ich mich in der Stimmung desselben irre; dennoch ersuche ich Sie, ihn gelegentlich zu erforschen und mir gütigst anzugeben, ob ich mit Aussicht auf Erfolg mich an ihn wenden dürfte.

Entschuldigen Sie ja, daß ich die großen Schwierigkeiten, die Sie an sich schon in Ihrem freundlichen Interesse für mein Werk zu überwinden haben, noch durch neue Zumuthungen meinerseits vermehre. Geben Sie die Schuld hiervon einzig dem gewinnenden und Vertrauen erweckenden Wesen, mit dem Sie mir begegnen, und für dessen Äußerungen ich Ihnen, selbst im Falle der gänzlichen Erfolglosigkeit aller Ihrer Schritte zu meinen Gunsten, mich zu aufrichtigem Danke verpflichtet fühle. Daß ich gern diesen Dank Ihnen auch persönlich bezeugte, wirkt nicht wenig mit zur Nährung meines Wunsches, München zu besuchen.

Mit größter Hochachtung verbleibe ich

Zürich, 3. Juni 1854. Ihr sehr ergebener Richard Wagner.

Hätte Wagner das Terrain, worauf sich Dingelstedt bewegte, besser gekannt, wäre er sich der Tragweite dessen, was dieser ihm in seinem Briefe vom 10. Mai 1854 nur angedeutet hatte, völlig bewußt geworden, so hätte er vermutlich die Bitte, in der sein Brief gipfelte, als aussichtslos unterdrückt. Dingelstedts Schweigen, noch mehr der Umstand, daß Monat um Monat verstrich, ohne daß von der projektierten Aufführung etwas Bestimmtes verlautete, ließen bald erkennen, daß noch gar nicht einmal entschieden war, ob sie überhaupt stattfinden würde. Welche Kämpfe es kostete, die Oper durchzusetzen, möge uns Dingelstedt selbst erzählen: „Kaum war die Absicht, sie in das Repertoire aufzunehmen, in die Öffentlichkeit gedrungen, so erhob sich der Widerspruch, die Denunziation: ‚Der Königlich Bayerische Hoftheater-Intendant gibt ein Werk des Sozial-Demokraten, des Revolutionärs, des roten Republikaners, Richard Wagner!‘ Einer der gesinnungstüchtigen Zionswächter verstieg sich sogar in das hochpoetische Gleichnis: Der Orpheus, welcher im Dresdener Mai-Aufstande durch sein Saitenspiel Barrikaden gebaut, der landesflüch-

Digitized by Google

tige Verbrecher, er findet Unterstand in einem Kunsttempel des Königs von Bayern, des nahen Anverwandten des Königs von Sachsen, an welchem sich der in contumaciam verurteilte Sträfling durch den schnödesten Undank vergangen. Ins Zuchthaus zu Waldheim gehört er, nicht in das Münchener Opernhaus. So lauteten die Anklagen, und die Nutzanwendung blieb natürlich nicht aus: daß dergleichen ungeheuerliche Taktlosigkeiten nicht Wunder nehmen konnten, da ja in dem kosmopolitischen Nachtwächter ein Parteigenosse Wagners an der Spitze des bayerischen Hoftheaters noch immer sein Unwesen treibe. Ja, ja, — so wurde geschrieben und geschrien, gedruckt und gedrückt, Monachi Monachorum, im Jahre des Heils 1855, genau 10 Jahre vor dem Regierungsantritte Richards, des dermaligen Markgrafen von Bayreuth. Mir blieb nichts übrig, als den Handschuh aufzunehmen, um einem Verbote zuvorzukommen. Ich tat es, indem ich bei König Max einfach auf die Tatsache hinwies, daß Wagners Opern im Dresdener Hoftheater unbeanstandet gegeben würden. Darauf löste der König den Knoten mit einem seiner in Lapidarschrift gefaßten Urteile: ‚Wir wollen nicht sächsischer sein als der König von Sachsen'."

Als endlich die Zeitungen meldeten, daß der Tannhäuser in München einstudiert würde, glaubte Wagner, durch Dingelstedts langes Schweigen gereizt und von Geldsorgen eben damals schwer bedrängt, die Aufführung seiner Oper von der Erfüllung einer bestimmten Honorarforderung abhängig machen zu müssen:

Hochgeehrter Herr!

Es thut mir leid, erst jetzt — zunächst durch öffentliche Blätter — davon unterrichtet worden zu sein, daß bereits sogar schon das Studium meiner Oper „Tannhäuser" bei dem Königl. Hoftheater in München stattfindet. Wohl hätte ich gewünscht, bevor meine Oper wirklich in Angriff genommen wurde, von der Königlichen Intendanz einer bestimmten Mittheilung deshalb gewürdigt zu werden, und muß dannach bedauern durch die jetzt mir nöthig dünkende Wahrung meines Interesse's vielleicht störend auf das Vorhaben der Intendanz des Königl. Hoftheaters einzuwirken.

Erkläre ich mich bereit, alle meine früheren Bedenken gegen eine Aufführung meines Tannhäuser in München aufzugeben, so habe ich nun um so mehr den Honorar-Punkt festzuhalten, über den es zwischen der Königl. Intendanz und mir leider noch zu keiner Einigung kam. Durch unsren beiderseitigen Freund, Franz Liszt, wurde Ihnen vor ungefähr einem Jahre mitgetheilt, daß ich von dem Münchener Hoftheater ein Honorar von Hundert Louisd'or für die Partitur meiner Oper erwarte. Hierauf erhielt ich von Ihnen nur die Anzeige Ihres freundlichen Bedauerns, daß die Aufführung meiner Oper damals überhaupt noch nicht zu ermöglichen war, und Sie hielten sich fernere Mittheilungen deshalb bevor. Jetzt, da ich erfahre, daß — ohne weitere Erklärungen an mich — der Tannhäuser zur sehr baldigen Aufführung in Angriff genommen sei, halte ich es daher für nöthig, Ihnen, hochgeehrter Herr Intendant, meine ganz bestimmte Erwartung dahin auszusprechen, daß das Münchener Hoftheater

Digitized by Google

mir wirklich ein Honorar von 100 Louisd'or, und zwar sofort, zukommen lassen werde, denn nur in dieser Erwartung, und unter dieser Bedingung kann ich meine Einwilligung zur Aufführung meiner genannten Oper in München geben. Die endlich eingetretenen besonders günstigen Umstände, unter denen mein lange verzögertes Werk auf den Hauptbühnen Deutschlands gegenwärtig erscheint; die Höhe der bereits anderweitig erlangten Honorare, sowie die Mittel eines Hoftheaters vom Range des Münchener's, bestimmen mich, auf der gestellten Forderung als entscheidender Bedingung zu bestehen.

Somit sehe ich umgehend dem Entschlusse der Königl. Hoftheater-Intendanz, und — im Falle daß meine Forderung angenommen wird — der Übersendung des genannten Honorares entgegen.

Mit größter Hochachtung habe ich die Ehre zu verbleiben

Zürich, 10. Juli 1855. Ihr sehr ergebener Richard Wagner.

Herrn Richard Wagner berühmtem Tondichter in Zürich Schweiz.

Hochgeehrter Herr!

In ungesäumter Erwiderung Ihrer Zuschrift vom 10. d. M. bemerke ich zunächst, daß nur wegen Ihrer längeren Abwesenheit von Ihrem dermaligen Wohnort[1]) Ihnen eine Anzeige von den Vorbereitungen zur Aufführung des Tanhäuser auf hiesiger Hofbühne nicht gemacht worden ist.

Im Übrigen glaubte und glaube ich noch, daß, Angesichts Ihrer Schreiben vom 20. März, 22. März und 3. Juni v. J., eine abermalige und weitere Unterhandlung zwischen uns weder in artistischer, noch auch in geschäftlicher Beziehung nöthig erschienen sei oder erscheinen könne, da durch jene Schreiben und meine Antworten vom 23. März und 10. Mai d. J. völlige Übereinkunft unter uns zu Stande gebracht worden.

Was namentlich den von Ihnen jetzt angeregten Honorar-Punkt betrifft, so spricht sich darüber Ihr Brief vom 22. März, von dem Sie wohl keine Abschrift behalten haben, und den ich Ihnen deswegen durch beiliegende Kopie wieder in's Gedächtniß zurückzurufen mir erlaube, dergestalt bündig aus, daß Sie der Intendanz damit weit größere Rechte Ihnen gegenüber zuweisen, als sie anzuwenden beabsichtigt. Daran ändert die, in einem Privatschreiben unseres Freundes Liszt vom 14. August v. J. auszugsweise eingeflochtene Anführung einer Stelle aus einem Briefe an ihn um so weniger etwas, als dieselbe rein gelegentlich gegeben wurde, von Liszt selbst weder eine unmittelbare, noch eine mittelbare Antwort darauf von mir begehrt zu werden schien, demnach auch keine solche erfolgte. Auch diese Stelle, soweit Liszt's Brief sie mittheilt, lasse ich Ihnen in Abschrift beilegen.

Wenn ich somit ganz und gar auf der, durch Nichts veränderten Linie stehen

[1]) Von Anfang bis Ende Juni 1855 weilte Wagner in London.

Digitized by Google

bleibe, welche mir in dieſer Angelegenheit Ihr gütiges Vertrauen ſelbſt vorgezeichnet hat, ſo bitte ich Sie deswegen keineswegs an meiner vollen Bereitwilligkeit, Ihren Intereſſen jeder Art jede mögliche Berückſichtigung angedeihen zu laſſen, zu zweifeln. Die Oper iſt wacker im Wachſen; ſie verſpricht in allen Beziehungen das Allerbeſte. Zeigt ſich auch der äußere Erfolg dieſen Hoffnungen angemeſſen, ſo bin ich weder geſonnen noch fürchte ich bei Ihnen den Verdacht zu verdienen, Sie an dieſem Erfolge nicht theilnehmen laſſen zu wollen. Ich werde Ihnen „das Außerſte zuweiſen", ganz wie Sie es verlangen: am Tage nach der erſten Aufführung —, früher darf hier, nach beſtehendem Allerhöchſtem Regulative, kein Honorar gezahlt werden, — erhalten Sie ein feſtes Honorar von Fünfzig Louisd'or; mehr iſt in München noch niemals für eine Oper gezahlt worden, ſo viel nur in einem einzigen Falle, weniger, in der Regel nur die Hälfte, für andere „große" Tonwerke. Zu Neujahr 1856 würde ich Ihnen dann, unter offenſter Darlegung meines Tanhäuſer-Budgets eine angemeſſene und außerordentliche Nachzahlung, wenn irgend möglich mit abermals fünfzig Louisd'or, jedes Falls ſo hoch als möglich, machen laſſen. In ſolcher Weiſe bin ich gewiß, nicht blos im richtigen Verhältniß zu den übrigen Bühnen zu bleiben, ſondern auch Ihrem Vertrauen zu mir und meinen Empfindungen für Sie vollſtändigſt zu genügen.

In unwandelbarer Hochachtung

München, 14. Juli 1855. Ihr ergebenſter Fr. Dingelſtedt.

Liſzts Brief an Dingelſtedt vom 14. Auguſt 1854, den Dingelſtedt weſentlich anders interpretierte als Wagner ihn interpretiert wiſſen wollte, hat ſich gleichfalls erhalten und möge hier eingereiht werden:

Mon excellent ami,

Le Printemps venant, j'espère que vous ne trouverez pas hors de saison que je me souvienne de l'entrevue que vous m'aviez promis dans une de vos lettres, soit à Leipzig soit ici. J'y attache un grand prix — et ne me fixerai sur quelques autres projets qu'après m'être entendu avec vous sur les chances que pourraient avoir ceux qui me feraient entrer en collaboration avec vous soit par la composition de l'Orestie, soit par celle de la Tempête. Indépendamment de cela il nous resterait aussi à causer accessoirement de choses et d'autres qui ont quelqu' intérêt pour nous. Veuillez donc bien, cher ami, me faire connaître à peu près le moment auquel vos occupations vous laisseront la possibilité de nous rencontrer. Je serai exact au rendez-vous.

Il y a deux jours Wagner m'écrivit une assez longue lettre — Permettez moi pour plus de simplicité d'en extraire le passage suivant en ajoutant seulement qu'il est en ce moment dans de graves embarras d'argent auxquels il sera difficile à ses amis de remédier, si quelque constellation favorable ne leur vient en aide. — — — — — — — —

Digitized by Google

Dingelstedt hat mir sehr liebenswürdig und Vertrauen erweckend geschrieben und ich habe Ihm den Tannhäuser zuschicken lassen, der nun im Sommer dort gegeben werden soll. In Bezug auf das Honorar habe ich Ihn verpflichtet mir die nur erdenklichsten Vortheile auszuwirken, da ich in meiner Oper mein einzigstes Capital besäße . . . . . — Im Übrigen stellte ich keine Forderung da ich Ihm vertraue . . . . Darf ich Dich nun bitten an Dingelstedt zu schreiben, er möge mir etwas tüchtiges auswirken, am liebsten Tantièmes; vor allem aber möge es Ihm daran gelegen sein, mir noch vor Ende dieses Monates Geld zu schicken entweder als Vorschuß auf die Tantième, oder — wenn dieß nicht möglich — als festes Honorar für welchen Fall ich dann glaubte hundert Louisd'or beanspruchen zu können, da sich der Tannhäuser überall als Cassen Oper ausgewiesen. Du kannst Ding. offen mittheilen daß ich in Wechsel-Klemme gerathen sei — etc.

A revoir donc prochainement j'espère. Comme notice généalogique je vous fais observer que le Duc de Gotha est né le 21 Juin — et le Gd Duc de Weymar le 24 Juin. Le vingt et un matin je serai à Cobourg, où nous pourrions peut-être nous trouver pour revenir ensemble le lendemain ici, par Saalfeld et Rudolstadt (en poste). Je ne sais si vous connaissez déjà le Duc de Gotha — en tout cas ce me sera un grand plaisir de vous présenter à Monseigneur, en qui vous trouverez un Prince d'une rare intelligence, et d'une grande amabilité de manières. —

Bien tout à vous de sincère amitié
V. Liszt.

Vous voudrez bien, n'est-ce pas écrire directement à Wagner au sujet des arrangemens a prendre pour la représentation de Tannhäuser, et s'il est possible lui en écrire sans retard.

Dingelstedts mit unverkennbarem Wohlwollen gepaarter Korrektheit gegenüber mußte sich Wagner bescheiden. Er antwortete:

Hochgeehrter Herr!

Es ist mir angenehm, in Folge Ihres werthen Schreibens wieder in meine frühere Stellung zu Ihnen treten zu können, die (gestehe ich es offen!) durch ein jahrelanges Schweigen Ihrerseits so beunruhigt worden war, daß ich gerade im Sinne hatte, mir meine Partitur von Ihnen zurück zu erbitten, als ich plötzlich vernahm, meine Oper werde in München, ohne weitere Anzeige an mich, einstudirt.

Ihre Versicherungen genügen mir jetzt vollkommen, und ich nehme die von Ihnen mir gemachten Zusagen in dem geneigten Sinne, den Sie ihnen selbst geben, mit bestem Danke an.

Bin ich auch noch keineswegs gänzlich über das Schicksal meines Tannhäuser in München beruhigt, so glaube ich mich doch versichert halten zu dürfen, daß

Digitized by Google

Alles, was unter den unabänderlichen Umständen gegenwärtig für mein Werk geschehen konnte, zu seinem Gelingen verwendet worden ist.

Somit sehe ich einer baldigen freundlichen Nachricht von Ihnen vertrauungsvoll entgegen, und verbleibe mit aufrichtiger Hochachtung

Seelisberg, Canton Uri, Ihr ergebener Richard Wagner (Zürich).
17. Juli 1855.

Mittlerweile rückte der Tag der Erstaufführung, der 12. August, immer näher. Die Augsburger Allgemeine Zeitung vom 11. August machte in folgender vielleicht von Dingelstedt verfaßter Münchener Korrespondenz auf das große Ereignis aufmerksam: „Richard Wagner hat in der von ihm selbst herausgegebenen Broschüre über den „Tannhäuser" darauf hingewiesen, daß Orchester und Bühne in innigster Verbindung und gegenseitiger Ergänzung wirken müssen, wenn das Publikum bei einer Oper den wahren Genuß eines harmonischen Kunstwerkes erfahren soll. In dieser Beziehung dürfte, nach dem Eifer, womit Franz Lachner die Hauptproben durchführt, der Tannhäuser dahier wohl eine Mustervorstellung erleben. Die szenische Regie übt Hr. Kindermann, die Bacchanalien im Felsensalon der Frau Holda (Venus) arrangiert Frl. Grahn. Die Kostüme, angefertigt unter Leitung des Hrn. Fr. Seitz, eines durch Geschick und Geschmack renommierten Künstlers, lassen in malerischer Beziehung nichts zu wünschen übrig. Nicht nur die ritterlichen Jagd- und feierlichen Sängerkleider, sondern auch alles Zubehör: Gürtel, Hüte, Taschen usw. sind, jedes in seiner Zeichnung verschieden, dem Styl und Charakter der Zeit angepaßt. Das Textbuch findet bereits begierige Leser. Die Sperrsitze sind zwar vergriffen, aber da die erste Vorstellung außer Abonnement stattfindet, und voraussichtlich viele Logenplatzbesitzer, anstatt diese Extraausgabe zu machen, lieber zuwarten, so werden unsere auswärtigen Gäste noch gute Plätze erhalten." Vom gleichen Tage wie diese Korrespondenz, dem 8. August, stammt Dingelstedts an den König Max gerichtetes Ankündigungs- und Einladungs-Schreiben. Es lautete:

München, 8. August 1855.

Allerdurchlauchtigster ꝛꝛ

Sonntag den 12. ds. wird auf der K. Hofbühne die erste Aufführung des

Tanhäuser

stattfinden. Auf Mittwoch den 15. und Sonntag den 19. sind die nächsten Wiederholungen dieser jedesmal um sechs Uhr beginnenden Vorstellung angesetzt.

Indem der allerunt. treugeh. Unterzeichnete diese ehrfurchtsvolle Meldung E. K. M. zu Füßen legt, glaubt er zugleich bitten und hoffen zu dürfen, daß Allerhöchstdieselben einen dieser Abende durch Allerhöchsteigene Anwesenheit verherrlichen mögen.

Es ist in keinem Sinne zu viel gesagt, wenn zum Voraus versichert wird, daß diese Vorstellung sowohl in musikalischer wie in dekorativer Beziehung Epoche machen wird und wenn E. K. M., Allerhöchstwelche für das Werk allzeit eine allergnädigste Theilnahme bewiesen haben, dessen erste, besonders interessante Erscheinung anzusehen geruhen würden, so fehlte dem Glanz und dem Glück dieses Abends nichts und sowohl der ehrfurchtsvoll unterzeichnete Vorstand wie sämmtliche Mitglieder der K. Hofbühne hätten in der Anwesenheit Ihres Allergnädigsten Königs

Digitized by Google

und Herrn den schönsten Lohn für die außerordentlichen Bemühungen um diese schwierige Aufgabe gefunden.

In tiefster Ehrfurcht erstirbt
E. K. M. allerunterth. treugehorsamster
[Fr. Dingelstedt.]

Dingelstedt hatte für Wagner und sein Werk getan, was in seinen Kräften stand: Die Aufführung gestaltete sich zu einem Triumphe beider, des Komponisten wie des Intendanten samt seiner wackeren Künstlerschar. Tags darauf sandte Dingelstedt dem Meister folgenden Bericht:

Hochgeehrter Herr!

Im Anschlusse empfangen Sie zuerst die Honorar-Quittung, gegen deren Vollzug und Rücksendung die K. Hoftheater-Kasse ungesäumt den Betrag Ihnen übermachen wird.

Weiter lege ich Ihnen den gestrigen Theaterzettel bei, woraus die späte, aber glückliche Geburt Tanhäusers bei uns erhellet. Der Abend war ein durchaus gelungener, Logen- und Parket-Besuch gut, Parterre und Galerie weniger besetzt, Publikus in sichtlich angeregter, gehobener und dem vielfachen Beifall nach befriedigter Stimmung.

Wenn ich über die Aufführung sage, daß Sie Selbst Freude daran gehabt hätten, so bedeutet das viel, sicher nicht zu viel. In erster Linie hat Lachner und die Kapelle sich um das Werk verdient gemacht: niemals ist eines so fleißig studirt, so feurig ausgeführt worden. Würdig standen die Sänger zur Seite, Frau Diez in jeder Hinsicht vortrefflich, Kindermann, der auch als Regisseur weit über die bekannte verfluchte Schuldigkeit gethan, höchst wirksam, Auerbach sehr gut, Allfeld und die übrigen Solisten durchaus befriedigend, die Choristen ungewöhnlich eifrig eingreifend. Das choreographische Arrangement hatte die Grahn mit viel Geschmack und richtiger Vermeidung alles Balletmäßigen, ganz in Ihrem Sinne, geleitet. Die Ausstattung war wie sie nur in München sein kann, — Paris und Berlin keineswegs ausgenommen, von Wien nicht zu reden; bei uns wirken alle Künstler und alle Künste zusammen, anderwärts glänzt der Schneider auf Kosten des Zeichners, oder der Maler ringt mit dem Maschinisten. Ich habe nie etwas ähnliches gesehen, wie Ihren zweiten Aufzug gestern Abend.

Über musikalische Einzelnheiten wird Lachners Brief, des meinigen dritte Einlage[1]), berichten. Den allgemeinen Erfolg breitet, wie ich nicht bezweifle, die Kritik aus und arbeitet Ihren Siegen in Berlin und Wien, die die nächste Zukunft bringen soll, dienstbarlich vor. Im Übrigen weiß ich nichts nachzutragen, als daß unser Liszt, den ich eingeladen, nicht gekommen, wogegen „Ihr" Eberle[2]), — mir von vielfachen früheren Bewerbungen her nicht eben vor-

[1]) Dieser Brief scheint nicht erhalten zu sein. — [2]) Carl Ludwig Eberle war 1855 Kapellmeister im Aktientheater in Zürich.

Digitized by Google

theilhaft bekannt, — sich in die von mir vor einem eingeladenen Kreise von Notabeln aller Stände veranstaltete glänzende General-Probe einschlich und, angeblich in Ihrem Auftrage, den Frieden des Hauses zu stören suchte. Sie kennen das, und ich auch: Gott bewahre uns vor unseren Freunden, — je nachdem sie sind — !—

Lassen Sie mich nun Ihnen noch aufrichtigst Glück wünschen und ebenso Dank sagen für den gestrigen Abend, der zu den hervorragendsten in meinem Theaterleben zählt.

In vollkommenster Hochachtung

München, 13. August 1855. Ihr ergebener Fr. Dingelstedt.

N. S. Noch Eines: Wenn das eine N in Tanhäuser Sie ärgert, so bitte ich, diese Pedanterie einem ehemaligen Schulmeister zu Gute zu halten, der, auch in der Rechtschreibung, eigene Wege zu gehen liebt, wenn er weiß, daß sie die rechten sind, — vielleicht ebendeswegen die am wenigsten betretenen![1])

An den K. General-Musikdirektor Herrn Franz Lachner
und den K. Hofopern-Regisseur Herrn Kindermann
ging gleichzeitig folgendes Anerkennungs-Schreiben ab:

Die Intdz

sieht sich zu ihrer wahren Befriedigung veranlaßt, dem sämmtlichen bei der gestrigen Aufführung der Oper Tanhäuser beschäftigten Personal des K. Hof- und National-Theaters die vollste Anerkennung für den auf diese Vorstellung von allen Seiten verwandten außerordentlichen Fleiß hiermit auszudrücken.

Der K. Generalmusikdirektor Herr Franz Lachner wird noch besonders ersucht, dem verwandten Kunstkörper der K. Hofkapelle für deren ausgezeichnete Mitwirkung den Dank der K. Hoftheater-Intendanz mitzutheilen.

Desgleichen ergeht an den K. Hofopern-Regisseur Herrn Kindermann der dienstliche Auftrag, nicht nur sämmtlichem Kunstpersonal und den betreffenden Vorständen des technischen Dienstes die Anerkennung der Intendanz zu übermitteln, sondern auch Fräulein Lucile Grahn und Herrn Franz Seitz für Beider höchst wirksame und sehr gefällige Dienstleistungen Namens der Intendanz wiederholt zu danken.

München, 13. August 1855. Der K. Hoftheater-Intendant:
[Fr. Dingelstedt.]

Vom 13. August sind auch die beiden Tannhäuser-Korrespondenzen der Augsburger Allgemeinen und der Deutschen Allgemeinen Zeitung datiert. In der Augsburger Allgemeinen Zeitung[2]) hieß es u. a.: „Auf die Ouvertüre folgte ein sich dreimal wiederholender Sturm des Beifalls. Generaldirektor Franz Lachner, der in dieser großen Tonschlacht den Marschallstab führte, dankte im Namen des Orchesters .... Als der Vorhang aufging, erregte der Anblick der Venusgrotte, von zauberischer Färbung und Beleuchtung, gemalt vom jüngern Quaglio, aber-

[1]) Dingelstedt wirkte von 1836 bis 1841 als Gymnasiallehrer in Kassel und Fulda. Tannhäuser, mhd. Tanhûsaere, ist „der im Wald (mhd. tan) Hausende", wird daher in der Tat richtiger „Tanhäuser" geschrieben. — [2]) Nr. 227 v. 15. August 1855, S. 3618 f.

Digitized by Google

mals Beifall .... Am Schluß des Aktes rief man die Herren Auerbach, Seitz, Quaglio, und endlich erschien auf enthusiastischen Zuruf auch Franz Lachner. Den höchsten dramatischen Effekt erzielt der zweite Akt, der uns auf die Wartburg versetzt. Der Sängersaal in derselben, eine Prachtdekoration vom ältern Meister Quaglio, veranlaßte sogleich laute Anerkennung. Nicht leicht sahen wir eine Szene glücklicher arrangirt als hier die Ankunft der Gäste: Ritter, Patricier, Rittersfrauen und dergleichen. Die herkömmliche Methode des puppenspielartigen Aufmarschierens war vermieden, die Leute kamen an wie es eben der Zufall zu geben schien, je nachdem sich ihre Rosse mehr oder weniger beeilt hatten, wurden vom Landgrafen bewillkommt, suchten sich Plätze aus, und bei der charakteristischen Wahrheit des Kostüms und Lokals sah man sich gleichsam in eine vor Jahrhunderten gewesene Wirklichkeit versetzt .... Nachdem Herr Allfeld seine Thronrede — ein sehr schwieriges Recitativ — mit Sicherheit durchgeführt und die Tagesordnung: „Eine Ergründung des Wesens der Liebe" festgesetzt, erhob sich der erste Redner-Sänger Wolfram von Eschinbach, Herr Kindermann. Sein Vortrag wurde vom zuhörenden Publikum mit ungeheurem Applaus begleitet .... Bei diesem Akt ist auch zu erwähnen, daß Frau Diez die Elisabeth mit einer Innigkeit und Begeisterung sang, wie sie nur einer wahren Künstlernatur eigen ist, und daß das Publikum sich beeiferte zu zeigen, wie sehr es dieses sich immer frisch erhaltende Talent zu schätzen weiß. Beim schließlichen Hervorruf: „Alle" führte Herr Kindermann Herrn Auerbach und Frau Diez vor die Szene. Der letzte Aufzug gab den drei eben Genannten abermals Gelegenheit ihre Bravour zu zeigen, und war namentlich das Spiel des Tannhäuser hier besser als im zweiten Akt ...." Aus der Korrespondenz der Deutschen Allgemeinen Zeitung sei folgende Stelle mitgeteilt: „Von dem Andrang des Publikums und den Erwartungen desselben mag es einen Begriff geben, daß ich am Vormittag der Vorstellung meinen Parquetsitz, der ursprünglich 1 fl. 36 kr. kostete, mit 5 fl. 24 kr. mir erhandeln mußte." Von Interesse ist endlich noch, was Dingelstedt in seinen bereits zitierten „Münchener Bilderbogen" von 1879 über die Aufführung sagt: „Es war ein heißer Schlachtabend, ungefähr mit demselben Heiden- und Höllen-Lärm, der im Theater seit fünfzehn Jahren überall an der Tagesunordnung ist, wo eine neue Offenbarung der Zukunftsmusik zur Welt kommt. Aber der Sieg verblieb ihr; als merkwürdigster Trophäe desselben erinnere ich mich des Moments, da Franz Lachner, nach minutenlangem donnerndem Hervorrufe, auf der Bühne erscheinen mußte, trotz begreiflichen Zögerns und Widerstrebens — mußte, um den Löwenanteil des Orchesters sichtbarlich in Empfang zu nehmen. Der Napoleons-Kopf des berühmten General-Musik-Direktors, mit der, bei der Hitze des Taktierens in die Stirn fallenden Haarlocke und dem willensstark hervortretenden Kinn, hat mir niemals mehr den Eindruck eines Juppiter tonans gemacht, als da Lachner für Wagner dankte." Wagner selbst, dem es nach wie vor versagt blieb, an die Stätte seines Triumphes zu eilen, sandte aus dem Exil folgendes Dankschreiben:

Hochgeehrtester Herr!

Nehmen Sie meinen besten Dank für Ihre sehr freundlichen Nachrichten! Aus allem Gemeldeten glaube ich in Wahrheit ersehen zu dürfen, daß es dem Tann-

Digitized by Google

häuser in München gut ergangen ist, und ich habe nur zu wünschen daß es mir möglich gemacht werden könnte, dieser Aufführung einmal beizuwohnen.

Daß man es von keiner Seite hat fehlen lassen, geht aus jedem Berichte deutlich hervor, und ich freue mich herzlich, aus diesem guten Werke so Vieler mir neue Verpflichtungen erstanden zu wissen. Herrn Lachner werde ich jedenfalls morgen antworten, um ihm zu danken. In der That ist es für mich zum verwundern, wie schnell in München ein Umschlag zu meinen Gunsten stattgefunden hat; ich muß — entschuldigen Sie! — fast darüber lachen, und habe ich einmal das Vergnügen, Sie persönlich begrüßen zu können, so bietet uns das mancherlei hier Vorgefallene vielleicht Stoff zu nicht ganz melancholischer Unterhaltung.

Wie dem nun auch sei: der Erfolg in München hat mich sehr gefreut, und gewiß verkenne ich seine Wichtigkeit nicht. Leider werde ich ihn, und was ihm etwa folgen dürfte, nicht eigentlich ausbeuten können, da Alles, was ich jetzt noch vorhabe, auf so ausnahmvolle Umstände hinsichtlich der Aufführung berechnet ist, daß ich an unsre modernen Theaterzustände dabei gar nicht mehr denken kann.

Machen Sie es jetzt möglich, daß wir uns einmal sehen: es ist mir, als ob dabei manches zu plaudern wäre.

Nochmals meinen besten und aufrichtigsten Dank! Es konnte nicht besser kommen, und mehr kann man doch wahrlich nicht verlangen!

Mit größter Hochachtung bleibe ich Ihr ergebenster Richard Wagner.

Zürich, 16. Aug. 1855.

Als das Jahr 1855 zu Ende ging und die Nachzahlung, die Wagner bestimmt erwartete und deren er dringend bedurfte, noch immer ausblieb, brachte er sich durch ein Briefchen von drastischer Kürze in empfehlende Erinnerung. Es enthielt nichts weiter als die Worte:

„Herr, gedenke der Athener!"

Dingelstedt beantwortete diesen Appell an die Münchener Theater-Kasse mit folgendem Schreiben:

Ihr persischer Zuruf, geehrter Herr und Meister, wird von mir dahin beantwortet, daß ich meine Zusage vom 14. Juli v. J. keineswegs vergessen habe. Es stellt sich jedoch, wenn ich die Kassen-Einnahmen der bis zum heutigen Tage stattgefundenen eilf Aufführungen[1]) des „Tanhäuser" mit den ungewöhnlich beträchtlichen Ausgaben für Ausstattung und den gleichfalls außerordentlich hohen Tageskosten für Theater-Musik, Comparserie u. dgl. m. zusammenhalte, ein für Ihre Interessen nicht eben günstiges Resultat heraus, auf welches hin

[1]) Am 12., 15., 19. August, am 2., 9., 14. September, am 7., 14. Oktober, am 25. November 1855, am 26. Dezember 1855 sowie am 6. Januar 1856. Der Vorstellung am 14. September wohnten König Max und Gemahlin bei.

Digitized by Google

ich eine nachträgliche Zahlung einer Honorar-Prämie bei meiner Hofrevisions-Stelle nicht würde verantworten können. Um Ihnen jedoch nach allen Kräften zu dienen, proponire ich Ihnen folgende Alternation:

Entweder warten Sie mit der Nachzahlung bis zum letzten Juni oder letzten Dezember d. J., zu welcher Zeit ich Ihnen dann eine angemessene d. h. dem bis dahin hoffentlich erweisbaren Ertrag der Oper verhältnißmäßige Summe nachzahlen würde;

oder aber Sie verkaufen mir jetzt Ihre Partitur von Lohengrin um die gleiche Summe wie Tanhäuser (fünfhundertfünfzig Gulden) welche letztere ich Ihnen dann ausnahmsweise gleich nach Empfang des Buchs und der Partitur, statt nach der ersten Aufführung anweisen und überschicken lassen würde.

Ich kann, sogern ich Ihnen nützen möchte, nicht weiter gehen, als in obigen Anerbietungen geschieht, und mache sogar die zweite nur in der Absicht, Ihnen eine vielleicht augenblicklich erwünschte Neujahrssendung zu schaffen. Denn in meinem Plane liegt zunächst die Aufführung des Lohengrin nicht; ich würde die Partitur ruhig im Archive bewahren, Sie sogar bitten, von deren Einsendung nichts laut werden zu lassen.

Rechnen Sie, darum bitte ich dringend, die Vor- und Rücksicht aller solcher Maßregeln nicht mir persönlich an, sondern der Natur des Terrains, auf welcher ich zu operiren nun einmal angewiesen bin, und erfreuen Sie mit einer baldigen Antwort auf meine Doppelfrage

München, 13. Jan. 56. Ihren aufr. ergebenen Fr. Dingelstedt.

Wagner erwiderte:

Hochgeehrter Herr!

Entschuldigen Sie, wenn ich, aus Unkenntniß der näheren lokalen Verhältnisse, den durch Ihre gütige Fürsorge erwirkten Erfolg meines Tannhäuser in München auch seinen geschäftlichen Ergebnissen nach für so alle Wünsche und Voraussetzungen befriedigend ansah, daß ich verführt wurde, die Erfüllung Ihres Versprechens einer Nachzahlung für das Honorar nach der günstigsten Deutung der darin in Aussicht gestellten Möglichkeit zu erhoffen.

Ich erkläre mich nun, Ihrer gefälligen Weisung nach, bereit, bis Ende Juni, und selbst bis Ende Dezember d. J. zu warten, in der Voraussetzung, es werde Ihnen dann möglich sein, das von mir gewünschte Honorar von hundert Louis-d'or durch entsprechende Nachzahlung zu ergänzen.

Erlauben Sie mir, daß ich auch diese Gelegenheit ergreife, Sie für die mir und meinem Werke erwiesene Theilnahme nochmals meines wärmsten Dankes, sowie unter allen Umständen der vorzüglichsten Hochachtung zu versichern, mit der verbleibe

Zürich, 21. Jan. 56. Ihr sehr ergebener Richard Wagner.

Digitized by Google

Damit schließt die mir vorliegende Korrespondenz. Dingelstedts Münchener Wirksamkeit bereitete seine plötzliche Entlassung im Jahre 1857, die er selbst mit dem Kampf um Wagners Tannhäuser in Verbindung gebracht hat, ein jähes Ende. Die zwischen dem Weimarer General-Intendanten Dingelstedt und Wagner gewechselten Briefe, die ich im Gegensatze zu der hier mitgeteilten Tannhäuser-Korrespondenz als Rienzi-Korrespondenz bezeichnen möchte, scheinen nicht erhalten zu sein. Lägen sie uns vor, so würden sie vielleicht zeigen, daß Dingelstedt in dem kleineren Weimar mit seinen beschränkteren Mitteln noch weit geringere Ellbogenfreiheit hatte als in München und daß die gegen ihn erhobenen Vorwürfe nur sehr teilweise berechtigt sind. Solange wir unsere Kenntnis dieser Korrespondenz lediglich Wagners Briefwechsel mit Liszt verdanken, ist ein abschließendes Urteil nicht möglich. Die Tannhäuser-Korrespondenz zeigt, daß Dingelstedt in München unter erschwerenden Umständen für Wagner getan hat, was gewiß nicht jeder Intendant getan hätte.

Lujo Brentano im Jahre 1872.

Die Schüler und Freunde des Nationalökonomen Lujo Brentano bereiten sich vor, ihm Glück zu wünschen zur Vollendung des 70. Lebensjahres. Sein Haupt ist von silberweißen Locken geschmückt, und diese Locken waren früher schwarz — das aber ist die einzige Veränderung, die sich im Laufe der Jahre vollzogen hat, denn der Gefeierte ist immer jung geblieben mit seinem südländisch-lebhaften Temperament, in seiner feurig liberalen Gesinnung, mit seiner unermüdlichen Beredsamkeit.

Er war von Anfang an und ist noch heute der tapferste Verfechter der Arbeiterinteressen. Seine Feinde, die so zahlreich sind, möchten ihn gern als Sozialdemokraten verschreien, ihn, der immer auf liberalem Boden stand und der von Karl Marx nie etwas wissen wollte; oder sie möchten ihn wenigstens zu den Sozialisten rechnen, was ebenfalls völlig verfehlt ist, denn er hat sich von der sogenannten liberalen Nationalökonomie niemals losgesagt.

Das Wort Arbeiterfreund ist für ihn zu zahm; denn er ist eine heftige Natur und wie er viel gehaßt worden ist, so hat er auch viel gehaßt. Sogar auf einen Preßprozeß mehr oder weniger kommt es ihm nicht an. Aber er hat auch viel Liebe und Verehrung gefunden und viel Liebe erwidert. Sein Gefühlsleben hat nach beiden Seiten den größten Ausschlag. Er ist mitunter zornig und verfällt leicht in Entrüstung, die er nicht verbirgt. Im mündlichen Verkehr ist er mitteilsam, sprühend in Erzählung und Schilderung, trägt alles in greller Beleuchtung vor, und fesselt seine Zuhörer, die er nur mäßig zu Worte kommen läßt. Überall setzt er alles in Feuer; daß er besonnen sei, kann man wohl schwerlich sagen. Aber unduldsam gegen besonnene Naturen ist er auch nicht; eher dankbar, wenn ihm solche mit Behutsamkeit entgegentreten; sogar fügsam, wo er durchfühlt, daß man ihn zu würdigen weiß.

Digitized by Google

In seinem Lebenslaufe ist höchst merkwürdig der ganz unerwartet schnelle Aufstieg zu der Höhe, die er seitdem behauptet hat. Nur noch seine Altersgenossen werden sich daran erinnern; vielleicht hören die Jüngeren gerne, wie sich das zugetragen hat.

Es geschah in den Jahren 1871 bis 1872 und alles knüpft sich an die sogenannte Arbeiterfrage an. Lassalle war schon 1864 vom Schauplatze verschwunden. Das große Werk von Karl Marx (1867) wurde durch den Literaten Liebknecht aufs geschickteste ausgeschlachtet um die Sozialdemokraten mit einer wirksamen Doktrin zu versehen. Die Liberalen waren meistens „Manchesterleute" und suchten die Arbeiter durch mattbelehrende wohlwollende Vorträge zu überzeugen, daß sie beim Liberalismus bleiben müßten; bei selbständigem Auftreten als Partei hätten sie nichts zu hoffen; man zeigte ihnen von fern das Gespenst Louis Blanc.

Auf den Universitäten lehrten die Professoren die sogenannte Theoretische National-Ökonomie, besten Falles nach John Stuart Mill, der für einen Philosophen galt, eigentlich aber nur ein gewandter Schriftsteller war, der den Arbeitern — wie üblich — den Rat erteilte, recht wenige Kinder zu erzeugen und so lange leben zu bleiben, bis durch Verringerung der Arbeiterzahl eine beträchtliche Nachfrage entstehe; dann werde sich der Arbeitslohn erhöhen. Etwas anderes als Erhöhung oder Verminderung der Lohnhöhe kam garnicht in Betracht und an die Arbeitsverfassung in ihrer ganzen Breite dachte niemand, noch weniger an deren historische Bedingtheit.

Die Versuche des Arbeiterstandes, zunächst in England, sich zu tatkräftigem Handeln, ohne Revolution aufzuraffen, waren wenig bekannt; die „Gewerkvereine" bestanden zwar, aber hören wir einmal, wie man in der liberalen Literatur diese Erscheinung im Jahre 1852 auffaßte, also 20 Jahre vor Brentano.

Ein französischer Journalist und Politiker, Léon Faucher (geboren 1803, gestorben 1854) hat ein Werk geschrieben «Etudes sur l'Angleterre», dessen zweite Auflage in Paris 1856 erschien; es sind zwei Bände; im Band II, Seite 397, findet sich ein Aufsatz: «De la coalition des ouvriers mécaniciens en Angleterre (1852)». Darin wird Folgendes vorgetragen:

Vereinigtes Auftreten der Arbeiter zu bestimmten Zwecken, sogenannte Koalitionen, sind in England etwas ganz Gewöhnliches; sie bilden ein dauern. des Gegengewicht gegen das stille Wachstum des Wohlstandes. Es ist eine Art der Anarchie, die sich bereits eingebürgert hat. Sie treten auf — nicht wenn die Geschäfte schlecht gehen — sondern wenn sie am besten gehen. Dann erwacht im Arbeiterstande das Gefühl des Neides und der Habsucht; man ist nicht zufrieden mit der Freiheit, die man genießt: man will herrschen. Und nicht die schlecht bezahlten, wirklich notleidenden Arbeiter lehnen sich auf, sondern die gut bezahlten, die sogenannten gelernten Arbeiter tun es. Unter

Digitized by Google

dem Vorwande philanthropischer Zwecke lehnen sie sich auf gegen die „Despotie" des Kapitals. Auch treten sie nicht etwa bloß vorübergehend zusammen um einen Ausstand ins Werk zu setzen; sondern sie wollen dauernde Vereinigungen, neue Korporationen gründen. Auch sind die Vereinigungen nicht bloß örtlich: die Maschinenbauer zum Beispiel haben es unter der Leitung ihrer Agitatoren dahin gebracht, einen großen Bund zu stiften, der 80 Städte umfaßt, 12000 Mitglieder zählt und ein Vermögen von 25000 Pfd. Sterling besitzt.

Der erste bedeutende Angriff des großen Vereins der Maschinenbauer war gegen die Firma Hibbert & Platt in Oldham gerichtet. Im Frühjahr 1851 verlangte der Verein, daß die Firma keine ungelernten Arbeiter mehr beschäftigen solle und daß die Überzeit abgeschafft werde; ja man schrieb sogar vor, wie viele Lehrlinge die Firma beschäftigen dürfe und drohte mit Einstellung der Arbeit.

Man sieht, der Arbeiterstand versteht sich schlecht auf die Freiheit. Die Korporationen sind aufgehoben, aber der Geist des Monopols und des Privilegs lebt fort. Die Arbeiter wollen die große Maschinenindustrie ausbeuten zum Vorteil ihres Vereins und dadurch gerät diese große Industrie in Gefahr. Stücklohn und Überzeit sollen abgeschafft werden, denn die Arbeiter behaupten, man könne nicht mehr als zehn Stunden ordentlich arbeiten; der Abend müsse für Zwecke der geistigen Ausbildung freibleiben.

Aber man sieht ja deutlich, daß diese Gründe nur Vorwände sind; man spricht von Bildung, und will doch nur auf Umwegen eine Lohnerhöhung erreichen oder für geringere Leistung denselben Lohn erhalten!

Der einzige Zweck, den die Arbeiter durch Vereinigung erreichen können, ist Unterstützung in Notfällen. Alle anderen Ziele der Vereinigung sind ihnen von der Natur versagt (Seite 425). Die Bestimmung der Lohnhöhe muß der freien Konkurrenz überlassen bleiben (Seite 436).

So ungefähr redet ein hochgebildeter französischer Politiker über die Gewerkvereine im Jahr 1852. Daß uns dies unfaßbar beschränkt erscheint, ist das große Verdienst Brentanos.

Lujo Brentano, ein Verwandter des Dichters Clemens Brentano, ist 1844 in Aschaffenburg geboren; er hatte in München beim Staatsrat von Hermann studiert, wendete sich dann nach Göttingen zu Professor Helferich und kam von dort als junger Doktor der Philosophie an das Kgl. Preußische Statistische Bureau in Berlin, dessen Direktor Dr. Ernst Engel ein Seminar eröffnet hatte; es war eigentlich für Assessoren bestimmt, aber auch junge Gelehrte fanden Aufnahme. Als nun Engel eine Studienreise nach England machte, forderte er den neu gewonnenen Schüler auf ihn zu begleiten. Dort waren einige vorurteilslose Männer eben mit dem Studium der Gewerkvereine beschäftigt und in diese Bewegung stürzte sich, vom Rettungsdrang ergriffen, Brentano: er erforschte die

Digitized by Google

Geschichte dieser Neubildungen und trat alsbald mit einem zweibändigen Werk hervor: Die Arbeitergilden der Gegenwart, Leipzig 1871 bis 1872.

Darin erklangen völlig ungewohnte Töne:

„Gilden" sind mittelalterliche Vereinsbildungen; sie waren damals von der deutschen Rechtsgeschichte neu hervorgesucht: man denke an Otto Gierkes Genossenschaftswerk von 1868. Der französisch gefärbte Liberalismus will zwar, wie oben gezeigt ist, von Zünften und Gilden nichts wissen, aber die Tatsache ihres früheren Bestehens muß doch erklärt werden. Diese Vereine sind Schutzanstalten der Schwachen gegen bestehende Übermacht.

Sollte Ähnliches nicht auch in der Gegenwart möglich oder gar notwendig sein? Gewiß, sagt Brentano, und gerade die Gewerkvereine der englischen Großindustrie sind Gilden in diesem Sinne, nur gehören sie einer tieferen Schicht der Gesellschaft an. Nicht Kaufleute, nicht Männer des selbständigen Kleingewerbes, sondern moderne Arbeiter, die im Lohnverhältnis stehen, greifen nach diesem Machtmittel, um ihre Interessen bei Abschluß des Arbeitsvertrages zur Geltung zu bringen. Es handelt sich nicht um Verbrecherbanden; auch nicht um Verschwörungen, die gewaltsame Ausstände planen; noch weniger um verblendete Schwarmgeister; sondern es treten ruhige Staatsbürger der unteren Klassen zusammen, die sich nicht jeder Bedingung fügen wollen, die der starke Fabrikant ihnen aufdrängt. Sachkundige Führer weisen ihnen den Weg. Nicht Lohnhöhe allein kommt in Betracht, sondern auch die Arbeitszeit, die Frage ob Stücklohn oder Zeitlohn, und vieles andere. Von dauernder Anregung zum Streik ist nicht die Rede, sondern der Ausstand ist nur das letzte Mittel „wenn kein andres mehr verfangen will".

Diese Gedankengänge, heutzutage allgemein bekannt und beinahe selbstverständlich geworden, waren damals (1872) ganz überraschend. Es ergaben sich völlig neue Ausblicke: also Arbeiterbewegung, sagte sich der Leser, ist nicht gleichbedeutend mit Sozialdemokratie und Umsturz. Die Entwicklung des künftigen Arbeiterrechts ist möglich in den Staaten wie sie sind. Es muß aber Männer geben, die sich auf das Studium dieser Rechtsbildungen verlegen und die unserer Gesetzgebung die richtigen Wege zeigen. Auch muß nicht gewartet werden bis es wegen künftiger Produktiv-Assoziation mit Staatshilfe keine privaten Unternehmer mehr gibt; sondern der Fabrikant bleibt Fabrikant, der Arbeiter bleibt Arbeiter — und trotzdem kann eine bessere Zukunft herbeigeführt werden. Das große Stichwort Louis Blancs: «Organisation du travail» erhält einen neuen Sinn; der Fabrikant schließt nicht mit dem hilflosen einzelnen Arbeiter seine Verträge, sondern mit der im Gewerkverein organisierten Arbeiterschaft.

Das zweibändige Werk, worin diese Lehren enthalten waren, ist stellenweise von leidenschaftlicher Wärme — aber es ist von einer solchen Kraft des sach-

Digitized by Google

lichen Eindringens, daß es jeden Leser überzeugt. Man merkt noch hie und da das Ringen mit dem Stoff, sogar ein gewisses Durchschimmern der englischen Sprache, in der die Quellen geschrieben sind, ist fühlbar. Gleichwohl aber ist im Ganzen schon der Stil erkennbar, der später in der Abhandlung „Die Gewerkvereine im Verhältnis zur Arbeitsgesetzgebung" (Band XXIX der Preußischen Jahrbücher) meisterhaft auftritt: unerbittliche Sachlichkeit bei unnachahmlicher Kraft des Vortrags.

Dies Werk, dessen Vorrede (im Schlußbande) vom 3. April 1872 datiert ist, hat eine ganz ungewöhnliche Wirkung gehabt. Denn um jene Zeit waren die jüngeren Nationalökonomen dumpf bewegt von dem Bedürfnis, in der Arbeiterfrage den lässigen Schulbetrieb aufzugeben und in die Öffentlichkeit zu treten, um neben der Sozialdemokratie einen Tummelplatz der neueren Meinungen zu bilden. Gustav Schmoller wäre hier zuerst zu nennen; dann Erwin Nasse, Adolf Held, Gustav Schönberg. Es gelang ihnen, den älteren angesehenen Juristen Gneist zu gewinnen und sie stifteten das, was später der Verein für Sozialpolitik genannt wurde, durch eine Versammlung in Eisenach, am 6. und 7. Oktober 1872.

Eisenach war damals noch kein Fabrikort, sondern ein stilles Landstädtchen, eingebettet in das liebliche Tal mit den unermeßlichen Wäldern, die eben im Begriffe waren sich herbstlich zu färben. Vom letzten Vorsprung des Gebirges blickte die große Wartburg herab, jedem Deutschen traulich und voll von Erinnerungen. Für sonntägliche Vergnügungen gab es am Rande der Stadt einen bescheidenen Saal, der uns eingeräumt wurde, von einem Garten umgeben, in dem noch einige Georginen blühten. Die zahlreichen Besucher sammelten sich, es begann ein lebhaftes Vorstellen und Begrüßen und der Einberufer — es war Gustav Schmoller — hielt die eröffnende Ansprache. Dann wurde der geschäftskundige, vorsichtige Gneist zum Vorsitzenden gewählt und es begann der Vortrag über den ersten Punkt der Tagesordnung: Fabrikgesetzgebung. Als Referenten hatte man ausgesucht, mit Vorbedacht um den Erfolg zu sichern, nicht etwa den ältesten, nicht den Erfahrensten, sondern einen 27jährigen Jüngling, der im Mai 1871 Privatdozent geworden war — es waren noch keine anderthalb Jahre verflossen — und dessen Erstlingswerk erst vor einigen Monaten die Presse verlassen hatte: jetzt war er bereits Professor in Breslau; es war Brentano. Er stieg auf die Rednerbühne, las die sorgfältig ausgearbeitete, von Sachkenntnis strotzende Arbeit vor und wurde von der begeisterten Versammlung mit stürmischem Beifall belohnt. Der Telegraph trug die Nachricht über diese Versammlung neuer Art in die Welt und der junge Breslauer Professor war mit einem Schlage eine überall bekannte Persönlichkeit, bewundert von vielen, von sehr vielen aber als ein gefährlicher Mann verschrieen, der bedenklichste unter allen „Kathedersozialisten".

Digitized by Google

Aber man frage sich: hat er revolutionäre Leidenschaften geschürt? Gerade dies hat er nicht getan, und deshalb sind ihm ja die Sozialdemokraten gar nicht hold. Er hat sich mit Wucht in die Arbeiterfrage hineingestürzt und hat diese Sache mit einer Hingebung und Ausdauer verfolgt und in so eigenartiger Weise behandelt, daß man sein Wirken nicht anders nennen kann als monumental.

Und alles dies ist ihm auf den ersten Wurf gelungen; das stand bereits fest, als jene Eisenacher Versammlung zu Ende ging, die wie ein jugendliches Fest verlief und als solches in der Erinnerung haftet.

An dies Fest hat sich die Gründung des Vereins für Sozialpolitik angeschlossen und dieser Verein hat unter der Führung von Gneist, E. Nasse und G. Schmoller die deutsche Gesetzgebung über Arbeitersachen in neue Wege geleitet. Die jungen Gelehrten, die daran teilnahmen, haben sich in einen dauernden Freundesbund vereinigt und keiner von ihnen hat je bezweifelt, daß der mächtigste Anstoß dazu von dem jüngsten ausgegangen ist — und dieser war Lujo Brentano.

Straßburg i. E., 9. Juli 1914. G. F. Knapp.

Die Kunst im alten und im neuen Deutschland.

Von Dr. Walter Riezler, Direktor des Museums in Stettin.

Man mag von Kunst in diesen Tagen härtester Notwendigkeiten gar nicht reden. Tut man es dennoch, so können es nur die Fragen sein, die die Zeit selber stellt, in denen die Kunst nach ihrem eigenen Schicksal fragt: was wird im Kriege, nach dem Kriege mit der Kunst?

Daß die Welt durch den Krieg an Kunst verarmt, daß nicht nur große Denkmäler, deren Untergang ganze Völker bejammern, zugrunde gehen oder Schaden leiden, weil die Notwendigkeit es fordert, sondern auch eine Fülle unscheinbarer alter Schönheit unwiederbringlich von der Welt verschwindet, ist eine Tatsache, mit der wir uns abfinden müssen wie mit dem Opfertod der nächsten Menschen, die wir kaum beklagen dürfen, weil es um die größten Dinge geht. Und wie die Überlebenden des Krieges sich enger zusammenschließen und das Gut, aber auch die Pflichten des Lebens nur um so tiefer empfinden, so mag auch nach dem Krieg die Wirkung der schönen, alten Dinge, die die große Flut des Schreckens überdauert haben, tiefer und größer sein.

Verarmung der Welt kann es auch sein, wenn der Krieg Einzelne besonderen Wertes hinwegnimmt, auf denen vielleicht gerade die Hoffnung der Zukunft ruhte Auch darüber zu klagen wäre unrecht; denn größer und schöner als alles ist die Einigkeit und Opferwilligkeit, die eine Ausnahme und einen besonderen Wert nicht kennt. Es wäre phantastisch zu erwarten, daß die große Gesinnung, die heute durch unser ganzes Volk geht, dieser Zustand höheren Wachseins, edelster Begeisterung unmittelbar Ersatz zu schaffen vermöchte für zerstörte Talente. Wohl aber

Digitized by Google

läßt sich denken — und wir fühlen heute schon die ersten Anzeichen —, daß aus der großen Gesinnung der Zeit den Überlebenden die Kraft erwächst, ihr Talent mehr als bisher zusammenzufassen, mit größerem Ernst ihre Aufgaben zu ergreifen, mit klarerem Blick auf das Wesentliche zu schauen. Und es ist für keinen, der die künstlerische Entwicklung des letzten Jahrzehntes verfolgt hat, zweifelhaft, daß dieser Krieg wie eine Erlösung kommt, für die Kunst wahrhaft im rechten Augenblick, wie die Erfüllung heißer Sehnsucht, daß er erst die Möglichkeiten schafft, das zu vollbringen, was der Sinn der ganzen Generation ersehnte: der neuen monumentalen Form galt das Streben der Jugend, und was an ihren Werken sinnlos schien, das war nichts als der Mangel des großen Inhalts, ohne den die Form nicht natürlich wachsen konnte. Nun haben wir den Inhalt, nicht nur in den Schlachten und Siegen, sondern in all den Taten und Ideen, in der großen Gesinnung dieser Zeit, und damit das neue Land, auf dem die neue Kunst gedeihen kann.

Doch es ist damit noch nicht getan. Wohl wird es, wenn uns der Sieg beschieden ist, ungeheure Aufgaben geben für die Architekten wie für die Bildhauer und Maler, und wir dürfen hoffen, daß auch die Künstler vorhanden sind, um diese Aufgaben zu lösen. Aber wir wissen noch nicht, ob man ihnen diese Aufgaben stellt. Soll das geschehen, muß im neuen Deutschland einiges anders werden, als es im jungen der letzten Jahrzehnte war. Es ist bekannt genug und oft genug beklagt, daß die ersten Jahrzehnte nach der deutschen Einigung den größten künstlerischen Tiefstand bedeuteten, den Deutschland je gesehen hat; was an Denkmälern auf den öffentlichen Plätzen emporwuchs, was an monumentalen Malereien entstand, das war, mit ganz wenigen Ausnahmen, häßlich und verlogen, und vollends den ungeheuren neuen Aufgaben der Baukunst stand die Zeit so ratlos gegenüber, daß das Antlitz der großen Städte Deutschlands durch die neuhinzugewachsenen Stadtteile für immer entstellt wurde. Mag zum Teil die Neuheit der Aufgaben daran Schuld gewesen sein, die über die Künstler hereinbrachen, ohne daß Zeit zur Überlegung gegeben war, und mag auch in den letzten Jahrzehnten vieles besser geworden sein, so daß heute da und dort ein gutes Denkmal, ein schöner Bau entsteht, allmählig für manche neue Aufgabe die richtige Form gefunden wird und so ein Stil der Zeit sich zu bilden anfängt, — immer noch besteht das alte Übel fort, unter dem die erste Zeit nach der Reichsgründung so grausam litt: immer noch steht nicht der rechte Mann am rechten Platz. Das gleiche Deutschland, das seinen ungeheuren wirtschaftlichen Aufschwung, seine wachsende Macht in der Welt nicht nur dem Fleiß und der Tüchtigkeit des Volkes, sondern vor allem der Einsicht verdankt, daß jede vorhandene Kraft an die richtige Stelle gesetzt, jedes Talent bis zum letzten ausgenützt, daß jede Sache so gut als möglich gemacht werden müsse; das gleiche Deutschland hat seine besten Künstler von den großen Aufgaben ferngehalten und äußerliche Talente auf unverdiente Höhe gehoben: der größte Monumentalmaler, den Deutschland je besessen, Hans von Marées, blieb seinem Vaterlande fremd sein Leben lang, während überall die fürchterlichsten Fresken entstanden; das Nationaldenkmal für Kaiser Wilhelm I. hat nicht Adolf Hildebrand, sondern Begas geschaffen, und zu einer Zeit, da eine neue Baugesinnung bereits in garnicht wenigen guten Köpfen emporwuchs, wurden Stümper vor die großartigsten Aufgaben gestellt. Nicht nur

Digitized by Google

Mangel an Einsicht war daran schuld; denn wie es gute Künstler gab und gibt, so fehlen auch nicht diejenigen, die um diese Künstler wissen, und der Kampf, die leidenschaftliche Bemühung, dem Guten zum Sieg zu verhelfen, hat in diesen Jahrzehnten kaum je geruht. Was fehlte, war das Verantwortungsgefühl der Einflußreichen: das allzugroße Vertrauen jedes Laien in die eigene Kennerschaft, die Gutmütigkeit, die gerne auf ein Schönes verzichtete, wenn nur nicht ein Einzelner übergangen und gekränkt wurde, die Unwilligkeit, neuen Formen, neuen Problemen Aug und Herz zu öffnen, die Unfähigkeit, sich anderen unterzuordnen und die großen Gesichtspunkte zu erkennen, das waren die hemmenden Kräfte, die sich allzuoft der rechten Leistung in den Weg stellten. Ist es utopisch zu hoffen, daß dieser Krieg darin Wandlung schaffen wird? Daß das wundervolle Erlebnis dieser Tage, die Einsicht in die Gesetze eines gewaltigen Organismus, in dem die Leistung alles, das Vorurteil und die persönliche Vorliebe nichts gilt, Spuren hinterläßt, die nicht mehr zu tilgen sind? Daß die *große Gesinnung*, zu der sich das ganze deutsche Volk in den Wochen des Krieges erhoben hat, sich hält als eine bleibende Macht, die künftig alle Gebiete des Lebens beherrscht? Es *könnte* sein, — dann wäre die Möglichkeit gegeben, mit den vorhandenen Kräften Werke zu schaffen, in denen das neue Deutschland seine echte und ewige Form gefunden hätte.

Deutschlands Stellung als Kulturstaat wird nach dem Kriege wahrscheinlich eine andere sein als zuvor. Es wird vereinzelt dastehen, abgeschlossen von dem größten Teile Europas, umgeben von grollenden Völkern, selbst bis ins Tiefste verletzt nicht nur durch den kriegerischen Überfall, sondern auch durch die sinnlose Schmähung seines Wesens. Dadurch kommt Deutschland in eine ungewohnte Lage; denn deutschem Wesen war es immer eigen, mit ganz offenen Sinnen nach dem Fremden zu schauen und Fremdes in sich zu saugen, seine Aufgabe durch die Jahrhunderte war es, diese fremden Formen mit eigenem Inhalt zu erfüllen und zu vertiefen, und immer neue Kraft und unerhörten Reichtum schöpfte es aus der immer erneuten Berührung. Freilich werden wir auch nach dem Kriege nicht ganz vereinsamt sein: daß Italien, dessen Reichtum von uns noch lange nicht, wie manche meinen, ausgeschöpft ist, uns geöffnet bleibt, dürfen wir erwarten; und alle fremden Schätze der Vergangenheit, vor allem die klassische Welt der Antike, deren Macht auf uns ewig sein muß, bleiben was sie waren. Zudem wird auch die Verbindung mit dem uns heute feindlichen Ausland in nicht allzulanger Zeit sich wieder öffnen, weil es heute garnicht anders geht, als daß die Völker in freiem Austausch verkehren. Aber dennoch hat die Abschließung der ersten Jahre, die feindliche Stimmung gegen das Ausland ihre Bedeutung.

Seit langem sind in Deutschland Bestrebungen lebendig, deren Ernst und guter Wille garnicht bezweifelt werden darf, die aber doch für die deutsche Kultur nicht ungefährlich sind. Sie glauben uns dadurch zu besseren Deutschen zu machen, daß sie uns lehren so zu sein wie die anderen: nur auf uns selbst gestellt, das Fremde ablehnend oder wenigstens stets in die hintere Linie stellend, die eigenen kleinen Größen überschätzend, ohne den Willen zur Gerechtigkeit, in der doch ein hoher Vorrang des Deutschen vor den anderen Völkern liegt. Sie bekämpfen mit Recht die alberne Ausländerei, deren lächerliche Zeichen jeder kennt, aber sie unter-

Digitized by Google

scheiden von dieser Schwäche der kulturlosen Schichten nicht das tiefe Bedürfnis des ernsten Deutschen nach den fremden Kulturen, das wahrhaftig keiner Schwäche, sondern nur einer Stärke entspringt. Sie schelten auf dies Bedürfnis und suchen es zu verdächtigen, weil sie die deutsche Geschichte nicht kennen oder aus ihr ganz einseitig nur die Fälle herausnehmen, wo schwache Menschen am Fremden zugrunde gegangen sind. Und so engen sie das deutsche Wesen, das sie zu stärken glauben, ein, und anstatt es echter zu machen, nehmen sie ihm das, was ihm allein eigen ist, und es droht ihm so die Gefahr der Verarmung. — Je nach den Bedürfnissen der Zeit wechseln die Berührungspunkte des deutschen Wesens mit dem Fremden: immer neue Zweige recken sich nach immer neuen Seiten. Die letzte große Bereicherung kam dem Deutschen von der französischen Malerei. Der oft häßliche Kampf, der um ihre Geltung zu führen war, schien entschieden; jetzt ist zu fürchten, daß das Gewonnene wieder verloren geht. Daß der Markt der französischen Bilder in Deutschland heute stille liegt, ist selbstverständlich; schwer begreiflich wäre es, wenn es dabei bliebe. Daß die französische Kunst der letzten fünfzig Jahre eine der großen Perioden der Malerei war, während der deutschen Malerei der Zeit, trotz einzelner großer Persönlichkeiten, die letzte Erfüllung versagt war, kann füglich nicht mehr bestritten werden. Wenn nunmehr, wie wir zu hoffen wagen, wieder eine große Zeit für die deutsche Malerei beginnt, so ist kaum einer unter den Jungen, der nicht den Franzosen viel verdankt; auch hier haben wieder nur die Schwachen unter dem Einfluß gelitten. So ist es eine doppelte Notwendigkeit, die uns gebietet, so viel gute französische Kunst nach Deutschland zu bringen, als erreichbar ist, — aus der gleichen Gesinnung, die die deutschen Fürsten früherer Jahrhunderte dazu trieb, ihre Schlösser mit all den fremden Herrlichkeiten zu füllen, die wir heute als Besitz des deutschen Volkes lieben und bewundern. Denn heute wie damals bedeutet jedes für Deutschland erworbene fremde Kunstwerk eine Mehrung unseres geistigen Nationalvermögens.

Daß solche Selbstverständlichkeiten nunmehr klar erkannt werden, ist kaum zu erwarten: wir müssen uns wohl wieder zum alten Streite rüsten. Aber vielleicht darf man hoffen, daß nach dem Kriege mit edleren Waffen gekämpft werde? Es war ein beschämendes Schauspiel, dieses Schelten auf Dinge, die man nicht kannte, dieses Verdächtigen des Gegners, diese ewige Wiederholung der gleichen, längst widerlegten Behauptungen, und es wurde wahrhaftig nichts damit bewiesen. Und wenn für das Schicksal Deutschlands nach dem Kriege alles davon abhängt, ob uns die große Gesinnung, das herrliche Geschenk dieser Tage, erhalten bleibt, ob es gelingt, das ganze deutsche Wesen zu jener weltbürgerlichen Freiheit und Sicherheit zu erheben, die uns allein die Stellung in der Welt verschaffen kann, die uns gebührt, so bedürfen wir in der einen Sache, von der wir reden, der großen Gesinnung, nur dazu, eine alte Tugend für uns zu retten: wir können die Keime künstlerischer Kultur, die in uns schlummern, nur dann ganz entwickeln, wenn wir alle Enge von uns abtun und, wie früher, mit ganz freien Sinnen, von der höchsten Kraft der Seele getragen, weit über die Kirchtürme unseres Dorfes weg nach den fernen Gipfeln sehen.

Digitized by Google

Konfessionelle Vorurteile im alten Deutschland.

Von D. Dr. Sebastian Merkle,
Professor der Kirchengeschichte an der Universität Würzburg.

Aller guten Dinge sind drei, meint das Sprichwort. Den Deutschen aber waren drei Jahrhunderte nicht genug, sich darüber zu streiten, wer von ihnen die beste und wer die schlechteste Religion habe. Nächstens wird das vierte Jahrhundert voll, seitdem Luther seine Ablaßthesen anschlug und damit das Zeichen zum Kampfe gab, der mit geringen Unterbrechungen seitdem fortging. Daß die politische Einigung im neuen Reiche nichts weniger als eine religiöse Verständigung brachte, ist uns allen nur zu bekannt. Im Jahre 1874 klagte ein protestantischer Theologe: „Wir stehen heute unter dem fast jede andere Erwägung zurückdrängenden Eindruck des Verhängnisses, das uns nach glücklich bestandenem Kampfe wider den politischen Erbfeind alsbald einen zweiten, noch gefährlicheren Kampf wider jenen Dämon zuschiebt, welcher sich tiefer, als die meisten glauben und wissen wollten, in das Herz des deutschen Volkes selbst eingefressen hat. Ich meine den Dämon der konfessionellen Ausschließlichkeit und Eifersüchtelei, den Dämon des als Gegenstand pfäffischer Spekulation zur Verwertung kommenden religiösen Fanatismus. Ungerufener konnte dieses Gespenst nicht auftreten als gerade in unseren Tagen, wo alle vaterländischen Hoffnungen in der Möglichkeit des geistigen Zusammenschlusses der Nation beruhen."

In der Tat ist dieser Zusammenschluß auch nach dem Kulturkampfe, den H. J. Holtzmann zunächst im Auge hatte, aufs bedauerlichste durch jenes „Gespenst" gestört worden, und die letzten vier Jahrzehnte schienen bisweilen alle Stadien des Kampfes erneuern und zusammenfassen zu wollen, die sich auf die vier Jahrhunderte verteilt hatten. Ein Ende dieses sich mehr und mehr verschärfenden Streites wäre nicht abzusehen gewesen, hätte nicht der große Krieg eines gemacht. Er, nach dem alten Philosophen der Vater von allem, ist auch der Vater der Verständigkeit und Verträglichkeit geworden. Aber werden diese Kinder auch leben bleiben, wenn der Vater nicht mehr seine schützende Hand über sie hält? Nur zu dem Zwecke, durch die Erinnerung an das durch den konfessionellen Hader angerichtete Unheil von einer Erneuerung des Streites abzuschrecken, soll hier ein Rückblick in die Vergangenheit und ein Ausblick in die Zukunft getan werden.

Alle Beschwerden durchzugehen, welche die beiden christlichen Hauptkonfessionen gegeneinander auf dem Herzen hatten und im Munde führten, würde ein großes Buch beanspruchen, das kaum weniger unerquicklich

Digitized by Google

wäre, als der Hader selbst. Es ist auch gar nicht nötig, nachdem die Jahrhunderte hindurch erörterten dogmatischen Gegensätze heute nur noch die Streittheologen beschäftigen, während sie für das weitere Publikum ihr Interesse längst verloren haben. Dafür sind zumal seit Errichtung des Deutschen Reiches andere Anklagen aufgekommen, durch welche die Parteien sich gegenseitig die Selbsterkenntnis zu vermitteln suchten. Die alte Wahrheit, daß man sein Gewissen am besten vom Feinde erforschen lasse, fand dabei oftmals ihre Bestätigung; oft genug aber zeigte sich auch, daß das scharfe Auge des Hasses nicht nur alles sieht, was wirklich vorhanden ist, sondern gelegentlich auch Dinge, die tatsächlich nicht existieren. Heute kann man von solchen Vorurteilen ruhiger sprechen, da sie durch Kriegslärm und Kriegsnöte augenblicklich zurückgedrängt sind. Möchten sie nur endgültig der Vergangenheit angehören!

Zunächst bemängelten sich die Konfessionen wegen ihrer Stellung in und zu dem deutschen Vaterlande. Während des Kulturkampfes galt es auf protestantischer Seite allgemein, später wenigstens in weiten Kreisen als ausgemachte Tatsache, daß die Katholiken Reichsfeinde seien, die vom „evangelischen Kaisertum“ nichts wissen wollen. Das letztere hätte man ihnen gerechterweise nicht zum Vorwurfe machen sollen, da sie dies mit der Reichsverfassung gemein haben, die ebenfalls nichts von einem evangelischen Kaisertum weiß, sondern nur ein deutsches kennt. Der Kaiser mag evangelisch sein, das Kaisertum ist es nicht, und wer gegen mittelalterliche Gelüste des Ultramontanismus sich ereiferte, durfte nicht selbst das nicht weniger mittelalterliche Ideal des konfessionellen Staates verfechten.

Mit der Reichsfeindschaft hatte es eine eigene Bewandtnis. Es ist bekannt oder sollte wenigstens bekannt sein, daß der Krieg Preußen-Deutschlands gegen Frankreich, durch den im Jahre 1870 die Zurückziehung der französischen Truppen aus dem Kirchenstaat und damit dessen Entblößung gegenüber den großitalienischen Annexionsbestrebungen veranlaßt wurde, nicht nur von katholisch-romanischer Seite als Krieg des Protestantismus gegen den Katholizismus betrachtet, sondern daß auch von protestantisch-deutscher die Siege unserer Waffen als Abschluß der Reformation, als endgültige Niederlage Roms hingestellt wurden. Wenn dem unmittelbar nach dem Bruderkriege von 1866 mit Preußen begreiflicherweise nicht eben sympathisierenden katholischen Süden Deutschlands der Anschluß an jenes nicht überall leicht geworden war, so konnte eine solche nachträgliche Ausdeutung der unter seiner aufopfernden Mitwirkung errungenen Erfolge durch eine Partei nicht dazu dienen, seine Reichsbegeisterung zu steigern. Daß aber weder die Gesamtheit des katholischen Volkes noch auch des Klerus, daß die Katholiken weder im preußischen Landtage, noch in den süd-

Digitized by Google

deutschen Parlamenten durchweg jene Meinung von Preußen und dem unter seiner Führung zu gründenden Reiche als antikatholischer Macht teilten, das zeigen die erfolgreichen Bemühungen des Bischofs v. Ketteler und des edlen H. v. Mallinckrodt, der eigens nach München reiste, um die „Patrioten" für das Reich zu gewinnen; das zeigt deutlicher als alles eine 1870 in Luxemburg unter dem Pseudonym Philalethes Freimuth erschienene Broschüre „der deutsch-französische Krieg und die Katholiken" — ihr Verfasser soll aus Schonung nicht genannt werden —. In ihr wird den deutschen Bischöfen und den katholischen Kammerrednern scharf der Text gelesen, weil sie aus einem falschen Nationalgefühl heraus dem Kriege zugestimmt und die Katholiken zu demselben aufgerufen hätten. Es wäre, heißt es da, ihre Pflicht gewesen, dessen Rechtmäßigkeit zu prüfen, da diese Frage doch eine moralische sei und Papst und Bischöfe Wächter der guten Sitte sein sollten; dann wären sie gewiß, wie der Broschürenschreiber in seiner Leidenschaft meint, zu der Erkenntnis gekommen, daß der Krieg ungerecht sei, und hätten die Gläubigen von ihm abgemahnt. (Als ob jeder Untertan berufen und befähigt wäre, die Rechtmäßigkeit oder Unrechtmäßigkeit eines Krieges zu untersuchen!)

Durch solche Stilübungen kurzsichtiger Demagogen, die unter dem Scheine kirchlichen und religiösen Eifers tatsächlich deutschfeindliche Interessen vertraten, übrigens durch ihren Tadel den deutschen Katholiken das beste Zeugnis über ihren Patriotismus ausstellten, wurden diese in den Augen vieler kompromittiert, teilweise wohl auch irregeführt. Eine zweite Broschüre desselben Pseudo-Philalethes („Das moderne deutsche Kaiserreich und die Katholiken", Luxemburg 1872) setzte diese Arbeit fort, die zweifellos eine Verführung zur Sünde bedeutete, da nach katholischen Grundsätzen die Unterwerfung unter die tatsächlich bestehende Obrigkeit Pflicht ist und es dem einzelnen nicht zusteht, ihre Rechtmäßigkeit zu prüfen. Einige unverantwortliche, sich katholisch nennende Zeitschriften in deutscher und nichtdeutscher Sprache dienten durch ihre von jeder Rücksicht auf die Tatsachen unberührten Theorien über das Verhältnis von Kirche und Staat ähnlichen Zwecken. Solche Theorien mußten nun erst recht herausfordernd auf die Protestanten wirken. Allein sie hätten weder mit solchem Eifer aufgestellt, noch mit dem Interesse, das sie fanden, aufgenommen werden können, wäre nicht die unglückselige Kirchengesetzgebung in Preußen und im Reiche voran- und nebenhergegangen. Es hätte kein Übermaß von staatsmännischer Psychologie dazu gehört, um zu erkennen, daß einer zum voraus nichts Gutes ahnenden Minorität mit ganz besonderer Schonung nicht nur ihrer Gefühle, sondern sogar ihrer Vorurteile zu begegnen sei. Die preußische Kirchenpolitik, die nach dem für das 19. Jahrhundert allzuviel gewähren-

Digitized by Google

den Intermezzo unter Friedrich Wilhelm IV. zur Bunsenschen Weisheit zurückgekehrt war, stand an sich schon in keiner guten Erinnerung. Wessen mußte man sich von ihr erst versehen, seitdem die katholische Vormacht Österreich aus Deutschland verdrängt war, und der nordische protestantische Staat die unbestrittene, mit allbeherrschender Macht ausgestattete Führung hatte! Und nun wurden, statt daß der führende Staat diesen seinen Ruf Lügen gestraft und durch Weitherzigkeit die Zweifelnden gewonnen hätte, die schlimmsten Befürchtungen noch weit übertroffen. Es waren vielfach Vorurteile auf katholischer Seite gewesen, die solche Befürchtungen hegten; aber es war ein noch schlimmeres Vorurteil auf der anderen Seite, das kein gerecht empfindender Protestant ohne ungeheure wirkliche oder zur Schau getragene Naivität hegen durfte, daß ein Katholik ohne ungewöhnlich weit reichende Unterscheidungsgabe sich für eine Regierung begeistern könne, die solche Maßnahmen traf, oder das es ihm übelnahm, wenn er's an dieser Begeisterung fehlen ließ. Eine Obrigkeit, welche im Bunde mit Elementen, die längst jedes religiösen Bedürfnisses entwöhnt und aller positiven Religion feind waren, die Verfassung zu ungunsten der Katholiken abänderte und Ausnahmegesetze gegen sie schuf, konnte bei den so Benachteiligten nicht auf Vertrauen rechnen. Der eiserne Kanzler hatte es vorhergesagt, daß gegebenenfalls auch die teuersten Überzeugungen auf Schonung nicht zu rechnen hätten. Aber ist die Verletzung solcher Überzeugungen nicht ein schlechtes Mittel, das durch den vermeintlich damit zu erreichenden guten Zweck nicht geheiligt werden kann, und das keine Regierung jemals ungestraft anwandte? Das Rechtsbewußtsein des Volkes mußte aufs Tiefste verletzt werden, wenn Bischöfe und Priester abgesetzt, eingekerkert und wie Übeltäter behandelt wurden wegen Handlungen, die der gesunde Menschenverstand niemals als Verbrechen ansehen konnte, wenn Geistliche vom Sterbebette durch Gendarmen weggerissen oder die Kirchen mit Polizisten umstellt wurden, weil ein „Gesperrter" darin Messe las. Bismarck selbst hat sich später lustig gemacht über das Bild „ehrlicher aber ungeschickter preußischer Gendarmen, die mit Sporen und Schleppsäbel hinter gewandten und leichtfüßigen Priestern durch Hintertüren und Schlafzimmer nachsetzten" — lächerliche Ungeheuerlichkeiten, für die er nun Falk verantwortlich machte. Kann man sich da wundern, wenn bisweilen auf katholischer Seite das Maß der Kirchlichkeit nach dem Grade der Opposition gegen die verfolgungssüchtige Regierung bemessen wurde, wenn ein gewisses empfindliches, wehleidiges Wesen in den Katholizismus kam, jene „Heulerei" über diokletianische Verfolgung, die schon ein R. Baumstark rügte?

Man erinnert heute sich und andere nicht mehr gerne an diese Zeiten und

Digitized by Google

Vorkommnisse. Aber bisweilen muß man die Erinnerung daran wachrufen, um die Lehren der Geschichte zu vernehmen. Gewiß sind wir gegen die Wiederholung solcher Torheiten heute gesichert. Zumal nach dem Kriege wird unser Volk wie politisch, so auch religiös sich viel mehr eins fühlen als vorher, und das ist einer der schönsten, von unsren Feinden gewiß nicht gewollten Erfolge. Was speziell Kaiser Wilhelm II. zur Wiedergewinnung der Verletzten, zur Neubelebung ihres Vertrauens getan hat, das werden spätere Geschlechter noch mehr einsehen und ihm danken, als das heutige. Aber gleichwohl wird es für manche Kreise gut sein, sich die Wahrheit stets gegenwärtig zu halten, daß jede Vergewaltigung religiöser Empfindungen diese erst recht befestigt, daß Verfolgung zu allen Zeiten die Mutter des Fanatismus war, und daß nichts dem Ultramontanismus mehr Anhänger verschafft hat, als die ungerechte Bedrückung der Kirche im Kulturkampf und außerhalb desselben. Die Katholiken glaubten, den Protestanten schuldgeben zu sollen, diese hätten, statt den katholischen Volksteil den Verlust Österreichs vergessen zu lassen, ihre zahlenmäßige Überlegenheit mißbrauchend, in konfessioneller Engherzigkeit und Unduldsamkeit ihm das neue Vaterland ebenso mißgönnt, die Freude am Reiche verdorben und seine Angehörigen zu Bürgern zweiter Klasse herabgedrückt, wie sie zwei Menschenalter früher durch Unterdrückung der meisten katholischen Staaten und Wegnahme katholischen Kirchenguts ihre andersgläubigen Mitbürger arm und zu Fremdlingen in der eigenen Heimat gemacht hätten. Die gemeinsame Not schloß nun die Katholiken aller Richtungen enger zusammen und erinnerte auch jene wieder ihres religiösen Bekenntnisses, welche längst auf dasselbe vergessen hatten.

Ob in diesem Kampfe manches nicht erst darum geschah, weil die Parteien es sich gegenseitig zutrauten und durch dies Mißtrauen einander reizten? Zweifellos wirkten viele Vorurteile auf beiden Seiten mit: auf katholischer, daß man voreilig dem protestantischen Preußen alles Schlimme zutraute und ihm öffentlich verfolgerische Absichten zuschrieb; auf protestantischer, indem man Äußerungen und Taten einzelner konfessioneller Hitzköpfe oder politischer Partikularisten ohne weiteres den Katholiken insgesamt zur Last legte und so sich ein Zerrbild vom Katholizismus schuf. Solch gegenseitiges Mißtrauen reizt erfahrungsgemäß ebenso zur Rücksichtslosigkeit, wie andererseits das Vertrauen, welches dem Widerpart ausgesprochen wird, für ihn ein Antrieb ist, dasselbe zu rechtfertigen und zu verdienen. Es ist darum von größter Wichtigkeit, daß die durch den gegenwärtigen Krieg begrabenen Vorurteile wirklich begraben bleiben und daß nach Bismarcks Worten der Deutsche in seinem Mitbürger nicht zuerst den Katholiken oder Protestanten, sondern den Deutschen sehe. Es wäre Zeit, daß alle unsere Protestanten den

Digitized by Google

redlichen Willen der Katholiken, mit ihnen zusammen für die Größe und Wohlfahrt des Reiches zu arbeiten, erkennen und ehren; aber ebenso, daß alle Katholiken die von zwei Päpsten festgestellte Tatsache, daß nirgends die katholische Kirche günstiger gestellt sei, als in Deutschland, freudig anerkennen. Ein Blick auf die brutale Behandlung dieser Kirche durch Frankreich, für das unbegreiflicherweise noch einige elsässische Geistliche schwärmen können, sollte genügen zu solcher Erkenntnis. Welchen — viel zu wenig geschätzten — Vorzug bedeutet allein schon der geordnete und gediegene Religionsunterricht, der in unseren Schulen erteilt wird, und um den uns die romanischen Nationen nur beneiden können!

Der Vorwurf der Vaterlandslosigkeit gegen die Katholiken wurde gelegentlich noch begründet durch den weiteren, daß sie einem auswärtigen Oberen unterstehen und eine fremdländische Macht in die deutschen Dinge hereinreden lassen. Die Angegriffenen sahen umgekehrt in ihrer Zugehörigkeit zu einer internationalen Weltkirche einen Vorzug, der dem Universalismus des Christentums ganz anders gerecht werde, als das Landeskirchentum des Protestantismus, das den Gesichtskreis einenge und die Kirche zur Sklavin des Staates mache. Auch Protestanten haben gelegentlich gefunden: „Wie wir noch in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts durch die Kleinstaaterei im Partikularismus fast dem politischen Untergange nahe waren, so kranken wir noch heute an der Engherzigkeit und Beschränktheit des Kleinkirchentums; es sieht aus, als ob die Landeskirchen sich mit Bretterzäunen gegen einander abgrenzten."

So mögen eben beide Konfessionen von einander lernen: die Protestanten an der internationalen Anlage der katholischen ihren kirchlichen Gesichtskreis weiten, die Katholiken vom nationalen Zuschnitt des Protestantismus profitieren. Dabei werden wir protestantische Befürchtungen umso sicherer zerstreuen, je mehr wir die Gefahr vermeiden, italienischen Partikularismus statt internationalen Katholizismus anzunehmen, und in je weiterem Umfange es durchzusetzen gelingt, „daß der besondere Typus des germanischen Katholizismus innerhalb der katholischen Völkerfamilie zu seinem Rechte komme". Mittel zu diesem Zwecke wäre u. a. eine der Stärke und Bedeutung unseres Volkes entsprechende Vertretung im Kardinalskollegium, wodurch vielleicht der namentlich unter dem letzten Pontifikat so verhängnisvolle Einfluß unverantwortlicher Berichterstatter zurückgedrängt würde. Nicht Kälte gegen ihre Kirche, sondern heiße Liebe zu ihr hat manche Katholiken schon oft bedauern lassen, daß die für einen Kardinal erforderlichen hohen Eigenschaften vorwiegend bei Angehörigen der romanischen Nationen, selten bei solchen der germanischen gefunden werden. Freilich wird diese Erscheinung wiederum erklärlich, wenn Persönlichkeiten

Digitized by Google

aus Deutschland in Rom als Kandidaten für den Purpur auftauchen und Glückwünsche zu diesem entgegennehmen, welche durch Vielgeschäftigkeit, Geschwätzigkeit und Kleinlichkeit — z. B. Hausieren mit Hetzbroschüren gegen Hallunken von deutschen Theologieprofessoren — sich selbst lächerlich machen und ihre Nationalität kompromittieren. Da muß man doch wieder den feinen Takt Roms ehren, das solche Ratgeber dem heiligen Kollegium ferne hält und lieber nur deutsche Erzbischöfe mit dem Purpur schmückt. Mit der Zeit, namentlich wenn die konfessionell unbefangene Kirchenpolitik unseres Kaisers mehr und mehr bekannt und anerkannt wird, und wenn die Macht des Reiches im Kreise der Völker die von dem Krieg zu erhoffende Stärkung erfährt, kann ihre Wirkung nach der angedeuteten Richtung nicht ausbleiben. Und wenn man u. a. bei Tschackert liest, welchen Vertrauens und Ansehens sich die deutschen Kardinäle Fischer und Kopp auch bei Protestanten erfreuten, dürfte man sich von einer Vermehrung der deutschen Kardinäle auch für das Verhältnis der Konfessionen vieles versprechen.

Im sozialen und gesellschaftlichen Leben traten ähnliche Erscheinungen zutage wie im politischen. Das Wiedererwachen des Konfessionalismus hüben und drüben und die Beobachtung einer gewissen Voreingenommenheit weiter protestantischer Kreise gegen die Katholiken trieb diese schon lange vor Erstehen des neuen Reiches, wie zum Zusammenschluß unter sich, so zum Abschluß gegen jene, und das Auskommen der Vereinsfreiheit begünstigte solche Bestrebungen. Eine weitere Entfremdung der Konfessionen und eine Abnahme des gegenseitigen Verständnisses war die Folge. In den Vereinshäusern, die übrigens auf protestantischer Seite ebenso beliebt wurden, schieden sich nun auch bei geselligen Unterhaltungen nicht nur einzelne, sondern ganze Familien nach dem Glaubensbekenntnis. Sogar ins studentische Leben hat dieses Scheidungsprinzip Eingang gefunden. Nun bin ich auf Grund vieljähriger eigener Erfahrung nicht in der Lage, die Behauptung P. Tschackerts zu bestätigen, daß in den katholischen Studentenkorporationen „der Horizont eng wird, und die Willigkeit, mit Andersgläubigen zu verkehren, einschrumpft bis — zur Unfähigkeit". Von solcher Engherzigkeit kann höchstens bei spärlichen Ausnahmen die Rede sein. Auch hat man meines Wissens kein Beispiel dafür, daß die katholischen Korporationen den anderen das Daseinsrecht abgesprochen hätten, wohl aber für das Umgekehrte. Gleichwohl wird jeder Freund des Vaterlandes es beklagen, daß die Verhältnisse sich zu einer solchen Scheidung zugespitzt haben. Namentlich seit dem törichten Kampf gegen die vielangefochtenen Verbände im Jahre 1905 hat sich bei ihnen eine Empfindlichkeit und Reizbarkeit bemerklich gemacht, die es auch ihren Freunden bisweilen sehr erschwert, unbedingt für sie einzutreten. Wenn hier der durch

Digitized by Google

den Krieg geschaffene Wandel, der sich in einer gewissen, sonst mitunter vermißten Großzügigkeit bei den anderen Verbindungen äußert, auch in Friedenszeit anhält, dann hätten wir einen weiteren Grund, diesen an sich so beklagenswerten Krieg zu segnen. Es ist ein Jammer, treffliche junge Männer, denen allen man Idealismus und besten Willen nachrühmen kann, sich in beständigem Hader ihre jungen Jahre verbittern zu sehen. Hier sind es wirklich in großem Umfange Vorurteile, die ein friedliches Nebeneinanderleben hindern. Ich kann nur wiederholen, was ich früher geschrieben habe: „Sobald die anderen Korporationen ihre Statuten (die vor Zeiten nicht im Sinne der Freiheitlichkeit umgeändert wurden) so weitherzig gestalten, daß auch ein Katholik ohne Gewissenskonflikt beitreten kann, wird den konfessionellen Verbindungen der Boden entzogen."

Viel Staub hat in den letzten Jahren der sog. Gewerkschaftsstreit aufgewirbelt, der durch das Zusammensein katholischer Arbeiter mit andersgläubigen in denselben Vereinen veranlaßt war. Der Streit hätte allem nach, auch wenn der Krieg nicht ausgebrochen wäre, schon durch den Papstwechsel ein Ende gefunden. Es wurde bereits bei anderer Gelegenheit hervorgehoben, daß das Bestreben, eine getrennte Organisation der katholischen Arbeiter zu schaffen, nicht ausschließlich, vielleicht nicht einmal in erster Linie, durch konfessionelle Rücksichten begründet war. Aber ein anderes ist hier festzustellen: daß nämlich die Kundgebungen, welche Rom auf Betreiben vielleicht mehr noch von unverantwortlichen Ratgebern als von deutschen Kirchenfürsten gegen die christlichen Gewerkschaften erließ, von protestantischer Seite nicht selten mit Jubel begrüßt wurden. Hier konnte es sich nur um ein grobes Vorurteil handeln. Bei den Kölnern lag ein so weitgehendes Streben vor, mit andersgläubigen Christen friedlich wie in den Arbeitsstätten, so auch in den Vereinen zusammenzuwirken, daß ängstliche Gemüter und auf deren Vorstellungen hin Rom selbst darin eine Gefährdung des Katholizismus sah. Protestanten aber, die sich jenes Entgegenkommens hätten freuen sollen, vermochten darin nichts weiter zu entdecken, als verhüllte ultramontane Herrschgier, und empfanden ob der römischen Schläge gegen Köln eitel Wonne! Eine so gründliche Verkennung besten Willens wäre einem unbefangenen Auge nicht möglich gewesen.

Die Forderung einer reinlichen Scheidung der Konfessionen auch auf nichtreligiösen Gebieten hätte konsequenterweise zu dem Verlangen führen müssen, im Kriege getrennte katholische und protestantische Regimenter zu errichten. So wenig das möglich ist, so wenig wird sich jene Trennung durchführen lassen in den Arbeiterorganisationen, nicht einmal ihre Zweckmäßigkeit würde der Mehrzahl unserer Arbeiter einleuchten. Möge auch der römische Einheitskatechismus, der bezeichnenderweise vom katholischen

Digitized by Google

Klerus Deutschlands totgeschwiegen worden sei, sehr abschätzig über den Protestantismus reden, so sehen ja, meint P. Tschackert, die deutschen Katholiken ihre protestantischen Landsleute täglich von Angesicht zu Angesicht „und kennen sie besser, als es den römischen Priestern in Rom möglich ist". Umsoweniger darf guter Wille, wie ihn die Kölner gezeigt haben, in der gerügten Weise gelohnt werden. Zeigen die Protestanten Verständnis und Anerkennung für solche Versöhnlichkeit, so muß dies nach und nach auch die andersgesinnten Katholiken gewinnen. Die Majorität muß, wie der angeführte protestantische Theologe sagt, in solchen Dingen vorangehen. Hier hat das neue Deutschland manchen Fehler des alten gutzumachen.

Eigentümlich, aber immerhin tröstlich ist, daß zwischen den Konfessionen innerhalb der Wissenschaft vergleichsweise viel weniger heftig gestritten wird als über die Wissenschaft. Die erregtesten Kämpfe ersterer Art drehen sich um die Person Luthers, wie denn persönliche Zwistigkeiten immer die unerquicklichsten sind, mögen sie nun zwischen oder über Personen sich abspielen; wo es sich um sachliche Fragen handelt, hält sich der Eifer und Ton weit eher innerhalb gewisser Grenzen, schon weil hier auf beiden Seiten in der Regel doch Männer der Wissenschaft reden. So ist es denn namentlich das Gebiet der Geschichte gewesen, auf dem Angehörige beider Bekenntnisse ohne jede Verleugnung oder Verhüllung ihres Standpunktes sich freundschaftlich begegneten.

Anders wird die Sache, sobald man über die Wissenschaft im allgemeinen spricht. Hier ertönt der Vorwurf der Rückständigkeit und der Unfreiheit von der einen, oder des Hochmuts und unerträglicher Selbstüberhebung von der andern Seite. Die Protestanten, so lautet die ständige Klage auf katholischer Seite, dünken sich im Alleinbesitze der Wissenschaft, und schauen überlegen auch auf ganz tüchtige, selbständige Leistungen katholischer Gelehrter herab. Nun wird kein unbefangener Beobachter leugnen können, daß solche Neigungen tatsächlich in protestantischen Kreisen bestehen. Dieser Feststellung ist aber sofort die andere anzufügen, daß es in neuerer Zeit hier merklich besser geworden ist, wenigstens unter den Größen der Wissenschaft. Dii minorum gentium oder „jüngere Semester" mögen teilweise deswegen Rückständigkeit sehen, weil sie selbst hinter der Zeit zurückgeblieben sind oder noch nicht Gelegenheit gefunden haben, über die engen Zäune ihrer Konfession hinauszuschauen. Wer aber die kritischen Organe der protestantischen Theologie regelmäßig einsieht, der wird auf zahlreiche warm anerkennende Besprechungen katholischer Werke gerade aus der Feder hervorragender Vertreter des Protestantismus stoßen. Finden übrigens etwa die Leistungen der letzteren immer bewundernde Aufnahme von unserer Seite? Hat ja ein — natürlich nach löblicher Gepflogenheit

Digitized by Google

namenloser (vielleicht im doppelten Sinne) — Kritiker in einem süddeutschen katholischen Blatte sogar in der versöhnlichen, im Interesse einer nationalen Verständigung höchst dankenswerten Rede A. Harnacks zu Kaisers Geburtstag 1907 „das süffisante, souveräne, nur mitleidig, wenn auch gnädig herabblickende Wesen des deutschen Protestantismus" gefunden. Mit Verlaub, es gehört schon ein hoher Grad von Hysterie dazu, just in jener Kundgebung solch schlimme Eigenschaften zu entdecken, und jeder mit dem Vaterland es gut meinende deutsche Katholik wird lieber mit Leo v. Savigny zu den von dem Kritiker verhöhnten „Gutmütigen" gehören wollen, als zu den sich scharfsinnig dünkenden, auf die eigenen Glaubensgenossen „süffisant, souverän, nur mitleidig" — und nicht einmal „gnädig herabblickenden" Übelwollenden, die eine freundlich und wohlmeinend dargebotene Hand zurückweisen. Es ist das beste Zeugnis für den guten Willen und den rechten Weg des gefeierten Berliner Theologen, daß die Eiferer hüben wie drüben ihn gleich überlegen abkanzelten; ob für diese ihr Tun ebenso ehrend war, bleibe dahingestellt. Die erwähnte Rede hat eine Reihe katholischer Gelehrter verschiedener Nationen und Werke von ihnen mit wärmster Anerkennung zum Beweise erwähnt, daß auf dem Boden der Wissenschaft, vor allem der historischen, eine Verständigung möglich sei; von einer Vereinigung der Konfessionen träumt der Kirchenhistoriker Harnack ebensowenig, als er den Katholiken zumutet, „Schrift und Tradition preiszugeben", „sich selbst und damit die Kirche Christi zu vernichten und zu zerstören", „den Irrtum Wahrheit zu nennen", wie sein Zensor den Lesern zu glauben vorstellt. Man greift sich an den Kopf und fragt, wie bei halbwegs klarem Kopf und gutem Willen eine solche Entstellung der Gedanken des Gegners möglich war. Hier handelt es sich offensichtlich nicht um ein protestantisches, sondern um ein katholisches Vorurteil oder richtiger: um ein sehr unkatholisches. Die Berliner Rede hatte die Notwendigkeit betont, „daß der Christenstand überall wichtiger werde als der Konfessionsstand", und dem Laien den zweifellos echt christlichen Rat gegeben: „er soll sich schämen, kirchlich zu sein und für seine Kirche einzutreten, während ihm das Christentum etwas innerlich Gleichgültiges ist". Erinnert das nicht ganz an das treffende Wort des hl. Franz v. Sales, daß es „gute Katholiken" gebe, welche schlechte Christen seien? Dieselbe Forderung drückte nachher P. Tschackert (in seinem Modus vivendi, Kap. V und VI) mit den Worten aus: „Das Trennende zurückstellen, das Gemeinsame pflegen!" Und als Bischof Dupanloup von Orleans bewundert wurde, daß er in der Rede auf seinen Vorgänger in der Akademie, einen Voltairianer, diesen so taktvoll zu ehren verstand, ohne dem eigenen Standpunkt etwas zu vergeben, da

Digitized by Google

lautete seine Antwort: „Ich habe es mit Tissot ebenso gemacht, wie ich es mit allen Menschen zu machen pflege, mit denen mich Gott in Berührung bringt: was ich zunächst aufsuche, ist nicht das was uns trennt, sondern das was uns gemeinsam ist.“ Bischof Dupanloup wird es wohl an Christlichkeit wie an Katholizismus mit dem anonymen Weltverbesserer der A. P. aufnehmen können. Es mag noch beigefügt sein, daß die in der fraglichen Festrede von Harnack gerühmten katholischen Gelehrten sämtliche zur Maßregelung in Rom empfohlen wurden und infolgedessen die meisten der dort anerkannten Schriften auf den Index kamen, darunter auch solche von Prälat L. Duchesne und dem Jesuiten H. Delehaye.

Man wird es verwunderlich finden, wenn in diesem Zusammenhange gerade ich die in nichtkatholischen Kreisen geläufige Anschauung von der Unfreiheit der katholischen Gelehrten bis zu einem gewissen Grade als Vorurteil bezeichne. Aber ich erinnere an einige Tatsachen, die die Lage am deutlichsten zeigen. Wenige katholische Theologen der Gegenwart haben einer zu Unrecht sich mit der Kirche identifizierenden Richtung so unangenehme Wahrheiten gesagt und ihre Geschichtsfälschungen so rücksichtslos aufgedeckt, wie ich. Sie hat dafür nicht ermangelt, nicht nur gegen meine reformationsgeschichtlichen Arbeiten und meine Reden und Schriften über die Aufklärung das angebliche „Urteil der Kirche“ auszuspielen; nicht einmal meine Quellenpublikation über das Konzil von Trient hat bei ihr überall Gnade gefunden. Und die wirkliche Kirche? Mein Konzilswerk wurde vom offiziellen päpstlichen Bücherzensor genehmigt, der erste Band von Leo XIII. sogar mit einem Belobungsbreve ausgezeichnet, meine übrigen Schriften erfuhren trotz geschäftigster Denunziation jedenfalls keine Beanstandung. Erst einen kirchenpolitischen Aufsatz, in dem ich mir eine Kritik päpstlicher Maßnahmen gestattet hatte, gelang es auf den Index zu bringen. Niemand hat von mir die Verleugnung einer wissenschaftlich-theologischen Überzeugung verlangt, weshalb auch hervorragende katholische wie akatholische Gelehrte aller Fakultäten und aller Richtungen mein Verhalten jener Maßregel gegenüber billigten. Das Gerede von Leuten, deren Urteil durch keinerlei Sachkenntnis getrübt ist, kann mich darum ebenso kalt lassen, wie die schon durch ihre persönlich-gehässige Form jeden Mangel an Sachlichkeit verratenden Deklamationen von solchen, die gegen eine Erklärung ihres Tuns aus „menschlichen, allzumenschlichen“ Beweggründen sich entrüstet verwahren, dagegen sich nicht entblöden, anderen solche Motive zu unterschieben und sich dadurch lächerlich zu machen. Solches Tun bestärkt die Vorurteile und erschwert am meisten ein gegenseitiges Verständnis der Konfessionen. Die Behauptung mancher Prinzipienreiter, als ob auf katholischem Standpunkte wissenschaftliche

Digitized by Google

Forschung, wenigstens auf theologischem Gebiete, überhaupt unmöglich wäre, wird schon durch die tatsächlich vorliegenden, auch von Protestanten als tüchtig anerkannten Leistungen katholischer Theologen widerlegt.

Wenn hiemit die Meinung von einer völligen Unfreiheit der Katholiken teilweise als Vorurteil erwiesen ist, so geht aus dem Gesagten bereits auch hervor, daß dieses Vorurteil nicht von allen Protestanten geteilt, andererseits aber von übereifrigen, kurzsichtigen Katholiken nach Kräften genährt wird, die in jeder Schrift eines ihnen nicht genehmen Glaubensgenossen nach Fäden suchen, aus denen sie dem Verfasser einen Strick drehen könnten. Indem sie die Gefahren, die aus einer Schrift oder Lehre drohen, aufs abschreckendste ausmalen, machen sie Rom mobil. Auf sie, die in engherzigem, impotentem Neide alles vernichten möchten, was über das ihrer Armseligkeit Erreichbare hinausragt, fällt der Fluch zurück, wenn die katholische Wissenschaft es nie zu einer nachhaltigen Blüte bringt. Protestanten sind dieser weniger mißgünstig, als jene Katholiken.

Der Vorwurf eines grenzenlosen Subjektivismus, der gegen die protestantische Theologie von katholischer Seite erhoben wird, darf wohl nicht als Vorurteil bezeichnet werden, da jene sich ihres Rechtes freier Forschung besonders gerne rühmt. Diese Ruhmredigkeit findet man freilich besonders häufig bei solchen, denen es nur zum Vorteil gereichen würde, wenn ihre allzusehr sich selbst vertrauende Konstruktionslust von einer höheren Instanz gezügelt würde. Freilich ist auch nicht zu vergessen, daß die Wissenschaft ihr Korrektiv in sich selbst hat und die Kritik schon dafür sorgt, daß ein hypothesenfroher Gründer auf das Luftige seines Baues aufmerksam gemacht wird. Und mögen wir Katholiken am Gebäude der protestantisch-theologischen Wissenschaft auch nicht alles so widerstandsfähig finden, wie seine jeweiligen Baumeister sich einbilden — die nachfolgenden sind ja oftmals sehr anderer Ansicht —, so werden wir doch alle für reiche Anregungen dankbar sein, die von demselben ausgehen.

Alles in allem könnten die Theologen der beiden Konfessionen in sehr glücklicher Weise sich ergänzen, wenn die Katholiken von der Regsamkeit und dem fortschrittlich-kritischen Geiste der Protestanten, und diese von dem katholischen Konservatismus das beste nehmen wollten.

Wie auf dem Gebiete der Wissenschaft, so betätigt sich auch auf dem der Sittlichkeit der Wetteifer der Konfessionen nicht immer in tatsächlichen Leistungen — dieser Wetteifer wäre nur löblich und zeitigt, wo er sich zeigt, die schönsten Früchte —, sondern vielleicht noch öfter, jedenfalls heftiger, in der theoretischen Erörterung der Frage, welche Konfession sittlich höher stehe. Und was dabei noch besonders vergiftend wirkt, ist die mit Recht von Harnack gerügte Unart, „die gute Theorie der eigenen Kirche

Digitized by Google

mit der schlechten Praxis der anderen zu vergleichen", statt Theorie mit Theorie und Praxis mit Praxis. Da meinten Katholiken, innerhalb des Protestantismus könne es keine richtige Sittlichkeit geben, weil Luther die guten Werke nichts gelten lasse, und rühmten die katholische Lehre als die Mutter aller Tugenden. Gewiß könnte sie das sein, wenn alle, die sich katholisch nennen, ihr nachlebten; daß dies nicht geschieht, lehrt der Augenschein. Dafür finden Protestanten in den Schattenseiten „römischer Sittlichkeit" das naturnotwendige Ergebnis einer falschen Theorie. Auch der wohlmeinende Tschackert, dessen „Modus vivendi" eine Korrektur seiner „Polemik" sein will, hat sich von diesem Fehler nicht ganz frei gehalten, wenn er Kant als den Lehrer des kategorischen Imperativ feiert, der, „ein geborener Lutheraner, diesen rocher de bronze aufgerichtet, als das katholische Frankreich in wildem Revolutionstaumel alle sittlichen Grundsätze mit Füßen trat." Gewiß hätte der wackere Göttinger Theologe, wenn man ihn gefragt hätte, anstandslos zugegeben, daß die katholische Moral die Revolution ebenso verbiete, wie der „Philosoph des Protestantismus", und daß auch dieser nicht vermocht hat, alle Protestanten in politischem Gehorsam zu erhalten. Wir glauben es Tschackert gern, es sei „grundfalsch" und ein Vorurteil, „wenn man dem Protestantismus nachsagt, er lehre eine Rechtfertigung allein aus Gnaden unter Bedingung des Glaubens, lasse aber die ethischen Aufgaben des Menschen außer acht." Aber man entsage auch dem anderen Vorurteil, der Katholik besitze „die Gewissensfreiheit, den höchsten Schatz des modernen Menschen, das Recht der Selbstverantwortlichkeit vor Gott und aller Welt", trotz Priestertum und Beichtinstitut, nicht ebensogut wie der Protestant. Besonders verletzend war jedoch für uns, wenn die katholische Moral und die Beicht nach den mitunter ganz falschen Übersetzungen und Folgerungen R. Graßmanns aus Liguoris Moraltheologie beurteilt wurde, zumal da „es den katholischen Theologen, die gegen Graßmann schrieben, zu glauben ist, daß sie großenteils von derartigem Inhalt der Moraltheologie des Liguori erst aus Graßmanns Schriften erfahren haben und dieses Buch in Deutschland wenig gebraucht wird — ein charakteristisches Beispiel für die Verschiedenheit des deutschen vom südländischen Katholizismus" (Mulert). Das Bedenkliche des Verfahrens, auf Grund moralstatistischer Zahlen Wahrsprüche zuungunsten der „römischen Sittlichkeit" zu fällen, bedarf keiner Auseinandersetzung.

Harnack hat „die Streitigkeiten, in denen sich die Kirchen wechselseitig alles das heute noch vorwerfen, was sie in der Vergangenheit gesündigt haben", mit der sehr milden Note „unnötig" bezeichnet. Das sind sie jedenfalls, denn die heutigen Vertreter der Konfessionen können nicht für die

Digitized by Google

Sünden ihrer Vorfahren verantwortlich gemacht werden, und „das Präsentieren alter Rechnungen bringt keinen Gewinn". Das ist namentlich von der Neigung mancher Katholiken zu sagen, immer und immer wieder die Person Luthers schlecht zu machen, selbst unter Zuhilfenahme unhaltbarer alter oder neuer Erfindungen. Hat man je einen merklichen Nutzen davon etwa in der Weise erlebt, daß eine nennenswerte Anzahl Protestanten dadurch katholisch geworden, oder daß Katholiken besser geworden wären? Jene wurden nur verärgert, und letztere gerieten bisweilen bedenklich in die Stellung des Pharisäers im Evangelium. Auch scheint dabei vergessen, daß, wenn man einmal das Arsenal der Geschichte auftut, um Waffen gegen den Widerpart zu suchen, die Sache weit gefährlicher wird für die Katholiken, die neunzehn Jahrhunderte zu verantworten haben, während der Protestantismus kaum vier Zeit hatte zum Sündigen, und daß wir nicht nur einen Alexander VI. zu unserer Vergangenheit zählen, sondern auch Inquisition und Ketzerkriege. Andererseits sollten die Protestanten aus der zweifelhaften Freude, die sie über Pamphlete wider Luther empfinden, die Gefühle der Katholiken würdigen, wenn dickleibige Bücher über die Sünden des Papsttums und der Päpste auf den Markt geworfen werden. Man erhebt sich heute gelegentlich über die „seichte, glaubenslose" Aufklärung. Aber gereicht es uns zur Ehre, daß wir wiederum mitten im Sumpf der Leidenschaften stecken, aus dem jene vielgeschmähte Zeit sich glücklich erhoben hatte? Hier täte das neue Deutschland wahrlich gut daran, nicht vom alten, sondern vom älteren Deutschland, von der so abschätzig beurteilten Ära am Ausgange des alten Deutschen Reiches zu lernen.

Bismarck berichtet (Ged. u. Erinn. 2, 126) eine Anekdote, welche auf die Einschätzung der religiösen Überzeugungstreue bei Katholiken durch Protestanten ein trauriges Licht wirft. Der Reichskanzler äußerte gegenüber dem Bischof v. Ketteler: daß ein katholischer Laie selig werden könne, glaube er unbedenklich; ob aber ein Geistlicher, sei ihm zweifelhaft, in ihm stecke „die Sünde wider den hl. Geist", und der Wortlaut der Schrift stehe ihm entgegen. Diese von Bismarck „in scherzhafter Form" vorgebrachte, von dem Bischof „lächelnd durch eine höfliche ironische Verbeugung" quittierte Äußerung scheint nach dem Rezepte: ridendo dicere verum getan und die Meinung mancher Protestanten über die religiöse Überzeugung katholischer Geistlicher wiederzugeben. Wenigstens kann man nicht selten auf solche Meinungen stoßen. Wie denn aber die christlichen Konfessionen unter anderen Weisungen des Herrn auch die Luk. 6, 31 längst nicht mehr zu kennen scheinen, so erinnere ich mich, die Auffassung auch von Katholiken über protestantische Theologen gehört zu haben. Vor einer solchen ebenso törichten als lieblosen Einschätzung der gegnerischen Über-

Digitized by Google

zeugungstreue, die auch die eigene in nicht eben günstiger Beleuchtung zeigt, sollten sich die Christen noch mehr hüten, als vor dem Vertrieb der bald einer katholischen Dame gegenüber einem protestantischen, bald einer protestantischen gegenüber einem katholischen Geistlichen zugeschriebenen Entdeckung: „Aber Sie haben ja keine Bocks- (oder Pferde-)Füße!" — eine Anekdote, die wenigstens noch den Vorzug eines wenn auch mäßigen und abgegriffenen Witzes hat. Die erstere sehr bedenkliche Ansicht vom Gegner konnte sich doch nur bilden in einer Zeit, da manche Christen — beider Konfessionen — die Aufrichtigkeit ihres Glaubens durch die ihm sehr wenig entsprechende Art, wie sie ihn namentlich im Lärm des kirchlichen und politischen Kampfes vertraten, in Frage gestellt hatten. Harnack beruft sich auf das Zeugnis der Geschichte dafür, daß auch die mächtigste Konfession, wenn sie zur politischen Partei wird, sich zuletzt an der Politik verbluten kann. Die Gefahr ist nicht gering, daß die Politik zumal den Christen- und Priestercharakter verdirbt. „Es ist", erinnert Tschackert, „interessant, Volksversammlungen zu veranstalten, die Köpfe der Menge durch zündende Reden zu erhitzen, gegen die Regierung zu donnern, den Helden zu spielen und Resolutionen fassen zu lassen, weit interessanter, als des Morgens Gottesdienst zu halten, bei dem es nun einmal nicht so flott zugehen kann, oder mühsame Gänge der Seelsorge in der Gemeinde zu machen", oder in der Schule Religionsunterricht zu erteilen. „Geistliche, die ihre Hauptbeschäftigung in Presse und Tagespolitik suchen, müssen schlechte Seelsorger werden; es fehlt ihnen Sinn und Muße für die Pflege des inneren Lebens und für die friedliche und gesegnete Erbauung der Kirchengemeinde. Mit der Wissenschaft pflegen sie auf schlechtem Fuße zu stehen; denn theologische, philosophische, geschichtliche und philologische Weiterbildung verlangt Zeit, Sammlung, Fleiß, Ausdauer in der Stille." Der politisierende Geistliche ist eine häufigere Erscheinung erst seit der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, und namentlich der Kulturkampf, der so manche schlimme Frucht trug, hat ihn als Massenartikel gebracht. Mag manches gewonnen worden sein dadurch, sicher ist auch vieles von dem religiösen Schmelz verloren gegangen. An das Wort des Heilandes vom Gewinnen der ganzen Welt und Schadenleiden an der Seele muß man dabei oft denken, in Anwendung auf das Christentum wie auf den einzelnen Priester.

Daß dies Übel sich nicht etwa auf die katholische Seite beschränkt, bezeugt derselbe protestantische Theologe, wo er vom Evangelischen Bunde spricht und bemerkt, dieser schwebe beständig in der Gefahr, daß seine Redner über das Ziel hinausschießen und Unfrieden stiften. „Ich habe da", berichtet er, „Redner gehört, über die ich mich geschämt habe. Auf einer Hauptversammlung wetterte ein Hauptprediger gegen den Ultramontanis-

Digitized by Google

mus, daß die Wände hätten zittern mögen — lauter Phrasenschwall, der von der Menge der Zuhörer mit Jubel aufgenommen wurde; verhetzt ging man auseinander." Ein anderer Redner habe sich anscheinend „erst auf der Eisenbahnfahrt Zeitungsschnitzel aus ultramontanen Winkelblättern zusammengelegt; darüber und dagegen redete er triviales Zeug und meinte den Ultramontanismus zu treffen; wir schlugen die Augen nieder". Das veranlaßt Tschackert, an den Bund die Bitte zu richten, er möge „bei seinen Mitgliedern alle Feindseligkeit gegen die Katholiken nach Kräften unterdrücken; er möge dafür sorgen, daß auf seinen Versammlungen keine Hetzreden gegen den Katholizismus gehalten werden, und daß in der Flut seiner Flugschriften und in seinen literarischen Zeitschriften keine Provokationen der Katholiken vorkommen." Wenn derselbe Theologe, der dem Evangelischen Bund so ernstlich das Gewissen erforschte, und der die „erfreuliche Wendung" anerkannte, welche die Katholikentage genommen haben, die Meinung äußerte, auch die katholische Presse „sollte endlich anfangen, ihre empörenden Ungezogenheiten zu unterdrücken, wie die sog. ‚Kaplanspresse' sie noch aus der Kulturkampfzeit weiterträgt", so kann man sich über Parteilichkeit nicht beklagen. „Nur die führenden Organe Norddeutschlands, die Berliner Germania und die Kölnische Volkszeitung, machen durch anständigen Ton eine rühmliche Ausnahme; aber die katholische Lokalpresse leistet an Taktlosigkeit Unglaubliches, in Süddeutschland selbst die führenden Organe." Wer die Stimmung in katholischen Theologenkreisen kennt, wird deren fast vollständige Übereinstimmung mit dem Urteil des protestantischen Theologen bezeugen können, wenngleich sie in den letzten Jahren eine teilweise Besserung glauben wahrgenommen zu haben.

Ist die auf beiden Seiten mehr und mehr sich ausbreitende Erkenntnis nicht ein tröstliches Anzeichen dafür, daß die Vorurteile anfangen, das Vorrecht subalterner Geister zu sein? Ist es nicht eine hoffnungsvoll für die Zukunft stimmende Lehre der Geschichte, daß niemals die Betätigung der christlichen Religion in Frömmigkeit und Charitas die Konfessionen entzweit hat, sondern nur unchristliche Rechthaberei und kirchenpolitische Schreierei auf beiden Seiten? Harnack hatte ganz recht, als er das paradoxe Wort schrieb: „Die Frage der Annäherung der Kirchen fällt mit der Frage der Verinnerlichung und Freiheit in jeder einzelnen Kirche zusammen." Welcher Protestant, ja welcher Ungläubige könnte einem religiösen Heros wie Franz von Assisi oder einem Helden christlicher Liebestätigkeit wie Vinzenz von Paula seine Hochachtung vorenthalten? Für das Wirken der Barmherzigen Schwestern im Kriege von 1870 hat Felix Dahn, kein Bewunderer des politischen Katholizismus, Worte wärmster Anerkennung. Die oft gehörte Behauptung, daß nichts Katholisches bei

Digitized by Google

Protestanten und Akatholiken Gnade finde, widerspricht aller Erfahrung. Im Gegenteil, je idealer der Katholizismus, umso aufrichtiger die Verehrung. Männer wie Sailer, Hirscher, Diepenbrock, die freilich gerade von ihren Glaubensgenossen teilweise eine wenig würdige Behandlung erfuhren, erfreuten sich außerhalb ihrer Kirche des höchsten Ansehens. Aber wo nur theologischer Hader und politischer Zank herrscht, wo weder ernste Frömmigkeit noch hingebende Nächstenliebe sich zeigt, da kann kein Christ und kein Nichtchrist seine Freude haben.

Daß den Friedenspredigern nichts mehr zu tun übrig bliebe im neuen Deutschland, eine solche Befürchtung hat dieser Blütenstrauß von Mißverständnissen aus dem alten als grundlos erwiesen, und doch hat er nur aus einigen Beeten ein paar Blumen geholt. Aber wir haben nach dem Kriege die Fehler, die nach dem vorigen in der inneren Politik begangen wurden, als warnende Beispiele vor Augen. Niemand denkt gewiß an einen kirchlichen Streit im neuen Deutschland, nachdem der Krieg alle Konfessionen in hartem Kampfe gegen die äußeren Feinde zusammengeschmiedet; niemand möge in grundlosem Mißtrauen den Teufel an die Wand malen. Törichte Vorwürfe und beleidigende Vergleiche, wie sie von einzelnen Eiferern sogar während des Krieges beliebt wurden, dürfen nicht als Zeichen allgemeiner Stimmung genommen werden. Indes nicht in blasierter Geringschätzung der Kirchen kann der Friede gedeihen. Die christliche Religion ist einmal durch die beiden Hauptkonfessionen in Deutschland vertreten; sie haben unser Volk seit Jahrhunderten nebeneinander religiös erbaut und sittlich erzogen. Sie sind Mächte, die, wie die Dinge nun einmal liegen, durch nichts ersetzt werden könnten. Um so wichtiger ist ihr einträchtiges Zusammenwirken. Hiezu ist aber nicht nötig eine Union, ein Verschmelzen der beiden Konfessionen, was nur ein schöner, kaum jemals seine Verwirklichung findender Traum ist; wohl aber ist nötig, daß sie einander gewähren lassen, jede den guten Willen der anderen anerkenne und ihre Überzeugungen achte. Ein Mann, der in der protestantischen Kirche Deutschlands eine leitende Stellung einnimmt, wird Recht behalten: „Nur wenn bei Katholiken und Protestanten, vor allem bei den geistigen Führern in beiden Kirchen, die Überzeugung von der evangelischen Gemeinschaft des Glaubens stärker wird als das Bewußtsein des Trennenden, kann die Wurzel des konfessionellen Haders ausgerissen werden und Deutschland seinen religiösen — und, fügen wir bei, seinen politischen — Beruf erfüllen.“ Wenn solche Überzeugung sich mehr und mehr ausbreitet, dann wird der Weihnachtsruf: Et in terra pax hominibus bonae voluntatis nicht ein frommer Wunsch bleiben, sondern zum feierlichen Wahlspruch für das neue Deutschland werden.

Digitized by Google

Die gastliche Stadt.

Von Josef Ruederer.

Die schöne Stadt, von der ich reden will, liegt in günstigster Lage des Deutschen Reiches, als Knotenpunkt zwischen allen möglichen Haupt- und Lokalbahnlinien, und hat ein Mönchlein mit gelb umsäumtem Lodenmantel im Wappen, das mit der linken Hand einen steinernen Maßkrug als Zeichen der unwandelbaren Gemütlichkeit, mit der rechten einen rot gebundenen Baedeker als Zeichen der heimischen Industrie wagrecht in die Luft streckt. Sollte man Zweifel hegen, welche menschliche Niederfassung am Fuße der Alpen ich damit meine, dann könnte ich mich, nachdem Zweideutigkeiten nicht meine Sache sind, schon präziser ausdrücken, ich will mich aber für heute damit begnügen, weiter festzustellen, daß sich in der so bezeichneten Stadt neben den oben genannten Symbolen das, von lokalen Dichtern so oft besungene goldene Herz, das tiefe Gemüt und der Sinn für Humor zu einem köstlichen Gebinde vereinen, das den Fremden, den sehr geehrten Fremden, immer wieder entzückt, wenn er alljährlich als gern gesehener Gast ausgiebige oder — noch begrüßenswerter — ergiebige Einkehr hält. Freilich hausen hier, wie man aus meinem Aufsatz nur zu bald ersehen wird, auch jene Grandlhauer, Protestler und Reaktionäre, die die rapide Entwicklung nicht mit der nötigen Elastizität mitzumachen vermögen, sondern giftigen Blickes emporspucken, wenn sich die Stadt wie ein Phönix aus dem einst so viel verrufenen Straßendreck zu schwindelnder Höhe emporreckt. Im großen und ganzen aber begreift man so nach und nach den Geist der Zeit, jenen großen Geist, der den einstmals hinausgeschmissenen, jetzt schon tantiemenfreien Richard Wagner immer noch krampfhaft zu entdecken sucht, jenen Geist, der bei aller Betonung der Zugehörigkeit zum Deutschen Reiche ängstlich darauf sieht, daß der heilige Gral in der Wunderschale nicht nur vor Sachsen in Jägerhemden und Nagelschuhen, sondern auch vor besser gekleidetem, und vor allem, besser zahlendem Publikum als höchsten Heiles Wunder neben einladenden Reklameschildern erglüht, jenen Geist, der sich aus den alljährlichen Veranstaltungen von Festspielen, Reliefbühne, Kasperltheater und Mesothoriumskonzerten am schlagendsten in der, alles bezwingenden Gestalt des Fremdenverkehrsvereins präsentiert.

Was will eigentlich dieser, erst vor einigen Jahren ins Leben gerufene Apparat? Als ich mein übel beleumundetes Buch über dieselbe Stadt schrieb, von der ich heute rede, existierte er noch nicht; wenigstens nicht in der heutigen Form, denn sonst hätte ich ihm ein eigenes Kapitel gewidmet. Inzwischen aber hat er sich mächtig herausgemacht zu einer Institution,

Digitized by Google

die gut zu organisieren versteht. Man kommt nicht zur Welt ohne den Fremdenverkehrsverein, man stirbt nicht ohne ihn, man wird auf andere Weise nicht zum Kommerzienrat vorgeschlagen. Alles geschieht von seinem Gesichtswinkel aus, alles hat sich nach ihm zu richten. Dabei besteht seine Haupttätigkeit weniger im rein Schöpferischen und Aufbauenden, nicht in der positiven Leistung oder in deren Hervorhebung, nicht in der Frage, was Gold und was Talmi. Rein agitatorisch will er auftreten, zum Heile der Stadt und der umliegenden Ortschaften. Aber selbst da wirkt er nicht produktiv, sondern sucht seine eigentliche Stärke im Verneinen, im Dementieren. Erzählt z. B. Einer, der von den Bergen kommt, es regne dort, dann erklärt der Verein höchst kategorisch, daß das nicht wahr sei. Es darf nämlich niemals schlechtes Wetter herrschen in Gegenden, die von Fremden bereist werden. Wie es auch vollkommen ausgeschlossen erscheint, daß eine Vorstellung in einem Theater mäßig besucht ist, oder ein, sonst bei Kritikern wenig beliebter Kapellmeister während der Haute-Saison schlecht dirigiert. Schwätzen nun gar auswärtige Neidhammel nach, was heimische Spatzen schon längst von den Dächern pfeifen, nämlich, daß Steuern, Lebensmittel und Vergnügungen durch die ewige Gaudi und den Ausstellungspopanz ins Übertriebene wachsen, dann rasselt die Dementiermaschine am lautesten. Als ausgleichendes Gegengewicht sucht sofort ein sympathischer Leitartikel mit zufriedenem Gesichte nachzuweisen, daß gerade das Gegenteil der Fall sei, da man nirgends so billig lebe wie hier, nirgends so angenehm, nirgends so freundlich versorgt. Grinsende Gesichtszüge sind überhaupt die erste Bedingung, will man im besagten Verein Aufnahme finden, und angeborene Rednergabe bildet jedenfalls keinerlei Grund zur endgültigen Ausschließung. Ist man gar imstande, den Besitz von ein paar Terrainaktien nachzuweisen, in jenen schönen Tagen erworben, da das Weichbild bis in die letzten Winkel des Burgfriedens mit den Segnungen der rapiden Entwicklung überschwemmt werden sollte, dann hat man neben dem Anspruch auf allgemeine Teilnahme den nicht geringeren auf einen Platz in der Vorstandschaft.

Der freundliche Leser kann sich nach solch umständlicher Einleitung wohl denken, wie umwälzend auf so groß ausgebaute Kultur und sorgfältig gepflegte Industrie ein Ereignis wirken mußte, wie der unglückselige, langwierige, schreckliche Krieg dieses Jahres. Allerdings, im ersten Augenblick war man sich über die nicht zu ermessenden Folgen noch nicht völlig im klaren. Ja, einige von der oben gezeichneten Kategorie der alles Verlästernden freute sich sogar darüber, und der Pöbel, der zur rechten Stunde immer den Stein der Weisen findet, zog vor das Café Fahrig, indem er die Fenster einwarf. Dadurch wurden in den oberen Stockwerken des Hotels zahlreiche

Digitized by Google

Fremde aus dem besten Schlafe geweckt, schöne, solvente Leute, die sofort abreisten, indem sie entrüstet erklärten, so bald nicht wieder nach der Stadt mit dem Baedeker im Wappen und den schlechten Manieren in der Politik zu kommen. Zum Glück konnte man nachweisen, daß es sich in der Schlacht bei Fahrig noch um das innig befreundete Österreich handelte, und daß ein Krieg halt eben doch eine Sache, die einem auch ohne eingeschmissene Fensterscheiben schon manchmal den Schlaf vertreiben könnte. Obendrein ging es dann Schlag auf Schlag. Die Ereignisse überstürzten sich, und — ein glücklicher Zufall — die lieben Fremden schienen kurioser Weise auf einmal ihre helle Freude an dem losbrechenden Weltbrand zu haben.

Das gab dem Verein, der sich ihrer so tatkräftig annahm, neuen Mut. Eigentlich hatte er erst die Absicht, auch diesen Krieg, wie so manches vorher, aufs kräftigste dementieren zu lassen. Nichts einfacher als das, nichts natürlicher. Es bedeutete doch eine ganz üble Hemmung, was da plötzlich hereinbrach, eine Geschäftsstörung, wie sie überhaupt noch nie da war. Denn nicht nur die Durchreisenden wurden über Nacht mit roher Faust vertrieben, all die lieben Slowaken, Serben, Russen, Montenegriner, die ihr gutes Geld ebenfalls in der Stadt verzehrt, und unterm Deckmantel von Kunst und Wissenschaft, von Fremdenverkehr und Kaffeehausleben ein Spionagesystem betrieben hatten, wie es sich niederträchtiger und ungestörter in keiner Stadt Deutschlands ausbreitete, alle diese herzigen Kerle verdufteten, soweit man bei solchem Gesindel von so etwas reden kann, eiligst über die Grenzen, indem sie die Sorge um die Bezahlung ihrer Schulden dem weißblauen Himmel und seinen Bewohnern überließen. Die schlugen sich aus Jammer über die teuren Verblichenen die Brüste wund, und der Verein klagte nicht minder über den brutalen Gewaltakt, der solch schätzbaren Gästen die trauten Wohnstätten für immer unmöglich machte. Als aber die Größe der Tatsachen den Mitgliedern immer deutlicher um die Ohren schlug, entschlossen sie sich doch, in patriotischer Weise, der Weltgeschichte nicht mehr in den Arm zu fallen, sondern den Ereignissen ihren Lauf zu lassen. Sie hingen sogar die Fahnen heraus, sie begannen Hurra zu schreien. Den ganzen August durch, so lange nur Siegesnachrichten kamen. Freilich, als es dann im September etwas langsamer ging, und nicht jeder Abend dreißigtausend Gefangene brachte, wurden sie ungeduldig. So ein Krieg war ja zur Abwechslung mal ganz nett, aber wie jeder gute Witz mußte er kurz sein. Sonst störte er die sprichwörtliche Gemütlichkeit und vor allem die heimische Industrie.

Letztere hatte bei Beginn der Haute-Saison einen weiteren empfindlichen Stoß erlitten. Es begannen gerade die sonst so besuchten Festvorstellungen: da reisten zu allem Überfluß auch noch die Amerikaner ab, die beliebtesten

Digitized by Google

Gäste der Stadt, die der Krieg eigentlich gar nichts anging. Die guten Leute ließen, so lange sie erreichbar waren, Kuß und Umarmung in der ganzen Stadt, wo immer man es verlangte, geduldig über sich ergehen; jetzt, wo sie glücklich im Zuge saßen, hielten sie sich, wahrscheinlich schon nach der Ausfahrt aus der Bahnhofshalle, den Bauch über die Rosen und die flammenden Worte, womit sie beim Abschied überschüttet wurden, heilfroh, daß ihnen ihr Englisch nicht die gefürchteten Prügel eingetragen hatte. Figaro und Don Giovanni aber, sowie Tristan und Isolde sangen die leeren Bänke an, und in den Hotels gähnten einschläfrige und zweischläfrige Betten samt Badezimmern nach Bewohnern.

Daß es unter solchen Umständen nicht leicht fällt, ein Patriot zu bleiben, liegt auf der leeren, offenen Hand. Zwar hielt sich das Bild der Stadt noch aufrecht wie ein holder, süßseliger Traum. Männlein und Weiblein, die man draußen nicht brauchen konnte, stolzierten mit denselben Gesichtern und denselben Kleidern auf den Promenaden und in den Cafés herum, dieselben Kritiker schrieben dieselben Besprechungen, und in den gut besuchten Wirtschaften der Stadt hielten wackere, erbeingesessene Bürger mit großen Uhrketten und noch größerem Behagen wie sonst ihre Spanferkelpartien, wobei sie unter lautem Schmatzen versicherten, der ganze Krieg könnte ihnen schon längst kreuzweis die zottige Mannesbrust herunterrinnen, wie das helle Märzenbier, das sie dabei hinter und über die Binde gossen. Also eigentlich ein Bild des tiefsten Friedens, dem aber doch das gewisse Etwas, die Seele fehlte, der Schimmer und die Etikette des Leichtsinns, ohne die nun mal diese Stadt verödet liegt, wie Pompeji unter schneereichen Dezemberwolken. Auch mengten sich zu viele schwarzgekleidete Leute in das lebende, empfehlende Plakat des Fremdenverkehrsvereins, Gestalten, die mit den herumirrenden Verwundeten immer weniger Farbe aufkommen ließen, je mehr die Jahreszeit fortschritt.

Wie lange das dauern sollte? Nicht einmal Schenkers Reisebüro, noch Cook and son vermochten darüber befriedigende Auskunft zu geben; wohl aber schlug eines Tages, als es schon hübsch weit im nebelnden Spätherbst war, eine Botschaft ein, die jedes zahlende, ordentliche oder ordentlich zahlende Mitglied des Fremdenverkehrsvereins nur mit schwerer Besorgnis vernehmen konnte. Die deutsche Regierung hatte den barbarischen Entschluß gefaßt, die im Lande lebenden Engländer in sicheren Gewahrsam zu bringen. Der Kanzler tat das zwar nicht ohne schmerzliche Seufzer, nicht ohne höfliche Entschuldigung gegen den schwer betroffenen Inselstaat: für das goldene Herz war das aber zu viel. Jetzt auch noch dieses liebe sympathische Volk mit den modernen Lederstiefeln samt den herausgepreßten großen Zehen! Schon der Armeebefehl des Bayerischen Kronprinzen, der

Digitized by Google

festes Draufgehen empfahl, hatte bedenkliches Stirnrunzeln bei allen Bedächtigen erweckt. „Viel z'scharf, der junge Herr! Wer muaß's denn ausbad'n? Mir müass'n's ausbad'n! . . . Außerdem, gar so g'fährli' werd's ja wohl aa net sei'!" Mit der letzten Wendung meinten sie die Behandlung der Deutschen in den englischen Konzentrationslagern, indem sie dabei wieder einen festen Schluck Bier nahmen und einen kräftigen Zug aus der Zigarre taten. Es ist das ein Lieblingswort unserer Stadt, dieses: „Gar so g'fährli' werd's ja wohl aa net sei'!" und findet dann immer lebhafte Anwendung, wenn man innerlich fest überzeugt ist, daß es an der betreffenden Stelle nach Noten stinkt. Auch nach hier nämlich war Kunde gedrungen, daß man drüben die Landsleute wie die Schweine berge und füttere, aber man war ja weit vom Schuß, und da das genannte Zitat ein wirkliches Sprungbrettl darstellt, von dem aus man, wie im Schwimmbad, mit dem Kopf einige Zeit unterzutauchen vermag, um nichts mehr zu hören, machte man auch diesmal davon den ausgiebigsten Gebrauch, indem man sich als Schützer internationaler Interessen, innerlich froh, daß wenigstens wieder ein bischen Feuer im Dache brannte, ins Polizeigebäude begab.

Dort waren in großen geräumigen Sälen die verschiedenen Engländer untergebracht, und stierten, auf ihren Koffern oder Reisedecken sitzend, glasäugig vor sich hin. Die Sache erschien ihnen natürlich ein viel geringeres Vergnügen als den biederen Bürgern, denn schließlich mußten doch sie auf Stroh kampieren, schließlich mußten doch sie für sechzig Pfennig im Tage essen und vielleicht auch noch so lange Steine klopfen, als die Herren Grey und Asquith dies geschäftliche Kriegsunternehmen in streng solider Weise als Eduards selige Erben zu führen gedachten. Wagner oder Mozart würden in Ruhleben schwerlich gespielt werden, auch durfte man wohl kaum den bewachenden Soldaten so ungestört auf den Bauch treten, wie sonst jedem Bürger im lieben deutschen Vaterlande, der auf englische Fragen nicht prompt englisch erwiderte. Aber der Geist des Fremdenverkehrs half den Ärmsten verklärend über die schwere Abschiedsstunde hinweg und zeigte die Stadt ihres erhabenen Wappens in jeder Weise würdig. Erst trugen flinke Schutzleute Bier und Weißwürste in Mengen herbei, dann erschien die hohe Staatsregierung in Form eines veritablen Ministers. Sie sah nach, ob die Herrschaften gut untergebracht waren, ob sie sich in den schönen, komfortabel ausgestatteten Räumen der Polizeidirektion über nichts zu beklagen hatten. Auf diese Weise entschuldigte sie sich noch höflicher als der Reichskanzler, und fragte zum Schluß mit bekümmerter Miene nach den besonderen Wünschen der Einzelnen. Als aber die Engländer immer noch mit den Fischaugen gleichmäßig geradeaus starrten, erschien ein Oberbonze des Vereins in großem Ornat. Der gehörte zu den besonders Gewappelten

Digitized by Google

und zeigte vier Manuskripte, die er bedächtig aus der sternbedeckten Brusttasche herauszog, alles Reden, die er halten wollte — je nach Bedarf. Die erste war für den Fall berechnet, daß in diesem unheilvollen, langwierigen, schrecklichen Kriege etwa die Franzosen ins Land kämen. Dann würde er sagen, daß er sich besonders freue, gerade sie in der Stadt zu sehen, in die sie schon früher einmal als hochwillkommene Gäste bedeutsamen Einzug gehalten und viel zur Mehrung der Bevölkerung beigetragen hätten. Ähnlich war die zweite Rede entworfen, die die Russen feierte. Nur war darin dem lebhaften Bedauern Ausdruck gegeben, daß sich die Träger derhohen Zivilisation bis jetzt so selten zu Reisen in die ihnen immer so wohlgesinnte Stadt entschlossen hätten. In Jubeltöne aber klang die dritte Rede auf das am meisten wandernde England aus. Festspiele, Zimmer mit Telefon, Frühstück und Lunch, Meistersinger, Ruderregatta, Schöne Helena — das alles überschlug sich nur so, und am Schlusse war höchst sinniger Weise an die verschiedenen Fressereien erinnert, zu denen auch diese Stadt im Interesse der Verbrüderung der beiden Nationen höchst unsinniger Weise geladen hatte.

Es lag dann, wie gesagt, auch noch eine vierte Rede in Bereitschaft, eine kurze Begrüßung für die siegreich heimkehrenden deutschen Krieger, doch wisse man nicht, so fügte der Oberbonze unter holdem Erröten beruhigend bei, ob man von ihr werde Gebrauch machen können. Damit geleitete man ganz England, soweit es vertreten war, zur Bahn, indem man aus vollen Kehlen das „God save the King“ anstimmte. Jungfrauen, wie sie bei solchen Gelegenheiten unentbehrlich sind, folgten mit Blumenkränzen. Leider machte am wartenden Eisenbahnzuge die rohe Militärgewalt dem erhebenden vaterländischen Akte ein schnelles Ende. Bärtige Krieger standen mit den berühmten bayerischen Hausschlüsseln, den Kolben, bereit und wiesen vielsagend auf Wagen dritter Klasse ohne Wasserdampfheizung, aber mit achtundvierzigstündiger Fahrt. Dem Fremdenverkehrsverein brach fast das Herz bei diesem Anblick. „Gelt, Sie sagen's drüben, wenn S' amal hoam kemma, daß mir net dran schuld san!“ So wimmerte ein in den besten Jahren stehender Bürger. „De Preiß'n san's g'wes'n“ ruft ein anderer. Wieder einer meinte, indem er die Hände der Abreisenden schüttelte: „Wenn nur grad no' d'Amerikaner 'rüberrutsch'n, daß ma' wenigstens ab und zua de wunderschöne englische Sprach' hört.“ Der mutigste aber von allen, ein Greis von fünfundsiebzig Jahren mit dem Titel eines Geheimen Kommerzienrates, durchbrach noch einmal die abweisenden Soldaten und löste durch sein Verhalten in der ganzen Runde die tiefste zivilistische Ergriffenheit aus. Im letzten Augenblicke umfaßte er einen jungen Engländer, der bei ihm Schwimmhosen und Nachtspenser gekauft hatte, jetzt aber einen schweren, fest geschlossenen Pelz vom Kopf bis zu

Digitized by Google

Füßen trug. Den griff der tüchtige Geschäftsmann tränenden Auges vergebens auf und ab, indem er schluchzte: Mei' Leb'n oder mei' schöne Kundschaft oder wenigstens zwoa Markstückl möcht i' glei' d'rum geb'n, könnt i' Eahna zum Abschied nur grad irgendwo nei . . ." Der Rest der Rede ging im einsetzenden Brausen des dahinrollenden Zuges leider verloren, doch wird man diese schöne Redensart in der eben geschilderten Stadt auch nach dem Kriege wieder an allen Ecken den Ausländern gegenüber so oft vernehmen, daß ich sie für diesesmal nicht eigens zu registrieren brauche, sondern sie mir, wie so manches Schöne, was in diesen denkwürdigen Tagen geschieht, für später versparen kann.

* * *

Vorstehender ernsthafter Scherz ward geschrieben, wie Satiren geschrieben werden, in der steten Mischung von Dichtung und Wahrheit, die von den simpelsten Tatsachen zur höchsten Übertreibung steigert, um in der höchsten Übertreibung desto kräftiger die simpelsten Tatsachen herauszuheben. Wem das noch nicht genügt, dem sei ausdrücklich bestätigt, daß der zitierte Geheime Kommerzienrat, der Nachtspenser und Schwimmhosen verkauft, beim Abschied ebensowenig nach Löchern im Pelze des jungen Engländers suchte, wie die blumenspendenden Jungfrauen das „God save the King" sangen, oder der in phantasievoller Freiheit vorgeführte Oberbonze des Fremdenverkehrsvereins die verschiedenen Reden für Frankreich, Rußland und England in Bereitschaft hielt. Wären aber die Gefühle der, die Gefangenen umwedelnden Herrschaften wirklich zu solchem Paroxysmus gesteigert worden, dann hätte mich das keinen Augenblick gewundert. Durften doch Münchner Zeitungen unwidersprochen behaupten, daß die Engländer wie bei einheimischen Frühschoppen regaliert wurden, daß der Minister des Innern sich persönlich nach den besonderen Wünschen erkundigte und der Bürgermeister der Stadt den, allerdings in behaglicherer Form scheidenden Amerikanern regelmäßig duftende Grüße zur Bahn brachte. Zu Friedenszeiten, als die allgemeine Bauchrutscherei vor den Ausländern Triumphe feierte, konnte man lachen oder die Achseln zucken; wird aber diese üble Gewohnheit der Deutschen auch in so tiefernster Zeit, angesichts schreiender Gegensätze jenseits des Kanals, der Weichsel und der Vogesen fortgesetzt, dann macht sich jeder, der nicht mittun mag, auf seine Weise Luft — ich auf die meine.

Daß ich damit auecken würde, sollte ich zunächst durch jene beiden Blätter erfahren, für die ich sonst Artikel schreibe. Sie gaben mir nämlich „Die gastliche Stadt" mit Hinweis auf den verhöhnten Fremdenverkehrsverein zurück, und besonders das eine Blatt meinte, das sei eine Sache, die sich doch nicht so einfach abtun lasse. Außerdem arbeite diese Korporation wirklich zum Heile von Stadt und Land in ersprießlicher Weise, die wohl Anerkennung, nicht aber Spott verdiene. Darauf kann ich in aller Öffentlichkeit nur erwidern, daß es mir nicht einfiele, eine Tätigkeit anzugreifen, die ausschließlich durch Förderung des Verkehrs, durch Erschließung neuer Gebiete, sowie durch Zufuhr kaufkräftiger Elemente dem, zum Teil auf Fremde angewiesenen Lande zu helfen trachtet. Was ich verlache, ist die zur allgemeinen Wichtigtuerei ausgewachsene Rolle, die der Verein auch auf anderen Gebieten zu spielen

Digitized by Google

sucht. Er streckt nämlich seine Arme viel weiter aus, er stellt alles auf den Fremden ein er läßt alles auf ihn zurückströmen wie Ebbe und Flut. Dadurch gerät er, wie das, was er fördern will, auf eine schiefe Ebene, die das wahre Bild grundsätzlich verfälscht. Kunst, Wissenschaft und öffentliches Leben müssen nach seiner Pfeife tanzen wie Handel und Industrie. Welche Jahrmarktsprodukte dabei unter dem Siegesgeheul einer zu allem nickenden Kritik erstehen, welch jammerbare Verflachung die systematischen Festspiele bedeuten, die alljährlich Wagner herunterleiern und dadurch unsere Hofbühnen samt Orchester lahmlegen, das ist unter Leuten, die's mit der Stadt zum mindesten so gut meinen, wie die ewigen Jubelväter und Bratenredner, schon öfter erörtert worden. Diese Reaktionäre, deren Zahl größer ist, als die nur festlich gestimmten Herren und ihre Hintermänner ahnen, behaupten z. B., daß zur Zeit der Regierung Ludwigs I. oder Max II. eine Kultur in München regierte, die, ohne von einem Fremdenverkehrsverein geregelt zu werden, der Stadt größere Bedeutung und stärkeres Ansehen verlieh, als die heutigen Ausverkäufe und Schaustellungen. Gewiß, das waren andere Zeiten, andere Verhältnisse! Es waren aber auch andere Menschen, und ich sehe nicht ein, warum man unterlassen soll, ihre einfache, stille Art der heutigen Reklamewirtschaft einmal mit gut lesbaren Buchstaben nachdrücklichst gegenüberzustellen. Wir sind augenblicklich ganz unter uns, können unbelauscht reden und als Genossen der jetzigen Epoche in einer Zeitschrift, deren diesmalige Nummer ausdrücklich der alten Kultur gewidmet ist, unumwunden eingestehen, daß in früheren Jahren, wo das Regententheater noch nicht existierte, eine Aufführung des Siegfried oder der Walküre ein wirkliches Fest bedeutete, dem zwar nicht die elektrisch beleuchteten Automobile des Hotels mit duftig gekleideten Ladys, wohl aber Enthusiasten zustrebten, die dem von München nach Bayreuth vertriebenen Meister noch im Himmel oder in der Hölle als Lauscher bei weitem sympathischer wären.

Aber es handelt sich heute um tausendmal wichtigere Dinge als um den Besuch des Prinzregententheaters und der Mozartaufführungen! Ringsum stehen noch immer die Feinde, und es ist die Frage, ob man vor ihnen, solange sie noch nicht auf dem Boden liegen, noch länger auf dem Boden herumrutschen soll. Bisher machte man die schönsten Anstalten dazu. Am dritten Mobilmachungstage, also noch vor der Kriegserklärung Englands, wurde in einer Sitzung allen Ernstes der Vorschlag gemacht, man sollte die hier anwesenden Engländer und Amerikaner veranlassen, Beiträge zur Wohlfahrtspflege zu geben. Die Herrschaften hätten doch das großartige Schauspiel der Erhebung des Deutschen Volkes genossen, ohne selbst in Mitleidenschaft gezogen zu sein, und würden gewiß gern ihr Scherflein beisteuern. Dieser Vorschlag, der im Grunde nichts andres bedeutet, als eine Art Lustbarkeitssteuer, sollte in englischer Sprache in den Hotels angeschlagen werden. Es ist ferner gar kein Geheimnis, daß von einflußreicher Hand verschiedenen Ausländern Geleitschreiben gegeben wurden, worin ihre Eigenschaft als Feinde wie eine besondere Geschäftsempfehlung hervorgehoben wurde. Alles, damit ja der Ruf der Fremdenstadt gewahrt bleibe und nach beendetem Kriege nicht nur einfache Zimmer, sondern auch solche mit Badezimmern wieder vermietet werden.

Der große Ausverkauf wird also fortgesetzt, ja, man vergibt sich durch ihn noch mehr als man früher tat, denn jetzt lassen die so umschmeichelten Leute, nachdem sie

Digitized by Google

die ganze Welt gegen uns gehetzt haben, draußen im Felde auf unsere Brüder und Söhne für zwei Schilling pro Mann und pro Tag schießen, jene Leute, denen das inbrünstige Gebet der Stadt auf baldige Wiederkehr gilt. Das wirkt umso deprimierender, als man drüben, in dem so vergötterten Lande, grundverschiedene Töne für uns findet. Man braucht nur die nächstbeste Nummer irgend einer englischen Zeitung aufzuschlagen, und man wird eine Sprache gegen anständig kämpfende Gegner finden, die an Verächtlichkeit, Gemeinheit und Verlogenheit die der übrigen Feinde meilenweit übertrifft. Würde der Fremdenverkehrsverein seine Vermittlerrolle, auf die er immer so stolz ist, dahin ausnützen, daß er diese Kundgebungen seinen Mitgliedern zugängig macht, dann würde er sich ein größeres Verdienst um die Stadt erwerben, als mit der ewigen Angst, daß ein paar Engländer weniger ins Land kämen, und der noch viel überflüssigeren, die deutsche Regierung könnte zu scharfe Repressalien ergreifen. Schließlich wird man auch nach dem Kriege durch München reisen, man wird sich dort aufhalten, und es ist zu hoffen, daß dann, wo die Engländer sich noch geraume Zeit verkriechen werden, und die Amerikaner, die ihnen Waffen und Munition liefern, auch nicht so schnell wiederkommen, fürs erste ein Publikum auftritt, dem auf vorhergehende Anfrage von den Gasthöfen wieder höflich geantwortet wird, wie viel ein Zimmer pro Tag kostet, ein gutes deutsches Publikum, das Freude an deutscher Kunst und deutschen Sitten hat. Dann könnte vielleicht die uns einst so lieb gewesene Physionomie des öffentlichen Lebens ursprünglichere Züge aufweisen, als sie's vor Kriegsausbruch tat, wo sie durch ausländisches Krethi und Plethi, dem Urbild völlig entrückt, zur Grimasse verzerrt wurde, die für eine internationale Badegelegenheit, nicht aber für die bayerische Hauptstadt paßt.

Selbstachtung vor den Neutralen!

Kaum einen Tag breiten wir die Zeitungen aus, ohne auf irgend einen wässerigen Protest, eine wehleidige Klage um die schwankenden oder mißgünstigen Neutralen zu stoßen.

Harmlose Philister, denen es einmal geglückt ist, das Publikum mit einer Posse zum Lachen zu bringen, richten mit „grenzenlosem Erstaunen" vor der gesamten „Kulturwelt" an das italienische Volk die Frage, ob es wirklich dem Kantischen Sittengesetz in der Politik nicht fürder treu bleiben wolle.

Wer die Feder halten und das Konversationslexikon wälzen kann, beschwört zürnend, flehend, seufzend die Schatten Washingtons und Gustav Wasas und Kosziuskos, des großen Oraniers und des alten Winkelried.

Wenn heute in Rom oder Stockholm Ministerrat und Generalstab über die Politik ihres Staates entscheiden, — welcher ernsthafte Mensch glaubt, daß eine dieser Phrasenkanonaden dort auch nur gehört wird?

Elende Überreste alter Bedientenhaftigkeit, die nicht davon ablassen will, schmeichelnd und scheltend um die Gunst der Fremden zu betteln! Unwürdige Spiele kleiner Hanswurste, die selbst am Feuer des Weltkrieges noch das Süppchen ihrer geschwätzigen Eitelkeit zu kochen versuchen!

Völker und Staaten handeln nach ihrem Vorteil. Wenn sie charaktervoll und weiterausseh end sind, so halten sie darauf, daß das Recht dabei auf ihrer Seite sei.

Lassen wir unser Schwert dafür sorgen, daß niemand seinen Vorteil bei unsren Feinden finde! Schärfen wir unser Gewissen, daß alle Ehrlichen das Recht in unsrem Lager erkennen müssen!

Dann mag jeder Neutrale es halten, wie er will oder muß.

Wer mit uns ist, der soll Treue um Treue haben. Und alle andern soll von uns aus der Teufel holen.

Digitized by Google

Gedächtnisrede auf Bernhard von Jakobi,
gehalten an seinem Sarge am 9. November 1914 von Max Halbe.

So ist denn Bernhard von Jakobi noch einmal bei uns eingekehrt, ehe sein Sterbliches der reinen Flamme übergeben wird. Wir alle hatten ja wohl schon im Stillen den großen Lebensabschied von ihm genommen, vom Künstler, vom Freund, vom Menschen.

Nun will es eine schmerzlich schöne Fügung, daß wir uns noch einmal versammeln können, um zwar nicht ihm selbst — wer weiß, welche Fernen sein Unzerstörbares, sein Seiendes, sein Geist schon durchmessen haben mag —, aber der Welt zu sagen, was wir von ihm gehalten haben, was er uns bedeutet hat.

Wenn sonst ein Mann seines Schlages, seiner geistigen und künstlerischen Bedeutung mitten aus seiner Laufbahn herausgerissen wird, wenn ihn der tödliche Streich trifft, ehe er noch die Höhe des Lebens erreicht hat, wenn er scheiden muß in holder Frühsommerszeit und ihm das Schicksal die Ernte, die Reife schuldig blieb, dann stehen seine Nächsten, seine Freunde wohl in fassungsloser Erschütterung vor der Sinnlosigkeit, vor der scheinbaren Blindheit des Geschicks, das aussät und vernichtet, ohne sich um Blüte und Frucht zu kümmern.

Aber der Krieg, der über uns gekommen ist, wie eine unbeschreibliche Naturkatastrophe, wie ein Elementarereignis ohne gleichen, ist ein furchtbar großer Lehrmeister für uns geworden und die größte und bitterste Lehre ist die, daß er uns eine andere Auffassung vom Tode oder vom Leben gegeben hat. Von der Vernichtung des Einzelschicksals, von der Zerstörung des Einzelglücks. Ja, wir stehen heute anders zum Tode als vielleicht noch vor wenigen Monaten. Wir stehen anders dazu, seit dieser Krieg Tag für Tag Hunderte und Tausende dahinstreckt, und die meisten davon in der Blüte wie unser toter Freund hier, und so mancher darunter, der uns teuer war, auf den wir Hoffnungen setzten, wie unser toter Freund hier.

Das Gewicht des Einzellebens, in die Wagschale geworfen mit so vielen Tausenden und Hunderttausenden anderen, schnellt in die Höhe vor der Schwere des Gesamtschicksals, das sich in den Worten „Volk", „Reich", „Vaterland", „unserer Väter Land", „unserer Kinder Land" ausdrückt. Ja es ist, als ob das Gewicht des einzelnen Menschenlebens immer geringer würde, je mehr davon in die große Wagschale des Kriegs geworfen wird. Auch hier wieder zeigt sich, daß in der geistigen Welt andere, ja geradezu entgegenstehende Gesetze wirken, wie in der materiellen Welt. Und es ist die Tragik gerade des geistigen Menschen unserer Tage, daß er sich dessen bewußt ist, daß er die eigene Nichtigkeit, die Eitelkeit all seines Schaffens und Wollens klar erkennt gegenüber den ungeheuren Naturgewalten, die am Werk sind, um unser Zeitalter und unsere Welt von Grund aus umzugestalten.

Bernhard von Jakobi ist sich, wie vielleicht nicht so sehr viele andere, gerade dieses Zwiespalts in seiner Seele bewußt gewesen, ja er hat ihn in sich selbst wie wenige andere geradezu typisch verkörpert. Auf der einen Seite die ganze geistige und ästhetische Bildung des Zeitalters, die feinnervige Fähigkeit des geistigen Erfassens, des künstlerischen Fühlens und Genießens, eine fast schon an den Grenzen des Dekadenten angelangte Sensibilität und Formbildung, ein politisches und kulturelles Weltbürgertum, das weit über die Grenzen des Heute, ja vielleicht über alle Grenzen der Möglichkeit hinausflog — auf der anderen Seite die unerbittliche, unausweichliche Notwendigkeit gerade dieses Krieges, die sich seinem suchenden Geiste schon sehr bald in ihrer grausamen Klarheit enthüllte, der furchtbare Schicksalszwang, auch mit zu der Generation zu gehören, auf deren Schultern es von einer

Digitized by Google

unergründlichen Vorsehung gelegt war, den Daseinskampf unseres Volkes mit jeder Selbstaufopferung bis zum glorreichen oder tragischen Ende zu führen.

Unser toter Freund hier hat, wie nur irgend einer von den tragischen Helden der Bühne, die er so oft in Vers oder Prosa vor uns gespielt hat, schließlich in seinem eigenen Leben, in der harten Wirklichkeit des Tages und nicht mehr im weichen Dämmerlicht der Kunst, den schwersten tragischen Konflikt unserer Tage auszufechten gehabt: den Zwiespalt zwischen dem ästhetischen und geistigen Weltbürgertum des Einzelnen und dem ungeheuren Elementarausbruch des Gesamtwillens unserer Nation. Und wie er ihn ausgefochten hat, wie er der sich bekämpfenden Gewalten in seiner Seele Herr geworden ist, das zeigt uns hier sein Sarg, der sein Sterbliches vom Schlachtfeld hergetragen hat. Das zeigen uns die Ehrenkreuze der Tapferkeit, die seine letzte Wohnstatt hier schmücken.

So erscheint er mir in seinem Kampf mit sich selbst als ein typischer Vertreter der ganzen jüngeren Kunstgeneration, zu der er gehörte, und so darf er auch in seinem Sieg über sich selbst, für den sein Heldentod das schönste Zeugnis ablegt, uns allen als ein Vorbild in die Zukunft vorangehen.

Unser toter Freund war kein leichtbeschwingter Tänzer im Ballsaal der Kunst. Er war kein Mensch des schnell zupackenden Instinkts, der es trifft oder nicht trifft, je nachdem wie ihm gerade die Karte in die Hand fällt. Er war ein Suchender, ein Ergründer, ein in die Tiefe Steigender. Er war schwerblütig, wohl auch melancholisch. Er war ehrgeizig, wie es ein echter und rechter Künstler soll, aber er war weit entfernt von neidischer Ehrsucht und jener hohlen Eitelkeit, die nur zu leicht auf den Brettern gedeiht. Und wenn er schwerblütig war, so war er doch nichts weniger als schwerfällig. Denn es war Feuer in seinem Geist, und auch da, wo er sein großes Wollen noch nicht vollständig in die Form eines gleich großen Könnens hineinzuzwingen vermochte, auch da leuchtete uns doch immer die Flamme seines Geistes und ein Funke seines Feuers sprang belebend, wenn auch vielleicht nicht immer erwärmend, auf uns herüber. Er war fröhlich mit seinen Freunden und doch im ganzen mehr als ernst. Er war jung und doch weit über seine Jahre reif.

Erinnert uns nicht sein Bild ein wenig an jenen Prinzen von Dänemark, den zu spielen, vor einer großen künstlerischen Gemeinde zu spielen, sein höchster schauspielerischer Ehrgeiz gewesen ist? Auch Prinz Hamlet scheute und zögerte vor der Tat, aber die Tat war stärker als der Geist und zwang ihn in ihren Dienst. Ich habe Bernhard von Jakobi den Prinzen Hamlet spielen sehen. Vor nahezu drei Jahren. Im bescheidenen Rahmen des Innsbrucker Stadttheaters. Erst eine Vorstudie, eine Skizze erst nur und doch schon die Gestalt im großen angelegt. von tiefster geistiger Durchdringung, alle seelischen Fasern bloßlegend, oft von hinreißendem Schwung, im ganzen ein Versprechen des Höchsten vielleicht, das die Kunst zu geben vermag, wenn auch noch nicht das Höchste selbst, wie ihm, dem Klarblickenden, nur zu gut bewußt war.

Nun ist er sich selbst und uns anderen diesen höchsten Zins seiner Kunst schuldig geblieben und Prinz Hamlet ist den Tod der Tat gestorben, getreu seiner Rolle getreu sich selbst. Ein Fragment sein Werk und doch durch den Schlußsatz gewichtig, als wäre es vollendet. Sein Leben war kurz und stark und ernst und reich. Nun hat der Tod das Licht der Verklärung darauf geworfen. So wird sein Bild uns allen, die ihn kannten, die ihn schätzten, die ihn liebten, teuer bleiben.

Bernhard von Jakobi, der Du der Kunst als ein treuer und wahrhaftiger Ritter gedient hast und für Dein Vaterland gefallen bist als ein ebenso wahrhaftiger und treuer Held, lebe wohl!

Digitized by Google

Französische Justiz 1871.

Von Dr. Robert Hallgarten in München.

Der schändliche Justizmord, der soeben in Frankreich an deutschen Ärzten und deutschen Krankenschwestern begangen wurde, die wegen Vernachlässigung französischer Verwundeter und wegen Diebstahls von Wein und Handtüchern zu schweren Gefängnisstrafen verurteilt wurden, nötigt uns zu einem Rückblick. Nicht um lediglich historische Vergleiche anzustellen oder um über französische Justizmorde zu philosophieren. Darüber sind schon Bände geschrieben worden — von Franzosen. Nein, aus dem Irrtum, der jenen zur Wahrheit werden könnte, aber nicht wird, können wir für uns eine Erkenntnis schöpfen. Noch wissen wir die Einzelheiten jener Prozesse gegen unsere Ärzte nicht, aber das eine wissen wir, daß verblendeter Haß ein Urteil sprach, das er nicht erst zu finden brauchte, sondern bereit hielt, das Urteil, um deswillen jene Prozesse überhaupt angestrengt wurden, das ein Verdammungsurteil für deutsche Kultur werden sollte und zu einem Verdammungsurteil für französische Justiz geworden ist. Vielleicht erwecken die Justizmorde von 1871, die wir besprechen wollen, noch einen menschlich günstigeren Eindruck, als die von 1914. Sie erforderten einen gewissen Mut. Wurden sie doch begangen, obgleich wir Sieger waren und Besatzungstruppen in Frankreich stehen hatten, mithin Unrecht durch unmittelbaren Zwang erwidern konnten. Die Urteile von 1914 ergingen, weil wir noch nicht Sieger sind. — Ein französischer Jurist, der im Jahre 1897 ein Werk über französische Justizmorde schrieb, schaltet vorsichtigerweise und in richtiger Erkenntnis seines Volks die aus politischer Leidenschaft begangenen Fehlurteile aus seiner Betrachtung aus. Bedeutsamer, als seine mageren und gewundenen Gründe für ein solches Verfahren, sind für uns die Tatsachen, die er zugibt: „In der Politik gibt es keine Gerechtigkeit . . . Wie oft hat man diese Worte wiederholt, die durchaus kein Scherz, sondern leider nur die Formel für eine absolut wahre Sache sind. Nur zu oft hat die Justiz gegen Widersacher der augenblicklichen Machthaber mit Leichtigkeit Schuldbeweise gefunden. Nur zu oft hielt es der Richter hier für seine Pflicht, zu verdammen, unter allen Umständen zu verdammen. Ein Freispruch schien ihm Verrat." Wer sind diese augenblicklichen Machthaber? Die es von je dort gewesen sind, die Masse, deren Instinkten durch solche Justizkomödien geschmeichelt werden soll. Das hat schon der große Justizreformer Voltaire erkannt, der nicht nur den gelehrten Richtern, die einen Calas verdammten, nein auch dem Pöbel, der die Verurteilung von Montbailli erzwang, mutig entgegentrat. Voltaire spricht von dem Wahnsinn der Canaille und beschließt sein „Fragment über die Gerechtigkeit" mit den hoffnungslosen Worten: „Wird es den Parisern jemals aufgehen, daß ernste Prozesse keine Theatervorstellungen sind? Wird ein Volk, das allen

Digitized by Google

Gaukeleien zugänglich ist, sich jemals ändern können?" Wir können Voltaires Frage mit Nein beantworten. Lamartines resignierenden Worte: „Jamais l'homme ne change, toujours ou victime ou bourreau", behaupten in der Geschichte der französischen Justiz ihr Recht. Die 140 Jahre seit jenem Kampf Voltaires für Gerechtigkeit sind angefüllt mit Justizmorden, von denen nicht wenige politischen Ursprungs sind. Aber Voltaires Geist wenigstens schien nicht ganz geschwunden, sein Erbe immer aufs neue lebendig: Für den von den Ludwigsrittern der Reaktion verurteilten Wilfrid Regnault trat ein Benjamin Constant, für Armand Barbès und zahlreiche andere politische Opfer ein Victor Hugo, für Dreyfus ein Zola in die Schranken. Wo sind sie jetzt, die großherzigen Anwälte des Rechts, da es einen der kühnsten Kämpfe zu fechten gilt? Gewiß, einige französische Blätter, vor allem sozialistische, haben jenes Urteil abfällig kritisiert, ein französischer sozialistischer Arzt es öffentlich eine schimpfliche Tat genannt. Aber daß denen, die im Dienst der reinsten Sache geschmäht und bestraft wurden, ihr Recht zuteil werde, kann kein Appell an die französische Gerechtigkeit bewirken, sondern nur deutsche Macht. Wir hören zu unserer Freude, daß sie am Werke ist. Den Weg aber möge die Erledigung jener Fälle von 1871 weisen. Und zugleich mögen sie uns zeigen, wie das England von damals über französische Gerechtigkeit dachte. — Bemerkt sei noch, daß die gewiß unverdächtige Quelle für jene Prozesse, die übrigens abgesehen von ihrer politischen Färbung und politischen Nachbehandlung weder kriminalistisches noch Sensationsinteresse bieten, die französische Gazette des Tribunaux ist.

Der erste jener Prozesse spielte sich am 18. November 1871 vor dem Schwurgericht des Seine- und Marnedepartements in Melun ab. Der Tatbestand war sehr einfach. Der Gärtnerbursche Bertin hatte den in Chelles einquartierten preußischen Feldwebel Kraft am 10. August 1871 überfallen und schwer verwundet. Ein Mordversuch, ausgeführt längst nach dem Friedensschluß mit Frankreich und in ganz besonders tückischer und feiger Weise: Bertin überfiel den ahnungslos im Garten Liegenden, den er für schlafend hielt und verstümmelte ihn mit einer Hacke in scheußlicher Weise. Die preußische Garnison wurde sofort alarmiert und die Gemeinde mit hoher Geldbuße bedroht, wenn Bertin nicht ausgeliefert werde. Er wurde in Paris verhaftet, aber nicht an die Deutschen ausgeliefert, sondern, nachdem die Anklagekammer von den Deutschen die Akten erbeten hatte, durch ihren Beschluß vor das Schwurgericht verwiesen. Im Verhör gab Bertin ausdrücklich die Tötungsabsicht zu. Ein Streit war nicht vorausgegangen, wie Bertin selbst einräumte. Er gab an, daß ihn Kraft früher des Obstdiebstahls beschuldigt hatte, gestand aber, daß das unmittelbar treibende Motiv zu seiner abscheulichen Tat der Preußenhaß war. Das Plaidoyer des Staatsanwalts war würdig. Wer nach dem Frieden verletzt werde, sei für

Digitized by Google

die Justiz weder Preuße noch Franzose, sondern nur ein Opfer. Es dürfe nicht heißen, daß ein französisches Schwurgericht einen Mörder freispreche, nur weil sein Opfer ein Preuße sei. — Die Jury dachte anders von den höchsten Gefühlen der Menschenwürde, an die der Staatsanwalt appelliert hatte, als der Ankläger und sprach den feigen Mordbuben frei. — Genau eine Woche später folgte der zweite Prozeß, diesmal vor dem Schwurgericht der Seine in Paris. Wiederum ein Mord, diesmal ein vollendeter, wiederum ein deutscher Soldat das Opfer, und wiederum Freisprechung des französischen Mörders durch ein französisches Gericht. Der Mörder, an dessen vollständigem hochtrabenden Namen die Gazette des Tr. augenscheinlich Wohlgefallen fand, er hieß Désiré Narcissus Cäsar Tonnelet, hatte den Krieg mitgemacht, war von der Kapitulation von Metz mitbetroffen in deutsche Gefangenschaft geraten, wo man ihn angeblich schlecht behandelte. Den Mord beging er, was ausdrücklich hervorzuheben ist, erst lange Monate nach seiner Rückkehr nach Frankreich. Am 5. September stach er auf der Straße in Fontenay den friedlich des Wegs daherkommenden thüringischen Soldaten Denmüller nieder. Ein Streit war nicht vorhergegangen, das einzige Motiv war auch hier nur der Deutschenhaß. Daß der Angeklagte, wie es ihm das nicht ganz unparteiische Verhör förmlich in den Mund legte, diesen Haß an jenem Tage durch Trinken bis zur Sinnlosigkeit steigerte, ist keineswegs erwiesen, ja einige Zeugenaussagen widersprechen dem direkt. So hielt auch der Staatsanwalt die Anklage auf Mord aufrecht, wenn er auch dem Angeklagten, was nach unserem Recht bei Mord nicht angängig ist, mildernde Umstände zubilligte. Einige Bemerkungen werfen ein Streiflicht auf die wahre Gesinnung des Anklägers. Er wies daraufhin, daß eine völlige Freisprechung nicht unbedenklich sei — nicht etwa aus moralischen Gründen, die er hier völlig verschweigt. Aber, wie er sein Plaidoyer schließt: „Vergessen Sie nicht, daß sechs von unseren Departements noch unter dem Joche unseres unversöhnlichen Feindes stehen. Wir wollen den preußischen Gerichten, wenn sie nicht Gerechtigkeit üben und ihre Leidenschaften zum Schweigen zu bringen wissen, zeigen, was französische Justiz ist.“ — Der Verteidiger legte sich begreiflicherweise weniger Zurückhaltung auf. Es war der berühmte Charles Lachaud, der schon seit über 30 Jahren in fast allen Sensationsprozessen plaidiert hatte und es nicht für unter seiner Würde fand diesen an sich recht uninteressanten Fall zu vertreten. Längst war er aus einem Jünger der Gerechtigkeit deren Virtuose geworden. Ganz naiv hat er einmal in einem Plaidoyer die letzten Mittel verraten, mit denen man eine fast verlorene Sache noch retten kann: die Tränen, der Hinweis auf den Namen, die Familie, die unmündigen Kinder des Angeklagten usw. Jetzt bedurfte es dieser Mittelchen nicht. Er fand ungesucht den Brustton des patriotischen — und doch so verlogenen Pathos. Einige für heute noch sehr bezeichnenden Stellen mögen

Digitized by Google

folgen: „Der Staatsanwalt verlangt Gerechtigkeit für alle, selbst für die Preußen Nein! Tausendmal nein! — Später, nach der Revanche wollen wir sehen, bis dahin sind die Preußen für uns nicht Menschen, sie sind nur Feinde." — Lachaud verlas dann einige Berichte des Gaulois über Schandtaten der Deutschen in Frankreich — die, wie sich später herausstellte, sämtlich erlogen waren — um zu dem billigen Schluß zu kommen: „Und diesen Schreckenstaten gegenüber sollte man von Gerechtigkeit zu sprechen wagen? Die Gerechtigkeit ist die Freisprechung meines Klienten." Eine ähnliche Komödie mag jetzt 1914 der Staatsanwalt aufgeführt haben. Was mag er alles von deutschen Greueltaten im allgemeinen erzählt haben. Lügen, verleumden, urteilen, nichts ist einfacher.

Der Freispruch erfolgte so prompt, wie jetzt die Verurteilung. Die während der Drucklegung dieser Zeilen von den Blättern gebrachten Mitteilungen über das Beweismaterial in dem Arzteprozeß vermögen meine gekennzeichnete Meinung nicht zu erschüttern, weder was das Urteil, noch was den Gang des Verfahrens betrifft. Spitzen, Tanagrafiguren u. a. sollen in den Koffern der Verurteilten gefunden worden sein. Die Ärzte bestreiten diese Gegenstände eingepackt zu haben. Wann und wo diese Dinge in die Koffer kamen oder nach dem den befreundeten Russen entlehnten Verfahren hineinpraktiziert wurden, wissen wir nicht. Die Belastungszeugen, die das aus den entwendeten Weinen bestrittene Zechgelage der Verurteilten mit angesehen haben wollen, sollen schwankend geworden sein. Innerhalb der Pariser medizinischen Akademie sollen die deutschen Kollegen „diskrete" Unterstützung finden. Nur zu begreiflich, denn mit etwas „gutem Willen" können wir französischen Militärärzten denselben Strick drehen. Was aber hilft die diskrete Unterstützung? Hier fruchtet nur der offene kühne Kampf gegen Ungerechtigkeit, hier gilt Voltaires: écrasez l'infame!

Es scheint, daß wir vor 43 Jahren — da wir noch nicht so reich waren — uns größerer Beliebtheit erfreuten, als jetzt, wo man von uns stehlen kann. Damals fanden die Außenstehenden, daß auch ein Mord an einem Deutschen ein Mord, und daß es nicht ganz gerechtfertigt sei einen Mörder freizusprechen. Das war auch die Meinung des damaligen Englands, das zu jener Zeit noch, nicht nur die Staatsmoral, sondern auch die einfache Privatmoral gepachtet hatte und sich gerne für billigen Preis entrüstete.

Der uns jetzt so wohlgesinnte Daily Telegraph nannte das freisprechende Urteil „ein so barbarisches und grobes Justizverbrechen, daß falls es nicht von der französischen öffentlichen Meinung desavouiert werde, die Zukunft Frankreichs traurig aussehen müsse". Die Daily News sprachen von einem groben, doppelten Justizskandal. Man habe die Gerechtigkeit verleugnet, das Verbrechen verherrlicht. Sie erwähnten, daß der Freispruch vom Publikum mit

Digitized by Google

Beifall begrüßt wurde, um wörtlich fortzufahren: „Quousque tandem müßte man jetzt unserer Meinung nach in Berlin sagen. Einige Stellen aus Herrn Thiers Ansprache an den chinesischen Gesandten, in denen er von der Sicherheit des Lebens spricht, die durch Abmachung unter allen zivilisierten Völkern gewährleistet sei und von der Notwendigkeit, daß hier die Behörden durch Respektierung der Fremden dem Volke ein ehrliches Beispiel geben, wären wohl geeignet einer Seine-Jury vorgelesen zu werden!" — Wirklich eine fast gröbliche Entrüstung Englands über das zivilisiert sein wollende Frankreich, dem es während des Krieges — Waffen geliefert hatte. Und welche Sympathie für uns: Quousque tandem! Der Kladderadatsch hat damals Englands Haltung nicht übel charakterisiert:

„So meine Wünsche, meine Friedensmühen
Gerecht verteilend, bleibe ich neutral.
Deutschland beziehe bill'ge Sympathieen
Und Frankreich teures Kriegesmaterial." —

Das „neutrale", wohlwollende England von damals ist jetzt unser Feind, Kriegsmaterial liefert unsern Feinden der Yankee. Neulich erging irgendwo in Deutschland die Verordnung, man solle gegen englisch Sprechende nicht unhöflich sein, es könnten ja auch Amerikaner sein. Ach Gott, wir sind ja ohnehin so furchtbar höflich.

Nicht nur englische Blätter, sogar einige französische Zeitungen, wie Temps und France fanden den Mut, jenes Urteil zu tadeln. Dem Gaulois freilich, der durch seine gewissenhaften Berichte so viel zum Ausgang des Prozesses beigetragen hatte, erschien die Freisprechung des edlen Désiré Narzissus Cäsar, wie er sich ausdrückte, als eine ganz natürliche Sache, und er wunderte sich naiverweise, daß das Berliner Kabinett, Herr von Bismarck an der Spitze, die Sache so ernst nahm. Das tat Bismarck freilich: Es wurde in dem ganzen von Deutschen besetzten Gebiet der Belagerungszustand verkündet, so daß Verbrechen gegen deutsche Soldaten fortan von deutschen Kriegsgerichten abzuurteilen waren. — Die Franzosen sahen in dieser notwendigen Maßregel nur die Absicht, die Rache des deutschen Landsknechts an Stelle der französischen Gerechtigkeit zu setzen. Spotteten ihrer selbst und wußten nicht wie. Die Angriffe der französischen Presse kümmerten Bismarck wenig. Er setzte auf seine Maßnahmen noch einen Trumpf durch Veröffentlichung eines an den Gesandten von Arnim gerichteten Briefs vom 7. Dezember 1871:

„Euer Hochgeboren haben durch die Presse Kunde von den Eindrücken erhalten, welche die Freisprechungen in Melun und Paris auf die öffentliche Meinung Deutschlands gemacht haben; so verschiedene Parteien es auch bei uns geben mag, diesen Tatsachen gegenüber sind sie alle derselben Meinung. Es liegt uns fern, der französischen Regierung eine Verantwortlichkeit für die Aussprüche

Digitized by Google

der Geschworenen beizumessen, und wir wollen gern glauben, daß sie auch die Stimmung der bei solchen Prozessen beteiligten Beamten nicht zu beherrschen im Stande ist. Im Gegenteil; die Tatsache, daß das Rechtsgefühl in Frankreich auch in den Kreisen, in welchen man vorzugsweise die Freunde der staatlichen Ordnung und der gesicherten Rechtspflege sucht, so vollständig verloren gegangen ist, setzt Europa in den Stand die Schwierigkeiten zu würdigen, welche die französische Regierung bei ihren Bestrebungen findet, den Sinn für Recht und Ordnung von dem Drucke zu befreien, unter welchem er durch die Leidenschaftlichkeit der Massen gehalten wird.

Wenn ich Ew. Hochgeboren dennoch ersuche, den Gegenstand mit Herrn von Rémusat zu besprechen, so geschieht dies nicht, um die Vorwürfe der deutschen Presse an die Adresse der französischen Regierung zu bringen, sondern um dem Einwande vorzubeugen, daß wir unsere Ansicht über die Folgen, welche sich an die Wiederholung ähnlicher Vorgänge knüpfen können, nicht rechtzeitig geäußert hätten.

Wenn Verbrechen, wie vorbedachter Mord, ungesühnt bleiben, so liegt es dem verletzten öffentlichen Gefühl nahe, weil Gerechtigkeit nicht zu erlangen ist, nach Repressalien zu verlangen. Wäre es für uns möglich, uns auf den Standpunkt der Rechtspflege von Paris und Melun zu stellen, so würde das jus talionis dahin führen, daß auch unsererseits die Tötung von Franzosen, wenn sie im Bereiche unserer Gerichtsbarkeit vorkommt, eine Strafe nicht mehr nach sich zöge. Der Grad der sittlichen Bildung und das ehrliebende Rechtsgefühl, welche dem deutschen Volke eigen sind, schließen eine solche Möglichkeit aus. Wohl aber wird es nach jenen Vorkommnissen schwierig sein, die öffentliche Meinung in Deutschland, wenn ähnliche Verbrechen wieder verübt werden sollten, mit dem Hinweise auf die französische Rechtspflege zu befriedigen. Als Maßregel unmittelbarer Abwehr haben deshalb unsere Truppenbefehlshaber im Bezirke der Occupation durch Erklärung des Belagerungszustandes die Militärgerichtsbarkeit für Verbrechen gegen die Truppen einführen müssen. Die Fälle, in welchen die sofortige Verhaftung des Täters tunlich ist, werden deshalb zu internationalen Schwierigkeiten keinen Anlaß mehr geben. Aber jedes Verlangen nach Auslieferung, welches wir zu stellen genötigt sein könnten, wird die öffentliche Meinung in Frankreich erregen und verstimmen. Wir haben deshalb, nachdem die durch uns verlangte Auslieferung Tonnelets und Bertins abgelehnt worden war, im Vertrauen auf die Rechtspflege Frankreichs damals nicht auf unserer Forderung bestanden. In Zukunft aber würden wir der Entrüstung der deutschen Bevölkerung gegenüber eine ähnliche Zurückhaltung nicht beobachten können, sondern wir würden bei Verweigerung einer derartigen Auslieferung genötigt sein, durch Ergreifung und Wegführung französischer Geiseln, äußerstenfalls auch durch weitergehende Maßregeln, auf Erfüllung unseres Verlangens hinzuwirken — eine Eventualität, der enthoben zu sein wir auf das lebhafteste wünschen.

Abgesehen von den Gefahren für unsere gegenseitigen Beziehungen, welche wir in dieser Richtung besorgen müssen, geben die Vorgänge von Melun und Paris uns ein Zeugnis von der Stimmung auch der gebildeteren und wohlhabenderen Volksklassen gegen Deutschland, welches auf unser künftiges Verhalten im Interesse

Digitized by Google

unserer eigenen Sicherheit nicht ohne Einfluß bleiben kann. Wir müssen uns sagen, daß, obschon wir im vorigen Jahre von Frankreich ohne jede Provokation angegriffen wurden, doch die Erbitterung darüber, daß wir uns siegreich verteidigt haben, bis in die Kreise hinauf, denen die Geschworenen, die Beamten der Staatsanwaltschaft, die Advokaten und die Richter entstammen, eine so leidenschaftliche ist, daß wir in den Verhandlungen, welche uns mit Frankreich noch bevorstehen, nicht bloß die Sicherstellung der Ausführung der Friedensbedingungen, sondern auch die defensive Stärke unserer Stellung innerhalb der von uns noch besetzten Departements werden in Erwägung ziehen müssen. Ew. Hochgeboren erinnern sich, daß die letzten Verhandlungen mit Herrn Puyer-Quertier in dem Vertrauen geführt wurden, daß auch die Beseitigung des letzten Restes unserer Occupation in einer kürzern als der im Frieden vorgesehenen Frist durch gegenseitiges Uebereinkommen werde herbeigeführt werden können. Das Licht, welches die Vorgänge in Melun und Paris auf die Stimmung und die Absichten auch der gebildeteren Franzosen gegen uns werfen, hat dieses Vertrauen verscheuchen müssen, umsomehr, als die Freunde des Rechts und der Ordnung in der Presse Frankreichs sich nicht stark genug gefühlt haben, das Verhalten der Geschworenen, der rechtskundigen Personen und des beifallspendenden Publikums öffentlich zu verurteilen. Die wenigen Stimmen, welche sich zu einer schüchternen Mißbilligung ermutigt haben, begründen dieselbe nur mit der Nützlichkeitsrücksicht, daß die Deutschen durch ihre Occupation jetzt noch im Stande seien Frankreich Schaden zu tun, keineswegs aber mit der Erklärung, daß die Art der Rechtsprechung, wie sie stattgefunden, mit den ewigen Grundsätzen der Gerechtigkeit, der staatlichen Ordnung und mit dem Stande der heutigen Zivilisation unverträglich sei. Es scheint also, daß auch diese schwachen Zeugnisse für das Recht verstummen würden, sobald unsere Occupation beseitigt wäre.

Ew. Hochgeboren wollen gefälligst diese Betrachtungen Herrn von Rémusat vortragen, ohne, wie ich wiederhole, denselben irgendwie eine Wendung zu geben, welche eine diesseitige Verstimmung gegen die Regierung der Republik vermuten lassen könnte. Ew. Hochgeboren wollen vielmehr vorzugsweise Gewicht auf das Bedauern und die Enttäuschung legen, welche wir darüber empfinden, daß unmittelbar, nachdem wir in den letzten Verhandlungen die unzweideutigsten Beweise von Entgegenkommen gegeben hatten, Erscheinungen zu Tage treten konnten, angesichts deren ich unsere Hoffnungen auf Wiederbelebung des gegenseitigen Vertrauens leider als verfrüht bezeichnen muß. Bismarck."

Wie ist dieser Brief ein herrliches Zeugnis deutscher Kraft, deutschen Gewissens, deutscher Würde. Die französische Regierung antwortete nicht, aber Thiers warnte in der Nationalversammlung vom 29. Dezember nachdrücklich vor „verbrecherischen Unvorsichtigkeiten". Daß Meister Lachaud frech gegen Bismarck aufkläffte, seine früheren Rechtsverdrehungen noch übertreffend, daß die Franzosen nach einem von den „Times" gebrauchten Bilde „wie unter einem unerwarteten Peitschenhiebe aufzuckten" und in ein furchtbares Wutgeheul ausbrachen, ist begreiflich. Hatte ihnen doch Bismarck ihr Spiegelbild vorgehalten,

Digitized by Google

wie es den Eitlen kaum je von andern gezeigt worden ist. Wie decken sich Bismarcks Worte mit denen, die Moltke schon im Jahre 1841 schrieb: „Besonnene Erwägung, Vernunft, Gerechtigkeit und Billigkeit, die im Verkehr zweier so alter und so mächtiger Nachbarn stattfinden sollten und die wir immer bereit sind einzuhalten, werden von den Franzosen verschmäht. Nur Gewalt soll entscheiden; so oft sie anderer Meinung sind als wir, gleich schlagen sie an den Säbel. Rückwärts und vorwärts soll die Geschichte verschwinden vor der Leidenschaft des Augenblicks. Wie die Erfahrungen der Vergangenheit, so werden die Gefahren der Zukunft verachtet. Allem trotzend, stürzt sich die Begierde auf ihren Gegenstand, gleichviel wer dabei zugrunde gehen wird."

Alte deutsche Städte.

Von Josef Hofmiller.

Dulce est inter maiorum versari habitacula et veterum dicta factaque recensere memoria. Egesippus.

Von den Werken, die in den letzten Jahren durch das Wort und noch eindringlicher durch Bilder für die wenig bekannten Schönheiten alter deutscher Städte Kenner und Liebhaber warben, ist das schönste unstreitig das unlängst im Einhorn-Verlag in Dachau erschienene über „Alt-Bayern und Bayrisch-Schwaben" von Hans Karlinger. Die 365 photographischen Aufnahmen von einzelnen Baudenkmälern und deren Teilen, von ganzen Städtebildern und malerischen Winkeln daraus, von besonders schönen oder charakteristischen Landschaften aus Ober- und Niederbayern, der Oberpfalz und Schwaben gehören sowohl was Bildausschnitt und Bildaufnahme wie was ihre Wiedergabe betrifft, zum Gelungensten, Klarsten und Erfreulichsten der einschlägigen Sammelwerke, so daß der Preis (25 Mark in Halbpergament) nicht zu hoch scheint. Soweit es sich nicht um Teilausschnitte handelt, bei denen Schärfe die wichtigste zu fordernde Eigenschaft ist, sind sie alle nicht nur vom Photographen, sondern auch vom Künstler ausgewählt und aufgenommen, so daß sie nicht nur ein Bild geben, sondern selber auch ein Bild sind.

Es ist nicht leicht in unsern alten Städten mit dem Apparat in der Hand suchend herumzugehen, denn sie enthalten soviel Schönheiten im Großen und im Kleinen, daß man bei beschränkter Zeit in Verlegenheit kommt, wo man anfangen, bei unbeschränkter in Schwierigkeit, wo man aufhören solle. Wer das Gebiet nur einigermaßen kennt, weiß, daß die reichste Auswahl nur besonders bezeichnende Gegenstände, bei weitem nicht Vollständigkeit geben kann. Das gilt in dem Grade, daß sich mit Leichtigkeit von

Digitized by Google

einer großen Anzahl der hier behandelten Städte eine ebenso reichillustrierte Sonderdarstellung geben ließe. Nicht etwa nur von so unerschöpflich reizvollen Reichsstädten wie Augsburg oder Regensburg, oder uralten Bischofssitzen wie Freising oder Eichstädt, sondern für kleine Landstädte wie Moosburg, an denen täglich dreißig Züge vorbeifahren, ohne daß ein Reisender zu seinem Vergnügen ausstiege. Wenn Passau in der Schweiz läge, wäre die Kenntnis, daß es eine ganz wundervolle Stadt ist, nicht eine Art Geheimwissenschaft, die eins dem andern weitersagt wie den Fundort eines edlen Tropfens. Selbst von den Landeskindern wissen wenige, wieviel Vätererbe sie erst erwerben müßten, um es zu besitzen. Viele deutsche Besucher von Paris bewundern alljährlich in Versailles das große und das kleine Trianon, und kennen die entzückendsten Gebilde des Rokokopavillons nicht, weil sie nur zwanzig Minuten vom Münchener Hauptbahnhof im Nymphenburger Schloßpark stehen: die Badenburg, Pagodenburg und Amalienburg, drei ganz kleine Gartenschlösser von einer Anmut und einem Geschmack, daß man den Namen Mozart nennen muß, um etwas Ähnliches auszudrücken.

Aber vielleicht war es gut, daß diese köstlichen Städte bis in die neueste Zeit einen Dornröschenschlaf hielten und der Verkehr, um ihnen nicht weh zu tun, in einem großen Bogen an ihnen vorbeiging, wie an Wasserburg, Burghausen, Landsberg. Inzwischen wurde in den Großstädten Stil um Stil durchprobiert, nicht nur hübsche, sondern ehrwürdige Bauwerke und Teile davon teils aus Fanatismus für mißverstandene Reinheit des Stils gänzlich vernichtet, teils so gründlich, kahl und lieblos restauriert, daß völlige Zerstörung besser gewesen wäre. Man hatte keinen Sinn für das innige Bedürfnis jeder Zeit, in ihrem lebendigen Geschmack zu schmücken, und war, neubekehrt, gestern belehrt und heute schon lehrsüchtig, gegen jedes räumliche Nebeneinander verschiedener Stile intolerant, weil man von dem geschichtlichen Nacheinander, dessen natürliche Frucht es war, nur einen, möglichst schwindsüchtigen Normalbegriff von Gotik gelten lassen wollte. (Ein Seitenstück dazu bildet die Entwicklung des neueren Kirchenlieds in deutscher Sprache. Auch hier beschnitt man aus gut gemeintem, aber kurzsichtigem, musikalischem Purismus die schönsten Weisen der dem Volke liebsten Gesänge, statt liebevoll eine Überlieferung zu pflegen, die aus der Zeit uralter Heiliggeisthymnen über die der großen Choralmeister der Renaissance bis ins frischeste, blühendste, süddeutsche Barock fränkischer und schwäbischer Marienlieder reichend, sich in Schuberts deutscher Messe aussang.)

Heut sind wir wieder dankbar und bescheiden geworden und versuchen überall die zerrissenen Fäden anzuknüpfen. Dank ihrem unechten Material

Digitized by Google

zerbröselt die Vorlagenrenaissance unserer Bauten aus den siebziger Jahren sachte zur Ruine, und barmherzig wächst der wilde Wein über Gipsfassaden und Blechvoluten. Um uns freilich von gewissen Großstadtbauten zu erlösen, die nur als Gegenbeispiel den Wert der Abschreckung für sich in Anspruch nehmen können, dazu müßte einer unserer Zweiundvierziger durch die Luft kommen. Es ist einer der hoffnungerweckenden Züge unserer Zeit, daß die gewiß notwendige wissenschaftliche Inventarisierung durch kluge Auswahl des Trefflichsten den Kunstfreunden zugänglich gemacht wird. Das gilt für alle Gebiete. Unsere alten Volkslieder klingen wieder im Wald und auf der Haide, die Bücher vom Herzog Ernst und vom Doktor Faust, von Fortunat und der schönen Magelona kehren ins Volk zurück, woher sie gekommen, und Langewiesches Deutsche Dome, Deutscher Barock, Deutsche Burgen und Plastik des Mittelalters werden nicht nach Tausenden, sondern nach Zehntausenden gezählt.

Bezeichnend ist das erste Bild der fortlaufenden Reihe bei Karlinger, die Wallfahrtskirche zu Weihenlinden, das letzte der Blöckensteiner See im Bayrischen Wald: die Kirche mit ihrem weißen, großflächigen Barock, das so freundlich in der grünen Landschaft leuchtet, steht da wie ein Stück Natur, der stifterische Hochwald umfriedet das dunkle Auge des Sees wie eine Kirche. Architektur und Landschaft geben in Altbayern zusammen oft einen so reinen Klang, daß man das feine Gefühl dieser alten Baumeister, von denen wir oft nicht einmal mehr die Namen wissen, immer wieder bewundert. Den vollkommenen Gegensatz dazu bilden die Bauten Ludwigs des Zweiten; Neuschwanstein wirkt wie ein Hintergrund aus einer Tannhäuserausstattung in der Provinz, Linderhof ist ein störender Mißton in der feierlichen Landschaft des Ammerwalds, um Herrenchiemsee gar muß in weitem Bogen herumfahren, wer sich den himmlischen Frieden des weiten Sees mit dem blauen Kranz schöngestalteter Berge nicht zerstören lassen will. Man vergleiche mit Linderhof etwa Maxlrain oder Blutenburg, mit Neuschwanstein die Burg Hohenaschau oder das fürstbischöfliche Schloß in Füssen, mit Herrenchiemsee Schwindegg, um zu erkennen, was in eine Landschaft hineinpaßt und was nicht. Die Alten haben das Problem, eine ganze Stadt in eine Wasserlandschaft hineinzustellen, spielend gelöst. Zwei der glänzendsten Lösungen sind Wasserburg und vor allem Burghausen, das einem erst den Schlüssel zum bürgerlichen und zum Festungs-Salzburg gibt (der zum geistlichen Salzburg ist in Italien zu suchen), ähnlich wie man Florenz erst in Pistoja, Bozen erst in Klausen und Sterzing ganz versteht. Die Krone der bayrischen Wasserstädte aber ist Passau, dem sich überhaupt, was Lage und architektonische Ausnützung der Lage anlangt, keine andre zur Seite stellen kann. Aber auch in unsern

Digitized by Google

Tagen erleben wir noch, wie ein Flußlauf architektonisch wirksam wird in der Art, wie in München unmittelbar an der Isar gebaut wird. Was in den letzten fünfzehn Jahren dort entstand und noch im Entstehen ist, das Müllersche Volksbad, die Lehrerinnenbildungsanstalt, das Deutsche Museum, das kleine Elektrizitätswerk, vor allem die edlen Brücken, das gibt zusammen mit der hellen, festlich weiterschwingenden Häuserreihe am linken Ufer mit dem brückenkopfartig hingestellten Gebäude des Turnvereins Jahn am Ende ein Gesamtbild, das einmal zum schönsten in Europa gehören wird, vorausgesetzt, daß man auch den südlichen Teil verständig fortführt. Die Silhouette von München wird immer belebter und schöner, von welcher Seite man sich der Stadt nähern mag.

Nicht minder stimmen Landschaft und Berg oder Hügel zusammen im alten Burghausen mit sämtlichen wohlerhaltenen Laufmauern, Streichwehren und Zwingern, in Landsberg am Lech, das sich so hübsch zwischen Steilufer und Hügel hineinschmiegt, in Landshut, dessen Linien mit dem des Trausnitzbergs ganz natürlich zusammenfließen, in Freising, wo der verstorbene Seidl das prachtvolle Bild des Dombergumrisses, das durch einen schauderhaft waschküchenartigen Neubau für ewig verpatzt schien, durch seinen famosen Abschluß des Klerikalseminars noch zu retten verstand, in Hohenaschau, das mit schwindischer Anmut die Talöffnung gliedert und beherrscht, und abermals im unvergleichlichen Passau mit dem Mariahilfberg zur Rechten, dem sich zum Niederhaus abstufenden Festungsberg zur Linken und dem niedrigeren Domberg mit seinen starken Horizontalen in der Mitte.

Welch behäbige Gemütlichkeit spricht aus den alten Plätzen, die alle natürlich entstanden als Funktionen, nicht wie die neueren unnatürlich, als Straßenschnittpunkte. Die kleineren, meist ovalen, sind ehemalige Friedhöfe, die größeren, meist rechteckigen, ehemalige oder noch benutzte Getreide-, Obst-, Gemüsemärkte, genau wie die Piazza Erbe in Verona. Der weiträumige innstädter Hauptplatz ist ein fröhliches, sonniges Ding; wenn unsere Vorfahren gern Akazien in ihn hineinstellten, bewiesen sie wieder ihre sichere Hand, weil dieser Baum, rundverschnitten die Architektur nicht durch zu hohen Trieb stört. Ein so lustiger Platz wie der Viktualienmarkt in München ist einzig in seiner Art und steht nicht einmal dem Wiener Naschmarkt nach. Auf diesen Plätzen fließen oft Brunnen von einer Schönheit, daß man weit in deutschen Landen suchen muß, um etwas Ähnliches zu finden. Augsburgs drei Glanzstücke, der Herkules-, Merkur- und Augustusbrunnen lassen sich nur mit Raphael Donners Glanzstück in Wien vergleichen.

Wenn man das Buch Karlingers anschaut, ruft es einem aus hundert

Digitized by Google

Bildern zu: Introite, nam et heic Rothenburg est! In Bayern stehen viele Dutzende richtiger, alter, noch nicht aus Unverstand freigelegter Tore, die rechts und links die Reihen der Häuser fassen wie ein Erwachsenes je ein Kind bei der Hand nimmt und den Reigen führt. (Nur die Triumphpforte kann frei stehen!) Welchen Reichtum haben wir an Rathäusern, wie das ehrwürdige, einfache von Regensburg, die von Wasserburg und Deggendorf mit den Treppenstufengiebeln, das Sulzbacher, wo aus den Treppenstufen Streben geworden sind, wie in Norddeutschland, das Lindauer mit der überdachten Freitreppe, an dessen Giebel die Schnecken von Stufe zu Stufe mit Wellenanmut bis zum goldenen Bäumchen der Spitze hinaufspielen, das Landsberger mit seinen zierlichen Stuckmedaillons, das spitzgieblige von Amberg mit dem eleganten Maßwerk des Brüstungsbandes, das mächtige Augsburger Rathaus von Elias Holl, dessen Modelle man im dortigen Maximiliansmuseum studieren mag, wenn man erfahren will, wie gescheite bürgerliche Auftraggeber Projekt um Projekt, so blendend jedes war, abwiesen, weil es nicht in die architektonische Umgebung, nicht für seinen bürgerlichen Zweck oder unter den nördlichen Himmel gepaßt hätte, bis der geniale Baumeister ein ganz ernstes, geschlossenes, schmuckloses Modell daherbrachte.

Der Zufall läßt das Buch Karlingers gleich denen seiner Vorgänger in schwerer Zeit erscheinen. Matthäus Merian der Ältere, das Baseler Ratsherrenkind, der in Frankfurt am Main Weib und Beruf fürs Leben fand, gab seine bayrische Topographie vier Jahre vor dem Ende des Dreißigjährigen Kriegs heraus. Michael Wening begann seine Beschreibung der bayrischen Rentämter vier Jahre vor der Sendlinger Mordweihnacht und führte sie während der freudlosen Jahre der Regierung Maximilian Emanuels freudig und fleißig zu Ende; A. W. Ertel ließ seinen Churbayrischen Atlas im Jahr der Verwüstung der Pfalz erscheinen. Auch Zimmermanns Monumenta Boica fallen noch in die gedrückte Zeit nach dem Siebenjährigen Krieg. Es scheint, die Bayern haben sich gerade in kriegerischen Zeitläuften besonders gern und eindringlich ihrer schönen Heimat erinnert:

„Wir wollen halten und dauern,
Fest uns halten und fest der schönen Güter Besitztum.
‚Dies ist unser!' so laß uns sagen und so es behaupten!"

Digitized by Google

Deutsche Weihnachtsbücher.

Unsere Gabentische werden in diesem Jahr etwas karger sein. Nicht, daß wir uns schon nicht mehr beschenken könnten vor lauter Armut; aber wir wollen nicht Weihnachten feiern wie sonst, wenn viele Hunderttausend deutsche Familienväter und Söhne im Schützengraben liegen. Sie wollen wir zum Fest bedenken, auch die Hinterbliebenen unserer Toten, die Verwundeten, die Krüppel, die Erwerbsunfähigen. Darüber braucht es weiter kein Wort.

Aber eins werden wir auch in dieser Kriegszeit uns gegenseitig schenken: Bücher. Wir können uns Weihnachten ebensowenig ohne ein Buch denken, wie ohne einen Christbaum, und wenn's nur ein Kalender wäre. Wenn die Lichter gelöscht sind, setzt sich jedes in seinen Lieblingswinkel und blättert im Weihnachtsbuch. Es gehört einmal dazu.

Unsre Zeitschrift bringt seit Jahren im Dezemberheft eine Liste von schönen Büchern zum Kaufen und Schenken. Wir wollen es auch heuer tun. Die Liste wird klein sein, aber etwas wird jeder in ihr finden.

Wir haben Sammlungen, aus denen man sich um einige Mark auf Jahre hinaus neuen Lesevorrat und fürs Leben Lesefreude verschaffen kann. Eine Reclambibliothek haben nur wir; nur wir haben Bibliotheken wie die des Bibliographischen Instituts und von Otto Hendel. Aus der Inselbücherei (je 50 Pfennig): Bismarck, 4 Reden zur äußern Politik; Lieder der alten Edda; Puppenspiel vom Doktor Faust; François, Die goldene Hochzeit; Stifter, Nachkommenschaften; Schröder, Deutsche Oden; Des Johannes Butzbach Wanderbüchlein; Das Buch Ruth; Das Buch Judith; Jakob Grimm, Über die deutsche Sprache; Gedichte von Hölderlin, Mörike, Brentano, Hebbel, Bürger, Ricarda Huch, Hofmannsthal; Luthers Geistliche Lieder; Deutsche Vaterlandslieder; Deutsche Kriegslieder; Deutsche Choräle.

Um 1 Mark: Salzers Taschenbücherei mit Erzählungen von Federer und Supper; Die Amelangsche Taschenbibliothek: Erzählungen von Eichendorff, Stifter, Mörike.

Um 1.50: Fritz Heyders Bücher als Gefährten: Faust, Odyssee, Eckermann, Werther; Kiepenheuers Liebhaberbibliothek: Kerner, Stifter, Weihnachtslieder.

Um 1.80 die Bücher der beiden Verlage Langewiesche, z. B. die je 2 Bände Ernte deutscher Lyrik und Goethescher Briefe, Der Deutsche Psalter, Deutsche Volksbücher, Friedrich der Große, Die Befreiung 1813—15, Der Vorkampf Deutscher Einheit und Freiheit 1848, Briefe der Liebe; die Bilderbücher Deutsche Dome, Deutscher Barock, Deutsche Burgen, Der stille Garten.

Die 2 Markbände des Inselverlags, z. B. Briefe von Beethoven, Mozart, Goethe, Schiller, Schumann, Goethes Sprüche in Prosa und Reimen, Goethes Tagebücher. Von der Dürerbibel die Evangelien, die Bände Psalmen und Hiob-Prediger-Sprüche, Hohes Lied.

Das Nibelungenlied mittelhochdeutsch-neuhochdeutsch nebeinander (Tempelverlag 6 M).

Grimm, Deutsche Sagen (Hesse 2); Grimm, Märchen (Langewiesche 1.80).

Erzählungen: Goethes Ur-Meister (Cotta 3); Kellers Ur-Heinrich (Cotta 12); Stifters Studien; Scheffels Ausgewählte Werke (Bonz 7); Fontane, Vor dem Sturm (Cotta 5).

Digitized by Google

Aus der Bibliothek der Romane (Insel, je 3): François, Die letzte Reckenburgerin und Frau Erdmuthens Zwillingssöhne; Sealsfield, Das Kajütenbuch. Herders Bibliothek wertvoller Novellen und Erzählungen (bis jetzt 18 Bände, je 2.50).

Als Weihnachtsüberraschung: Bädekers Deutschland 9 Mark.

Die Kunst in Bildern (Diederichs je 6): Altdeutsche, Altniederländer.

Aus den Berühmten Kunststätten (Seemann 3—4): Brügge und Ypern, Gent und Tournai, Straßburg, Danzig, Riga und Reval, Brüssel.

Die schöne Deutsche Stadt (Piper je 1.80): Mitteldeutschland, Norddeutschland, Süddeutschland, Tirol.

Goethes Werke in der Volksausgabe von E. Engel (Hesse 8).

Hermann Grimm, Goethe (Cotta 10); A. Mathias, Bismarck (Beck 5).

Bismarck, Gedanken und Erinnerungen (Cotta 5); Bismarckreden in Auswahl (Cotta 6.75); Bismarcks Briefe an seine Frau (Cotta 8). Marcks, Bismarck I (Cotta 10).

Heigel, Zwölf Charakterbilder aus der neueren Geschichte (Beck, 5).

Marcks, Männer und Zeiten (2 Bände, Quelle und Meyer, 12).

H. Oncken, Historisch-politische Aufsätze (2 Bände, Oldenbourg, 12.50).

Steinhausen, Geschichte der deutschen Kultur (Bibl. Institut 10).

Ludwig Richter, Lebenserinnerungen eines deutschen Malers (Hesse 3).

Josef Nadler, Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften (Habbel 20).

Paul Rohrbach, Die deutschen Kolonien (Gelber Verlag 1.90).

Die Erinnerungen an Beethoven (Julius Hoffmann 12).

Weise, Unsere Muttersprache (Teubner 3); Engel, Deutsche Meisterprosa (Westermann 5).

Der Zupfgeigenhansl. Klavierausgabe (Hofmeister 2.50).

W. Bode, Über den Luxus (Scheffer 2).

Lagarde, Deutsche Schriften (Horstmann 4).

Rankes Meisterwerke (10 Bände, wovon 5 erschienen, Duncker und Humblot 30).

Agnes Günther, Die Heilige und ihr Narr (Steinkopf 10).

Hans Ratthel, Annamaig (Amelang 5) und Herrle und Hannle (Amelang 1).

Hans Grimm, Südafrikanische Novellen (Rütten & Loening 5); Frenssen, Peter Moors Fahrt nach Südwest (Grote 3).

Treitschke, Zehn Jahre deutscher Kämpfe (Reimer 3); Bernhardi, Deutschland und der nächste Krieg (Cotta 6); H. St. Chamberlain, Kriegsaufsätze (Bruckmann 1); Kjellen, Die Großmächte der Gegenwart (Teubner 2.40).

Als Wandkalender: Meyers Historisch-geographischer Kalender 1915 (Bibliographisches Institut 1.75) und als Lesekalender: Kriegsalmanach 1915 (Inselverlag 50 Pf).

Digitized by Google

Das alte Deutschland.

Von Karl Alexander von Müller, Mitarbeiter der K. Bayer. Akademie der Wissenschaften, z. Zt. beim Roten Kreuz.

Mitten in gärender Übergangszeit hat der gewaltige Krieg uns überfallen. Wer hätte es wagen mögen, auch nur den nächsten Gang unserer inneren Entwicklung mit Bestimmtheit vorauszusagen? In ungeheure erdumfassende Bewegungen war alles verflochten. Wie würde die technische und kapitalistische Eroberung und Umwandlung der Welt sich weiter entfalten? wie die dämonisch wachsenden Massenzusammenballungen von Menschen und Arbeit? die unaufhaltsame Demokratisierung, Spezialisierung, Nivellierung, Verschlingung aller Verhältnisse — des Verkehrs, der Wirtschaft, des gesellschaftlichen und staatlichen Lebens, der Bildung? Im letzten halben Jahrhundert hatte die Erde größere Umwälzungen erlebt als früher in vollen Jahrtausenden. Unter dem Stampfen, Dröhnen, Hämmern der Maschinen, unter dem dumpfen Marschtritt der Massen erbebte der Boden des gesamten menschlichen Daseins, des äußern wie des innern. Und noch war kein Ende dieser Entwicklung abzusehen. Immer rascher noch wurde ihr Gang, immer fieberhafter ihre Arbeit, sie wuchs noch immer an Ausdehnung und innerer Spannung. Erhebende und beängstigende Erscheinung! Über den ganzen Erdball hin trug sie, so schien es, zugleich methodische Ordnung und brausendes Chaos. Immer gigantischer häuften sich die Gegensätze. Neben stärkster Arbeit stärkster Genuß und jähe Erschöpfung; neben ruheloſem Trieb nach Erwerb, Wohlstand, Üppigkeit ein tiefes Gefühl des sozialen Elends; neben sentimentaler Humanität die brutalste Rücksichtslosigkeit des Kampfes; neben neuer unerhörter Freiheit neue unerhörte Bindung. Alle diese Gegensätze griffen über die einzelnen Völker und Staaten hinaus, wenn auch jeder in allem noch seinen besonderen Charakter bewahrte.

Klein war dies Geschlecht nicht, bei uns so wenig wie bei den anderen, das wie keines je vor ihm die Natur sich dienstbar machte in all ihren schaffenden und zerstörenden Kräften. Vor seinem leidenschaftlichen Willen fielen alle Schranken der Berge, Festländer und Meere. Seinem kühnen Wagemut erfüllte sich der alte Traum der Menschheit, die Beherrschung der Lüfte. Unter die Wasser trieb es mit Feueratem seine phantastischen Werkzeuge und die reinen blauen Lüfte zwang es, seine Worte, seine Lügen im Flug rund um alle Stätten der Menschen zu tragen. Auch das Leben dieser Menschheit im ganzen selbst hat es aufgerüttelt wie keines vor ihm. Uralte Kulturen, ins Innerste durchtränkt mit fremdem Wesen, von scheinbar unnahbarer Eigenart, erlagen seiner Versuchung, strebten sich ihm anzugleichen,

Digitized by Google

bildeten sich überraschend um oder schienen sich unter seinem Einfluß kränkelnd zu zersetzen.

Nur seine eigene Seele konnte dies Geschlecht in allem Sturm des Lebens nirgends finden. Trotzig stieß es alle alten Götter vom Thron, sehnsüchtig suchte es unter den Trümmern nach neuen. Alle geistigen Regungen der Menschheit, die Träume und Traditionen aller Zeiten und Völker trug es zusammen — und löste eines am andern wieder auf. Alles Alte, Eingewurzelte schien im Stromwirbel des Neuen zu versinken, alles Feste und Einfache sich zu verkünsteln, zu verflüchtigen. Wo haben wir Deutsche uns in diesen Jahrzehnten nicht überall Vorbild und Muster gesucht. Gestern bei den kräftigen Formen, die sich das englische Wesen in einer Reihe großer Jahrhunderte herangebildet hatte, heute bei dem neuen, freieren angelsächsischen Typus über dem Meer, morgen in dem Bild, das wir uns von der ritterlichen und feinen Kultur des alten Japans entwarfen. Nicht die Schlechtesten unter uns waren es, die inmitten all dieser Übergänge den Blick lieber auf die eigene heimische Vergangenheit zurücklenken wollten. Aber schien es in all dem wilden Vorwärtsdrängen manchmal nicht weiter, fremder als das entfernteste Zeitgenössische von uns abzuliegen, was sie uns anpriesen — das „alte Deutschland"?

Noch umgab uns zwar trotz aller Schienenstränge und Drähte, trotz aller verunreinigten Flüsse und allen Fabrikgetöses das alte deutsche Land, der alte deutsche Himmel. Von den stillen Hochtälern der bayerischen Alpen, wo nur das Rauschen der Bergwasser und das Geläute der Herden die grüne Einsamkeit erfüllt, breitete es sich aus, jung und frisch wie vor alters, bis wo die See in sonniger Mittagstille wie fließendes Silber die einsamen Halligen Nordfrieslands umspült; von des Rheines „hochgesegneten Gebreiten" bis zu den Föhren und Sümpfen, durch die Nogath und Pegel schleichen. Noch immer an Wäldern reich und reich an fruchtbar trächtigem Land, an Bodenschätzen und schiffbaren Strömen; ein Abbild des Erdteils im Kleinen, seiner Hochgebirge teilhaftig wie seiner Ebenen und Meere, aber im Ganzen freundlich und anmutig, mannigfaltig und reich ohne Üppigkeit, nach Lage und Eigenart wie vor alters ein Land der Mitte.

Aber wie lange scheint doch die Zeit zurück — in Wirklichkeit sinds freilich noch keine drei Menschenalter — daß diese Natur in der Tat noch den größten Teil unseres Volkslebens umschloß, daß gut dreiviertel aller Einwohner auf diesem Lande lebten, daß selbst in seine Städte noch Ackerbau und Gärten weit und beherrschend hineindrangen! Daß die rastlose Menschenflut noch nicht eingesetzt hatte, die jetzt unaufhaltsam in die Steinmeere der Großstädte brandet, das neue Nomadenleben, das flüchtig in diesen riesigen Steinlagern umher und von einem ins andere zieht?

Digitized by Google

Was sehen wir zuerst vor uns, wenn wir an dies alte Deutschland denken? Ein Land ohne Schlote und Eisenbahnen und mit nicht halb so vielen Menschen auf seinem Boden als heute. Dörfer, ungleich bunter als jetzt in volkstümlicher Bauart und Sitte, mit schnurrenden Spinnrädern und klappernden Weberschiffen. Alte Städtchen, wie hervorgewachsen aus Hügel und Landschaft, noch vom mittelalterlichen Mauerring umzirkt, mit Fachwerkhäusern und Stroh- und Schindeldächern, mit Mondschein über den zackigen Giebelfeldern und Chorälen von Stadtzinkenisten auf dem alten Turm. Kaiserpfalzen am Rhein und hohe Münsterkirchen, getäfelte Ratsstuben und Barockschlösser in üppigen Gärten. Eine trauliche, friedliche, still in sich geschmiegte Welt, aber in der bequemen Enge mit allem Zauber und Traum einer tausendjährigen Geschichte. Eine unendliche Mannigfaltigkeit von Residenzen und von Ländern jeder Größe, in buntem Gemenge durcheinandergewürfelt, voll reichen Wechsels von Landschaft und Stamm, Sitte, Religion und Regierungsform. Ein Land ohne Hauptstadt und ohne geistigen Mittelpunkt und ohne herrschende Gesellschaft, aber unerschöpflich an eigentümlichem, farbigem Leben, umwoben von einem heimlichen Duft von Sage, Märchen und Lied und tiefem inneren Leben.

Und was für ein Volk schwebt uns vor, wenn wir von diesem alten Deutschland reden? Ein Volk, noch umfriedet von einfacher, pedantischer häuslicher Zucht, naturnäher als wir, ohne die Hast, den Lärm, den aufreibenden wirtschaftlichen Kampf unseres Daseins. Schlicht, ja ärmlich nach unseren Begriffen, aber auch ohne Schwindelwesen und Reklame, bescheiden, sparsam, bis ins Innere wahrhaftig. Langsam und ungelenk, von hausbackener Derbheit, aber arbeitsam, beharrlich, gewissenhaft und gründlich und mit einem zähen Sinn für Ordnung und Rechtlichkeit. Sein eigentliches, wahres Leben aber ist aufs Innere, Geistige gerichtet. Dem strebt es nach, nicht mit Routine, nicht auf dem regelrechten, schon gebahnten Wege, nicht irgendwelchen äußeren Zweckes oder Erfolges wegen: sondern um der Sache willen, die sein Inneres ganz erfüllt, und mit allem kühnen Mut, mit allem Tiefsinn des Geistes und Gemütes eines hochbegabten Volkes. Liebevoll empfänglich nimmt es alle fremde Art in sich auf, das Ideal harmonisch humaner Bildung, das seine Besten erheben, ist vielseitiger, hochfliegender, menschlich freier als das der benachbarten Völker. In schöpferischer Innerlichkeit faßt es Welt, Natur und Menschendasein in schöner Einheit zusammen, aus eigenstem Leben quillt ihm Religion und Philosophie, Lyrik und Musik, und so tönt in still behüteter Reinheit „seine Seele von jedem Atemzug der Menschheit". Verlangen und Sehnsucht mag uns ergreifen, wenn wir nach diesem Bilde zurück-

Digitized by Google

schauen, wie es manchmal in stillen Stunden wohl vor uns aufgetaucht ist. Ist es wirklich so gewesen? entspricht dies Bild der Wahrheit? Und warum hat unser Volk dann diesen Zustand verlassen? Sind wir wirklich unserer eigenen Vergangenheit so entfremdet, wie es danach scheint — wie unsere Feinde uns heute vorwerfen?

Wie stand es denn mit diesem friedlichen, in stiller Sammlung nur dem Höchsten lebenden Deutschland, das alle Nachbarn, wie sie sagen, so geliebt und geachtet haben? Lag es wirklich wie auf einer fernen, seligen Insel, ganz außer aller harten, tatsächlichen Welt und all der Kämpfe um Macht und Wirtschaft, die diese immer erfüllt haben? Wenn man durch seine Gaue ging, von den masurischen Seen bis zum hohen Schloß von Heidelberg, von Stralsund und Fehrbellin bis zu den Türmen Regensburgs und zu den Ruinen des Hohentwiels, — gab es eine seiner Landschaften, die nicht überdeckt war mit Schlachtfeldern, nicht getränkt vom Blut seiner eigenen Söhne? Wie die Beulen am Leib eines Geschlagenen liegen die Wahlstätten in manchen Gefilden gehäuft, eine neben der andern, in der blutigen Ebene Sachsens, an den grünen Rebenhügeln des Rheins. Allerdings, seit Jahrhunderten war dies Deutschland, durch chaotische innere Parteiungen zerklüftet, durch ein unseliges Gleichgewicht aller Kräfte und Gegenkräfte gelähmt, aus der Reihe der Großmächte ausgeschieden; kein Feind konnte ihm nachsagen, daß es noch erobernd um sich greife; jedem Anteil an der großen Politik des Erdteils hatte es entsagt. Aber was war die Folge? Ein Stück nach dem andern rissen ihm die Nachbarn aus der alten Gemeinschaft seines Staates und seines Wesens: das Ordensland und die Baltischen Provinzen, Schleswig-Holstein und Pommern, Burgund und die Schweiz, Brabant und Holland, Luxemburg, Utrecht und Lüttich, Lothringen und das Elsaß — wie herabgefallene Felsen am Fuß einer Gebirgswand, so hat man treffend gesagt, lagen sie schließlich um den zerbröckelnden Staat. Alte fruchtbare Wechselwirkungen schnitt man diesem Land der Mitte mit ihnen ab, die alte Zusammengehörigkeit des Lebens und des Gedankens; all die Völkerscheiden wurden eingegraben, die uns heute rings umgeben. Keinen politischen Einfluß hat man uns gelassen, keinen wirtschaftlichen; keine Mündung eines unserer Flüsse, einen Zugang zum freien Meer: Rhein, Weser und Elbe, Oder und Weichsel, alle waren sie „fremder Nationen Gefangene". Auf unserm Boden aber rangen dann die Nachbarn miteinander um die Beute, über unsere Erde ergossen sie den Abschaum all ihrer Völker. Wie war es denn in der gepriesenen Zeit Goethes und Beethovens und Kants, in der Zeit, wo Schiller und Fichte, Herder und Hegel lebten, an die sie uns heute so gern erinnern? In Greueln und Demütigungen ohnegleichen haben sie

Digitized by Google

uns, von jenem 30jährigen Krieg an, die schwachen Reste unseres alten Staates, den Reichtum unserer alten Gesittung zerschlagen, wo sie konnten. Kein Volk hat die Schuld eigener Selbstentäußerung bittrer büßen müssen, keinem ist die Lehre grausamer eingeprägt worden, daß ihm keine andere Wahl bleibe in der Welt, als Hammer oder Ambos zu sein.

Nicht anders war es mit den gerühmten inneren Segnungen unserer Schwäche und Zerrissenheit. Wer mag im Ernst glauben, daß die Blüte des deutschen Geistes aus der Unwahrheit, aus dem Elend und Verfall des alten deutschen Staates entsprossen sei? Es ist freilich wieder wahr, 19 Geschlechter unserer Vorfahren, seit der Stauferzeit, haben ein einheitliches, mächtiges deutsches Reich entbehrt; der deutsche Staat war vielen, wie Gustav Freytag 1860 klagte, so fremd geworden wie Völkerwanderung und Kreuzzüge. Aber was Gutes ist ihnen daraus gekommen? Im innern Leben der Völker so wenig wie im äußern zeigt uns die Geschichte ein ungestörtes, paradiesisch pflanzenhaftes Wachstum nur aus innerem verborgenen Gesetz, einen reinen, in sich notwendigen und abgeschlossenen Fluß der Dinge. Überall in Staat und Wirtschaft herrschen Streit und Macht, Verdienst und Schuld, Trieb und Wille des einzelnen. Auch in diesem alten zerrissenen Deutschland lebten sie wie in den aufstrebenden neuen Staaten ringsumher. Nur daß dort alle vom Ganzen abgelenkt waren aufs Einzelne, daß jeder mit seinem Wollen aufs nächste, auf sich selber zurückverwiesen war. Nie war der Egoismus der Stände unter uns nackter und häßlicher als in den letzten Jahrhunderten dieses verfallenden Staatswesens, in dem kein politischer und kein geistiger Mittelpunkt, weder einheitliche Regierung noch Religion, weder Gesellschaft noch Interessen die auseinanderstrebenden Teile zusammenbanden. Eben er zerstörte schließlich jede Möglichkeit eines großen Gesamtunternehmens, jeden Schutz des gemeinsamen nationalen Besitzes, jedes Gefühl eidgenössischen Rechtssinns. Es gab schließlich gar keine Deutschen mehr, nur Österreicher, Preußen, Kurkölner, Reichsstädter, der Charakter des Volkes war ebenso zerstückelt wie sein Land. Und so wurde das Reich, das einst in Kraft und Stolz sich in der Mitte des Abendlandes erhoben und seine Führung in großen Jahrhunderten ergriffen hatte, nun seine Mitte in Ohnmacht und Dienstbarkeit und die klassische Stätte armseligen Kleinbürgertums, die Heimat der querelles allemandes und der misère allemande, die niemand tiefer verachtete als die Fremden, die davon den Nutzen zogen. In der dumpfen, eingeschlossenen Luft dieser Zeiten verkümmerte die deutsche Art in das Philistertum und die Untertänigkeit, in die kleinliche Krittelsucht und die verbissene Parteiwut gegen den Landsmann, in die enge Pedanterie und den verkröpften Schnörkelkram, in das ganze kleinmütig leidsame Wesen,

Digitized by Google

in dem sie ihre eigene Vergangenheit verleugnete und vergaß, als hätte sie ihr nie zugehört. Dieser Niedergang blieb nicht etwa nur beim Politischen und Staatlichen stehen. Derselbe Knechtssinn, der mit Stolz fremde Fahnen über sich wehen sah und von den Pensionen fremder Höfe lebte, unterwarf auch Sprache und Sitte, Kultur und Kunst blind und schrankenlos dem ausländischen Vorbild. Es war eine Fäulnis, die das ganze Leben ergriff, das geistige wie das politische. Nicht aus ihr, trotz ihr und gegen sie haben wir alles errungen, was uns irgend eigentümlich und groß ist. Es mag immer bezeichnend für den Deutschen bleiben, daß er im Geistigen und Inneren sich rascher und siegreicher gegen die fremde Herrschaft erhob als im Staatlichen. Aber dieser geistige Aufschwung — vergessen wir das nie! — war nicht minder ein Kampf um unsere nationale Freiheit wie später der politische. Was bei andern Völkern als die letzte Frucht der staatlichen Größe und Sicherheit zu folgen pflegt, die Höhe des geistigen und künstlerischen Lebens, ist ihr bei uns vorangegangen und hat sie vorbereitet. In ihr stieg unser Volk zuerst wieder zu selbständigem Leben empor und breitete sich herrschend über die Welt aus. Aber die Träger dieser Erhebung haben am eigenen Leibe erfahren müssen, daß es dem Menschen nicht gegeben ist, Geist ohne Körper zu bilden. Über sie selber hinweg rauschte der vernichtende Wettersturz der Revolution und der napoleonischen Kriege, der nach dem letzten Rest des gemeinsamen Staates auch alles geistige Leben Deutschlands zu vernichten drohte. Sie selber haben in dieser äußersten Not den Schritt von der Menschheit und vom Einzelnen, von denen sie ausgingen, zum Volk und zum Staat bewußt und mächtig getan. Gerade das ist das hinreißend Große an jener Zeit der Freiheitskriege, die uns heute so viel näher steht als irgend eine andere, daß dasselbe Geschlecht, das seinem Volk im Geistigen und Individuellen die höchsten Kränze errungen, eben dies Geistige und Individuelle bescheiden wieder einordnete in die überindividuellen und naturhaften Zusammenhänge des menschlichen Lebens. „Zum Opfertod für die Freiheit und für die Ehre seiner Nation ist keiner zu gut, wohl aber sind viele zu schlecht dazu". „Nur wenn wir ein Vaterland, wenn wir die hochmenschlichen und hochpolitischen Ideen eines eigenen, einigen, kräftigen Volkes hätten, würden wir stehende Sitten, festen Charakter und Kunstgestalt gewinnen. Nur dann könnte das Höchste und Herrlichste der Menschheit aus solchen irdischen Wurzeln zu schimmernden Sonnenwipfeln erwachsen". „Mit dem politischen Boden versinkt zuletzt jedes Recht und jedes Streben." Aus dieser Ehe von Geist und Staat sind all die hohen Ziele für das neue Deutschland geboren, die der großen Einheitsbewegung des folgenden Jahrhunderts, der schwersten, die unser Erdteil gesehen, vorgeschwebt haben. Schritt für

Digitized by Google

Schritt sind wir im Kampf mit der Umwelt und mit dem Erbfeind in uns selber auf diesem Wege fortgeschritten, der uns wieder in die Reihe der Großmächte und mit diesen ins Weite, über die Meere, in die erdumspannenden Bewegungen und Kämpfe der heutigen Welt geführt hat. Hier gab es kein Halten. Wer das Ende dieses Weges verwirft, der verwirft auch seinen Anfang, der verwirft nicht nur unseren Staat und unsere Wirtschaft, sondern auch die Blüte unseres geistigen Lebens und alle besten alten Kräfte unserer Geschichte mit ihr.

Denn jenes Geschlecht, das uns den Weg in die Zukunft wies, hat uns zugleich unsere Vergangenheit wieder erobert. Ueber die Zeiten des Niedergangs zurück ergriff und fühlte es in sich wieder die unverderbliche lebendige Kraft unseres Volkes. Hinter dem altgewordenen sah es wieder mit hohem Stolz das wirkliche alte Deutschland. In diesen selben Freiheitskriegen, da unsere Dichter und Philosophen wieder für die Heimat die Waffen ergriffen, da der Gedanke eines einigen Volksheeres wieder unter uns Wurzel schlug, da lebte in unserem Volk wieder auf, was wir heute jubelnd alle von neuem und nun noch mächtiger und hinreißender erlebt haben, das fröhlich heitere Heldentum der Väter. Wie lange war es unterbunden, erstickt gewesen in drückender Enge! Wie jammervoll war seine unzerstörbare überschwellende Kraft uns selber verloren gegangen — in den ungezählten Scharen von Landsknechten, Reisläufern und Söldnern, die der schlafenden Heimat müde, alle fremden Schlachten schlugen, von Fürsten, die alle fremden Throne bevölkerten, von kühnen Abenteurern und trotzigen Auswanderern, deren kolonisatorische Fähigkeit allen fremden Völkern zunutze kam. Nun fuhren sie endlich wieder in Spott dahin, jene strümpfestrickenden Soldaten der heiligen Pfaffengasse des alten Reichs, jenes kindische Kriegsspielzeug aus kleinen Duodezstäätlein, das auf seinen Mützen die Inschrift trug: Gib Frieden, Herr, in unseren Tagen!, das das waffenfroheste Volk zum Hohn der Nachbarn erniedrigt hatte. Die zorngemute Kraft des Hasses flammte wieder empor, die aus unseren alten Heldenliedern glüht, das unentbehrliche Gegengewicht unserer treuherzigen Gutmütigkeit, wenn wir nicht mit Schmach zu Grunde gehen sollen auf dieser Erde. Heute genießen wir mit Zinsen alle Früchte jener gewaltigen Befreiung. Wer heute durch eines unserer Lazarette kommt, wo Verwundete mehrerer Nationen neben einander liegen, wen hat er nicht mit der Kraft einer Offenbarung getroffen, der fröhliche, strahlende Ausdruck — ja strahlend, es gibt kein anderes Wort —, mit dem unsere Soldaten in ihren Betten liegen! Das sind freilich nicht die Söhne der gedrückten, in Untertänigkeit eingetrockneten Bürger und Bauern des alten Reichs; aber die Enkel sinds jener sieghaften Hel-

Digitized by Google

den, die vor zwei Jahrtausenden übermütig wie Knaben auf ihren Holzschilden die Schneehänge der Alpen herabfuhren vorm Angesicht des feindlichen Heeres, die singend und geschmückt in die Schlacht zogen wie zu einem Fest und deren sorglos wilder Ansturm wie eine Naturgewalt hereinbrach über ein sinkendes Weltreich. Mögen unsere Feinde nur glauben, daß es eine künstliche, austreibbare Seele sei, die in unserm neudeutschen, preußischen Militarismus lebe: Kraft von der ältesten Kraft unseres Volkes ist sie, lebendig und unüberwindlich wie je.

Und auch was sonst nach den eigenen Worten unserer Feinde die Stärke dieses neuen deutschen Reiches vor allem ausmacht, ists nicht alles von unserem besten alten Erbgut, das jede unserer guten Zeiten geschmückt hat? Die Ordnung und die methodische Zucht, die unbeirrbare Sachlichkeit und die gewissenhafte Geduld, das Pflichtgefühl und die Treue bis ins Kleinste? Vom Übergeistigen und Spekulativen, vom Idyllischen und Privaten haben sie sich inzwischen auf die wirkliche Welt, aufs Praktisch-Technische, aufs Militärische und Wirtschaftliche geworfen, aber der belebende Geist ist der gleiche, hier wie dort. Das war im besten Stil jenes alten Deutschlands, das sie uns jetzt rühmen und als so tief versunken schelten, wie beim Ausbruch dieses Krieges die Blüte aller Schichten unseres Volkes, gerufen und ungerufen, zu den Waffen strömte: ohne eitles Lauttun und überhebliches Prahlen, wie zu einer selbstverständlichen Pflicht, in frohem Ernst, die alten ehrlichen Lieder auf den Lippen und die alte gute Treue im Herzen. Noch fühlen wir in uns, auch in der heißen Leidenschaft des Kampfes, den alten deutschen Geist der maßvollen Freiheit, der Gesetzlichkeit und Ordnung, das alte duldsame Verständnis für fremde Art. Aber zum erstenmal in einer großen geschichtlichen Stunde haben wir aus eigener Kraft unsere großen geschichtlichen Fehler völlig überwunden: die alte Zerrissenheit und den inneren Hader, auch in den neuen Formen, in denen sie immer noch unter uns lebendig waren, die Eigensucht und die Kleinlichkeit. Der ganze Reichtum unseres Wesens ist zum erstenmal zusammengefaßt in einer wunderbaren Einheit. Alle die flutenden Ströme, in die das unübersehbare Leben der Gegenwart unser wachsendes Volk gerissen, sind für heute wieder in ein einziges, gewaltiges, einheitliches Bett vereinigt, alle auseinanderstrebenden Kräfte um einen festen Mittelpunkt versammelt — um den ältesten, ursprünglichsten von allen, den mächtigsten, das Vaterland.

Und so grüßen wir dich heute mit neuem Sinn, alte Heimat, heiliges deutsches Land! Drohend umgellt dich von allen Seiten haßerfüllter Mordruf der Feinde. Aber nicht mehr wie einstmals in Zeiten der Schmach liegst du ihnen als ohnmächtige Beute zu Füßen. Gelassen und ruhig

Digitized by Google

stehst du wieder in ihrer Mitte, eine mächtige Herrscherin. Wenn die stillen Sterne der Weihnacht auf dich niederschauen, dann lodert rings um dich her der Feuerschein des Weltbrandes, aber deine Wälder und deine Städte glänzen still wie ein Traum des Friedens. Keine größere Weihnacht hast du je gesehen, deutsche Erde! Deine Söhne alle sind in dieser heiligen Stunde um dich versammelt. Um deine Grenzen stehen sie geschart, ein schimmernder Wall von Leben und Geist, von Kraft und Willen. Und deine Toten alle, die draußen liegen für dich im fremden Boden, sind in dieser Stunde bei dir. Von ihren Lippen nehmen wir Lebenden deinen Namen, mit dem sie den Tod gegrüßt. Alles, was sie hingegeben haben, lebt uns neu in dir. Heiliges Vaterland! Du bist der Ring, der unser flüchtiges Dasein auf Erden ans Ewige bindet; Vergangenheit und Zukunft webst du in unser kurzes Leben; dir danken wir die Glut, die rein und gewaltig wie keine zuvor unsere Herzen erfüllt. Kein mächtigeres Gebet ist in dieser Friedensnacht je zum gestirnten Himmel aufgestiegen, als es heuer aufsteigt, mitten in Mord und Greuel dieses Krieges, wenn die alten Christglocken über Berg und Tal rufen zur nächtlichen Mette. Kein Herz ist in unserem Volke, das nicht demütig und dankbar sich zu Gott erhöbe mit einem Segenswunsch, einem Gelöbnis: Deutschland!

Digitized by Google

Wiland der Schmied.

Von Ernst Rosmer.

Er war gefangen, verstümmelt gar,
Die Sehnen durchschnitten am Knöchelpaar.
Der Flucht ohnmächtig, von Feindeshohn
Die kunstreiche Hand gezwungen zur Frohn.
In nächtiger Höhle sitzt er allein.
Vom Schmiedeherd ein Feuerschein.
Was hilft der Hammer, was hilft ein Schwert,
Was hilft ein Panzer, der ihn bewehrt?
Er kann nicht schreiten, er kriecht auf Knie'n.
Er kann nicht streiten, er kann nur flieh'n.
Wo ist die Stärke, die ihn befreit,
Wo ist das Wunder, dem er sich weiht?
Die Höhle erdröhnt, die Flamme loht
Vom Atem und Schrei seiner schrecklichen Not.
Die Felsen schweigen, die Flamme sinkt,
Aus dunkeln Wolken ein Stern sich ringt.
Den faßt er mit Blicken und starrt ihn an
Und läßt ihn nimmer, der brechende Mann.
Und wie der Morgenwind niedersaust,
Da hebt er seine gewaltige Faust
Und schweigt einen Schwur in sich hinein
Und deckt ihn mit der Geduld Gestein.
Er schafft bei Tag für den schmählichen Herrn,
Er schafft bei Nacht unter'm heimlichen Stern.
Und was er sich schmiedet, was er ersann,
Das schafft ihn wieder vom Wurm zum Mann.
Er schmiedet hinein in das bleiche Erz
Des Krüppels Qual und der Knechtschaft Schmerz.
Er schmiedet hinein den Grimm und die Wut,
Er schmiedet hinein seines Herzens Blut.
Zum letzten Mal in gefangener Nacht
Hat er vor seinem Sterne gewacht.
Es flammt der Morgen in düsterm Rot,
Sie nahen wieder mit Spott und Gebot
Und fahren zurück entsetzt und scheu —
Leer ist die Höhle, verlassen die Streu,
Und hoch über knirschenden Feinden flieht
Mit goldenen Schwingen Wiland der Schmied.

Digitized by Google

Max Buchners Kamerun-Erinnerungen.

Dreißig Jahre sind heuer vergangen, seitdem der Generalkonsul Dr. Nachtigal an der Sklavenküste und im Golf von Guinea die deutsche Flagge hißte und damit den Grund zu unseren blühenden Schutzgebieten Kamerun und Togo legte. Eine kurze Spanne von damals bis heute, aber wer kennt in unserer schnell lebenden und schnell vergessenden Zeit heute noch die interessanten Einzelheiten der damaligen Besitzergreifung? Von den europäischen Augenzeugen leben heute nur noch wenige; im Schutzgebiet selbst ist kein einziger mehr, und wenn man heute einen dort tätigen Kaufmann, Pflanzer, Missionar oder Beamten fragte, wie es vor 30 Jahren im Schutzgebiet ausgesehen hat, so wüßte keiner eine Antwort zu geben.

Und doch ist es gerade in den Schutzgebieten, die in besonders raschem Fluß der Entwicklung begriffen sind, von Vorteil, auf die früheren Zeiten und auf die Anfänge der Entwicklung zurückzublicken, um manches Seltsame, das man heute antrifft, begreifen und manches Zukünftige vorausschauen zu können. Von diesem Gesichtspunkte aus ist es mit Freuden zu begrüßen, daß der erste Vertreter der deutschen Regierungsgewalt in Kamerun, Dr. med. Max Buchner, der den Generalkonsul Nachtigal bei seiner Flaggenhissungsreise begleitete und von ihm als Kommissar in Kamerun gelassen wurde, sich entschlossen hat, sein damals geführtes Tagebuch zu veröffentlichen.

Buchner hat bereits im Jahre 1887 ein Buch „Kamerun" erscheinen lassen, in dem er Land und Leute beschreibt und ein Programm für die Zukunft aufstellt. Es ist interessant, feststellen zu können, daß das Urteil, das er damals über den Charakter der Duala und über einzelne Persönlichkeiten unter ihnen fällte, sich in der Zukunft durchweg bestätigt gefunden hat, daß aber die Entwicklung, die er voraussah, in den inzwischen verflossenen 30 Jahren ganz erheblich überholt worden ist.

In dem jetzt erschienenen Buch „Aurora colonialis" (München, Piloty & Loehle) schildert er geschichtlich treu seine Erlebnisse als Begleiter Nachtigals und als Regierungskommissar in Duala. Es waren keine angenehmen Verhältnisse, unter denen er damals lebte. Das durch die Macht der Geschichte begründete Überwiegen des englischen Einflusses in Kamerun trotz der Besitzergreifung durch Deutschland, äußerlich erkennbar durch das Weiterbestehen des vom englischen Konsul eingesetzten „Court of equity", das aufs rücksichtsloseste gehandhabte Handelsmonopol der Duala im Verhältnis zu ihren Hintersassen, das ihnen einen Verdienst von 200 bis 300% abwarf, die Abhängigkeit der Kaufleute von der Laune der eingeborenen Händler, die trostlosen Wohnungsverhältnisse, die gänzliche Machtlosigkeit des Regierungsvertreters, dem weder ein weißer Beamter noch ein einziger Soldat zur Verfügung stand, dadurch hervorgerufen das ständige Frecherwerden der Eingeborenen, das schließlich zu einem Aufstand führte, die Gefangennahme des Kaufmanns Pantänius und seine Ermordung im Busch durch einen Schuß von hinten in den Kopf, alles dies als Inhaber der höchsten Gewalt mitzuerleben, ohne einschreiten zu können, war keine reine Freude. Mit der Ankunft des Geschwaders unter Admiral Knorr kamen vorübergehend bessere Zeiten, und die schönsten Tage mögen für den Verfasser die gewesen sein, an denen er das Kamerungebirge durch-

Digitized by Google

zog, um im Wettbewerb mit dem Polen Scholz, gen. Rogoczinski, der für die englischen Baptisten in Viktoria Hoheitsrechte zu erwerben versuchte, mit den Bakwiri-Häuptlingen Schutzverträge abzuschließen.

Eine qualvolle Zeit muß der Verfasser vor seiner Abreise von Kamerun erlebt haben. Die Malaria, deren Übertragung durch Mücken man damals noch nicht kannte, hatte ihn allmählich derart mitgenommen, daß er über $^1/_3$ seines Körpergewichts verlor und daß man ihm auf der Heimreise, um ihn vor dem Schlimmsten zu bewahren, den inzwischen erfolgten Tod Nachtigals verheimlichte. Sein Urteil über manches ist zweifellos durch die mißlichen Verhältnisse, unter denen er lebte, und besonders durch das letzte traurige Krankenlager beeinflußt worden, und manche Bemerkung zeugt von einem Pessimismus, den man nicht billigen kann und den die Zukunft auch nicht gerechtfertigt hat. Aber auch wo man auf Grund der Kenntnis der neueren Verhältnisse anderer Ansicht ist als der Verfasser, ist es ein hoher Genuß, die Schilderung seiner Erlebnisse und Eindrücke zu lesen.

Dr. Oskar Meyer, Geheimer Regierungsrat im Reichskolonialamt.

Im Ruderboot durch Deutschland.

Wenn es für einen Verfasser im allgemeinen kaum etwas Langweiligeres gibt als die Bürstenabzüge seiner eigenen Sachen zu lesen, stelle ich mir im Gegenteil das Vergnügen vor, mit dem Marie von Bunsen die Bogen immer wieder las, die ihr von ihren Ruderfahrten auf Havel, Werra, Weser und Oder erzählten: jede Seite ein schöner Lebenstag, jede Zeile eine Erinnerung an ein kühles Wasser, ein stilles Schloß, eine alte Stadt. Eine Deutsche, die in Deutschland reist, war bis jetzt fast eine Rarität; diese Frau aber ist durch die halbe Welt gefahren, und plaudert so fein von den Wassern Deutschlands, daß man nicht müde wird ihr zuzuhören. Aber vielleicht muß man zuerst durch die halbe Welt gefahren sein, um zu erkennen wie schön das alte deutsche Land ist. Diese Frau liebt das liebe alte deutsche Land so, daß man immer größeren Respekt vor ihr bekommt, je länger man mit ihr reist. Sie liebt die deutsche Freude am Einfachen, Ererbten, still in sich Ruhenden, die so viel vornehmer ist, als Snob und Gent und Parvenü je ahnen. Sie weiß die Namen all der einfachen Wiesenpflanzen und Waldblumen, kennt die Vergangenheit der Gaue, durch die sie rudert, unterhält sich mit Wirt und Wirtin im Dorfkrug wie mit ihren Freunden im Schloß. Am liebsten hat sie unverdorbene, vor allem unrenovierte alte Bauten; am wenigsten liebt sie Regierungsbaumeister und den himmelschreienden Luxus der öffentlichen Gebäude von heute. Man erfährt, was ein Kaiserbesuch kostet: „. . . heute in vierzehn Tagen soll die Ankunft erfolgen, zwei Nächte dauert der Besuch, bereits jetzt arbeitet man Tag und Nacht in fieberhafter Eile. In Höxter werden Brücken gestrichen, Wege gebahnt, ein etwas vorstehendes Haus wird niedergerissen, zwei Extrazüge haben bereits Möbel und Gerät aus Berlin gebracht, die Küche mußte erweitert werden, um die gewaltigen Kochherde hereinzulassen, 35 000 Mark sind allein für die postalischen und telegraphischen Neueinrichtungen angesetzt. Der Kaiserbesuch fiel aus!" „Der Schule gegenüber sah ich ein mächtiges Schloß, reich mit Steinskulpturen geschmückt. Drei Millionäre könnten dort angemessen leben; Automobile, damastbezogene Wände, Diamanttiaren, tadellos geschulte Diener gehören dahin. Es ist jedoch die Oberpostdirektion, das Gebäude dient Geschäftszwecken, ist außerdem Dienstwohnung bescheiden lebender Beamter. So wird die jetzt Deutschland kennzeichnende, unharmonische Stillosigkeit, der Fassadenluxus, von oben gefördert!" Es geht wie eine stete Gegenüberstellung durch das Buch (S. Fischer): des alten Deutschland und des modernen.

J. H.

Digitized by Google

Alte Neujahrswünsche.

Von Josefa Elstner,
Hilfsarbeiterin an der Kgl. Öffentlichen Bibliothek in Dresden.

Auf einem alten, vergilbten Blatt einer Zeitung aus dem Jahre 1789 steht zu lesen: „In hiesiger Offizin sind verschiedene Sorten Neujahrswünsche um billigen Preiß zu haben.“ Die gedruckten Neujahrsgratulationen, welche Anfang des 18. Jahrhunderts in Deutschland üblich wurden, sind seit ungefähr 1850 zu einem „Gegenstand der vertrauten Sitte und der sinnreichen Eleganz“ geworden.

Auch in den Zeitungen zeigten sich die Neujahrswünsche, zuerst vereinzelt im 18. Jahrhundert. Meist recht drollig muten uns heute die ungeschickten Zeilen jener vergangenen Zeit an, die doch schon die Zeit der Romantiker und der Klassiker war. Besonders bergen die damaligen Provinzblätter eine Menge Neujahrswünsche, die wir heute gar leicht — auch abgesehen von ihrer oft wunderlichen Einkleidung — mit mitleidigem Lächeln abtun mögen. Aber man sollte sie ein wenig mit Dichteraugen anschaun, nicht mit solchen, denen die unbeholfene Sprache weh tut, nein, mit solchen, die gerne einmal von alten, winkligen Straßen träumen, in denen die einfachen Menschen vor den Jahren einer hastenden Kulturentwicklung ihr stilles Leid und ihr stilles Glück herumtrugen.

Häufig wurde das neue Jahr in den Zeitungen mit Kirchenliedern oder Gedichten vorwiegend geistlichen Inhaltes begrüßt, oft auch das alte Jahr mit ihnen beschlossen. Eine fromme, gottesfürchtige Stimmung lag jedenfalls in den meisten enthalten, die uns heute oft allzu kindlich anmutet, so z. B. in den Zeilen einer sächsischen Zeitung des Jahres 1771: Gott, laß das künft'ge Jahr, erhör' der Armen Schreyen!

Für sie ein gutes Jahr, für Wuch'rer Mißwachs seyn,
Erbarme Dich einmal der Dir empfohl'nen Sachsen,
Und laß nebst vielem Korn auch Menschenliebe wachsen.

Ein gleiches naiv-frommes Gefühl spricht aus einem Gedicht des Jahres 1792, dessen Zeilen wie:

Menschenhaß lohn' ich mit Liebe,
Grobheit mit Bescheidenheit,
Unbeständigkeit mit Treue,
Trug und List mit Ehrlichkeit,
Und empfinde keine Reue,
Keinen Stolz und keinen Neid.

uns heute durchaus nicht realistisch erscheinen. Und weiter heißt es:

So der Tugend nachzuwandeln,
Gieb, o Gott, dies Jahr mir Kraft,
Christlich denken, ehrlich handeln
Sey mir mehr wie Wissenschaft.

Noch eine typische Probe vom Schluß des 1773. Jahres:

Wenn Du, Gott, zornig bist, ist alles Meine Deine,
Und wenn Du gnädig bist, ist alles Deine Meine.
Das erste sahen wir im Monath Junius,
Das andre wünschen wir bey dieses Jahres Schluß.

Digitized by Google

Doch nicht aus Würdigkeit erwarten wir den Segen,
Den Du uns zugedacht, bloß Deiner Liebe wegen.
Zeigst Du aus Liebe uns des Segens Überfluß,
Vergönn' uns, Vater, auch den wirklichen Genuß!

Oft bittet der Verfasser, beziehentlich der Herausgeber der Zeitung, den Leser um ein freundliches Gedenken — an dessen Stelle heutzutage die Aufforderung zur Abonnementerneuerung tritt — so in einem Gedicht von 1820:

Allen Menschen lächle Gottes Gnade
In dem schönsten, reinsten Himmelslicht! —
Mir entblüh nur auf dem Dornenpfade,
Leser, manchmal ein Vergißmeinnicht! —

Verschiedentlich bringt auch der Bote in der Zeitung in naivster Weise seinen Neujahrswunsch dar und spricht dabei die Bitte um ein Trinkgeld aus. Hier die Schlußzeilen eines Neujahrswunsches aus dem Jahre 1784:

Kurz, Reiches Glück und Heyl, sey einem jeden Stande,
Dieß wünscht des Bothen Hertz, der all und jede liebt,
Doch doppelt, der ihm was zum Neuen Jahre giebt.

Eine Rückschau auf die Begebenheiten des vergangenen Jahres bildet folgendes Gedicht aus dem Jahre 1773:

Der Kirchenzettel weiset Dir
Des Würgers weniges Verschonen,
Wodurch in jeglichen Revier
Nicht mehr so viele Menschen wohnen;
Der gegen uns erzürnte Gott
Gab kaum den Wenigsten satt Brodt,
Man aß und spürte kein Gedeyen,
Die Theu'rung stieg ganz unerhört,
Durch Menschen ward sie noch vermehrt.
Und wie? Durch Wuch'rers Schelmereyen.

Die Nässe, so beständig war,
Verderbte unser Feld und Saaten,
Sie machte, daß das vor'ge Jahr
Die Flüsse aus den Ufern traten.
Des Kornes Bluth ward wie ersäuft,
Und was noch gut, nicht g'nug gereift,
Meist Trespe kriegte man statt Kornes:
War dieser Miswachs nicht die Frucht,
Womit uns Gott schwer heimgesucht,
Des gegen uns erregten Zornes?

So läßt sich dieses Ungemach
Aus seinem Ursprung leicht ergründen,
Schlag diesen Vers (34) im Psalmen (107) [nach,
Du wirst die reine Wahrheit finden.
Jedoch nunmehro wächst der Muth,
Die Saaten stehen trefflich gut.
Gott will uns dieses Jahr erquicken,
Er wird das mitgenomm'ne Land,
Und den entzognen Nahrungsstand
Mit Fruchtbarkeit und Flor beglücken.

Wohl uns alldem in künft'ger Zeit,
Wenn unsre Bürger Nahrung haben,
Und Gott wohlfeiler Brod verleiht,
So kann sich auch der Ärmste laben.
Des Tuch- und Leinenwebers Fleiß,
Und der ihn zu vertreiben weiß,
Dieselben segne Gott in Gnaden;
Den Wuch'rern geb die künft'ge Zeit
Nicht wiederum Gelegenheit,
Der Armuth wie bisher zu schaden.

Die Wucherer spielten damals eine große Rolle, denn man findet sie oft erwähnt. Hin und wieder begegnen wir auch einem Neujahrsgedicht politischen Inhaltes.

Digitized by Google

Manchmal sind es endlose Reime, die das Jahr begrüßen, manchmal nur einige kurze Zeilen, die eine Bitte für Herrscher und Volk, um Ruhe, Frieden und Segen für das Vaterland enthalten. Mitunter findet man allgemein gehaltene, kleine Sprüche; auch Chronogramme sind nicht selten.

In den Zeilen des Neujahrsgedichtes einer hessischen Zeitung:

„Wünsche Ludwigs Thron stets Segen und Gedeien,
Glück der Geistlichkeit, Schutz denen Polizeyen,
Heil dem Land und Flor der Zierde unsrer Staaten, Jagd und Soldaten!"

scheint es vor allem sonderbar „Schutz denen Polizeyen" zu wünschen, da man heute eher geneigt ist, von ihnen Schutz zu erwarten.

Eigenartig mutet ein Neujahrswunsch aus dem Jahre 1825 an, ein

Reimgeklingel zum Neuen Jahr:

Sey guenstig liebes, neues Jahr,
Der neubegier'gen Erdenschaar,
Mach ihr, was Noth thut, offenbar:
Den blinden Herren stich den Staar,
Den Frauen mach den Caffee klar,
Dem Juengling schneidre den Talar,
Viel Braeute fuehre zum Altar,
Und segne jedes Ehepaar.
Mach Lieb' und Treue nicht so rar,
Laß ja und nein seyn deutsch und wahr,
Bezahle alles prompt und baar,
Wer giebt, das nicht, was Noth ist, spar,
Wer kriegt, der sey nicht undankbar,
Die Weisheit sey nicht sonderbar,
Die Kunst mach sich nicht unsichtbar,
Des Himmels Wort, unwandelbar,
Stell' sich im Geist des Friedens dar.
Nur der Husar sey ein Husar,
Wenn's gilt zu zuegeln den Barbar.
Sein Handwerk lege dem Corsar,
Der Menschlichkeit erhabner Zar.
Geschichten, neu und wunderbar,
Doch ohne Blutdurst und Gefahr,
Erzaehl uns, liebes, neues Jahr.
Was lieb und werth bis heut uns war,
Was uns zum Heyl dient, das bewahr,
Und jedem koch sein Rindfleisch gar.

Ab und zu, allerdings selten genug, mag man auch Strophen finden, die sich getrost auch heute noch ans Tageslicht getrauen dürften, und manche sprechen in ihrer schlichten Einfachheit unmittelbar an. Aber man findet dann auch bekannte Namen darunter, wie J. Peter Hebel und andere.

Häufig findet man das Anspielen auf das Sterben und sei es in den wenigen Zeilen zum Schluß des Jahres 1784:

Die Vorwelt starb, nach wenig Jahren
Sind wir auch nicht mehr hier.
Die Nachwelt sagt von uns sie waren!
Und sie auch stirbt wie wir.

Es steigt eine ganz andere Welt vor unseren Augen auf, wenn wir in den alten, vergilbten Blättern lesen, man muß sich nur in die Zeilen vertiefen und in und zwischen ihnen zu lesen verstehen. Dann fühlen wir uns in die vergangenen Tage zurückversetzt und wir sehen die altmodischen Menschen auferstehen und fühlen, von Feinden und Verrätern umgeben, die Treuherzigkeit, den offenen, ehrlichen, gottesfürchtigen Sinn des alten Deutschland.

Digitized by Google

Die Stieglhupfer.

Eine Bauerngeschichte aus dem Bayreuther Lande.

Von Hans Raithel in Lüdenscheid.

5.

Am nächsten Tag kam nach und nach das halbe Dorf und betrachtete den Gaul, mit jener Scheu, mit der man Löwen und Tiger und andere Bestien beschaut. Keiner trat ihm näher als fünf Schritt und keinem gefiel die Art, wie er die Ohren zurücklegte und auf die Leute von der Quer herspitzte.

„Macht, daß ihr ihn bald verschafft", riet jedes.

Auch Fremde, die gerade im Dorf zu tun hatten, taten einen Sprung herein: Die Hefenfrau, die Fuhrleut, die im Wirtshaus zehrten, und Kunz, der Rechenmacher von Wirsberg. Auch die meinten: „Den schafft fort."

Der Rechenmacher setzte freilich hinzu, der Kieselhans, wenn sie den als Knecht bekämen, der würde wohl mit dem Dinkets fertig.

„Wer ist denn der Kieselhans?" fragte Lies, die neben ihrer Mutter stand.

„Das wird der Knecht vom Wirsberger Kieselbauern sein", erklärte die Mutter.

„Nein", sagte der Kunz, „es ist sein eigener Bub."

„Dann ist's leere Red", sagte die Alte. „Der wird sich nicht als Knecht verdingen."

„Wer weiß?" meinte der Rechenmacher. „Sein Vater hat sieben Kinder. Und keinen Überfluß an Geld. Der spürts nicht, wenn ihm eines fehlt. Und über den Hansen muß er sich so nur ärgern. Nicht weil er nicht folgt, sondern weil er so verwegen ist und sich von einer Gefahr in die andere stürzt. ‚Der bricht noch sein Genick', sagt der Vater; ‚der wird uns noch erstochen', jammert die Mutter."

„Das muß ein rechter Raufbold sein", meinte die Lies.

„O nein", widersprach der Kunz. „Es ist ein Bub, gut wie das liebe Brot, aber stark wie ein Bär und gelenkig wie ein Wiesel, der fürchtet den Teufel nicht. Dabei spaßig. Und man muß ihn gern haben und ihm gut sein, wenn man ihn sieht."

„Erzählt uns einmal was von ihm", ermunterte ihn die Lies. Sie erinnerte sich, sie hatte doch von ihm gehört, wenn auch unter anderm Namen: Hartwigshans. So schrieb er sich; Kieselhans hieß er nur nach seinem Hof.

Da ein guter Auftrag an Käse und von Fleisch die Zunge besser löst, so luden ihn die beiden in die Stube ein, wo sie ihm — das Mittagessen war noch nicht ganz fertig — Brot und Butter und Schnaps auftrugen, die ihm die Angeln seines Mundwerks grad so trefflich schmierten.

Ja es war ein Kreissenbub, der Hans! Ich weiß nicht wie Kreissen geschrieben wird und woher es kommt, aber die Meinung ist: ein Bub wie man ihn suchen darf.

Digitized by Google

Der konnte mähen vom Morgen bis zum Abend und es war als hätt er nichts getan; der ackerte alte Brachen von drei Jahren und kein Kreuz tat ihm weh; der gewöhnte die wildesten Stierchen ein. Hatte er sie an den Schlitten zum Gewöhnen angespannt, so fuhren sie wie der Satan mit ihm hinaus, mit den Hinterbeinen setzend, als obs zur Hölle ginge, und abends kamen sie sanft wie Lämmer wieder. Und wenn der Hans beim Obstableeren auf schwanker Leiter stand, den letzten Apfel am letzten Ästchen mußte er haben. Ein andrer, hätte er auf einem Bein stehend hinausgelangt, wär übergeknappelt und herabgestürzt. Er kriegte ihn, als hielte ihn die Luft und kam heil herunter.

Noch im Röckchen war er schon ein Doß — d. h. ein Aas —, das seine Mutter einmal übers andere in Angst versetzte.

Er war vielleicht zwei Jahre — sein Vater baute gerade einen neuen Stadel. Die Handwerksleute hatten aufgerichtet und saßen in der Stube beim Mahl. Der Vater will im Gewölbe Bier einschenken, da stürzt die Mutter in Todesschrecken zu ihm herein. „Michel, unser Hans ist tot, so gut wie tot." „Weis", sagte der Bauer, „woher denn?" „Schau nur", und sie führt ihn unter die Haustür, „schrei aber nicht, sonst fällt er gleich herunter." Der Bauer schaute, wie sie mit dem Finger wies und sah den Jungen, wie er hoch oben auf dem Firstbalken hinwackelte, der bebänderten Fichte zu. Da wurde ihm doch wohl unheimlich, oder hatte er sein Ziel erreicht, er hielt sich an dem Busch fest und setzte sich nieder. Da erst rief ihn sein Vater freundlich an und holte ihn mit einer Leiter herunter.

Und so gings zu, wie er größer wurde, wie er in die Schule ging, wie er wieder herauskam, wie er groß wurde. Kein streitbareres Luder auf der Kirchweih, und geschah ihm nichts. Es war als ob er eine Haut von Horn und einen Schädel von Eisen hätte.

Das grausamste aber leistete er erst vorigen Winter. Da redete im Wirtshaus der Kolb, der ein wenig vom Dorf wegwohnt, von seinem Hund, dem Sultan. Dem Kolb war in den letzten Jahren im Hof alles entzwei gestohlen worden; drum schaffte er grad den Hund an und seitdem hatte er Ruhe. Ein bösartigeres Vieh gabs nicht; wenn der an der Kette lag und ein Fremder hätte ins Haus gewollt, der Hund hätte ihn zerrissen.

„Wißt ihr was?" sagte der Hans, der an einem andern Tisch saß, „euren Hund hol ich von der Kette weg und bring ihn euch ins Wirtshaus her." „Zwei Taler geb ich dir," sagte der Kolb, „wenn du das fertig brächtest." „Es gilt, Vetter," sagte der Hans und ging. Die anderen Gäste lagen dem Bauern an, den Hans zurückzuheißen; es war nachts, die Sache falle übel aus. Der aber meinte, es sei nur eine eitle Prahlerei vom Hans. Der werde das Wagnis wohl bleiben lassen. Und nach einer halben Stunde kommt der Hans und hat den Hund, der nahezu dreiviertel Zentner wog, auf dem Arm und der leckt ihm Backe und Ohr und Haar.

Digitized by Google

Da dem Hans die Geschichte Spaß gemacht hatte, hing er in einer Nacht und bald darauf die sämtlichen Hunde vom Dorf um. Als die Leute des Morgens auf den Hof wollten, sah jeder einen andern Hund vor seiner Tür. Viele Leute konnten gar nicht aus dem Haus oder höchstens durchs Fenster oder die Hintertür, weil sie der neue Hund nicht litt und wie besessen auf sie losfuhr. Noch am Morgen kams heraus, wer der Missetäter war. Die Bauern schimpften, die Weiber aber, die vorher mitgeschimpft ob der Unart, sagten halb bewundernd und halb versöhnt, weil er es war: „O das Ooß, das Ooß", und ließen ihn bitten, die Hunde wieder umzuhängen. Sie wollten ihm ein Extra-Peitschzins geben.

Zu Neujahr peitschten die Buben die Weiber mit Buxbaumzweigen auf die Hand und erhielten dafür ein Biergeld.

Mit Pferden hatte der Hans ein Dutzend Geschichten gehabt. Die rechnete der Kunz nicht einmal, da wars viel erstaunlicher, daß er mit Gespenstern anband.

Den letzten Winter wars beim Prechtelbauern nicht geheuer oder direkt nicht richtig. Wenn da die Leute im Bette lagen, dann fing's, so wenn es elf Uhr schlug, an im Hause zu rumoren. Es war wahrscheinlich der Geist vom Hausadel, einem Landstreicher; der hatte sich im Garten aufgehängt. Da klirrte es an den Ochsenketten; da war es im Stall beim Vieh, das brüllte; da miaute es wie eine Katze oder wie ein Uhu; da tickte es wie die Totenuhr oder sang leise wie der Totenvogel oder es trappte im oberen Boden rum oder warf was hin, daß vom Schlag das Haus erdröhnte. Der Bauer, die Bäuerin im Boden vorn, die Knechte und die Mägde in ihrer Kammer hinten, steckten die Zeit die Köpfe unters Zudeck und schlatterten vor Angst, bis es zwölf Uhr schlug. Dann nahm der Spuk ein Ende. Die Bäuerin meinte endlich, es gehe so nicht mehr. Sie komme um vor Furcht. Man müsse den Feilenhauer von Fellmar holen. Fellmar liegt im Fichtelgebirge; dort lebte eine Feilenhauer-Familie, in der die Kunst, Geister zu vertragen, erblich war. Hans, dessen Pate der Prechtelbauer war, und der bei ihm aushalf, sollte ihn bestellen. Was tut der Bub? Bestellt den Feilenhauer nicht, sondern tut nur so und lauert in der Nacht selber auf dem Boden, mit nichts bewaffnet als mit zwei Zaubersprüchen, die ihm seine Mutter beigebracht und vor denen ein Geist Gestalt in Fleisch und Blut annehmen muß. Mögen ihm aber doch die Haare zu Berg gestanden sein, als es mit den Ketten an der Bodenstiege anfing und endlich der Geist im weißen Tuch oder Hemd auf den Boden kam. Trotzdem faßte er ihn und trug ihn, wie er auch zappelte und sich wehrte, hinunter, die Treppe hin, in den Baumgarten hinaus und fing dort an, den Geist zu walken und zu fellen und durchzupelzen. Der schrie, daß sie's bis auf den Boden hörten, er wolle es nicht mehr tun. Er kam auch nicht mehr, aber leider, wie er von dannen fuhr, stieß er auf den Knecht, der von seinem Schatz herkam und richtete den in seinem Zorn so übel zu, daß er vierzehn Tage und länger hinkte. So erzählte dieser, als er am

Digitized by Google

andern Morgen zum Arbeiten herunter kam und das Bein nachschleppte und sechs blutige Dallen am Kopfe hatte.

Lies und ihre Mutter meinten, dieser Hans möchte wahrhaftig zu dem Pferde taugen und legten dem Kunz vor, ob er ihn nicht heraufbestellen könnte. Er versprach's und ein Laib Brot und eine Menge Mehl, die er erhielt, bestimmten ihn, es heut noch auszurichten.

Als er fort war, kamen der Mutter und der Lies zweifelnde Gedanken, nicht etwa, daß sie den Hans nicht hätten bestellen sollen, sondern ob er kommen werde. Kein Bauernbub, der auf sich hielt, konnte da so ohne weiteres kommen, wenn ein Rechenmacher ihn bestellte. Da mußte ihn schon die Lies oder die Mutter selber dingen oder laden. Für die Lies nun schickte sich der Auftrag doch nicht gut und so blieb nur die Mutter übrig.

Noch einmal versuchte sie's beim Vormund, er möchte das Pferd wegtun, gleichviel um welchen Preis. Ärgerlich sagte der Hügelbauer:

„So salzt es meinetwegen ein und räuchert's. Ich kümmere mich nicht mehr darum. Das Roß ist halt gleichfalls eigensinnig. Da paßt es in den Moretenhof, als wärs dafür geschnitzt." Da erst machte sich die Moretin auf.

Die Liese richtete derweil die Kammer, in der der Hans liegen sollte; es war ihre eigene, bevor sie sich zu ihrer Mutter legte.

Er kam wirklich. Der Lies schlug das Herz als sie ihn sah. Es war Abend, aber die Leute waren noch nicht vom Felde herein. Die Lies stand oben am Bodenfenster, wie die beiden durch das Gatter des Hofes traten. Schon gleich wie sie ihn erblickte, wußte sie, daß sie dem Jungen gut war. Er war einen ganzen Kopf kleiner als Adel, nicht viel größer als sie, aber sein rotbackiges Gesicht, die blonden Locken, die unter der Kappe vorquollen und seine etwas neugierig herausstehende Nase gefielen ihr ganz außerordentlich.

Er war schon in der Stube, als sie herunterkam und sie begrüßte ihn, als wäre er ein alter Bekannter.

„Trag ihm nur gleich was auf," sagte die Mutter.

„Nein, nein!" rief er; er wolle nichts haben. Er mußte erst sein Pferd sehn! Und ohne weiter auf Käse, Butter und Eier zu warten, ging er in den Stall.

Er hatte sich's verbeten, daß jemand mitging. Weder die Mutter noch die Lies sollten ihn stören. Doch durfte ihm Lies das Heu im Stadel und die Haferkiste weisen und einen Butte Wasser am Brunnen pumpen.

Als sie die Butte gebracht, ging sie nicht ganz fort, sondern horchte außen an der einen Stalltür, die ins Haus führte. Es mußte doch jemand da sein, der zusprang, wenn etwas passierte. Ein Gedanke, zuzuspringen, der ihr bei Adel gar nicht eingefallen wäre. In Wirklichkeit wollte sie auch nur hören, was Hans sagte. Seine Stimme war so schön. Er sprach mit dem Pferd, das er mit dem Schmeichelnamen Hamber oder Hamberle anredete, und wie drollig

Digitized by Google

ſprach er. Es werde doch keine Geſchichten machen. So ſehe es gar nicht aus. Sie hätten es bloß nicht richtig behandelt. Es ſei im Herzen ein ganz guter Hamber. Und dann erzählte er ihm von wirklich ſchlechten Pferden und wie er es mit denen gemacht. Die Lies kicherte außen für ſich vor Wohlgefallen und auch der Hamber innen riechelte vor Vergnügen und ließ ſich füttern und tränken und tätſcheln, und geſtattete ſogar, daß er das naſſe Stroh unter ſeinen Hinterbeinen wegnahm.

Am dritten Tage ſpannte Hans den Gaul ſchon ein und ackerte damit. Und nachmittags hatte das Pferd nicht einmal was dagegen, daß er eine Kuh daneben ſpannte, eine Duldſamkeit, die ihm niemand zugetraut.

Nachmittags gegen vier trug die Lies dem Hans ein Enkerbrot zu, beſtehend aus Brot, Käſe und Butter. Zwar war es im Ort ungebräuchlich, nachmittags wie große Herrn zu eſſen; man nahm ſich allenfalls ein Stück Brot mit und aß es trocken, ohne ſich dabei niederzuſetzen. Aber die Lies meinte, Hans ſei nicht im Dienſt, ſeine Arbeit ſei Gefälligkeit, und vielleicht ſeien ſie drunten, wo er her war, gewöhnt, daß man das Brot zutrug. Er wehrte ab, als ſie kam.

Er war es nicht gewöhnt. Wo er ſechs Geſchwiſter hatte, wie wäre man dazugekommen ihm Butter und Käſe zuzutragen. Aber mitnehmen wolle ſie ihre Sachen auch wieder nicht und ſo verging mit Zureden und bis er endlich aß und gegeſſen hatte und mit Plaudern eine ganze Weile. Adel, der weiter unten ackerte, während die Magd ſäte, rechnete es aus: eine ganze Stunde wars, die ſie da vor allen Leuten verweilten. „Wenn man nur einen Stuhl da hätte, um ihr ihn hinaufzutragen“, ſagte er zur Magd. Aber aus Adel ſprach der Grimm. Es war höchſtens eine halbe Stunde, die ſie verplauderten. Gut, daß er nicht hörte, was ſie redeten. Noch hatte Adel keine Ahnung. Es war ja an ſich nichts Bedeutendes, was ſie weiſten, es verlohnt ſich kaum, daß man ein Wort darüber verliert, aber der Ton, mit dem ſie ſprachen! Ein Viertel der Zeit verging damit, daß ſie ihm zum Eſſen zuredete und ein anderes, daß er abwehrte. Und die andere Hälfte war bis auf einen einzigen Satz leer. Er werde ſich da recht plagen, ſagte ſie, drunten hätten ſie wohl beſſere Felder. Wann ſie in Wirsberg zu ackern angefangen, was ſeine Leute bauten, was ſie für Vieh hatten, wieviel Säue; wieviel die Säue bei ihrer Schlachterei gewogen; wann ſie ihre Kirchweih feierten. Und da tat die Lies allerdings einen dummen Weiſer, der ſich nicht gehörte: er habe ſich wohl für die Kirchweih einen noblen Schatz angeſtellt. Worauf er erwiderte, er habe wohl eine zum Tanzen, aber noch keinen Schatz; weil er doch einmal nach einer Umſchau halten müßte, die ein kleines Zeuglein, d. h. Anweſen hätt. Und die habe ſich noch nicht gefunden. „Und ein Glück iſt's,“ ſagte er ſchalkhaft, „daß ich keinen habe. Sonſt vergäß ich ihn am End da oben“.

Sie wollte nun wiſſen, warum er ihn am End vergäße, aber den Gefallen

Digitized by Google

tat er ihr nicht. „Haja," sagte er, „und ich hab noch ein Stück zu ackern!" Und, Hüaho, faßte er den Pflug und setzte mit seinem ungleichen, aber folgsamen Zweigespann die neue Furche an. —

Adel hatte die Lies niemals im Stall gesehen; Haus sah sie fortwährend hin und hergehen, wenn er beim Pferd war. Nicht, als ob sie da mit ihm plauderte, sie wollte nur einen Blick auf ihn tun; sie wußte schon, daß er sein Augenmerk aufs Pferd zu richten hatte, zum Plaudern ergab sich sonst wohl ein Viertelstündchen. Er mußte, ganz gegen die Bauernsitte, nach dem Essen ein Weilchen im Sessel der Mutter oder auf der Ofenbank sitzen und ausruhen, während sie dem Mädchen das Tellerspülen abnahm. Da plauderte sie ein wenig mit ihm. Und mit welchem Leben! Die Mutter wunderte sich im stillen: das Mädchen war wie umgewechselt. Nie hätte sie gedacht, daß sie so flink sein könne und so voller Spaß und Schalkheit. Und das, wenn sie, die Mutter, dabei war, geschweige, wenn sie sie draußen wußte. Zu Adel schaute die Lies hoch hinauf; der hatte zu viel Charakter, d. h. er war ihr zu gesetzt, das drückte alle Gespräche nieder; aber den Hans überschaute sie völlig und sah vielleicht auch ein wenig auf ihn herab, wie es einem Mädchen, das die einzige Tochter war, vor einem Stieglhupfer zustand; auch litt er nicht an einem Übermaß von Gesetztheit, wie der Adel; um so lieber hatte sie ihn und hätte es die Schicklichkeit erlaubt, sie wäre einmal an ihm vorbeigestreift, um mit der Hand über seine Backe hinzustreichen.

In vier Wochen war seine Kirchweih.

„Was machen wir derweilen mit dem Pferd, wenn du zur Kirchweih gehst?" sagte Lies. „Das beste wär, du nähmst es mit. Da wird man dich drei, vier Tage nicht sehn."

„O", versetzte er, „der Kirchweih wegen. Da bleib ich lieber hier."

„Und die andere?" meinte Lies, „die mit dir tanzen will? Was soll die machen?"

„Die wird schon einen finden," sagte Hans. „Das ist mir ganz gleich, wenn mich da drüben eine will."

„Aber tanzen wirst du dennoch einen wollen?" fuhr Lies unbarmherzig fort. „Wenn man neunzehn Jahre ist, zieht es in den Beinen, sagen sie, wenn man sich nicht austanzt." Und Hans lachte! „Wenn das so gefährlich ist, mußt du dich halt einmal erbarmen. Da tanzen wir schnell einen und es ist Ruh."

Einmal, während sie beim Mittagessen saßen, kam der Dudelsackmann und ein Pfeifer, die spielten draußen im Hof eine Weise vor. Hans warf den Löffel weg, juchzte ein paar Mal, sprang auf, machte ein paar Sprünge in der Stube und stampfte ein paar Mal und winkte ihr dann zum Tanz. Sie lachte. „Das paßte sich doch nicht, die ganze Stube würde ja gradnaus lachen." Und doch stand sie auf und tanzte, weil einmal kein Auslaß sei. Die Knechte machten's mit den Mägden nach. Lies hatte erst wenig getanzt und doch erlaubte sie sich nach der Tour zu sagen, es sei doch ein großer Unterschied im Tanzen. Mit

Digitized by Google

ihm sei es als hätt man einen Rocken im Arm. Und er übertrumpft sie noch. Mit ihr tanze man, wie wenn man eine Feder im Arm hätt. Alles setzte sich vergnügt. Nur die Mutter brummte ein wenig besorgt: „Es werde doch nichts auf sich haben, wenn man vom Essen aufspringe und tanze," vielleicht eines Aberglaubens wegen, den sie gar nicht kenne. Denn damals war das Bauernleben auf Schritt und Tritt von tausend Aberglauben begleitet und die Alten waren immer bange, sie hätten einen übersehen.

Adel erfuhr vom Tanz. Er erfuhr überhaupt von allem, was in dem Moretenhaus vorging, soweit es Lies und Hans betraf. Kein Zweifel mehr, die sahn sich gern.

„Bauer", sagte er, „Bauer, das war nichts mit dem Pferd. Die ist im Stand und verliebt sich in das Kasperle."

Vom Essen aufspringen und tanzen, das taten nach Adel nur die Kasperle. Der Hans war übrigens schon vorher in seinen Augen nur ein Kasperle.

Der Bauer hatte sich schon selber geärgert, daß sein Plan, den Adel auf den Moretshof zu bringen, gescheitert war. Auch war er dem Kieselhans nicht gut. Er hatte gehört, daß ihn die Lies gern sah und er wollte, als Vormund, keinen Fremden und keinen Stieglhupfer auf dem Moretshof, außer einen, den er selbst hineingebracht.

Stieglhupfer nannte man ursprünglich die Leute, die nur ein Häuschen hatten und die, wenn sie ein Kühlein halten wollten, sich ein Stück Land pachten mußten. Später nannten sich aus Scherz die ärmeren Bauern oder Bauernsöhne so und endlich gaben die Reichern den Titel den weniger Reichen, wenn sie daheim verächtlich von ihnen sprechen wollten. Das nur nebenbei.

Der Hügelbauer ging alsbald zum Lorenz nüber, er möchte das Pferd umtauschen, er nehme ein anderes.

Aber Lorenz hörte nicht recht; der Gaul sei nun einmal ins Gered gebracht und niemand werde ihn mehr wollen. Er sei ohne Garantie gekauft. Er nehme ihn wohl zurück, aber bloß um den halben Preis.

Daraus schloß Michel, er werde ihn um dreiviertel nehmen, wenn man tüchtig handele. Und von neuem begann das Feilschen und von neuem kamen Nachbarn und erzählte man zwischendurch Geschichten und neckte den Lorenz mit seiner Witwerschaft. Wie die beiden Handelnden zufällig einmal allein in der Wirtsstube sitzen, wird Lorenz plötzlich ernst.

„Du hast recht Bruder," sagte er, „es ist nicht gut, wachsen die Kinder ohne Mutter auf. Und auch ich hab keine Ordnung. Ich hab mir's überlegt, ich will wieder eine nehmen. Aber halt woher? Wo eine finden, die mir paßt? Ein Junger kommt leicht zu einer und braucht keinen, der ihm hilft. Aber einer von meinem Alter muß einen haben, der mittelt, der die Meinungen hin und wider trägt. Willst du mir behilflich sein, eine auszulesen und wie beim Handel zu schmusen, so nehm ich den Gaul zurück und geb dir, ohne daß du was einbüßt, einen andern."

Digitized by Google

Ein Bauer tut gern zehn Gefälligkeiten, kosten sie Zeit so viel sie wollen, wenn er nur bar Geld erspart, wenn auch nur Geld für eigensinnige Mündel. Der Michel schlug freudig ein.

„Laß mich nur holen, wenn du mich brauchst, oder komme einmal zu mir hinüber; wir werden sehn, wir werden sehn!“ —

Zwei Tage darauf, zu Mittag, kam Michel in den Moretenhof, hinter ihm der Knecht des Fahnenmüller mit einem neuen Pferd. Da der Hund ledig war, so gingen sie ohne weiteres auf der Treppe hin in den Stall, holten das böse Pferd heraus und stellten das neue ein.

Die Moretin sprang hinaus. „Was macht ihr denn? Der Gaul ist doch jetzt gut. Wir wollen ihn behalten.“ Es war wohl die Stimme der Lies, die aus ihr sprach. Die kam auch gleich selbst, etwas giftig wie eine Wespe, um ihr Pferd zu verteidigen und zu behaupten. Aber ihr Vormund trieb sie gleich bei den ersten Worten zurück.

„Du bist still“, sagte er. „Daß ich dir nicht vor den Leuten noch was sage. Kannst dir denken was.“ Und bestürzt wich sie zurück. Sie war sich nicht ganz sicher, ob er nicht von Hans sprach und ihr vor den Leuten im Haus und den Kindern, die am Eingang des Hofes standen, seine Meinung sagte. „Laßt uns doch das Pferd“, bat sie.

„Mit euch weiß man nicht, wie man dran ist“, sagte der Hügelbauer. „Einmal taugt das Pferd von der Wurzel nichts und man sollt es dem Schinder geben und dann ist's wieder gut. Gar nichts tu ich mehr für euch; macht was ihr wollt, wenn alles nicht recht ist, was man tut.“

Die Drohung schreckte die Moretin. „So laß halt das Pferd“, sagte sie zur Lies, „was werden soll, wird doch.“

Der Knecht führte das Pferd fort und Michel folgte.

Die Lies blickte dem Gaul sehnlich nach, als wär es das beste Tier gewesen. Ihr kamen die Tränen. Sie rollten ihr nur so die Backe hinunter, bis sie sie mit der Schürze trocknete.

Nachdem das Pferd fort war, war natürlich auch Hans übrig. Was hätte er noch zu tun gehabt? Zur Arbeit hatten die Moret Dienstboten genug. Er ging noch am Nachmittag, etwas schwermütig und gedrückt. Die Lies aber war vollends traurig.

„Wer weiß nun, ob wir uns wiedersehn“, sagte sie; ob er vielleicht einmal nach Bayreuth käme. Oder nach Berneck, wenn Jahrmarkt wär. Es wär schön von ihm, wenn er sie's wissen ließ.

„Weißt was?“ sagte Hans. „Ich lade dich zur Kirchweih ein. Meine Eltern hätten die größte Freud.“

Ja das konnte sie leider nicht. Ihm ins Haus gehn? Was würden die Leute sagen? Aber ins Wirtshaus könnte sie wohl kommen, wenn sie einen Kameraden kriegte.

Digitized by Google

Die Sache war aber doch so einfach nicht. Jedes Dorf hatte seinen Kreis von Dörfern, zu denen man zur Kirchweih ging. Darüber hinaus war ein Besuch ungebräuchlich und ungebräuchlich hieß fast unmöglich.

„Weißt", sagte er. „Ich tanz mit keiner andern. Ich erwart dich doch." — —

Schon acht Tage nach dem neuen Handel erschien der Fahnenmüller in Michels Hof. „Nun Freund", rief er ihn an, wie er ihn sah. „Da wär ich denn, mach dich bereit, wenn du mir schmusen willst."

„Wer ist sie denn?" fragte Michel.

„Annoch Geheimnis", versetzte Lorenz. „Mit dem Näheren möcht ich dich überraschen. Ich sag dir's unterwegs."

„So sag mir wenigstens wo?"

„Nicht allzu weit. Aber, mach nur, daß du fertig wirst. Brauchst dich nicht stolz zu machen."

Der Hügelbauer zog ihn herein ins Haus, wo die Hügelbäuerin während der Viertelstunde, die Michel brauchte sich anzuziehn, ihn bewirtete und unterhielt.

Als Michel wiederkam im neuesten Anzug, rief der Fahnenlorenz:

„Aber wie hast du dich hergerichtet! Es geht nicht in die Stadt!"

„Man muß sich doch anziehn, wenn man in fremde Dörfer geht?" sagte Michel.

„Es geht ja nicht in fremde Dörfer," versetzte der Lorenz, wie sie draußen waren. „Nur ins Wirtshaus unten. Eure Wirtin hab ich mir ausgemacht. Nun komm und schmuse und mache die Geschichte fertig."

Michel war wie vom Donner gerührt. „Mach keinen solchen Spaß."

„Es ist kein Spaß, es ist mir voller Ernst."

„Sie hat drei Kinder."

„So hat sie sie."

„Und du drei."

„Die kommen alle sechse auf."

„Die kann doch nicht ihr Zeug verpachten und zu dir hinüber ziehn."

„So verpacht ich meins und zieh herüber. Das wird die Schwierigkeit so arg nicht sein, den Wirt zu machen."

„Und die Wirtin paßt dir gar nicht, ich sags nur dir; ich bin ihr Schwager und du wirst mich nicht verraten. Die ist kein angenehmes Leut."

„Na, sehn kann ich sie ja wohl und ein Wort mit ihr reden. Ist's nicht, so ist es eben nicht." Und ließ nicht nach, bis Michel mitging.

Michel nahm, sobald es ging, die Wirtin auf die Seite:

„Laß dich mit dem alten Ding nicht ein. Ich glaub gar, wenn ich nach Worten raten darf, er hat Absicht, aber das wär keiner für dich. Das ist überhaupt gar keiner. Ich kenn ihn. Seine erste Frau hat er zu Tod geärgert. Sie und ihre Eltern haben's nicht herausgelassen, damit kein Skandal draus wurde, so haben's die Leute nicht erfahren. Das ist ein Sauhund, ein säubärischer.

Digitized by Google

Wo der ein Frauenzimmer sieht, da ist er toll. Vor seiner Frau hat er schon zwei gehabt, eine, glaub ich, hat ein Kind. Muß sich da eine Frau schon ärgern, geschweige was noch kommt. Aber sag's ihm nicht. Als Verwandter muß man tun, als wär man gut Freund mit ihm."

„Ich sag nichts," versprach die Marget.

Vorher war sie recht freundlich mit Lorenz gewesen, aber nun kam sie ganz anders herein, wortkarg und unfreundlich, und als Lorenz sich einfallen ließ, ein zweideutiges Wort zu sagen und nach ihrem Arm zu langen, um sie zu zwicken, ha wie fuhr sie da zurück! Wie fing sie an, den Lorenz hinzustellen; er hätte in keinen alten Schuh mehr hineingetaugt. Michel suchte vergebens zu begütigen. Sie fuhr hinaus und schlug die Tür zu und kam nicht wieder. Michel hatte den Lorenz zu bedienen, bis er fort ging, was nicht lange dauerte.

„Da hast du einen Vorgeschmack von ihrer Art", sagte Michel, wie er Abschied nahm. „Ich wollt dirs nur vorhin nicht gleich verraten, wie sie ist."

(Fortsetzung folgt.)

Vorausſage.

All' Ihr Schweine, welche Deutschland mästet':
D'Annunzio, Verhaeren, Hodler, Shaw,
Maeterlinck, Dalcroze, etcaetera,
Die zum Dank durch stinkende Verleumdung
Deutschlands Ruf in aller Welt verpestet,

Seid getrost! So wie wir Deutschland kennen,
Wird's in Objektivität und Größe
Freundlich decken Eure ekle Blöße,
Und Euch wieder an den Busen nehmen,
Ob auch manche drob in Scham entbrennen.

Euch ging's anders, herrliche Gestalten:
Bürger, Schopenhauer, Wagner, Kleist,
Edelste von allem edlen Geist!
Denn das schlechtste Los in Deutschland haben
Die, die deutsche Art am höchsten halten.

Hans Pfitzner.

Verantwortlich: Paul Nikolaus Cossmann in München. Nachdruck der Beiträge dieses Heftes mit genauer Quellenangabe gestattet. Druck von F. Bruckmann A. G., Graphische Kunstanstalten, München. Die Buchbinderarbeiten werden von Grimm & Bleicher, Großbuchbinderei, München, ausgeführt. Papier von Bohnenberger & Cie., Papierfabrik, Niefern bei Pforzheim.

Digitized by Google

England

Paul Hensel / Wir und das Ausland

Fullerton / Weshalb die deutsche Nation den Krieg führt

Heinrich von Gauß / Englische Politik

Wilhelm Dibelius / Brunnenvergiftung

Fr. W. von Bissing / Der Suez-Kanal

Adolf Dirr / Was kann uns die Bagdadbahn sein?

Rieger / Churchill und Carlyle über den Siebziger Krieg

Conan Doyle / Die Gefahr für England. Erzählung

Karl Alexander von Müller / Der Opiumkrieg

Felix Salomon / Englands indische Reichsgründung

Englands Perfidie 1870

Able Vorahnungen eines Engländers

Franz Beyel / Die englische Kriegsstimmung

Spionage unserer Ägyptologen

Josef Hofmiller / Bücher als Kriegskonterbande

Zu dem Aufsatz von Carl Peters über Vergeltungsmaßregeln

H. St. Chamberlains Kriegsaufsätze

Achtung den feindlichen Soldaten

Max Lenz / Deutsches Heldentum

Romanbeilage:

Hans Raithel / Die Stieglhupfer. Eine Bauerngeschichte aus dem Bayreuther Lande

---

München, Süddeutsche Monatshefte, Januar 1915

Preis 1.50 M 1 Krone 90

Digitized by Google

LIEBESGABEN

für unsere im Felde stehenden tapferen Krieger:

LEINENHAUS FRAENKEL

Theatinerstr. 17 MÜNCHEN Theatinerstr. 17

Liebesgaben.

Wollnormalhemden	per Stück von M 3.— an
Futterhosen	„ „ „ 3.—
Leibbinden aus Wolltrikot mit Schafwollefüllung	per Stück M 2.25
Brustwärmer aus Wolltrikot mit Schafwollefüllung	per Stück M 2.25
Wollene Decken	per Stück M 12.—, 7.—, 4.75
Kamelhaardecken	per Stück M 24.—, 18.—, 12.50
Taschentücher, weiß und farbig	per Stück 20 Pf.
Handtücher mit Einwebung „Feldzug 1914“, 40/40 cm	per Stück 30 Pf.
Pulswärmer, reine Wolle, 20 cm groß,	per Paar 75 Pf.
Kopfschützer, Kniewärmer, Trikotleibbinden.	
Schwere wollene Socken	per Paar M 1.70
Fußlappen	per Paar 40, 25 Pf.

In einem deutschen Pfarrhaus des Berner Oberlandes findet ein

deutscher Offizier

zu billigem Preise angenehmen Erholungsaufenthalt und sorgliche Pflege. Das Haus liegt in nebelfreier und sehr geschützter Lage 630 Meter über dem Meer und 70 Meter über dem Thunersee hart am Walde. Das schöne Zimmer mit Schlafkabinett bietet entzückende Aussicht. Nähere Auskunft durch

Pfarrer Wilh. Stern
Hünibach bei Thun (Schweiz).

Hans Thoma
Im Herbste des Lebens
Gesammelte Erinnerungsblätter
Mit reichem Buchschmuck von der Hand des Verfassers
In Pergament-Umschlag fünf Mark
In echtem Pergamentband acht Mark
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen
Süddeutsche Monatshefte
München

Digitized by Google

Der einzelne Engländer.

„Der einzelne Engländer", sagen manche, „hat keine Schuld an dem Krieg. Ja, wenn es auf den reizenden Professor in Cambridge angekommen wäre, der noch im Juni bei mir Tee getrunken hat ... oder auf meine Tante in Sheffield, die gewiß jetzt für die deutschen Gefangenen tut, was sie nur kann ... oder auf den Minister, der leider meinen Brief nicht mehr bekam, in dem ich ihm Ende Juli den wahren Vorteil Großbritanniens auseinandersetzte. . ."

Wenn man diesen Standpunkt genauer durchdenkt, so bleibt von den Nationen nichts übrig als eine Wirtschaftsgemeinschaft, eine große Haushaltung, in der man vorteilhafter kochen kann als in einer kleinen. Man kann nicht stolz sein auf Shakespeare und Dickens, aber die Verantwortung für die Times ablehnen. Wir können schließlich auch nichts für den serbischen Fürstenmord, für das Bedürfnis der Franzosen, die von Ludwig XIV. geraubten deutschen Provinzen noch einmal zu rauben, für die russischen Rüstungen, für die größere oder geringere Geschicklichkeit unserer Diplomaten — und doch wären wir alle miteinander unglücklich geworden, wenn die Berechnung gestimmt und die Quantität den Ausschlag gegeben hätte. Das ist nun einmal so, wenn Menschen ein Volk bilden. Der einzelne ist mitverantwortlich.

Die Mitverantwortung bildet das Wesen jeder Vergesellschaftung. Der Ruf einer Familie, eines Standes, eines Volkes beruht auf ihr. Der ehrenwerte Vater eines nicht ehrenwerten Sohnes hält seinen Namen für beschmutzt, auch wenn er sich frei von Schuld weiß. Man kann das unphilosophisch finden, aber man muß dann auch Philosoph genug sein, sich auf die Futtergemeinschaft zu beschränken und auf die Wertgemeinschaft zu verzichten. In ihr liegt aber das in die Höhe Führende der Vergesellschaftung.

Diese Einsicht in die Mitverantwortung ist uns erst richtig während des Krieges aufgegangen. Wenn wir jetzt anders über uns und über unsere Umgebung denken als vor einem halben Jahr, so fassen das die Neutralen gern so auf, als ob wir in begreiflicher Erregung aber in unbegreiflicher Verblendung, jedenfalls in einer Art Kriegspsychose, uns befänden. Wir wissen, daß das Gegenteil wahr ist, daß wir früher verblendet waren. Wir haben uns bis zum ersten August in einer Friedenspsychose befunden. Tiefe Erkenntnisse kommen nur aus tiefen Erlebnissen.

Digitized by Google

Zwei Leute können jahrelang neben einander hinleben, ohne zu merken, daß sie einander nicht kennen. Laßt sie in eine besondere Lage kommen, in eine Lage, die über ihr Schicksal entscheidet, in ein großes Glück oder Unglück, in Gefahr, laßt sie in einem Schiffbruch auf eine Planke kommen, die nur für einen Platz hat, und es wird sich zeigen, ob sie einander verstehen. Ohne solche große Erlebnisse ist das Verstehen eine Sache des Hörens und Lesens, so wie in schlechten Theaterstücken sich einer aus gefälschten Briefen über seine Mitmenschen unterrichtet. In solchen Zeiten wie diesen hört man die Kulturschwätzer nicht mehr und sieht die Wirklichkeiten des Lebens. Zu ihnen gehört die Mitverantwortung des Einzelnen.

Diese Erkenntnis legt uns Lasten auf. Wenn das deutsche Volk von seinem Kaiser erwartet, daß er verwandtschaftliche Bande vergißt, wenn es durch eine ritterliche Kundgebung des Kaisers gegenüber der englischen Königin mit tiefem Schmerz erfüllt werden würde, so muß es selbst, jeder Einzelne in seinem kleinen Kreis, die Beziehungen zu jedem Einzelnen unserer Feinde abbrechen. Carl Peters hat übrigens in seiner Schrift „Das deutsche Elend in London" (Hirzel, Leipzig) eben wieder darauf hingewiesen, daß dem Engländer einzig Macht und Haltung imponiert. Für Anbiedern an einzelne seiner Landsleute würde er nur Verachtung haben, und die von unserem Mitarbeiter Professor Förster im Bayrischen Staatsanzeiger vorgeschlagene Beschenkung von Gefangenen würde er für Anbiedern halten.

Diese Erkenntnis hat aber auch etwas Beglückendes. Sie gibt uns das Recht, stolz zu sein auf alles Große unseres Volks. Früher haben wir uns manchmal gefragt: welches Recht hat das deutsche Volk, sich Richard Wagners zu rühmen, nachdem es ihm jeden Stein, den es finden konnte, in den Weg gelegt hat? was hat der niederbayerische Bauer mit den Klassikern zu tun? Jetzt wissen wir es. Der Bauer, der nie eine Note von Wagner gehört, der nie ein Stück von Goethe gelesen hat, aber jetzt die deutsche Kultur mit seiner Brust deckt, hat mehr für Wagners Kunst getan, als alle, die Bücher über sie geschrieben haben. Aber man darf nicht glauben, sich, den einzelnen Deutschen, als Volkswesen nehmen zu können, das Teil hat an allen Verdiensten seiner Nation, und den einzelnen Engländer als Einzelwesen, das nicht mitzutragen braucht an der Schuld seines Landes. In dem Sinne, in dem jeder sich der großen Taten seines Volkes rühmt, ist er verantwortlich für die gemeinen.

Digitized by Google

Wir und das Ausland.

Von Paul Hensel, Professor der Philosophie an der Universität Erlangen.

Auf den Eisenbahnwagen, die unsere Truppen zur Grenze brachten, konnte man in den ersten Tagen des Krieges die Inschrift lesen: „Hier werden noch Kriegserklärungen angenommen!“ Das war der humoristische Ausdruck für die sehr ernste Tatsache, daß sich gegen uns Deutsche von allen Seiten her eine solche Flut von Groll und Haß erhoben hatte, daß an jedem Tage irgend ein Nachbar sich berufen fühlte, dieser Gesinnung durch eine Kriegserklärung den prägnanten Ausdruck zu geben. Aber auch abgesehen von den Staaten, die sich zur wirklichen Kriegserklärung hinreißen ließen, seufzten wir Deutsche nicht unter einer erdrückenden Last von Sympathie. Selbst bei den Staaten, in denen unserer Sache der Sieg gewünscht wurde, war es deutlich zu beobachten, daß besondere Sympathien für Deutschland und deutsches Wesen weniger am Werk waren als die klare Einsicht, daß im Falle eines Unterliegens Deutschlands auch die eigene staatliche Existenz schwer geschädigt sei. Die Neutralität, und zwar in vielen Fällen eine wenig wohlwollende, war das äußerste Zugeständnis, das sich diese Staaten durch die gebieterische Notwendigkeit abringen ließen; es wäre töricht, sich bei dieser Sachlage der Einsicht zu verschließen: wir Deutsche sind in der ganzen Welt unbeliebt.

Da es eine deutsche Sitte ist, sich über die Gründe einer jeden Tatsache klar zu werden, so konnte es nicht fehlen, daß auch für diese, so betrübende, alsbald mit Scharfsinn die Ursachen aufgesucht wurden. Lassen wir diese Erklärungsversuche unsern einzelnen Nachbarn gegenüber kurz Revue passieren. Als ein gegebenes Faktum gilt seit dem Jahre 1870 Frankreichs Feindschaft gegen uns. Es war eigentlich schon fast eine gemütliche Stammtischfeindschaft geworden, es galt als selbstverständlich, daß um Elsaß-Lothringen nochmals gekämpft werden müßte, und daß, wie es sich ja auch gezeigt hat, bei der ersten Möglichkeit, die sich hierfür zu eröffnen scheinen würde, die französischen Gewehre von selber losgehen würden. Die Kluft schien unüberbrückbar, daran konnten gelegentliche Versuche von hüben und drüben nichts ändern. Wenn man aber in der Geschichte zurückgeht, so findet man, daß andern Völkern gegenüber derartige französische Stimmungen allerdings zur Ruhe gekommen sind. Vergleicht man den Verlust von Elsaß-Lothringen mit den schweren Schädigungen, welche England Frankreich zugefügt hat: Vernichtung der französischen Seemacht, Ruin des französischen Kolonialreichs, den erbitterten Kampf, der mit der Niederwerfung Napoleons endigte, liest man die Deklamationen des fran-

Digitized by Google

zösischen Konvents gegen die Emissare Pitts und das perfide Albion, so muß man sagen, daß, wenn es sich nicht gerade um Deutschland gehandelt hätte, der Haß gegen den erfolgreichen Gegner hätte ebenso einer versöhnlicheren Stimmung weichen können, wie er tatsächlich England gegenüber einer solchen gewichen ist. Noch vor wenigen Jahren hat in der Faschoda-Angelegenheit Frankreich die ganze Brutalität englischer Machtpolitik zu fühlen gehabt; das ist heute alles vergessen.

Man braucht nur Bismarcks Erinnerungen nachzulesen, um das ungläubige Erstaunen des großen Staatsmanns sich zu vergegenwärtigen, als nach dem Berliner Kongreß auf einmal Rußland in Deutschland seinen gefährlichsten Gegner entdeckte. Wenn man bedenkt, daß seit dem Siebenjährigen Kriege eine traditionelle Freundschaft Preußen mit Rußland verband, welche häufig auf Preußens Seite bis zu den Grenzen würdeloser Nachgiebigkeit ging, wenn man die Haltung Preußens im Krimkriege erwägt, und wenn man andrerseits an den Einbruch Napoleons I. in Rußland, an den Krimkrieg mit Frankreich und England, an das erbitterte Ringen mit Japan, an die dauernden Interessenkonflikte Englands und Rußlands in Asien denkt, so muß man sagen, daß Rußland gegen alle seine jetzigen Verbündeten mehr auf dem Herzen hatte als gegen Deutschland, und daß Deutschlands russenfreundliches Verhalten auf dem Berliner Kongreß doch wohl nicht den eigentlichen Grund der tatsächlich in Rußland bestehenden tiefen Deutschenfeindschaft abgeben kann. Mit allen diesen Staaten kämpft Rußland heute Schulter an Schulter gegen uns; was ist der Grund?

Ähnliches ist von England zu sagen. Die kommerzielle Rivalität liegt ja offen zutage; und es ist zuzugeben, daß kein Haß dauerhafter ist als der eines Kaufmanns gegen seinen erfolgreichen Konkurrenten; aber in industriellem Wettbewerb stehen heutzutage alle Nationen miteinander, ohne sich deshalb notwendigerweise als Todfeinde betrachten zu müssen; und vergleicht man die riesigen Zahlen der englischen Handelsbilanz mit denen der unsern, so sieht man auf den ersten Blick, daß von einer erdrückenden, ja auch nur bedenklichen Konkurrenz unserer Industrie und unseres Handels der britischen Weltmacht gegenüber kaum die Rede sein kann. Blickt man aber auf die verwundbarsten Teile des britischen Dominiums in Indien, so ist es deutlich, daß eine Gefahr von deutscher Seite her ausgeschlossen, von russischer Seite dagegen augenfällig ist. Und doch Allianz mit Rußland, Todfeindschaft gegen Deutschland. Japan hatte von Deutschland absolut nichts zu befürchten; es war seinen deutschen Lehrmeistern zu allergrößtem Dank verpflichtet. Der politische Fehler, den Deutschland durch Parteinahme für Rußland beim russisch-japanischen Friedensschluß gemacht hatte, bedeutete doch wenig gegenüber der versuchten Vernichtung Japans durch Rußland

Digitized by Google

und dem mindestens ebenso unfreundlichen Verhalten Englands in den Streitigkeiten Japans mit China. Heute kämpfen Japaner und Russen im trauten Verein, denn es geht eben gegen die Deutschen.

Sehen wir zu den bis jetzt noch Neutralen: Daß unser Verbündeter Italien von dem Dreibund die allergrößten Vorteile gehabt hat, ist von italienischer Seite selbst anerkannt worden. Italien hat durch Frankreich Nizza und Piémont verloren, durch Preußen Venetien erobert. Zu Beginn des Krieges wurden Tausende von italienischen Arbeitern in der unwürdigsten Weise aus Frankreich ausgewiesen, es war eine Wiederholung der früheren Ereignisse von Aigues-morte, wo mitten im Frieden einige Hundert italienische Arbeiter von ihren französischen Kollegen totgeschlagen wurden. Niemals ist in Deutschland die geringste Ausschreitung gegen Italiener vorgekommen; der deutsche Fremdenverkehr ist ein sehr erheblicher Posten im wirtschaftlichen Budget Italiens, und es ist ein offenes Geheimnis, daß nur die Regierung und einige wenige besonnene Männer in Italien gegen einen Krieg mit Deutschland sind, und daß nichts populärer wäre, als Hilfeleistung für dasselbe Frankreich, das seine Sympathien für Italien in so schlagender Weise bekundet hat.

Ein Blick auf Amerika möge die unerquickliche Übersicht schließen. Wenn es irgend ein Land gab, mit dem wir glaubten, gute Beziehungen zu haben, so war es Amerika. Austauschprofessuren, eifrige Teilnahme an den geistigen Strömungen hüben und drüben, Solidarität der wichtigsten Interessen, alles schien darauf schließen zu lassen, daß wenn irgendwo wir hier, wenn auch nicht auf Gerechtigkeit — das wäre zuviel verlangt — aber doch auf eine ruhige Erwägung unseres Falles rechnen könnten. Die Rechnung hat getäuscht. Die wildesten Lügen, welche die englische und französische Presse über uns verbreitete, wurden begierig und mit Enthusiasmus geglaubt; der Ton der führenden amerikanischen Zeitungen ist entsprechend dem lebhaften amerikanischen Naturell noch etwas intensiver als der der englischen Vettern, was doch wirklich einiges sagen will. Jahrelange freundliche Beziehungen sind zerrissen und vergessen, selbst die Übergriffe der verhaßten Japaner gegen die direkte Machtsphäre Amerikas werden ignoriert; denn es geht ja gegen die Deutschen, das ist genug und motiviert alles.

Es ist nicht anders! Einer so allgemein vorhandenen Erscheinung gegenüber, wie es die Abneigung gegen uns ist, ist es sinnlos, jeden einzelnen Fall mit Gründen erklären zu wollen, die nur auf diesen einzelnen Fall zugeschnitten sind. Das mögen Gelegenheitsursachen sein, die einen besonders häßlichen Ausbruch in diesem oder jenem Fall bewirkt haben, die ganze Disposition aber ist eine allgemeine und dauernde, und es gilt daher

Digitized by Google

nach allgemeinen und dauernden Gründen zu suchen, welche diese für uns bedauerliche oder erfreuliche Sachlage zu erklären geeignet sind. Es kommt hierbei auch gar nicht in Betracht, ob vielleicht ein Staatsmann von der Bedeutung Bismarcks imstande gewesen wäre, die große, gegen uns im Felde stehende Koalition zu sprengen, das ist eine Frage, die uns hier nicht zu beschäftigen braucht; denn man wird sich doch nicht einbilden wollen, daß wenn z. B. England der Koalition ferngeblieben wären, die Gefühle der Engländer gegen uns nennenswert andere gewesen wäre, als sie sich jetzt gezeigt haben. Und ob die Amerikaner auch noch in Flandern kämpften oder nicht, würde ihre Einschätzung der Deutschen durchaus nicht tangieren. Ein gutes Beispiel hierfür haben wir ja an Portugal, das, vorläufig noch neutral, in aller Ruhe sich dazu anschickt, England das von ihm benötigte weitere Kanonenfutter zu liefern, aber auch schon in der Zwischenzeit aus seinen Gefühlen gegen Deutschland etwas macht, das einer Mördergrube zum Verwechseln ähnlich sieht. Sehen wir einmal von uns als Volk ab — Völker kommen ja überhaupt nicht miteinander in Berührung, sondern immer nur Individuen — und vergegenwärtigen wir uns die Vorwürfe, die gegen den einzelnen Deutschen in ausländischen Zeitungen, Büchern, Witzblättern erhoben werden. Das mögen keine sehr gründlichen und vielleicht oft ungerechte Urteile sein, jedenfalls aber zeigen sie, was den Fremden an uns auffällt, und wodurch wir es verstanden haben, ein so reichliches Quantum von Unbeliebtheit gegen uns aufzuspeichern, wie wir das in emsiger Friedensarbeit tatsächlich getan haben. Da ist es denn immer wieder der Vorwurf der Taktlosigkeit und der Formlosigkeit, der gegen die Deutschen erhoben wird und ich glaube, daß dieser Vorwurf vollkommen zu Recht besteht. Das Höchste, wozu wir Deutschen es bringen können, wenn wir überhaupt uns nach dieser Richtung betätigen, ist nicht Beherrschung der Form, sondern Korrektheit. Die Korrektheit aber ist ein unfreies Verhalten unterhalb der Form, nicht die freie Beherrschung der Form und ein anmutvolles Schalten mit derselben. Wenn ich die Wahl habe, ziehe ich den formlosen Deutschen immer noch dem korrekten vor, und daß man mit Korrektheit nicht die Herzen gewinnt, das müssen sich die Korrekten selber mit Trauer gesagt haben. Es ist die Eigentümlichkeit des Deutschen, daß er in der ganzen Welt als die Inkarnation der Formlosigkeit verschrien ist, und das ist auch ganz sicher durchaus nicht unberechtigt, aber auch dies bedeutet — soviel ich sehen kann — nur die Feststellung einer Tatsache, und wir sind damit für die Erklärung dieser Tatsache keinen Schritt weiter gekommen. Um sie zu erklären, müssen wir den Deutschen in seinem Verhalten zu Welt und Menschen mit den Angehörigen der andern Nationen vergleichen.

Digitized by Google

Das Kind ist der Vater des Mannes. Es ist vielleicht nicht bedeutungslos, daß von seinen Beobachtern immer wieder darauf hingewiesen wird, wie schwierig das Amt eines deutschen Lehrers gegenüber dem anderer Nationalitäten ist. Der junge Franzose, der junge Italiener und Engländer haben viel mehr Gleichartiges in ihrer ganzen geistigen Konstitution, als es bei dem deutschen Jungen der Fall ist. Immer wieder stellt der deutsche Knabe den einsichtigen, nicht auf das Schema F eingeschworenen Lehrer vor Aufgaben schwierigster psychologischer Pädagogik, der Lehrer kommt hier gar nicht mit generellen Grundsätzen und Maximen durch, wenn er wirklich nicht nur Aufgaben abhören, sondern der geistige Leiter seiner Schüler sein will. Die Knaben der andern Nationen haben eben bestimmte allgemeine Sitten und Gewohnheiten, Methoden und Denkweisen an sich, der Engländer natürlich andere als der Franzose und dieser andere als der Italiener, aber es hat sich in jedem Volke ein System von Sitten und Gewohnheiten, Formen und Usancen ausgebildet, bis auf die Schulspiele herab, dem der Einzelne sich gar nicht entziehen kann und, was wichtiger, sich gar nicht entziehen will. Einem Engländer, der durch eine public school gegangen ist, ist dieser sein Bildungsgang an der Beobachtung gewisser gesellschaftlicher Regeln und Verfahrungsweisen bis zu seinem Tode inklusive anzumerken. Ganz anders der Deutsche. Es ist nicht nur die bekannte psychologische Täuschung, die uns alle Angehörigen eines fremden Volkes als gleich aussehen läßt, wenn ich behaupte, daß die französischen, englischen, amerikanischen Studenten unter sich eine viel größere Gleichartigkeit zeigen, als sie bei den Deutschen gefunden wird. Denn als Kontrollversuch dienen mir die mündlichen und schriftlichen Äußerungen von Angehörigen fremder Nationen, die immer wieder versicherten, daß sie von nichts mehr frappiert worden seien, als von der Verschiedenheit, welche die Zuhörer einer Vorlesung in Deutschland ganz ebenso markant zur Schau tragen, wie die Studenten ihrer Länder die Gleichartigkeit. Es ist für mich von großer Bedeutung, daß ich in keiner andern fremden Sprache ein sprachliches Äquivalent für den Terminus „Extrawurst" gefunden habe, welche gebraten zu erhalten jeder Deutsche als sein unveräußerliches Menschenrecht ansieht. Bewußt oder unbewußt ringt jeder Deutsche nach dem Ideal einer individuellen Form, und da es das Charakteristische des Ideals ist, daß es sich nicht verwirklichen läßt, so bleibt dies Streben häufig in der reinen Formlosigkeit stecken.

So wird der Deutsche denn im Verkehr mit dem Fremden dauernd anstoßen und anstoßen müssen. Er wird dauernd die dem Fremden teuern und gewohnten Formen verletzen, ohne sich etwas dabei zu denken, und gerade, daß er sich nichts dabei denkt, wird den Verstoß um so peinlicher

Digitized by Google

erscheinen lassen. Wenn der Engländer gelegentlich brutal den Lebensstil eines andern Volkes vergewaltigt, so steht hinter ihm die festgefügte soziale Struktur seines großen Volkes, der Union Jack flattert dauernd über ihm. Wenn der Franzose die ihm lächerlichen Sitten und Gewohnheiten eines fremden Volkes bespöttelt, so tut er es in dem Vollbewußtsein, die gesellschaftliche Kultur Frankreichs zu repräsentieren, die durch die jahrhundertelange Bemühung geistvoller Franzosen und namentlich Französinnen ein Wunderwerk menschlicher Kultur geworden ist. Wenn der Deutsche sich gegen eine ihm unbequeme Form auflehnt, so scheint das auf nichts weiter herauszulaufen, als daß Herr Müller zu faul ist, sich ein bißchen Mühe zu geben. Ob dies Urteil richtig ist, werden wir noch zu untersuchen haben, unzweifelhaft aber stellt sich für den Ausländer die Sache so dar, wie wir sie geschildert haben.

Vielleicht liegt auch hierin einer der Gründe für die oft beklagte Leichtigkeit, mit der der Deutsche sich einem fremden Kulturkreis anschließt. Ein Engländer, der Franzose werden wollte, müßte so erheblich viel von dem, was ihm wesentlich ist, aufgeben, daß er sich dazu nur in den seltensten Fällen wird bereit finden lassen. Für den Deutschen haben gesellschaftliche Formen sehr viel weniger Wert, er steht ihnen viel gleichgültiger gegenüber und vermag sich ihnen daher auch sehr viel leichter zu akkomodieren, ohne das Bewußtsein zu haben, daß er damit Wesentliches aufgäbe. Eine andere Anklage, die den Deutschen immer wieder entgegengehalten wird, ist ihre Ungleichmäßigkeit im persönlichen Verhalten. Bald empfindlich und reizbar, bald allzu herzlich, überströmend und die gleichen Gesinnungen fordernd, finden sie selten den sicheren Stil der Menschenbehandlung und des Verkehrs mit Menschen, der nun einmal für das Zusammenleben von Angehörigen verschiedener Nationen unumgänglich notwendig ist. Um das berühmte Gleichnis Schopenhauers zu gebrauchen, gleicht der Deutsche dem lästigen Stachelschwein im Winterquartier, das seine Nachbarn bald zu nahe heranrückend durch seine Stacheln verwundet, bald zu weit abrückend ihm die Wohltat seiner Wärme entzieht, während der gesellschaftliche Takt im konstanten Einhalten einer mittleren Entfernung besteht, die beide Übelstände zu vermeiden weiß.

Damit hätten wir so ziemlich das Anklagematerial zusammen; es möchte scheinen, daß es sich um Kleinigkeiten handelt, aber aus solchen Kleinigkeiten entstehen weitgehende Antipathien, die oft mehr zu bedeuten haben, als die sogenannten großen Interessengegensätze und die jedenfalls für unsere Stellung zu den Fremden recht unerfreuliche Konsequenzen gezeitigt haben. Die Frage ist nun, ob wir diese Erscheinungen, die ja nicht nur im Verkehr mit den Fremden allein hervortreten, sondern in geringerem Grade auch den Verkehr von Deutschen zu Deutschen mitunter auf schwierige

Digitized by Google

Proben stellen, auf allgemeine, im Charakter liegende Gründe zurückführen können, und ich glaube, daß dies in der Tat möglich ist.

Weshalb entwickelt sich denn der Deutsche so viel später als die Angehörigen anderer Nationen oder vielfach überhaupt nicht zu einem gediegenen Stil seiner Lebensführung? Immer ist doch ein solcher Stil der Ausdruck einer bestimmten Stellungnahme den Dingen und den Menschen gegenüber. Es müßte also nachgewiesen werden können, daß es den Deutschen ganz besonders schwer gemacht wird, zu einer solchen Stellungnahme zu gelangen; und ich glaube, dieser Nachweis kann erbracht werden. Vergleichen wir das Verhalten eines neugeborenen Tieres mit dem des menschlichen Kindes: Ein neugeborenes Ferkel kann von einem Stuhl herunterspringen und kommt auf seine Füße zu stehen, ein eben aus dem Ei gekrochenes Hühnchen pickt mit Sicherheit nach einem vor ihm liegenden Korn, das menschliche Kind braucht sehr viel länger, sich in der Welt zurecht zu finden; oder mit anderen Worten: jedes Tier bringt seinen Stil der Lebensführung mit auf die Welt, der Mensch muß ihn erst suchen und lernen. Daß ihm hierbei das Hineingeborenwerden in eine soziale Ordnung, die mit Sprache, Beispiel und Lehre die wichtigsten Dienste leistet, von größtem Nutzen ist, ist ja ebenfalls längst bekannt. Gäbe es nun aber unter den Menschen wiederum eine bestimmte Rasse, der diese Orientierung um ebenso viel den andern Menschen gegenüber schwerer würde wie sie dem Menschen im allgemeinen gegenüber dem Tier wird, so würde es eine charakteristische Erscheinung bei dieser Rasse sein, daß sie eben noch viel mehr Zeit braucht, um fertig zu werden, als es schon bei dem Menschen im allgemeinen der Fall ist; und da trotz aller rechnenden Pferde und schreibenden Hunde der Unterschied zwischen Mensch und Tier doch wohl noch überwiegend im Geistigen gesucht wird, so wird dieses späte Fertigwerden sich wohl überwiegend auf dem Gebiet des Geistigen zeigen müssen. Wenn schon längst die Orientierung im Gebiet des Körperlichen, die volle Ausbildung der leiblichen Funktionen erreicht ist, so wird ein derartiger Mensch auf dem Gebiete des Geistigen sich noch immer halt- und hilflos fühlen und häufig in der Lage sein, seine Mitmenschen anderer Nationen mit mehr oder minder ausgesprochenem Neide oder Bewunderung sich so sicher in einer Welt bewegen sehen, die ihm selber noch voll von Problemen und Rätseln ist. Daß ein solches Wesen, das noch im Verpuppungszustand seiner geistigen Existenz sich befindet, wie Fritz Reuter sagt: „ein sehr unverdaulicher Happen für die menschliche Gesellschaft" ist, liegt auf der Hand. Was sich andere längst eingeübt haben, was ihnen selbstverständlich ist, das ist für einen solchen Menschen Problem. Er lehnt es ab, in einen gegebenen Raum hineingeboren zu sein und die Dinge als selbstverständlich

Digitized by Google

zu nehmen, für ihn sind die Dinge Probleme, die in einem kurzen Leben zu lösen ihm mitunter fast unmöglich erscheinen muß. Während die andern als Weltbürger in dieser Wirklichkeit behaglich genug herumplätschern, von Stühlen springen und nach Körnern picken, wird dieser Mensch in der Stimmung sein, daß er das Leben für eine „mißliche Sache" hält, und er wird beschließen, es damit hinzubringen, „darüber nachzudenken". Er wird fühlen, daß seine Heimat eigentlich ganz wo anders liegt, daß er ein Fremdling in dieser Wirklichkeit ist, und alles, was ihm in dieser Wirklichkeit als schön, glänzend und begehrenswert entgegentritt, das wird ihm doch nur erscheinen, wie der Abglanz eines unendlich Schöneren, das in seiner Seele lebt, und dieser Abstand wird ihn mit tiefer Trauer erfüllen.

Wenn wir uns nun danach umsehen, ob es irgendwelche Menschen gibt oder gegeben hat, welche dieser Konstruktion des Fremdlings auf Erden entsprechen, so finden wir nur zwei Völker, bei denen dies der Fall ist, die Griechen und die Deutschen. Natürlich nicht in dem Sinne, daß dies nun auf jedes beliebige hungrige Griechlein und auf jeden beliebigen satten deutschen Philister zuträfe, aber die Besten in beiden Völkern zeigen diese Charakterzüge mit ganz unmißverständlicher Deutlichkeit. Ebensowenig soll geleugnet werden, daß dieselben Charakterzüge sich nicht auch bei Angehörigen anderer Nationen fänden; Descartes und Pascal, Leopardi und Carlyle zeigen dasselbe Ethos, aber sie sind nicht die charakteristischen Vertreter ihres Volkes, nicht ihre „repräsentativen Männer", an die man denkt, wenn der Name dieses Volkes ausgesprochen wird. Nur die Griechen und Deutschen sind metaphysische Völker gewesen, und sie haben alle die Wonne und all das Leid reichlich auszukosten gehabt, das in dieser Sonderstellung unter den anderen Evassöhnen liegt.

Daher auch die tiefe Geistesverwandtschaft, welche diese beiden Völker miteinander verbindet. Alle übrigen Nationen haben sich im wesentlichen in der Renaissance mit der Aneignung der Geistesschätze des härtesten Wirklichkeitsvolks, der Römer, begnügt. Wir allein haben eine zweite Renaissance gehabt, die uns zu geistigen Erben der Griechen machte, und die an die erlauchten Namen: Lessings, Winckelmanns, Herders, Schillers, Goethes und Hegels anknüpft. Damit erst wurde die große Sehnsucht, die von Anfang an den besten Teil der deutschen Seele bildete, und die in der deutschen Mystik einen so wunderbar ergreifenden Ausdruck fand, über sich selber klar; und daher ist die ängstliche Sorge derer ganz berechtigt, welche die Deutschen zu Bürgern dieser Welt machen wollen, daß wir vor allem die Beschäftigung mit dem dummen Griechisch aufgeben möchten. Diese Braven haben ganz recht. Das Griechische verhindert es zum guten Teil, daß wir formvollendete, liebenswürdige, betriebsame Engländer oder Amerikaner werden.

Digitized by Google

Der erste Schritt, den der Deutsche zu tun hat, ist also nicht in die Wirklichkeit hinein, sondern aus ihr heraus. Für wen es sich um eine Weltanschauung handelt, — beiläufig ein ebenso unübersetzbares Wort wie Extrawurst — für den ist die zwingende Notwendigkeit vorhanden, einen Punkt außerhalb dieser wirklichen Welt, sagen wir einmal kurz: einen Standpunkt zu finden; ganz ebenso, wie Archimedes einen solchen brauchte, um die Welt bewegen zu können. Denn darauf kommt es in letzter Linie doch an; es hat ja immer Deutsche gegeben, welche sich damit begnügt haben, dies gelobte Land des Geistes gefunden zu haben, und denen die Wirklichkeit diesem Gewinn gegenüber im wesenlosen Scheine verschwand. Wenn ihnen diese Wirklichkeit Enttäuschungen brachte, wenn die Menschen ihrem Liebes- und Schönheitsbedürfnis nicht entsprachen, laß fahren dahin! Die Menschen mochten schlecht sein, die Menschheit blieb gut. Und immer mehr wurden sie in ihrer Weltflucht bestärkt, je mißtönender die Stimme der Wirklichkeit an ihr Ohr drang; das sind die Gestalten, mit dem „vollen Heiligenschein des ganzen Wahnsinns um das Haupt", allen voran die rührende Gestalt Hölderlins. Aber es gibt noch eine andere Art, von dem einmal erkämpften Standpunkt aus der Wirklichkeit gegenüberzutreten. Mag sie immerhin, an dem Ideal gemessen, klein und verächtlich sein, so soll sie es doch nicht sein. Es gilt, sie so umzugestalten, daß sie nicht mehr unwert ist, ein Abbild der Idee zu sein, unsere Aufgabe ist es, sie dazu zu machen; das Wirkliche wird zum Materiale der Pflichterfüllung. Und auch dieser Typus des streitbaren Idealismus ist unter uns sehr häufig anzutreffen, und daraus, daß er so häufig ist, erklärt sich unsere Unbeliebtheit in dieser Welt. Fichte sagt mit Recht: „eine Kunst der Liebenswürdigkeit ist vom Teufel". Und in der Tat ist ein solcher streitbarer Idealist alles andere eher als liebenswürdig. Es gibt kein bequemes Geltenlassen Dingen und Menschen gegenüber, es gibt kein höfliches Sich-Akkomodieren an die sittlichen Schwächen der Mitmenschen. Sie können anders werden, und deshalb sollen sie auch anders werden. In jedem Menschen sieht ein solcher Idealist die Möglichkeit, ein Götterbild zu gestalten. Mit jubelnder Freude begrüßt er jedes Anzeichen bei dem neugewonnenen Freunde, in ihm die Inkarnation der Idee der Menschheit finden zu können. Er läßt es nicht bei guter Kameradschaft und gemeinsamem Tennisspiel bewenden, wie der Engländer, sondern es handelt sich um einen Bund, der weit hinausreichen soll über alles Zeitliche und hinein in das Ewige. Aus jedem Anzeichen wird begierig auf das Ganze geschlossen, und dieses Ganze noch hinausgesteigert über alles Irdische. Daher auch das ungläubige Erstaunen der Fremden, wenn ganz konventionelle und höfliche Akte von den Deutschen so ganz anders, als Ausdruck innerster Sympathie und Seelen-

Digitized by Google

verwandtschaft, aufgefaßt werden. Wenn sich z. B. englische Arbeiter einmal eine nette Ferienreise gönnen und bequem und kostenlos eine Reise durch Deutschland machen wollen, so wird dies ganz unberechtigterweise von den Deutschen als ein Zeichen der Sympathie und Seelenverwandtschaft des stammesgleichen, edlen Britenvolkes aufgefaßt und demgemäß eingeschätzt. Und wenn während derselben Zeit die englische Regierung den Strick, den sie Deutschland um den Hals werfen will, an schwachen Stellen noch etwas verstärkt, so erscheint dies dem Deutschen als schnöder Verrat, weil doch der Führer der Arbeiterpartei so herrliche Worte gefunden hat. Sehen wir näher zu, und lesen wir, was dieser ehrenwerte Bärenführer wirklich geäußert hat, so finden wir, daß er mit keinem Wort das Versprechen eines anständigen Verhaltens Englands uns gegenüber gegeben hat, alles das haben wir, als wir uns am Halse des neugewonnenen Freundes ausweinten, hinein interpretiert, selbstverständlich haben wir unrecht.

Aber ebenso selbstverständlich haben wir recht. Denn auch in den Fremden sehen wir ihr eigenes, besseres Selbst. Wenn es das Unglück fügen sollte, daß Deutschland einmal ausscheiden sollte aus der Reihe der Kulturnationen, wenn alsdann kein anderes Volk in der Lage sein würde, unsere Erbschaft ebenso anzutreten, wie wir die der Griechen angetreten haben, so wäre damit das Gewissen der Menschheit ausgelöscht. Wir müssen es uns noch immer saurer werden lassen als bisher, uns zu wirklichen Deutschen zu entwickeln, denn deutsch sein bedeutet nicht etwas, was wir als physiologische Rasseneigenschaft bereits mit auf die Welt bekommen hätten — ich wünschte, es wäre so leicht ein Deutscher zu sein — aber wir müssen uns auch sagen, daß, wenn wir dieses Ziel erreicht haben, und je mehr wir es erreichen, wir auf ein umso größeres Maß von Unbeliebtheit in der Welt mit Sicherheit rechnen können. Es gibt gar keine unbequemere und glücksfeindlichere Einrichtung in dieser Welt als das Gewissen, und je feiner und empfindlicher es wird, desto mehr ist es mit dem Glück vorbei und trotzdem muß dieses arme Gewissen seine beständig mahnende und drohende Stimme erheben, da es nun einmal in der Welt ist. Und so werden wir Deutschen wohl die Last unserer Unbeliebtheit ebenso weiterschleppen müssen, wie einst Sokrates die seine. Nichts kann verständlicher sein als die Motive, aus denen seine Mitbürger diesen lästigen Mahner nun endlich loszuwerden trachteten, und einen großen Schierlingsbecher fürwahr haben unsere Gegner dem deutschen Volk gereicht. Daß wir ihn nicht mit derselben heiteren Ruhe des athenischen Weisen tranken, ist uns ja sehr verdacht worden, aber während Sokrates glauben konnte, daß die Athener seiner nicht mehr bedürfen, können wir leider dieser heitern Gewißheit nicht sein, sondern die Fremden brauchen uns, und deshalb müssen wir uns ihnen erhalten.

Digitized by Google

Weshalb die deutsche Nation den Krieg führt.

Ein Amerikaner an Amerikaner[1]).

Von George Stuart Fullerton, Professor der Philosophie an der Universität New-York.

Ich bin Amerikaner und habe keinen Tropfen deutschen Bluts in meinen Adern. Der Verdacht einer Parteinahme für Deutschland, wie sie den Deutschamerikaner kennzeichnet, ist bei mir folglich ausgeschlossen. Und mehr noch, ich habe Anspruch darauf, als echter Amerikaner zu gelten, wie nur irgend jemand, denn meine Familie war amerikanisch seitdem es eine amerikanische Nation gibt. Ich liebe mein Vaterland und hoffe und wünsche, daß ihm eine große Zukunft beschieden sein möge und ein auf Recht und Gerechtigkeit gegründeter Wohlstand. Aber man hat nicht das Recht, nur Amerikaner zu sein, sondern muß sich erinnern, daß man auch Mensch ist und daß man als Mensch wünschen muß, die Gerechtigkeit auch in anderen Ländern beachtet zu sehen, als im eignen. Wir Amerikaner sind neutral, aber wir haben das Recht, die Tatsachen über den großen Krieg zu erfahren, und es ist unsere Pflicht, nach einem umfassenden und eindringenden Verständnis der Lage zu streben.

Ich kenne Deutschland seit 30 Jahren und habe mich für seine Literatur, Wissenschaft, politische und wirtschaftliche Entwicklung lebhaft interessiert.

Im Anfang habe ich das Land sozusagen nur mit den Augen eines Reisenden betrachtet. In den letzten Jahren aber hatte ich Gelegenheit, es viel eingehender kennen zu lernen. Ich habe ein früher verhältnißmäßig unbemitteltes, nicht sehr starkes, noch nicht zu fester Einheit verschmolzenes Volk reich werden sehen, mächtig, einheitlich und in seiner sozialen Entwicklung so vorgeschritten, daß seine innere Organisation den Nationalökonomen wie den Soziologen zur Bewunderung zwingen muß. Das Land hat außerordentlich Erfolg gehabt bei seiner umsichtigen Arbeit an den Werken des Friedens. Österreich habe ich öfter besucht und den vergangenen Winter als erster Austauschprofessor der

[1]) „Why the German Nation has gone to war" ist ein Aufsatz, den der zurzeit in München lebende amerikanische Philosoph Professor George S. Fullerton zur Aufklärung seiner Landsleute in etwa 1000 Exemplaren nach Amerika geschickt hat. Der Verfasser schreibt mir: „Es war keine kleine Arbeit, da ich die Exemplare an Redakteure und Privatpersonen (eine ausgewählte Liste) schicken mußte ... Mögen die Amerikaner nach und nach verstehen lernen, daß die Deutschen nicht von Eroberungslust erfüllt sind, sondern ihre berechtigten Interessen verteidigen. Vor drei Jahren sagte ich den Engländern von London bis Edinburgh: ‚Deutschland ist friedlich gesinnt, aber wird sich, im Notfall, energisch verteidigen.' Daß es sich gut verteidigen kann, haben auch die Feinde jetzt gelernt!" — Die Übersetzung rührt von zwei deutschen Frauen her und ist von mir durchgesehn und mit dem Original verglichen. O. Crusius.

Digitized by Google

österreichischen Universitäten in Wien, Graz, Innsbruck, Krakau und Lemberg Vorlesungen gehalten. Ich bin im öffentlichen und im Privatleben mit einer großen Anzahl von Menschen zusammengekommen und hatte somit reichlich Gelegenheit, der öffentlichen Meinung den Puls zu fühlen.

Ich behaupte rückhaltslos, daß niemand, weder in Deutschland noch in Österreich, die leiseste Neigung zeigte, diesen schrecklichen Krieg herbeizuführen. Man wünschte den Frieden, ernstlich und ehrlich, schon aus wirtschaftlichen Gründen. Aber der Krieg wurde beiden Nationen aufgezwungen. Daß er gerade jetzt gekommen ist, darf als Zufälligkeit bezeichnet werden. Denn kommen mußte der Krieg auf jeden Fall.

Da viele meiner Landsleute mit den in Europa obwaltenden Verhältnissen nur ungenügend vertraut sind; da sie selbst unter dermaßen verschiedenartigen Verhältnissen leben, daß es ihnen schwer fällt, selbst die Bedeutung von Tatsachen richtig zu erfassen, die ihnen wahrheitsgemäß übermittelt werden; da sie überdies systematisch falsch unterrichtet worden sind von gewissen Parteien, die u. a. Gelegenheit hatten, die deutschen Kabel zu durchschneiden: so kann es nicht überraschen, daß die politische Lage Europas in Amerika vielfach gründlich mißverstanden wird. Ich halte es für meine Pflicht, zur Aufklärung dieser Mißverständnisse einen kleinen Beitrag zu liefern.

Die Amerikaner hören seit einiger Zeit viel von deutschem Militarismus und haben dabei meist nur die unklare Vorstellung, daß das eine Gefahr für die europäische Zivilisation bedeute. Von dem eigentlichen Sinn dieses Wortes haben sie keinen klaren Begriff. In Amerika hatten wir sozusagen kurze Anfälle von Militarismus — so in der Zeit des spanisch-amerikanischen Krieges oder wenn gerade viel von einem möglichen Krieg mit Mexiko geredet wird —, aber Militarismus als einen dauernden Zustand gibt's bei uns nicht. Und wenn man ihn in der großen Republik der neuen Welt nicht antrifft, weshalb muß er dann in Deutschland existieren? Der Amerikaner, der mit Deutschland und seiner Lage nicht bekannt ist, findet auf diese Frage keine befriedigende Antwort. Und dennoch liegt eine solche sehr nahe.

Die Deutschen sind ein friedliches Volk. Wir Amerikaner wissen, daß es in unserer eigenen Bevölkerung kein ordnungsliebenderes, arbeitsameres, verfassungstreueres Element gibt als das deutsche. Die gleichen Vorzüge zeichnen den Deutschen in Deutschland aus. Im Lande herrscht Ordnung, die Bevölkerung ist aufgeklärt, diszipliniert und zur Achtung vor dem Gesetz erzogen. Die Rechte, auch des Geringsten, werden eifersüchtig gewahrt. Die Gerichte sind unbestechlich. Die Erfolge der Deutschen sind das Ergebnis sorgfältiger Vorbereitung und unermüdlichen Fleißes. Sogar der geschäftliche Wettbewerb ist gesetzlich genau geregelt und die Gesetze gegen alles, was als „unlauterer Wettbewerb" gilt, werden aufs strengste angewendet. Niemand, der

Digitized by Google

unter Deutschen lebt und sie kennen gelernt hat, kann den Eindruck haben, daß er es mit einem kriegslustigen und räuberischen Volke zu tun hat. Und wer gar, wie ich, den Augustmonat dieses Jahres in Deutschland verbrachte und sich während der beiden Mobilisierungswochen zwanglos unter die Menge auf der Straße gemischt hat, zur Zeit da die öffentliche Erregung auf ihrem Höhepunkt war, kann nur aufs äußerste darüber staunen, daß ein so friedliches, selbstbeherrschtes Volk zu diesem kühnen Wagemut fähig war, der inzwischen angeblich uneinnehmbare Festungen erstürmt und zu Land und zur See Lorbeeren errungen hat in einer Weise, die alle bewundern müssen, die nicht in Unkenntnis über die Tatsachen erhalten worden sind.

Und dennoch hat dies ordnungs- und friedliebende, ein Volk, das den Frieden nicht nur geliebt, sondern 44 Jahre hindurch um manchen hohen Preis gewahrt hat, während andere Völker Krieg führten, ein Volk, das im Ausbau der Künste des Friedens Reichtum und Wohlstand zu erwerben verstand — dies Volk hat während all dieser Jahre seine männliche Bevölkerung für den Notfall zu tüchtigen Soldaten ausgebildet und sich eine furchtgebietende Flottenmacht geschaffen. Schließlich ist es gegen eine anscheinend erdrückende Übermacht in den Krieg gezogen; nicht eine Bevölkerungsklasse ging vor, sondern das Volk. Weder der Kaiser, noch die Regierung, noch die Offiziere des Heeres oder der Flotte sind verantwortlich für das Volksempfinden, das diesen Vorgang zu einer nationalen Erhebung gemacht hat. Sogar die Sozialdemokraten und andre, die einer verwandten Richtung angehören, Männer, die man niemals der Servilität gegen den Kaiser und die Regierung beschuldigen oder wegen einer Schwäche für Heer und Flotte verdächtigen konnte, haben zu ihrem Vaterland gestanden bis auf den letzten Mann und kämpfen jetzt mit Todesverachtung und fallen ohne zu klagen an der Front. In den letzten drei Monaten habe ich keinen Deutschen irgend eines Amtes getroffen, vom höchsten bis zum niedrigsten, der nicht mit Herz und Seele für den Krieg gewesen wäre. Ich habe keine Klagen gehört von den Eltern, die ihre Söhne hinausziehen ließen; ich habe keine Beschuldigung gegen das Vaterland gehört von solchen, die ihr Teuerstes verloren — und ich kenne viele, die in dieser Lage sind.

Eine seltsame Erscheinung bei einem friedlichen, arbeitsamen Volk; einem Volk, das Künste und Wissenschaften ebenso eifrig fördert, wie industrielle Unternehmungen; einem zivilisierten Volke, das nicht etwa in einer Art von Barbarei lebt, so daß ihm der Krieg willkommen wäre, eher eine Zerstreuung, als ein Unglück. Für den Amerikaner, der es nicht vermag, sich auf den deutschen Standpunkt zu stellen, eine unerklärliche Erscheinung. Von welchem Teufel war Deutschland besessen, daß es solch ungeheure Kriegsvorbereitungen machte? Was treibt es an, selbst gegen eine Welt in Waffen anzukämpfen und sein Alles aufs Spiel zu setzen in diesem gigantischen Kampf?

Digitized by Google

Ich möchte meinen Landsleuten helfen, sich einmal auf den deutschen Standpunkt zu versetzen. Wir Amerikaner bewohnen ein Land, das nur um ein Fünftel kleiner ist als ganz Europa, Rußland eingerechnet. Es ist 15 mal so groß wie das Deutsche Kaiserreich und hat nur 98 Millionen Einwohner, wäre somit einer Familie zu vergleichen, die an Mitgliederzahl stetig zunehmen muß, um die Räume eines großen, gut eingerichteten Hauses zu bevölkern. Daß unsere näheren oder ferneren Nachbarn uns ernstlich bedrohen könnten, kommt uns niemals in den Sinn. Wer dürfte jemals hoffen, uns erfolgreich anzugreifen? Wer vermöchte unsere nationale Existenz zu bedrohen, oder uns irgendeinem der Knechtschaft ähnlichen Zustande zu unterwerfen?

Im Norden haben wir Kanada — ein leeres Haus, ein Land mit nur 7 Millionen Einwohnern, die uns nichts anhaben könnten, selbst wenn sie wollten. Im Süden liegt Mexiko, das innerhalb seiner eigenen Grenzen Unruhe stiften und vielleicht auch erreichen kann, daß einige Amerikaner bedauern, dort Kapitalanlagen gemacht zu haben; im übrigen ist es den Vereinigten Staaten nicht fürchterlicher, als eine widerspenstige Klasse in einer Schule. Nach Westen und Osten umgibt uns das weite Meer. Japan könnte einen Streit beginnen und unseren Außenhandel etwas schädigen. Aber Japan ist weit weg und wir wissen sehr wohl, daß es zu arm ist und noch lange Zeit zu arm bleiben wird, um einen lange währenden Krieg führen zu können. Japan kann uns höchstens etwas schikanieren. Daß europäische Staaten, einzeln oder verbündet, uns vernichten könnten, ist eine zu fernliegende Möglichkeit, um an unserem Horizonte aufzutauchen. Wir rüsten zu Wasser und zu Land so viel uns für unsere Zwecke dienlich erscheint, und es wird uns niemals einfallen, die Erlaubnis einer anderen Macht für die Verstärkung unseres Heeres oder unserer Flotte einzuholen. Weshalb sollte Mr. Carnegie in seinem Haus einen großen Vorrat an Brot aufspeichern, um einer möglichen Hungersnot im Staate New York vorzubeugen? Warum sollte Herr Rockefeller Gold- und Silbermünzen in einem Strumpf ansammeln und unter seiner Matratze verstecken? Den Besitzer einer Farm in Nebraska, der sich's einfallen ließe, im Hinblick auf einen möglichen Notfall, ein seetüchtiges Schiff zu bauen, würden wir für irrsinnig halten. Wir Amerikaner tun, was uns unter den in Amerika obwaltenden Verhältnissen vernünftig und zweckmäßig erscheint und wir brauchen eine deutsche Armee ungefähr so notwendig, wie ein Quäker von Philadelphia in seiner Jahresversammlung einen Revolver. Was wir aber nach unserer Meinung wirklich brauchen, werden wir uns jederzeit mit Energie verschaffen.

Aber nehmen wir einmal an, daß unser Gebiet nicht zu groß wäre für einen feindlichen Einmarsch. Nehmen wir an, wir hätten im Norden ein großes Land mit einer Riesenbevölkerung von mehr als 100 Millionen, die unter einem autokratischen Regiment stünden und sich selbst in Friedenszeiten einer unge-

Digitized by Google

heuren Armee rühmen könnte. Nehmen wir ferner an, dies Land sei Jahrzehnte hindurch rastlos bemüht gewesen, seine Grenzen auf Kosten seiner widerstandsunfähigen Nachbarn zu erweitern. Nehmen wir an, seine Bevölkerung habe auf einer viel niedrigeren Kulturstufe gestanden, als die unsere. So niedrig, daß die überwältigende Mehrheit gezwungen sei, in einem nach zivilisierten Begriffen jämmerlichen Elend zu leben, in dumpfer, passiver Unwissenheit, nur ein Werkzeug in den Händen einer bürokratischen Klasse, die am allerwenigsten unter dem gehäuften Jammer zu leiden hätte, den ein Kriegszustand notwendig nach sich ziehen muß. Nehmen wir dann an, wir hätten erfahren, daß dieser selbe Nachbar seit einiger Zeit seine Truppen an unseren Grenzen in einer Weise zusammenziehe, die nur als Drohung aufgefaßt werden könne.

Weiter wollen wir annehmen, wir hätten gegen Süden nicht Mexiko, sondern eine wohlhabende, über reiche Hilfsquellen verfügende, auf hoher Stufe der Zivilisation stehende Nation von 40 Millionen Menschen mit einem starken, gut gedrillten, für den Kriegsfall hervorragend gerüsteten Heer. Nehmen wir an, dies Land habe seit 40 Jahren kein Geheimnis daraus gemacht, daß es von dem bittersten Haß gegen uns beseelt ist und eines Tages Rache an uns zu nehmen hofft. Nehmen wir ferner an, es stünde mit der obenerwähnten und mit einer dritten Macht, von der noch die Rede sein wird, im Bund, so daß wir mit gutem Grund fürchten müßten, die genannten Mächte würden im Einverständnis miteinander vorgehen, um uns zu vernichten.

Und nun wollen wir unsre Hypothesen so weit ausdehnen, daß auch diese dritte Macht unter sie fällt. Wir setzen den Fall, wir hätten nicht das weite Meer an unseren Ost- und Westgrenzen, durch das uns die Welthandelswege offenstehen, und es gäbe eine dritte Macht, in geographisch so glücklicher Lage, daß sie von der Landseite unangreifbar wäre und zugleich unsere einzigen Ausgänge nach der See direkt in der Gewalt hätte. Wir nehmen an, daß der Außenhandel für unsere Wohlfahrt sehr viel wichtiger wäre, als er es tatsächlich ist; daß unser Wohlstand in weitestem Umfang durch unseren Export bedingt sei. Wir nehmen an, die betreffende dritte Macht sei reich genug, um eine Flotte zu halten, die so groß wäre wie unsere eigene zusammen mit der einer andern großen Macht, mit der wir ein Bündnis schließen könnten, und diese dritte Macht verhehle nicht ihre Absicht, sich durch Aufrechthaltung dieses Stärkeverhältnisses die Herrschaft über das Meer zu wahren. Wir nehmen an, daß die Seeherrschaft diese Macht instand setze, internationale Kabel zu durchschneiden und nur so viel in die Welt gelangen zu lassen, von dem, was wir leisten und was andere gegen uns unternehmen, als seiner Politik dienlich schiene. Wir nehmen endlich an, daß diese Macht mit den zwei anderen, obengenannten Mächten im Einverständnis wäre und wir fürchten müßten, sie werde sich einem gemeinsamen Angriff gegen uns anschließen.

Digitized by Google

Wie würden wir Amerikaner in solcher Lage handeln? Ich kenne meine Amerikaner. Ich habe den Spanischen Krieg miterlebt, unsre Universität verödet gesehen, weil Professoren wie Studenten zu den Fahnen geeilt waren, um für das Vaterland zu kämpfen. Und doch war der spanische Krieg für Amerika eine ganz unwichtige Angelegenheit. Spanien vermochte ebensowenig die Vereinigten Staaten zu erdrücken und zur Unterwerfung zu zwingen, als es die Bewegung des Mondes zum Stillestehen bringen könnte. Wenn unser Land wirklich in Gefahr wäre, oder wenn wir ernstlich meinten, daß es so sei, was würden die Vereinigten Staaten tun? Würden wir friedlich und geduldig sein, geneigt, Zugeständnisse zu machen, von unserem Länderbesitz abzutreten, uns zur Beschränkung unserer Heeres- und Flottenstärke zwingen lassen? Würden wir demütig unsere Bereitschaft erklären, aus dem Wettkampf um industrielle Erfolge auszuscheiden oder bei einer anderen Macht um Zulassung zu den Welthandelswegen nachzusuchen? Ich kenne meine Amerikaner und solche Fragen können mich nur humoristisch berühren.

In diesen Blättern will ich nur den Versuch machen, die Amerikaner einmal an die Stelle der Deutschen zu führen. Ob es wünschenswert ist oder nicht, daß Deutschland oder Österreich auf das Niveau von Polen oder Finnland herabgedrückt werde; ob Frankreich Elsaß und Lothringen wieder haben solle; ob England von einem so intelligenten und tüchtigen Rivalen befreit werden solle, um die Übermacht in Friedenszeiten und die Gewalt über die Seewege nach Amerika, Asien, Afrika und Australien zu behalten — mit all diesen Fragen hab ich mich nicht zu befassen. Ich möchte nur recht klar darlegen, daß unter gleichen Verhältnissen Amerika das Gleiche tun würde was Deutschland getan hat. Nicht grundlos haben die Deutschen Angriffe von Rußland und Frankreich gefürchtet und seit vielen Jahren daran gearbeitet, ihnen zuvorzukommen. Deutsche Wissenschaft und Industrie haben dem deutschen Handel zu einer ungeheuren Ausdehnung verholfen und die Deutschen waren keineswegs gesonnen, ihren Handel von der Gnade Großbritanniens abhängig zu machen. Deutschland ist unter diesem Regime herrlich aufgeblüht. Der Militarismus — die Deutschen empfinden es etwas beleidigend, daß man die notwendige Abwehr gegen tatsächliche Gefahren, die berechtigten Maßnahmen zur Selbstverteidigung mit diesem Wort bezeichnet — der Militarismus hat die Deutschen nicht entfernt in so viel Schwierigkeiten verstrickt, als sie in der Zeit zu bekämpfen hatten, da sie nicht im Stande waren, sich zu verteidigen. Der Militarismus ist eine Last, gewiß. Aber er hat Deutschlands Fortschreiten weder auf den Gebieten von Kunst und Wissenschaft gehemmt, noch ist er seinen glänzend durchgeführten Sozialreformen ein Hindernis gewesen, dank welchen allen Klassen der deutschen Bevölkerung eine ungewöhnliche finanzielle Sicherung zuteil geworden ist. Auch der Ausbildung seiner

Digitized by Google

inneren Hilfsquellen, jedem Ausbau seines auswärtigen Handels, der es zu einem reichen Lande gemacht hat, stand der Militarismus nicht im Weg. Wohl mag er, objektiv betrachtet, eine drückende Last sein, aber Deutschland hat er nicht erdrückt und das ist selbstverständlich eine Tatsache, die für die Deutschen schwer ins Gewicht fällt.

Der Wirkung eines immer und immer wiederholten Schlagwortes entzieht sich schließlich keiner. Die Amerikaner haben so viel und meist aus auswärtigen Quellen vom deutschen Militarismus gehört, daß sie notwendig glauben müssen, die Deutschen seien in Europa die einzige Nation, die eine große Armee besitzt. Und doch hat Rußland eine weit größere und hat sie jahrelang zu Angriffszwecken benutzt. Frankreich, das eine viel geringere Einwohnerzahl aufweist als Deutschland, hat eine fast ebenso starke Heeresmacht und dürfte folglich mit weit besserem Recht des Militarismus angeklagt werden.

Und in Großbritannien bietet wohl einen vollkommenen Ersatz für ein starkes Heer seine kolossale Flotte, die es mit ungeheuren Kosten erhält und die es von Zeit zu Zeit immer noch vermehrt, ohne ein Hehl daraus zu machen, daß es keiner anderen Nation gestatten wird, ihm die Alleinherrschaft streitig zu machen über das Meer, diese große Verkehrsstraße der Welt, die alle beschreiten müssen, die aber keine Nation ihr Eigen nennen darf. Wie furchtbar dieser Ersatz für ein Heer anderen Nationen werden kann, hat die gegenwärtige Krisis gelehrt. Es gibt in Europa keine Nation, die ohne Englands Genehmigung den Atlantischen Ozean befahren, die Straße von Gibraltar kreuzen, Schiffe ins Mittelländische Meer schicken oder durch den Suezkanal nach Asien fahren kann. Die allgemeine Straße ist von einer einzigen Nation mit Beschlag belegt, zum englischen Privatbesitz gemacht worden.

Schade, daß „Navalismus" kein gutes englisches Wort ist, denn es drückt genau eine Eigentümlichkeit aus, die England seit einem Jahrhundert kennzeichnet. Der Navalismus kann zu einer sehr viel ernsteren Gefahr werden als der Militarismus, der im wesentlichen nur die nächsten Nachbarn bedroht, während der Navalismus einen Druck ausübt auf jede einzelne Nation des ganzen Erdballs.

Ich wiederhole nachdrücklich, daß dieser Aufsatz die Frage, ob es besser für die Welt wäre, wenn diese oder jene Nation den Sieg erringt, nicht behandeln will. Unsere Meinungen über solche Dinge sind nie von reiner Vernunft diktiert. Ich möchte nur den eigentlichen Streitpunkt klarlegen und die durch allerhand Schlagworte und Phrasen geschaffenen Irrtümer vermeiden. Ich spreche nicht von Belgiens Neutralität, noch dünkt es mich der Mühe wert, die Frage zu erörtern, wer auf dieser oder jener Seite den Krieg zuerst erklärt hat. Im Lichte alles dessen gesehen, was die Welt inzwischen erfahren hat, sind das heute ganz belanglose Dinge. Die Erklärung für die Haltung des deutschen

Digitized by Google

Volks liegt viel tiefer. Und ich behaupte, daß wir Amerikaner unter den gleichen Verhältnissen gehandelt hätten, wie die Deutschen. Wär's recht, wär's unrecht gewesen? Ich überlasse den Amerikanern, das zu entscheiden. Einige Amerikaner — nicht viele — neigen von Natur dazu, den status quo zu akzeptieren, ein etwas zweideutiges Wort, besonders häufig im Munde solcher, denen es zweckdienlich erscheint, auf die Fortdauer eines Zustandes zu dringen, der schon lange geherrscht hat oder vor kurzem eingesetzt worden ist. Wenn Österreich den status quo akzeptiert hätte, so würde es die revolutionären Bestrebungen Serbiens innerhalb seiner Grenzen, den Mord seines Kronprinzen ungeahndet gelassen, es würde Rußland keinen Widerstand entgegengesetzt haben. Hätte Deutschland den status quo akzeptiert, so würde es nicht gerüstet, auf Rußlands Mobilisierung an den Grenzen nicht reagiert und sich nicht bemüht haben, die Aufteilung von Österreich-Ungarn zu verhüten. Es würde die Backe hingehalten haben, um den Streich von Frankreich zu empfangen; es würde England nach Belieben auf dem Wasser haben herrschen lassen nach alten guten Traditionen. Und wenn Österreich und Deutschland den status quo so respektiert hätten, was wäre ihnen geschehen? Zweifellos hätte das für die Deutschen die unangenehmsten Folgen gehabt. Darüber waren sie alle einig und darum haben alle, Bauer und Edelmann, Katholik und Protestant, Konservativer und Sozialdemokrat, alle Bedenken hintangesetzt und sind mit beispielloser Begeisterung, mit Herz und Hand in den Krieg gezogen.

Sollten wir mehr als von anderen Nationen gerade von Deutschland verlangen, daß es den status quo respektiere und zarte Rücksicht beobachte gegen das europäische „Gleichgewicht"? Jede intelligente, fleißige Nation, die in einem fast 50 Jahre lang gewahrten Frieden sich industriell entwickelt und dadurch reich und mächtig geworden ist, wird dies „Gleichgewicht" naturnotwendig stören. Weniger zivilisierte oder weniger fleißige oder streitsüchtigere Nationen sind da im Nachteil. Und was den status quo betrifft, hat Serbien etwa, hat ihn Rußland, Frankreich, England oder Japan je akzeptiert? Und schließlich, wie hat der Amerikaner sich dazu verhalten?

Haben wir den status quo akzeptiert, als wir die Indianer vertrieben? Oder bei der Veröffentlichung unserer Unabhängigkeitserklärung im Jahre 1776? Haben wir Achtung davor bewiesen, als wir uns gegen das Durchsuchen amerikanischer Schiffe und die gewaltsame Werbung amerikanischer Seeleute seitens Großbritanniens in den Jahren vor 1812 aufgelehnt haben? Haben wir 1861 an den status quo gedacht, als wir uns weigerten, die aufständischen Südstaaten anzuerkennen und auf der Integrität der Union bestanden? Haben wir zur Zeit unseres Krieges mit Spanien Ehrfurcht vor dem status quo bewiesen?

Der status quo ist ein Schlagwort. Das Gleichgewicht der Macht ist etwas, das im normalen Gang menschlichen Geschehens immer gestört wird, immer

Digitized by Google

auf neue Grundlagen gestellt werden muß. Ich halte uns Amerikaner nicht für streitsüchtig, aber wir haben lange erkannt, daß sich die Zeiten ändern und wir mit ihnen. Neuen Bedingungen suchen wir uns aufs neue anzupassen und wahrlich, eifersüchtig genug wachen wir über alles, was wir als unsre berechtigten Interessen betrachten, seien es alte oder neue. Im Notfall würden wir auch nicht zögern, sie durch eine sofortige Kraftprobe wirksam zu wahren. Und an erster Stelle würde unter unsern berechtigten Interessen immer die Verteidigung unserer nationalen Güter und der Vorteile stehen, die wir durch Intelligenz und Industrie und durch die Pflege der Künste des Friedens errungen haben.

Wir sind neutral, aber wir haben das Recht auf Wahrheit auch über Zentraleuropa. Es ist nicht recht, daß wir in Unkenntnis erhalten oder durch falsche Darstellungen dazu gebracht werden, voreilig Nationen zu verdammen, zu denen wir in freundschaftlichen Beziehungen stehn. Wenn wir eine große Nation sehen von einigen 70 Millionen Menschen, eine hochzivilisierte, reiche, kultivierte Nation, sich wohl bewußt, daß sie aufblühen kann wie wenig andere, wenn man sie ihre Zwecke im Frieden verfolgen läßt — wenn wir eine solche Nation gegen eine gewaltige Übermacht in den Krieg ziehn, ihre ganze Existenz an diesen Kampf wagen sehen, müßten wir wirklich sehr töricht sein, wenn wir glauben könnten, daß ihre ganze Bevölkerung — eine von Natur Friede und Ordnung liebende Bevölkerung — toll geworden oder in Barbarei verfallen sei. Wir müssen das Problem so lange als unlösbar anerkennen, bis uns die richtige Aufklärung gebracht wird und das rechte Verständnis gekommen ist.

Amerikaner, vergeßt die Bedingungen, unter denen ihr selber lebt. Sucht euch in die Lage der Deutschen hineinzudenken. Und dann fragt euch, was ihr unter diesen selben Verhältnissen getan haben würdet.

Digitized by Google

Englische Politik.

Von Oberbürgermeister a. D. H. von Gauß in Stuttgart.

In zahllosen Artikeln kann man lesen, gegen Franzosen und Russen habe der Deutsche eine feindselige Gesinnung, wie sie selbstverständlich sei gegenüber einem Gegner, der einen frivolen Krieg angefangen habe, die Engländer aber — und nur sie — hasse er. Es ist wie immer, wenn jemand von dem enttäuscht wird, der ihm zunächst steht und von dem er ganz anderes zu erwarten Grund hat. Das beste Beispiel dafür liefern die politischen Parteien, die sich nicht selten um so heftiger, ja um so gehässiger befehden, je näher sie einander ihren politischen Zielen nach stehen. Man bildet sich in solchem Fall immer ein, es liege beim andern so etwas vor wie ein Verrat an der gemeinsamen, also an eigener Sache.

England gegenüber ist diese Vorstellung der Deutschen nicht falsch: Weite Kreise in England glauben an die Mission Englands, ideale Güter in der Welt zu schützen, speziell an seine Aufgabe, jede Art von Bedrückung zu bekämpfen. Es läßt sich auch nicht leugnen: Englands Joch ist leicht, wohl das leichteste aller Völker. Mag es in den Eigenheiten der germanischen Rasse liegen, die England in diesem Punkt nicht verleugnet, oder in den Notwendigkeiten einer Weltherrschaft, jedenfalls unterjocht England nicht so, wie das Slawen und Romanen tun, sondern es achtet die Selbstbestimmung der Völker, schont ihre Eigenart und ermöglicht föderalistische Bildungen. Das zeigt seine innere Geschichte — selbst Irland nicht ausgenommen — und noch mehr die seiner Kolonien. Es ist, als ob seine Herrschaft stets nur Mittel zu wirtschaftlicher Ausbeutung wäre.

Und nun beteiligt sich England an einem Krieg, der doch zweifellos keine Befreiung zum Ziel hat, sondern neue Bedrückungen. Daß Rußland solche im Auge hat, braucht nicht gesagt zu werden. Und daß die Eroberung Elsaß-Lothringens durch Frankreich keine Befreiung ist, weiß man in England so gut wie in Deutschland; darüber sind im Lauf der Zeit genug englische Stimmen laut geworden.

Und gerade gegen die Nation richtet sich der Krieg, mit der England durch Geistesverwandtschaft verbunden ist. Man braucht nur zu erinnern an die Aufnahme und die Entwicklung der Reformation in beiden Ländern, an den Zusammenhang ihrer Philosophie, ihrer Naturwissenschaft, ihrer Kunst, an Shakespeare in Deutschland und Goethe in England. Es ist kein Zweifel: Nie haben sich zwei selbständige Nationen so verstanden und waren in ihrem Geistesleben so innig verschwistert.

Und nun sollen wir glauben, die Furcht wirtschaftlich überflügelt zu werden, sei ein ausreichender Grund, einen Krieg anzuzetteln?

Digitized by Google

Daß die Abwendung Englands von seinem besseren Selbst und die moralische Minderwertigkeit, die zu dieser Abwendung geführt hat, in Deutschland Enttäuschung und schließlich Haß erzeugt haben, ist verständlich. Immerhin ist zu sagen: Die Objektivität, die für gewisse Kreise von England charakteristisch ist, ist auch jetzt nicht ganz zu vermissen. In Frankreich z. B. — von Rußland gar nicht zu reden — ist nirgends etwas wahrzunehmen wie die nüchternen, wenn auch nicht wahren, so doch die Wahrheit suchenden und sie nie geflissentlich verletzenden Kriegsdarstellungen gewisser englischer Blätter, wie die Artikel Keir Hardies, auch die offiziellen Berichte der englischen Militärbehörden.

Der englische Volkscharakter bringt es mit sich, daß sich immer einzelne — und nicht wenige — finden, die mit Aufrichtigkeit und Unerschrockenheit ihrem eigenen Volk die Wahrheit sagen, wie das z. B. in Frankreich kaum denkbar ist; man möge sich nur das Verhalten der Friedensfreunde und Versöhnungspolitiker Sembat oder Estournelle de Constant vergegenwärtigen; der einzige Jaurès, für den sich kein Nachfolger gefunden hat, beweist nicht das Gegenteil. Wir haben jene Tatsache in besonders eklatanter Weise beim Burenkrieg erlebt und wir erleben sie auch jetzt wieder beim Entstehen und während des gegenwärtigen Kriegs. In jeder kritischen Lage des englischen Volkes treten angesehene — insbesonders wissenschaftlich interessierte — Männer auf und raten ihm das rechte. Durch dringt ihr Rat freilich nicht bei der Masse, an deren Instinkte die Politiker und ihre Presse mit Erfolg appellieren. Besonnene und Weiterblickende gibt es und sie entziehen sich auch meist der Pflicht der Aufklärung nicht; aber sie bleiben in der Minderheit.

Wie kam es aber, daß das englische Volk, das viel mehr unter dem Einfluß seiner politischen Führer steht als das deutsche und dem für eine friedliche Haltung so viel gute Gründe vorgeführt werden konnten, wie das nach einer — später freilich dementierten — Zeitungsmitteilung durch John Burns geschah, von seinen Führern so falsch geführt werden konnte?

Weil das englische Volk unter allen heutigen Völkern das älteste ist, das sich als solches mit Politik beschäftigte und auf deren Gang Einfluß gewann und das es zudem zu einem politischen Leben von so ausgesprochener Eigenart brachte, daß es für Außenstehende vielfach kaum verständlich ist, ist die Überlegtheit und Tiefgründigkeit, die Sachlichkeit und Sachgemäßheit der englischen Politik ein alter Glaube. Schon lange ist Nichtengländern, die das Leben und die Entwicklung des englischen Staatswesens mit einiger Aufmerksamkeit beobachten, vieles darin ein unlösbares Rätsel. Wenn sie aber auch noch so unbegreiflich war, profitierte die englische Politik und Verwaltung angesichts der politischen Schulung des

Digitized by Google

englischen Volkes und unter der Annahme, daß in allen politischen Fragen zahllose politisch erfahrene und gebildete Männer mitdenken und mitwirken, von der Präsumtion ihrer in Jahrhunderten erprobten Vortrefflichkeit. Das Festland wurde von zahlreichen Gelehrten zur Bewunderung, wenn nicht zur Nachahmung, der englischen Rechts-, Staats- und Verwaltungseinrichtungen, vor allem der englischen Selbstverwaltung erzogen. Erst neuerdings wagen sich Zweifel hervor an der Güte von alledem.

Sieht man sich englische öffentliche Einrichtungen und englische Politik näher an, so muß man staunen, daß die Kritik — wenigstens für weitere Kreise; für engere ist die Erscheinung nicht so ganz neu — so spät kommt. Der Engländer — und zwar nicht bloß der, der es seinem bürgerlichen Beruf nach ist — ist, fast genau ebenso wie der Amerikaner, so sehr Geschäftsmann, daß er jede politische Angelegenheit wie ein solcher behandelt. Er hat dabei den momentanen Zweck im Auge, den er verfolgt, und kehrt das vor, was ihm geeignet erscheint, diesen Zweck zu erreichen. Darüber, ob die Maßregel, die vielleicht eine dauernde Institution begründet, nicht späterhin auch Folgen haben könne oder müsse, die schädlich sind, macht er sich wenig Gedanken. Bedenken dieser Art begegnet er mit dem Trost: Sollten sich später die Nachteile als größer herausstellen denn die Vorteile, dann schafft man die Maßregel eben wieder ab. Theoretische Erwägungen stellt er so wenig an wie ein Kaufmann, der ein Geschäft abzuschließen im Begriff ist. Die Politik ist keine Sache der Theorie, sondern der Praxis, die das unmittelbar verfolgte Ziel im Auge hat.

Die Eigenschaft der englischen Gesetzgebung, daß sie immer bloß die Bedürfnisse des Augenblicks zu befriedigen sucht, ist allenthalben wahrnehmbar. Das wird von denkenden Engländern unumwunden anerkannt. Wenn solche sich mit deutschen Verhältnissen bekannt machen, was ja in den letzten zwei Jahrzehnten in wachsendem Umfang geschehen ist, bezeichnen sie es als deutsche Eigenart und als etwas für Engländer ganz Neues und Überraschendes, daß man, ehe man etwas gesetzlich regle, zuvor die Folgen sozusagen wissenschaftlich feststelle, alle Bedenken auf ihre Begründung und Tragweite untersuche, alle Befürchtungen für die Zukunft zu entkräften sich bemühe.

Vielleicht das augenfälligste Beispiel für die eigentümliche englische Art, gesetzgeberisch zu Werk zu gehen, war die Abschaffung des englischen Oberhauses. (Abgeschafft wurde es ja, wenn auch in der spezifisch englischen Form, daß man es äußerlich bestehen ließ, aber seine Befugnisse so aushöhlte, daß fast nichts mehr übrig blieb.) Gewiß war die Abschaffung des Oberhauses eine alte politische Forderung und unzweifelhaft hatte das Oberhaus auch nicht wenige Sünden auf dem Gewissen. Dennoch war es charakteristisch, wie und unter welchen Umständen es beseitigt wurde.

Digitized by Google

Kein Staatswesen kann seine Geschicke ohne Schaden einem einzigen unbeschränkten Organ anvertrauen, das dem Impuls des Augenblicks folgend sich übereilen kann und das nur zu leicht dem Drang einer lästigen Situation und der Versuchung eines augenblicklich bequemen Auswegs erliegt. Es bedarf einer Hemmungsvorrichtung, die unter Umständen zu eingehenderer Prüfung und zur Behandlung einer Angelegenheit unter weiteren Gesichtspunkten nötigt. Bekanntlich hat man darum überall, auch in durchaus demokratisch organisierten Staaten, Senate oder erste Kammern, wenn nicht überdies eine selbständige, auf eigenen Füßen stehende Regierungsgewalt. Jenes Bedürfnis ist in England besonders groß aus zwei Gründen: einerseits wegen der Eigenschaft der Engländer, sich von den Bedürfnissen des Augenblicks treiben zu lassen, statt die weitergehenden Wirkungen einer Maßregel zu untersuchen, sodann aber weil in England die Regierung grundsätzlich ein Exekutivausschuß des Unterhauses ist. Praktisch ist das Machtverhältnis freilich eher umgekehrt, insofern die Parlamentsmehrheit die Gefolgschaft der Regierung ist. Die Männer der Regierung, die nicht auf wechselnde Mehrheiten angewiesen ist, sondern in der herrschenden Partei über eine sichere Mehrheit verfügt, sind die Führer, das Parlament die Versammlung der Geführten. Jedenfalls bilden Regierung und Parlament nicht zwei Instanzen, sondern eine.

Jenes Kontrollbedürfnis ist, theoretisch, auch in England anerkannt worden. Ganz ausdrücklich ist das geschehen durch den gegenwärtigen Ministerpräsidenten Asquith. War man also mit dem Oberhaus, wie es war, nicht zufrieden, so konnte nur sein Ersatz oder, wie man es ausdrückte, seine Reform in Frage kommen, nicht aber seine ersatzlose Beseitigung und nicht eine Reform durch Herabdrückung zur Bedeutungslosigkeit. Eine wirkliche Reform war jedoch unmöglich gemacht durch das drängende Bedürfnis des Augenblicks. Die Liberalen waren entschlossen, sich unter allen Umständen in der Regierung und in der Macht zu erhalten. Eine Mehrheit im Unterhaus hatten sie aber nur mit den Iren und diese verlangten als Preis für ihre Unterstützung der Liberalen die endliche Gewährung der von den Liberalen seit Gladstone versprochenen irischen Selbständigkeit. Diese war von dem Oberhaus nicht zu erlangen und auf die Unsicherheit und die Verzögerung der Gewährung ihres Wunsches durch ein neu zu bildendes Oberhaus ließen sich die Iren nicht ein. Also sah die liberale Regierung und ihre Mehrheit über alle die Bedenken, die sie selbst hatten, weg und beseitigten kurzerhand das Oberhaus als gesetzgebenden Körper lediglich zur Durchbringung eines einzelnen, wenn auch wichtigen Gesetzes.

Ein anderes lehrreiches Beispiel die Zukunft außer acht lassender eng-

Digitized by Google

lischer Politik ist in Deutschland erst durch das Buch Norman-Angells „Die große Täuschung" in weiteren Kreisen bekannt geworden:

Die offizielle und, wie heute noch englischerseits behauptet wird, auch die wirkliche Ursache des Burenkriegs war die Verweigerung der Gleichberechtigung der indischen Untertanen Seiner großbritannischen Majestät durch die Burenrepubliken. Als der Krieg unter ungeheueren Opfern an Geld und Blut (die Geldopfer, der Verlust von 250 Millionen Pfund, werden charakteristischerweise stets an erster Stelle genannt) endlich mühsam genug durchgekämpft war und die Burenrepubliken unterworfen waren, mußten diesen die Rechte autonomer Kolonien eingeräumt werden. Das bedeutete in weitestem Umfang politische Selbständigkeit, das Recht, sich selbst zu regieren und Gesetze zu geben. Als die Buren soweit waren, nahmen sie keinen Anstand, eben den Rechtszustand gesetzlich von neuem festzustellen, wegen dessen England den Krieg gegen sie geführt hatte. Dieses von ihnen erlassene Kolonialgesetz bedurfte aber der Zustimmung und Billigung der englischen Gesetzgebung und diese konnte ohne Bruch mit der bestehenden Praxis und ohne sehr unerwünschte Folgen für das ganze Verhältnis zwischen Mutterland und Kolonien nicht verweigert werden. So mußte sich die englische Regierung und das englische Parlament soweit demütigen, daß sie eben das selbst feierlich sanktionierten und guthießen, was England zuvor für so verwerflich und unerträglich erklärt hatte, daß es in einem blutigen und kostspieligen Krieg bekämpft werden müsse. Selbstverständlich war dieses Ergebnis der ganzen Aktion für den, der die Verhältnisse kannte, vorauszusehen, also vorauszusehen, daß der Krieg auch im Fall eines günstigen Ausgangs gar nicht zu seinem Ziel führen konnte. Aber darauf wurde trotz aller Opposition, die sich gegen den verwerflichen Krieg erhob, nicht einmal hingewiesen.

Was hätte man von jedem andern Staat gesagt, wenn er ein solches Maß politischer Kurzsichtigkeit seiner Lenker der Welt gezeigt, ihr ein so klägliches Schauspiel geboten hätte!

England durfte es — vermöge seiner jeder Kritik entzogenen politischen Kultur. Ja, es wurde über diesen interessanten Vorgang, der englisches Staatswesen so drastisch beleuchtet, in der festländischen Presse, die, wie immer, gar nichts Beachtenswertes daran fand, kaum berichtet.

Aus neuerer Zeit braucht man, um weitere Beispiele zu nennen, bloß zu erinnern an die Versicherungsgesetzgebung, die, obwohl sie mit der bis dahin geltenden englischen Staatsauffassung in schroffstem Widerspruch stand, ohne Eindringen in das Problem der staatlichen Zwangsversicherung lediglich auf den deutschen Vorgang hin beschlossen wurde, oder an die Einführung des Mindestarbeitslohns, die in einem augenblicklichen

Digitized by Google

Notstand kurzerhand erfolgte, ohne daß man sich lange an den Konsequenzen dieser Maßregel aufgehalten hätte.

Wie die englische Parteiherrschaft bloß auf das Agitatorische gerichtet und geistiger Durcharbeitung gesetzgeberisch zu behandelnder Stoffe oder überhaupt vorausschauender Überlegung abgeneigt und wie weit sie folgeweise davon entfernt ist, mit politischen Problemen fertig zu werden, das ist aller Welt drastisch vor Augen gestellt gewesen in der Hilflosigkeit des englischen Staates in der Frage der Gewährung staatlicher Selbständigkeit an Irland, wo man aus Parteiinteresse dem Bürgerkrieg zutrieb, oder in der Frage des Frauenstimmrechts, wo der Staat — oder wenn man will, die öffentliche Meinung — sich nicht nur als unfähig erwies, seine Minister vor Peitschenhieben zu schützen, sondern sie zwang, die Hand zu küssen, die sie schlug.

Der auffällige Mangel an Sachlichkeit und Gründlichkeit beschränkt sich auch nicht auf die Maßregeln der inneren Politik; er ist auch in der äußeren Politik wahrzunehmen, wenn gleich dieser nicht wie jener der Vorwurf gemacht werden kann, daß sie von der Hand in den Mund lebe und keine großen Ziele verfolge.

Nur ein Beispiel dafür, das an Wichtigkeit alle andern politischen Fragen übertrifft und das speziell uns Deutschen einen untrüglichen Einblick in die Zuverlässigkeit der Erwägungen englischer Staatsmänner und in die Richtigkeit der modernen auswärtigen Politik Englands ermöglicht: Jeder Deutsche weiß, daß ganz Deutschland — und zwar seinen verantwortlichen Stellen vom Kaiser bis zum letzten Organ der Reichsregierung oder der Bundesregierungen wie der Nation als solcher — jeder Gedanke einer Benutzung seiner Kriegsmacht und insbesondere seiner Flotte zu einem Angriff auf andere Mächte und insbesondere auf England ferngelegen ist. Das wissen auch zahlreiche Engländer, namentlich geistig hochstehende, Männer der Wissenschaft und der Technik, die Deutschland kennen zu lernen sich die Mühe gegeben haben. Der Durchschnittsengländer aber und mit ihm die politisch maßgebenden Kreise wissen es ganz überwiegend nicht. Insbesondere denjenigen, deren berufsmäßige Aufgabe es ist, die anderen Nationen, mit denen das englische Reich zur Verfolgung gemeinsamer Ziele zusammenzuarbeiten oder die es als seine Gegner zu bekämpfen hat, in ihrem Wesen und ihren Tendenzen zu erkennen, also der englischen Regierung, ist es trotz aller ihr zur Verfügung stehenden — man sollte meinen, in ihrem Reichtum nicht mehr zu überbietenden — Erkenntnismittel nicht gelungen, über etwas Klarheit und Gewißheit zu erlangen, was für eine große Nation feststehende Tatsache ist und für jeden einigermaßen Unbefangenen klar zu Tage liegt. Denn so sicher es ist, daß die Furcht vor

Digitized by Google

der industriellen Rivalität Deutschlands und der Wunsch, der wirtschaftlichen Erstarkung Deutschlands ein Ende zu setzen, eine Rolle gespielt hat bei dem Entschluß Englands, an einem bevorstehenden Weltkrieg sich zu beteiligen, so zweifellos ist es, daß dieses Motiv für sich allein nicht ausgereicht hätte, daß vielmehr für die maßgebenden Kreise Englands oder doch für einen großen Teil von ihnen feststand, über kurz oder lang werde die wachsende deutsche Flotte zu einem Angriff auf Englands Weltmacht mißbraucht werden. Für die englische Regierung war es sicher, sie werde von Deutschland bedroht und sie habe von ihm mehr zu fürchten als von Rußland. Jeder Deutsche weiß, wie grob dieser Irrtum ist. Die Verblendung war so groß, daß man, um der eingebildeten deutschen Gefahr zu begegnen, die wirkliche mohammedanisch-ägyptisch-indische Gefahr heraufbeschwor.

Kein wesentlich anderes Bild als die englische Politik zeigt die englische Justiz und die englische Verwaltung.

Man hat in der letzten Zeit in Deutschland Stimmung zu machen versucht für die englische Rechtsprechung. Wollte man deren Einrichtungen auf Deutschland übertragen, so müßte man zuerst dafür sorgen, daß der Deutsche dem Richtertum dieselbe unbegrenzte Hochachtung und dieselbe Kritiklosigkeit entgegenbringt, wie das der Engländer tut. Denn bloß unter dieser Voraussetzung kann ein Volk die souveräne Stellung ertragen, die der Engländer seinen Richtern einräumt. Der Deutsche vermag sich unter das Gesetz zu beugen, nicht aber unter das willkürliche Ermessen eines Einzelnen. Die englische Rechtspflege ist durchaus nicht so, daß die Kritik vor ihr verstummen müßte, sondern daß diese stumm ist, das braucht sie, um ihr Dasein zu fristen. Im übrigen ist das ein Thema für sich.

Nicht ganz übergangen werden kann aber die englische Verwaltung. Nicht als ob sie hier geschildert oder auch nur charakterisiert werden könnte. Um bloß eine ganz ungefähre Vorstellung von ihr zu bekommen, bedarf es eines eigenen, mühevollen Studiums.

Das englische öffentliche Recht hat Vertretungskörper auf Vertretungskörper, Behörden auf Behörden, Beamtenstellen auf Beamtenstellen gehäuft, wie die Befriedigung neu auftretender Bedürfnisse es gerade zu erfordern schien. Dabei aber wurde kaum ein Versuch gemacht, diese sessions und committees, diese boards, councils und authorities mit ihren für jeden Zweck wieder besonderen Verbänden untereinander und zu den früher schon bestehenden Verwaltungseinrichtungen in einen inneren Zusammenhang zu bringen, ihre konkurrierenden Besteuerungsrechte auch nur einigermaßen rationell zu gestalten, ihre — vielfach nebeneinander herlaufenden und sich kreuzenden — Zuständigkeiten, ihre Wirkungskreise und ihre Abhängigkeit voneinander und von anderen Staatsorganen zu

Digitized by Google

regeln und die Verantwortlichkeit für das, was geschieht oder nicht geschieht, klarzustellen. Es ist kein Wunder, wenn die ganze Verwaltung, trotz aller mannigfach abgestuften Vertretungsbefugnisse der Steuerzahler der verschiedenen Verbände und trotz aller Wahlen, unter weitgehender Teilnahmslosigkeit des Publikums vor sich geht. Im großen Ganzen wird sie tatsächlich besorgt von Beamten. Soweit diese Hilfsbeamte sind von Vertretungskörpern, bei denen wenigstens scheinbar die Initiative und Verantwortung liegt, werden sie von diesen gewählt und angestellt, haben aber trotz ihrer Unselbständigkeit gegenüber dieser Anstellungsbehörde Weisungen der zentralen Staatsbehörden Folge zu leisten, was ihnen natürlich eine ganz widerspruchsvolle Stellung gibt. Es haben also Beamte, die Routiniers, Hüter einer Tradition, zu sein pflegen, und eigentliche Mitglieder der Behörde, denen keine theoretische oder praktische Fachbildung eigen ist, die nur eine gewisse Erfahrung im Laufe der Zeit erwerben, in unselbständiger und in selbständiger Stellung zusammenzuwirken. Das führt praktisch dazu, daß weder das eine, noch das andere Element sich von einem höheren Standpunkt aus intensiv und mit eindringender Sachkunde den Angelegenheiten der Verwaltung widmet.

Es kommt dabei in Betracht, daß sich in England nie ein Beamtenstand gebildet hat. In der Lokalverwaltung hatte die gentry einen solchen nicht aufkommen lassen und als es den middle classes gelang, die gentry teilweise aus den autoritativen Stellungen zu verdrängen, rückten sie selbst, namentlich in den neugebildeten Vertretungskörpern der Steuerträger, an die Stelle jener; für einen Beamtenstand war aber beidemal Raum nur in der unselbständigen Stellung des Hilfsorgans. In den Zentralverwaltungen aber herrschten die Führer der jeweiligen Parlamentsmehrheit. Sie zogen zu ihrer Unterstützung als Beamte Leute heran, denen sie aus persönlichen Gründen ihr Vertrauen schenkten, wobei es niemand etwas anging, ob und woher diese die erforderliche Bildung und Fachkenntnis hatten. Es gab für sie keine Staatsprüfung, kein geordnetes Avancementssystem (heute noch können junge Leute von der Universität weg auf die höchsten Staatsämter ernannt werden), keine rechtliche Sicherstellung, überhaupt kein Beamtenrecht; dabei aber bis ins 19. Jahrhundert herein Amterkauf und Korruption verschiedenster Art.

Die Aufgaben der Staatsverwaltung wie der Lokalverwaltungen aber waren im Lauf des vorigen Jahrhunderts immer umfassender, komplizierter und schwieriger geworden, so daß sie ohne theoretische und wissenschaftliche Bildung, in weitem Umfang ohne Spezialbildung für einzelne Zweige der Verwaltung gar nicht mehr zu lösen waren. Daraus ergab sich das Bedürfnis nach einem Stand, der die erforderlichen Fähigkeiten

Digitized by Google

mitbrachte und für jene Aufgaben vorgebildet war. Diesem Stand mußte aber durch Ausbildung eines Beamtenrechts eine angemessene materielle und soziale Stellung eingeräumt, andererseits mußten die öffentlichen Rechts- und Verwaltungseinrichtungen so umgebildet und durch Klarstellung der Aufgaben, der Befugnisse und der Verantwortlichkeit der Angehörigen jenes Standes, dessen Stellung im Staatsorganismus so ausgestaltet werden, daß seine Arbeit und Mitwirkung in würdiger und wirksamer Weise zur Geltung kommt, daß vor allem überflüssige Reibungen vermieden werden. Beides ist der Entwicklung des öffentlichen Rechts in England bis heute nicht gelungen und nach beiden Seiten ist die Aufgabe nicht gelöst. Zwar sind ganze Beamtenheere entstanden, um so größere, als die Auseinanderlegung zusammengehöriger Aufgaben auf verschiedene Behörden und Verbände auch je gesonderte Beamtenapparate mit sich brachte und sogar viel zu viel solche entstehen ließ. Tatsächlich brachte auch die Beamtenschaft vermöge ihrer Unentbehrlichkeit ein beträchtliches Stück der Verwaltung in ihre Hände. Es gelangte ferner die englische Gesetzgebung nach langen Bemühungen und Kämpfen wenigstens zu Anfängen eines Beamtenrechts. Aber zu einer Neugestaltung der Verwaltung durch organische Einfügung des Beamtenelements in die Behörden ist es nicht gekommen, insbesondere nicht, insoweit das Gebiet der sogenannten Selbstverwaltung (im neueren Sinn) reicht, wie denn überhaupt in der ganzen englischen Verwaltung ein merkwürdiger Mangel an Sinn für einheitliche, durchdachte und konsequent durchgeführte Organisation wahrzunehmen ist.

Da die englische Rechtsentwicklung dem Beamtentum einen angemessenen Wirkungskreis nicht anzuweisen gewußt hat, liegt Politik und Verwaltung ganz überwiegend in den Händen von Männern, die nicht berufsmäßig darin tätig und nicht dafür vorgebildet sind. Die Arbeit, die diese, in ein öffentliches Amt berufen, leisten, bildet keinen Beruf, keine ernste Lebensarbeit, sondern eine Beschäftigung, die, auf die Bewältigung der praktischen Aufgaben des Tags gerichtet, regelmäßig nicht in das Wesen der Dinge eindringt, was ohne theoretische Studien und ohne Gewöhnung an methodische Arbeit häufig nicht möglich wäre; sie bleibt vielmehr an der Oberfläche und sucht mit den Dingen fertig zu werden, so gut es eben geht.

Nicht als ob der Engländer gründlicher und gewissenhafter sachlicher Arbeit und insbesondere wissenschaftlichem Denken an sich abgeneigt wäre. Die englische Wissenschaft ist Zeuge für das Gegenteil. Aber die Politik, die als eine rein praktische Aufgabe betrachtet wird, bleibt davon in der Hauptsache unberührt.

Das hängt zusammen mit der Art, wie sich die künftigen Politiker bilden. Ihre Jugend ist erfüllt mit Rudern, Fußballspiel und Sport jeder Art.

Digitized by Google

Die intensive Beschäftigung mit diesen Dingen ist unerläßlich für den Herrenmenschen, der eine politische Rolle spielen will und an dem seine Landsleute hinaufsehen sollen. Seine politische Bildung aber holt er aus dem Debattierklub, wo man lernt, staatlichen Fragen beizukommen mit den Mitteln, die die Zeitungslektüre und eine gewisse, nicht sehr tiefe allgemeine Bildung an die Hand geben, ohne auf Grund theoretischer Untersuchungen und praktischer Erfahrung in das Wesen politischer Aufgaben eindringen zu müssen, und wo man sich gewöhnt, die Aussprache über staatliche Angelegenheiten dem zu Vorstudien führenden Nachdenken darüber vorangehen zu lassen.

So beschäftigt sich die ganze Oberschicht, die das Parlament und die öffentliche Meinung beherrscht, mit Politik und mit der Verwaltung des Staats im weitesten Sinn. Aber sie tut das — selbstverständlich von Ausnahmen abgesehen —, ohne jemals in irgend einer Materie gründliche Studien getrieben und auch nur mit einem Problem sich tiefer befaßt zu haben, immer in der Annahme, daß es sich um Dinge handle, die mit dem gesunden Menschenverstand jeder ohne weiteres verstehen müsse.

Um sich davon zu überzeugen, braucht man nur in irgend einer Frage die Verhandlungen der darüber beschließenden Körperschaft zu verfolgen und zu sehen, wie hier darauf verzichtet wird, die vorgeschlagene Lösung einer Aufgabe auf ihre Begründung zu prüfen, die Frage von innen heraus zu entwickeln und so die Grundlage für eine Beurteilung der praktischen Wirkung der Maßregel, auch Klarheit darüber zu gewinnen, welche Bedeutung sie für den Gesamtorganismus des Staats haben werde. Beispiele dafür sind oben schon angeführt. Man mag über den Wert der offiziellen Begründungen deutscher Gesetzesvorlagen und über den der Kommissionsberichte deutscher Parlamente über solche Vorlagen denken wie man will: sie sind jedenfalls der Ausdruck und der Ausfluß des Bedürfnisses, den Dingen auf den Grund zu gehen und sich klar zu werden über die Folgen dessen, was man zu tun im Begriff ist. Die in der englischen Politik Maßgebenden zeigen trotz der vielbändigen Enquêten und Tatsachenanhäufungen, die nur den Anschein des Gegenteils erwecken, jenes Bedürfnis häufig in so geringem Grad, daß es jeden Nichtengländer, der des näheren zusieht, in Erstaunen setzt und daß er vor einem Rätsel steht, wenn er bedenkt, daß es eine hochbegabte, seit Jahrhunderten politisch interessierte, ja ganz überwiegend politisch gerichtete Nation ist, die so ihre staatlichen Angelegenheiten behandelt.

Das Gegenstück zu der ungründlichen, dilettantischen, um nicht zu sagen, spielerischen Art, wie die hohe und die niedere Politik, die Beschäftigung mit den Aufgaben der Verwaltung des Staats und der andern öffent-

Digitized by Google

lichen Körperschaften betrieben wird, ist der Sport. Sport und Politik bilden die beiden Interessen und womöglich auch Beschäftigungen des Engländers, wenn er keinen bürgerlichen Beruf hat, und sie bilden diese, wenn er einen solchen hat, neben diesem.

Der Sport aber ist nicht eine private Angelegenheit, ein Spiel zur Unterhaltung und Erholung, worum sich niemand kümmert und was niemand etwas anginge, sondern er ist ein Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit, an dem die ganze Nation Anteil nimmt wie an den Schicksalen und Erfolgen des Staats und dem die Menge mit atemloser Spannung folgt. Darin erzielte Erfolge dienen zur Gewinnung persönlicher Geltung und zur Befriedigung persönlicher und nationaler Eitelkeit. Ihm ist ein großer und als wichtig behandelter Teil der Zeitungen gewidmet, die in Extrablättern darüber berichten. Er ist eine nationale Angelegenheit, die keiner andern nachgesetzt wird. Der Wert einer Sportsleistung wird dem eines Erfolgs geistiger Arbeit mindestens gleichgestellt. So sehr fehlt jedes Augenmaß für die Bedeutung des einen und des andern.

Diese Überschätzung des Spiels gibt zwar keine Erklärung für den Mangel an ernsthafter geistiger Arbeit, wie er in der englischen Politik zu Tag tritt, sie wirft aber ein Licht auf die Sinnesart und Denkweise der Nation und namentlich der Kreise, in deren Hand vorwiegend die englische Politik ruht. Als Lord Rosebery an die Spitze der englischen Regierung trat, ging die Mitteilung durch die Blätter (die vermutlich eine Empfehlung Roseberys bilden sollte), er habe schon auf der Schule in Eton als seine drei Lebensziele — die er dann sämtlich erreichte — bezeichnet: die reichste Erbin von England zu heiraten, Englands Premierminister zu werden und das Derbyrennen zu gewinnen. Diese Kombinierung von Streberei, insbesondere die Zusammenstellung des höchsten staatsmännischen und sportlichen Erfolgs, für einen normal denkenden Menschen töricht und lächerlich, hat für den Durchschnittsengländer nichts Überraschendes oder gar Befremdendes. Er wertet Erfolge auf den beiden Gebieten nicht wesentlich verschieden.

Wenn der Engländer von der Todesverachtung hört, mit der deutsche Truppen in dem gegenwärtigen Kriege kämpfen, etwa von den verwegenen Fahrten des Kreuzers Emden, dann kann er wegsehen über das ideale Moment, das darin steckt, die sportliche Leistung aber würdigt er und für sie findet er Worte des Lobes und der Anerkennung. Ein blutiger Krieg, in dem gekämpft wird um die Zukunft der führenden europäischen Nationen und um deren Einfluß auf die Entwicklung unserer Kultur, wird ihm zu einer Sensation, zu einer Gelegenheit sportlicher Anstrengung, wie die Eröffnungsfahrt eines neuen Riesenschiffs, deren Sicherheit, obwohl daran das Leben Tausender hängt, aufs Spiel gesetzt und preisgegeben wird,

Digitized by Google

weil England die Sache als einen mit Spannung verfolgten Sport ansieht, weshalb, koste es was es wolle, ein Rekord aufgestellt werden muß.

Welchen Umfang der Sportsbetrieb einnimmt in England überhaupt und speziell in den auf eine Berufsarbeit nicht angewiesenen Kreisen, die für England und seine Politik eine besondere Bedeutung haben, und welche Kraft und Energie er absorbiert, das kann man aus jener Einschätzung seines Werts, verglichen mit geistigen Gütern, schließen. Diese Einschätzung zeigt auch, wie feindlich und zerstörend er auf ernste Geisteskultur tatsächlich wirkt. Ohne die verflachende Wirkung des Sports, der von intensiver geistiger Arbeit abhält und zu ihrer Unterschätzung führt, ließe sich die Oberflächlichkeit der englischen Politik, für die man sonst im englischen Volkscharakter wie in den äußeren Umständen der mit Politik befaßten Volkskreise vergebens Gründe suchen würde, gar nicht erklären.

Man ist versucht, die merkwürdige Erscheinung darauf zurückzuführen, daß der Durchschnittsmensch — und von dem Durchschnittsengländer und für ihn wird die englische Politik gemacht — im wesentlichen nur von einem Gegenstand seiner Aufmerksamkeit, seiner Teilnahme und seines Ehrgeizes lebhaft und dauernd erfüllt sein kann und daß, wenn ein solcher im Mittelpunkt des Denkens und Wollens eines Menschen steht, zumal wenn aktive Teilnahme daran zur dauernden, die ganze Lebensführung beherrschenden Anspannung aller Kräfte nötigt oder verführt, andere Interessen mit dem Wenigen vorlieb nehmen müssen, was an Energie und Leistungsfähigkeit dann noch übrig bleibt. Das würde aber das für Sporttreibende charakteristische Abhandenkommen des Unterscheidungsvermögens für Arbeit und Spiel, für Wichtiges und Gleichgültiges noch nicht erklären.

Wie aber auch die Sache psychologisch gedeutet werden mag: unverkennbar ist, daß zwischen dem Sport und der oberflächlichen Art des Betriebs englischer Politik ein innerer Zusammenhang besteht. Es ist sicher kein Zufall, daß dieselben Leute, die den Sport so sinnlos überschätzen, auch in der Politik mit denselben Mitteln arbeiten und unbekümmert um Zusammenhänge, die nicht klar zu Tage liegen, bloß Augenblickserfolge anstreben, die Politik als Sport betreiben.

Deutschland hat Grund, die Nutzanwendung auf sich selbst zu machen. Wer bei uns Sport im englischen Sinn einbürgern will, kann dessen sicher sein, daß die Nation diese Errungenschaft mit einem Manko an Wertvollem und Wichtigem bezahlen würde.

Digitized by Google

Brunnenvergiftung.

Von Wilhelm Dibelius, Hamburgischem Professor für englische Sprache und Kultur.

Im vorigen Jahre ist bei Constable in London ein Buch erschienen, das uns einen Einblick in die Methoden des englischen Lügenfeldzuges gegen Deutschland liefert. Es stammt aus der Feder von Roland G. Usher, der an einer amerikanischen Universität als Associate Professor der Geschichte wirkt. Es heißt „Pan-Germanism“ und bringt in knappster Form den Angsten Englands vor der deutschen Gefahr beredten Ausdruck.

Das Buch ist in Amerika geschrieben. Die amerikanische Spielart des anti-deutschen Kreuzzuges pflegt nicht mit der altbewährten englischen Methode zu arbeiten, die in Deutschland den wilden Wolf und in England das milde Lamm erblickt, bei der Deutschland alle Verträge bricht und England stets zarteste Rücksicht auf all seine Versprechungen nimmt. In Amerika hat man den Mut, Möglichkeiten des Krieges und die ethische Rechtfertigung gewisser Kriegsfälle durchzudenken; so macht denn ein Buch, wie das des Amerikaners Homer Lea „The Day of the Saxon“ trotz seines scharfen anti-deutschen Tones immerhin einen wissenschaftlich soliderem Eindruck. Usher arbeitet mit der gleichen Methode wie Lea; er hält den Krieg für unvermeidlich, er glaubt, daß Macht im Leben der Welt trotz aller christlichen Grundsätze vor Recht geht, und daß Franzosen und Engländer in ihren Ausdehnungsbestrebungen ebenso skrupellos zu Werke gehn wie die Deutschen. Das Buch trieft also nicht von antideutscher Moral; damit ist aber auch alles gesagt, was zu seinem Lobe angeführt werden kann.

Wir erhalten zunächst die übliche Enthüllung von Deutschlands schwarzen Plänen. Deutschland braucht mehr Land für seine Bevölkerung, muß daher auf Raub an fremden Kolonien ausgehn, und hat sich als lohnendstes Ziel das englische Weltreich erkoren. Es erstrebt die Herrschaft zunächst auf dem Balkan; das ist aber nur die Einleitung zu dem Hauptschlage gegen Ägypten, Syrien, Arabien, Persien und Indien; ist Indien erobert, wird auch das ganze Afrika nebst den Ost- und Westindischen Inseln in deutsche Hände fallen; je nach der Größe des Sieges wird Deutschland damit zufrieden sein, oder seine Hände noch weiter nach Südamerika ausstrecken.

Der Verfasser ist Historiker; man fragt also nach Beweisen. Leider hat er sie nicht; was er uns statt dessen bietet, sind zwei Argumente: erstens Deutschland ist übervölkert, also muß es sich ausbreiten und zweitens, da dieser Grund vielleicht nicht genügt, um gerade einen Angriff auf die ge-

Digitized by Google

samte von Usher als Deutschlands Ziel auserlesene Ländermasse zu beweisen, erhalten wir Argument zwei: „Die Staatsmänner und Diplomaten Europas halten den Erfolg des alldeutschen Planes für wahrscheinlich und zweifellos glauben die Führer der Dreibundstaaten dasselbe!“ (S. 225.) Wie leicht ist es doch, ein Historiker zu sein — wenigstens wenn es gilt, gegen Deutschland zu hetzen!

Die Welt weiß jetzt das Ziel des deutschen Angriffs, sie erfährt weiter einiges Interessante aus der neuesten Geschichte. Im Jahre 1911 versuchte Deutschland in der Marokko-Krisis Frankreich zu unterjochen, aber der Angriff scheiterte aus finanziellen Gründen. Wir besinnen uns auf die Bankpanik, die damals einige Tage herrschte und auf die Versuche der fremden Börsen, durch Zurückziehung von Kapitalien Deutschland lahm zu legen. Aber dem Historiker Usher war es vorbehalten, die Einzelheiten dieses großen Ereignisses zu enthüllen: fast 90 Prozent des in Deutschland arbeitenden Kapitals ist fremden Ursprungs, ist französisches und englisches Kapital; es wurde damals zurückgezogen und Deutschland war finanziell machtlos; die fremden Bankiers verlangten als Voraussetzung weiterer Anleihen eine eigenhändig geschriebene Erklärung des deutschen Kaisers, daß das Geld nicht zu Kriegszwecken benutzt werden sollte, und als der Kaiser diese Erklärung verweigerte, erhielt Deutschland kein Geld und war bankerott. — Auffällig, sehr auffällig, daß Deutschland sich so schnell erholt hat, um jetzt im Kriege aus eigener Kraft 4½ Milliarden aufbringen zu können!

Die zweite große Enthüllung, durch die der Historiker Usher sich unsterblich macht, bezieht sich auf den Balkankrieg von 1912. Deutschland hat mit Hilfe seiner gefügigen Werkzeuge, der übrigen Dreibundstaaten, den Balkankrieg angestiftet; denn Deutschland braucht den Balkanbund, um in ihm eine Zwischenstation zur Herrschaft über Ägypten zu schaffen. Unsere bisherigen Kenntnisse der Ereignisse von 1912 ließen uns allerdings annehmen, daß der Balkanbund von Rußland angestiftet und dreibundfeindlich war, auch Professor Usher lehnt die bisher übliche Version nicht so ganz ab, sondern erklärt es für ein merkwürdiges Zusammentreffen, daß auch der Dreiverband damals zu gleicher Zeit die Balkanstaaten zum Kriege anstiftete!

Nun weiß die Welt, wie gefährlich Deutschland ist; zwar hat der Historiker nichts geliefert, was auch nur von ferne einem Beweise nahe käme; aber nunmehr ist doch die genügende Fundamentierung geschaffen, um Zukunftsspekulationen wagen zu dürfen. Jetzt kommt die eigentliche Enthüllung: Deutschland hat eine große Waffe im Kriege gegen die Welt, nämlich seine finanzielle Schwäche. Es arbeitet zu fast 90 Prozent mit

Digitized by Google

geborgtem Kapital; das ist ein großer Vorteil, denn im Falle eines Krieges wird Deutschland sofort das Kapital im Lande behalten und seine Zinsen nicht zahlen, also eine gewaltige Summe Geld für den Zinsendienst sparen! Einen Staat, der nach der Herrschaft über die Welt strebt, kann natürlich ein kleiner Staatsbankerott nicht genieren.

Also wieder Brunnenvergiftung nach altem Rezept: Deutschland will die ganze Welt unterjochen; zwar gibt es keine Beweise, aber allgemeine Gründe machen es wahrscheinlich, darauf werden die Ereignisse der neuesten Geschichte mit größter Unverfrorenheit zurechtgestutzt und dann kommen die Zukunftsvisionen. Hier hat die Verleumdung natürlich leichtes Spiel, denn nicht einmal einem Historiker pflegt man Beweise abzufordern, wenn er sich in Zukunftsträumen wiegt. Zum Schluß kommen dann wieder nach altem Rezept die angstvollen Fragen, ob Deutschland sein Riesenprogramm wird durchführen können. Nachdem man vom ersten bis zum dritten Teil Deutschland als den Riesenkoloß dargestellt hat, der die ganze Welt zermalmen will, kommt im Schlußkapitel die Entdeckung, daß dieser Koloß auf tönernen Füßen ruht. Wir hören, daß das deutsche Heer steif und mechanisch ist, von Bureaukratie durchsetzt und von unfähigen Offizieren befehligt wird. Die deutschen Sozialisten sind natürlich schärfste Gegner der Alldeutschen, d. h. der deutschen auswärtigen Politik, und auch der deutsche Partikularismus ist eine gefährliche Macht; „allgemein nimmt man an", so enthüllt Herr Usher, daß der Deutsche Kaiser sich nicht ohne starke Leibwache nach Süddeutschland wagen kann.

Der Verfasser ist Amerikaner. Wir wissen, daß viele seiner Volksgenossen anders denken und besser wissen, was Deutschland in der Welt beabsichtigt. Aber Machwerke, wie das seinige, erklären es, daß man in Amerika zu Ausbruch des Krieges alles für möglich hielt, was englische Zeitungen an Lügen über Deutschland über den Ozean kabelten. Nicht die Heere an der Aisne und der Weichsel, nicht die englische Flotte sind das gefährlichste Werkzeug unserer Gegner, sondern schlimmer als all das ist die riesige organisierte Preßlüge, gegen die Deutschland auf der ganzen Welt zu kämpfen hat; sie hat es fertig gebracht, daß nun schon Universitätsprofessoren Bücher schreiben, die sich nur durch das wissenschaftliche Mäntelchen von den Leitartikeln einer blutrünstigen Schauerpresse unterscheiden.

Digitized by Google

Der Suez-Kanal.

Von Fr. W. Freiherrn von Bissing,
Professor der Ägyptologie an der Universität München.

Der Telegraph meldet, daß die türkischen Truppen, vermutlich Kamelreiter, in El Kantara am Suezkanal angekommen und dort die Engländer zurückgeschlagen haben. El Kantara heißt die Brücke und bezeichnet die Landenge, die zwischen dem westlich sich erstreckenden Menzalesee und dem östlichen Ballachsee hindurch von Asien nach Afrika führt. Jahrtausendelang sind von diesem Punkte Karawanen und Heere, einzelne Reisende und Boten auf der großen Heerstraße von Ägypten nach Syrien aufgebrochen. Ein kleiner Hügel, eine der wenigen Erhebungen aus der flachen Wüstenlandschaft, gewährt auf asiatischer Seite einen Überblick über die Umgebung und von ihm aus konnte man im Altertum die ägyptischen Befestigungen längs der Heerstraße erblicken und auf ägyptischer Seite die griechische Kolonie Daphnae. Auch ältere Ruinen pharaonischer Zeit haben sich in der Nähe gefunden. Heute ist El Kantara eine Station der Bahn Kairo—Ismailie—Port Said und einer der Ausweichpunkte des Kanals. Denn dieser Kanal, der eine Gesamtlänge von 161 Kilometer und eine höchste Tiefe von 11 Metern hat, hat im allgemeinen nur eine Breite von 80 Metern in den Kurven, er verengt sich in seinem geraden Lauf bis zu 65 Metern und erweitert sich an den Ausweichstellen bis zu 135 Metern. Man sieht daraus, daß er auch in seiner jetzigen Gestalt — ursprünglich war er bedeutend schmäler und flacher — kein ernstliches Hindernis für ein Heer ist, das ihn überschreiten will. Die Befestigungsmöglichkeiten sind keine besonders guten. In seinem Unterlauf wird er auf der ägyptischen Seite von den Wellen des Menzalesees bespült, der allerdings einer von Osten kommenden Armee ein Vordringen unmöglich macht, ebenso sehr aber der Ägypten verteidigenden Armee es verbietet, Stellungen hier einzunehmen, da sie keine Möglichkeit des Rückzugs hätte.[1]) Im oberen Lauf erschweren der See von Ismailie und die flachen Bitterseen den Angriff wie die Verteidigung in gleicher Weise. Aber zwischen den verschiedenen Seen dehnen sich überall breite Landstreifen, die bei der sandigen Natur des Bodens schwerlich besonders wirkungsvoll haben befestigt werden können. Ein Angreifer, der von El Kantara aus auf das Westufer vorgedrungen ist, muß zunächst sich südlich wenden und entlang dem Abassiekanal auf Ismailie und das Wadi Tumilat mar-

[1]) Wenn also jetzt die Engländer den trocken gelegten Seeboden auf dem Ostufer des Unterlaufs des Kanals wieder überschwemmt haben, so haben sie wohl nutzlos ein Kulturwerk zerstört, den Aufmarsch der Türken aber nicht ernstlich gehindert: Port Said anzugreifen wäre für sie ganz nutzlos.

Digitized by Google

schieren, das fruchtbarste Tal dieses Deltateiles, durch das der Süßwasserkanal geleitet ist und von dem aus man, immer am Süßwasserkanal entlang, bis Kairo kommt, ohne den Nil überschreiten zu müssen. Dieser Süßwasserkanal ist unter Mohammed Saïd von der Suezkanalkompagnie angelegt worden, um den Arbeitern am Kanale Wasser zuzuführen. Gelingt es dem Angreifer, ihn stückweise zu zerstören, so schneidet er Port Said, Ismailie, Suez die Wasserzufuhr ab, während er selbst dem Nil entgegenziehend noch immer von diesem Flusse aus gespeist wird. Man darf hoffen, daß die einheimische Bevölkerung die heranziehende türkische Macht, der sich die ägyptischen Truppen wohl bald anschließen werden, bei der Zerstörung des Süßwasserkanals unterstützen wird und auf solche Weise es der englischen Armee unmöglich machen wird, länger am Suezkanal auszuhalten. Eine Zerstörung des Süßwasserkanals würde aber wohl auch der englischen Flotte einen längeren Aufenthalt in den Gewässern des Kanals unmöglich machen, denn es scheint mit besonderen Schwierigkeiten verbunden zu sein, das Wasser der Bitterseen trinkbar zu machen. So darf man die Hoffnung aussprechen, daß den Türken gelingen wird, wenn sie es für nötig finden, den Suezkanal zu sperren und damit England und Frankreich die Zufuhr ihrer wilden Hilfstruppen und mancher anderer Bedürfnisse sehr zu erschweren. Daß die englischen Kriegsschiffe ihrerseits sehr wirkungsvoll in den Kampf am Kanal eingreifen werden, glaube ich nicht: an vielen Stellen überragen sie dazu die Wände des Kanals nicht genügend, vor allem aber ist ihre Manövrierfähigkeit außerordentlich behindert durch den Umstand, daß jede Geschwindigkeit über 10 Kilometer die Stunde die Böschungen des Kanals gefährdet. Wenn daher die Zeitungen berichten, die Engländer seien eifrig bemüht, die Neutralität des Kanales zu wahren, so entspräche eine solche Haltung nicht etwa der Hochachtung vor internationalen Verträgen, sondern die englische Regierung machte sich auch hier wieder nur die vorhandene eigene Notlage zunutze, um den Türken, die zur Überschreitung des Suezkanals vielleicht ihn teilweise werden verschütten müssen, Verletzung geheiligter Abmachungen vorwerfen zu können.

Während nun die Wasserversorgung der englischen Streitkräfte unter Umständen äußerst schwierig sich gestalten kann, ist zu hoffen, daß die türkische Armee auf asiatischer Seite alle Brunnen durch die Novemberregen wohlgefüllt findet und auf einige Zeit versorgt ist. Die Engländer haben zwar versucht, die Brunnen und Wasserstellen zu zerstören, allein es scheint, als hätten sich dem die Sinaibeduinen erfolgreich widersetzt. Diese Hilfe ist für die Türkei heute genau so notwendig wie einst für Kambyses. Offenbar hat aber die Türkei hier gut vorgesorgt und jede Hilfe, die die Beduinen wie die Eingeborenen Ägyptens den Türken bringen, ist ja nur

Digitized by Google

im eigensten Interesse der Geknechteten. England aber, das dem belgischen Volke so ermutigend zujubelte als es unsere, zu Belgiens Schutz eingerückten Soldaten aus dem Hinterhalt erschoß, in den Betten und Hospitälern niedermachte, unsere Frauen und barmherzigen Schwestern verstümmelte, wird gewiß nichts dagegen einwenden, wenn die Beduinen und eingeborenen Ägypter sich beim Einrücken der Türken ihrem rechtmäßigen Gebieter anschließen und sich gegen die britischen Zwingherren erheben![1])

Heute, wo die flachen Ufer des Suezkanals die erste Verteidigungslinie der Engländer in Ägypten darstellen, ist es nicht ohne Reiz einen kurzen Rückblick auf die Geschichte des Kanales zu werfen. Die Versuche, das Rote Meer mit dem Niltale durch einen schiffbaren Weg zu verbinden und zugleich dem wichtigen Grenzdistrikt Trinkwasser aus dem Nile zuzuführen, sind so alt wie die energische Ausdehnung des ägyptischen Reichs nach Asien hin überhaupt. Mindestens im dritten Jahrtausend ist der erste Versuch unternommen worden, unter Sethos I. (um 1300) finden wir in der Gegend des heutigen Ismailie einen Kanal dargestellt, in dem Krokodile schwimmen, der also mit dem Nil unmittelbare Verbindung hatte und der See bei Ismailie heißt noch heute „Krokodilssee". Der Kanal verfiel wieder und Necho, ein König der 26. Dynastie (um 600 v. Chr.), und die Perserkönige sind es gewesen, die die Wiederherstellung und Verlängerung des Wasserweges nach Süden eifrig betrieben haben. Eine persische Flotte fuhr unter Darius aus dem Nil nach dem Roten Meer und Persien; die Seeverbindung mit Persien, wie heute mit Indien, war wohl der eigentliche Grund, aus dem sich die Perserkönige für das Werk des Necho interessierten. Aber Bestand hat auch diese Anlage, die wohl zur Zeit der ägyptischen Aufstände gegen die Perserherrschaft wieder in Verfall geriet, nicht gehabt. Ptolomaios Philadelphos sah sich genötigt den Kanal wieder herzustellen, anscheinend unter Errichtung einiger Schleusen, und von da ab hat der Kanal, abwechselnd als „ptolomäischer Fluß", als „Fluß des Augustus, dann des Traianus" bezeichnet, bis an das Ende des zweiten Jahrhunderts nach Christo bestanden. Er diente dem Handel mit den ägyptischen Kolonien am Roten Meere (dem heutigen Erythraea) und dem Transport des Porphyrs aus den Brüchen am Berge des Claudius. Kleopatra hat ihn benutzen wollen,

[1]) Auch die Aufrichtigkeit der Westschweizer und mancher Amerikaner bei ihren Sympathien für das „arme belgische Volk" wird nun auf die Probe gestellt: sie, die für alle „Unterdrückten" ihre Stimme erhoben, den preußischen (lies deutschen) Militarismus verabscheuen, Napoleons III. Nationalitätenprinzip überall durchgeführt sehen möchten und darum Deutschland und Österreich allerhand Landabtretungen zumuten, müssen logischerweise das Ende der brutalen englischen Herrschaft in Ägypten und anderswo (z. B. auf Malta, in Südafrika, Indien) herbeisehnen und jede Erhebung der Ägypter und Sudanesen freudig begrüßen. Sonst machen sie sich verdächtig ihr Mitleid mit Belgien nur als Ausdruck ihres Deutschenhasses zu mißbrauchen.

Digitized by Google

um nach der Schlacht bei Actium ihre Flotte vom Roten Meere in das Mittelmeer zu bringen: über den Isthmus zwischen Ismailie und Pelusium (unweit des heutigen Port Said) sollten die Schiffe gezogen werden. In den Wirren, die auf die Regierung Kaiser Caracallas folgten, ist der Kanal, dessen Benutzung fortgesetzte Baggerarbeiten erforderten, versandet und der Kalif Omar fand ihn bei der Eroberung Ägyptens 639 unpassierbar. Er ließ ihn aber auf der ganzen Strecke von Fostat, dem heutigen Kairo, bis zum Roten Meere herstellen und da diese Arbeiten nur etwa ein halbes Jahr in Anspruch genommen haben, kann der Verfall kein schlimmer gewesen sein. Der ausgesprochene Zweck der Herstellung war die Handelsverbindung mit den heiligen Stätten des Hedschas, und der Kanal erhielt dementsprechend den Namen „Kanal des Beherrschers der Gläubigen". Im Jahre 768 ließ der Kalif El Mansur aus strategischen Gründen einen Teil des Kanals zuschütten, dann ist er einem langsamen Verfalle entgegengegangen. Lange Zeit hören wir nichts von einer Wasserverbindung zwischen dem Nil und dem Roten Meere, bis im Jahre 1672 Leibniz, der berühmte Philosoph, Ludwig XIV. von Frankreich zu einer „Expedition gegen das Holland des Orients, das heißt gegen Ägypten" auffordert. Er schildert lebendig den Vorteil, den Frankreich von einer Besetzung Ägyptens haben müsse, die reichen Hilfsquellen, die das Land besitze: „Ägypten verbindet Asien mit Afrika, trennt das Mittel- und das Rote Meer. Alle Verbindung zu Lande zwischen Asien und Afrika muß durch Ägypten gehen. Demgemäß folgt, daß wer durch den Besitz einer Flotte Herr des Meeres und zugleich auf dem Festlande im Besitze Ägyptens ist, allen Handel zwischen Asien und Afrika beherrscht, so daß er fast Herr sei des Handels des dritten und zwar des am meisten angebauten Teiles der Erde." Er fordert einen Kanal vom Mittelmeer zum Roten Meere durch die Landenge von Suez: „Wenn der Herr des Kanals nicht den Handel, das heißt die hauptsächlichste Quelle des Gewinns, entweder ganz verhindert oder so belastet, daß die Nachteile des geraden Seeweges überwiegend sind über die Nachteile des Landweges oder des längeren Seeweges: so wird notwendig der Handel durch den Kanal von Ägypten fließen. Wer Ägypten besitzt, kann dem Erdkreis großen Nutzen oder Schaden bringen. Der Herr von Ägypten kann nicht bloß den allgemeinen Angelegenheiten einen großen Nachteil zufügen, sondern er kann auch das menschliche Geschlecht sich durch eine Wohltat verpflichten, wenn er das Rote Meer mit dem Nile oder dem Mittelmeere durch einen Kanal verbindet. Daß der Spiegel des Roten Meeres höher liege als Ägypten, ist eine Fabel; aber auch selbst wenn dies der Fall wäre, so würde doch die Öffnung eines Kanales Ägypten noch nicht der Gefahr der Überflutung aussetzen. Es steht in seiner

Digitized by Google

Macht den Handel mit Ostindien, Persien, China in die Hände der Uferanwohner des Mittelmeeres, also der Franzosen, Italiener, Spanier zu bringen." Ludwig XIV. konnte sich nicht entschließen, auf die Anregung Leibnizens einzugehen. Aber man wird wohl kaum irren, wenn man annimmt, daß die Gedanken des deutschen Philosophen Napoleon bekannt gewesen sind, als er sich zur Besetzung Ägyptens entschloß. Natürlich ist damals der Gedanke an den Kanal wieder aufgetaucht, aber die französischen Gelehrten waren durch eine falsche Messung zu dem Irrtume verleitet worden, das Rote Meer habe, wie schon im Altertume angenommen, ein höheres Niveau als das Mittelmeer, und daher sei der Kanal undurchführbar. Doch die in ägyptischen Diensten Mohammed Alis stehenden europäischen Ingenieure beruhigten sich nicht bei den Resultaten der französischen Expedition. Linant de Bellefonds, der deutsche Leutnant Waghorn, stellten neue Messungen an und es gelang ihnen, den im Jahre 1833 als französischen Konsul nach Ägypten versetzten Herrn von Lesseps für den Plan des Kanaldurchstichs zu gewinnen. Schon im Jahre 1847 wurde in Europa eine „Gesellschaft zur Vornahme der Studien behufs Durchstichs des Suezkanals" gebildet, für die Triestiner Handelshäuser bedeutende Summen zeichneten, und die aus drei getrennten Gruppen bestand: Die englische trat überhaupt nicht in Tätigkeit, denn schon jetzt widersetzte sich England der Unternehmung, von der es eine Benachteiligung seines indischen Handels befürchtete, und es muß nachdrücklich schon hier darauf hingewiesen werden, daß England amtlich und nichtamtlich alles getan hat, um die Ausführung dieses Kulturwerks, dessen mögliche Beschädigung es jetzt beweglich beklagt, ein für allemal zu verhindern. Die französische Kommission beschäftigte sich mit allerlei Vorschlägen, nur die österreichische unter Ritter von Negrelli leistete bei Port Said mit Unterstützung französischer und ägyptischer Behörden ernsthafte Arbeit. Mit klarem Blicke verteidigte vor allem Linant die einzig richtige geradlinige Trasse des Kanals vom heutigen Port Said nach Suez gegen alle Angriffe. Mohammed Ali, seine Nachfolger Ibrahim und Abbas verhielten sich zum guten Teile aus Scheu vor England dem Projekte gegenüber teils gleichgültig, teils ablehnend. Als aber im Jahre 1854 Mohammed Saïd den Thron seiner Ahnen bestieg, da war für Lesseps die Stunde gekommen, um seine Pläne durchzusetzen. Schon im Februar 1855 konnte er nach Konstantinopel reisen, um den nötigen Firman für den Beginn der Arbeiten zu erwirken. Aber immer wieder stellten sich ihm Intrigen Englands in den Weg. Da in Konstantinopel nichts zu erreichen war, erteilte der Pascha von Ägypten im Januar 1856 der von Lesseps gegründeten Compagnie Universelle du canal Maritime de Suez selbständig die endgültige Erlaubnis zum Bau des

Digitized by Google

Kanales. Mit den Vorarbeiten wurde begonnen, 1859 allen englischen Drohungen zum Trotz die Arbeiten eröffnet, aber Mohammed Saïd starb 1863, ohne die Vollendung des Kanales erlebt zu haben. Sein Nachfolger Ismael Pascha war gleichfalls den Kanalarbeiten günstig gesinnt. Freilich erkannte er bald, daß manche Bedingungen des mit der Compagnie abgeschlossenen Vertrages die Hoheitsrechte Ägyptens allzusehr beschränkten. Es gelang ihm einige Bestimmungen zu verbessern, im ganzen aber war der Schiedsspruch, den Kaiser Napoleon im Jahre 1864 fällte, für den ägyptischen Staat nicht günstig. Und bis auf den heutigen Tag haben die getroffenen Abmachungen verhindert, daß Ägypten den vollen Nutzen aus dem Werke zog. Aus Furcht vor neuen Einsprüchen Englands wurden die Arbeiten außerordentlich beschleunigt, und im Jahre 1869 konnte die Eröffnung des Kanals unter dem Beistande der ganzen Welt gefeiert werden. Manche unter den Teilnehmern an der Eröffnung mißtrauten damals freilich der Rentabilität des Unternehmens. England namentlich hatte versucht, die Aktionäre abzuschrecken und das Ganze als eine höchst unsolide Spekulation hinzustellen. Die ersten zwei Jahre schienen ihm recht zu geben, aber schon im Jahre 1872 ergab sich ein Überschuß von 2 Millionen Franken, der seitdem fortwährend gestiegen ist, so daß eine Aktie, die im Jahre 1871 163 Franken wert war, im Jahre 1905 den Kurs von 4650 Franken erreichte. England hat denn auch längst seine Passivität aufgegeben und auf die verschiedenste Weise den überwiegenden Teil der Aktien an sich gebracht, während es ursprünglich überhaupt nicht beteiligt war. Englands Stellung zum Suezkanal wurde naturgemäß eine andere, als es im Jahre 1882 Ägypten militärisch besetzte oder besser gesagt, weil England die Wichtigkeit des Suezkanals für seine Handels- und Seeherrschaftsinteressen erkannte, schritt es zur Besetzung Ägyptens. Es tat damit nur, was Lord Palmerston in den fünfziger Jahren angekündigt hatte: Wenn der Suezkanal gebaut würde, müsse England für seine Neutralität Sorge tragen und seine Ufer besetzen. Denn nach englischer Auffassung bedeutet Neutralität ja so viel wie Unterwerfung unter Englands Wünsche. So haben englische Staatsmänner unmittelbar nach der Okkupation die Frage nach dem Schutze des Suezkanals aufgeworfen, und in immer wiederholten Verhandlungen, auf die wir hier nicht eingehen können, mit Frankreich zu klären gesucht. Es zeigte sich bald, daß die Interessen Frankreichs und Englands schwer vereinbar seien, um die Interessen Ägyptens und der Türkei hat man sich wenig gekümmert. Maßgebend für die augenblickliche Lage sind zwei Verträge: der von allen Garantiemächten ratifizierte Vertrag von Konstantinopel vom 29. Oktober 1888 und die freilich nicht rechtsgültige Konvention zwischen der

Digitized by Google

Suezkanalgesellschaft und der ägyptischen Regierung vom Jahre 1909. Den Vertrag von Konstantinopel faßt ein neuerer Bearbeiter, Dr. Franz Magnus, sehr gut etwa folgendermaßen zusammen: Die Vertragschließenden erhalten das Recht der freien, ungehinderten Durchfahrt durch den Kanal und enthalten sich jeder Feindseligkeiten gegen den Kanal. Da Kriegsschiffe den Kanal passieren dürfen, ist er nicht im eigentlichen Sinne neutral, aber der ungehinderte Verkehr auf ihm ist völkerrechtlich garantiert und unter den Schutz der vertragschließenden Mächte gestellt. Diese treten jährlich einmal unter dem Vorsitze eines türkischen Spezialkommissärs zusammen, um die gehörige Durchführung des Vertrages zu konstatieren. Auf Antrag von wenigstens drei Vertretern kann bei jedem Anlaß, der die Sicherheit des Kanals bedroht, unter dem Vorsitz des Ältesten eine Versammlung zum Zwecke der nötigen Feststellungen einberufen werden. Die erforderlichen Maßnahmen, um den Vorschriften des Vertrages Achtung zu verschaffen, hat die ägyptische Regierung zu ergreifen, und sollte sie hierzu nicht imstande sein, so hat sie sich an die Türkei zu wenden, welche dann die notwendigen Schritte zu tun und die Signatarmächte der Londoner Deklaration vom 17. März 1885 zu benachrichtigen hat, um mit diesen sich über ein weiteres gemeinsames Vorgehen zu verständigen. Diese Signatarmächte sind Deutschland, Österreich-Ungarn, Frankreich, Großbritannien, Rußland, Italien und die Türkei.

Es bedarf wohl keines Wortes, daß im gegenwärtigen Augenblicke das in diesem Vertrage angeordnete Verfahren untunlich sein dürfte. Aber zwei wichtige Umstände ergeben sich: Einmal, da in dem Vertrage von Englands Beteiligung an der ägyptischen Regierung bezeichnenderweise kein Wort gesagt ist, so kann unter der „ägyptischen Regierung" nur der Kedive und die von ihm bevollmächtigten Minister verstanden werden. Da diese nun gegenwärtig nicht in der Lage sind für die Aufrechterhaltung der Ordnung zu sorgen, so ist die Türkei rechtmäßig berufen, einzugreifen und der Kedive war völlig befugt, sich an den Sultan um Hilfe zu wenden. Da nun ferner mit Ausnahme Italiens sämtliche Signatarmächte der Londoner und Konstantinopolitaner Erklärungen am Kriege beteiligt sind, also als Unparteiische nicht in Betracht kommen, so ist das einzigste Land, mit welchem sich zur Erfüllung des Londoner Vertrages die Türkei in Verbindung setzen kann, Italien. Und jede Maßnahme, die die Türkei im Einverständnis mit Italien oder doch nicht gegen seinen Einspruch vornimmt, entspricht den Bedingungen des Londoner Vertrages und der Konvention von Konstantinopel.

Die Ereignisse werden vermutlich die Bestimmungen der im Jahre 1909 vorgeschlagenen Konvention überholen, aber es mag doch nützlich sein, mit

Digitized by Google

einigen Worten der Hauptbestimmungen zu gedenken: Die Konzession wird bis zum 31. Dezember 2008 verlängert. Beträgt die jährliche Einnahme nach dem Jahre 1968, wo die gegenwärtige Konzession abläuft, unter 50 Millionen Franken, so fällt sie ganz der Gesellschaft zu, beträgt sie unter 100 Millionen Franken, so erhält die Gesellschaft vorab 50 Millionen Franken, beträgt sie mehr als 100 Millionen, so wird der Gewinn zwischen der Gesellschaft und der ägyptischen Regierung zu gleichen Teilen geteilt. Die Gesellschaft verpflichtet sich 100 Millionen Franken in vier gleichen Teilen jährlich in den Jahren 1910 bis 1913 zu zahlen und außerdem den Gewinn nach dem Jahre 1921 bis zum Jahre 1968 zu verzinsen steigend von 4% zu 12%. Es ist bezeichnend für die politische Lage in Ägypten seit einigen Jahren, daß die britische Regierung nicht imstande war, diese allerdings für den ägyptischen Staat höchst seltsamen Bestimmungen durchzusetzen und daß die ägyptische gesetzgebende Versammlung sie verwarf. Die Konzession der Gesellschaft besteht bis zum Jahre 1968 noch zu Recht, und wenn nach dem Ausgange dieses Krieges hoffentlich in Ägypten der allein berechtigte Herrscher auch die Herrschaft ausübt, so wird er die Bestimmungen dieses alten Vertrages nicht antasten dürfen. Aber wir wollen hoffen, daß er auch die Konzession nicht zum Schaden des ägyptischen Staates über den notwendigen Termin verlängern wird, wie das England zum Nutzen seiner Geldleute vorhatte. Ägypten hat bisher nur geringen Vorteil vom Suezkanal gehabt, geringeren als vielleicht zur Zeit, da die indische Post von Suez mit der Bahn über Kairo nach Alexandrien geleitet wurde. In Zukunft kann er für das Land zu einer Quelle reichsten Segens werden. Welches Interesse aber Deutschland und Österreich-Ungarn daran haben, daß der Suezkanal nicht etwa in englische Hände fällt, möge aus den folgenden Zahlen ersehen werden: Im Jahre 1882 passierten 2565 englische, 109 deutsche, 67 österreichisch-ungarische Schiffe den Kanal, im Jahre 1891 3217 englische, 318 deutsche, 51 österreichisch-ungarische, im Jahre 1910 aber 2778 englische, 635 deutsche und 191 österreichisch-ungarische. Die gewaltige Zunahme der deutschen und österreichischen Schiffahrt, der gegenüber die englischen Zahlen erst eine geringe Steigerung, dann eine bedeutende Abnahme zeigen, dürfte wohl auch mit unter die Ursachen gehören, die England in diesen Krieg getrieben haben.

Was kann uns die Bagdadbahn sein?

Von A. Dirr, Kustos am Ethnographischen Museum in München.

„Was mich nicht umbringt, macht mich stärker." Ein schöner Satz; aber, wie er nur für kraftvolle Einzelwesen gilt, so auch nur für kraftvolle

Digitized by Google

Staatswesen. Und unser aller heißester Wunsch ist es, aus der furchtbaren, herrlichen Kraftprobe, die uns jetzt auferlegt ist, stärker hervorzugehen.

Wir wollen zunächst unser Kolonialreich wieder aufbauen, vielleicht zum Teil an anderer Stelle, wollen es hübsch rund und größer haben. Wir werden wohl auch unsere Landesgrenzen etwas hinausschieben auf Kosten derer, die unser Vaterland zu vernichten dachten.

Wir wollen aber noch mehr, ein Besseres. Was wir uns angliedern können, sind größtenteils nur dichtbevölkerte Striche, und unsere neuen Kolonien können in klimatischer Beziehung wenig abweichen von denen, die wir bisher hatten. Das Bessere aber, was wir wollen und brauchen, das ist ein Land, in das wir unseren Bevölkerungsüberschuß abführen können, ohne andere zu verdrängen, ohne die Unsern der Degeneration durch ein feindliches Klima auszusetzen und ohne das Risiko des Verlustes der Nationalzugehörigkeit unserer Auswanderer. Eine weitere Forderung, die wir an dieses Land stellen müssen, ist, daß es unzugänglich sei für Angriffe derer, die bisher unsere Feinde waren und, nachdem wir sie niedergerungen, uns noch viel mehr Feinde sein werden.

Es gibt nur ein Land, das alle diese Bedingungen erfüllt, nämlich Kleinasien, das Gebiet der Bagdadbahn, wenn auch nicht in seiner Gesamtheit, so doch in gewissen, großen Teilen seiner ungeheueren Räume. Zum ersten ist es sehr dünn bevölkert, kann also noch einen gewaltigen Zuzug aufnehmen, ohne daß durch Verdrängung Einheimischer im voraus eine Situation geschaffen würde, die für später furchtbare Gefahren voraussehen ließe. Allein jene Landstriche, die ehemals das assyrische Reich bildeten, also Mesopotamien und die Gegend um den oberen Tigris, könnten nach Sprenger 10—15 Millionen Kolonisten brauchen. Schon Karl Ritter meinte, es gäbe in Anatolien Striche die zwanzig bis dreißigmal mehr Menschen ernähren könnten, als sie jetzt beherbergen. Nach zuverlässigen Daten beträgt die Einwohnerzahl der von der Bagdadbahn durchzogenen Gegenden im Mittel sechs Seelen auf den Quadratkilometer!

Zum zweiten: das Klima ist für den Mitteleuropäer durchaus erträglich. Es gibt natürlich Striche, wo der Deutsche nicht fortkommen kann; es gibt Malariagegenden, es gibt Stellen, wo es an gesundem Wasser fehlt, aber im großen und ganzen sind die klimatischen Bedingungen günstig. Man darf nicht vergessen, daß wir es ungefähr mit der Breite von Neapel und Unteritalien zu tun haben. Wenn der schwäbische Bauer im heißen, trockenen, stellenweise malariaverseuchten Transkaukasien in drei bis vier Generationen Fuß fassen, blühende Dörfer gründen und zu Wohlstand und Ansehen kommen konnte, wenn er am schwülen Ostufer des Schwarzen Meeres in der Nähe von Suchum-Kale sich günstig entfalten konnte, so

Digitized by Google

kann er's auch da. Viel südlicher noch, in Palästina, bei Haifa, Jaffa und Jerusalem haben wir blühende deutsche Bauernkolonien; elsässische Bauern haben zu vielen Tausenden Algerien kolonisiert und prosperieren. Das Klima legt also keine Hindernisse in den Weg.

Zum dritten: es läge nur eine ganz geringe, vielleicht überhaupt keine Gefahr der Entnationalisierung vor. Was so oft und so viel bedauert wurde und wird, nämlich daß der Deutsche so leicht in anderen Nationen aufgeht, ist nur bedingt wahr und für manche deutsche Siedelung einfach falsch. Man kann geradezu die Behauptung aufstellen, der Deutsche verliere nur da sein Volkstum, wo er als Individuum (es können Tausende, die an demselben Orte wohnen, doch nur eine Ansammlung isolierter Individuen sein) in eine starke, hochstehende Kultur hineingestellt wird, wo er eben wegen seiner Isoliertheit auf die Kultureinrichtungen seines Wirtsvolkes angewiesen ist. Wenn er seine Sonntagspredigt in fremder Sprache hören, zum stammesfremden Arzt gehen, seine Kinder in Schulen anderer Zunge schicken muß, wenn er am politischen Leben seiner Gemeinde nur in fremder Sprache teilnehmen kann, dann geht er eben auf und muß aufgehen in seiner Umgebung, wie der Angehörige jeder anderen Nation in gleicher Lage in seinem Wirtsvolk aufgeht. Gebt ihm aber seine Kirche und seine Schule, seinen Arzt und seine Hebamme, seine eigene Verwaltung und er wird deutsch bleiben und das um so leichter und um so länger, je niedriger das Kulturniveau seines Wirtsvolkes ist. Solcher Art sind die Gründe, um derentwillen der Deutsche in Frankreich zum Franzosen, in England zum Engländer, in Amerika zum Amerikaner wird, um derentwillen er aber auch in den baltischen Provinzen, in den Bauernkolonien des europäischen Rußlands, des Kaukasus und Palästinas Deutscher geblieben ist. Daß der Deutsche mit seiner ganzen deutschen Zähigkeit an seinem Volkstum hängen kann, das beweist der Kampf gegen das Deutschtum in Rußland, der es trotz der Gemeinheit und Bosheit seiner Mittel doch noch nicht fertiggebracht hat, dem Deutschtum den Garaus zu machen. Ein starkes Mutterland, das seine furchtbare Faust über seine Söhne hält, kann diese hinschicken, wohin es will, es wird sie nicht verlieren. Wie die vierte Forderung, die der Unangreifbarkeit des Landes durch unsere Feinde, zu verwirklichen wäre, geht aus folgenden Betrachtungen hervor.

Es gibt von Mitteleuropa aus drei Wege nach Indien. Der längste führt ums Kap der Guten Hoffnung herum, der zweite durch den Suezkanal. Das sind die Seewege. Der dritte ist Landweg bis an den Persischen Golf, wenn man die paar Hundert Meter Wasser zwischen Stambul und Haidar-Pascha, dem Ausgangspunkt der anatolischen Bahn nicht rechnet. Er führt über Konstantinopel durch Kleinasien und Mesopotamien nach Bagdad

Digitized by Google

und von da nach Basra am Persischen Golf. Es gibt bis jetzt nur einen Weg nach Persien, wenn man vom Seeweg absieht: über Warschau oder Odessa, Rostow am Don, Baku nach Enseli oder Resht, resp. über Tiflis nach Dschulfa und Täbris. Der Weg führt also durch einen beträchtlichen Teil des europäischen Rußland und des Kaukasus. Der zukünftige Weg nach Persien wird über türkisches Gebiet gehen, etwa eine Küstenbahn von Angora über Samsun, Trapezunt, Erzerum nach Täbris und Teheran. Wenn Antwerpen eine Pistole ist, die ins Herz Englands zielt, so sind die erwähnten zwei Schienenwege eine Doppelpistole, die nach Indien droht.

Es ist klar, daß von Bahnbaukonzessionen an Frankreich, England und Rußland im Bereiche der Landmasse zwischen Mittelmeer und Persischem Golf nicht mehr gesprochen werden kann. Der Ausbau sämtlicher kleinasiatischer Bahnen muß Deutschland und seinen Verbündeten vorbehalten bleiben. Rußland z. B. hatte sich den Bahnbau in der ganzen Zone nördlich einer Linie vom Wansee bis nach Angora vorbehalten. Das ist das Gebiet, auf das es zunächst seine Pranken legen wollte; dazu hatte es im Kaukasus sich so ziemlich vorbereitet. Es ist möglich, daß es jetzt auch diesen, wenigstens den Teil bis zum eigentlichen Gebirge, also Transkaukasien verlieren wird. Das ist ein ungemein reiches Gebiet, aus dem unser Unternehmungsgeist, ungehindert durch moskowitische Schikanen, herausholen kann, was er will: Petroleum, Wein, Getreide, Baumwolle, Kupfer, Obst, Südfrüchte, um nur das zu nennen, was es jetzt schon liefert.

Persien ist bis jetzt wenig erschlossen; die russisch-englische Rivalität ließ es nicht zu und wir haben sogar einmal erklärt, wir hätten dort keine Interessen. Afghanistan ist völliges Neuland. Wieder war es die russisch-englische Rivalität, die es bisher zum unzugänglichsten Gebiet der Welt gemacht hat. Aber es wird seine Pforten öffnen müssen, und wird es tun, sobald es seine beiden Türhüter entlassen haben wird.

Für dieses ganze ungeheure Gebiet von Smyrna und Konstantinopel bis Peschawer und zum Khaibar-Paß ist die Bagdadbahn mit ihrer eventuellen Verlängerung durch Persien der Schlüssel. An der deutsch-österreichisch-ungarisch-türkischen Waffenbrüderschaft, der hoffentlich recht bald auch ein engerer politischer Zusammenschluß folgen wird, liegt es, sich diesen Schlüssel nicht entreißen zu lassen. Er öffnet die Tore zu denjenigen islamitischen Staaten, die bisher sich wenigstens nominell ihre Unabhängigkeit von den beiden Raubstaaten England und Rußland bewahrt haben. Denn noch gibt es ein Persien und noch gibt es ein Afghanistan. Die Türkei in diesem Zusammenhang eigens zu erwähnen erübrigt sich. Ein Blick auf die Karte zeigt sofort die vorzüglichen natürlichen Grenzen des ganzen Gebiets: Meere, Wüsten, Gebirge.

Digitized by Google

Wenn unsere so laut verkündete Freundschaft für den Islam kein leeres Wort, wenn die schützende Hand, die wir darüber halten wollen, nicht bloß ein Materialisationsphänomen ist, das sich verflüchtigt, wenn man's schärfer ins Auge faßt, dann stehen uns herrliche Kulturaufgaben bevor: deutsches Wissen und deutsches Können, deutsche Ehrlichkeit und deutsche Humanität hineinzutragen in eine Welt, die zu ihrer Aufnahme gerne bereit ist.

Der islamische Orient und Deutschland haben einander viel zu geben. Er gibt uns ein ungeheures Feld für unsere Tätigkeit, den Boden, den wir brauchen. Als Gegengabe bieten wir ihm die Möglichkeit, sich herauszuarbeiten aus dem Sumpf, in den er allmählich immer tiefer einzusinken drohte. Wir können seine alte, verrostete Kultur zu neuem Glanze bringen. Er braucht Lehrer; sogar solche, die ihm das Verständnis seines eigenen Wesens vermitteln. Er muß lernen, wie man den Boden pflügt und düngt, wie man Häuser baut und sie in bewohnbarem Zustand hält, wie man Maschinen konstruiert und was man aus der Maschine herausholen kann; er muß von uns lernen, daß sein Glaube nie und nirgends kollidiert mit der Forderung nach erneuten Lebensformen; er muß verstehen lernen, daß die Eisenbahn kein scheitan arbasy, kein Teufelswagen, ist und daß der Deutsche nicht wie der Russe als Eroberer, wie der Engländer als Ausbeuter oder wie der Franzose als Wucherer zu ihm kommt, sondern als anständiger Helfer und Freund, dessen Hilfe und Freundschaft ihm weder seine Selbständigkeit, noch sein Land und dessen Hilfsquellen kosten, sondern zu beider Teile Nutz und Frommen dienen wird.

Die Welt kann ohne uns nicht auskommen. Das wissen unsere Feinde ebensogut wie wir. Es ist gar nicht so paradox, wenn man sagt, daß sie uns den Krieg erklärt haben, weil sie eingesehen haben, daß sie ohne uns nicht mehr weiter konnten. Wer daran zweifelt, überzeuge sich erst einmal davon, wie bitter notwendig Russen, Franzosen und Engländer den Deutschen immer da brauchten, wo es auf Genauigkeit, Wissen, Fähigkeiten, Pflichtbewußtsein, Können ankam. Was mir persönlich einmal ein russischer Museumsdirektor gesagt hat, gilt für die meisten derer, die sich jetzt als unsere bittersten Feinde gebaren. So lauten seine Worte: „Ich kann die Deutschen nicht ausstehen, weil sie uns in allem und jedem über sind, aber ich gestehe, daß ich ohne Deutsche nicht auskommen kann." Aber wenn die deutsche Tüchtigkeit Schuld ist an dem Weltkrieg, so wird sie auch den Weltfrieden schaffen; dafür sorgt die Tüchtigkeit und Gründlichkeit unserer Heere.

Um es in einem einzigen Satz zusammenzufassen: Ein Weg zu neuer Betätigung des Besten in uns, ein Weg zu einer freieren und besseren Zukunft für den Islam des näheren Orients — das ist die Bagdadbahn.

Digitized by Google

Winston Churchill und Thomas Carlyle über den Siebziger Krieg.

Von Konrad Rieger, Professor der Psychiatrie an der Universität Würzburg.

Ich habe in den letzten Monaten dieses in den Zeitungen gelesen:

In einer Rede sagte der englische Marineminister Churchill, der Krieg werde von langer Dauer sein und sehr hart werden. Die ursprüngliche Ursache des Krieges seien die grausamen Bedingungen, welche Deutschland im Jahre 1871 Frankreich aufgezwungen habe; und die Art und Weise, in welcher Deutschland diesen siegreichen Krieg ausgenützt habe, hätte bewirkt, daß das neue Kaiserreich ein Schrecken für Europa, eine Bedrohung für alle Kleinstaaten und eine beständig rinnende Quelle der Beunruhigung für seine mächtigen Nachbarn geworden sei.

Der dieses gesagt haben soll, ist noch jung. Winston Leonard Churchill ist geboren im Blenheim-Palace am 30. November 1874, also erst vier Jahre nach dem Siebziger Krieg. Der Blenheim-Palace hat, ebenso wie die Blenheim-Hündchen, seinen Namen von dem Dorf Blindheim im bayrischen Bezirksamt Dillingen. Und er erinnert an den bis jetzt berühmtesten Churchill, nämlich an den Herzog von Marlborough und an seinen Sieg mit dem Prinzen Eugen am 13. August 1704 über den französischen Marschall Tallard. Da der spanische Erbfolgekrieg von 1701 bis 1714, also 13 Jahre lang, gedauert hat, was ja in der Familie Churchill besonders gut bekannt sein muß, so konnte der jetzige Churchill bei seinem „langen Krieg" an diese Analogie denken. Auch wäre ja der junge Churchill nach den 13 Jahren erst 53 Jahre. Der alte aber war beim Utrechter Frieden schon 64 Jahre.

Es sind jetzt gerade 200 Jahre seit jenen Friedensverhandlungen. Und der englische Marineminister des Jahres 1914 kann ja mit besonderer Befriedigung daran denken, daß damals England neben vielem anderem Nützlichem auch Gibraltar bekommen hat. Aber als Mitglied der Familie Marlborough mag es ihm doch vielleicht auch einfallen, daß dieser Familie der damalige Abfall Englands zu Frankreich auch heute noch nicht recht sympathisch sein kann. Und jedenfalls hat die Familie infolge dieses Abfalls nicht mehr die Herrschaft Mindelheim als souveränes Fürstentum des Deutschen Reichs. Es ist jetzt ein bayrisches Bezirksamt.

Dem damaligen Herzog von Marlborough hat es in England nach jenem Abfall zu Frankreich nicht mehr recht gefallen. Dagegen gefiel es ihm damals in Mindelheim. Und ohne jenen Abfall wäre der Herzog von Marlborough bayrischer Reichsrat. Daß er dies nicht ist, darüber wird er sich ja allerdings keinen Kummer machen und sein Vetter, der Marineminister, auch nicht.

Früher war in dem Gothaischen Kalender immer gestanden: Herzog von Marlborough, Reichsfürst von Mindelheim. Vom Jahre 1891 ab stand dies plötz-

Digitized by Google

lich nicht mehr darin. Es war ja nur eine schattenhafte Reminiszenz gewesen. Denn schon im Jahre 1714 war das vorher bayrische und nur ganz episodisch Marlboroughische Mindelheim dem Kurfürsten Max Emanuel mit dessen ganzem Land wieder „restituiert" worden. Warum hat nun aber der Herzog von Marlborough doch bis zum Jahre 1890 noch als Reichsfürst von Mindelheim in dem Kalender stehen wollen? und von da ab nicht mehr? Sein Vetter, der jetzige Marineminister, war damals 17 Jahre alt, als der Reichsfürst von Mindelheim definitiv aus dem Kalender verschwunden ist.

Bei Mindelheim und Blindheim oder Blenheim könnte man jetzt, im November 1914, auch an dieses denken: Es wäre ja vielleicht nicht ganz unmöglich, daß in einiger Zeit auch bayrische Soldaten aus der Gegend von Mindelheim und Blindheim in die Gegend des Blenheim-Palace kämen. Ich habe schon manchen Blindheimer und Mindelheimer und Höchstädter und Donauwörther, alles Orte mit Marlboroughischen Erinnerungen, gefragt: wißt ihr denn gar nichts mehr von dem Herzog von Marlborough? Aber diese Frage fand nie ein Echo.

Viele Mindelheimer haben also ihren episodischen Fürsten jetzt vergessen. Wenn aber nun der unmittelbare optische Eindruck des Blenheim-Palace auf sie wirkte, dann könnte ihr einstiger vorübergehender Souverän ihnen doch vielleicht wieder mehr zum Bewußtsein gebracht werden. Und der Aufenthalt eines Mindelheimers und Blindheimers in Blenheim könnte deshalb bildend wirken in Bezug auf Lokalgeschichte. Den Blindheimer Soldaten des Jahres 1915 oder 1916 wäre es dann jedenfalls in der Gegend des Blenheim-Palace auch wohler, als es dem größten deutschen Soldaten der damaligen Zeit, dem Prinzen Eugen, im Frühjahr 1712 in London gewesen ist, als er sich sehr ärgern mußte über die englischen Minister und ihre Perfidie. Unter dieser Perfidie mußte damals der Mindelheimer Churchill am meisten leiden. Dagegen hat sich der „edle Ritter" gegen den Mindelheimer Churchill auch damals besonders ritterlich gezeigt.

Heute kann man bloß sagen: Andre Zeiten, andre Churchills. Man kann aber auch darüber froh sein, daß ein deutscher Kaiser jetzt nicht mehr seinen Prinzen Eugen auf erfolglosen Bettel nach London schicken muß, wie es der arme Karl VI. im Frühjahr 1712 hatte tun müssen.

Wenn Soldaten aus Blindheim in die Gegend von Blenheim kämen, dann könnte man ihnen jedenfalls auch dieses recht deutlich machen: Was ihr jetzt immer singt:

Deutschland, Deutschland über alles,
Über alles in der Welt,
Wenn es stets zu Schutz und Trutze
Brüderlich zusammenhält

Digitized by Google

das könnt ihr hier am deutlichsten sehen. Weil Deutschland einig ist, kommen die Blindheimer nach Blenheim. Als aber der Churfürst Max Emanuel mit Frankreich ging, da kamen die Blenheimer nach Blindheim. Und als sein Sohn Karl Albrecht nach vierzig Jahren wiederum mit Frankreich ging, da kamen die Engländer nach Dettingen im Bezirksamt Alzenau. Wenn Österreich und das Deutsche Reich „von der Etsch bis an den Belt" brüderlich zusammenhalten, dann ist dafür gesorgt, daß Deutschland über alles und damit auch über die Engländer ist. Und dann werden auch Leute aus der Gegend von Blenheim nicht mehr in die Gegend von Blindheim kommen, oder höchstens in die Festung Ingolstadt als Gefangene. Und ein solcher Aufenthalt könnte dann auch für die Leute aus der Gegend von Blenheim bildend in historischer Hinsicht werden.

Seit dem spanischen Erbfolgekrieg ist es lange her. Aber neueren Datums ist dieses, was auch anders lautet als die Rede des heutigen Churchill. Und davon muß dieser doch auch gehört haben, wenn er es auch noch nicht selbst erlebt hatte. Diejenigen, die es selbst erlebt und in seiner Bedeutung begriffen hatten, haben es jedenfalls nicht vergessen. Und so auch ich nicht, der ich damals im Gymnasium war, und auf den es einen lebhaften Eindruck gemacht hat. Nämlich unter dem Datum des 11. November 1870 hat Churchills berühmter Landsmann Thomas Carlyle, bei dessen Tod im Jahr 1881 Churchill doch auch schon sechs Jahre alt war, seinen berühmten Brief an die Times geschrieben, der am 18. November 1870 dort abgedruckt worden ist, und der eine starke Wirkung in England gehabt hat, wie ich unten nachweisen werde.

Als in den letzten Monaten vieles von dem Siebziger Krieg in den Zeitungen wieder abgedruckt worden ist, da habe ich mich darüber gewundert, daß ich gerade von jenem Brief Carlyles nichts entdecken konnte, obgleich er jetzt wieder besonders wichtig ist. Vielleicht ist aber auch blos nichts vor meine Augen gekommen und ist doch schon irgendwo etwas darüber gestanden.[1]) In diesem Fall wäre es aber wenigstens nicht mit dem nötigen Nachdruck verbreitet worden. Denn sonst hätte es mir, der ich mich gerade besonders dafür interessierte, nicht völlig entgehen können. Als ich nun das Obige von Churchill las, da kam mir die Notwendigkeit des Abdrucks und der Verbreitung jenes Briefes wieder besonders in das Bewußtsein. Wahrscheinlich ist der Brief damals, im Jahre 1870 oder 1871, in das Deutsche übersetzt worden. Eine solche Übersetzung ist mir aber nicht zugänglich sondern nur das englische Original. Ich muß es also selbst übersetzen. Weil ich Mediziner bin, treibe ich damit Allotria. Und im Frieden hätte ich es sicherlich nicht getan. Aber jetzt im Krieg kostet mich das Selbstübersetzen weniger Zeit, als mich der Versuch kosten würde, ob ich vielleicht einen Kollegen, den es näher anginge als mich, zum Übersetzen

[1]) In denselben Tagen wie diesen Aufsatz unseres verehrten Mitarbeiters erhielten wir den Insel-Kriegsalmanach der auch eine Übersetzung des Briefes enthält. D. R.

Digitized by Google

veranlassen könnte. Und so gebe ich im Nachstehenden das, was mir im gegenwärtigen Zeitpunkt wichtig erscheint, in meiner eigenen Übersetzung. Mein medizinisches Fach ist ein solches, daß ich unsrem Heer nicht besonders viel direkt nützen kann. Und so will ich meine freien Stunden jetzt auf diese Weise für das Vaterland nutzbar machen. — Ich habe in der Übersetzung nichts ausgelassen. Denn Auslassungen könnten den Anschein der Parteilichkeit erwecken. — Für meine deutschen Landsleute wird die Übersetzung ja nützlich sein. Wenn aber diejenigen, welche es übernommen haben, im Ausland für die Klarstellung der Ursachen des Krieges zu wirken, und die also, wie es scheint, den Brief Carlyles noch nicht beachtet haben; wenn auch sie aus meiner Übersetzung den Eindruck gewännen, der Brief müsse jetzt wieder in das Bewußtsein der Menschheit gebracht und den Reden des heutigen Churchill gegenübergestellt werden; — für diesen Fall gebe ich die Stelle an, an der das englische Original am leichtesten zugänglich ist, nämlich: Thomas Carlyles Works. The Standard-Edition in 18 Volumes. Volume 7: Critical and miscellaneous essays. Volume 3, p. 629. London Chapman and Hall. — Diese Ausgabe ist zweifellos in vielen deutschen Bibliotheken. Und deshalb kann jeder, der die Verbreitung gerade des englischen Original-Textes für wichtig hält, ohne Mühe sich ihn verschaffen. — In jener Ausgabe steht eine Zusammenfassung des Inhalts des Briefes. Ich habe sie gleichfalls übersetzt und stelle sie hier voran:

Neue Phase des Französisch-Deutschen Kriegs.

Englische Unwissenheit über die wechselseitige Geschichte von Frankreich und Deutschland. Jetzt keine Frage von bloßer „Großmut" zwischen ihnen, sondern von praktischer Sicherheit. Ludwig XI. und Kaiser Max. Burgund wird französisch. Franz I. will Kaiser werden. Gebrochene Verträge und immer wiederkehrender Streit mit Karl V. Franz I. läßt die Wut und den Fanatismus der Türken los auf die Christenheit und das Deutsche Reich. Richelieus verderbliche Einmischung in den Dreißigjährigen Krieg. Ludwigs XIV. Plünderungen und Mordbrennereien in Europa. Belleisles und Ludwigs XV. schlaue Projekte mit Deutschland. Die Revolution und Napoleon I. Kein Volk hatte je einen so schlimmen Nachbarn, wie Deutschland an Frankreich. Jetzt endlich ist Deutschland in einer Lage, in der es sich sein Recht verschaffen kann. — Wiedergewinnung von schmählich geraubtem Besitz: Straßburg und Metz. Die „Ehre" von Frankreich. Sein letzter schändlicher Angriff auf Deutschland und sein schmählicher Ausgang. Nur Reue kann Frankreich zu dem machen, was es einst war. Vorläufig wird es mehr und mehr toll. Mit Lügen belastete Luftballons. Die einzige Hoffnung für Frankreich ist, daß es erkennt die Facta, die hereingebrochen sind, und daß diese gekommen sind durch seine eigene Schuld. Französische Genies und ihre halbverrückten Extravaganzen. Die „Insurrection gegen Trugbilder" ist unentbehrlich, wenn auch hart. Die viel schwierigere zweite Hälfte des Kampfs ist noch unentbehrlicher. Die germanische Rasse, nicht die gallische, hat jetzt die erste Rolle zu spielen in dem Weltdrama.

Digitized by Google

Gibt es nicht in unserer Zeit gerade so einen „Cartouche“[1]) unter den Völkern wie einen Messias? Lord Carteret[2]) seinerzeit hoffte Elsaß und Lothringen für Deutschland wiederzugewinnen. Bismarck, und Deutschland mit ihm, wird damit fertig werden. Die „Belagerung von Paris“. Bemerkenswertes Mißverständnis, das lange Zeit über Bismarck in England herrschte. Er ist kein Mann mit „Napoleonischen Ideen“. Das edle geduldige Deutschland, endlich in ein Volk zusammengeschweißt, wird Königin des Kontinents.

Der Text des Briefes selbst an den Herausgeber der Times lautet in meiner Übersetzung so:

Mein Herr! Es ist ja wohl ein liebenswürdiger und menschlicher Zug dieser billige Zeitungsjammer über das gefallene Frankreich. Aber es ist doch ein ganz unnützes, gefährliches und falsches Gefühl, wenn es sich richtet auf die Abtretung des Elsaß und Lothringens von Frankreich an die deutschen Eroberer. Und es beweist vonseiten Englands eine sehr tiefe Unwissenheit in bezug auf die wechselseitige Geschichte von Frankreich und Deutschland und das Verhalten Frankreichs gegen Deutschland seit langen Jahrhunderten. Die Frage für die Deutschen in dieser Krisis ist nicht eine der „Großmut“, „des heldenhaften Mitleidens und Verzeihens gegen den gestürzten Feind.“ Sondern es ist eine Frage solider Klugheit und praktischer Erwägung in dem Punkt: was wird der gestürzte Feind aller Wahrscheinlichkeit nach machen, wenn er einmal wieder auf seinen Füßen steht? In Deutschlands Gedächtnis ist traurig und lehrreich die Erfahrung von 400 Jahren in diesem Punkt eingegraben. Das Gedächtnis von England hat dies überhaupt fast nie in sich aufgenommen und hat jedenfalls jetzt nur noch eine geringe oder gar keine Spur davon. Z. B.: Kennt jemand bei uns auch nur ein wenig oder weiß er überhaupt etwas von den gegenseitigen Prozeduren, von der wechselseitigen Geschichte Ludwigs XI. und des Kaisers Max? Max in seinen alten Tagen verfaßte in symbolischem Ritterstil einen trefflichen Bericht über diese Geschichten. Sich selbst heißt er darin Weißkönig, Ludwig XI. den roten oder schwarzen König. Darin sind viele schöne Bilder von den besten Künstlern seiner Zeit. Wegen dieser Bilder hat ab und zu ein englischer Sammler ein Exemplar. Aber ich glaube, gelesen oder gar verstanden hat es nie jemand in England. Des alten Louis Streit mit dem Deutschen Kaiser zu jener Zeit war ähnlich dem jetzigen mit einem jüngeren Louis: Du verdammtes Haupt Deutschlands! Dir ist es jetzt gut in der Welt gegangen und mir nicht. Darum geht es auf dich mit Feuer und Schwert. Aber es endete erfolgreicher für den alten Louis

[1]) Der französische Straßenräuber Cartouche ist im Jahre 1721 hingerichtet worden.

[2]) Professor Albrecht Mendelssohn-Bartholdy hier, ein genauer Kenner der englischen Geschichte, hatte die Güte, mir dieses über Lord Carteret mitzuteilen: Carteret (Lord Granville) ist 1742 zuerst Staatssekretär des Auswärtigen geworden, hat als solcher Georg II. nach Deutschland begleitet und an seiner Seite die Schlacht von Dettingen mitgemacht, über die er auch den amtlichen Bericht verfaßte; im übrigen vertrat er sehr selbständig gegen seine Kollegen im Kabinett, die insulare Politik machen wollten, die Hannoveranischen Interessen des Königs und verwarf den Frieden von Worms; in den Vorverhandlungen dazu spielt die Abtretung Elsaß-Lothringens eine Rolle. Rosebery in seiner Biographie von Chatham urteilt über Carteret wie Carlyle: er war der Staatsmann, während sein Rivale Newcastle (siehe unten Seite 515) der Typus des intriganten Politikers ist. Newcastle war fast 45 Jahre lang Minister, obgleich überall verachtet und verspottet.

Digitized by Google

und seine Franzosen, als ich hoffe, daß es jetzt enden wird. Damals war das Ende, daß das alte, reiche und stolze Burgund nicht mehr mit seinem deutschen Mutterland, sondern mit Frankreich vereinigt worden ist, seiner gierigen Stiefmutter; und daß es französisch geblieben ist bis heute. — Karl V., der Enkel und Nachfolger von Max, war kaum glücklicher, als sein Großvater gegen den räuberischen König von Frankreich zu seiner Zeit gewesen war. Franz I. war nicht zufrieden mit der französischen Königskrone. Er wollte auch noch zum Kaiser in Germanien erwählt werden. Und er konnte nie seine Niederlage verwinden in dieser schlauen Unternehmung. Der junge Mann nahm jedoch eine glatte Miene an, schwur ewige Freundschaft mit dem jungen Karl, der über ihn gesiegt hatte; und wenige Monate nachher hatte er den guten kleinen Herzog von Bouillon, des Reichs und Karls Vasallen, so weit, daß dieser dem Reich die Huldigung versagte und in heißem Kampf mit Karl war. Der Rest seiner irdischen Existenz war ein ewiges Gezerre mit gebrochenen Verträgen und ewig wiederkehrender Krieg und Raub gegen Karl V.; zugleich eine Reihe von zudringlichen Einmischungen in deutsche Angelegenheiten. Jeden Zwist in Deutschland verschlimmerte und vergrößerte er. Eine schreckliche Wallfahrt hatten diese zwei zusammen, und eine schreckliche Zeit brachten sie für Deutschland und auch für Frankreich, aber für dieses doch in viel gelinderem Maße. Die Ungerechtigkeiten seiner allerchristlichsten Majestät Franz I. in seinen Verträgen mit Sultan Soliman will ich gar nicht in Anschlag bringen, wobei er auf die Christenheit und das deutsche Reich losließ den damals ganz teuflischen brüllenden Löwen, der auf der Höhe seines wütenden Blutdurstes und Fanatismus war und noch nicht versunken in seine jetzige Schlaffheit und Nichtigkeit. Keine heutige Phantasie kann sich diese Abscheulichkeit der allerchristlichsten Könige vorstellen, und wie sie die Christenheit quälten und heimsuchten mit unaufhörlichem Schrecken die zwei folgenden Jahrhunderte hindurch. — Richelieus Geschäft war ein doppeltes: zuerst, wie jeder anerkennen muß, das wichtige und berechtigte, daß er die Vasallen der Krone Frankreich zum Gehorsam gegen ihren Souverän brachte; dann aber das schlechte: daß er das Deutsche Reich plünderte, schwächte, quälte und in jeder Weise schikanierte. „Er war dort der Beschützer des Protestantismus?" — Und dabei verfolgte er unablässig seine eigenen Hugenotten, bombardierte sein eigenes Rochelle. Und in Deutschland unterhielt er einen dreißigjährigen Krieg, schürte eifrig dessen letzte Asche, bis er Deutschland in das äußerste Elend heruntergebrannt hatte. Nie war ein Volk so nahe am völligen Untergange wie Deutschland damals. Ein fluchwürdiger Richelieu für Deutschland. Und auch für Frankreich kein Segen, wenn man auf das Ende sieht und das Solide unterscheidet von dem Schein in dem Schicksal der Völker. Kein französischer Herrscher, selbst Napoleon I. nicht, war ein grimmigerer und grausamerer Feind Deutschlands und ihm nicht halb so verderblich für Deutschlands Seele und Körper wie Richelieu. Und doch hatte meines Wissens Deutschland ihm gar nichts getan außer diesem, daß es neben ihm existierte.

An Ludwigs XIV. arge Plünderungen und Mordbrennereien in Europa aus keinem andern Grund als seinem Ehrgeiz und seiner Begierde nach des Nachbars Gut an all dieses haben wir in unseren Tagen keine rechte Erinnerung mehr oder höchstens eine schwache und matte. Und unsere Gefühle in diesem Punkt sind sehr ver-

Digitized by Google

schieden von denen unserer guten Voreltern zur Zeit von Wilhelm III. und der Königin Anna. — Ich spreche nicht von Belleisles und Ludwigs XV. schlauem Plan, Deutschland in vier kleine Königreiche zu zerstückeln und diese dann fechten und tanzen zu lassen nach der Pfeife von Versailles. Denn für Frankreich selbst brachte dieses schlimme Frucht: Verlust von Amerika, Verlust von Indien, Unglück und Niederlagen in allen Weltteilen; zuletzt die Revolution und das uferlose Chaos, in dem das unglückliche Frankreich noch jetzt herumwirbelt und herumtaumelt. — Die Revolution und Napoleon I. und ihr Verhalten zu Deutschland sind noch in der Erinnerung der Menschen und Zeitungen. Doch das war durchaus nicht, wie oberflächliche Menschen und Zeitungen zu glauben scheinen, das erste, was Deutschland von Frankreich zu leiden hatte. Sondern es war das letzte in einer langen Reihe von Leiden, oder sagen wir besser: das vorletzte, und hoffen wir, daß dies jetzt wirklich das letzte sein möge: die Belagerung von Paris, die ausgedehnte Herrschaft von Blutvergießen, Anarchie, Delirium, Lügenhaftigkeit als die Frucht von Frankreichs letzter „marche à Berlin". Kein Volk hatte je einen so schlimmen Nachbarn wie Deutschland an Frankreich seit 400 Jahren; schlimm in jeder Art, unverschämt, räuberisch, unersättlich, unversöhnlich, immer angriffslustig. Nun aber ist in aller Geschichte kein unverschämter und ungerechter Nachbar so gründlich, plötzlich und schmählich zusammengehauen worden wie Frankreich jetzt von Deutschland. Deutschland hat, nach 400 Jahren von Mißhandlung und im ganzen auch von Mißgeschick gegenüber von diesem Nachbarn, zuletzt das große Glück gehabt, seinen Feind hübsch unter sich zu kriegen. Und ich denke wahrlich, Deutschland wäre ein törichtes Volk, wenn es nicht daran dächte, daß es zwischen sich und einem solchen Nachbarn einen schönen Grenzschutz aufrichten muß; jetzt, wo es dies tun kann.

Meines Wissens gibt es kein Naturgesetz und keine himmlische Parlamentsakte, auf Grund deren Frankreich allein unter allen irdischen Wesen keinen Teil von seinem Raub zurückgeben müßte, wenn der beraubte Eigentümer ihm den Raub wieder abnehmen kann. Niemand, außer Frankreich selbst in diesem Augenblick, kann glauben, es gebe ein solches Naturgesetz. Elsaß und Lothringen sind beide nicht auf so providentielle Weise an Frankreich gekommen, daß man sie ihm nicht wieder nehmen dürfte. Richelieus List, Ludwigs XIV. grandioser Säbel; dies sind die einzigen Rechtstitel Frankreichs auf die deutschen Länder. Richelieu schraubte sie los. Und der General Turenne wurde zufällig mitlosgeschraubt. Denn Turenne war ein richtiger Deutscher nach Blut und Naturell. Aber Franz I. hatte seinen Vorfahren, den kleinen Herzog von Bouillon, auf den Weg gebracht, den wir oben sahen. Und er machte ihn allmählich zum Franzosen. Ludwig der Große, mit seinem Turenne als oberstem der modernen Heerführer, vollbrachte den Rest der Operation, jedoch ausgenommen die Herunterbrennung der Pfalz in schwarze Trümmer, vom Heidelberger Schloß an bis zu der niedersten Hütte. Denn dies wollte Turenne nicht mitmachen. Und Ludwig XIV. mußte es deshalb durch einen anderen machen lassen. — Dann setzte man damals eine erpresserische Justiz in Aktion, eine Prozeßführung mittelst schlechter Praktiken. Des großen Ludwigs „chambres de réunion": die Metzer Kammer, die Breisacher Kammer waren berüchtigt; und man erhob über sie Klagen in England und überall sonst jenseits des Rheins. Der große Ludwig

Digitized by Google

antwortete blos mit erhabener Gebärde und ironischer Höflichkeit. Er nennt sich auf seinen Denkmünzen von 1687: excelsus supra omnes gentes Dominus. Aber die elendesten Advokatenkniffe waren seine Werkzeuge bei der Eroberung des Elsaßes. Und bei Straßburg ging das Kunststück nicht einmal durch Advokatenkniffe und noch weniger durch das Schwert. Sondern der große Monarch benützte den gemeinen Dietrich des Einbrechers. Im tiefsten Frieden nahm er Straßburg durch Bestechung. Die Behörden verrieten die Stadt und ließen die Franzosen in einer Nacht ein.

Auch das jungfräuliche Metz ist nicht durch Kriegsgewalt an Frankreich gekommen, wie überhaupt keines von den drei Bistümern. Es war bloß die Gewalttat eines betrügerischen Pfandleihers. Der französische König Heinrich II. nahm diese Plätze im Jahre 1552 sozusagen zum Pfand, als die Protestanten ihn anriefen in ihrer Not. Heinrich zog dort ein mit fliegenden Fahnen und Trommelschlag und „bloß als Stütze germanischer Freiheit, Gott sei mein Zeuge". Aber er tat nichts für den Protestantismus oder die germanische Freiheit. Die germanische Freiheit half sich in diesem Fall rasch selbst. Und dann verweigerte er mit eherner Stirn wie ein betrügerischer Pfandleiher die Rückgabe der Plätze: „er hatte alte Rechte auf sie", die ihm ganz unzweifelhaft waren, und konnte sie nicht zurückgeben. Und er wollte es niemals tun trotz allem Druck und Zuspruch. Der große Karl V. versuchte mit größter Energie, daß ihm fast das Herz darüber brach, ihn wieder hinauszuwerfen, wobei ihm der Protestantismus jetzt selbst beistand. Aber er konnte es nicht fertig bringen. Der jetzige Hohenzollern-König, ein bescheidener und friedfertiger Mann im Vergleich zu jenem, hat es fertig gebracht. Ich glaube, es ist ganz recht, vernünftig und weise, daß Deutschland diese Länder wieder mitheimbringt aus seinem beispiellosen Feldzug; und daß es seinen alten Wasgau, Hundsrück und die drei Bistümer stark befestigt und sonst militärisch kräftigt und so sich selbst für die Zukunft schützt vor französischen Visiten.

Die Franzosen klagen voll Betrübnis über den drohenden „Verlust der Ehre". Und jammernde Zuschauer flehen dringend: Entehret Frankreich nicht! laßt der Ehre Frankreichs ihren Glanz! Aber würde es Frankreichs Ehre retten, wenn es die Scheiben nicht bezahlen müßte, die es mutwillig an seines Nachbars Fenstern zerschlagen hat? Die zusammengeschlagenen Fenster haben Frankreich verunehrt. Eine hervorragende nationale Schande war Frankreichs letzter Überfall auf Deutschland. Ebenso hervorragend war die Schmach, in welcher dieser Überfall geendet hat. Frankreichs Ehre kann einzig und allein wiederhergestellt werden, wenn es dies tief bereut, und wenn es fest entschlossen ist, es nicht wieder zu tun, vielmehr in Zukunft das Gegenteil zu tun. So kann Frankreichs Ehre allmählich wieder ihren alten Glanz bekommen, einen ganz anderen als den Erst-Napoleonischen oder gar den Dritt-Napoleonischen oder sonstigen modernen. Dann kann Frankreich wieder zu unserer herzlichen Freude und dankbaren Anerkennung alle die schönen und graziösen Eigenschaften entwickeln, welche die Natur ihm verliehen hat.

Für jetzt, muß ich sagen, sieht Frankreich mehr und mehr rasend aus und erbärmlich und tadelnswert, bemitleidenswert und sogar verachtungswert. Es sträubt sich gegen die Erkenntnis der Fakta, die greifbar vor ihm liegen, und der Strafen, die es sich zugezogen hat. Ein Frankreich in anarchischem Ruin zersplittert, ohne

Digitized by Google

erkennbares Haupt. Haupt oder Führer nicht unterscheidbar von dem Pöbel unten. Minister, die aufsteigen in Luftballons ohne anderen Ballast als unsinnige öffentliche Lügen und Proklamationen von Phantasie-Siegen. Eine Regierung, die ganz und gar besteht aus Lügen, die lieber will, daß gräßliches Blutvergießen daure und wachse, als daß sie, schöne republikanische Kreaturen, aufhören sollten zu regieren. Ich weiß nicht, wann oder wo je ein Volk sich selbst so mit Schmach bedeckt hat. Wenn unter der Menge von gefühlvollen Zuschauern Frankreich einen wirklichen Freund hat, so soll dieser ihm raten, all das aufzugeben und nicht wieder damit anzufangen. Frankreich sollte wirklich erkennen, daß die Hilfe durch Lügen längst erkannt ist als ein Weg, der abwärts führt zu den Pforten des ewigen Todes, und daß sie allen Kreaturen verboten ist; daß Frankreichs einzige Hoffnung ist die Erkenntnis der Fakta, welche ihm zugestoßen sind, und die Erkenntnis davon, daß sie gekommen sind durch seine eigene Schuld; daß es, ein Klumpen vergoldeter Anarchie mit prächtigem Firnis, aus Bosheit insultiert und auf Leben und Tod herausgefordert hat einen Nachbarn, der nicht anarchisch ist sondern ruhig, human und vernünftig regiert, und daß es ihm demgemäß so ergangen ist, wie es gehen muß einem Haufen blutdürstiger Marktschreier gegenüber von einer mazedonischen Phalanx. Und jetzt liegt es da, niedergeworfen in arges Verderben und Ohnmacht, Gott und Menschen zum Zeugnis, wie viel Fäulnis, Anarchie und versteckte Bosheit in ihm steckt.

Frankreich muß erkennen das unerbittliche Faktum: es ist hilflos und machtlos und widerstandslos gegen die siegreichen Germanen; und seine Weisheit muß darin bestehen, daß es dieses Faktum aufnimmt in sein entsetztes Bewußtsein; daß es erkennt: besagtes Faktum ist verhaßt aber unerbittlich; und daß es sich darein fügt, je bälder desto billiger. Es ist eine harte Lehre für das ruhmredige Frankreich. Aber wir hoffen, Frankreich hat noch genug Wahrhaftigkeit und Ehrlichkeit, um ein Faktum anzunehmen als eine offenkundige, diamantharte Wirklichkeit, die ungestraft keinen Widerstand duldet und durch die Götter selbst nicht geändert werden kann.

Aber freilich das Maß der bewußten Verlogenheit, welches das offizielle und andere Frankreich neuerdings erfüllt hat, besonders seit dem letzten Juli, ist wunderbar und furchtbar. Und dabei ist dieses Maß noch gering im Vergleich zu der Selbsttäuschung und unbewußten Verlogenheit, die schon lange bei den Franzosen geherrscht hat. Diese ist noch gefährlicher und giftiger. Sie ist ein geheimes Gift. Für mich ist zurzeit das traurigste Symptom in Frankreich die Figur, welche seine Genies jetzt machen, seine höchsten literarischen Stimmen, die seine Propheten und Seher sein sollten, und welche diese Figur in der Tat schon seit einem Menschenalter gemacht haben. Diese glauben offenbar, neue himmlische Weisheit strahle aus von Frankreich über alle anderen Völker, die in tiefem Schatten sitzen. Frankreich sei das neue Zion des Universums. Und all das traurige, schmutzige, halbverrückte und zum großen Teil geradezu höllische Zeug, das die französische Literatur in den letzten fünfzig Jahren uns gepredigt hat, sei ein wahres Evangelium vom Himmel, voll von Segen für alle Menschenkinder. Ach! man versteht, daß Frankreich seine große Revolution gemacht hat; daß es seine schreckliche Schicksalsstimme erhoben

Digitized by Google

hat gegen eine Welt von menschlichen Trugbildern, verkündend mit der Posaune des Weltgerichts: Es soll keine Trugbilder mehr geben! — Ich habe es oft ein himmlisch-höllisches Phänomen genannt, das merkwürdigste in unserer Welt in tausend Jahren; im ganzen eine hervorragende Revolution gegen den Teufel und seine Werke. Denn Trugbilder sind samt und sonders des Teufels und giftig und unerträglich für den Menschen. Für jene Revolution schätzen und ehren wir alle Frankreich. Und wahrlich alle Völker sind jetzt eifrig genug in der Nachahmung Frankreichs in diesem Punkt. Überall in der zivilisierten Welt ist vor allem merkwürdig, daß die ganze Welt in tiefer, trüber, chaotischer Empörung ist gegen Trugbilder: der Entschluß, nichts mehr zu wollen von Trugbildern, coûte qu'il coûte. Dieser Kampf ist peinlich aber unentbehrlich. Wir können zu all diesem sagen, es ist gut so. Denn dieser Kampf ist die Vorbedingung. Aber ach! es ist noch nicht der Sieg. Es ist bloß der halbe Kampf, und die viel schwerere Hälfte kommt nach. Die ungemein viel schwerere Hälfte, ebenso oder noch mehr unentbehrlich, ist die, daß man statt der verjagten Trugbilder, welche des Teufels sind, die praktikabeln Realitäten anpackt, die wahrhaft sein sollen und von Gott. Die erste Hälfte des Kampfes ist zu meiner Befriedigung jetzt in Ordnung und kann nur mit Sieg endigen. Aber ich sehe schon: die Fortsetzung muß unter besserer Führung stehen als der Frankreichs. Sonst wird sie für immer unmöglich. Die germanische Rasse, nicht die gallische, muß jetzt die erste Rolle spielen in diesem ungeheuren Weltdrama. Und davon erwarte ich besseren Ausgang. Schlimmer als jetzt kann es nicht werden. Frankreich mit einer verzweifelten Anstrengung, jetzt von 81 Jahren, hat fertig gebracht für sich und die Welt nichts oder sogar weniger als nichts, in strikter Arithmetik nichts mit negativem Vorzeichen. Seine Propheten prophezeien Eitles; sein Volk wandelt in Finsternis und in der Irre.

Solche Propheten und solch ein Volk; — auf der Bahn des Trugs und Selbstbetrugs haben sie es weit gebracht. „Hingegeben in argen Irrtum", wie die Schrift sagt; — bis sie am Ende die Lüge für Wahrheit achten. Und jetzt in der Krisis, in der es ihnen an den Hals geht, und in ihrer größten Not haben sie immer noch bloß Selbstbetrug als Hilfe; Schein-Heroismus und Gaskonnade. Sie meinen, es sei heroisch. Sie meinen, sie seien der „Messias der Völker", ein unschuldiges, göttliches Volk, das für die Sünden aller Völker leide, und das uns alle erlösen solle. Wir wollen hoffen, daß dies mit dem „Messias der Völker" das non plus ultra ist.

Sie sollten sich lieber fragen: sind wir nicht eher der Cartouche[1]) der Völker als der Messias? Cartouche hatte auch glänzende Qualitäten. Er war viel bewundert und bedauert in seinen Leiden. Manche seine Dame bat ihn um eine Locke, als man den unerbittlichen und unentbehrlichen Galgen aufschlug. Aber schließlich gab es doch keine Rettung für Cartouche. Es ist besser, daß er der schweren Faust des deutschen Polizeioffiziers gehorchen muß, die ihn so bös am Kragen hat; daß er sein gestohlenes Gut hergeben muß und überhaupt aufhören, ein Cartouche zu sein; und daß er versuchen muß, wieder ein Ritter Bayard zu werden unter besseren Umständen als der alte, und ein Segen und eine Wohltat für alle seine Nachbarn, anstatt gerade das Gegenteil, so wie jetzt. Es mag für Frankreich sonderbar sein,

[1]) Siehe oben Seite 509 Anmerkung 1.

Digitized by Google

aber es ist so: Europa kommt nicht zu Frankreichs Befreiung zum Dank für die himmlische Erleuchtung, die es von ihm hat. Und selbst wenn Europa käme, so könnte es doch in diesem Augenblick den schrecklichen Kanzler von seinem Wege nicht abbringen. Metz und die Grenzlande dürften jetzt sehr schwer wieder aus dieses Kanzlers Händen herauszubringen sein. —

Vor hundert Jahren wünschte man in England lebhaft, daß Elsaß-Lothringen den Franzosen wieder abgenommen werde. Und man hoffte es nicht nur, sondern man gab sich auch darum Mühe. Dem Lord Carteret[1]), später Lord Granville genannt, kein Vorfahre in keiner Art seines jetzigen ministeriellen Namensvetters, viele hielten ihn für den weisesten Minister des Auswärtigen, den wir je hatten, mit Ausnahme von Lord Chatham; besonders war er der einzige Minister, der deutsch sprach und überhaupt etwas von deutschen Dingen verstand; — ihm lag sehr viel an diesem Objekt. Und er hatte gute Aussichten für die Erreichung des Ziels. Aber unser lieber teurer Herzog von Newcastle fegte ihn plötzlich daraus weg und überhaupt aus seinem ganzen Amt in mürrischen Überdruß, und zu viel Wein dazu, sagt Walpole, und in gänzliche Vergessenheit bei seinem Volk, welches außer Chatham niemanden hat, dessen Gedächtnis es mehr bewahren sollte.

Daß Bismarck und Deutschland jetzt in ihrer günstigen Lage das gleiche Verlangen stellen, dies überrascht mich nicht. Nach solcher Herausforderung und nach solchem Sieg ist der Entschluß vernünftig, gerecht und sogar bescheiden. Wenn man alles erwägt, was seit dem denkwürdigen Zusammenbruch bei Sedan sich ereignet hat, kann man nur sagen: es macht dem gesunden Sinn und der Mäßigung des Grafen Bismarck alle Ehre, daß er fest dabei bleibt; — daß er nicht mehr verlangt aber auch nicht weniger nimmt und langsam und ruhig auf dem vorteilhaftesten Wege wandelt. Die „Belagerung von Paris", welche aussieht wie die ungeheuerlichste und gräßlichste tragische Posse, die je unter dieser Sonne gespielt wurde; — Bismarck hofft offenbar, sie brauche nicht zu kommen zum ärgsten Bombardement, zu millionenfachem Hungertod, zur Brandsteckung von Paris und seinen Bauten und Asphaltstraßen durch Bomben und glühende Kugeln in einem Feuermeer. — Fleißig Tag für Tag sind diese Preußen, nie rastend und nie hastend. Sie kennen gut den Spruch: Langsam aber sicher! Ich glaube, Bismarck wird sein Elsaß bekommen und was er von Lothringen braucht; und ebenso glaube ich, das wird ihm ganz gut tun und uns und der ganzen Welt und nach und nach sogar Frankreich selbst.

Das anarchische Frankreich hat seine erste strenge Lehre bekommen, eine drastische Arznei für das kranke Frankreich, und es wird ihm gut tun, wenn es seine Lektion tüchtig lernt. Wenn es sie nicht lernen kann, muß es eine neue erhalten, und wenn nötig, noch einmal eine. Aber endlich muß es seine Lektion lernen. —

Ein bemerkenswertes Mißverständnis in Bezug auf Herrn von Bismarck herrscht noch in England. Fast alle englischen Zeitungen streben offenbar nach seiner richtigen Erkenntnis, aber sie haben sie noch nicht erreicht. Die ständige Parallele, die man vor zehn Jahren überall hören und lesen mußte, von dem unsinnigen Bismarck und seinem ditto König einerseits; Strafford und Karl I. gegen unser

[1]) Siehe oben Seite 509 Anmerkung 2.

Digitized by Google

langes Parlament andererseits; eine Parallele, die etwa gerade so passend ist wie diese, wenn man Alexander den Großen in Parallele stellt mit dem Herzog von Monmouth[1]), — diese ist jetzt verschwunden und man hört nichts mehr von ihr.

Die pathetische Niobe Dänemark, der man grausam ihre Kinder geraubt hat, die gestohlene Kinder und von der Niobe Dänemark sehr schlecht behandelt worden waren, ist auch beinahe verschwunden. Und sie wird vollends ganz verschwinden, wenn man den Fall gründlich kennen wird. Bismarck ist meines Erachtens kein Mann von Napoleonischen Ideen sondern von Ideen, die den Napoleonischen weit über sind. Er zeigt keine unwiderstehliche Ländergier und ist nicht gequält von „gemeinem Ehrgeiz". Sondern er hat Bestredungen, die hoch über Derartigem stehen. Er scheint mir in Wirklichkeit zu streben mit starkem Können und geduldigen, großen, erfolgreichen Schritten nach etwas, was für die Deutschen und alle anderen Menschen von großem Segen ist. Daß das edle, geduldige, tiefe, fromme und solide Deutschland, endlich in ein Volk zusammengeschweißt, Königin des Kontinents werden soll an Stelle des windigen, prahlerischen, gestikulierenden, streitsüchtigen, ruhelosen und überempfindlichen Frankreichs; — dies dünkt mir das verheißungsvollste politische Faktum, das in meinen Tagen sich ereignet hat.

Ich bin Ihr ergebenster Thomas Carlyle.

Dieses hatte also geschrieben im November 1870 ein Greis, dem nur noch 3 Wochen zu 75 Jahren fehlten, und der darnach doch noch 10¼ Jahre gelebt hat. Weil der Brief vor 44 Jahren, als ich ihn bloß aus den Berichten der Zeitungen kennen gelernt hatte, auf mich einen starken Eindruck gemacht hat, so hatte ich ihn demgemäß jetzt auch nicht vergessen. Und weil ich ihn nicht vergessen hatte, so habe ich ihn jetzt übersetzt und hier abgedruckt. Während ich ihn nun in seinem vollen Wortlaut übersetzt habe, bekam ich diesen Eindruck: gegen Frankreich zu grob; für Deutschland zu viel Lob. So ist z. B. das über Richelieus „Verderblichkeit für Deutschlands Seele" zwar sehr gut gesagt. Aber die Seelen der Deutschen, die sich von Richelieu verderben ließen, waren eben zu dieser Verderbnis schon ein Jahrhundert lang präpariert und disponiert durch die Verrätereien, man kann fast sagen: der besten, jedenfalls der energischsten Deutschen zu Frankreich hin; z. B.: Albrecht Alcibiades von Brandenburg-Culmbach; Moritz von Sachsen; Philipp der Großmütige; Sebastian Schärtlin von Burtenbach; Wilhelm von Grumbach. Darauf habe ich schon oben, Seite 507, bei den Blindheimern und Blenheimern hingewiesen.

Und andrerseits sind die Minister, die „in Luftballons aufsteigen, die mit Lügen belastet sind", — also vor allem Gambetta, nach dem 11. November 1870 bis zum Februar 1871, noch sehr ernsthafte Gegner geworden, die sich durch-

[1]) Der Herzog James Monmouth war ein unehelicher Sohn des englischen Königs Karls II. und der Lucy Walters. Nach dem Tode seines Vaters wollte er im Jahr 1685 gegen dessen Bruder, den König Jakob II., selbst König werden. Er brachte ein Heer zusammen, wurde bei Sedgemoore geschlagen und am 15. Juli 1685 enthauptet. Er soll ebenso schön wie tapfer gewesen und mag deshalb vielleicht von Manchen mit Alexander dem Großen verglichen worden sein.

Digitized by Google

aus nicht „mit Schmach bedeckt haben." Kein Deutscher, der jenen Winter miterlebt hat, wird behaupten, die Worte auf Gambettas Denkmal seien übertrieben:

Er hat der Welt gezeigt, was ein großes Volk ist, das nicht untergehen will.

Die Franzosen haben damals Carlyle einen Schotten des Alten Testaments geheißen. Und dies war ja wohl nicht unpassend. Denn seine Sprache erinnert einerseits an die seines schottischen Landsmanns, des Reformators John Knox; andrerseits an die der Propheten des Alten Testaments.

Heute, nach 44 Jahren, ist nun aber das Merkwürdige und Wesentliche dieses: Man sollte meinen, die Wirkung des groben Briefes des Schotten des Alten Testaments auf die Engländer müßte damals die gewesen sein, die mit dem deutschen Sprichwort ausgedrückt wird: allzu scharf macht schartig; oder mit dem französischen: qui trop embrasse mal étreint; oder mit dem englischen: too much cunning undoes. Weit gefehlt! Es kam so, wie es steht in der Biographie Carlyles von J. A. Froude, dem hochangesehenen Geschichtschreiber Englands:

Das Schreiben erschien Mitte November und beruhigte die hochgehenden Wogen, die sonst hätten gefährlich werden können, sofort. Wir machen uns nicht viel aus Gefahren, denen wir entgangen sind; aber die besser Unterrichteten allerwärts fühlten, daß Carlyle der Sache der Gerechtigkeit in Europa durch diesen Brief einen höchst wichtigen Dienst geleistet habe. Carlyles Brief hatte in der Tat vollständig seinen Zweck erfüllt. Man redete nicht mehr von englischer Einmischung, Monsieur Thiers kam, um Hilfe zu erbitten (wenn nicht materielle Unterstützung, so doch moralische); aber wir mußten ablehnen, und Frankreich wurde seinem Schicksal überlassen.

So gleichgültig waren also damals die Engländer gegen das, was ihr Marineminister Churchill jetzt heißt: „die grausamen Bedingungen, welche Deutschland im Jahr 1871 Frankreich aufgezwungen hat." — Und daß die Engländer mit dieser Gleichgültigkeit uns Deutschen sehr genützt und den Franzosen sehr geschadet haben, dies geht am deutlichsten hervor aus vielen Äußerungen Bismarcks, der dies am besten wissen mußte z. B.:

Anrede an die deutschen Studenten in Friedrichsruh am 1. April 1895. Ich möchte vor allen Dingen die jungen Herrn bitten: geben Sie sich dem deutschen Bedürfnis der Kritik nicht allzusehr hin, akzeptieren Sie, was uns Gott gegeben hat und was wir mühsam unter dem bedrohenden — Angriff kann ich nicht sagen aber — Gewehranschlag des übrigen Europa ins Trockne gebracht haben. Es war nicht so ganz leicht. Wären wir vor den europäischen Seniorenkonvent vor Abschluß unserer französischen Angelegenheit zitiert worden, wir wären lange nicht so gut weggekommen, wie es geschehen ist, und meine Aufgabe ist es gewesen, dies nach Möglichkeit zu verhindern.

Daß Bismarck vor den Studenten die Diplomaten mit dem studentischen Senioren-Convent oder: S. C. verglichen hat, war ein netter Zug. Er hat diesen Ausdruck auch sonst gerne so verwendet. Z. B.:

Ansprache auf dem Markt zu Jena am 31. Juli 1892, wo ja auch viele Studenten waren: Wir mußtem dem Krieg mit Österreich den mit Frankreich folgen lassen,

Digitized by Google

denn wir brauchten zu unsern Einrichtungen nicht bloß die Zustimmung Österreichs, sondern auch die des ganzen europäischen Seniorenkonvents.

In dem Seniorenkonvent des Winter-Semesters 1870/71 hätte der englische Senior selbstverständlicherweise besonders unangenehm werden können. Und daß er dies nicht geworden ist, dies hat nach der bestimmten Angabe des englischen Geschichtschreibers Froude wesentlich auch Carlyles Brief bewirkt.

Das Buch von Froude ist in London nach Carlyles Tod in den Jahren 1882 und 83 geschrieben worden und im Jahr 1884 dort im Buchhandel erschienen. Sein Verfasser war damals 64 Jahre alt. In England hat damals niemand seinen Sätzen widersprochen. Alles war offenbar mit Froude darin einverstanden, daß es so am besten war; und daß es wesentlich auch durch Carlyles Verdienst auf diese Weise gut abgegangen war.

Auch im Februar 1881, bei Carlyles Tod, konnte man nichts davon bemerken, daß der Fünfundachtzigjährige bei seinen Landsleuten in Mißkredit geraten wäre wegen seiner starken Germanophilie, an der er bis zu seinem Tode festgehalten hatte. Im Gegenteil: gerade bei seinem Tod wollten ihn seine Landsleute am meisten ehren. Darüber berichtet Froude dieses:

Carlyle hatte vorausgesehen, daß ein Versuch gemacht werden würde, ihm eine ehrenvollere Ruhestätte in der Westminster-Abtei anzubieten, und sich aus mehreren Gründen, unter anderen deshalb, weil er Teile des englischen Begräbnisritus nicht billigte, dem widersetzt. So wurde er denn nach eigener Bestimmung da beigesetzt, wo seine Eltern schliefen, und wohin er so oft während seiner Lebzeiten fromme Pilgerfahrten unternommen hatte: im alten Kirchhof zu Ecclefechan in Schottland.

Dekan Stanley schrieb mir nach Carlyles Tod und bot mir in den wärmsten Ausdrücken die Westminster-Abtei an. Als ich ihm sagte, es sei anders bestimmt, bat er darum, den Sarg auf seinem Wege nach Schottland wenigstens eine Nacht in der Abtei aufstellen zu dürfen. Aber auch dieses mußten wir ablehnen. Am nächsten Sonntag predigte Stanley selbst tiefbewegt über Carlyles Charakter und sein Werk und zitierte in seiner Predigt eine schöne Stelle, die ich ihm aus den letzten Tagebüchern gegeben hatte. Nachher spielte die Orgel, gleichsam als Englands Lebewohl, den großartigen und majestätischen Trauermarsch aus Saul.

Das Oratorium Saul ist bekanntlich von dem deutschen Georg Friedrich Händel aus Halle an der Saale. Dieser hat auch nach dem 27. Juni 1743 das Dettinger Tedeum (siehe oben Seite 507) für die Engländer komponiert, welches bei ihnen heute noch sehr beliebt ist. Man kann sagen, daß das Lebewohl aus dem Oratorium Saul ein deutsch-englisches war und damit für den germanophilen Schotten besonders passend.

Vor einigen Jahren las ich dann in deutschen Zeitungen, es stehen in englischen Zeitschriften Aufsätze, deren Motto und Sinn sei: Ceterum censeo Germaniam esse delendam. Das lautete also noch schärfer und gröber gegen Deutschland, als Carlyle seinerzeit gegen Frankreich gepredigt hatte. Denn delíren

Digitized by Google

wollte Carlyle ja Frankreich nicht. Sondern er hat ihm nur Moral in schottischem und alttestamentlichem Stil gepredigt. Ich war so an Carlyles Liebe zu Deutschland und an den Beifall, den diese seinerzeit in England gefunden hatte, gewöhnt, daß ich die delenda Germania für eine Übertreibung unserer deutschen Zeitungen gehalten habe. Jetzt im November 1914 muß ich aber wohl auch daran glauben, daß die Germanophilie aus Carlyles Zeiten umgeschlagen ist in ein wahres Delirium des Delirens gegen das „edle, geduldige, tiefe, fromme und solide Deutschland".

Die Gründe dieses Umschlags müssen die Engländer am besten kennen. Spuren sind vielleicht doch auch schon bei Carlyle erkennbar. Denn das „edle, geduldige" usw. Deutschland durfte doch wohl auch nach Carlyle bloß „Königin des Kontinents" werden. Siehe oben Seite 509 und 516.

Und wenn Carlyle einen Brief zu schreiben gehabt hätte erst zu einer Zeit, als Deutschland auch schon zur See etwas gelten wollte; — dann hätte vielleicht auch er diesen Willen für einen „teuflischen" und für „ein phantastisches Trugbild der Hölle" erklärt, im Stil des Puritanismus und des Alten Testaments. Denn wahrscheinlich kann kein Engländer aus dieser seiner Haut fahren und: Britannia rules the waves exclusively; ohne diesen Spruch kann wahrscheinlich kein Engländer leben.

Ob der Spruch des alten Cato in seiner englischen Anwendung auf Deutschland so wahr werden soll, wie er vor 2000 Jahren an Karthago wahr geworden ist? — dies wird heute im November 1914, 44 Jahre nach Carlyles Brief, niemand mit Sicherheit voraussagen können. Dies wird nur der Gott der Schlachten entscheiden können, den ja die frommen Engländer auch heftig anrufen. Aber etwas Ominöses an dem Spruch ist jedenfalls dieses: Vor 2000 Jahren hat der Spruch geheißen: Carthaginem esse delendam. Und als solcher ist er in Erfüllung gegangen. Nun hat aber England mit Carthago ein gemeinsames Merkmal, welches durch zwei geflügelte Worte beiden aufgeprägt ist als Ausdruck der communis opinio. Nämlich genau so sprichwörtlich wie die fides Punica im Altertum gewesen ist, genau so ist es das perfide Albion in der Neuzeit geworden. Und dies hat etwas Ominöses. Deutschland ist in Bezug auf die fides besser daran. Denn die deutsche Treue, von der man ja auch viel hört und liest, hat noch niemand ironisch auffassen können, so wie es bei der fides Punica gemeint war. Eine bemerkenswerte Analogie zwischen Hannibal vor 2000 Jahren und Lord Kitchener heute ist auch diese: Jener brachte Elephanten nach Italien, dieser Indier nach Flandern.

Schiller hat im Jahre 1801 diesen Vers gedichtet:

Seine Handelsflotten streckt der Brite
Gierig wie Polypenarme aus,
Und das Reich der freien Amphitrite
Will er schließen wie sein eignes Haus.

Digitized by Google

Ferner: ein französischer Dichter, dessen Namen ich vergessen habe, hat etwa um das Jahr 1780 diesen Vers gemacht:

Le trident de Neptun est le sceptre du monde.

Dieser Vers des Franzosen gefiel den englischen Ministern so gut, daß sie ihm für den einzigen Vers eine Pension auf Lebenszeit zahlten. Er wohnte in Paris und holte seine Pension am ersten jedes Monats pünktlich auf der englischen Botschaft ab. Wenn ihm da jemand begegnete, sagte er: Je touche mon vers. Das hieß: Ich hole das Geld für meinen Vers. Aus dieser Geschichte kann man den Schluß ziehen: die englischen Minister müssen es als ganz selbstverständlich betrachtet haben, daß Neptuns Dreizack ihnen sozusagen in Erbpacht gegeben sei. Und dieser Glaube wird auch heute noch, nach 100 und mehr Jahren, eine der stärksten Ursachen des jetzigen Krieges sein.

Der furor teutonicus, von dem Bismarck am 6. Februar 1888 im Reichstag sprach; — von diesem furor liest man jetzt in allen Zeitungen, deutschen, französischen, englischen, neutralen: er breche mit besonderer Stärke aus gegen die Engländer. Selbst in meiner friedlichen ländlichen Umgebung höre und sehe ich nichts anderes. Gestern traf ich einen Nachbarn, einen alten Bauern, auf seinem Acker, den er mit seinem Sohn pflügte. Er erzählte, wie es ihm im Siebziger Krieg gegangen sei, und wie es jetzt mit seinem Sohn in diesem Krieg sei. Der Sohn ist ein sehr fester Jüngling: ein Bärenkerl, wie man bei uns sagt. Und ich fragte verwundert: warum ist er denn nicht schon im Krieg? Da sagte der Vater: Der wird erst einberufen, wenn wir fertig sind mit der Feldarbeit. Ich fand das praktisch. Und nun dachte ich, der Vater werde sich in seiner ländlichen Phantasie den Sohn im nächsten Frühjahr in Frankreich kämpfend vorstellen, so wie es mit ihm selbst vor 44 Jahren gewesen war. Der Vater gebrauchte den anschaulichen Ausdruck: vor Paris habe ich meinen Kopf den Franzosen hingehalten. Da sagte ich: dort muß der Bub auch den seinen hinhalten. Aber er sagte mit dem zähen Eigensinn des fränkischen Bauern: Nein! mein Bub muß nach England. Ich sagte ihm: das ist aber nicht so einfach. Das Wasser hat keine Balken. Aber er blieb fest dabei: Mein Bub muß nach England. — Diese Richtung des furor teutonicus gerade auf England ist eigentlich schwer erklärbar. Denn mein ländlicher Nachbar hatte bis vor drei Monaten kaum etwas von den Engländern, viel aber aus eigener Erfahrung von den Franzosen gewußt. Mir scheint es aber auch hier so zu sein: der Instinkt für die fides Punica des perfiden Albion ist selbst bei dem schlichten Landmann jetzt stark geworden, dem doch das Meer und die „Seegeltung" und die industrielle Konkurrenz fern liegen. Aber: deutsche Treue gegen englische Falschheit! so denkt heute auch der deutsche Landmann fern von der See.

Vielleicht hat auch Goethe an die englische Falschheit gedacht, als er über böse Geister Faust, 1. 787, geheimnisvoll dieses dichtete:

Digitized by Google

Sie stellen wie vom Himmel sich gesandt
Und lispeln englisch, wenn sie lügen.

Lispeln sie angelice? oder anglice? Dachte Goethe an die Zweideutigkeit des deutschen Wortes? wegen deren unser katholisches Volk auch oft im Unklaren ist, wenn es einerseits den englischen Gruß betet und andrerseits seine Töchter zu den englischen Fräulein schickt. Goethe muß die Verse gedichtet haben zwischen 1790 und 1808. Denn in dem Faust von 1790 stehen sie noch nicht sondern erst in dem von 1808.

Würde Carlyle, wenn er heute noch leben könnte und wenn er die Rede des jungen Churchill hätte lesen können, auch heute noch dieses schreiben, wie er es drei Jahre vor dem Siebziger Krieg, im August 1867, geschrieben hat?

Kein Engländer wagt mehr die Wahrheit zu glauben. Seit 200 Jahren[1]) ist er eingehüllt in Lügen jeder Art. Ein feines Gift der Lüge durchdringt die Gesellschaft. Wir sind ein Volk, versunken in Heuchelei, durchdrungen von ihr bis auf die Knochen.

Oder wäre es so, wie ich es angedeutet habe oben auf Seite 519?

In den letzten Tagen las ich diesen Satz:

Paul Rohrbach. Warum es der deutsche Krieg ist? Stuttgart-Berlin 1914. Seite 12: Damit begannen im Jahre 1912 die berühmten, zweieinhalb Jahre hindurch fortgesetzten deutsch-englischen Ausgleichsverhandlungen, von denen man heute noch nicht sagen kann, ob die englische Regierung sie von Anfang an als eine bloße Falle für uns gemeint hat, um uns in Sicherheit zu wiegen, bis der Überfall um so plötzlicher und wirksamer ausgeführt werden könne, oder ob man ehrlich das Ziel einer gegenseitigen Interessenabgrenzung verfolgt hat, die beiden Teilen gerecht werden sollte.

Wenn ein erfahrener Politiker sich so zweifelnd ausspricht, so kann ich, der ich nichts von Politik verstehe, es noch viel weniger wissen.

Jetzt empfinde ich aber Gewissensbisse darüber, daß ich als Würzburger Mediziner so viele Allotria getrieben und geschrieben habe. Ich will deshalb zum Schluß noch etwas anfügen, was wenigstens für den Würzburger kein Allotrion ist, wenn auch für den Mediziner. Gerade an dem Tage, an dem mein ländlicher Nachbar seinen Buben so hartnäckig nach England haben wollte, fiel mir diese Merkwürdigkeit für Würzburg aus Carlyles Werken in die Hand:

Den Niagara hinab und was dann? Macmillans Magazine August 1867: In meiner Jugend — erzählte neulich einer meiner treuesten und gescheitesten deutschen Freunde, ein guter Beobachter und ein gleich guter Freund von seinem und meinem Vaterland; — zu meiner Knabenzeit vor 50 Jahren in Würzburg, wenn man da in einen Kaufladen ging, sagten einem kluge Leute: wenn du einen englischen Artikel finden kannst, kaufe ihn! Er ist ein paar Kreuzer teurer. Aber er wird sich als etwas Gutes, Zuverlässiges und Brauchbares erweisen, als ein nützlicher Diener und Freund auf lange. Kaufe ihn ja! — Und jetzt — fuhr er fort; — gerade das Gegenteil rät man einem in Würzburg: kaufe keinen englischen Artikel! Er ist ein paar Kreuzer billiger. Aber es ist nur ein geschickter Betrug gegenüber von der deutschen Ware. Kaufe deshalb den englischen Artikel ja nicht! — Beides waren gute Ratschläge. Der erste war vor 50 Jahren gut; der zweite ist es jetzt.

[1]) Daß Carlyle im Jahre 1867 gerade „seit zweihundert Jahren" gesagt hat, dies hängt damit zusammen, daß er die Stuartsche Restauration des Jahres 1660 immer als etwas besonders Lügenhaftes betrachtet hat.

Digitized by Google

Der Freund aus Würzburg hieß Joseph Neuberg. Er hatte Carlyles Friedrich den Großen in das Deutsche übersetzt und noch manches andere von Carlyle. Auch war er Carlyles Reisebegleiter auf seinen zwei Reisen nach Deutschland gewesen. — Es ist auffallend, daß Carlyle dies schon im Jahr 1867 geschrieben hat. Denn damals waren die englischen Artikel in Süddeutschland noch sehr geschätzt. In diesem Punkt wäre also Carlyle mit seinem Würzburger Freunde damals mehr ein Prophet für die Zukunft gewesen als ein Kritiker der damaligen Gegenwart. Denn das, was er also schon im Jahre 1867 geschrieben hat, war allerdings eine merkwürdige Prophezeiung in dieser Richtung: man liest und hört jetzt überall, die Engländer wollen hauptsächlich deshalb die Germania delitren, weil sie ihre Konkurrenz in Handel und Industrie vernichten wollen. Wenn dem so wäre, dann könnte man das, was Carlyle am 11. November 1870 den Franzosen gepredigt hat, nämlich daß sie uns Deutschen die Fenster zahlen müssen, die sie uns eingeschlagen haben; — auf die Engländer so anwenden: sie haben uns die Ladenfenster unserer Geschäftshäuser eingeschlagen, um diese Häuser zu ruinieren. Die Franzosen hätten im Übermut und Mutwillen zugeschlagen, so wie manchmal Studenten Fenster einschlagen; die Engländer aber in ruhigem, geschäftlichem Kalkül, weil sie gemeint hätten, es gehe nicht mehr anders. Würde Carlyle heute seinen Landsleuten die Pflicht des Ersatzes predigen auch für die eingeschlagenen Ladenfenster, wenn er mit 119 Jahren noch predigen könnte? Diese Frage kann niemand bestimmt beantworten. Aber daß Winston Churchills „grausame Bedingungen vom Jahre 1871" den damaligen Engländern merkwürdig gleichgültig waren; dies kann ich bestimmt behaupten auf Grund dessen, was ich oben abgedruckt habe.

Postskriptum.

Als ich das Vorstehende fertiggeschrieben hatte und es gerade abschicken wollte, kam mir durch einen Zufall noch die Nummer der Times vom 18. November 1914 vor Augen. Dies war der Jahrestag des Erscheinens von Carlyles Brief. Und in dieser Nummer vom 18. November 1914 standen jetzt ganz sonderbare Betrachtungen über das, was in der Nummer vom 18. November 1870 gestanden war. Ich habe sie jetzt auch übersetzt. Und wenn ich den Eindruck bekäme, daß man an dem Vorstehenden Interesse hätte, so würde ich diese Übersetzung und was mir dabei noch weiter eingefallen ist, in einiger Zeit auch den S. M. übergeben.

Digitized by Google

Die Gefahr für England und wie sie von Kapitän Joh. Sirius ausgenützt wurde.

Erzählung von A. Conan Doyle

(Verfasser von „Der Deutsche Einfall nach England" und von den Sherlock Holmes-Geschichten).

Ein Zufall spielte mir im Juli auf dem Bahnhof in München das in London erscheinende „Strand Magazine" in die Hände, die Ausgabe vom Juli 1914.

Zur Anpreisung war schon auf dem Umschlag auf den Hauptschlager hingewiesen: „Die Gefahr!", eine Geschichte von Englands Gefährdung, erzählt von A. Conan Doyle.

Der Verfasser ist auch in Deutschland wohlbekannt durch seine Sherlock Holmes-Geschichten, etwas weniger durch die Erzählung „Der Einfall der Deutschen in England", in der er schon vor Jahren die Deutschen als Barbaren schilderte. Auch die vorliegende Erzählung sollte die Engländer zu Vorsichtsmaßregeln aufrütteln, um für einen Krieg mit Deutschland gerüstet zu sein.

Da zum Schluß der Erzählung noch eine Sammlung von Äußerungen englischer Sachverständiger nachfolgt, denen sie zur Begutachtung vorgelegt wurde, so bietet das Ganze, das ich hier in Übersetzung vorlege, ein Bild der Denkweise eines großen Teils der maßgebenden Kreise in England.

Karlsruhe, im Dezember 1914. K. Fr. Eisenlohr.

Es ist sonderbar, daß die Engländer, die im Rufe stehen ein praktisches Volk zu sein, niemals die Gefahr erkannten, der sie ausgesetzt waren. Jahre hindurch gaben sie nahezu 2000 Millionen für Heer und Flotte aus. Zahllose Panzerschiffe, von denen eines 40 Millionen kostete, liefen vom Stapel. Ungeheure Summen wurden für Kreuzer ausgeworfen und ihre Torpedo- wie ihre Unterseebootflotte war außergewöhnlich stark. Auch die Luftflotte war durchaus nicht vernachlässigt und besonders stark an Wasserflugzeugen. Ebenso war das Landheer vorzüglich und, obwohl an Zahl gering, das teuerste in Europa. Und dann, als die Schicksalsstunde kam, war diese gewaltige Macht völlig wertlos. Die Niederlage der Engländer hätte nicht größer und schneller sein können, wenn England kein einziges Panzerschiff, keinen einzigen Soldaten gehabt hätte. Und all dies konnte ich, Kapitän Johann Sirius, vollbringen, ich der Kapitän eines der kleinsten Staaten Europas, mit einer Flotte, deren Gesamtwert nur 36 Millionen Mark betrug.

Ich will Sie nicht mit der Erzählung der Grenzstreitigkeiten in unserer Kolonie, die durch den Tod zweier Missionare an Schärfe gewann, aufhalten. Mit diplomatischen Fragen beschäftigt sich ein Seeoffizier wenig. Es war bereits von England ein Ultimatum gestellt, als meine Tätigkeit begann. Admiral Horli war zum König befohlen worden und bat, daß ich ihn begleiten dürfe, da er zufällig wußte, daß ich die schwache Stelle Englands kannte und auch wissen werde dies auszunützen. Bei der Beratung waren wir nur zu viert, der König, der Minister des Auswärtigen, Admiral Horli und ich. Das Ultimatum war in 48 Stunden abgelaufen.

Ich verrate kein Staatsgeheimnis, wenn ich Ihnen sage, daß der König und der Minister für Nachgeben waren. Sie sahen keinen Weg, gegen den mächtigen Großstaat England sich aufzulehnen. Der Minister hatte bereits

Digitized by Google

die zusagende Antwort auf die englischen Bedingungen aufgesetzt und der König hatte sie vor sich liegen. Ich sah, wie ihm beim Lesen vor Scham und Ärger die Tränen über die Backen liefen.

„Ich fürchte, es gibt keine andere Möglichkeit, Majestät", sagte der Minister. „Unser Gesandter in London sendet uns soeben einen Bericht, wonach Volk und Presse einiger sind als je. Die Stimmung ist gewaltig gegen uns, besonders seit Malort die englische Flagge herunterriß. Wir müssen nachgeben."

Der König sah traurig Admiral Horli an. „Wie stark ist Ihre Flotte, Admiral?" frug er.

„Zwei Linienschiffe, vier Kreuzer, zwanzig Torpedoboote und acht Unterseeboote", war die Antwort des Admirals.

Der König schüttelte den Kopf.

„Es wäre Wahnsinn, sich zu widersetzen," sagte er.

„Bevor jedoch Majestät eine Entscheidung treffen," sagte der Admiral, „bitte ich Kapitän Sirius anzuhören, der einen wohlüberlegten Schlachtplan gegen England hat."

„Unsinn", sagte der König ungeduldig, „was soll es für einen Wert haben, oder bilden Sie sich vielleicht ein, die mächtige englische Flotte schlagen zu können?"

„Majestät," antwortete ich, „ich setze mein Leben daran, in einem Monat oder höchstens in sechs Wochen das stolze England auf die Knie zu zwingen, wenn Majestät meinem Rat folgen."

Die Zuversicht in meiner Stimme erregte die Aufmerksamkeit des Königs.

„Sie scheinen sehr viel Selbstvertrauen zu besitzen, Kapitän Sirius."

„Ich bin meiner Sache sicher, Majestät."

„Nun denn, so tragen Sie uns Ihren Plan vor."

„Ich schlage vor, unsere gesamte Flotte unter den Schutz der Forts von Blankenberg zu bringen und noch durch eine Barre gegen Angriffe zu schützen. Dort kann sie bleiben bis der Krieg zu Ende. Die acht Unterseeboote bitte ich dagegen zu meiner freien Verfügung unter meinen Befehl zu stellen."

„Ah, Sie wollen die englischen Schlachtschiffe mit Unterseeboten angreifen?"

„Majestät, ich werde mich nie an ein englisches Kriegsschiff heranwagen."

„Und weshalb?"

„Sie könnten mir einen Schaden zufügen, Majestät."

„Was, Sie als Seemann fürchten sich?"

„Mein Leben gehört dem Vaterland, das gilt nichts. Aber diese acht Schiffe — alles hängt von ihnen ab. Ich darf sie nicht aufs Spiel setzen. Nichts wird mich zu einem Kampf verleiten."

„Was wollen Sie aber dann tun?"

„Das will ich Majestät gerne vortragen." Und ich tat's, eine halbe Stunde sprach ich. Mein Vortrag war klar und überzeugend, denn manche stille Stunde hatte ich zur Ausarbeitung des Planes bis in jede Einzelheit verwandt. Ich fesselte meine Zuhörer, der König verlor mich keinen Augenblick aus den Augen, der Minister saß da wie versteinert.

„Sind Sie Ihrer Sache gewiß?"

Digitized by Google

„Durchaus, Majestät!"

Der König erhob sich.

„Geben Sie keine Antwort auf das Ultimatum", sagte er. „Geben Sie den Landständen bekannt, daß wir trotz der Drohung fest bleiben. Admiral Horli, Sie tun alles, was Kapitän Sirius zur Ausführung seines Plans verlangt. Kapitän Sirius, Sie haben freie Hand, führen Sie aus, was Sie gesagt haben. Ihr König wird wissen, wie er Ihnen zu danken hat."

Ich will Sie nicht mit den Maßnahmen aufhalten, die in Blankenberg getroffen wurden, Sie wissen das Ergebnis; Blankenberg war eine Woche nach der Kriegserklärung mit der Flotte zerstört. Ich will mich auf die Schilderung meiner eigenen Tätigkeit beschränken, die zu solch rühmlichem und erfolgreichem Ende führte.

Meine acht Unterseeboote, Alpha, Beta, Gamma, Theta, Delta, Epsilon, Jota und Kappa sind so weltberühmt geworden, daß die Leute glauben, sie seien irgend außergewöhnlich in Form und Leistungsfähigkeit. Das ist nicht der Fall. Vier von ihnen waren allerdings neuester Bauart, doch gab es ihnen ebenbürtige, wenn auch nicht überlegene. Dagegen waren Alpha, Beta, Gamma und Theta durchaus keine neuen Boote, entsprachen den Booten der alten F-Klasse der Britischen Flotte mit einer Wasserverdrängung von 800 Tonnen, mit schweren Ölmaschinen von 1600 PS und einer Oberflächengeschwindigkeit von 18 Knoten und untergetaucht von 12 Knoten. Sie waren 186 Fuß lang und 24 Fuß breit. Sie hatten einen Wirkungskreis von 4000 Meilen und konnten neun Stunden unter Wasser bleiben. 1915 galten sie für das Beste, was es gab, die neuen Boote übertrafen sie aber in jeder Richtung. Ohne Sie mit Einzelheiten aufzuhalten, will ich nur feststellen, daß sie etwa 25 Prozent besser waren als die alten und verschiedene Hilfsmaschinen besaßen, die bei den anderen fehlten. Auf meine Veranlassung führten sie statt acht der sehr großen Backdorf-Torpedos, die 19 Fuß lang sind, eine halbe Tonne wiegen und eine Ladung von 200 Pfund Schießbaumwolle haben, 18 aber kaum halb so große Torpedos. Meine Absicht war dabei, die Boote unabhängiger von ihrem Stützpunkt zu machen.

Selbstverständlich war ein Stützpunkt unbedingt erforderlich und meine Vorbereitungen galten in erster Linie diesem Punkt. Blankenberg war der letzte Platz, der in Frage kam. Wozu brauchte ich einen Hafenplatz? Ein Hafen wurde sicher überwacht oder gar genommen. Jeder andere Küstenort tat dieselben Dienste. So wählte ich schließlich eine Villa, nahezu 5 Meilen vom nächsten Dorf und 30 Meilen vom nächsten Hafen entfernt. Dorthin ließ ich heimlich bei Nacht Öl, Ersatzteile, weitere Torpedos, Akkumulatoren, Ersatzperiskope, kurz alles, was zur Ausbesserung erforderlich werden konnte, bringen. Die kleine weiße Villa eines kleinen Kaufmannes, der sein Geschäft aufgegeben hatte, war der Stützpunkt, von dem aus ich England bekriegte.

Die Schiffe lagen noch in Blankenberg. Die Besatzung arbeitete mit Eifer für die Verteidigung und sie brauchten nur nach der See zu sehen, um zu neuem Eifer angespornt zu werden. Die britische Flotte sammelte sich bereits. Das Ultimatum war noch nicht abgelaufen, doch war es klar, daß in dem Augenblick, in dem es abgelaufen war, der erste Schuß fallen

Digitized by Google

werde. Vier Flieger kreisten in gewaltiger Höhe und überwachten unsere Arbeiten. Vom Leuchtturm aus zählte ich 30 Linienschiffe und Kreuzer mit einer ganzen Anzahl Fischerbooten, mit denen die Engländer durch Minenfelder vordringen. Der Hafeneingang war buchstäblich übersät mit 200 Minen, der Erfolg zeigte jedoch, daß sie nicht genügten, den Feind abzuhalten, denn schon nach drei Tagen waren Stadt und Flotte zerstört.

Doch ich wollte ja nicht den Verlauf des ganzen Krieges Ihnen schildern, sondern nur soweit ich dabei beteiligt war und schließlich so glänzenden Erfolg hatte. Mein erstes war, die vier älteren Boote sofort zu dem gewählten Stützpunkt zu senden. Dort sollten sie untätig auf dem Grund zwanzig Fuß unter Wasser warten und nur bei Nacht auftauchen. Meine strengsten Befehle gingen dahin, auch bei günstigster Gelegenheit nichts gegen den Feind zu unternehmen. Ihre ganze Aufgabe war, unversehrt und unbemerkt zu bleiben und weitere Befehle abzuwarten. Nachdem ich dies dem Führer der kleinen Reserve-Flotte klargemacht, es war Kapitän Panza, nahm ich mit herzlichem Händedruck von ihm Abschied und übergab ihm noch ein Schreiben, in dem ich allgemeine Verhaltungsmaßregeln und Richtlinien für alle Fälle niedergelegt hatte.

Meine ganze Aufmerksamkeit richtete ich nun auf meine eigene Flotte, die ich in zwei Divisionen teilte, ich selbst übernahm Jota und Kappa, während Kapitän Miriam den Oberbefehl über Delta und Epsilon erhielt. Sein Tätigkeitsfeld sollte der Ärmelkanal sein, während ich mir die Meerenge bei Dover vorbehielt. Ich erklärte ihm meinen ganzen Kriegsplan. Dann sah ich nach, ob jedes Boot mit allem Erforderlichen ausgerüstet war. Ein jedes führte 40 Tonnen Öl für Überwasserfahrt und zum Betrieb der Dynamos für elektrischen Antrieb unter Wasser. Zudem hatte jedes 18 der vorerwähnten Torpedos und 500 Schuß für die Zwölfpfünder-Schnellfeuerkanone, die wir an Deck mitführten, und die bei Fahrten unter Wasser in einem wasserdichten Tank verschwand. Wir hatten Ersatzteleskope und einen Mast für drahtlose Telegraphie mit, der gegebenenfalls auf dem Aufsteigturm aufgestellt werden konnte. Wir führten Proviant für 16 Tage für die zehn Mann Besatzung, die jedes Boot hatte. Das war die Ausstattung der vier Boote, die berufen waren, den ganzen Wert der britischen Flotte zunichte zu machen. Bei Sonnenuntergang desselben Tages, — es war der 10. April, — fuhren wir zu unserer unvergeßlichen Fahrt aus.

Miriam war bereits nachmittags abgedampft, da sein Weg zu seinem Bestimmungsplatz so viel weiter entfernt war. Stephan, der Führer der Kappa, fuhr gleichzeitig mit mir ab, doch es war uns klar, daß unsere Arbeit sofort begann, sobald sich die Einsteigluke in den ruhigen Wassern des Blankenberger Hafens über uns schloß, und daß wir leicht uns niemals wiedersehen würden, obgleich wir in denselben Gewässern wirken sollten. Wir winkten uns von den Seitenfenstern unserer Beobachtungstürme aus noch gegenseitig zu. Dann gab ich den Befehl — wir waren bereits untergetaucht — „Volldampf voraus".

Am Kopf der Mole tauchte ich tiefer. Durch den Ausguck sah ich, wie das helle Grün des Wassers sich in dunkles Blau wandelte, während der Manometer vor mir 20 Fuß Tiefe anzeigte. Ich tauchte tiefer bis auf 40,

Digitized by Google

um unter den englischen Kriegsschiffen durchzufahren, obwohl ich damit Gefahr lief, an die Vertäuung unserer eigenen Minen zu geraten. Dann brachte ich es in normale Tiefe und das ruhige Summen meiner Maschine war Musik für mein Ohr, bei dem Bewußtsein mit einer Geschwindigkeit von 12 Meilen die Stunde an solch ein Werk zu fahren.

In dem Augenblick, als ich bei der Beobachtung der Tiefenzeiger war, hätte ich die Schatten der feindlichen Schiffe über mir wahrnehmen können, wäre der Turm über mir von Glas gewesen. Neunzig Minuten hielt ich Kurs westwärts, dann brachte ich, ohne die Wassertanks zu leeren, das Boot an die Oberfläche. Die See rollte und der Wind wuchs, so wagte ich es nicht, die Lucke lange geöffnet zu lassen. Aber über die Wellenkämme konnte ich einen Blick zurück nach Blankenberg werfen und sah die Schornsteine und Verdecke der feindlichen Flotte, dahinter den Leuchtturm und das Schloß, alles getaucht in die rote Glut der untergehenden Sonne. In diesem Augenblick erdröhnte ein Kanonenschuß und ein zweiter. Ich sah nach meiner Uhr, es war sechs Uhr, das Ultimatum war abgelaufen, wir waren im Krieg.

Kein Schiff war in der Nähe, so leerte ich denn die Tanks und brachte das Boot ganz an die Oberfläche, da die Geschwindigkeit so fast die doppelte ist, als bei Fahrt unter Wasser. Die ganze Nacht fuhren wir südwest mit einer Durchschnittsgeschwindigkeit von etwa 18 Knoten. Es war fünf Uhr morgens als ich, auf der schmalen Brücke stehend, fern im Westen die schwachen Lichter der Küste von Norfolk sichtete. „Nun John Bull", sagte ich bei deren Anblick, „du sollst eine Lehre erhalten und ich will dein Lehrmeister sein. Halte deine Augen offen und treibe weniger Parteipolitik, das ist mein Rat." Mitleid beschlich mich, als ich an die Massen hilflosen Volks dachte, Bergleute von Yorkshire, Weber von Lancashire, Metallarbeiter aus Birmingham, Hafenarbeiter und Handwerker aus London, über all diese sollte ich die Hungersnot bringen. Ich sah die abgemagerten Hände sich mir flehend um Brot entgegenstrecken und ich stieß sie hart zurück. Doch Krieg ist Krieg und der Narr zahlt den Preis.

Kurz vor Tagesanbruch sah ich west-süd-west auf unserer Steuerbordseite die Lichter einer größeren Stadt, es muß Yarmouth gewesen sein. Ich steuerte seewärts, denn die Küste ist dort gefährlich mit vielen Untiefen. 5 Uhr 30 waren wir beim Lowestoft-Leuchtschiff. Der Wächter gab Lichtsignale, die in dem Dunst, der über dem Wasser lag, in fahlem Schimmern dahinschwanden. Ziemlich viele Schiffe lagen in der Nähe, meist Fischerboote und kleine Küstendampfer, ein großer Dampfer am Horizont im Westen und ein Torpedojäger zwischen uns und der Küste. Er konnte uns nicht gefährlich werden, doch hielt ich es für besser, daß wir nicht gesehen würden, füllte meine Tanks und sank auf zehn Fuß Tiefe. Ich war erfreut festzustellen, daß wir in 150 Sekunden untertauchten. Die Rettung des Boots kann davon abhängen, wenn es von einem schnellfahrenden Schiff überrascht wird.

Wir waren nun nur noch wenige Stunden von unserem Bestimmungsplatz, wo wir kreuzen wollten, so legte ich mich etwas und überließ Bornal die Führung. Als er mich weckte, fuhren wir über Wasser und waren an der Küste von Essex bei Maplin Sands. Mit der erfreulichen Offenheit,

Digitized by Google

die für die Engländer bezeichnend ist, hatten sie durch ihre Presse uns mitgeteilt, daß sie die Meerenge bei Dover durch Torpedoboote abgesperrt hatten, um die Durchfahrt von Unterseebooten zu verhindern, was ungefähr dem Versuch gleichkommt, Aale in einem Fluß durch schwimmende Balken einzuschließen. Ich wußte, daß Stephan, dessen Bestimmungsort am Westende des Solent lag, ohne Schwierigkeit sein Ziel erreichen konnte. Mein Wirkungsfeld war die Themsemündung, und ich war am Ziel mit meiner kleinen Jota, meinen 18 Torpedos, meiner Schnellfeuerkanone, und vor allem mit einem klaren Plan, was zu tun sei und wie es auszuführen.

Als ich meinen Platz im Auslug wieder einnahm, sah ich durch's Periskop — wir waren untergetaucht — ein Leuchtschiff nur wenige Meter von uns am Eingang zum Hafen. Zwei Mann saßen auf der Reeling, aber keiner von ihnen sah den kleinen Stab, der so nahe bei ihnen aus dem Wasser ragte. Es war ein wundervoller Tag für Unterseebootsunternehmungen, die See bewegt genug, um uns schwer finden zu lassen und doch glatt genug, um einen guten Rundblick zu gewähren. Jedes meiner Periskope hatte einen Sehwinkel von 60 Grad, so daß ich mit ihnen einen Halbkreis übersehen konnte. Zwei englische Kreuzer dampften eine halbe Meile von mir von der Themse nordwärts. Ich hätte sie mit Leichtigkeit angreifen können, aber ich blieb bei meinem Plan. Weiter südlich steuerte ein Torpedojäger westwärts nach Sheerneß. Ein Dutzend kleiner Dampfer fuhr in der Nähe, keiner war beachtenswert. Ein großes Land wird nicht durch kleine Schiffe versorgt. Ich ließ den Maschinen gerade so viel Gang, als nötig war, um die Tiefe zu halten, und fuhr langsam durch die Bucht in Erwartung dessen, was kommen mußte.

Ich brauchte nicht lange zu warten, kurz nach 1 Uhr bemerkte ich südwärts eine Rauchwolke. Eine halbe Stunde später tauchte der Rumpf eines mächtigen Dampfers auf, Richtung nach der Themsemündung. Ich beorderte Bornal zum Torpedorohr auf Steuerbordseite und ließ auch das zweite für den Fall eines Fehlgängers laden. Dann ging ich langsam vor, denn obwohl der Dampfer sehr rasch fuhr, war es leicht für uns, ihm den Weg abzuschneiden. Ich war an einer Stelle, wo er ganz nahe vorbeikommen mußte und wäre am liebsten dort liegen geblieben, hätte ich nicht befürchten müssen, über Wasser zu kommen. So fuhr ich ihm langsam entgegen. Es war ein sehr großer Dampfer, mindestens 15000 Tonnen, über Wasser schwarz, unter rot, mit zwei gelben Schornsteinen. Er lag so tief im Wasser, daß es klar war, er hatte volle Ladung. Am Bug standen Männer, von denen mancher vielleicht zum erstenmal sein Mutterland sah, wohl keiner ahnte, welch ein Willkommgruß sie erwartete!

Mächtige Rauchwolken kamen aus seinen Schornsteinen und zwei weiße Wellenkämme bezeichneten sein Kielwasser. Er war nur noch eine Viertelsmeile entfernt. Mein Augenblick war gekommen, ich gab das Zeichen zu voller Fahrt und fuhr gerade auf ihn zu. Auf etwa hundert Meter gab ich das zweite Zeichen und hörte den Klang und das Zischen des ausfahrenden Torpedos. Gleichzeitig warf ich das Steuer scharf herum und fuhr in steilem Winkel ab. Einen Augenblick lagen wir nahezu auf der Seite. Dann nach einigen stoßenden und zitternden Bewegungen kam die Jota

Digitized by Google

wieder ins Gleichgewicht. Ich stellte die Maschinen, tauchte auf, öffnete die Lucke und die ganze Besatzung drängte sich, um den Erfolg zu sehen.

Das Schiff lag etwa 200 Meter von uns und es war leicht zu erkennen, daß es den Todesstoß erhalten. Das Heck sank bereits. Man hörte schreien und sah die Besatzung über Deck rennen. Ihr Name wurde sichtbar, es war die Adele, ein Londoner Schiff, wie wir später erfuhren, mit Ladung gefrorenen Hammelfleisches von Neu-Seeland. Es mag ihnen sonderbar erscheinen, aber der Gedanke, das Schiff könnte von einem Unterseeboot getroffen worden sein, kam niemand, alle glaubten, es sei auf eine schwimmende Mine gestoßen. Das Schiff sank rasch. Die Disziplin der Mannschaft war bewundernswert. Boot nach Boot wurde so ruhig abgelassen und besetzt, als ob es täglich geübt worden wäre. Und plötzlich, als eines der Boote auf die andern wartete, bemerkten sie uns, da wir in ihrer nächsten Nähe waren. Sie riefen und deuteten nach uns, während die Männer in den andern Booten aufstunden, um uns besser zu sehen. Ich kümmerte mich nicht darum, denn ich hielt es für sicher, daß sie wußten, daß ein Unterseeboot sie getroffen. Einer kletterte auf das sinkende Schiff zurück, offenbar um durch Funkspruch unsere Anwesenheit zu melden. Ich kümmerte mich auch darum nicht, sonst hätte ich ihn mit meinem Gewehr herunterholen können. Es mußte ja doch bekannt werden. Ich winkte ihnen mit der Hand zu und sie winkten zurück. Krieg ist etwas zu Gewaltiges, um persönlichen Haß aufkommen zu lassen und muß doch rücksichtslos durchgekämpft werden.

Ich sah noch nach dem sinkenden Schiff, als Bornal, der neben mir stund, plötzlich einen Warnungsschrei ausstieß, mich an der Schulter faßte und mir den Kopf drehte. Hinter uns kam ein mächtiges schwarzes Schiff im Kielwasser des andern, mit schwarzen Schornsteinen und der wohlbekannten Flagge der P. & O. Compagnie. Es war keine Meile mehr entfernt und ich berechnete, daß selbst wenn sie uns bemerkt hätten, sie uns nicht mehr entkommen konnten. Wir fuhren daher gerade auf sie zu. Sie sahen vor sich das sinkende Schiff und den kleinen dunklen Fleck auf sich zukommen und plötzlich erkannten sie die Gefahr. Ich sah einige Leute zum Bug des Schiffes eilen, Gewehrfeuer folgte. Ebenso gut könnte man einen Stier mit Papierkugeln abzuwehren versuchen, wie die Jota mit Gewehrschüssen. Ich hatte bei der Adele gelernt und schoß diesesmal das Torpedo aus sicherer Entfernung ab, auf etwa 250 Meter. Der Schuß traf mitschiffs und eine gewaltige Explosion folgte; wir waren außerhalb der Gefahrzone. Das Schiff sank fast sofort. Es tut mir leid um die Leute, von denen, wie ich hörte, mehr als 200 ertranken, darunter 70 indische Matrosen und 40 Passagiere. Es tut mir wirklich leid um sie, aber wenn ich an die gewaltigen Mengen Getreide denke, die ich auf den Meeresgrund versenkte, freue ich mich doch des wohlgelungenen Plans.

Es war ein schlimmer Nachmittag für die P. & O. Kompagnie. Das zweite Schiff war, wie wir später erfuhren, die Moldavia, 15000 Tonnen, eines ihrer besten Schiffe. Etwa 1/24 Uhr sprengten wir die Cusco, von derselben Linie (8000 Tonnen), gleichfalls aus dem Osten kommend, mit einer Ladung Korn. Weshalb sie trotz der Funkspruchbotschaft, die sie doch sicherlich warnte, kam, kann ich mir nicht erklären. Von den beiden

Digitized by Google

andern, die wir an diesem Tage vernichteten, der Maid of Athens (Robson-Linie) und der Cormorant, war keines mit Funkenapparat ausgerüstet und so rannten sie unversehens in ihr Verderben. Beides waren kleinere Schiffe, von 5000 bis 7000 Tonnen. Beim zweiten mußte ich auftauchen und ihr sechs Zwölfpfünder unter die Wasserlinie geben, bis sie sinken wollte. In beiden Fällen ging die Besatzung in die Boote und, so viel ich weiß, wurden alle gerettet.

Darnach kamen keine Schiffe mehr und ich erwartete auch keine. Zu der Zeit mußten schon Warnungen nach allen Windrichtungen gegangen sein. Doch konnten wir mit unserm Erfolg am ersten Tag zufrieden sein. Zwischen Maplin Sands und der Nore hatten wir fünf Schiffe mit einem Gesamttonneninhalt von etwa 50000 Tonnen versenkt. Der Markt von London mußte schon die Wirkung zeigen. Und die Seeversicherungsbörse, in welch einer Aufregung mußte die sein! Ich konnte mir lebhaft vorstellen, wie die Londoner Abendzeitungen ausgerufen wurden. Wir sahen den Erfolg, denn es war geradezu zum Lachen, wie abends die Torpedoboote gleich gereizten Wespen aus Sheerneß ausschwärmten. Nach allen Richtungen fuhren sie und wie eine Schar Krähen hoben sich Aroplane und Hydroplane als schwarze Punkte vom roten Abendhimmel ab. Jeden Fleck der ganzen Themsemündung durchsuchten sie, bis sie uns wirklich zuletzt entdeckten. Auf einem Torpedojäger entdeckte uns einer mit seinem Glas und kam mit Volldampf auf uns los. Ich glaube er wäre glücklich gewesen, uns zu rammen, selbst wenn es seinen eigenen Untergang bedeutet hätte, aber das stund nicht in unserem Programm. Ich tauchte unter und fuhr ost-süd-ost, ab und zu an die Oberfläche auftauchend. Schließlich kamen wir an die Küste von Kent und sahen die Scheinwerfer unserer Verfolger weit weg am westlichen Horizont. Dort lagen wir ruhig die ganze Nacht, denn ein Unterseeboot ist bei Nacht nicht viel mehr wert als ein schlechtes Torpedoboot. Außerdem waren wir alle abgespannt und brauchten Ruhe. Vergeßt nicht ihr Führer, wenn ihr eure Pumpen und Maschinen putzt und schmiert, daß auch die menschliche Maschine Wartung bedarf!

Ich stellte den Mast für drahtlose Telegraphie auf und erhielt auf Anruf gleich Antwort von Kapitän Stephan. Er lag, wie er sagte, bei Ventnor, und hatte wegen eines Maschinenfehlers sein Ziel nicht erreichen können, doch war der Fehler bereits behoben.

Für den kommenden Morgen hatte er die Blockade von Southampton in Aussicht genommen. Er hatte ein großes Schiff von Indien zerstört. Mit guten Wünschen brachen wir unser Zwiegespräch ab; er brauchte die Ruhe so gut wie wir. Vier Uhr morgens war ich wieder auf und rief alle Mann auf, für eine genaue Prüfung des Boots. Das Boot ging vorn etwas hoch, infolge des Verlustes der vorderen Torpedos, die wir abgefeuert hatten. So ließen wir dem Gewicht der Torpedos entsprechend Wasser in die Tanks. Ebenso sahen wir die Luftpumpen auf Steuerbordseite und die Führung für das Periskop nach, die bei der Erschütterung infolge der ersten Explosion etwas gelitten hatten. Wir hatten kaum diese Arbeiten beendet, als der Morgen graute.

Ich zweifle nicht daran, daß manches Schiff, das auf die ersten War-

Digitized by Google

nungsbotschaften hin in französischem Hafen Zuflucht gesucht, im Schutze der Nacht den Kanal gekreuzt und sicher in den Hafen eingelaufen war. Ich hätte auch sie angreifen können, aber ich wollte nicht mich in Gefahr bringen und Nachtfahrten sind für Unterseeboote immer gefährlich. Ein Dampfer aber hatte sich in der Zeit verrechnet und die Morgendämmerung zeigte ihn uns gerade vor Warden Point. Sofort waren wir hinter ihm her. Es war keine Kleinigkeit, denn es war ein Schnelldampfer, der doppelt so rasch fahren konnte als wir, aber wir erreichten ihn, als er gerade beidrehen wollte. Er sah uns im letzten Augenblick, da wir über Wasser fuhren, sonst hätten wir nicht schnell genug fahren können, um ihn zu erreichen. Er drehte, und der erste Torpedo ging fehl. Der zweite aber traf ihn am Heck. Himmel, welch ein Krach! Das ganze Heck schien zu bersten. Ich fuhr bei und sah ihn sinken. Er ging in sieben Minuten unter und nur die Schornsteine und Masten ragten noch aus dem Wasser und einige der Besatzung klammerten sich daran. Es war die Virginia der Bibby-Linie (12 000 Tonnen) wie die andern mit einer Ladung Lebensmittel aus dem Osten. Weithin war die See mit Getreide bedeckt. „John Bull muß seinen Gürtel etwas enger schnallen, wenn das so weiter geht," meinte Bornal, während wir dem Schauspiel zusahen.

Und gerade in diesem Augenblick waren wir in der größten Gefahr, in die wir überhaupt kommen konnten. Ich zittre noch heute, wenn ich bedenke, wie leicht damals unsere Ruhmesfahrt ein frühes Ende erfahren hätte. Ich hatte die Lucke offen und beobachtete mit Bornal die Boote der Virginia, als neben uns ein Zischen und gewaltiges Aufplatschen des Wassers, das uns beide überschüttete, uns aufsehen ließ. Sie können sich unsere Gefühle vorstellen, als wir nur wenige hundert Meter über uns gleich einem Habicht einen Flieger über uns kreisen sahen. Mit seinem Schalldämpfer war er nicht zu hören und wäre die Bombe nicht ins Wasser gefallen, wir hätten nicht gewußt, wer uns vernichtet. Er kreiste in der Absicht, eine zweite zu werfen, aber wir gaben Volldampf, tauchten unter und verschwanden in den Wellen. Ich tauchte bis wir gut 50 Fuß Wasser über uns hatten, denn ich wußte wohl, wie tief unter Wasser ein Flieger sehen kann. Immerhin er verlor bald unsere Spur und als wir in der Nähe von Margate hoch kamen, war nichts mehr von ihm zu sehen, es sei denn, daß er bei denen war, die wir über Herne Bay kreuzen sahen.

Kein Schiff war zu sehen, außer einigen Küstenbooten und kleinen Dampfern, die nicht unserer Beachtung wert waren. Einige Stunden lag ich unter Wasser, nur das Periskop klar. Plötzlich schoß es mir durch den Kopf. Sicher hatten alle Schiffe mit Lebensmitteln Weisung erhalten, in französischem Gewässer zu warten und bei Nacht über zu fahren. Ich war dessen so sicher, als ob ich die Botschaft selbst abgefangen hätte. Gut, wenn die dort waren, war das auch mein Platz. Ich leerte die Tanks und tauchte auf, denn es war kein Kriegsschiff in der Nähe. Ihr Auslug von der Küste und ihr Nachrichtendienst war gut geregelt, denn wir waren noch nicht nach Nord Foreland gekommen, als drei Torpedojäger hinter uns her waren, alle aus verschiedenen Richtungen. Sie hatten ungefähr ebensoviel Aussicht mich zu fangen, wie etwa drei Hunde hinter einem Delphin. Rein aus Übermut, — ich weiß, es war nicht recht — wartete

Digitized by Google

ich bis sie tatsächlich in Schußweite waren. Dann tauchte ich unter und wir sahen uns nicht mehr.

Wie ich schon sagte, ist dort die Küste flach und die Seefahrt für ein Unterseeboot gefährlich. Das schlimmste ist, mit der Spitze des Bootes in eine Sandbank hineinzufahren und nicht mehr loszukommen. Das hätte auch uns passieren können, wenn wir auch mit Hilfe unserer neuen Einrichtungen aus dem Boot und ans Ufer gekommen wären. Immerhin, dank unserer vorzüglichen Karten, konnte ich Kurs im Kanal halten und die offene Straße gewinnen. Dort tauchten wir gegen Mittag auf, da wir aber nicht weit von uns einen Hydroplan bemerkten, verschwanden wir wieder für eine halbe Stunde. Als wir zum zweiten Mal auftauchten, war die Luft rein und die Küste von England begrenzte den westlichen Horizont. Wir fuhren an Goodwins vorbei und gerade den Kanal hinab, bis wir vor uns eine Linie schwarzer Punkte sahen. Wie ich wußte, war es die Absperrung von Calais nach Dover durch Torpedoboote. Zwei Meilen davor tauchten wir unter und kamen sieben Meilen südwestlich wieder an die Oberfläche, ohne daß eines von ihnen sich hätte träumen lassen, daß wir nur etwa 30 Fuß unter ihnen durchgefahren.

Als wir auftauchten, fuhr ein großer Dampfer unter deutscher Flagge etwa eine halbe Meile von uns. Es war der Dampfer Altona vom Norddeutschen Lloyd auf der Fahrt von New York nach Bremen. Ich tauchte vollends empor und zeigte unsere Flagge. Es war erfreulich, das Erstaunen der Besatzung zu beobachten und den Ausdruck der Überraschung auf ihren Gesichtern über unsere unerhörte Kühnheit in diesen mit englischen Schiffen übersäten Gewässern. Sie begrüßten uns herzlich und sandten den Flaggengruß, als sie an uns vorbeidampften. Darnach steuerte ich nach den französischen Gewässern.

Es war genau, wie ich erwartet hatte. Drei große englische Dampfer lagen vor dem Hafen von Boulogne vor Anker. Es waren die Dampfer Caesar, King of the East und Pathfinder, keiner unter 10000 Tonnen. Ich vermute, sie hielten sich in französischem Gewässer sicher, doch was kümmerte ich mich um die drei Meilen-Grenze und um Völkerrecht! Nach Ansicht meiner Regierung war England blockiert, Lebensmittel Kontrebande und Schiffe mit solcher Ladung mußten zerstört werden. Die Juristen konnten sich hinterher die Köpfe darüber zerbrechen. Meine Aufgabe war, mit allen Mitteln den Feind auszuhungern. In einer Stunde waren die Schiffe versenkt und die Jota fuhr an der Küste der Picardie entlang, nach neuen Opfern ausschauend. Der Kanal war übersät mit englischen Torpedobooten, die wie ein Mückenschwarm hin und herschwirrten. Wie die sich einbildeten, uns schaden zu können, kann ich nicht verstehen, höchstens durch Zufall, wenn wir gerade unter einem Boot aufgetaucht wären. Weit gefährlicher waren für uns die Flieger, die da und dort kreuzten.

Da die See ruhig war, mußte ich manches Mal bis zu 100 Fuß untertauchen, ehe ich sicher war, außer Sichtweite zu sein. Nachdem ich die drei Dampfer versenkt hatte, sah ich zwei Flieger den Kanal entlang fliegen und wußte, daß sie jedes Schiff abhalten werden, das des Weges kam. Ein gewaltiger weißer Dampfer lag vor Havre, aber er dampfte ab, ehe ich ihn erreichen konnte. Vielleicht wurde er von Stephan oder einem der

Digitized by Google

andern über kurz oder lang erledigt. Aber diese verflixten Flieger verdarben uns die ganze Jagd für diesen Tag. Keinen einzigen weiteren Dampfer bekamen wir in Sicht, außer den ungezählten Torpedobooten. Ich tröstete mich damit, daß wenigstens auch keine Lebensmittel auf diesem Wege nach London kamen. Das war ja schließlich der Zweck meines Daseins. Wenn ich es ohne Verlust meiner Torpedos erreichen konnte, um so besser. Bis dahin hatte ich 10 davon abgefeuert und neun Dampfer versenkt, also meine Munition nicht verschwendet. Die folgende Nacht fuhr ich nach der Küste von Kent zurück und lag bei Dungeneß in seichtem Wasser auf Grund.

Bei Tagesanbruch waren wir fix und fertig, denn ich hoffte, einige Schiffe abzufangen, die die Themse in der Dunkelheit zu erreichen versucht und sich in der Zeit verrechnet hatten. Und richtig, da kam ein großer Dampfer unter amerikanischer Flagge den Kanal herauf. So lange der Dampfer Kontrebande nach den britischen Inseln brachte, war es für mich einerlei, welche Flagge das Schiff führte. Torpedoboote waren gerade nicht zur Stelle, so tauchte ich denn ganz auf und feuerte einen Schuß über seinen Bug. Da es schien, als ob er weiterfahren wollte, so traf ich ihn mit einem zweiten Schuß gerade über der Wasserlinie. Er hielt und ärgerlich gestikulierte ein Mann von der Kommandobrücke herab. Ich fuhr heran und legte bei.

„Sind Sie der Kapitän?" frug ich.

„Was in — — —". Ich will seinen Ausdruck nicht wiederholen.

„Sie haben eine Ladung von Lebensmitteln an Bord?" sagte ich.

„Es ist ein amerikanischer Dampfer, Sie blindes Huhn!" rief er. „Können Sie denn die Flagge nicht sehen? Es ist die Vermondia von Boston."

„Tut mir leid, Kapitän", antwortete ich. „Ich kann mich wirklich nicht mit Erklärungen aufhalten. Meine Schüsse rufen sicher die Torpedoboote bei und wahrscheinlich bringt mir auch Eure Funkenstation Unannehmlichkeiten. Bootet die Besatzung aus."

Ich mußte ihm zeigen, daß es mir Ernst war, so fuhr ich denn etwas ab und jagte ihm einige Kugeln gerade in die Wasserlinie. Als ich ihm sechs Löcher beigebracht, war er eifrig bei der Arbeit, die Boote auszusetzen. Ich feuerte alles in allem 20 Schuß ab, kein einziges Torpedo, denn er legte sich sehr bald auf die Seite. So lag er zwei oder drei Minuten, ehe er sank. Acht Boote, vollbesetzt, lagen um ihn, als er unterging. Ich glaube, daß alle gerettet wurden, aber ich konnte mich nicht aufhalten, um darnach zu fragen. Von allen Seiten kamen wieder die alten, so unnützen Kriegsschiffe angekeucht. Ich füllte die Tanks, fuhr unter ihnen durch und tauchte 15 Meilen südlich wieder auf. Ich wußte, daß großes Geschrei über diese Tat erhoben werde, wie es auch kam, aber was half das den Hungernden, die sicher schon die Bäckereien in London umlagerten, daß sich die Bäcker nur durch die Erklärung retten konnten, daß sie kein Mehl zum backen haben.

Nun war ich begierig, wie Sie sich denken können, zu wissen, was in der Welt vorging, und was man in England darüber dachte. Ich fuhr daher an ein Fischerboot heran und verlangte ihre Zeitungen. Leider hatten sie keine, außer einem Wisch, in dem nichts stund, als über Wetten. Bei einem zweiten Versuch kamen wir an eine Yacht von Eastbourne, die bei

Digitized by Google

unserem plötzlichen Auftauchen zu Tode erschracken. Wir hatten Glück und erhielten von ihnen den Londoner Courier vom gleichen Morgen.

Es war wirklich interessant, so interessant, daß ich es der ganzen Besatzung vorlesen mußte. Sie kennen ja die englische Art der Überschriften, die einem auf den ersten Blick alle Neuigkeiten geben. Kaum ein Wort über mich und meine Schiffe. Wir kamen auf der zweiten Seite. Die erste enthielt ungefähr folgendes:

„Eroberung von Blankenberg!
Zerstörung der feindlichen Flotte.
Brand der Hauptstadt.
Schlepper zerstören ein Minenfeld.
Verlust von zwei Schlachtschiffen.
Ist der Krieg nun zu Ende?"

Es war wirklich gekommen, wie ich es mir gedacht. Die Stadt war im Besitz der Engländer. Und sie bildeten sich ein, nun sei das Spiel gewonnen. Abwarten!

Auf der Rückseite, nach dem prunkvollen Ruhmesartikel, stund eine kleine Notiz, ungefähr folgenden Inhalts:

„Feindliche Unterseeboote.

Einige feindliche Unterseeboote sind in der offenen See und haben unserer Handelsflotte ziemlich bedeutenden Schaden zugefügt. Das gefährdete Gebiet war am Montag und in der Hauptsache auch am Dienstag die Themsemündung und die westliche Zufahrt zum Solent. Montags wurden zwischen Nore und Margate fünf große Dampfer versenkt, Adela, Moldavia, Cusco, Cormorant und Maid of Athens, Einzelheiten darüber folgen nach. Bei Ventnor wurde am gleichen Tag der Dampfer Verulam von Bombay zerstört. Am Dienstag die Virginia, Cäsar, King of the East und Pathfinder zwischen Foreland und Boulogne. Die drei letzten lagen in französischen Gewässern und die Regierung der Republik hat energischen Protest erhoben. Am selben Tag wurden bei den Needles The Queen of Sheba, Orontes, Diana und Atalanta vernichtet. Durch Funkspruch wurden alle Schiffe mit Lebensmittel als Ladung von der Fahrt durch den Kanal abgehalten, leider sind aber nach allem offenbar mindestens zwei feindliche Unterseeboote an der Westküste. Vier Viehtransportschiffe wurden gestern Abend bei Liverpool in den Grund gebohrt, während drei Dampfer nach Bristol bei Lundy Island gesprengt wurden, Hilda, Mercury und Maria Toser. Die Handelsschiffe wurden, soweit irgend möglich, nach sicheren Gewässern geleitet. Inzwischen dürfen wir uns damit trösten, daß ein Unterseeboot nicht länger als zehn Tage ohne Neuaufnahme von Betriebsmitteln bleiben kann und daher muß, da wir den Stützpunkt erobert, diese Räuberei bald ein Ende finden. Der Verlust ist freilich für Eigentümer wie für die Versicherungen gleich schmerzlich."

Soweit die Schilderung des Courier über unser Unternehmen. Eine andere Stelle war aber noch vielsagender:

„Der Preis für Weizen, der eine Woche vor Kriegserklärung auf 35 Schilling stund, betrug gestern 52. Mais stieg von 21 auf 37, Futtergerste von 19 auf 35, Auslandszucker von 11 Schillingen 30 auf 19 Sch. 60."

„Gut so, Kinder", sagte ich, als ich dies meinen Leuten vorlas. „Ich

Digitized by Google

kann euch versichern, daß diese paar Zeilen mehr zu sagen haben, als die ganze Seite von der Einnahme Blankenbergs. Nun wollen wir aber den Kanal hinab fahren und die Preise noch ein wenig höher treiben."

Der ganze Verkehr nach London hatte aufgehört — kein geringer Erfolg für die kleine Jota — und wir sahen zwischen Dungeneß und der Isle of Wight keinen Dampfer, der ein Torpedo wert gewesen wäre. Dort rief ich durch Funkspruch Stephan an und um sieben Uhr lagen wir wirklich Seite bei Seite in leicht bewegter See, süd-süd-ost von Hengstbury Head, etwa fünf Meilen weg. Die ganze Besatzung war oben und begrüßte sich jauchzend vor Freude, die Freunde wieder zu sehen. Stephan hatte vorzüglich gearbeitet. Ich hatte ja bereits durch die Zeitung von den vier Schiffen erfahren, doch hatte er seither nicht weniger als sieben versenkt, denn viele von denen, die nach London sollten, hatten versucht nach Southampton zu kommen. Von diesen sieben hatte eines, ein Getreidedampfer von Amerika, 20 000 Tonnen, ein zweites war ein Getreideschiff vom Schwarzen Meer, zwei andere waren große Dampfer von Südafrika. Ich beglückwünschte Stephan von ganzem Herzen zu seinem großen Erfolg. Dann mußten wir beide untertauchen, da uns ein Torpedojäger entdeckt hatte und mit Volldampf heranfuhr. Bei den Needles tauchten wir auf und lagen die ganze Nacht beisammen. Da wir kein Boot hatten, konnten wir uns nicht besuchen, doch lagen wir so nahe beisammen, daß wir von Schiff zu Schiff miteinander reden konnten und unsern Plan schmieden.

Er hatte mehr als die Hälfte seiner Torpedos verfeuert und ich desgleichen, doch wollten wir beide nicht zu unserem Stützpunkt zurück, solange unser Öl reichte. Ich erzählte ihm meine Erfahrungen mit dem Bostoner Dampfer und wir beschlossen in Zukunft die Schiffe soweit möglich mit dem Geschütze zu versenken. Ich erinnere mich an einen Ausspruch von Horli. „Was hat eine Kanone für einen Wert auf einem Unterseeboot." Nun wir wollten es ihm zeigen. Beim Schein meiner elektrischen Lampe las ich Stephan die Zeitung vor und wir kamen beide zum Schluß, daß nur noch wenige Dampfer den Weg durch den Kanal nehmen werden. Der Satz, daß die Handelsschiffe nun sicherere Häfen aufsuchen, konnte nur bedeuten, daß die Schiffe nun um Nordirland herum nach Glasgow fahren würden. Hätten wir nur zwei Boote mehr um diese Zufuhr abzuschneiden! Himmel, was hätte England machen können gegen einen Feind mit dreißig bis vierzig Unterseebooten, da wir uns nur zwei weitere wünschten um England zwingen zu können! Nach längerer Beratung kamen wir zu dem Schluß, daß ich am nächsten Morgen von einem französischen Hafenplatz aus an die Regierung ein Chiffretelegramm richten solle, mit der Bitte, die vier zweitklassigen Boote an die Nordküste von Irland und Westküste von Schottland zu beordern. Nachdem wollten wir, Stephan und ich, den Eingang in den Kanal überwachen, während die beiden andern in der irischen See wirken sollten. Nach diesem Beschluß fuhr ich den folgenden Morgen in aller Frühe über den Kanal und kam nach dem kleinen Ort Etretat in der Bretagne. Dort gab ich mein Telegramm auf und fuhr in der Richtung nach Falmouth, hierbei unter den Kielen von zwei englischen Kreuzern durch, die nach Etretat fuhren, da sie durch Funkspruch erfahren hatten, daß wir dort waren.

Digitized by Google

Halbwegs über dem Kanal hatten wir eine Störung durch Kurzschluß und mußten mehrere Stunden an der Oberfläche fahren, um Gleitkontakte auszuwechseln und Dichtungsringe zu erneuern.

Es war eine aufregende Zeit, denn, wäre ein Torpedoboot gekommen, wir hätten nicht untertauchen können. Das Unterseeboot der Zukunft wird sicher Ersatzmaschinen für solchen Notfall haben. Immerhin dank der Geschicklichkeit unseres Ingenieurs Morro brachten wir alles in Ordnung und konnten weiter. Die ganze Zeit sah ich einen Hydroplan zwischen uns und der englischen Küste. Es war das Gefühl, das eine Maus haben muß, die, in einem Grasbüschel versteckt, einen Habicht über sich kreisen sieht. Na, alles ging gut, die Maus wurde eine Wasserratte, wedelte voll Hohn mit dem Schwanz gegen den alten blinden Habicht und tauchte unter in eine feine, grüne, sichere und ruhige Welt, wo ihr keine Gefahr drohte.

Es war Mittwoch Nacht, daß wir nach Etretat hinüberfuhren. Erst Freitag Nachmittag erreichten wir unser neues Wirkungsfeld. Einen einzigen großen Dampfer sah ich auf unserem Weg. Der Schrecken, den wir verbreitet, hatte den Kanal freigehalten. An Bord dieses großen Dampfers war ein kluger Kapitän. Seine Taktik war vorzüglich und brachte ihn in Sicherheit nach der Themse. Er kam mit einer Geschwindigkeit von 25 Knoten im Zickzack den Kanal herauf, von seinem Kurs mit allen möglichen, unberechenbaren Wendungen abweichend. Bei unserer geringen Geschwindigkeit konnten wir ihn nicht einholen und ebensowenig seinen Kurs erraten, um ihm den Weg abzuschneiden. Sicher hatte er uns nicht gesehen, aber er dachte mit Recht, daß wo immer wir auch sein mochten, er auf diese Weise am besten durchkam. Er verdiente seinen Erfolg.

Doch nur in einem weiten Kanal war dies möglich. Hätte ich ihn in der Themsemündung begegnet, die Geschichte wäre anders abgelaufen. Als ich mich Falmouth näherte, versenkte ich ein Dreitausend-Tonnenboot von Cork mit einer Ladung Butter und Käse. Es war mein einziger Erfolg an drei Tagen.

Diesen Abend (Freitag, den 16. April) rief ich Stephan an, erhielt aber keine Antwort. Da ich nur wenige Meilen von unserm vereinbarten Treffpunkt war, beunruhigte mich sein Schweigen, zumal er sicher nach Einbruch der Dunkelheit nicht mehr kreuzte. Es konnte nur sein Apparat in Unordnung sein. Aber leider sollte ich bald den wahren Grund aus der „Western Morning News" erfahren. Die Kappa lag mit ihrem trefflichen Führer im englischen Kanal versunken.

Es ging aus der Schilderung hervor, daß er, nachdem wir uns getrennt, nicht weniger als fünf Schiffe zum Sinken gebracht, da alle durch Kugelschüsse und alle an der Südküste von Dorset oder Devon versenkt waren. Wie ihn sein Schicksal ereilte, zeigte ein kurzes Telegramm mit der Überschrift: „Ein feindliches Unterseeboot versenkt." Es war von Falmouth und lautete etwa wie folgt:

„Der Postdampfer der P. & O. Macedonia fuhr gestern in unsern Hafen mit fünf Schüssen in der Wasserlinie. Nach ihrem Bericht wurde er zehn Meilen südöstlich von Lizard von einem feindlichen Unterseeboot angegriffen. Statt ein Torpedo abzufeuern fuhr das Boot aus unbekanntem Grund an der Oberfläche heran und feuerte aus einem Selbstlade-Zwölf-

Digitized by Google

pfünder fünf Schüsse ab, offenbar in der Überzeugung, daß die Macedonia unbewaffnet sei. Aber, gewarnt vor den feindlichen Unterseebooten im Kanal, war die Macedonia als Hilfskreuzer ausgerüstet worden. Sie erwiderte das Feuer aus zwei Schnellfeuerkanonen und zerschoß den Beobachtungsturm des Unterseeboots. Die Kugeln müssen ganz durchgeschlagen haben, denn es sank sofort, die Lucken geöffnet. Die Macedonia konnte sich nur durch Pumpen über Wasser halten."

Das war also das Ende der Kappa und ihres tapfern Führers. Der schönste Nachruf für ihn war in einer versteckten Notiz desselben Blattes enthalten und lautete unter der Überschrift „Mark Lane" wie folgt:

„Weizen 66, Mais 48, Futtergerste 50."

Nun Stephan nicht mehr war, mußte ich für zwei handeln. Mein Plan war rasch gefaßt und kurz beisammen. Den ganzen Tag (Samstag) fuhr ich der Küste von Cornwall entlang und um Lands End; meine Beute waren zwei Dampfer. Aus Stephans Schicksal hatte ich die Lehre gezogen, daß es besser war, große Dampfer mit Torpedos zu versenken. Ich wußte, daß als Hilfskreuzer für die englische Regierung nur Schiffe über 10000 Tonnen verwendet wurden, so war ein Angriff auf alle kleineren auch mit dem Geschütz ungefährlich. Beide Dampfer, Yelland und Playboy — letzteres ein amerikanisches Schiff —, waren durchaus ungefährlich, so tauchte ich ungefähr 100 Meter von ihnen auf und brachte sie rasch zum Sinken, nachdem ich vorher der Besatzung erlaubt, sich in die Boote zu retten. Einige andere Dampfer lagen seewärts ab, aber ich hielt es für wichtiger, meinen neuen Plan zu verfolgen, als ihretwegen von meinem Kurs abzuweichen. Immerhin, kurz vor Sonnenuntergang kam solch eine glänzende Beute in Sicht, daß ich nicht widerstehen konnte. Jeder Seemann erkennt auf den ersten Blick die wundervolle Königin der See mit den vier gelben Schornsteinen, den schwarzen Seiten und rotem Rumpf und dem hohen, weißen Mastkorb. Mit ihren 45000 Tonnen und einer Geschwindigkeit von 23 Knoten fuhr sie so leicht dahin, als wie ein Fünf-Tonnen-Motorboot. Es war die königliche Olympic der White Star-Linie, einst der größte und immer noch der schönste Dampfer. Welch wundervolles Bild, die blaue See schäumend um ihren Bug und der rote Abendhimmel mit dem Abendstern als Hintergrund für ihre feinen Linien.

Sie war etwa fünf Meilen von uns, als wir untertauchten, um ihr den Weg abzuschneiden. Als wir an sie kamen, feuerten wir unser Torpedo ab und trafen sie gut. Durch den Wasserwirbel wurden wir selbst gedreht. Ich beobachtete durch das Periskop, wie sie sich auf die Seite legte und wußte, sie hatte ihren Todesstoß erhalten. Sie sank langsam und es war genügend Zeit, die Besatzung zu retten. Als wir etwa drei Meilen abkamen, tauchten wir auf und die ganze Bemannung kam herauf, um das wundervolle Schauspiel zu sehen. Sie sank mit dem Bug voraus und plötzlich erfolgte eine gewaltige Explosion, die einen der Schornsteine in die Luft warf. Wir hätten das Recht gehabt, zu jubeln, aber keiner von uns dachte daran. Wir sind alle echte Seeleute und es ging uns zu Herzen, solch ein Schiff untergehen zu sehen, wie ein zerschelltes Ei. Ich gab einen kurzen Befehl und alle waren wieder auf ihrem Posten, wir fuhren Nordwest. Als wir Lands End umfahren, rief ich meine zwei Waffengenossen an und wir trafen

Digitized by Google

uns den nächsten Tag bei Hartland Point, dem Südende von der Bidford Bai. Für den Augenblick war der Kanal frei, aber die Engländer konnten es nicht wissen, und ich rechnete damit, daß der Verlust der Olympic alle Schiffe für mindestens ein oder zwei Tage fernhalte.

Als Delta und Epsilon längsseits von mir lagen, empfing ich die Berichte von Miriam und Var, den beiden Führern. Jeder hatte 12 Torpedos abgeschossen und 22 Schiffe waren von ihnen versenkt worden. Ein Mann war an Bord der Delta durch einen Maschinenfehler ums Leben gekommen und an Bord der Epsilon hatten zwei Brandwunden erhalten. Ich nahm die Verwundeten zu mir an Bord nnd gab jedem der Boote einen meiner Leute. Ich verteilte außerdem meinen Ölvorrat, meine Ersatzteile und Torpedos unter ihnen, obwohl wir bei den leichtkippenden Fahrzeugen große Schwierigkeiten hatten beim Umladen. Doch um zehn Uhr waren wir fertig und die beiden Boote waren nun für weitere zehn Tage ausgerüstet. Ich selbst, mit nur noch zwei Torpedos, fuhr nordwärts nach der Irischen See. Eines meiner Torpedos brauchte ich noch den gleichen Abend für ein Viehtransportschiff, das nach Milford fuhr. Spät in der Nacht, in der Höhe von Holyhead, rief ich meine vier Nordboote an, aber ohne Erfolg. Die Tragweite ihres Funkenapparats war sehr gering. Gegen drei Uhr nächsten Nachmittags bekam ich schwach Antwort. Es war eine große Beruhigung für mich, zu erfahren, daß sie meine telegraphischen Befehle erhalten und auf ihrem Platz waren. Noch vor Abend trafen wir uns im Schutz von Sanda Island bei Kintyre. Ich war stolz wie ein Admiral, als ich meine fünf Walfischboote alle in einer Reihe nebeneinander liegen sah. Panzas Bericht war glänzend. Ohne jeden Zwischenfall hatten sie bereits 20 Schiffe versenkt. Ich befahl der Beta, ihr Öl und Torpedos unter die andern drei zu verteilen, so daß sie für weiteres Kreuzen gut ausgerüstet waren. Dann fuhren Beta und wir heimwärts und kamen Sonntag, den 25. April, nach unserm Stützpunkt. Bei Kap Wrath erwischte ich von einem kleinen Schiff eine Zeitung.

„Weizen 84, Mais 60, Futtergerste 62."

Was galten Schlachten und Beschießungen im Vergleich damit!

Die ganze Küste von Norland war eng blockiert und selbst der kleinste Hafen von den Engländern besetzt. Weshalb sollten sie aber mein bescheidenes Landhaus für verdächtig halten, ein Landhaus, wie es mehr als 10000 an der Küste entlang gab. Ich war erfreut, als das heimische weiße Haus vor uns in meinem Periskop zum Vorschein kam. In der Nacht landete ich und fand mein Lager unversehrt. Vor Morgen meldete sich auch die Beta, denn wir hatten zur Orientierung die Fenster erleuchtet.

Es ist nicht meine Sache, von den Briefen zu berichten, die mich in meinem kleinen Hauptquartier erwarteten. Sie sollen für immer als Familienschatz aufbewahrt werden. Unter andern war ein Gruß meines Königs. Er bat mich um einen Besuch in der Hauptstadt, aber vorerst beschloß ich, der Aufforderung noch keine Folge zu leisten. Ich hatte zwei Tage zu tun oder besser gesagt Nächte, denn wir tauchten während der Tagesstunden unter. Am dritten Morgen, um vier Uhr, stachen die Beta und mein kleines Flaggschiff wieder in See mit der Themsemündung, wie am Anfang, als Ziel.

Digitized by Google

Ich hatte keine Zeit gefunden, unsere Zeitungen an Land zu lesen und las sie nun unterwegs. Die Engländer hielten alle Hafenplätze besetzt, doch sonst hatten wir nicht gelitten, da wir vorzügliche Bahnverbindungen nach dem übrigen Europa haben. Die Preise hatten sich wenig geändert und die Industrie arbeitete wie vorher. Man sprach von einer Landung der Engländer, doch das war barer Unsinn, denn sie mußten inzwischen erfahren haben, daß es Selbstmord gewesen wäre, angesichts der Unterseeboote Truppentransporte vorzunehmen. Wenn sie einen Tunnel hätten, könnten sie ihre trefflichen Kolonialtruppen herüberwerfen, bis dahin aber war es für Europa einerlei, ob sie überhaupt vorhanden waren oder nicht. Mein eigenes Land war daher in guter Verfassung und hatte nichts zu fürchten. Großbritannien dagegen fühlte bereits meine Hand an seiner Kehle. Da in gewöhnlichen Zeiten vier Fünftel der Lebensmittel importiert werden, gingen die Preise sprungweise in die Höhe. Die Vorräte im Lande gingen zu Ende und nur wenig kam herein, sie aufzufrischen. Die Versicherungsprämien beim Lloyd waren so gestiegen, daß Lebensmittel für die große Masse unerschwinglich wurden, bis sie zum Verkauf kamen. Ein Brot, das für gewöhnlich 50 Pfg. kostete, galt bereits eine Mark 20 Pfg. Ochsenfleisch kostete 3 M. 20 Pfg. das Pfund und Hammelfleisch 2 M. 75 Pfg. Alles andere war entsprechend gestiegen. Die Regierung hatte tatkräftig eingegriffen und bot eine große Summe für Korn zum sofortigen Anbau. Es konnte aber nicht vor fünf Monaten reifen und lange vorher werde die halbe Bevölkerung, wie die Zeitungen ausführten, verhungert sein. Man appellierte an die Vaterlandsliebe des Volkes und versicherte, daß die Stockung im Handel vorübergehend sei und man sich nur etwas gedulden müsse. Aber bereits machte sich eine erhöhte Sterblichkeit bemerkbar, besonders unter den Kindern, die unter dem Mangel an Milch litten, da das Vieh aus Mangel an Fleisch geschlachtet wurde. Es gab ernstlichen Aufruhr in den Kohlengegenden und in Midlands und gleichzeitig eine Erhebung der Sozialisten in London Ost, die schon den Charakter eines Bürgerkriegs angenommen hatten. Bereits erklärten bedeutende Zeitungen, daß England in einer unhaltbaren Lage sei, und daß ein baldiger Friedensschluß allein das größte Verhängnis, das die Welt je gesehen, abwenden könne. Es war nun meine Aufgabe, zu beweisen, daß sie recht hatten.

Am zweiten Mai war ich wieder bei Maplin Sands, im Norden der Themsemündung. Die Beta hatte ich nach dem Solent gesandt, um diesen zu blockieren und in die Lücke der verunglückten Kappa zu treten. Und nun war ich wirklich dabei England zu erdrosseln; London, Southampton, der Kanal von Bristol, Liverpool, der Nord-Kanal, die Zufahrt nach Glasgow, alle waren durch meine Boote bewacht. Die großen Dampfer löschten ihre Ladung, wie wir später erfuhren in Galway und West Irland, wo Lebensmittel billiger waren als je. Tausende schifften sich von England nach Irland ein um dem Hungertod zu entgehen. Aber die ganze Bevölkerung kann nicht verpflanzt werden. Die Hauptmasse des Volkes war Mitte Mai tatsächlich am Verhungern. Um diese Zeit war Weizen auf 100, Mais und Futtergerste auf 80 gestiegen. Selbst die Widerspenstigsten hatten eingesehen, daß es nicht so weitergehen konnte.

Digitized by Google

In den großen Städten jammerten hungernde Mengen vor den Behörden um Brot, Beamte wurden überall angegriffen und oft sogar ermordet vom fanatischen Pöbel. Der setzte sich zum großen Teil aus verzweifelten Frauen zusammen, die ihre Kinder vor ihren Augen hatten verhungern sehen. Auf dem Lande dienten Wurzeln, Rinde und Kräuter aller Arten als Nahrung. In London mußten die Wohnungen der Minister ständig durch starke Wachen geschützt werden und ein Bataillon der Garde lag ständig um das Parlamentsgebäude. Das Leben des ersten Ministers und des Staatssekretärs des Auswärtigen wurden immer wieder durch Anschläge bedroht. Und doch hatte die Regierung bei der Kriegserklärung die Zustimmung aller Parteien gehabt. Die wirklich Schuldigen waren die, die nicht vorher einsehen und verstehen konnten, daß, wenn England seine Nahrungsmittel nicht im Lande bauen oder durch einen Tunnel einführen konnte, all seine ungeheuren Auslagen für Heer und Flotte umsonst waren, wenn sein Gegner nur ein paar Unterseeboote und Männer hatte, die sie zu gebrauchen verstanden. England war schon oft unklug, kam aber bisher immer noch ungestraft durch. Dieses Mal mußte es den Schaden tragen. Man kann nicht erwarten, daß einen das Glück jedesmal rettet.

Ich müßte meine Schilderungen wiederholen, wollte ich all unsere Taten in jenen zehn Tagen nach der zweiten Abfahrt von unserem Stützpunkt beschreiben. Während meiner Abwesenheit hatten die Schiffe wieder Mut bekommen und fingen an wieder zum Vorschein zu kommen. Am ersten Tag erledigte ich vier. Danach mußte ich weiter hinaus und fing wieder einige in französischen Gewässern. Einmal kam ich knapp davon. In eines der Ventile war Sand geraten und es versagte während wir unter Wasser fuhren. Nur unser Überschuß an Auftrieb rettete uns. Am Ende der Woche war der Kanal wieder rein und die Beta und mein eigenes Boot fuhren wieder westwärts. Dort empfingen wir ermutigende Botschaft von unsern Gefährten bei Bristol, die andrerseits wieder von der Delta bei Liverpool gehört hatten. Unsere Aufgabe war völlig gelöst. Wir konnten nicht jede Einfuhr von Lebensmitteln unterbinden, hatten es aber erreicht, daß der Preis für das Wenige, das herein kam, so stieg, daß er für die ohne Vermögen unerschwinglich wurde. Vergeblich beschlagnahmte die Regierung und teilte aus, wie ein General die Garnison einer Festung verpflegt. Diese Aufgabe war zu groß, die Verantwortung zu ungeheuer. Selbst der stolze unbeugsame Engländer konnte das nicht länger aushalten.

Ich erinnere mich sehr gut, wie die Nachricht mich erreichte. Ich lag zu der Zeit bei Selsey Bill, als ich ein kleines Kriegsschiff den Kanal herabkommen sah. Es war nie meine Absicht ein Schiff, das herab fuhr, anzugreifen. Meine Torpedos und selbst meine Kugeln waren zu kostbar dafür. Doch die Bewegungen des Schiffs erregten meine Aufmerksamkeit, es kam langsam im Zickzack auf mich zu.

„Es sucht mich," dachte ich. „Doch was wollte das närrische Ding, wenn es mich entdeckte?"

Ich lag gerade an der Oberfläche und machte mich bereit zum untertauchen, für den Fall es mich angreifen wollte. In diesem Augenblick, — es war ungefähr eine halbe Meile entfernt, — drehte es und zu meiner

Digitized by Google

Überraschung wehte die rote Flagge mit dem blauen Kreis, unsere eigene liebe Flagge, von seiner Gaffel. Für einen Augenblick dachte ich, es sei eine schlaue List des Feindes mich beizukriegen. Ich ergriff mein Glas und rief Vornal bei. Da erkannten wir beide das Schiff. Es war der Kreuzer Juno, der allein unversehrt geblieben war. Wie konnte er hier in den feindlichen Gewässern die Flagge zeigen? Dann verstand ich, wandte mich zu Vornal und wir lagen uns in den Armen. Es konnte nur Waffenstillstand oder Frieden bedeuten!

Und es war Friede. Wir erfuhren die frohe Botschaft als wir aufgetaucht und an der Seite des Kreuzers lagen und der laute Jubel, der uns begrüßte, schließlich zu Ruhe kam. Der Befehl ging dahin, uns sofort in Blankenberg einzufinden. Dann fuhr der Kreuzer weiter durch den Kanal, die anderen aufzusuchen. Wir kehrten über Wasser nach dem Hafen zurück, dampften durch die ganze englische Flotte, als wir durch die Nordsee kamen. Die Besatzung drängte sich an die Seiten um uns zu beobachten. Ich sehe heute noch ihre finstern zornigen Gesichter. Manche ballten die Fäuste und fluchten, als wir an ihnen vorbeifuhren. Es war nicht weil wir sie besiegt hatten, — ich muß das zu ihrer Rechtfertigung sagen; der Engländer trägt keinen Haß gegen einen tapfern Feind, das hat der Burenkrieg bewiesen, — sondern weil es nach ihrer Ansicht eine Feigheit war, Handelsschiffe anzugreifen und Kriegsschiffen auszuweichen. Es ist ebenso, wie der Araber einen Flankenangriff als eines Mannes unwürdig betrachtet. Krieg ist kein Spiel im großen, meine lieben Engländer. Es ist ein verzweifeltes Ringen um die Oberhand, und man muß seinen Geist anstrengen, um die schwache Stelle seines Feindes ausfindig zu machen. Ihr habt kein Recht mich darum zu tadeln, weil ich eure schwache Seite gefunden habe. Das war meine Pflicht. Vielleicht haben dies jene Offiziere und Matrosen, die an jenem Maimorgen die kleine Jota voll Haß an sich vorbeifahren sahen, mit der Zeit eingesehen und lassen mir nun, nachdem das erste Gefühl der Erbitterung über die unverschuldete Niederlage überwunden, Gerechtigkeit widerfahren.

Meinen Einzug in Blankenberg laßt euch von andern erzählen, sie mögen ausführlich die tolle Begeisterung der Menge, den großartigen Empfang durch die Behörden, der jedem einkommenden Boot zuteil wurde, euch schildern. Die Leute hatten ohne Zweifel die Schenkung verdient, die ihnen der Staat verlieh und die jedem von ihnen ein sorgloses Dasein sicherte. Es war ein Heldenstück an Ausdauer, so lange bei der steten Anspannung der Nerven, zusammengepfercht diese unnatürliche Luft zu atmen, und es wird für lange Zeit unerreicht bleiben. Das Vaterland darf mit Recht auf solche Seeleute stolz sein.

Die Friedensbedingungen waren nicht hart, denn wir durften uns nicht England zum dauernden Feind machen. Wir wußten wohl, daß wir den Krieg nur durch besondere Verhältnisse gewonnen hatten, welche uns ein zweites Mal sicher nicht mehr begünstigten, und daß in ein paar Jahren die Macht des Inselandes mächtiger sein werde, als je zuvor, infolge der Lehre, die es erhalten. Es wäre Blödsinn, sich einen solchen Gegner zu schaffen. Ein gegenseitiger Flaggsalut war vereinbart worden. Die Grenze in der Kolonie war durch Schiedsspruch geregelt und wir verlangten keine

Digitized by Google

Kriegsentschädigung, außer daß England für uns jede Entschädigung übernahm, die ein internationaler Gerichtshof Frankreich oder den Vereinigten Staaten zusprach, für Schaden, den ihnen unsere Unterseeboote zugefügt. Das war das Ende des Krieges.

Sicher wird England auf solche Weise kein zweites Mal geschlagen werden. Seine einfältige Kurzsichtigkeit erklärt sich zum Teil aus der Einbildung, der Feind werde ein Handelsschiff nicht beschießen. Der natürliche Menschenverstand hätte ihm sagen müssen, daß der Feind den Weg wählen wird, der ihn am ersten zum Ziel führt, daß er nicht lang überlegen wird, was er tun darf, sondern daß er handeln wird und erst später über die Berechtigung der Handlung disputieren. Die Ansicht der ganzen Welt geht heute dahin, daß, wenn die Blockade ausgesprochen, gegen die so die Blockade zu brechen suchen, jedes Mittel erlaubt ist, und daß es ebenso berechtigt war, alle Lebensmittel von England fern zu halten, als im Krieg der Belagerer einer Festung diese von jeder Zufuhr abschneidet.

Ich kann diese Schilderung nicht besser schließen, als mit der Wiedergabe der ersten Absätze eines Leitartikels der Times, der kurz nach der Friedenserklärung erschien. Er möge zugleich darstellen, wie die gesunde öffentliche Meinung Englands die Lehre aus dem Kriege zog.

„Bei dem ganzen unseligen Geschäft," sagt der Verfasser, „das uns einen bedeutenden Teil unserer Handelsflotte und das Leben von mehr als 50000 Einwohnern kostete, bleibt uns ein Trost. Es ist die Tatsache, daß unser Gegner eine Macht war, die nicht stark genug ist, um die Früchte ihres Sieges voll zu ernten. Hätten wir die Niederlage durch einen Großstaat erlitten, es hätte sicher den Verlust aller unserer Kronländer und Kolonien bedeutet und außerdem wäre uns noch eine bedeutende Kriegsentschädigung auferlegt worden. Wir waren völlig der Gnade unserer Besieger ausgeliefert und hatten keine Wahl, wir mußten die Bedingungen annehmen, ob sie schwer oder leicht waren. Norland hatte ein feines Verständnis dafür, daß es seinen augenblicklichen Vorteil nicht mißbrauche, und war großzügig in seinen Forderungen. In der Hand eines andern Gegners hätte unsere Herrlichkeit ein Ende gehabt.

Selbst jetzt sind wir noch nicht über dem Graben. Ein anderer Staat kann heimtückisch einen Kampf heraufbeschwören, ehe wir uns erholt und das Versäumte nachgeholt, und kann mit Leichtigkeit dieselben Waffen anwenden. Gegen diese Möglichkeit hat die Regierung bereits in Eile gewaltige Vorräte von Lebensmitteln auf Staatskosten im Lande aufgestapelt. In wenig Monaten kommt die neue Ernte ein. Im ganzen dürfen wir beruhigt in die Zukunft sehen, obwohl immer noch einzelnes zu Besorgnis Anlaß gibt. In diesem Sinne wird ohne Zweifel die neue Regierung tatkräftig eingreifen, die an die Stelle derer getreten ist, die uns in diesen Krieg geführt, ohne vorauszusehen, wie wehrlos wir gegen einen solch ungewöhnlichen Angriff waren.

Bereits liegen die Wege klar vor uns. Das Erste und Wichtigste ist jetzt, daß unsere Volksvertreter einsehen, daß es entscheidendere Fragen gibt, als theoretische Spitzfindigkeiten über Freihandel oder Schutzzoll, und daß alle Theorie der Tatsache weichen muß, daß ein Land in einer gefährlichen Lage ist, so lange es nicht im eigenen Lande genügend Lebens-

Digitized by Google

mittel schaffen kann, um seine Einwohner am Leben zu erhalten. Ob dies besser durch Schutzzölle oder durch Prämien für heimische Erzeugnisse oder durch beides zugleich erreicht werden kann, ist nun zu prüfen. Alle Parteien sind sich aber im Grundgedanken einig und, wenn damit auch eine Preissteigerung oder Verschlechterung in der Ernährung unserer Arbeiterklassen verbunden sein wird, so werden sie doch gegen solch schreckliche Heimsuchung, wie sie noch frisch in unser aller Erinnerung lebt, gesichert sein. Der Beweis ist erbracht, es muß sein! Die Steigerung des Wohlstandes der Landbevölkerung und der Rückgang, wie wir hoffen, der Landflucht werden die Vorteile sein, gegenüber den zu erwartenden Nachteilen.

Zum zweiten muß sofort mit dem Bau von zwei, nicht nur von einem, zweigleisigen Tunneln unter dem Kanal begonnen werden. Dieser Plan ist allerdings in unserm Blatt nie befürwortet worden; wir müssen aber nun zugeben, daß eine solche Bahnverbindung, wenn gleichzeitig für Einfuhr über Marseille vorgesorgt worden wäre, uns diese Niederlage erspart hätte. Wir bleiben auch heute noch dabei, daß wir uns nicht ganz auf den Tunnel verlassen dürfen, denn unser Feind könnte sich unter Umständen mit andern Kontinentalmächten verbinden; aber im Krieg mit nur einer Macht im Norden Europas wäre er von unschätzbarem Wert. Es sind auch ohne Zweifel Gefahren damit verbunden, aber im Vergleich mit denen ohne Tunnel sind sie ohne Bedeutung. Der Bau einer größeren Handelsflotte aus Unterseebooten für Beifuhr von Lebensmitteln könnte eine weitere Sicherheit gegen eine Gefahr bieten, wie die letztüberstandene, die ein dunkles Blatt in der Geschichte unseres Landes bildet."

Was Marinesachverständige über die Erzählung Conan Doyles denken.

Admiral Lord Charles Beresford: Wir haben bereits in einer Richtung Vorsorge getroffen, um den Gefahren der Verpflegung zu begegnen, indem wir einige unserer Handelsschiffe bewaffneten, aber volle Sicherheit werden uns erst große Kornspeicher schaffen. Herrn A. Conan Doyles Erzählung wird diese wichtige Frage in Fluß bringen.

Admiral Algernon de Horsey, Ritter des Bathordens: Es ist eine sehr fesselnde, aber wie die meisten sagen würden, phantastische Erzählung eines erdachten Krieges, die aber immerhin, so unwahrscheinlich der Erfolg erscheinen mag, eine genaue Prüfung verdient. — Ich war immer der festen Überzeugung, daß ein genügend starkes Landheer und Fürsorge, um im Kriegsfall die Zufuhr der Lebensmittel aufrecht zu erhalten, unbedingt nötig sei, und daß, wenn hierfür nicht vorgesorgt wird, unsere Existenz auf dem Spiele steht. Selbst Lord Haldane stellte als Kriegsminister die Behauptung auf: „Alles was unser Feind zu tun braucht, ist, uns unsere Lebensmittelzufuhr abzuschneiden." Der verstorbene John Colomb hat ganz richtig im Parlament unsere Lage als die einer unverproviantierten Meeresfestung bezeichnet. In den Zeitungen habe ich immer die große Bedeutung der Verpflegung betont und verschiedentlich die drei folgenden Wege vorgeschlagen:

1. Errichtung von Kornspeichern, um stets einen Vorrat für drei Monate auf Lager zu halten.
2. Vorsorge, daß die Landleute jeweils ihre Ernte ein Jahr als eisernen Bestand zurückhalten.
3. Mindestens eine Verdopplung unserer Weizenanpflanzungen durch Getreidezölle herbeizuführen.

Digitized by Google

Sorgen wir nicht für eine Ernährungsmöglichkeit des Volkes auch in Kriegszeiten, so laufen wir ständig Gefahr, daß uns Weltmacht und Kolonien verloren gehen.

Admiral Compton Domvile, Ritter des Bathordens: Ich habe mit großem Interesse die Erzählung Conan Doyles gelesen, muß aber sagen, daß ich sie für sehr unwahrscheinlich halte und der Verfasser mich mehr als irgend ein anderer an Jules Verne erinnert. Ein Unterseeboot, das so lange sich auf offener See hält, ohne den Ölvorrat und anderes zu erneuern, was für gewöhnlich in einem Begleitschiff mitgeführt wird, gibt es nicht und ein Begleitschiff würde einen solchen Raubzug unmöglich machen. Ein anderer Punkt ist der, daß ein Hafen an der Ostküste bei einem Kriege mit einer Macht Osteuropas nicht für die Zufuhr in Betracht kommt.

Schiffe vom Westen würden ohne Zweifel den Hafen von Milford anlaufen, der befestigt ist und bei der engen Zufahrt, starker Flut und gefährlichen Felsen Unterseebooten die Arbeit sehr erschweren würde; und Schiffe vom Süden würden in Plymouth landen. Die Bahn durch Frankreich zu benützen und den Weg eines Tunnels, würde zweifellos Frankreich in den Krieg mithineinziehen. Es ist mir nicht zweifelhaft, daß ein Tunnel leichter zu zerstören wäre, als die Unmenge der Getreideschiffe, wie es die Erzählung schildert.

Unterseeboote sind ohne Zweifel in den letzten Jahren sehr vervollkommnet worden und ihr Wirkungsfeld ist, wie die letzten Manöver zeigten, bedeutend größer als früher, aber ich glaube doch nicht, daß sie solch Außerordentliches leisten können, wie es hier geschildert wird[1]).

Admiral C. C. Penrose Fitzgerald: Conan Doyles geistreiche Schilderung, wie ein paar Unterseeboote England durch Aushungern zum Frieden zwingen, wird ein wertvoller Beitrag zu Gunsten des Plans für den Kanaltunnel und für Schutzzollpolitik sein, da die große Menge die große Unwahrscheinlichkeit in technischer Hinsicht nicht erkennen wird. — Ich glaube nicht, daß irgend ein zivilisierter Staat unbewaffnete und unverteidigte Handelsschiffe vernichten wird[2]). Die Gefahr liegt meines Erachtens wo ganz anders und zwar in der kurzsichtigen Politik, die nicht für eine genügend große Anzahl Kreuzer, oder wenigstens angenähert genügend, sorgt, um unsere Handelswege beschützen zu können.

Die Frage der Lebensmittelversorgung bildet unzweifelhaft den Kern der Sache; und alles, was das öffentliche Interesse hierauf zu lenken vermag, ehe ein Krieg über uns kommt, ist zu begrüßen, einerlei ob es sich um Schutzzoll, Kanaltunnel, oder staatliche Kornspeicher handelt.

Admiral William Hannam Henderson: Ich stimme Herrn Conan Doyle völlig bei, daß die Entwicklung der Unterseeboote das Bild eines Seekriegs geändert hat. Doch halte ich es nicht für wahrscheinlich oder möglich, daß mit größeren in der Themsemündung solche Taten ausgeführt werden können, wie er sie beschreibt. Ich gebe dagegen zu, daß nichts am Eingang zum Kanal und zur Irischen See dem entgegenstünde und das wäre eine Bedrohung unserer Lebensmittelversorgung, wie wir sie bisher noch nie erfahren, und der man, wie es scheint, nicht begegnen kann. Ich glaube nicht, daß mit einer Zwölfpfünderkanone viel, wenn überhaupt irgendwelcher, Schaden angerichtet werden kann; ein Schiff bräuchte nur mit Volldampf weiter zu fahren, um deren Gebrauch bei der Verfolgung durch ein Unterseeboot unmöglich zu machen. Ihre einzige wirkungsvolle Waffe ist das Torpedo. — Eine bedeutend größere Anzahl von Booten wäre erforderlich, um auch nur einen Teil der geschilderten Taten zu vollbringen. Große Schiffe sinken nicht so rasch. Ich glaube auch nicht, daß neutrale Gewässer mißachtet werden und neu-

[1]) In der Erzählung ist mit Unterseebooten, wie sie uns die nächste Zukunft bringen wird, gerechnet. Conan Doyle.

[2]) Mit aller Hochachtung, ich glaube wir müssen mit dem rechnen, was möglich ist, nicht mit dem, was wir hoffen oder denken. Conan Doyle.

Digitized by Google

trale Schiffe versenkt. Das wird unbedingt verhindert werden und nur auf den Angreifer selbst zurückfallen. Kein Staat würde das erlauben und ein Offizier, der es doch wagte, würde erschossen.

Selbst wenn die Verluste größer wären, halte ich sie nicht für genügend, die Beifuhr von Lebensmitteln zu unterbinden. Unterseeboote können nur bei Tag wirken. Die Bedrohung des Handels durch Unterseeboote trifft alle Staaten; das Gegenmittel ist das Verbot, ein Schiff auf offener See zu kapern, ausgenommen innerhalb des Blockadegebiets.[1])

Admiral William Kennedy, Inhaber des großen Kreuzes vom Bathorden: Ich habe Herrn Conan Doyles Erzählung mit Interesse und großer Freude gelesen.

Die Geschichte ist sehr geistreich ausgedacht und wenn ich mir auch nicht vorstellen kann, daß solch eine kleine Macht den ganzen Einfuhrhandel Großbritanniens lahmlegen könnte, so ist es doch leicht möglich, daß wenige Unterseeboote unter kühner Leitung großen Schaden anrichten könnten, ehe sie gefaßt würden.

Der Verfasser setzt dabei voraus, daß unsere Unterseeboote die ganze Zeit untätig wären.[2])

Die Folgerung aus der Geschichte ist, daß wir große Kornlager im Lande haben sollten, und hier stimme ich ihm von ganzem Herzen bei.

Der Kanaltunnel ist eine andere Frage und die Ansichten darüber sind sehr verschieden. Da ich meine Ansicht hierüber bereits in der Times dargelegt, brauche ich nur zu wiederholen, was ich dort gesagt, Gott hat uns zum Inselstaat geschaffen, so laßt uns dabei bleiben.

B. Eyres Monsell, Offizier der Königl. Flotte und Mitglied des Parlaments: Herrn Conan Doyles Erzählung wird nach meiner Ansicht von großem Wert sein, da sie den Lesern die gewaltige Bedeutung unserer Lebensmittelversorgung im Kriegsfall klar zum Bewußtsein bringen wird. Sie fragen, ob ich die in der Erzählung geschilderte Gefahr für wirklich vorhanden ansehe. Ich denke wohl, daß sie besteht, wenn ich auch glaube, die Unterseeboote müßten unglaubliches Glück haben. Außerdem muß man bedenken, daß die Unterseeboote nach Völkerrechtsbegriffen Seeräuberei betrieben, wenn sie kurzerhand neutrale Schiffe versenkten. Dies würde ohne Zweifel manche Großmacht in den Krieg mit unserem Feind verwickeln, wenn sie sich wirklich nicht schon durch die Gefahr an einen mächtigen Kriegsstaat zu geraten, abhalten ließen.

Bekämpft kann eine drohende Gefahr durch Unterseeboote, wie wohl die große Mehrzahl der Sachverständigen annimmt, nur durch Flugzeuge werden.

Ich bin sehr erfreut, daß diese Frage der Lebensmittelversorgung aufgeworfen wurde, denn es ist eine Lebensfrage für das englische Volk.

Admiral Edward Hobart Seymour, Inhaber des großen Kreuzes vom Bathorden: Die Erzählung ist, wie alle Erzählungen Conan Doyles, lebensfrisch und eindrucksvoll. Wir haben es allem Anschein nach sehr nötig, das Volk aufzurütteln. Was die Unterseeboote vollbringen, können sie vollbringen, wenn sie vom Glück begünstigt sind, und von diesem Gesichtspunkt aus ist die Schilderung aufgenommen.

Bei dem Gedanken, England auszuhungern, muß man berücksichtigen, daß die ganze Westküste nach dem Ozean offen liegt, so daß die Landungsmöglichkeiten sehr ausgedehnt sind und daß der Kurs der Schiffe nach England hierhin geändert werden kann, da die offene See für Unterseeboote bedeutend ungünstiger ist, als der Kanal.[3])

---

[1]) Nur für England bedeutet der Seehandel Leben oder Tod. — Conan Doyle.
[2]) Ich kann mir nicht vorstellen, wie Unterseeboote mit Unterseebooten bekämpft werden könnten. Conan Doyle.
[3]) Ich denke Kapitän Sirius hat sich gegen diese letzte Möglichkeit wohl vorgesehen. Conan Doyle.

Digitized by Google

Der Opiumkrieg[1]).

Von Karl Alexander von Müller.

Im Jahr 1843, am 3. März, fuhren vor dem Münzgebäude in der englischen Hauptstadt London fünf geräumige Frachtwagen vor, bewacht von einer Abteilung des 60. Regiments und von einer großen und fröhlichen Menschenmasse begleitet. Jeder dieser fünf Wagen war von vier stattlichen Pferden gezogen und von oben bis unten mit Kisten beladen. Eine davon mochte auf der Reise, die sie hinter sich hatte, einigen Schaden gelitten haben; man konnte in ihr Inneres sehen, und da jubelte denn die Volksmenge immer laut auf, so oft sie gewahr wurde, daß dies durch und durch solid angefüllt war mit alten, wunderlich aussehenden Silbermünzen, fest und zuverlässig ineinandergepackt wie noch einmal der Inhalt eines englischen Plumpuddings. Diese Wagen enthielten aber die erste Rate des chinesischen Tributs aus dem Opiumkrieg, und wenn der königlich großbritannische Finanzminister, der nun diesen Posten „Chinesisches Geld" Jahr für Jahr in sein Einnahmebuch schrieb, den Zug unter dem Jubel des Volkes in der Münze verschwinden sah, so mochte er sich wohl an den pfiffigen Spruch des alten römischen Kaisers erinnern, daß man dem Geld gottlob nicht anriechen kann, wie es erworben worden ist und wie viel Tränen und Blut und Menschenelend oft an einem einzelnen Stück hängen. Denn sonst hätte dem Volk von London aus diesen Wagen doch vielleicht ein seltsamer Geruch entgegenwehen mögen, der ihm das Jubeln am Ende gar verleidet hätte.

Du möchtest erfahren, lieber Leser, was es mit diesem Opiumkrieg für eine Bewandtnis hatte? Er war ohne Zweifel einer der gelungensten Geschäftskriege, den ein Vorfahre Sir Edward Greys je geführt hat. Ein wahres Schulbeispiel ist er, zu welcher friedlichen und erhebenden Sorte moralischer Eroberungen eine kaufmännische, durch und durch unmilitaristische Weltherrschaft zu führen vermag. Es kann uns militaristischen Deutschen in der Tat nur wohltun, uns an einem solchen Muster höherer Zivilisation und Sittlichkeit zu erbauen.

Wir alle wissen, daß es heute eine der gewaltigsten Umwälzungen und vielleicht eine der großen Tragödien der Gegenwart ist, wie das alte unnahbare China, mit seinen vierhundert Millionen Einwohnern, in den wirbelnden Strom des modernen abendländisch-amerikanischen Lebens, mit Eisenbahnen, Fabriken, Zeitungen und Parteiwesen, hineingezogen wird; und wir ahnen, daß vom Ausgang dieser Umwälzung ein gut Teil

[1]) Vgl. Mac Carthy, A History of our own Times, Bd. 1. — Spencer Walpole, A History of England, Bd. 5. — State Papers, Bd. 27, 29, 30. — Annual Register 1840—42.

Digitized by Google

der künftigen Schicksale unseres Erdballs abhängen mag. Von dieser Bewegung war natürlich vor drei Menschenaltern noch nichts zu spüren. Da lag das uralte ungeheure Reich der Pagoden und Mandarinen noch ungestört von außen, allein mit sich beschäftigt, vom Altaigebirge und vom Amur bis zum Gelben Meer und zu den Grenzen von Siam, ein riesiger Raum, vielgestaltig, üppig an Bodenschätzen und von einer menschlichen Fruchtbarkeit ohnegleichen, eine seltsam abgeschlossene, unfaßbare Welt für sich. Seine Schriftwerke, Gesetze und Einrichtungen waren so alt, daß die fernsten europäischen Vergangenheiten daneben aussahen wie von gestern. In ihnen aber dünkte dem chinesischen Volk alles aufgespeichert, was dem menschlichen Geist irgend erreichbar ist, und es schien ihm weiser, seinen Blick beschaulich auf diese sichere Vergangenheit, als begehrend in die grenzenlose, ungewisse Zukunft zu richten. Wer Staatsbeamter werden wollte, mußte erst in strengen Prüfungen erweisen, daß er ein genauer Kenner alles Alten sei, und so war eine kluge, ergebene, etwas müde Weisheit im ganzen Land, die in ihrem Kreis fleißig genügsam sich beschied und hochmütig überlegen all das unreife und wilde Treiben draußen von sich abwies. Fremde Völker erkannte sie neben sich gar nicht als Staaten an, sie wollte am liebsten nichts von solchen wissen noch sehen, ihr einziger Wunsch ihnen gegenüber war der des Diogenes vor Alexander dem Großen: Man möge ihr nur aus der Sonne gehen und sie in ihrer schönen, großen chinesischen Tonne in Frieden lassen.

Aber der unruhige Lebensdrang der westlichen Völker pochte immer wieder an das geheimnisvolle, verschlossene Haus, und Beziehungen des Handels ließen sich, wenigstens an den Grenzen, auf die Dauer nicht abhalten. Neben den Amerikanern war es vor allem die englisch-ostindische Kompanie, die sich für ihr Mutterland und dessen Kolonien das alleinige Handelsrecht mit China erworben hatte und seit dem Ende des 18. Jahrhunderts mit wachsendem Eifer und Erfolg betrieb. Der Engländer aber war damals, nachdem er seine Hauptnebenbuhler der Reihe nach zu Boden geschlagen hatte, schon unbestritten der erste Kaufmann der Welt, — recht das Gegenstück zum Chinesen, nicht minder sicher in seiner eigenen Überlegenheit, aber gewaltig um sich greifend, begierig nach Macht und Herrschaft und Reichtum. Auch er kümmerte sich wenig um alle anderen außer sich selber, aber er wollte nicht nur Ruhe von ihnen, sondern daß jeder ihm zu Willen sei und ihm bei seinen Geschäften helfe und ihm seine Schätze zur besseren Verfügung überlasse, und deshalb breitete er das Netz seines Handels rundum aus, um alle darin einzufangen. Der wichtigste Gegenstand seines Handels mit China aber war das Opium, der gefährliche Mohnsaft.

Digitized by Google

So rächen sich an den Völkern ihre Sünden oft auf eine seltsam verschlungene Weise. Seit der Mitte des 17. Jahrhunderts war das Laster des Opiumrauchens, wie es scheint durch die Araber, in China eingedrungen, und dieses hat seiner seitdem, trotz aller Anstrengungen seiner Regierung, nicht mehr Herr werden können. Wer kennte nicht, etwa aus der grausigen, selbsterlebten Schilderung des Engländers de Quincey, die wunderbare Wirkung dieses berauschenden Schlafgiftes, das als Arznei mehr Segen, als Genußmittel mehr Elend über die Erde gebracht hat, als irgend ein anderes. Die beschauliche, träumerisch-sinnliche Natur des Orientalen scheint seiner Lockung von je besonders ausgesetzt, und der Chinese ist hierin, wir sahen es ja schon, der orientalischste der Orientalen. Anfangs zog noch die geringe Menge des natürlichen Mohnvorrats in China der traurigen Leidenschaft eine bestimmte Grenze. Als aber die englischen Kaufleute der ostindischen Gesellschaft dieses Bedürfnis erspähten, erkannten sie rasch ihren Vorteil. Sie begannen in ihren Ländereien in Bengalen eigene Mohnkulturen anzulegen, erwarben sich dafür das alleinige Monopol und seit 1773 überschwemmten sie China alljährlich mit mehreren tausend Kisten Opium, deren jede ihnen zwischen 2400 und 4800 Mark eintrug. Nur wer einmal in seinem Leben das ausgemergelte, leichenhafte Gespenst eines Opiumrauchers gesehen hat, kann sich vorstellen, welche Verheerungen dieses blühende Geschäft im chinesischen Volk anrichtete. Denn das zauberische Gift der süßen Opiumträume ist ansteckend; man erinnert sich, welche strengen Maßnahmen die nordamerikanische und europäische Regierungen sofort ergriffen haben, als es in ihre Hafenstädte einzudringen drohte.

So wie jetzt die verantwortlichen Amerikaner und Europäer, dachten damals aber auch die Chinesen. Nachdem sie eine Weile dem Unheil zugesehen hatten, faßten sie sich zusammen und verbaten sich im Jahr 1796 ausdrücklich, daß die Fremden ihnen das zerstörende Gift weiter ins Land brächten; sie untersagten den Opiumhandel im ganzen Reich. Aber was kümmerte das den Engländer? „Wie sollte denn etwas ungesund sein," sagte er gelassen, „was meinen Geldbeutel so rund und gesund macht?" Und da die chinesische Regierung sich nur unkräftig zur Wehr setzte, so vermehrte er jetzt im Gegenteil seinen nutzbringenden Handel erst recht von Jahr zu Jahr. Vollends seit 1834 das alleinige Handelsrecht der ostindischen Gesellschaft aufgehoben wurde, und damit auch die Gewalt, die die chinesische Regierung über diese noch ausüben konnte, verschwand (während die Chinesen selbst natürlich an ihre alten Beschränkungen gebunden blieben), schoß der Weizen üppig in die Höhe. Aus den 4100 Opiumkisten, deren Einfuhr der Kaiser von China 1796 verboten hatte, waren nach vierzigjähriger Geltung dieses Verbotes, 1837, 30000 geworden. Neunzehntel

Digitized by Google

aller englischen Kaufleute in China lebten damals unter dem öffentlichen Schutz der ihnen eingeräumten Handelsvorteile von diesem widerrechtlichen Geschäft. Man schätzte es auf 20—30 Millionen Mark, was jährlich an Geld für diese kostbare Ware nach Britisch-Indien zurückfloß.

Da wollte die chinesische Regierung schließlich doch einmal wissen, wer nun eigentlich in ihrem Land der Herr sei und über die Gesundheit ihrer Untertanen und die Verwendung ihres Volksvermögens entscheide. Sie befahl ihren Beamten, nun ernstlich alle gegebenen Mittel zur Unterdrükkung dieses Handels anzuwenden, und wies ihre Zollbehörden an, die nächsten Opiumladungen in Beschlag zu nehmen. Und da sie die Engländer schon kannte, die nicht viel auf sanfte Flötentöne geben, so verstärkte sie zugleich ihre Macht an der Küste und sandte einen Mann von großer Energie, Lin, mit diktatorischer Gewalt nach Kanton, den Hauptsitz des Handels. Der verlangte dort von allen Kaufleuten, den britischen ebenso wie den chinesischen, daß sie ihm sämtliche vorhandenen Opiumvorräte auslieferten, damit er die gesetzwidrig eingeführte Ware vernichte; denn sie sei ein Giftschaden für die Gesundheit, den Wohlstand und die Sittlichkeit des Volkes. Die englischen Kaufleute waren durch dies rasche Vorgehen überrumpelt und in Schach gesetzt. Es fragte sich jetzt, wie weit die britische Regierung für den Schutz ihres Opiumhandels eintreten würde.

Der oberste englische Beamte in China war damals der Kapitän Charles Elliot, der Sohn von Hugh Elliot, dem ehemaligen englischen Gesandten in Berlin, ein tatkräftiger und kluger Mann. Er hatte seit Längerem wohl bemerkt, wie das Gebaren der englischen Opiumhändler unter den Augen der chinesischen Behörden immer frecher und rücksichtsloser geworden war, und hatte deshalb wiederholt in London um Verhaltungsmaßregeln gebeten, die ihm aber wohlweislich nie erteilt wurden. Auf die Kunde von Lins Vorgehen eilte er herbei und durchbrach ohne weiteres auf einem Kriegsschiff die chinesische Blockade. Da er aber den Ernst der chinesischen Maßregeln und die augenblickliche gefährdete Lage seiner Landsleute erkannte, ließ er alles Opium in englischem Besitz — es waren 20 283 Kisten — gegen Schuldscheine an seine Person, als an den obersten britischen Machthaber, aushändigen und übergab es dann selbst den chinesischen Behörden zur Vernichtung.

Damit schien der erste gefährliche Zeitpunkt überwunden, und Lin war, wie es heißt, schon geneigt, die getroffenen strengen Anordnungen allmählich wieder abzubauen. Aber so leicht ist mit den Engländern nicht fertig zu werden. Die geben wohl einmal, wie kluge Kaufleute, im einzelnen Fall mit Verlust nach, wenn sie sehen, es will eben diesmal nicht anders gehen, aber auf ein gutes Geschäft dauernd zu verzichten, kommt ihnen schwer in den Sinn, im Gegenteil! Das erfuhr Lin alsbald, als er Elliot, zur Sicherung

Digitized by Google

des Erreichten, einen Vertrag vorschlug, daß alle Schiffe, die künftig noch Opium verfrachteten, der Beschlagnahme und alle Personen, die noch beim Opiumhandel betroffen würden, dem Tod vor chinesischem Gericht verfallen sein sollten. Da erwiderte der Brite stolz: „Mit einer derartigen Forderung hat die chinesische Regierung jedes Gefühl der Sicherheit endgültig zerstört", befahl allen englischen Untertanen, Kanton sogleich zu verlassen und erbat sich aus Indien bewaffnete Hilfe.

Inzwischen hatte die Zerstörung der großen Opiumvorräte den Preis der Ware in China beträchtlich erhöht; die dem Gift Verfallenen setzten alles daran, ihr Lebenselixier dennoch zu erhalten; der Opiumhandel verhieß niemals reicheren Gewinn als jetzt. Was verschlug es da, wenn englische Schiffe von chinesischen Häfen ausgeschlossen waren? Man verlud das kostbare Gift auf amerikanische Boote, und der offene Betrieb, so wird berichtet, war niemals so üppig und umfangreich wie jetzt der schmugglerische. „Man sieht nun deutlich die Frage, um die es sich bei unserem Streitfall handelt," sagte Elliot: „ob China mit uns einen ehrlichen und wachsenden Handelsverkehr haben, oder ob es die Schuld tragen will, daß seine Küsten der offenen Freibeuterei anheimfallen". Und als mittlerweile die erbetene Hilfe aus Indien eintraf, benützte er die nächste Gelegenheit, eröffnete das Feuer auf einige chinesische Dschunken und erklärte Hafen und Fluß von Kanton für blockiert.

Die Chinesen, klug und etwas müde wie sie waren, hätten einen richtigen Waffengang mit diesem Gegner immer noch am liebsten vermieden. Sie gingen mit ihrem Entgegenkommen bis zur unwürdigen Feigheit. Der unmittelbare Anlaß zu Elliots Vorgehen war folgender gewesen. Bei einem Streit in der Nähe von Hongkong war ein Chinese von englischen Matrosen erschlagen worden, und die chinesische Regierung hatte im ersten Zorn die Auslieferung der Totschläger verlangt und sie mit allerlei Zwangsmitteln zu erreichen gesucht. Als jetzt aber zufällig ein Engländer in einem chinesischen Gewässer ertrank, schlugen sie Elliot, um ihn wieder zu besänftigen, vor, er möge nur erklären, daß dieser Tote der geforderte Mörder sei, dann wollten sie sich gern beruhigen. Aber solcher Sanftmutsköder verfängt bei Briten gar nicht. Kurz und gut, als diese sich stark genug dazu fühlten, im Januar 1840, fingen sie mit dem Krieg an.

Es kann uns hier nicht beikommen, diesen nun in seinem näheren Verlauf zu schildern. Wie meistens ging im einzelnen das Kriegsglück mehrmals auf und ab, und wie meistens mischte sich im einzelnen des Vorgehens auch hier Recht und Unrecht auf beiden Seiten. Die Chinesen, die immer auch ihr Teil asiatischer Grausamkeit und Falschheit haben, gingen oft weiter als ihre Sache gefordert hätte; und bei den Engländern — denn es

Digitized by Google

gibt ja so wenig ein Volk, das lauter schlechte, wie eins das lauter gute Eigenschaften hätte — traten neben der brutalen Selbstsucht und Erwerbsgier auch die edleren Kräfte ihres Wesens ins Spiel. Das englische Volk zuhause wußte, als der Waffenlärm zu ihm hinüberdrang, von den Chinesen fast noch etwas weniger, als heute von den Deutschen, daß sie nämlich eine barbarische und verächtliche Nation seien, die sich einbilde, besser zu sein als andere und am Ende gar als die englische selber. Es hörte, daß sie England wider dessen Willen schnöde überfallen, daß englische Männer und englischer Handel im fremden Land gefährdet seien und daß das britische Reich jetzt seine Flagge zu ihrem Schutz gehißt habe. Da läßt kein Engländer seinen Landsmann im Stich. Wenn aber einer von der Opposition die kitzliche Frage an die Regierung richtete, wie es denn eigentlich mit dem tieferen Grund dieser Feindseligkeiten stünde; ob England denn ein Recht habe, einem selbständigen Staat und Volk einen Handel, den diese sich ausdrücklich verbäten, aufzudrängen — einen Handel obendrein, dessen notwendige Folge sei, dieses Volk an Geist und Körper zu verderben; und wie es denn unter solchen Umständen mit der moralischen Seite der englischen Sache beschaffen sei: da hatte Lord Palmerston schon, mit genau derselben Stirn wie heute Sir Edward Grey, die Antwort darauf zurechtgelegt: Von Moral sei doch hier auf keiner Seite überhaupt die Rede, es handle sich durchaus um gar nichts andres, als um eine ganz reine, glatte, runde Geschäfts- und Geldfrage; um den Schutz des Mohnbaus in Indien und die Eifersucht der Mohnbauer in China und um die törichten Theorien einiger chinesischer Nationalökonomen, die ihre Edelmetalle lieber bei sich im Lande behalten wollten, als sie den Engländern für das Opium auszahlen; dies brauche sich England doch nicht gefallen zu lassen. Das leuchtete denn jedermann, dem Dummen wie dem Pfiffigen, ein, und ganz England war mit dem Krieg wohlzufrieden.

Dieser selbst aber war für das Inselreich schließlich kein sehr schweres Spiel; es war am Ende doch der Zusammenstoß des eisernen mit dem irdenen Topfe. Zwar fochten die Chinesen tapferer, als man ihnen heute gewöhnlich zutraut. „Wenn sie fanden, daß sie uns nicht länger widerstehen konnten," berichtete ein englischer Offizier über die Einnahme einer Stadt, „schnitten sie ihren Weibern und Kindern die Hälse ab oder trieben sie in Brunnen und Weiher, und dann töteten sie sich selbst. In vielen Häusern lagen acht bis zwölf Leichen, und ich selber habe gesehen, wie ein Dutzend Weiber und Kinder sich in einem kleinen Teich ertränkten, am Tag nach der Schlacht." Der General aber, der diese Stadt verteidigt hatte, ließ, als es zum Letzten ging, seine Diener Feuer an sein Haus legen, setzte sich gelassen mitten hinein und verbrannte schweigend zu Tode. Doch all dieser

Digitized by Google

leidende Mut und mancher kleine Einzelerfolg halfen den Chinesen auf die Dauer nichts. Wer's mit den Engländern aufnimmt, der muß nicht nur bis zum Äußersten entschlossen sein, sondern er muß auch die Kraft haben und gerüstet sein, ihnen einen gewaltigen Schlag auf den Kopf oder in den Magen zu versetzen, etwas anderes spüren sie gar nicht, und kleine Wunden kitzeln sie bloß ein wenig. Den Kapitän Elliot, der die Sache nicht mehr recht vorwärts brachte und sich sogar in Friedensverhandlungen mit den Chinesen einließ, ohne darin den künftigen Opiumhandel zu sichern, ersetzten sie durch einen entschlosseneren Führer, namens Pottinger. Sie nahmen den Chinesen die Insel Chusan an der Ostküste, dann die Städte Ningpo und Amoy und rückten gegen Nanking vor, bis die chinesische Regierung schließlich nach zwei Jahren des Mordens den Mut verlor und demütig um Frieden bat (1842). Da verlangten dann die Engländer fürs erste, daß man ihnen für alle Zeit und Ewigkeit die Insel Hongkong abtrete — und erhielten sie. Sie verlangten fürs zweite, daß fünf Häfen, Kanton und Amoy und Fuchau und Ningpo und Shanghai, dem britischen Handel schrankenlos geöffnet und daß britische Konsuln dort eingesetzt würden — und erhielten auch dieses. Und zum Dritten verlangten sie, außer den 25 Millionen, die die Stadt Kanton schon vorher als Ersatz für die zerstörten Opiumvorräte hatte bezahlen müssen, noch eine weitere Kriegsentschädigung von 97½ Millionen — und erhielten, wie wir eingangs schon sahen, auch dieses.

So gewannen die Engländer ihren Opiumkrieg, und die beiden Häuser des Parlaments, der alte Herzog von Wellington an der Spitze, sprachen über diesen glücklichen Ausgang ihre Freude und Anerkennung aus. Damit aber dem J sein Tüpfel nicht fehle, folgte zum Schluß noch ein kleines ergötzliches Nachspiel in der Familie selbst. Nämlich die britischen Kaufleute, deren Opiumvorräte vernichtet worden waren, fanden die 25 Millionen Entschädigung von Kanton ihrem Schaden nicht entfernt gerecht. Sie meinten, ihre zwanzigtausend Kisten seien unter Brüdern so zwischen 48 und 96 Millionen Mark wert gewesen; sie hätten der englischen Regierung doch eigentlich den Anlaß zum ganzen Krieg gegeben, und es wäre nur billig, wenn man ihnen aus der stattlichen Kriegsentschädigung auch noch den Rest ihres Schadens ersetze. Die Regierung aber zog eine Note aus der Tasche, die sie, nachdem der Stein schon im Rollen gewesen war, einmal an Elliot gesandt hatte und in der stand, daß sie eine Verletzung der chinesischen Gesetze keineswegs billigen könne und für keinen Schaden, der daraus entspringe, gut stehe. Der Opiumhandel, um den sie zwar allerdings selber den Krieg geführt und der jetzt auch wieder erfolgreich fortgesetzt werden könne, sei damals aber doch zweifellos gegen das chinesische

Digitized by Google

Gesetz gewesen, und aus diesem Grund könne sie jetzt keinen roten Heller mehr herausgeben. Nachdem sie so den Standpunkt klargelegt, gab sie aber aus Großmut schließlich doch noch ein wenig nach und zahlte den Händlern noch eine kleine Schäbigkeit, die ihr nicht wehe tat. Diese aber gestanden, daß sie nun zum Schluß auch noch unter die Geprellten gehörten und daß die britische Regierung in solchen Dingen allen über sei und bei diesem Krieg das beste Geschäft gemacht habe.

Englands indische Reichsgründung; ihr Werdegang und ihre Bedeutung für den Weltkrieg.

Von Felix Salomon, Professor der Geschichte an der Universität Leipzig.

Wer in diesen großen schweren Zeiten nicht bei den Entscheidungen draußen mitwirkt und das Nachsinnen als Lebensgewohnheit übt, dem drängt sich immer von neuem quälend und bohrend die Frage auf: wie ist es zum Ausbruche dieses furchtbaren Ringens gekommen? Ein nicht zu unterschätzender geistiger Aufklärungsdienst ist von den Heimgebliebenen mit den Federn geleistet worden; so viel ist heute klar und steht unerschütterlich fest: eine große Schuld am Kriege trägt England. An diese Erkenntnis knüpft sich aber sofort die weitere Frage, warum hat England es zum Kriege kommen lassen? Hierüber gehen die Meinungen auseinander; es ist möglich, daß eine volle Übereinstimmung niemals erzielt werden wird. Für die wissenschaftliche Betrachtungsweise bieten sich folgende Anhaltspunkte: In keinem Falle wird für die Beurteilung der Haltung Englands ein einzelnes Moment als bestimmend angesehen werden dürfen; eine große Mannigfaltigkeit von Faktoren hat die Entscheidung herbeiführen helfen. Weiter aber empfiehlt es sich bei der Frage nach dem Ursprunge des Krieges zwischen dem, was sich vor unseren Augen abspielt und den tieferliegenden Strömungen zu unterscheiden, die sich erst aus dem Studium des geschichtlichen Werdeganges ergeben. Mit solchem Studium haben wir es hier ausschließlich zu tun; es soll uns zu Beobachtungen helfen, die bisher noch zu wenig gemacht worden sind[1]). Schon an anderer Stelle[2]) habe ich meine Meinung dahin ausgesprochen: der Krieg sei aus den Machenschaften des britischen Imperialismus hervorgegangen; hieran will ich anknüpfen, um eigene frühere Angaben zu ergänzen. Nie soll der

[1]) Einen wertvollen Hinweis in der von mir verfolgten Richtung gibt: Friedrich Keutgen, Britische Reichsprobleme und der Krieg. Hamburg 1914. S. 15—16.
[2]) In meiner Schrift: „Wie England unser Feind wurde." Leipzig, K. F. Koehler.

Digitized by Google

Historiker auf dem Wege zur Erkenntnis bei einem Schlagwort haltmachen, denn Schlagworte sind meist vieldeutig. Vieldeutig ist auch das Wort Imperialismus; ich möchte heute einmal vor anderem die Bedürfnisse und Interessen der britischen Außengebiete darunter verstanden wissen. Es leuchtet ein, daß es von Wert und Bedeutung für uns sein muß, uns darüber zu klären, inwiefern britische Reichsinteressen in diesem Sinne einen Anlaß zum Kriege gegeben haben können, und welche unter ihnen es im besonderen gewesen sind. Erst darnach läßt sich Auskunft geben, wo wir auch mit ihnen Abrechnung zu halten haben, und in welcher Weise dies geschehen kann. Gibt es Interessengegensätze zwischen uns und den großen Siedelungs-Kolonien, die einen Krieg rechtfertigen könnten? Ganz gewiß nicht! Gibt es Interessengegensätze zwischen uns und Indien? Erst recht nicht. So ist es also nicht zu verstehen; die Interessen britischer Außengebiete, die den Krieg herbeiführen halfen, haben unmittelbar mit uns gar nichts zu tun. Den Ausgangspunkt zum Verständnis des uns beschäftigenden Zusammenhanges bildet Englands eigenes Verhältnis zu seinen Außengebieten, das heißt *seine* Schätzung ihrer Interessen und Bedürfnisse. Hier ist aber gleich noch eine wesentliche Unterscheidung zu machen: Es ist zwischen einem Größer-britischen und einem indischen Imperialismus zu unterscheiden; unsere Betrachtungen gelten ausschließlich dem indischen, denn er ist es ganz besonders gewesen, der in der Entstehungsgeschichte des Krieges eine wesentliche Rolle gespielt hat. *Ich behaupte: das Studium des indischen Imperialismus und seines Einmündens in die heutige Weltlage macht uns vieles begreiflich, was sonst unerklärlich bleibt;* der Inhalt dieser Seiten bezieht sich deshalb auf Werden und Wesen des indischen Imperialismus. Um ein gewaltiges Gebiet rasch zu umfassen, gliedere ich scharf. Ich frage erstens: wie ist die britische Herrschaft in Indien entstanden? Zweitens: welche Bedeutung hat sie für England, für den Krieg, und hierdurch für uns gewonnen? Drittens: Welche Abrechnung haben wir zu halten?

Wie ist die britische Herrschaft in Indien entstanden? Indien, das alte Wunderland hat auch auf die Geschichtsschreibung berauschend eingewirkt; in einem berühmten Buche über „Englands Ausdehnung" verkündet Seeley: Gleichsam in einem Anfall von Geistes-Abwesenheit seien die Engländer in Indiens Besitz gelangt; er schreibt dem Zufall, dem Wunderbaren eine bestimmende Rolle zu. Er ist von seinen Landsleuten berichtigt worden; der Werdegang trägt in der Tat wenig Wunderbares an sich. Man könnte eher sagen, die Entwicklung vollzog sich in logischer Konsequenz. Eine erste Epoche in der Geschichte der britischen Herrschaft in Indien führt uns von 1600 bis etwa 1660: Es ist die Epoche des Experimentierens, der

Digitized by Google

Grundlegung, insofern als auf dem hier begonnenen weiter gebaut wurde, aber nicht in dem Sinne, daß schon die Entscheidung für die Zukunft gefallen wäre. Im Begehren nach den Schätzen des Wunderlandes waren die Engländer gar nicht die ersten; sie waren auch nicht die ersten unter denen, die nach Sperrung des Landweges durch die Osmanen, den Seeweg nutzten, um an das Ziel zu gelangen; Spanier und Portugiesen waren ihnen vorangegangen. Es bedurfte der Niederlage der spanischen Armada (1588), um den Engländern im Gegensatze gegen Spanien den Weg zu öffnen; auch dann währte es noch mehrere Jahre bis 1600, daß eine Kompagnie von Kaufleuten das Privileg erhielt, sich in Indien zu betätigen. Vom 31. Dezember 1600 datiert der Freibrief, der die ostindische Kompagnie begründet, „zur Ehre der Nation, zur Bereicherung des Volkes, zur Ermunterung des Unternehmungsgeistes der Untertanen, wie zur Vermehrung von Handel und Schiffahrt". Die Kompagniegeschichte gibt bis 1760 den engeren Rahmen ab, in dem sich die englischen Schicksale in Indien abspielen. Die ideelle Grenzsperre, die Spanien mit seiner Berufung auf eine den Besitzstand regelnde päpstliche Bulle errichtet hatte, war von da an durchbrochen; dafür trafen die Engländer an Ort und Stelle auf ein sehr reales Hemmnis, das ihnen das Leben schwer machte: schon hatten die Holländer sich gerade dort niedergelassen, wo die Engländer sich am raschesten zu bereichern dachten. Die Gewürzinseln wurden von den Holländern ausgebeutet, die diese Inseln noch heute in Händen haben; sie sahen in den Engländern, trotz der Gemeinsamkeit des Glaubens und der Freundschaft ihrer Regierungen in Europa, nichts als lästige Eindringlinge. Wir lesen in einer zeitgenössischen Quelle: „Es ist unmöglich, den natürlichen Haß eines Holländers gegen einen Engländer in irgend einem anderen Teile der Welt so gut wie in Indien kennen zu lernen". Die Holländer waren die Stärkeren; ein schreckliches Blutbad (1623) verdrängte die Engländer aus dem Inselgebiete und veranlaßte sie nun erst den Kontinent zu ihrer Niederlassung zu wählen. Von 1624—1643 wurden die ersten Faktoreien angelegt; sie lagen weit voneinander ab; Madras an der Ostküste Vorderindiens, ist der uns bekannteste Name. Auch dort ging es nur langsam vorwärts, zumal die Kompagnie gleichzeitig mit Antipathien in der Heimat zu rechnen hatte. Denn wo blieben die wertvollen Schätze, auf die man gerechnet hatte? Wie stand es mit den Mineralien und den kostbaren Rohstoffen? Die Kompagnie importierte Baumwolle und seidene Gewebe und wagte es, dem zu Hause allmächtigen Tuchgewerbe Konkurrenz zu machen; dessen Vertreter waren um so erboster, als sie bei dem indischen Klima ihre Wollwaren unmöglich im Austausch in Indien absetzen konnten. Gegen Mitte des Jahrhunderts war alles in allem das Ergebnis des indischen Unternehmens so wenig

Digitized by Google

befriedigend, daß allen Ernstes erwogen wurde, ob man nicht das ostindische Geschäft an die holländischen Konkurrenten verkaufen sollte.

Die zweite Epoche führt von 1660—1760. Es ist die Epoche der großen Entscheidungen. Wie sind sie herbeigeführt worden? In England begann ein günstigerer Wind für die Kompagnie zu wehen; der stets geldbedürftige Karl II. protegierte sie; aus der Mitgift, die ihm die Ehe mit einer portugiesischen Prinzessin einbrachte, übergab er Bombay der Kompagnie. Jetzt nahm auch der Handel der Kompagnie im Einklang mit den wirtschaftstheoretischen Anschauungen der Zeit zu; ein Importartikel von gewaltigster Bedeutung begann eine Rolle zu spielen. Im Jahre 1664 war es, daß die Kompagnie als Kuriosität dem König zwei Pfund Tee zum Geschenk machte; von 1715 an diente eine Faktorei in Canton dem ständigen Tee-Import. Das war chinesischer Boden, aber die Bedeutung Indiens lag auch schon darin, daß es den Verkehr mit den Nachbarländern vermittelte. Die Zahl der Ostindienfahrer wuchs begreiflicherweise. Also verkündet ein vielgelesener national-ökonomischer Schriftsteller, Charles Davenant, bereits um die Wende vom 17. zum 18. Jahrhundert: „Das Land, das in den vollen Besitz Ostindiens gelangt, wird der ganzen Handelswelt die Gesetze geben." Alles das trug indessen außerordentlich wenig zur Entscheidung bei, im Vergleich mit zwei Vorgängen, die kurze Erwähnung finden müssen. Ein innerindischer Vorgang: das alte Mogulreich, das seit Mitte des 16. Jahrhunderts den Rahmen für Indiens staatliche Verhältnisse abgab — eine Fremdherrschaft über dem bunten Völkergemisch Indiens — geriet in Niedergang und Zerfall. Beides wurde so offensichtlich, daß Projektenmacher seit der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts sich mit Eroberungsplänen Indiens beschäftigten, deren Ausführung sie als durchaus nicht schwer hinstellten. Dieser Zerfall drohte seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zu einer furchtbaren Anarchie, zu einem Kampfe aller gegen alle zu führen. Die Verhältnisse schrien nach einem neuen, Ordnung stiftenden Gebieter; da stellten sich neben den Engländern die Franzosen mit dem Anspruch darauf ein, ebenfalls eine Herrschaft in Indien zu begründen. Ihr Anspruch fußte auf ihrer gebietenden Macht in Europa, und auf ihren großen Fähigkeiten in der Beherrschung fremder Völkerschaften. Die Franzosen lehrten durch ihr Beispiel, wie ein europäisches Volk mit einer verschwindenden Minderheit ein Regiment über die indischen Völkermassen einzurichten vermöchte. Nun hing alles weitere davon ab, ob die Franzosen oder die Engländer die Oberhand behaupten würden. Der zweite Vorgang also, der hier eine Rolle spielte, ist die kriegerische Auseinandersetzung zwischen England und Frankreich in jenen Jahren gewesen, in denen die deutsche Geschichte von den Kriegen und Siegen

Digitized by Google

Friedrichs des Großen berichtet. Die Franzosen hatten die besseren Aussichten, der Ausgang entschied gleichwohl für die Engländer; die Franzosen verloren nahezu alles, was sie besessen hatten. Wie kam das? Es war, um den Bescheid auf die kürzeste Formel zu bringen, folgendes maßgebend: Nationale Kraft und organisches Wachstum auf englischer Seite erwiesen sich der staatlichen Führung und Züchtung auf der französischen überlegen. Daneben soll das persönliche Verdienst des Siegers von Plassey, des Lord Clive, den Friedrich der Große als den vom Himmel gesandten General pries, nicht vergessen werden; wenn es seit 1760 feststand, daß unter den europäischen Mächten nur noch England eine Aussicht auf die Erbschaft des Großmoguls hatte, so war es dieser Mann, der diesen Tatbestand schuf.

Es folgt die Epoche des Aufbaus und der Vollendung des britischen Imperiums in Indien (1760—1860). In Indien sah es nach dem Siege Lord Clives wirr und wüst aus; die Mogulherrschaft war nicht mehr anerkannt, eine neue war noch nicht an die Stelle gesetzt. Der Krieg hatte gewaltige Besitzveränderungen mit sich gebracht; die Engländer waren Herren Bengalens geworden; der Eingang ins Gangesdelta und ins Innere Indiens war ihnen erschlossen. Calcutta war der natürliche Platz für die künftige Hauptstadt. Aus einer handeltreibenden Kompagnie war eine Landesherrin hervorgegangen; es war offensichtlich, dabei konnte es nicht sein Bewenden haben. Der Staat mußte eingreifen, aber dagegen erhoben sich viele Stimmen in England; die öffentliche Meinung hatte das richtige Gefühl, daß man vor einer Wegscheide stände, und daß das alte England ein Risiko sondergleichen auf sich nähme, wenn man auf diesen Bahnen weiterginge. Mit dem wachsenden Handelsgewinn hatte man sich gern abgefunden; nach einem britischen Imperium in Indien begehrte das englische Volk nicht. Was aber tun? Ein voller Verzicht war auch nicht mehr möglich; man suchte einen Mittelweg. Der Staat sollte die Verantwortung übernehmen; die Kompagnie, der der Handel verbleiben sollte, hätte sich seinen Verfügungen unterzuordnen; auf weitere Eroberungen sollte verzichtet werden. Die organisierende Tätigkeit kam nach einem vergeblichen Versuche Frankreichs, das Verlorene während des amerikanischen Unabhängigkeitskrieges zurückzugewinnen, zum Abschluß. Pitts ostindische Bill von 1784 schuf im wesentlichen die Einrichtungen, wie sie heute bestehen; gleichzeitig wurde als Grundsatz festgelegt, daß Englands Politik in Indien eine Politik der Reform und des Friedens sein sollte. Da erschien Napoleon Bonaparte. Ich glaube nicht, daß dieser, wie dies oft gesagt worden ist, von Anfang an England als seinen Hauptgegner ins Auge faßte und die Wurzeln der englischen Macht in Indien zu durchschneiden suchte; Englands Machtstellung wurzelte damals noch gar nicht in Indien.

Digitized by Google

Napoleon begann als Phantast, dem in einem Zeitalter allgemeiner Umwälzungen alles möglich erschien; er wollte sich ein großes Mittelmeer-Reich gründen, besetzte Ägypten, und warum nicht von hier aus den Versuch wiederholen, die Engländer aus Indien zu vertreiben? So schuf er sich die Gegnerschaft Englands; sie fand ungeahnte Erwiderung, zumal in Indien. Napoleons auf Indien gerichtete Bestrebungen bilden in der Geschichte der britischen Herrschaft in Indien einen Markstein; sie waren es, die erst die Politik eines indischen Imperialismus ausgelöst haben. Bis dahin wünschte man es bei einem Kranze von Handelsniederlassungen zu belassen; jetzt wurden Schritte unternommen, die zur Reichsbildung führten. Napoleons Gegenspieler in Indien war Lord Wellesley, der ältere Bruder des uns bekannteren Herzogs von Wellington; sein Ziel war Englands Herrschaft in Indien für alle Zeit zu sichern. Hierzu galt es einmal die aufrührerischen Stämme zu bändigen; zweitens den britischen Besitzstand zu konsolidieren, d. h. einen Zusammenhang zwischen den getrennten Niederlassungen herzustellen. Beides war mit einer ungeheuren Ausdehnung des Einflusses und des Territoriums verbunden. Äußerlich bekundete sich die Veränderung darin: der Großmogul wurde zu einem Pensionär des englischen Staates; in einem amtlichen Aktenstück wird 1799 zum ersten Male von einem britischen Reiche in Indien gesprochen. Die Stimmung der englischen Bevölkerung war umgeschlagen, aber noch einmal wurde sie von Bedenken gepackt; Lord Wellesley wurde aus seiner triumphierenden Laufbahn abberufen. Nochmals verlautete: man wünsche nicht weiterzugehen. Es war zu spät; die Zeit kam, wo die Verhältnisse stärker wurden als die Menschen. Es gab nur noch eine Wahl zwischen einem Zurück unter Preisgabe aller bisherigen Errungenschaften oder einem Vorwärts, das erst mit der Ausdehnung des Imperiums über ganz Indien endete: man ließ es entweder geschehen, daß die noch selbständigen Gewalten die Oberhand zurückgewannen, oder man unterwarf auch sie noch, um Indiens Schicksal zu besiegeln. Die Prokonsuln, die in Lord Wellesleys Fußtapfen traten, sorgten für die Vorwärtsrichtung (1814—1852). 1849 war die Eroberung der Indusebene beendet; 1852 ist auf dem vorderindischen Festlande im großen und ganzen der heutige Zustand hergestellt; ein Kontinent, etwa so groß wie Europa westlich der Weichsel war englischer Besitz geworden. Die Stimmen der Bedenklichen waren von denjenigen übertönt, welche die Dinge mit anderen Augen sahen, seitdem die Kompagnie auch auf ihre wirtschaftlichen Privilegien hatte verzichten müssen. Indien wurde für den wirtschaftlichen Wettbewerb aller Engländer freigegeben. 1858 wurden die letzten Reste der Kompagnie aufgehoben.

Digitized by Google

Welche Bedeutung hat das britische Imperium in Indien für England, für den Krieg und hierdurch für uns gewonnen?

Indiens ursprünglicher Zweck war, England reich und immer reicher zu machen; er ist nie aus den Augen verloren worden. Aber die Natur stellte die ersehnten Schätze nicht freigiebig zur Verfügung; erst menschlicher Fleiß mußte sie schaffen. Hierzu gehörte ein geordnetes Wirtschaftsleben, und dieses bedingte eine geordnete Regierung und Verwaltung. Unter diesem Gesichtspunkte wurde Indien für England zu einem Studiengebiet für eine bisher unbekannte Praxis. England das Land des Parlamentarismus und der Selbstverwaltung, die Engländer, das Volk, in dessen herrschsüchtiger Art es von Haus aus nicht gelegen war, fremden Rassen gerecht zu werden, mußten die Methoden des aufgeklärten Absolutismus und ihre Anwendung auf orientalische Völkermassen lernen. Wie weit und mit welchen Mitteln dies gelang, das ist nicht hier auszuführen[1]); Bismarck rühmte das Ergebnis: „Wenn England", sagte er, „alle seine Geistesheroen aus der Vergangenheit verlöre, das, was es für Indien getan, würde seinen Namen auf ewig unsterblich machen." Je mehr Mühen Indien verursachte, desto mehr sollte es dann aber auch einbringen. Der Wunsch, Indien zum Grundpfeiler der britischen Wirtschaftsmacht zu machen, näherte sich der Erfüllung, als in England das Zeitalter der Vorherrschaft des Tuchgewerbes durch die Blütezeit des Baumwollgewerbes abgelöst wurde. Jetzt konnte Indien den begehrten Rohstoff einführen; ganz glücklich war die englische Kaufmannswelt, als gleichzeitig die alte vermittelnde Rolle Indiens im Wirtschaftsverkehr mit China dahin führte, daß der chinesische Markt, der jetzt im Tee das Nationalgetränk für England lieferte, außerdem ein höchst ergiebiges Absatzgebiet für diese englischen Fabrikate wurde. Einen Jubel erweckte in Lancashire die Hoffnung, jeder der 300 Millionen Chinesen könnte sich eine baumwollene Kopfbedeckung anschaffen. Es wäre indessen falsch, anzunehmen, daß der materielle Nutzen für Indiens Wertung entscheidend wurde; eine der bedeutsamsten Wirkungen Indiens auf England ist vielmehr darin zu sehen, daß Indiens Besitz eine Geistesrichtung nährte, die den Engländern ursprünglich fremd gewesen ist. Ihnen war staatliches Machtbewußtsein fremd; der Puritanismus, der in der Geschichte des Größerbritischen Imperialismus eine Triebkraft bildet, verweist im Dienste der Religion auf die Ausdehnung des Volkstums, nicht der Staatsmacht; erst Indien schuf ein staatliches Machtbewußtsein. Es schlug im Ringen

[1]) Ich gehe deshalb auch nicht auf die Frage ein, ob heute ein indischer Aufstand zu erwarten ist. Wie wenig hierüber prophezeit werden kann, läßt uns als bester Kenner dieser Verhältnisse wissen: Sten Konow, Die indische Frage. Hamburg 1914.

Digitized by Google

gegen Napoleon Wurzel; es nahm Napoleonischen Geist und Napoleonische Methoden in sich auf; es ist nicht anders: Der indische Imperialismus gewann Napoleonisches Gepräge! Napoleon hatte in Erdteilen zu denken gelehrt; die Engländer ahmten es nach, um sich ihre indische Machtstellung zu sichern. Und das ist der Ausgangspunkt für alles Weitere, was zu berichten bleibt. Indien verlangte nach einer Sicherung der Seestraßen, die zu seinen Gestaden führten; daraus erwuchs der Wunsch nach der Seeherrschaft zunächst auf dem Wege über das Kap. Hieraus ergab sich die Besitznahme des Kaps der Guten Hoffnung und die Besiedelung der Kapkolonie, für die anfangs kein anderes Interesse maßgebend war. An die Besitznahme des Kaps schloß sich die Anlage einer Etappenstraße, der Erwerb von Stützpunkten für die Flotte, die bis in den Indischen Ozean hineinführten. Alsdann war auf die Sicherung des Landweges zu achten, der über Ägypten ging, denn die unter Napoleon eingetretenen Gefahren sollten sich nicht wiederholen. Diese Sicherung hatte eine ganz neue Aufgabestellung an Englands auswärtige Politik zur Folge: es meldete sich die Sorge für die Aufrechterhaltung der Türkei, zu deren Bestand Ägypten zählte. Falls fortan der türkische Besitzstand irgendwo zur Liquidation kam, mußte England rechtzeitig zur Stelle sein, um Hand auf Ägypten zu legen, bevor es eine andere Macht tat. England wich dieser Notwendigkeit längere Zeit aus und wollte von Teilungsplänen der Türkei, wie sie Zar Nikolaus I. und Napoleon III. zuflüsterten, den Engländern als ihren Anteil Ägypten zuweisend, nichts wissen; erst 1882 trat der Zeitpunkt ein, wo Ägypten unter die Fittiche des englischen Staates genommen wurde unter dem Gesichtspunkte der Sicherung Indiens. Alles das ist noch wenig im Vergleich mit der gewaltigsten Aufgabe, welche Indien England auferlegte; es galt Indiens Sicherung gegen das Andringen einer europäisch-asiatischen Großmacht durchzuführen: Indien brachte England den Gegensatz gegen Rußland ein. Hier ist eine rasche geographische Orientierung geboten. Indien ist auf der Landseite von der Natur geschützt als hätte diese das Märchenland vor der Habsucht der Fremden bergen wollen; die gewaltigen Gebirgsmassen des Himalaja und weite Steppen machen den Zugang für Heeresmassen zur Unmöglichkeit. Nie hätten die Engländer Herren Indiens werden können, wenn sie nicht mit ihren Schiffen von der Seeseite aus gekommen wären. Ein einziges Einfalltor gab es von der Landseite her; es war im Nordwesten; dort lag Afghanistan. Alle Eroberer, die sich mit Waffengewalt Bahn gebrochen, waren von hier aus eingedrungen: nun begreift es sich, welche Gefahr für England darin lag, daß sich Rußlands Ausdehnungsdrang den Grenzen Afghanistans näherte. Neue Schutzmaßnahmen waren

Digitized by Google

zu treffen, abgeſehen von der Reihe von Kriegen, die zwiſchen England und Rußland Afghaniſtans wegen geführt wurden. Das Wichtigſte war, um uns der Ausdrucksweiſe des Vizekönigs Lord Curzon zu bedienen: Es wurde jenſeits der Feſtungswälle, welche die Natur für Indien geſchaffen, ein Glacis von verſchiedener Breite und Ausdehnung angelegt. „Wir brauchen es nicht zu beſetzen", erläuterte Lord Curzon, „aber wir dürfen nicht zulaſſen, daß es von einem Feinde beſetzt werde. Wir ſind ganz zufrieden damit, daß es in der Hand von Verbündeten und Freunden bleibt, aber wenn feindſeliger Einfluß hereinſchleicht und ſich unter unſeren Wällen einniſtet, ſo ſind wir zur Intervention geneigt, weil ſonſt unſere Sicherheit bedroht wäre. Das iſt das Geheimnis der ganzen Lage in Arabien, Perſien, Afghaniſtan, Tibet und Siam." Die Anlage des Glacis benötigte, daß England darauf ausging ſoviel wie möglich von den in Betracht kommenden Gebieten unter ſein Protektorat zu bringen; wie dies geſchah, und wie die Landgrenze Indiens im weiteſten Sinne durch den gewaltigen Kreisbogen von Arabien bis Siam bezeichnet wurde, hat Karl Stählin ausgezeichnet dargelegt[1]). Hier genüge der Hinweis auf das Ergebnis: Englands indiſches Reich dehnte ſich mit ſeinen Verpflichtungen und Verantwortlichkeiten derart aus, daß England zu einer aſiatiſchen Großmacht wurde. Disraeli ſah dies bereits voraus, als er im Jahre 1866 hochmütig übertreibend zum Grafen Bitzthum ſagte: „Es iſt uns namenlos gleichgültig, was aus Deutſchland wird. Unſere Hauptintereſſen liegen in Aſien, nicht mehr in Europa. Antwerpen iſt auf dem Feſtlande vielleicht der einzige Punkt, der uns nahe geht." Ungeheuer viel will dieſer Tatbeſtand, der vielen von uns kaum zum Bewußtſein gekommen iſt, ſagen. Wie kommt es doch, daß England und Deutſchland trotz gemeinſamer germaniſcher Abſtammung und gemeinſamer Religion ſich heute wie zwei Menſchen gegenüberſtehen, die ſich nicht mehr verſtehen? Die tiefſtliegende Erklärung liegt eben darin, daß England keine germaniſche Macht mehr iſt, ſondern gleich Rußland eine europäiſch-aſiatiſche wurde. Und dieſe europäiſch-aſiatiſche Großmacht iſt es, die den Krieg gegen uns heraufbeſchworen hat, inſofern nämlich die Intereſſenfragen, die die Weltlage, aus der der Krieg hervorging, ſchufen, von Aſien her in Erſcheinung traten. Der engliſch-ruſſiſche Gegenſatz war für uns ein Vorteil: er ſchien unüberbrückbar. Er ſpitzte ſich ſeit 1880 ſtetig zu. In den neunziger Jahren war es ein atembeklemmendes Schauſpiel, zu beobachten, wie die beiden Mächte ſich gleichſam auf Sprungweite einander näherten. Im Norden auf dem Pamir, dem „Dach

[1]) In ſeinen Studien: „Die Politik der engliſchen Landgrenze von einſt und jetzt." Hiſtoriſche Zeitſchrift. 3. Folge 2. Band. „Das äußere und das innere Problem im heutigen Britiſch-Indien." Heidelberg 1908.

Digitized by Google

der Welt", trennte nur noch ein ganz schmaler Streifen afghanischen Gebiets die indo-britische von der russischen Grenze. Dabei lag der Vorteil auf seiten Rußlands, das überall seine Gegenmaßnahmen getroffen, zumal in Persien sich Einfluß erworben, und jetzt darauf ausging, vom fernen Osten her, vom Stillen Ozean und von China aus seine asiatische Machtstellung zu festigen. Und dieses Rußland verstand auch das noch: bei Eintritt der ostasiatischen Mächte, Chinas und Japans, in die Weltpolitik, einigte es sich mit Frankreich und zugleich mit Deutschland über die ihm zweckmäßigen Maßnahmen. Damals — im Herbst 1896 — geschah es, daß der Zar unserem Kaiser den Erwerb eines Stützpunktes in Ostasien nahegelegt hat. Mir scheint: hier liegt unmittelbar der Ausgangspunkt für Englands Bemühungen, eine neue Ordnung der Dinge herzustellen; die Sorge um seine asiatische Machtstellung war das Leitmotiv. Erst wurde der Versuch einer Annäherung an uns gemacht; wir sollten vermutlich — ich überschreite hier die Grenzen des Historikers, indem ich den Tatbestand zu konstruieren suche — gegen Vorteile in Ostasien oder sonstwo, auf Rußland in Europa drücken und damit einen Stillstand der russischen Vorwärtsbewegung in Asien herbeiführen helfen. Chamberlain machte darauf aufmerksam, — so wird es erzählt — daß wenn wir nein sagten, England suchen würde, sich mit Frankreich und Rußland zu verständigen. Wir wichen aus wohlerwogenen Gründen aus, und nun folgte ein Stück der geriebensten Diplomatie, die je vollbracht worden ist: erst die Schwächung Rußlands durch den von England eingefädelten Krieg mit Japan; dann das englische Freundschaftswerben in Petersburg, der Abschluß des Abkommens von 1907 und hiermit verbunden schließlich die Ablenkung Rußlands auf den nahen Orient unter eventueller Preisgabe der Türkei. Das alles im Zusammengehen mit Frankreich und mit Reizung aller Leidenschaften gegen uns, damit das Schwergewicht der internationalen Gegensätze um so sicherer nach Europa zurückverlegt würde. Die folgende Entwicklung der Weltlage von 1907 an bis zum Kriegsausbruch habe ich bereits unter dem Gesichtspunkte der deutsch-englischen Gegnerschaft geschildert[1]); hier will ich nur ergänzend bemerken: ein Zusammenstoß Rußlands mit Deutschland und seinem österreichischen Bundesgenossen bot unter dem Gesichtspunkt des indischen Imperialismus eine für England lockende Perspektive: Rußlands nochmalige Schwächung war da ganz ebenso nützlich wie eine Schwächung und Schädigung Deutschlands, der bösen Flottenmacht und des schlimmen Konkurrenten im Welthandel. Wir können nicht anders sagen: Englands Plan ist gelungen. Seine Verwertung Japans setzt dem ganzen diplomatischen Bau die Krone auf; wir empörten uns,

[1]) In meiner vorhin genannten Schrift.

Digitized by Google

daß England die gelbe Rasse gegen uns aufhetzte, wobei wir übersahen, daß unser germanischer Vetter sich zu einer halbasiatischen Macht ausgewachsen hatte; aber auch das ist dabei zu erwägen: die gelbe Rasse soll vielleicht nicht bloß gegen uns Dienste leisten, sondern ebenso Rußland nochmals einen Hemmschuh anlegen, falls dieses einmal daran denken sollte, von England abzuschwenken. Indien führte uns auf die tieferen Strömungen, die die kriegerische Weltlage schufen; es hilft uns schließlich auch den Zustand erklären, in dem England in den Krieg eingetreten ist, und die Art und Weise wie es ihn führt. Wir beobachten ein erstaunliches Mißverhältnis zwischen Englands Ansprüchen und seiner eigenen Kraftentfaltung; es ist dieses nicht zum mindesten daraus abzuleiten, daß der indische Imperialismus eine Disharmonie zwischen den Reichsinteressen geschaffen hat. Den Anforderungen einer asiatischen Großmacht zu genügen, hätte England sich zu einer Militärmacht entwickeln müssen; hiergegen bäumte sich sowohl das Alt-Engländertum auf, wie auch die Stimmung in den großen Siedelungskolonien, die den Weg zur freien Demokratie wiesen. Die Regierenden willfahrten den Gegnern des Militarismus und setzten gleichzeitig ihre Machtpolitik in Asien fort; was dabei herausgekommen ist, spielt sich vor unseren Augen ab: fremde Truppen müssen herhalten, um das Reich verteidigen zu helfen.

Und was lernen wir zu guter Letzt für unser Deutschland? Wo hat unsere Abrechnung einzusetzen? Ich meine: *Dort, wo England die Weltverhältnisse zu bestimmen begonnen hat, um seinen Bedürfnissen als europäischer und asiatischer Macht zugleich zu genügen.* In seinem Verlangen, die Seewege nach Indien für sich zur Verfügung zu haben, wurzelt das Unerträgliche seines Anspruches auf die Seeherrschaft; in seinem Bemühen, seine europäische Politik nach seinen weitreichenden Verpflichtungen in anderen Teilen der Welt einzurichten, wurzelt der Anspruch, ein europäisches Gleichgewicht nach seinen Wünschen herzustellen. Es kommt dabei wirklich auf das heraus, was englische Gelehrte als Englands Anliegen im Weltkriege ausgegeben haben, sobald die richtige Auslegung für ihre Worte gefunden wird: Die Engländer kämpfen „für Recht und Freiheit"! *Gewiß, sie kämpfen für das Recht des Stärkeren und für die Freiheit zu tun, was ihnen beliebt.* Dem muß und soll ein Damm entgegengesetzt werden. Leopold von Ranke kennzeichnete in seinem großen Stile den weltgeschichtlich bedeutsamen Augenblick, in dem England in den Kampf mit der Armada eintrat und sich die Wege für seine imperialistische Mission öffnete mit den Worten: „Die Geschicke der Menschheit lagen auf der Wagschale." Er erlebte es nicht, in welchem Maße England die Mission als germanische und protestantische Macht, auf die er anspielte, verleugnete. Heute dürfen

Digitized by Google

Rankes tiefe Worte für Deutschlands Vorgehen in Anspruch genommen werden: Der deutsche „Militarismus" vertritt mit Deutschlands eigenen Interessen Menschheitsinteressen. Er kämpft für freies nationales Wachstum und staatliche Selbständigkeit gegen das Überwuchern universalistischer Tendenzen und asiatischer Machttriebe.

Englands Perfidie 1870.

Die Times hat (7. Juli 1870) „gegen den neuen Thronkandidaten persönlich durchaus nichts einzuwenden, aber bei allen guten Eigenschaften scheint ihr doch die auf den Prinzen gefallene Wahl als eine unglückliche, die leicht zu künftigen Verlegenheiten führen könne. In Frankreich sei man nun einmal höchst mißtrauisch gegen Preußen."

Standard vom selben Tage: „Wir wollen nicht untersuchen, ob die französische Regierung das Recht hat, eine derartige Sprache zu führen, aber ganz gewiß ist es, daß diese Sprache in ihrem Munde nur natürlich klingt. Dem französischen Volke muß die Erhebung eines Mitgliedes der preußischen Königsfamilie auf den spanischen Thron als eine Beleidigung und eine Drohung erscheinen. Die Sache wäre vielleicht geduldet worden, wenn die spanische Regierung die französische um Rat gefragt hätte, aber diese Überrumpelung, diese anscheinende Intrige ist durchaus geeignet, das französische Volk ohne Unterschied der Partei aufzureizen."

Daily News und Telegraph äußern (16. August) „in Ausdrücken ernster Besorgnis die Hoffnung, Preußen möge dem Kriege bis zu Ende den Charakter des Verteidigungskrieges lassen und nicht seine militärischen Vorteile über die Grenzen hinaus verfolgen, welche für Erwerbung und Garantie dauernder politischer Sicherheit notwendig seien, indem durch ein solches Verfahren die Sympathien Europas auf seiten Frankreichs in die Wagschale fallen müßten."

Die Times vom selben Tage: „Unser Auswärtiges Amt sollte in diesem Augenblicke nicht nur mit Paris und Berlin, sondern auch mit den beiden Hauptquartieren in unmittelbarem Verkehr stehen und einen gemeinschaftlichen Boden zur Einigung suchen. England ist der einzig mögliche Vermittler in diesem Falle, und es ist seine Pflicht, von seiner Stellung den besten Gebrauch zu machen."

Daily News vom 27. August: „Was England anbetrifft, so haben wir keinen Grund, mit unserer Überzeugung zurückzuhalten, daß kein Bündnis natürlicher und freier von allen Hindernissen sein kann, als das zwischen einem starken, einigen Deutschland und Großbritannien. Gerade das preußische Militärsystem macht Preußen zur stärksten Defensivmacht in Europa. Ein starkes, einiges Deutschland ist ein Gegengewicht gegen Rußland wie gegen Frankreich. Alle Siege, die es gewinnen kann, werden seine Küstenentwicklung nicht vergrößern, noch es zum gefährlichen Rivalen Englands zur See machen. Wer von Angriffsgelüsten Deutschlands redet, kann nur von entfernten Möglichkeiten sprechen."

Digitized by Google

Am 13. September 1870: Daily News erklärt mit auffallender Schärfe: „Herr Thiers kommt durchaus nicht als Abgesandter, sondern auf eigene Faust, um hier eine Ansichten vom europäischen Gleichgewicht oder, besser gesagt, von der Notwendigkeit des französischen Übergewichtes unsern Ministern darzulegen."

Als gemeinschaftlichen Boden für den Frieden schlägt die Times den von der Indépendance belge und dem Journal de St. Pétersbourg aufgestellten Plan vor, Metz und Straßburg zu schleifen und Frankreich die Kriegskosten, sowie einige kleinere Bedingungen aufzuerlegen, und hofft, der König von Preußen werde sich wohl durch den Rat der Neutralen bestimmen lassen, und sich stark genug fühlen, der sehr erregten öffentlichen Meinung in Deutschland gegenüber diese Bedingungen nicht zu überschreiten.

Der Standard läßt sich über das europäische Gleichgewicht aus: Deutschland dürfe sich nicht vergrößern, weil England eben erst für die belgische Unabhängigkeit eingetreten sei.

27. Dezember 1870: Die Times bringt folgendes Telegramm aus Le Havre: „Die Preußen haben zu Dunclair (?) sechs englische Schiffe versenkt, um die Schiffahrt auf der Seine zu sperren. Sie schossen auf die Schiffsbesatzung, nahmen ihr alles weg und zwangen sie auf der nackten Erde zu kampieren. Die Schiffe hatten von den Preußen die Erlaubnis erhalten, ihre Ladung von Kohlen zu bergen."

5. Februar 1871. Deutsche Blätter melden offiziös: „Es ist bekannt, daß die neutralen Mächte, namentlich England, es gern gesehen hätten, wenn ihnen in bezug auf die Bedingungen, unter denen der Friede zwischen Frankreich und Deutschland geschlossen werden soll, eine Vermittlerrolle eingeräumt worden wäre. Graf Bismarck hat es aber nicht für angemessen gehalten, jetzt, wo es sich um die Herstellung des Friedens handelt, fremden Mächten einen Einfluß zu gewähren, den sie, als es sich um den Krieg handelte, weit entfernt waren zu betätigen. Er will, daß Deutschland, wie es den Krieg allein zu führen gehabt hat, auch die Bedingungen allein festsetze, unter denen er aufzuhören hat."

1. März 1871. Sämtliche Zeitungen geben ihren Sympathien für Frankreich Ausdruck.

Die Times sieht in den Friedensbedingungen nur einen Waffenstillstand zur Vorbereitung einer Revanche.

Die Morning Post fürchtet, Preußen werde nun auch bald Luxemburg erlangen und sagt: Frankreich hat aufgehört, eine Macht ersten Ranges zu sein.

Daily News: „Frankreich hat getan, was seine Ehre erheischte. Deutschland begeht einen politischen Fehler, indem es bis zum letzten Heller fordert, und die Sympathien der Welt gewaltsam auf die Seite seines Gegners drängt."

„Das Bedürfnis der englischen Politik war entweder entente cordiale mit Frankreich oder Besitz eines starken Bundesgenossen gegen Frankreichs Feindschaft. England ist wohl bereit, das stärkere Deutsch-Preußen als Ersatz für Österreich hinzu-

Digitized by Google

nehmen. Die Vorgänge von 1870 haben gezeigt, daß ich in der Einschätzung Englands recht hatte. Mit einer für uns jedenfalls verstimmenden Bereitwilligkeit übernahm man in London die Vertretung Frankreichs in Norddeutschland, und während des Krieges hat man sich niemals zu unsern Gunsten so weit kompromittiert, daß nicht die französische Freundschaft gewahrt worden wäre; im Gegenteil." (Bismarck, Gedanken und Erinnerungen, II, 63.)

„Die Vorstellung, daß Paris, obwohl es befestigt und das stärkste Bollwerk der Gegner war, nicht wie jede andere Festung angegriffen werden dürfe, war aus England auf dem Umwege über Berlin in unser Lager gekommen, mit der Redensart von dem „Mekka der Zivilisation" und andern in dem cant der öffentlichen Meinung in England üblichen und wirksamen Wendungen der Humanitätsgefühle, deren Betätigung England von allen anderen Mächten erwartet, aber seinen eigenen Gegnern nicht immer zugute kommen läßt. Von London wurde bei unsern maßgebenden Kreisen der Gedanke vertreten, daß die Übergabe von Paris nicht durch Geschütze, sondern nur durch Hunger herbeigeführt werden dürfe. Es mag dahingestellt bleiben, ob bei der englischen Einwirkung zugunsten der Humanität des Aushungerns nur Empfindsamkeit und nicht auch politische Berechnung im Spiele war. Jedenfalls vermehrte die Verschleppung der Überwältigung von Paris und des Abschlusses der kriegerischen Vorgänge für uns die Gefahr, daß die Früchte unserer Siege uns verkümmert werden könten." (II, 131).

Die vorstehenden Auszüge sind nach verschiedenen Richtungen hin lehrreich. Sie zeigen vor allem, wie rasch die englischen Zeitungen eine politische Lage mit all ihren, zum Teil ziemlich fernliegenden möglichen oder wahrscheinlichen Folgen erfassen und ihr Verhalten darauf einstellen. Eine Schwächung Frankreichs wie ein Erstarken Preußens lagen beide 1870 im englischen Interesse, beide jedoch nur in beschränktem Maße: es war ebenso wünschenswert, die Macht des napoleonischen Frankreich ins Schwanken zu bringen wie Preußen Rußland gegenüber erstarken zu sehen, wie es nicht wünschenswert war, Deutschland bis zu einer, wenn auch noch so spät zu befürchtenden Konkurrenzmöglichkeit wachsen zu lassen. Daher der tantenhaft ärgerlich bevormundende Ton der englischen Presse, sobald sich zeigt, daß sich Bismarck nichts darein reden läßt. Endlich geht aus der Erinnerung an 1870 hervor, wie gut es gegenwärtig für uns ist, daß sich England von Anfang an auf die Seite unserer Gegner gestellt hat und nicht mehr in der Lage ist, gegen Ende durch Drohungen mit unangebrochenen Streitkräften zu Wasser und zu Land Deutschland zu einem flauen Frieden ohne für[] absehbare Zeit wirksame Friedesgarantien zu nötigen, eine Möglichkeit,[] die einzig von seiten Englands zu fürchten gewesen wäre, seitens anderer Mächte hingegen zwar allenfalls zu erwarten aber unschwer wirksam zu begegnen sein dürfte. A bon entendeur salut!

Digitized by Google

Üble Vorahnungen eines Engländers.

Wir entnehmen diese Zitate dem schon im Jahre 1907 erschienenen Buch The Clash of Empires des Engländers Thirlemire (Deutsch unter dem Titel „Der Zusammenprall der Weltmächte" in Berlin bei Karl Curtius erschienen).

Obgleich es in Südamerika zurückgeschlagen, in Kleinasien vorübergehend schachmatt gesetzt und in Afrika geprellt wurde, ist das große Reich, das Bismarck so stark zusammengeschweißt hat, genötigt, sich auszubreiten, oder es muß untergehen. Deshalb rüstet es fortwährend und ernstlich; während wir auf die Aufforderung kurzsichtiger Träumer hin abrüsten.

Bedenkt, daß ihr eure Freiheit und die meisten Vorteile, die ihr jetzt genießt, denen gutschreiben müßt, die das emsige und gewissenhafte Leben der Selbstverleugnung führten — denjenigen, die in Gräbern ruhen, die kein Stein bezeichnet, deren persönliche Taten nicht in der Erinnerung der Menschen leben. Den Schatten der nicht geehrten Toten, die unsere Größe aufbauen halfen, sollten wir einen täglichen Tribut dankbarer Gedanken und selbstloser Entschlüsse darbringen. Unsere Verbündeten, die tapferen Japaner, gewinnen keine Schlacht, ohne der Toten zu gedenken. Eine der Hauptpflichten, die der Shintoismus, ihre nationale Religion, ihnen auferlegt, ist die Versöhnung und Verehrung der Abgeschiedenen. Laßt uns also noch etwas vom Osten lernen, woher das Licht kommt, und laßt uns ebenso unsere Toten ehren, indem wir wenigstens das ehren, was sie uns erwarben!

*

Was würden wir tun, wenn Australien ein Handelsbündnis oder ein Auswanderungsübereinkommen mit Deutschland abschließen wollte? Es könnte sehr wohl eine derartige Tat in Betracht ziehen, wenn wir uns ernstlich weigern wollten, die vitale Frage der Reichseinigung zur Beratung zu bringen. Die deutsche Nation wächst jährlich um fast eine Million Einwohner: eine große Zahl von diesen wandert jährlich aus und ist für die Nation verloren. Australien enthält nur 4 000 000 Einwohner und es kann zu seiner Bevölkerungszahl nichts hinzufügen durch natürliches Wachstum oder durch Pflege der Einwanderung. Könnte nicht ein Handelsbündnis mit Deutschland und ein Einverständnis bezüglich der Auswanderung leicht etwas anderes herbeiführen, wenn der geeignete Moment gekommen wäre?

Wenn Australien in die Hände unserer deutschen Vettern fiele, dann würden die kolonialen Geschäfte anders geführt werden als in Ost- und Südwestafrika. Gebt Deutschland ein Land mit ungeheueren Möglichkeiten und es wird ein zweites Deutschland machen. Die Deutschen verstehen gewöhnlich Gelegenheiten besser auszunutzen als wir, denn sie haben einen höheren Grad der Kultur erreicht. Soziologisch bilden sie das vollkommenste Bild einer organischen Gesellschaft, das es in der Welt gibt, mit der einzigen Ausnahme der Japaner. Deutsche Reisende in jenem Teil der Welt sprechen vertrauensvoll von einer herannahenden Zeit, wo die Gesamtheit Australiens unter der Fahne des Kaisers stehen wird, und wir können sicher sein, daß irgendwo in den Geheimfächern der deutschen Admiralität ein sorgfältig ausgearbeiteter Plan liegt, unsere Kabel zu durchschneiden und von einem südlichen Point d'appui Besitz zu ergreifen.

Digitized by Google

Was sollten wir tun, was könnten wir tun, wenn all die führenden Lokaldirektoren der südafrikanischen Minengesellschaften (von denen viele deutscher Abkunft sind) eingestandenermaßen deutschenfreundlich in ihren Sympathien würden und eine Liga aus den Buren, den „Bond", und jenen unzähligen Personen gebildet würde, die mit der englischen Herrschaft in Südafrika unzufrieden sind? Wenn Deutschland auf diese Weise den Rand unter seine Herrschaft bekäme, würde unsere Weltmacht von selbst verschwinden.

*

Wir Engländer haben, was Deutschland nicht besitzt: wir haben Kolonien, die ungeheure Mengen Goldes einbringen. Diese Besitzungen haben uns in den letzten Jahren mehr bereichert, als unsere Fabriken und unser Handelsbetrieb. Einer unserer jüngsten Gold produzierenden Staaten — Westaustralien — hat seit 1886 70 000 000 Lstrl. eingetragen. Auch Wei-Hai-Wei und Mauritius haben ihren Anteil an dem gelben Spielzeug des Crösus erbracht. Wenn Deutschland diese unsere vielen Goldfelder besäße, plus unseren offenen Märkten, dann wäre Großbritannien nur noch ein Name im Geographiebuch.

*

Zu unserem Glücke, aber zum Unglück für die Menschheit, hat der Kaiser nie in seinen Kolonialdiensten so glänzende Reichsbaumeister gehabt, wie Lord Milner, Lord Curzon, Sir Percy Gironard und Sir Frederick Lugard. Wenn er solche Beamte hätte, so würde es ihnen nie an Beschäftigung fehlen.

*

Laßt uns die Geschichte vom Riesen im „Gestiefelten Kater" nicht vergessen. In der Entfaltung unserer nationalen Eitelkeit und im prahlerischen Paradieren mit unserem ungeheuren Reichtum und Macht, waren wir viele Jahre lang wie jener Oger. Unsere hochnasige Selbstgefälligkeit, die alle Europäer gereizt hat, ist wieder der Hochmut des Riesen. Gebt acht, daß Deutschland nicht die Rolle des schlauen Katers übernehme. Seine eigenen alten historischen Erfahrungen, und die neue scharfe Lektion, die Napoleon ihm bei Jena erteilt hat, haben seinen nationalen Geist die Wichtigkeit gelehrt, die es hat, ein Volk zu schlagen, ehe es ein geeignetes Verteidigungssystem angenommen hat. Wie man treffend und angemessen gesagt hat: „Die meisten zugrunde gehenden Nationen werden gerade bei Reformplänen erwischt!"

*

Ein Reich hat gewöhnlich die Verteidigungsmittel und die Verteidiger, die es verdient. Wenn ein Volk seine Matrosen wie Schweine und seine Soldaten wie Hunde behandelt, dann muß es freilich auf jener schlüpfrigen Bahn hinabgleiten, die zum Abgrund führt.

Digitized by Google

Die englische Kriegsstimmung.

Von Dr. Franz Beyel in Zürich.

Die ersten drei Kriegsmonate habe ich in England erlebt, reiste dann über Frankreich nach der Schweizer Heimat zurück und konnte von hier aus gewahr werden, wie sich Deutschland mit dem großen Tagesproblem abfindet. Der unbeteiligte Zuschauer hat da schönste Gelegenheit zu psychologischen Studien: verwandte Notwendigkeiten und Massenerscheinungen machen sich hüben und drüben bemerkbar und doch offenbaren sich gerade darin gewisse Grundunterschiede der seelischen Organisation.

Wer den Ablauf der psychischen Erscheinungen in England während der ersten Kriegsmonate aufzudecken unternimmt, muß sich bewußt bleiben, daß er nur mit Vorsicht aus den zufälligen Einzelerfahrungen ein Bild der Gesamtauffassung zusammensetzen darf. In Deutschland oder Frankreich wäre das wohl anders: jeder beliebige Ausschnitt mag dort als typisch für die Stimmung des ganzen Volkes gelten. England dagegen stellt wohl nach außen eine Masse mit einem einheitlichen Willen und einer Gesinnung dar, zeigt aber im Innern doch eine gewisse Abtönung dieses im wesentlichen gleichförmigen Gesamtgefühls. Das mag nicht wundernehmen bei einem Volke, das sich das Recht freier Kritik auch im Kriege nicht nehmen läßt und, was die Hauptsache ist, durch das Fehlen einer allgemeinen Wehrpflicht in ganz ungleicher Weise vom Kriege berührt oder nicht berührt wird.

Wie anderswo ist auch in England der wesentlichste Gradmesser und Anreger der Stimmung und öffentlichen Meinung die Presse. Ihr ist neben Gesprächen, Vorträgen, Broschüren und dem ganzen Habitus des äußeren und inneren Lebens vor allem Aufmerksamkeit zu schenken, um so mehr, als der Engländer alles, was ihm seine Zeitung über kontinentale Dinge erzählt, gläubig und kritiklos hinnimmt.

Vier mehr oder weniger deutliche Phasen hat die englische Stimmung, soweit ich es beobachten konnte, während der ersten drei Kriegsmonate durchlaufen. Die erste, bis zur Kriegserklärung Englands reichende, ist durch Ruhe und eine gleichgültig friedliche Haltung gekennzeichnet. Von einer Hetze gegen Deutschland keine Rede; in Rußlands Doppelspiel sieht man vielmehr eine persönliche Beleidigung des Kaisers, dessen Wirken für eine friedliche Lösung des Konfliktes rückhaltlose Anerkennung findet. Ich lasse dahingestellt sein, ob diese auffällig sachliche Haltung der Presse wie die gleichzeitigen Vorschläge des "peacemakers" Grey ehrlicher Friedensliebe entsprangen oder nur über den Kurs der Politik täuschen und Zeit für Englands Rüstungen gewinnen sollten, die auf ein so rasches Losgehen der Bombe nicht berechnet sein mochten. Die Frage des Tages: Wird Großbritannien neutral bleiben

Digitized by Google

oder nicht? wird so oder so beantwortet, und während politische Köpfe ruhig eingestehen, daß die Bedingungen für einen Schlag gegen Deutschland kaum je wieder so günstig sich bieten dürften, forderten noch am zweiten August große Massenversammlungen eine friedliche Haltung.

Die Kriegserklärung übertönte solche Stimmen. Von einzelnen Angriffen auf Banken und Lebensmittelgeschäfte abgesehen, herrschte nicht viel Aufregung. Auch von Kriegsbegeisterung war außer ein paar Demonstrationen in größeren Städten kaum etwas zu spüren. Man merkte sofort, daß man in einem Land sich befand, das von allgemeiner Wehrpflicht nichts weiß und einen Krieg als eine Unternehmung auswärtiger Politik betrachtet, welche die Regierung durch ihre Truppen irgendwo führen läßt. Ob in Südafrika oder Europa, war für den Anfang ziemlich einerlei.

"War is an awful thing, is n't it?" hieß jetzt statt des üblichen „Schönes Wetter heute" die Formel, mit der man sich begrüßte. Weite Schichten, namentlich Kaufleute, beginnen den Krieg bereits als unliebsame Störung zu empfinden. „Wenn König Eduard noch lebte," konnte man etwa hören, „wären wir jetzt nicht mit dieser Geschichte belastet". Zur Flotte hat man felsenfestes Vertrauen, aber ob wohl sechs Monate genügen, um die neuangeworbene Armee kriegstüchtig zu machen? Die Bildung zahlreicher Hilfsorganisationen schafft das beruhigende Gefühl, daß Staat und Private alles tun, was die Lage erfordert.

Bedeutsam war der Stimmungsumschlag gegen Deutschland, den die Kriegserklärung brachte. Einen Augenblick stutzte man, bis die neue Sachlage begriffen war; dann wußte man mit einem Male, wer Schuld an allem ist: der Kaiser natürlich. Aus dem Friedensfürsten war über Nacht der „War Lord" geworden, „der bestgehaßte Mann der Welt". Seine Friedensschalmeien, alles ist nur Theater gewesen. Er hat den Krieg gewollt von Anfang an, er und der Kronprinz. Und der ganze Haß eines Volkes steigert sich in diesem einen Brennpunkte, der leibhaften Verkörperung des Kriegswillens. Mit Bedauern und Verachtung charakterisiert man ihn als mad und ambitious, als kriegstoll und ländergierig.

Das deutsche Volk tritt neben diesem einen Sündenbock beinahe in den Hintergrund. Was wußte man denn von ihm? Nicht viel mehr, als daß es aus wohlgenährten Leuten besteht, die ihre schönste Lebenszeit dem Militär opfern müssen, daneben viel studieren und dicke Bücher schreiben. Das Volk ist gar nicht so übel, urteilte der und jener, dem angenehme Reiseerinnerungen oder persönliche Beziehungen ein Urteil aus eigener Anschauung erlauben mochten. Eines schien auf alle Fälle klar zu sein: dieses Volk wollte den Krieg nicht. Es sind arme, von ihrem Kaiser irregeleitete und getäuschte Unfreie, die sich furchtbar gegen ihre Militärtyrannen erheben werden, sobald ihnen die

Digitized by Google

Augen aufgehen. Schon trafen die ersten Nachrichten ein, sie kämpften nicht mehr mit der Begeisterung von 70, sondern nur widerwillig; überall merke man einen auffallenden Mangel an Begeisterung. Nur ein Schritt war es von hier aus zu der zuversichtlichen Weissagung, die Engländer würden von den deutschen Südstaaten als Befreier vom Joche Preußens mit Jubel empfangen werden. — Von Franz Joseph oder den Österreichern sprach merkwürdigerweise kein Mensch.

Der Haß gegen den Einen erweiterte sich in der dritten Phase zum Haß gegen das ganze Volk. Die Stimmung gegen die Deutschen als Nation war viel zu lau und gleichgültig, ja zu wohlwollend gewesen. Eine andere Auffassung mußte das Volk beherrschen, wenn alle Kräfte erfolgreich gegen den Feind mobil gemacht werden sollten. Es galt das englische Phlegma wachzurütteln. Hier ist der Grund für jene systematische Umwertung des Urteils über deutsches Wesen zu suchen, die man als den englischen Lügenfeldzug zu bezeichnen pflegt. Und in der Tat hat die gewaltige Suggestionskraft der Presse ihre Ziele selten mit einer so erschreckenden Treffsicherheit erreicht.

Alle Vorstellungen, die man sich bisher vom Deutschen als Soldaten und Menschen gemacht, beruhten auf unrichtiger Beobachtung und waren Täuschung. Die Armee, der man Unbesiegbarkeit nachgerühmt, ist keinen Schuß Pulver wert: Lüttich wird ihr Grab und der unglückliche von Emmich begeht Selbstmord. Und die gepriesenen Träger einer höheren geistigen Kultur entpuppen sich jetzt vor der ganzen Welt als gemeinste Barbaren. „Jetzt seht ihr den wahren Deutschen. Barbarentum ist sein innerstes Wesen, aber wir ließen uns durch die Friedensmaske täuschen. Was eine solche Kultur wert ist, Belgien lehrt es.“ Die Deutschen sind schon so demoralisiert, rechnete man sich nach den vier ersten Kriegswochen vor, daß der Krieg unmöglich mehr lange dauern kann.

Diese völlige Verschiebung und Neuorientierung des Urteils über Deutschland war, ich wiederhole es, um so leichter möglich, als dem Durchschnittsengländer wirkliche Kenntnis von Land und Leuten außerhalb seiner Insel mangelt. Aber auch wer Deutschland kannte, alle ohne Ausnahme, wurden von dieser neuen Stimmung infiziert. Es gab kein individuelles Denken und Urteilen mehr, man dachte und urteilte nur noch als Masse.

Warum England in den Krieg zog, dafür hatten nun inzwischen die Reden der Asquith und Lloyd George die klassische, endgültige Formulierung gefunden und ihr Volk geschickt bei der 'honour' zu nehmen gewußt. „Entehrt wären wir vor der Weltgeschichte dagestanden, hätten wir nicht unsere eingegangenen Verpflichtungen gehalten und das schwächere, vergewaltigte Belgien mit unserem Schwerte geschützt. Deutschland aber hat sich durch seinen Vertragsbruch für alle Zeiten mit dishonour bedeckt. Sie wollten Zeit gewinnen, aber sie haben nicht nur keine gewonnen, sondern ihren guten Namen dabei

Digitized by Google

verloren!" Solchen Gedankengängen konnte niemand widerstehen. Beinahe die ganze Welt sprach sie nach.

Doch nicht allein die Hauptursache, sondern auch das Kampfobjekt wurde durch diese gewandte Unterschiebung aus der materiellen in die ideelle Welt erhoben: nicht das deutsche Volk wollen die Engländer zu Boden werfen, sondern die Sache der Freiheit und Gerechtigkeit streitet wider Militarismus und Imperialismus. Diese zwei Begriffe, Schlagworte mit großer Suggestionskraft, sollten neben dem des Barbarentums deutsches Wesen klar machen und tieferliegende Realitäten verdecken.

Eine deutliche Vorstellung konnten sie ja nicht auslösen. Wenn das Wort Militarismus fällt, denkt der Engländer an schnarrende Schutzleute und herausforderndes Säbelrasseln, an all die Verbote und Reglemente, die ihm das Reisen in Deutschland ungemütlich machen, er hat von allgemeiner Wehrpflicht und Soldatenmißhandlungen gehört und ein Gefühl körperlichen Unbehagens überkommt ihn. „Wenn in Berlin ein Offizier des Weges kommt", hörte ich erzählen, „müssen selbst Damen den Bürgersteig räumen, und wenn du ein Fetzchen Papier achtlos beiseite wirfst, verhaftet dich der Schutzmann und büßt dich mit 20 Mark."

Noch verschwommener wirkt das Wort Imperialismus. Man mag beim ersten Hören an Bülows überall ausgestelltes Buch "Imperial Germany" denken und sogleich taucht auch die Namenreihe Nietzsche, Treitschke und Bernhardi auf, als ob es sich um drei einträchtig zusammenwirkende Zeitgenossen handelte. Während von Treitschke, bin ich recht unterrichtet, keine Seite ins Englische übersetzt ist und Nietzsche ein Buch mit sieben Siegeln für den Engländer bedeutet, wird Bernhardis "Germany and the next war" zu billigem Preis aufdringlich angeboten. Aber wer hat wirklich das Buch und nicht bloß einen Zeitungsartikel darüber gelesen? Es genügt ja, zu wissen, daß alle drei die Religion der Macht, das Recht des Stärkeren und die moralische Notwendigkeit des Krieges verkündet und ein gläubiges und gelehriges Volk gefunden haben. „Nicht wahr, das lehrt doch Nietzsche", fragte mich ein Engländer, „daß man Städte verwüsten und wehrlose Einwohner zusammenschießen soll?"

Bezeichnend war es wiederum, daß sich die ganze Hetze nur gegen Deutschland richtete und kein Mensch von österreichischen Grausamkeiten oder österreichischem Militarismus sprach. Deutschland war schlechthin der Feind.

Eine neue Form nahm die Stimmung an, als sich nicht mehr länger verbergen ließ, daß der Krieg nicht die erwünschte und vorausgesagte Wendung genommen. Statt daß die Deutschen, wie man gerechnet, ihr Westheer zum Schutze vor der Russenplage abberiefen, rückten sie durch Belgien an die Küste vor und nahmen Antwerpen, dessen Fall durch ein kategorisches Impossible undenkbar erschienen war. Von den Russen wurde, mit völliger Ver-

Digitized by Google

heimlichung der Siege um Tannenberg, ein ständiger Vormarsch gemeldet: aber warum standen sie denn noch immer nicht vor Berlin? Daß die Flotte das Weltmeer beherrsche und kein deutsches Schiff aus seiner Mausefalle herauslasse, wurde zwar immer noch als Tatsache verkündet; aber hatten sich nicht Dinge ereignet, die solcher Behauptung widersprachen?

„Anfänglich habe ich geglaubt", gestand mir ein Engländer mit einer leisen Enttäuschung, „der Kaiser sei verrückt, als er mit aller Welt Krieg begann. Aber jetzt merke ich, daß doch Verstand und Berechnung mit im Spiele war." Man begann, freilich erst ganz langsam und vereinzelt, zu ahnen, daß doch nicht alles so glänzend ablaufen könnte, wie die Zeitungen vorausgesagt. Der und jener will den "damned news-papers" nicht mehr trauen und verliert das Gefühl absoluter Sicherheit. Der Artikel des Militärkorrespondenten der Times vom 15. Oktober über die Aussichten einer deutschen Invasion gibt das Signal zur allgemeinen Erörterung dieser Frage. In London wird der Wirtschaftsschluß auf 10 Uhr festgelegt und vorsichtige Leute versichern sich gegen Zeppelinschaden.

Trotz alledem, das lasse man nicht außer Acht, hat der Engländer seine Ruhe und scheinbare Gleichgültigkeit niemals verloren. Seinem Geschäft geht er nach wie gestern und vorgestern, und solange nicht deutsche Soldaten auf sein Haus schießen, wird er durch nichts aus dem Gleichgewicht zu bringen sein.

Die neue Auffassung Deutschlands aber hat feste Wurzeln geschlagen. Dieses Bild sitzt, und nur gelegentlich braucht die Zeitung noch daran zu erinnern.

Spionage unserer Ägyptologen.

Herr Joseph Offord, einer der zahlreichen orientalistischen Dilettanten in England, die aber von jeher nicht ohne Einfluß bei einigen der in England angesehenen wissenschaftlichen Gesellschaften gewesen sind, hat folgenden offenen Brief Anfang November an den Herausgeber der Egyptian Gazette gerichtet, den ich als Kulturdokument den deutschen Lesern nicht vorenthalten möchte. Ich begleite ihn mit einigen Fußnoten zum besseren Verständnis.

„Seit dem Ausbruch des europäischen Krieges ist eine Angelegenheit von besonders großer Wichtigkeit geworden, der Umstand nämlich, daß Deutsche in Ägypten Ausgrabungserlaubnisse erhalten und Ausfuhrerlaubnisse für umfangreiche und wertvolle Sammlungen von Altertümern, die für deutsche Museen bestimmt sind. Die Angelegenheit hat mich besonders lebhaft beschäftigt, weil ein Freiherr von Bissing jetzt Oberbefehlshaber in Düsseldorf ist, und einige sehr wenig höfliche Bemerkungen hat fallen lassen über die kühne Tat der britischen Flieger, die dieser Stadt ihren Besuch abgestattet haben. Er ist entweder identisch oder nahe verwandt mit dem Freiherrn von Bissing, der lange in Beziehungen zu deutschen Ausgrabungen in Ägypten gestanden hat[1]).

[1]) Der „Oberbefehlshaber in Düsseldorf", in Wahrheit damals stellvertretender kommandierender General in Münster, und jetzige Generalgouverneur von Belgien ist

Digitized by Google

Schon vor dem Kriege benahmen sich die teutonischen Altertumssucher, denen allerhand Erleichterungen für ihre Arbeit in Ägypten zugestanden wurden, ganz entschieden unfreundlich[1]). Eine Expedition, die offenkundig mit der Stadt Frankfurt in Verbindung stand, erhielt die Erlaubnis an der Stelle des Klosters und der Kirche des heiligen Menas bei Alexandria Ausgrabungen zu veranstalten. Während zweier oder dreier Kampagnen wurde ihnen jede nur mögliche Hilfe gewährt, sie wurden gegen Plünderungen beschützt und der Transport der Altertümer erleichtert. Wie allbekannt war die Folge, daß in dem Buche, das die Beschreibung der Ausgrabungen und der nach Deutschland weggeführten Schätze enthielt, eine Menge politischer Betrachtungen eingeschmuggelt wurden, die unsere Verwaltung in Ägypten verdammten und darlegten wie alle guten Ägypter bereit seien uns aus dem Lande zu jagen[2]).

Es kann jetzt nicht länger bezweifelt werden, daß unter dem Deckmantel archäologischer Untersuchungen genaue Pläne der Befestigungen und des Hafens von Alexandria und seiner Umgebung aufgenommen wurden, die jetzt im Besitz des deutschen Generalstabs sind[3]).

Ein anderes Beispiel des ungemein pfiffigen Vorgehens der Deutschen war die Art wie Herr Rubensohn die unschätzbaren aramäisch-jüdischen Handschriften aus Assuan erhielt. Sie wurden aus dem Lande geschmuggelt und das Geheimnis so gut bewahrt, daß eine auf französische Kosten entsandte Expedition unter der Führung Clermont-Ganneau's zu ihrer Gewinnung in Assuan eintraf und große Geldmittel aufwandte, nachdem die Papyri längst in Berlin in Sicherheit waren[4]).

---

allerdings mein Vater. Daß Herr Offord, der mich persönlich kennt, mich für identisch mit ihm hält, ist mir sehr schmeichelhaft.

[1]) Die Deutschen haben stets dieselben Bedingungen erhalten wie die Ausländer und ich kann als langjähriges Mitglied des Comité d'Archéologie, dem die Bewilligung aller Ausgrabungserlaubnisse zusteht, versichern, daß es zwar an Reibungen zwischen deutschen Ausgräbern und den ägyptischen Behörden nicht gefehlt hat, daß sie aber viel seltener waren als solche mit Flinders Petrie, dem englischen Ausgräber, oder den Franzosen Amélineau, Gayet und andern.

[2]) Die unter der Leitung des bekannten christlichen Archäologen Dr. Kaufmann stehende Frankfurter Expedition hat genau unter den gleichen Bedingungen gearbeitet wie alle anderen, nur genoß sie des besonderen Wohlwollens Sr. Hoheit des Vizekönigs. Die hier erhobenen Vorwürfe betreffen zum guten Teil wohl den Mitarbeiter Dr. Kaufmanns, Herrn Falls, der zum Islam übertrat. Sein nicht immer taktvolles Benehmen hat mit der wissenschaftlichen Expedition selbst nichts zu tun, und ist von deutschen wissenschaftlichen Kreisen am schärfsten zurückgewiesen worden. Die Ergebnisse der Ausgrabung waren geschichtlich sehr interessant, ihr Kunstwert gering, und die besten Stücke zieren heute das Museum von Alexandrien.

[3]) Da das Menaskloster etwa eine Tagereise von Alexandrien entfernt ist, erledigt sich diese kindische Behauptung von selbst. Vielleicht verwechselt der Verfasser die Frankfurter Expedition mit der Expedition Sieglin, die in Alexandria wichtige topographische Untersuchungen veranlaßte. Wo immer sie in den Rayon der übrigens ganz unbedeutenden Hafenbefestigungen kam, stand sie unter strenger Bewachung der englischen Militärbehörden. Der Verfasser scheint anzunehmen, daß diese sich des Landesverrats schuldig gemacht haben.

[4]) Die erste Kunde von der Entdeckung aramäischer Papyri verdanken wir dem Engländer Robert Mond, der sie 1904 für das Britische Museum erwarb, dann aber dem Museum in Kairo schenkte. Zwei andere Papyri wurden von der Bodleiana in Oxford erworben, wieder andere von Straßburg. Daraufhin erhielten die Berliner Museen in den Jahren 1906—1908 die Ausgrabungserlaubnis auf Elephan-

Digitized by Google

Andere Deutsche, die die Ausgrabungserlaubnis in Ägypten gehabt haben, sind Herr Borchardt und Dr. Reißner; der letzte hat freilich in den letzten Jahren immer für die Museen der Vereinigten Staaten gearbeitet[1]), ferner Professor Spiegelberg, Erman und Sethe und andere mehr noch. Sie sind zeitweise Gelehrte, aber Soldaten wenn's drauf ankommt, und die ganze Angelegenheit ist außerordentlich unbefriedigend[2]).

Viele wertvolle Museen in Belgien und Frankreich sind mutwillig von den Gentlemen of Kultur zerstört worden, die, hätten sie es nur vermocht, auch die Londoner Sammlungen in derselben Weise behandelt hätten[3]).

Möge die Regierung und Herr Lacau, der neue französische Generaldirektor der Altertümer, dafür sorgen, daß deutsche und österreichische Besucher, Ausgräber oder Händler in Zukunft keine ägyptischen Altertümer mehr erwerben können, sondern daß diejenigen, die Ägypten entbehren kann, die Sammlungen unserer Kolonien und unserer ritterlichen Verbündeten schmücken werden, auf daß sie Lehrmittel werden möchten für die künftigen Geschlechter der Völker, die so viel für die Grundsätze wahrer Zivilisation gelitten haben."

Ich füge diesem in der offiziellen englischen Zeitung Ägyptens erschienenen Brief nichts hinzu, um seine unfreiwillige Komik nicht abzuschwächen. Fr. W. von Bissing.

Bücher als Kriegskonterbande!

L'Angleterre a perdu son prestige en Europe.
(Mérimée an Panizzi 1870.)

Zu den zahllosen Albernheiten des amtlichen England in diesem Krieg kommt eine neue, kaum zu übertreffende: es erklärt englische Bücher als Kriegskonterbande. Wir legens zu dem Übrigen: zum Bramarbasieren seiner öffentlichen Männer, der Grey, Churchill, Kitchener, zum „zwanzigjährigen Krieg", zu den „dunkelhäutigen

tine. Im ersten Jahre war die Ausbeute reich, in den nächsten spärlich. 1907—8 traf die französische Expedition ein, das Ausgrabungsgebiet beider Unternehmungen wurde nach gegenseitigem Übereinkommen abgegrenzt, von Papyrusfunden der Franzosen hat bisher nichts verlautet. Im Handel sollen auch später noch einige Stücke aufgetaucht sein. Man sieht wie Herrn Offords Behauptungen in allen Stücken unwahr sind.

[1]) Dr. Reisner ist geborener Amerikaner und hat abgesehen von einer kurzen Verwendung am Berliner Museum niemals für Deutschland gearbeitet.

[2]) Keiner der genannten deutschen Ägyptologen steht meines Wissens überhaupt in irgend einem Militärverhältnis; für einen Engländer ist die allgemeine Dienstpflicht etwas so durchaus Unfaßbares, daß er Gelehrte, die wie Erman in den Sechzigern stehen, ohne weiteres für Generäle hält.

[3]) Wir brauchen diese Verleumdung natürlich nicht zu widerlegen, wollen nur darauf hinweisen, daß die französischen Provinzialmuseen sich in einem seit langen Jahren erbarmungswürdigen Zustand befinden und man in Belgien die Schätze der Museen so eilfertig in die Keller gerettet zu haben scheint, daß sie dort außerordentlich gelitten haben sollen. Die Einzigen, die nach unwidersprochenen Nachrichten Altertümer aus fremden Museen weggeführt haben, sind die Engländer, die das Mittelstück des Genter Altars nach London gebracht haben sollen, und die Russen in Galizien. Über die Wegführung der von den Franzosen gefundenen ägyptischen Goldschätze nach Malta fehlen noch zuverlässige Berichte.

Digitized by Google

Gurkhas in Berlin", zu den grünangestrichenen Kosakengäulen der Times und so weiter in infinitum. Eine kindische Demonstration mehr, sonst nichts.

Ich möchte das englische Buch kennen, das ich nicht glatt durchs neutrale Ausland bekäme, verteuert lediglich durch die anderthalb Schilling, die die eidesstattliche Versicherung, das Buch komme nicht nach Deutschland, kostet und wert ist. Wenn wir in Deutschland den Standort englischer Schiffe und den Liegeort englischer Minen mit einer Genauigkeit wissen, an der Mister Fisher nicht zweifelt, bringen wir auch von englischer Literatur herüber, was uns beliebt und soviel uns beliebt. Ein Beweis ist die Veröffentlichung der Unterseebootgeschichte Conan Doyles in diesem Heft, ist der ruhige Fortgang der „Nachrichten aus dem ausländischen Buchhandel" im Deutschen Buchhändler-Börsenblatt, in denen getreulich jedesmal auch die Bücher und Broschüren verzeichnet sind, durch die der schlaue englische Krämer den deutschen Handel von heut auf morgen vernichtet.

Aber — das Entscheidende ist: wir brauchen gar keine englische Sendung nach Deutschland, weil ja wir in Deutschland alles Wertvolle dieser Literatur selbst verlegen und drucken, in jenem Riesenunternehmen der Tauchnitz-Ausgabe, das von Chaucer bis Meredith reicht, von Spenser bis Browning, von Percys Balladen bis Yeats und zum Moderoman von gestern. Welches Land der ganzen Welt kann diesem Unternehmen etwas zur Seite stellen?

Nein, Gentlemen, so einfältig müßt ihr nicht sein zu glauben, ihr könntet uns von eurer Literatur absperren. Ihr könnt höchstens belästigen. Bloß daß wir dem corsaire prompt als corsaire et demi begegnen. Sperren könnt ihr garnichts, nicht die Nordsee, nicht eure Ostküste, nicht die Themsemündung. Wir haben eure alten Texte musterhaft herausgegeben vom Beowulf bis zur Spanish Tragedy. Wir haben unsern Shakespeare zu einer Zeit geliebt und verschlungen, wo ihr in geschmackloser Heuchelei bloß die Gems from Shakespeare ausbrachet und dadurch die Meinung verschuldetet, dieser unfeine Autor sei nur stellenweis genießbar. Damit ihr die Sacred Books of the East herausgeben konntet, mußte der Sohn des Griechen-Müllers Professor in Oxford werden. Zitiert ihr nicht sogar eure Schiffsverluste, wenn ihr sie überhaupt eingesteht, nach unserm Flottenkatalog, weil der eure nichts taugt?

Wir haben Englisch gelernt, so gut, daß ihr in Broschüren und Büchern, eben jenen, von denen ihr nicht wollt, daß wir sie zu Gesicht bekommen, darüber zetert und jammert, und werden es immer noch mehr und noch besser lernen, während ihr nach wie vor zu sportidiotisch, zu faul und zu unverschämt sein werdet eine fremde Sprache zu lernen. Was haben wir für englische Sprache und Literatur geleistet? Schlagt nach bei euren Sweet und Skeat und Furnivall! Was ihr für die deutsche? Ja, Carlyle habt ihr, aber seht einmal in seinem Sarg nach, ob der Mann noch mit dem Gesicht nach oben liegt! Und ihr wollt uns eure Literatur sperren! Ihr, deren größter Musiker Händel hieß und deren größter Maler Hans Holbein!

Bloß eins, wir bitten euch, Gentlemen, eins schickt uns sicher regelmäßig von eurem echten Eigenbau: die Times! Die alte Bettel macht uns zuviel Spaß!

Josef Hofmiller.

Digitized by Google

Zu dem Aufsatz von Reichskommissar a. D. Dr. Carl Peters über Vergeltungsmaßregeln gegen die Engländer

erhalten wir folgende Zuschrift:

Berlin, 15. 12. 1914.

Auf Seite 293 unten des Novemberheftes der Süddeutschen Monatshefte steht in dem Beitrag des Herrn Carl Peters ein Absatz, zu dem ich auf Grund des Reichsgesetzes vom 9. Mai 1874 § 10 f. nachfolgende Berichtigung aufzunehmen bitte.

In dem Aufsatze des Herrn Carl Peters im Novemberhefte der Süddeutschen Monatshefte S. 293 unten wird gesagt, daß eine polnische Lehrerin an der Kgl. Elisabethschule die Deutschen vor ihren Schülerinnen beschimpft habe und daß der Anstaltsdirektor eine Maßregelung nur im Wiederholungsfalle habe eintreten lassen wollen. Demgegenüber wird festgestellt, daß sich an der Kgl. Elisabethschule zu Berlin — eine andere Kgl. Elisabethschule gibt es nicht — eine polnische Lehrerin überhaupt nicht befindet. Das junge Mädchen, von dem Herr Carl Peters diese Sache erfahren haben will, hat protokollarisch ausgesagt, daß sie nicht von einer Lehrerin und auch nicht von dem Direktor gesprochen hat. — Es handelt sich vielmehr um unangemessene Worte einer polnischen Schülerin, die zunächst von dem Ordinarius der Klasse sofort für ihr Verhalten einen strengen Verweis erhielt.

Der Direktor der Kgl. Elisabethschule-Berlin.

Hierzu erklärt unser Mitarbeiter, den wir befragten, folgendes:

Es scheint mir wesentlich gleichgültig zu sein, ob die Fremde, welche in der Königlichen Elisabethschule in Berlin die „unangemessenen Worte" sprach, oder, auf deutsch, während eines Krieges den wir um unser Sein oder Nichtsein zu führen haben, die Frechheit hatte, in einer deutschen Schule wiederholt auf das Deutschtum zu schimpfen, eine höhere Schülerin oder, wie ich verstanden hatte, eine Lehrerin ist. Herr Walter Kannegießer (so heißt nämlich der Direktor der königlichen Elisabethschule in Berlin,) scheint es für politisch klug zu halten, eine uns grundsätzlich feindliche Rasse durch schwächliche Rücksichtnahme für uns zu gewinnen. Gegen diese Anschauung, welche ich für prinzipiell falsch halte, welche sich aber in Deutschland immer noch breit macht, und welche auch in der Handlungsweise des Herrn Kannegießer zum Vorschein kommt, trotzdem er in der obigen Erklärung den Versuch macht, sie abzuleugnen, kämpfe ich in allen meinen Aufsätzen, und werde ich fortfahren zu kämpfen, bis wir die Gleichberechtigung mit anderen Nationen in Wahrheit gewonnen haben.

Übrigens, woher weiß Herr Kannegießer, daß ich gerade die königliche Elisabeth-Schule in Berlin meinte, oder woher weiß Herr Kannegießer, daß meine Quelle gerade die Schülerin ist, welche er protokollarisch vernommen hat? Es könnte doch sein, daß ich meine Nachricht von einer ganz anderen Seite aus hätte.

Die betreffende Polin hätte von Herrn Walter Kannegießer ohne weiteres relegiert werden müssen, als sich ihre Mitschülerinnen über sie beschwerten. Das wäre nicht nur vornehm, sondern auch politisch klug gewesen. Ich kann es nur bedauern, daß Männer wie Herr Kannegießer im deutschen Reich von heute noch verantwortliche Stellungen bekleiden können, und hoffe, daß eine objektive Disziplinar-Untersuchung alsbald Klarheit über das Verhalten dieses Herrn Walter Kannegießer verbreiten wird.

Carl Peters.

Digitized by Google

H. St. Chamberlains Kriegsaufsätze

(München, Bruckmann, 1 M): Deutsche Friedensliebe; Deutsche Freiheit; Deutsche Sprache; Deutschland als führender Weltstaat; England; Deutschland. — Äußerst lesenswert. England von Anfang an die zum Weltkrieg treibende Macht. Die Harmsworth-Presse. Die schmachvollen Lügen des Berliner Times-Korrespondenten „auf das feige Haupt dieses gewissenlosen Menschen fällt ein gut Teil alles Jammers dieses Krieges . . . Lügner, die den Frieden Europas gefährden, müssen gehängt werden . . . Abwesenheit jeglicher Animosität gegen andere Völker ist ein auffallendes Kennzeichen der Deutschen, und zwar der Deutschen allein." England seit langem von einer Clique regiert. Geheimkomitee der parlamentarischen Oligarchie. Das angeblich freieste Parlament ein Konventikel. Tyrannei des Herkommens. Sportidiotismus. „Es gibt keine einzige Aufgabe, die so wichtig wäre, wie diese: die deutsche Sprache der Welt aufzuzwingen . . Ohne Kenntnis der deutschen Sprache keine höchste Kultur. Niemals darf ein Deutscher von seiner Sprache lassen, weder er, noch seine Kindeskinder; an jedem Ort, zu jeder Zeit soll er eingedenk sein, sie andern aufzunötigen. Im Ausland begehe kein Deutscher das Verbrechen, seine Sprache preiszugeben; er lerne begreifen, daß er hiermit einer niederträchtigen Schande sich schuldig macht. Die Menschen müssen einsehen lernen, daß, wer nicht Deutsch kann, ein Paria ist. Die fremden Völker werden Deutsch lernen aus Neid, aus Interesse, aus Pflicht, aus Ehrgeiz, — mir ist jede Veranlassung recht: mit der deutschen Sprache schenken wir Jedem ein so unermeßliches Gut, daß wir uns kein Gewissen über die Veranlassung zu machen brauchen."

Aber in Deutschland „arbeiten die Teile nicht ineinander: Kraftverschwendung, Zeitverschwendung, Menschenverschwendung. Die besten Kapazitäten verschimmeln. Das Volk muß sich jahraus jahrein von Winkeladvokaten und Bierbankpolitikern dumm reden lassen über Dinge, die es nicht versteht, um sich dann in zwanzig Parteien zu spalten, die sich gegenseitig in den Haaren liegen. Der Abstand zwischen dem kriegführenden Deutschland und dem politischen Deutschland ist gar zu empfindlich . . . In welche Bahn der Verdrossenheit und Freudelosigkeit ist das deutsche Beamtentum geraten! . . . In Wahrheit sind alle Nationen der Erde satt der Parlamente, satt des hochheiligen, allgemeinen Stimmrechts, satt der unerschöpflich quirlenden Redekaskade. Diese ängstliche „Volksvertretung" rationalisiert durch ihr Hin- und Hergerede und entseelt durch ihr Gezänk alle großgedachten Pläne. Das englische Parlament eilt mit rasender Schnelle einer Katastrophe zu seit dem Tage, wo es aufhörte der Versammlungsort unabhängiger Gutsbesitzer und geistiger Kapazitäten zu sein, um die Beute der politisierenden Rechtsanwälte zu werden . . . Vor allem: hinweg mit der alten Diplomatenschule! sonst unterliegt das politische Deutschland trotz aller Siege des militärischen Deutschlands. Um Gotteswillen, keine Botschafterkonferenzen mehr!"

Englischer Adel eine gesellschaftliche Kaste. Das Volk besteht aus zwei Nationen. Alte und neue Universitäten. Keine Möglichkeit eines Volksheers. Die Engländer unkriegerisch. Gesamte Gesetzgebung Werk der Oberschicht. Infame Roheit englischer Wahlkämpfe. Die zwei Roheiten: herrschende Klasse, gänzlich unkultivierte

Digitized by Google

Masse. Der Krieg als Industrie und Geschäft. Der Engländer kommt, nachdem die andern alles Problematische geleistet haben. Haß gegen die deutsche Hansa. Nichts als Seeräubereien. Englands Monopol des Sklavenhandels. Widerliche Heuchelei. Vernichtung des ländlichen Arbeitertums. „In England keine Behäbigkeit, kein breiter, gütiger Humor, keine Heiterkeit; alles — soweit das öffentliche Leben in Betracht kommt — ist Hast, Geld, Lärm, Pomp, Protzentum, Vulgarität, Arroganz, Mißmut, Neid." Ekelhafte Weihnachtsfeiern in Riesenwirtshäusern. Exkurs über Warren Hastings. Infame Heuchelei der englischen Kriegsvorbereitung. „Der einzelne Engländer ist tapfer und tüchtig, der Staat England ist morsch bis auf die Knochen; man fasse nur fest zu!"

Warum wird Deutschland so gehaßt? Es gab nie deutsche Franktireurgreuel, dagegen französische Mordtücke, englische Grausamkeiten gegen Matabele und Zulu, viehische Greuel der Belgier am Kongo und im jetzigen Krieg. Musterhaftes Benehmen der Deutschen Anno Siebzig. Alle ganz Großen haben Deutschland geliebt. Deutsche Reformation war Religion, überall sonst Sekte. Die deutsche Seele und Richard Wagner. Heuchlerische Liebe Lord Haldanes und Komplizen zum „idealen Deutschland". Ohne Militarismus kein Preußen, ohne Preußen kein Deutschland. „Der Ausländer, der ein Deutschland ohne Preußen zu lieben vorgibt, ist entweder ein Schafskopf oder ein Schelm." Verbrecherische Verschwörung gegen das friedfertige, arbeitsame, Niemanden bedrohende Deutschland. Einkreisungspolitik ein teuflisches Attentat. Verbrechermilitarismus in Rußland. Abenteurermilitarismus in Frankreich. Räubermilitarismus in England. Volk in Waffen in Deutschland. Preußens Organisationsgenie. „Die deutsche Armee erzieht zu Gehorsam und zugleich zu Selbstachtung, zu Dulden und zu Handeln, zu Genauigkeit und zu Erfindung." Deutschland die einzige junge Nation. Deutschland allein erlebt eine Wiedergeburt, die von der gegenwärtigen Generation nicht als archaisch empfunden wird. Deutschland allein hat die lebensfähigen politischen Gebilde der älteren Zeit als Bundesstaaten gerettet. Das „alte Deutschland", das unsere Feinde liebten, weil es nur ein geographischer Begriff war, existiert nicht mehr. Deutschland wird immer größer werden. Es wird lernen, sich politisch und sozial ebenso vollkommen zu organisieren wie militärisch. Es wird das Ausland schimpfen und lügen lassen, wird auf die „Liebe" des Auslands verzichten. „Auch das Aufklären und Entschuldigen, die jetzt eifrig betrieben werden, halte ich nicht für zweckmäßig; man züchtet damit noch unverschämtere Frechheit. Wie schön wäre es gewesen, wenn die Deutschen, nach der kurzen Notifikation an Belgien, einfach dort hineinmarschiert wären: keine Anfrage in England, keine öffentliche Entschuldigung; der Eingeweihte wußte schon, was die ganze Welt heute weiß. Ich wollte, die Deutschen könnten sich entschließen, zehn Jahre lang keine Zeile zu lesen von dem, was im Ausland über sie gedruckt wird. Und inzwischen an sich selbst arbeiten, sich selbst gründlicher kennen lernen, das Viele dem deutschen Wesen Fremde, was sich in Deutschland noch breit macht, rücksichtslos ausscheiden, wirklich rein deutsch werden."

Digitized by Google

Achtung den feindlichen Soldaten!

Nichts außer unsrer eignen Kraft stärkt unsre Zuversicht in diesem Kriege mehr als das Aufgebot von Lüge und Verleumdung, das unsre Feinde gegen uns ins Feld führen. Mit Stolz sehen wir die schmutzige Schlammflut Tag für Tag rund um uns aufschäumen.

Aber täuschen wir uns nicht selbst. Auch in unsern Blättern würde uns vieles, wenn wir's übersetzt läsen, durch seine Dummheit und Gemeinheit erschrecken. Ein Beispiel:

Keiner unsrer Soldaten im Feld, keiner unsrer Verwundeten wird von seinen Gegnern draußen in dem Ton reden, wie mancher Schreibergesell zu Haus vorm Tintenfaß ihn anschlägt, der das Konkurrenzgekeif seiner verflossenen Literatenklüngel jetzt auf die Weltgeschichte anwenden will.

Fragt einmal einen, der heimkommt, wo ihr ihm begegnet! Mit Ingrimm wird er vielleicht vom Feind reden, mit dem er sich im ehrlichen Kampf gemessen, mit stolzer Überlegenheit, aber immer mit Achtung.

Mit Achtung von den französischen und belgischen Soldaten, die, ihrer Fahne treu, das eigene Land mit ihrem Blut düngen. Mit Achtung von den englischen und russischen, die den Ruf ihrer alten Waffentüchtigkeit nirgends verleugnen. Und mit Achtung auch von den serbischen, die nun in drei Jahren den dritten mörderischen Feldzug führen — die haben wahrscheinlich nicht mehr viel Leute zu Haus, die ihre Kampflust nur mit Feder und Druckerschwärze austoben lassen.

Der Krieg ist ein hartes und blutiges Geschäft und muß als solches geführt werden, hart und blutig. Wer die feindliche Wehrmacht am gründlichsten zu Boden schlägt, der ist jetzt der beste Friedensfreund. In uns allen lebt nur ein Wille: Der zum durchschlagenden vollständigen Sieg.

Unsere Verachtung den feindlichen Schmierern, die „Deutschlands Ruf in aller Welt verpesten". Aber wir wollen nicht aus deutschem Mund widerliche Schmähreden gegen kämpfende Truppen hören, die im Kampf nur ihre soldatische Pflicht erfüllen. Der Grund des Krieges geht den Soldaten als solchen nichts an, und er ist nicht dafür verantwortlich. Es sind Männer, die auf allen Seiten gegen einander stehen, und was sie verspritzen, ist nicht rote Tinte, sondern ihr eigenes Blut.

Betrunkene Historiker.

In „Wissen und Leben", der angesehensten Zeitschrift der deutschen Schweiz, schreibt der Herausgeber, Professor Bovet: „Aus Deutschland erhalte ich das Septemberheft der Süddeutschen Monatshefte, in dem siebzehn Historiker sich geradezu wie Betrunkene aussprechen."

Digitized by Google

Deutsches Heldentum.

Von Max Lenz, Professor der Geschichte an der Hamburgischen Wissenschaftlichen Stiftung.

Tiefer als je, viel tiefer und weiter noch als im Jahre 1813, dringt heute der deutsche Gedanke: alle Gegensätze in der Nation hat er ausgeglichen, alle Herzen in eins verschmolzen; wo immer Deutsche wohnen, flammt er auf, auch jenseits des Weltmeers bei den Ausgewanderten, den der alten Heimat Entrissenen — so weit die deutsche Zunge klingt. Welch ein wundervolles, die Seele weitendes Schauspiel war es, als die deutschen Reservisten, die jenseits des Weltmeers waren, dorthin eilten, wo deutsche Fahnen wehten! Ins Vaterland zu ihren Regimentern konnten die wenigsten gelangen; so strebten sie zu den verlorenen Posten in unseren Kolonien. Sie wußten, daß sie an deren Schicksal nichts ändern, daß Tod oder Gefangenschaft ihr Los sein würde — aber nichts konnte sie zurückhalten; hunderte von Meilen sind viele von ihnen durch Koreas und Chinas Provinzen gewandert, um Tsingtau zu erreichen. Taten geschehen alle Tage, vor denen alles, was uns in der Schule vom Heldentum der Antike vorgetragen ward, verblassen muß. Was will selbst der Opfertod eines Leonidas und seiner 700 Spartiaten bedeuten gegen die Tausende unserer Freiwilligen, die sich zum Sturmlauf gegen die feindlichen Schanzen und Schützengräben drängen, gegen die todgeweihten Minenleger, die Luftgeschwader unserer Flieger, die Unterseer, die in jedem Augenblick das Verderben zugleich drohen und erwarten, und alle unsere Schiffsmannschaften, für die es nur eine Losung gibt: siegen oder sinken! Nur in unserem eigenen Heldensange herrschen Klänge von der gleichen ehernen Kraft. Nibelungenklänge sind es in der Tat, die uns aus der weit über alle Schöpfungen der Phantasie hinausreichenden Wirklichkeit entgegenhallen. Ein Leuchten wie von Jung-Siegfrieds Lichtgestalt dringt auf uns ein von unsern jungen Regimentern, die den Hochgesang auf das Vaterland anstimmten, als sie die feindlichen Linien an der Yser erstürmten: „fielen wie Kräuter im Maien." Und so fehlt in dieser gewaltigen Symphonie von Sieg und Tod auch der andere Ton germanischen Heldentums nicht, der in der Gestalt des grimmen Hagen seinen Ausdruck fand: der Geist finsterer Entschlossenheit, in dem Haß und Treue sich vermählen. Denn allzu tief haben sich ja die Schatten des Todes auf unser Volk hinabgesenkt, um noch jener Jubelstimmung der ersten Augusttage Raum zu lassen, die uns mit Flammenglut emporriß — eine Offenbarung des deutschen Herzens, die erfahren zu haben für jeden unter uns das größte Glück seines Lebens geworden ist. Jedoch um keine Linie sind wir von der Entschlußkraft abgewichen, die wir dem Ausbruch des Krieges entgegensetzten, von dem Willen, durchzuhalten bis aufs Letzte. Nur um so grimmiger ist unser Zorn geworden gegen die Buben, die uns an den Leib wollen, um so heißer unser Haß. Wir wollen der Welt beweisen, daß wir Nibelungenenkel sind, und müßte es auch von uns dereinst heißen: „Nun hat die Mär ein Ende, das war der Nibelungen Not."

Digitized by Google

Das ist der deutsche Militarismus, den die Engländer uns austreiben wollen, von dem sie die Welt erlösen möchten. Unsere Flotte würde dann auf dem Grunde des Meeres ruhen, unsere Kanonen in den Festungen unserer Nachbarn und unsere Soldaten unter der Erde. Unsere Ostmarken, bis über Weichsel und Warthe hinweg, und Oberschlesiens Kohlenfelder würden unter die Herrschaft der russischen Kulturträger geraten. In des Rheins „gesegneten Gebreiten" würden Franzosen und Belgier es sich bequem machen: jene würden die Rebengelände des Elsaß und der Pfalz, Lothringens Erz- und Saarbrückens Kohlengruben zurückgewinnen, diese in der Rheinprovinz ihre Rüben bauen, um den Engländern das Leben zu versüßen. Albion selbst, großmütig wie immer, würde an unserer Küste sich vielleicht mit Helgoland begnügen (wahrscheinlich doch, ohne dort die Spuren des Militarismus auszutilgen) und nur noch den Nordostseekanal mit Cuxhaven und Kiel unter seine Obhut nehmen. Unsere Bureaukratie müßte freieren Formen der Verwaltung weichen, solchen, wie sie etwa in Irland oder im Ostend von London zu finden sind; unser Reich aber würde zerbrochen, in seine Gliedstaaten aufgelöst werden. Danach könnte denn unser Volk der Pflege seiner alten Ideale zurückgegeben werden und die Welt mit den Schöpfungen seiner Intelligenz und seines Kunstverstandes bereichern: es würde wieder (wie ihm einst Lord Palmerston anriet) mit den Wolken segeln dürfen und in den Lüften seine Schlösser bauen.

Wir kennen den edlen Herrn, der jenes sublime Wort erdacht oder in Umlauf gebracht hat. Es ist der Doctor von Göttingen, der Freund deutscher Kultur, dessen Lippen sonst von Huldigung und Verehrung des deutschen Geistes troffen, der seinen Hegel besser kennt als mancher deutsche Professor der Philosophie. Man hat zweifeln wollen, ob hier ein Heuchler oder ein Ignorant spräche. Ich kann diese Alternative nicht anerkennen. Wer dem deutschen Genius wirklich jemals näher trat, wer in dem Geiste unserer großen Denker wahrhaft erzogen, d. h. sittlich gebildet wurde, kann kein Heuchler sein. Nur derjenige kann so reden, der des deutschen Geistes niemals einen Hauch verspürt hat. In Wahrheit, der kennt nicht die Quellen unserer Kraft, der diese trennen will von den Gedanken jener Meister. Wenige unter ihnen sind Männer der Tat gewesen: aber alle waren (so wie Luther, als er vor Reich und Kaiser stand) Helden, weil sie Bekenner waren welterobernder Ideen. Unbekannt oft den Mächtigen ihrer Zeit, verbreiteten sie zunächst im kleinen Kreise vom Katheder her oder mit der Feder ihre Lehren. Aber ihre Gedanken wurden Taten, ihre Bücher Leben: sie flossen über in den Staat; alle seine Formen erfüllten sie; den Sinn der Macht wandelten sie um; sie drangen bis auf den Grund der Nation; Waffen und Politik, Recht und Wirtschaft erhielten durch sie Ausdruck und Richtung; die Männer des Schwertes, die Regenten selbst begannen ihnen zu dienen und breiteten sie aus; auf ihrem Grunde ruhte das alte Preußen und ruht alles, was davon in das neue Reich eingeströmt ist; unsere großen Monarchen, unsere politischen Reformer, die Helden des Freiheitskrieges, und ihnen nach alle Kämpfer für die deutsche Einheit bis hinauf zu Kaiser Wilhelms ehrwürdiger Gestalt und seinem eisernen Kanzler stehen auf demselben Boden: der Welt

Digitized by Google

deutscher Ideen. Luther war es, der das Wesen des Krieges bestimmt hat, den wir heute führen: den echten, den gerechten Krieg, den Krieg der Notwehr gegen die Neider und die Räuber, den heiligen Krieg, den Zermalmer alles Abgelebten und Verderbten und den Schöpfer und Erhalter aller echten Kultur, den Krieg, der zum Frieden gehört, wie zum Lichte das Feuer. Er hat bereits das Bild des rechten Kriegsmannes voll umrissen, des deutschen Helden: „Siehe an", so schreibt er, „die rechten Krieger, die bei dem Schimpf gewest sind: die zücken nicht balde, trotzen nicht, haben nicht Lust zu schlahen, aber wenn man sie zwingt, daß sie müssen, so hüt dich vor ihnen, so schimpfen sie nicht; ihr Messer steckt fest, aber müssen sie es zücken, so kommt es nicht ohne Blut wieder in die Scheide". Und so hat er auch unsere Feinde mit Worten gekennzeichnet, an denen nichts zu ändern ist. „Wiederum", so fährt er an jener Stelle fort, „die tollen Narren, die mit Gedanken zuerst kriegen und sahen's trefflich an, die Welt fressen mit Worten und sind die ersten mit Messerzücken, aber sie sind auch die ersten, die da fliehen und das Messer einstecken."

Nicht das Todverachten macht schon den Helden. Auch der Gladiator und der englische Söldner fürchten den Tod nicht; und noch weniger achten die Barbaren, welche unsere Gegner auf die Schlachtfelder Frankreichs und Belgiens geschleppt haben, des Lebens: weil sie das Glück und den Sinn des Lebens nicht kennen. Es ist hart für uns, die Blüte unserer Jugend, die Hoffnung unseres Volkes, Hoch und Niedrig, Gelehrte und Ungelehrte, Arme und Reiche gegen solche Horden auf die Schlachtbank schicken zu müssen. Sie selbst aber, wie hoch sie stehen mögen, bis zu unseren Kaisersöhnen hinauf, wollen gar nichts besseres als ihr Leben einsetzen für das Leben der Nation, für Kaiser und Reich. Und ein solches Volk wollen unsere Feinde entmannen, solch eine Macht wollen sie zertrümmern! Es ist als ob Knabenhände einen Block von Stahl umwerfen oder die andrängende Flut mit ihren Sandburgen aufhalten wollten. Sie müßten zunächst den Geist auslöschen, der in uns Leben gewonnen hat; sie müßten uns erst sich selbst ähnlich machen.

So ist der Boden beschaffen, aus dem das deutsche Heldentum aufsteigt und überwallt, ein ewig sich erneuernder Springquell. Unser Herzblut ist es, das emporquillt. Und würde die deutsche Erde überströmt werden von dem Blute ihrer Kinder, wir würden dennoch nicht wanken und nicht weichen: wir lassen uns nicht zwingen und nicht dämpfen —

wir halten aus!

Digitized by Google

Die Stieglhupfer.

Eine Bauerngeschichte aus dem Bayreuther Lande.

Von Hans Raithel in Lüdenscheid.

6.

Der Adel hatte seine Kundschafter in Moretenhof. Er wußte, die Liese hatte auf Sonntag etwas vor, er brachte nur nicht heraus, was sie vorhätt. Da an dem Tag Wirsberger Kirchweih war, glaubte er es raten zu können: am Ende will das Luder nach Wirsberg.

Er schaute, daß er sie allein traf: „Mach am Sonntag keine Torheit", sagte er. „Wenn du dahinunter gingest", — er deutete mit dem Finger — „wir Buben lüden dich auf, ehe du eine halbe Stunde wegwärst, und transportierten dich mit Gewalt heim. Es wär eine Schand für dich."

„O", sagte Lies, „was kümmert mich die Gegend drunten, ich geh vielleicht am Sonntag nach Bayreuth."

Am Sonntag zog sie sich schön für die Kirche an und nach der Kirche fiel ihr, weil sie einmal angezogen war, wirklich ein, nach Bayreuth zu gehn. Die große Magd sollte sie begleiten. Adel sah sie durch das Dorf der Straße zuschwanzen, er sah sie auf den Berg hingehn. Bayreuth liegt zwei Stunden weit nach Mittag, Wirsberg dritthalb nach Mitternacht. Adel war also beruhigt; er besann sich nur, sollte er die Gelegenheit ergreifen und ihr nach? Er kam von dem Gedanken wieder ab. Erstlich verdiente sie es nicht, daß er ihr nachlief, und zweitens war ja die Magd bei ihr und es war nicht nötig, daß die etwas merkte. — Nachmittags war er im Dorfhaus. Ins Wirtshaus gingen die Buben nicht, da reuten sie die zwei Kreuzer, die sie hätten vertrinken müssen. Sie gingen also zu einem Bauern oder zum Schuster oder Schneider oder Schmied, je nachdem das Dorfhaus bei einem oder dem andern war und unterhielten sich da gut und vor allem billig.

Das Gespräch kam auf Weiberlist. Der Anlaß waren Märchen oder Stadtgeschichten, denn wo käme eine Bäuerin leicht dazu, viel Weiberlist zu zeigen. Den Adel aber durchfuhr das Wort wie ein Blitz. „Donner, die wird doch nicht trotz allem nach Wirsberg sein, zum Hans?" Es ließ ihm keine Ruhe. Er nahm zwei oder drei, die besten Freunde von ihm zur Seite: „Wollen wir nicht einmal nach Wirsberg gehn? Da ist heute Kirchweih." Sie fürchteten den weiten Weg, aber Adel zog sie gehörig auf, ihrer Lahmheit wegen und endlich entschlossen sie sich mitzukommen.

Es war vier Uhr, als sie gingen und sieben, wie sie in den Wirtshof traten. Und richtig, wie sie in den Tanzboden, in den Tanzsaal sehn, wer tanzt da mitten drin? Um wen juchhet und stampft der Hans und macht seine Kasper-

Digitized by Google

männchen und wen wirft er in der Freude in die Höh, daß sie wie ein Rauschgoldengel am Weihnachtsbaum herunterschaut? die Lies, die Lies!

Als der Reihen zu Ende war, trat Adel mit seinen Freunden in den Tanzboden hinein, schaute sie an und trat erstaunt zurück, als säh er sie eben erst.

„Wie, du auch da, Lies? Ich hätte dich in Bayreuth gesucht?“ Lies wußte nicht, was sagen; fast kamen ihr die Tränen.

„Nun schön“, sagte Adel, „da gehn wir miteinander heim.“

Der Antrag war schwer abzuschlagen. Es wäre ihr übel bekommen, wenn sie ihn abschlug. Was sie dann daheim von Buben und Mädchen zu leiden hatte! Auch war der Adel imstand, sie wider ihren Willen zu begleiten. Sie sagte also leichthin: „Ja, schon recht“. Als er aber mit ihr tanzen wollte, da blieb sie fest. Sie konnte nicht. Sie hatte den Adel nicht erwartet. So hätte sie alle ihre Tänze dem Hans versprochen, als dem einzigen, den sie da kannte. Und ihm das Wort brechen, das ging nicht an. Ihre Großmutter sagte immer, es brächte Unglück, wenn man einem Buben beim Tanz sein Wort nicht hielt. „Aber es sind noch genug Mädchen da“, sagte sie, „die gern einen mit dir tanzen.“

Dem Adel war's nicht so sehr um die Hopserei zu tun. „So tanz zu“, sagte er, „um sieben Uhr gehn wir; sonst kommen wir in die Nacht.“

Als sie wieder mit Hans dahinflog — auch Hans hatte ihn wie ahnungslos gegrüßt — stand er in einer Ecke und überlegte sich, was er ihr unterwegs für eine Predigt hielt, über Anstand und dergleichen. Er wollte mit ihr hinter den andern gehn. Einem fremden Buben nachzulaufen in ein wildfremdes Dorf! Mittlerweile wollte er auf sie achtgeben, daß sie nicht auskniff.

Aber man gebe nur acht auf einer Kirchweih voller Leute. Er konnte ihr doch nicht immerfort am Rock hängen. Und Adel war zu bekannt, um ungestört zu bleiben. Er traf da Buben von Lanzendorf, von Himmelkron, von Gössenreut, die er kannte, deren Kirchweih er schon zehn- und ein dutzendmal besucht. „Ah Adel, alter Freund! Du auch da! Wo kommst du denn her? Trink einmal, gute Seele.“ Und er mußte mitwaisen, mußte mittrinken, mußte mit Schnadahüpfeln und Lieder singen.

Als es acht war, wollte er der Lies den Wink geben, es sei bald Zeit, sie möchte sich richten. Aber keine Lies war mehr zu sehn, weder in den Tanzböden, noch auf den Gängen, noch in der Wirtsstube, noch auf dem Hof, noch in den Gärten, noch auf der Straße. Nur die Magd war noch da und die hatte sie auch verloren.

Adel war platt, um nicht mehr zu sagen. War sie schon fort? Ging sie allein heim? War sie noch im Dorf und hatte sich versteckt? Machte sie nur bei Hansens Leuten einen Besuch, die sie am End zum Abendessen behielten? Wollte sie gar im Dorf bleiben bis morgen?

Er konnte sich das letztere nicht denken. Es wär ganz und gar gegen Bauernart

Digitized by Google

gewesen und hätte die furchtbarste Rache der Buben auf sie herabgerufen. Das Wahrscheinlichste war, sie war durchgebrannt und allein gegangen. Eben hatte er sich schlüssig gemacht, bei Hansens Eltern fragen zu lassen, ob sie vielleicht dort war, da sagte ihm eine Frau, draußen auf der Straße wünsche ihn jemand zu sprechen.

Er ging hinaus, in der Hoffnung, sie wär es. Und sie war es wirklich, aber sie saß auf einem Wagen. Ein Bernecker Wirt, der Verwandte in Wirsberg hatte, war mit seiner Frau heruntergefahren und da saß die Lies neben der Wirtin.

„Du wirst mirs nicht übelnehmen, weil ich fahr", sagte sie zu Adel. „Ich bin so müd und wenn ich mit dem Vetter, der so freundlich ist, mich mitzunehmen, bis vor Berneck fahr, erspar ich doch anderthalb Stunden und noch mehr." Und zum Wirt gewendet, schloß sie: „Ich bin fertig."

Der nahm die Peitsche, die Pferde griffen aus und da rollte der Wagen weg. Adel stand mit offenem Munde da und brachte nichts heraus als: „Kreuzsakradi, die Fetz, die vermaledeite." Und das zischte er nur zwischen den Zähnen durch. Im Wirtshof traf er den Hans, der zugleich mit der Lies verschwunden und eben erst wieder gekommen war. Adel ging, als wäre nichts geschehn, auf ihn zu und redete ihn freundlich an.

Mancher denkt vielleicht, Adel hätte nicht heucheln können, am End gar, der Teufel hätte ihn geritten, einen Krawall mit Hans anzufangen. Adel fürchtete sich nicht vor einer Schlägerei. Stuhlbein, Masseigen, Gläser, Stöcke, Zaunlatten, Töpfe, all das fürchtete Adel nicht, wenn es sein mußte und wenn es Sinn hatte. Aber mit zwei Kameraden vor zwanzig oder mehr Dorfburschen aufzumucken, hatte keinen Sinn.

Er faßte also den Hans freundschaftlich untern Arm, — ans Schwörenlassen dachte er freilich diesmal nicht — und sagte freundlich zu ihm: Wenn er etwa ja ein Auge auf das Mädchen geworfen hätt; er wolle derhalb nicht vermuten, er setze nur den Fall, — alle seine Rede komme aus gutem Herzen — wenn er also ein Auge auf sie geworfen hätte, Besuche bei ihnen droben solle er bleiben lassen, es komme nichts Gutes dabei heraus; die Dorfbuben würden das nimmer leiden. Die seien wüst. In ihrem Zorn hielt sie kein Gendarm und kein Landrichter ab, dem, der ins Dorf hineinstiere, die Knochen entzwei zu schlagen. Es wär ihm leid um ihn, setzte er hinzu. Er sei sonst ein so prächtiger Bub. Und übrigens, Mädchen gäb es ja überall. Es müßt nicht grad eine sein. „O, der Knochen wegen," sagte Hans, gleichfalls gut und freundlich: „Da wollt ich mich nicht fürchten, zu ihr zu kommen, bei Tag oder bei Nacht, und ihr sogar zu Pfingsten einen Maienbaum aufs Haus zu pflanzen."

Er war im eignen Dorf und konnte sich doch keine Schwachheit spüren lassen.

„Künftige Pfingsten vielleicht, wenn keiner aufpaßt," sagte Adel, „aber nicht die nächsten, nicht die in acht Tagen."

Digitized by Google

„Auch die in acht Tagen," sagte Hans.

„Laß bleiben!" warnte Adel, obwohl er die Rede nur für Prahlerei hielt. Der Hans wollte, eben erklärlich genug, das letzte Wort, dachte er. „Wir sind drei Dutzend Buben", setzte er hinzu.

„Und wenn's ein Schock wär," sagte Hans.

„Ich hab dich nur aus Freundschaft gewarnt," gab Adel zurück. „Wir haben dir einmal einen verklopft, den der Pelz juckte, Freund; da kam kein Floh, der sich nicht gleich vornweg aus dem Staub gemacht, mehr dazu, auszureißen, als es einmal losgegangen war. So hageldicht haben die Hiebe gepraſſelt."

Hans lachte, als wollte er sagen: „Trotzdem"; aber Adel hielt nach der Stärke des Vergleichs die Gefahr für beseitigt. Er winkte seinen Kameraden und rief der Magd: „Kommt, es ist Zeit." —

Adel hielt die Gefahr eigentlich für beseitigt. Man kannte in der Umgegend ihn und seine Kameraden. Jeder vernünftige Bub ließ das Krähen in ihrem Hof. Er hatte erst gar nicht vor, aufzulauern. Der Nachtwächter und die Hunde paßten ja wohl genug auf.

Aber nach ein paar Tagen kamen ihm doch Zweifel. Der Hans war kein vernünftiger Bub, sondern ein Hanskaspar, bei dem sich nicht berechnen ließ, was er tat und nicht tat. Ob sich der nicht drauf verließ, sie wachten nicht? Er brauchte nur den Nachtwächter zu hintergehn? Und er schlich sich richtig mit zwei, drei Freunden ein, zum Gaudium der ganzen Gegend?

Er zog deshalb doch sechs, sieben Freunde ins Vertrauen, und sie machten aus, zu wachen. Nur der Vorsicht halber, wie man zu Zeiten eine Stillwach aufstellt, ohne daß man deshalb erwartet, daß es brennt.

In der Pfingstnacht pflanzten die Freunde erst ihren Mädchen die Birken auf, auf den Stadel, auf das Schuppendach, wo es eben ging. Nur Adel nicht. Der hätte der Lies eine abgeschälte Pappel setzen müssen, das Schandmal für ungetreue Mädchen. Das wollte er doch nicht.

Dann kamen sie zusammen. Weil „er" ja doch nicht käme, wollten sie ein Manöver machen. Der Unterhaltung wegen, um nicht einzuschlafen. Einer sollte den Hansen spielen und heranzuschleichen suchen und die anderen ihn fangen. Aber sonderbar war's und wie eine Ahnung: keiner wollte das Ooß, den Hansen spielen; jedem sagte auf einmal eine Stimme: „Der Hans kommt selbst." So verteilten sie die Posten für den Ernstfall.

Liesens Knecht sollte im Hof aufpassen, falls es ja dem Feind gelänge, durch alle Wachen durchzuschleichen; die andern verteilten sich auf die drei Wege, auf denen Hans überhaupt kommen konnte. Zwei lauerten hinter einer Hecke an der Straße nach Berneck, zwei andere am Wiesenweg nach Wirsberg und zwei am Berg, obwohl es unwahrscheinlich war, daß Hans diesen Umweg machen werde. Den vierten Weg, den nach Bayreuth, ließen sie ganz unbewacht; es

Digitized by Google

war ausgeschlossen, daß er da herkam. Wenn nun etwas Verdächtiges hörbar wurde, so sollte immer einer der zwei Wächter, die am betreffenden Wege lagerten, wie eine Wachtel schlagen und der andere wie ein Kiebitz tun, damit die ganze Kriegsmacht auf das Zeichen hin sich am bedrohten Punkte sammle.

Da Liesens Knecht im Hof allein war und keine Unterhaltung hatte, so verließ er sich auf den Hund; der werde schon bellen, wenn etwas Verdächtiges käme. Er selbst legte sich in den Streuschuppen, um einstweilen über einiges nachzudenken. Da er aber keinen Kameraden hatte, mit dem er die Gedanken tauschen konnte und da er zudem müde war, so schlief er alsbald ein. Um ein Haar und Adel selber wär's nicht viel besser gegangen. Zwei Stunden hielt er wacker aus, aber als die dritte kam, wurden ihm die Augen schwer. Kein Wunder übrigens, wenn man, wie er, die ganze Woche geackert und gewühlt hat. Sein Gefährte, ein paar Schritt weiter an einer anderen Hecke, schlief auch schon längst. Da auf einmal fuhr Adel auf. War das nicht die Wachtel? Aber wo? Und nun richtig der Kiebitz. Es war an der Straße nach Berneck. Er sprang hin zu seinem Gefährten und rüttelte ihn auf und, ohne viel Zeit mit Vorwürfen und Entschuldigungen zu verlieren, sprangen sie über Felder und Wiesen, drängten sich durch Hecken und setzten über Graben, bis sie an die Straße kamen.

Sie fanden da nur einen der Wachenden, den Andres; Kunz, der andere, war den Herankommenden entgegengekrochen, denn es kam wirklich. Um die Zeit konnte es kein anderer sein, als der Kieselhans. Es mußte gegen zwei Uhr sein. Adel horchte mit beiden Ohren. Wirklich kam es auf der Straße herangestapft. Es waren zwei zum wenigsten. Die waren unvorsichtig! Auf offener Straße, wo man jeden Schritt hörte, und plaudern hörte man sie auch noch; die mußten einen Begriff von der Verschlafenheit des Dorfes haben. Und Adel lachte ingrimmig den beiden andern zu, wenn sie's auch wohl nicht sahen, und sie faßten die knotigen Stöcke, die sie hatten, fester in die Hand.

Indem kam Kunz zurück. Er mußte sie leider enttäuschen. Zwei Gendarmen waren's, die ein Weibsbild aufgefangen hatten, das sie in der Mitte mit sich schleiften. Die alte Kanitschkasophie vielleicht, die im Land rumstreunte. Er hatte genau hingesehen, aber bei der Dunkelheit nichts erkennen können, als ihre Gewehre und ihre Tschakos. Und sie hatte er erst gesehen, als er aus ihren Reden an das Frauenzimmer schließen mußte, es wären Gendarmen.

Mittlerweile waren diese herangekommen und schimpften mit dem Frauenzimmer, das sie zwischen sich hatten und das anscheinend müde war.

„Ja, alte Bettel", sagte der eine, „da gibts kein Müdetun. Bis Bayreuth mußt du mit."

„Nein", sagte der andere mit einer Stimme, die dem Adel fast bekannt vorkam; er konnte sich aber nicht entsinnen, wo er mit dem Gendarmen geredet

Digitized by Google

hätte. „Nein", sagte der. „Im Dorf kann sie ein wenig ausruhn, mit ihren Fesseln an Arm und Beinen natürlich, bis wir das Dorf durchsuchen."

Sie gingen vorüber, aber die Buben horchten nicht weiter darauf, was sie sagten, und daß sie ungefähr zweihundert Schritte weiter die gleiche Rede, ein wenig verändert, wiederholten. Das Wort „bis wir das Dorf durchsuchen" brachte, so tapfer sie waren, ihre Beine zum Zittern, nicht weil sie für sich für etwas fürchteten, sondern für ihre Bauern und Bäuerinnen. Für die war damals die Gendarmerie eine furchtbare Geißel. Um Mitternacht kamen sie oft, um zu schauen, ob nicht irgendwo gebrecht wurde oder ob keine Schleißen auf dem Ofen waren. Um Brände zu verhüten war das Gebot ausgegangen, daß kein Flachs im Backofen gedörrt werden dürfe, damit nicht, wenn er warm aus dem Ofen auf die Breche kam, ein Funke das Haus anzündete. Ebenso sollten auf dem Kachelofen keine brennbaren Sachen liegen und kein Zündholz sollte unverschlossen bleiben, nicht einmal in einer Westentasche. Und in der Nacht kamen die Gendarmen, weil sie da die Leute am besten überraschten.

Die Buben wurden sich also ohne viele Worte einig, daß man nach Hause laufen müsse, um die Bäuerinnen, vielleicht auch die Nachbarinnen zu warnen, vielleicht auch selber die verdächtigen Gegenstände zu verräumen. Gebrecht wurde natürlich in der Pfingstnacht längst nicht mehr, damit war man schon vor Weihnachten fertig.

Daß der Kieselhans heut noch kam, war ausgeschlossen. Schon wurde oben der Himmel lichter.

Auch Adels Bäuerin hatte die Gewohnheit, die Schleißen auf dem Ofen zu dörren. Adel räumte, als er heimkam, den Herd schnell ab, ohne die Bäuerin erst zu wecken. Dann lief er zur Wirtin und zu ein paar Nachbarn. Er überlegte sich, ob er auch die Moretin wecken sollte; auf Lieses Benehmen hin mochte er aber nicht; es hätt ihm geschienen wie liebedienern; er wäre sich verächtlich vorgekommen. Die sollte man nur ein wenig strafen. Er visitierte lieber die Laternen seiner Bäuerin nach, ob es da nicht an einer Scheibe fehle.

Nachdem er alles nachgesehen, horchte er ein wenig auf der Treppe; man hörte nichts als da und dort das Bellen eines Hundes. Nun mochten sie kommen. Er stieg hinauf in seine Kammer und legte sich mit den Kleidern aufs Bett, für den Fall die Gendarmen kamen.

Er mochte zwei Stunden geschlafen haben, da hörte er — es war schon hell — im Hofe unten seinen Namen rufen. Er sprang auf und sah die schmale Dachluke hinunter. Die Sonne war schon aufgegangen. Es war der Moretenknecht, der rief:

„Adel, Adel!" „Was hat es denn?" fragte der.

„Komm nur hinauf zu uns!" „Was ist denn los?"

„Oder hast etwa selber die Birke auf unserem Stadel aufgepflanzt?"

„Die Birke? Ist denn eine Birke drauf?"

Digitized by Google

„Ja, komm nur rauf und schau!“

Da Adel sich in den Kleidern aufs Bett gelegt, war er im Augenblick unten und im Moretenhof.

Und da war's denn wirklich so. Hoch auf dem Stadelfirst war eine Birke aufgepflanzt und die schlanken Zweige bewegten sich nickend in der Morgenluft, und die blauen und roten Bänder, die zum Schmuck daran befestigt waren, flatterten lustig in der Sonne.

„Ich sage nichts mehr, ich sage nichts mehr“, sagte Adel voll Verwunderung; „wie ist das Luder denn hinaufgekommen?“ Er dachte nicht an die Stangen hinterm Stadel oder hatte er sie, weil sie in einem heckenumpflanzten Garten lagen, nicht gesehn? Der Knecht hatte indessen andere Buben aufgeweckt und herbeigeheißen; bald war im Hof eine ganze Kompagnie. „Das war ja drüber hinaus! ein Hohn fürs ganze Dorf.“

„Aber sehn soll sie die Birke nicht“, sagte Adel. „Oder in einem Zustand, daß sie keine Freud dran hat.“

Und er hob einen Prügel auf und schmiß ihn auf die Birke zu. Er traf nichts, nur das Strohdach und der Prügel glitt wieder herunter und auf den Hof. Aber es war ein Zeichen für die andern. Im Hof war just ein Stoß Küchelholz, das gespalten dort dörren sollte; im Nu stürzten die Buben drauf hin, jeder bewaffnete sich mit einem Scheitchen und nun ging's Schießen los. Ein Teil der Scheitchen traf nur das Dach, wie der Prügel Adels, ein Teil flog über das Dach hinüber ohne zu treffen, aber manche trafen leider doch das Bäumchen und bald stand's nur noch verschandelt und entfedert oben.

Mittlerweile kam die Mutter auf die Treppe vor dem Haus und da sie von dort aus wohl die Buben, nicht aber das Bäumchen sehen konnte, so fragte sie nichtsahnend: „Was habt ihr denn, Buben?“ Sie dachte sie hätten einen Hühnergeier oder eine Eule oder einen Iltis, den sie verfolgten.

„Ja wir wollen dirs gleich sagen, Bas“, sagte Adel, „kommt mit Buben!“

Und alle an ihr vorbei ins Haus.

Die Bäuerin ging in den Hof ninter, sah sich um, sah auf das Dach und entdeckte endlich das Büschchen und konnte sich nun alles erklären. Schlotternd ging sie nun nach dem Hause zurück, denn sie konnte sich's wohl denken, daß es einen bösen Auftritt setzen werde.

Ein Teil der Buben war in der Stube, ein Teil im Hausplatz, ein Teil auf dem Boden und hämmerten oben an Liesens Tür.

„Machst auf? Oder wir schlagen die Tür hinein.“

„Sie soll herunter kommen“, schrien die unten. „Geht hinauf, Bas. Sagt's ihr. Sonst hauen wir alles zusammen, Häfen, Schüssel, Butten, was nur kaputt zu machen ist.“ Sie ging hinauf.

„Geht nur hinunter“, sagte sie zu denen oben. „Ich bring sie schon.“

Digitized by Google

„Daß es gewiß ist. Wir hauen sonst ihre Tür hinein. Dann kann sie sehn, wies ihrem Hemd und ihren Zöpfen geht."

Sie trappelten hinunter und die Base klopfte an Liesens Tür. „So geh halt hinunter. Du siehst, es ist kein Auslaß. Umbringen werden sie uns nicht, der Hans hat einen Busch auf den Stadel gepflanzt; sie müssen doch sehn, wir haben keine Schuld. Hab nicht so viel Angst."

„O ich hab keine Angst," sagte Lies, und als sie unten den ersten irdenen Topf ins Haus hineinschmettern hörte, kam sie heraus und ging hinunter durch die Buben durch, in die Stube.

„Was ist denn los?" sagte sie, ohne daß man ihr im mindesten eine Angst anmerkte. Einen Augenblick war's stille, erst als sie wieder fragte, was los wär, trat Adel vor.

„Was los ist? Du weißt recht wohl was los ist. Eine Sünd und eine Schande ist's. Du weißt, wir wollens nicht und doch tust du mit ihm herum. Denk nicht, ich red' für mich. Ich will dich nicht. Nimm, wen du willst, aber vom Dorf muß es einer sein. Wir wollen keinen Hereingeschmeckten. Das ist los. Und wir wollen, daß du einen von uns zur Kirchweih nimmst und mit ihm tanzt. Sonst hauen wir alles zusammen."

Und einer mit einem Holzscheit in der einen Hand und einem Milchhafen in der andern machte einen leisen Trommelwirbel, um ihr zu zeigen, wie's gemacht werden sollte und wie man das Zeichen gebe.

„Ihr steigt mir alle auf den Buckel", sagte Lies, „ich geh zu meinem Vormund und sag's ihm, da werden wir gleich sehen wie's wird". Und wollte hinaus.

Aber schon hatten ihr die Buben die Türe abgewonnen und verstellten ihr den Weg.

„Den Herrn Pfarrer kannst du jetzt fragen oder den Herrn Landrichter."

„Oder die alte Frau von Fellmar", warf einer ein. Es war eine Redensart und alle lachten ob des Witzes.

Die Base wollte sich durchdrängen, zur Tür hinaus, aber auch sie wurde festgehalten. Auch sie hatte keinen Zoll bezahlt.

Im Hausplatz außen horchte die große Magd und da sie schnell herausfand, worum sich's handelte, so lief sie eilig zum Vormund, zu Adels Bauern.

Sie fand ihn noch im Bett. In fliegender Hast erzählte sie ihm das Nötige. Er solle nur eilig kommen, sonst gehe alles drunter und drüber.

Der war aber weder so eilig, als sie erwartet hatte, noch so ergrimmt. „Das geschieht den eigensinnigen Moreten ganz recht", sagte er. „Warum sei die Lies so dickköpfig; solle sie doch mit einem tanzen; so sei der Geiß gestreut; er kümmere sich nicht um solche Lappalien — um solche Hunds .....", sagte er.

Die Magd eilte zu gleichen Füßen heim, drängte sich in die Stube, wo alle

Digitized by Google

durcheinander redeten und der mit seinem Milchhafen einen drohenden Marsch trommelte und sagte zur Bäuerin:

„Ich war beim Bauern. Er will sich um nichts kümmern. Soll sie eben sagen, sie tanze mit einem; so sei der Geiß gestreut."

Lies hörte mit einem Ohre zu.

„So sag denn, du tanzt mit einem; da wird eine Wetter werden," zankte die Bäuerin. „Was liegt denn dran, wenn du mit einem tanzt? Wirst sehn, sie machen das ganze Haus kaputt."

„Na in Dreiteufelsnamen", rief Lies, so laut sie konnte. „So tanz ich denn mit einem. Mit jedem Storren, wenn es sein muß; macht halt einen aus!"

„Der Adel muß es sein", schrien ein paar.

„So ist's der Adel", sagte sie, „oder ein Besenstiel, mir ist's ganz wurst. Nur daß die Schweinerei ein Ende nimmt."

Das war zwar keine freundliche Rede, aber Adel hielt, wenn er die Sache hatte, nicht so sehr auf die Form.

„Geht jetzt Buben", sagte er. „Ich glaube, sie hält ihr Wort." Und zu ihr hingewendet. „Ich komm heut Nachmittag einmal her und wir reden noch einmal darüber."

Inzwischen — oder war's ein wenig früher — inzwischen gingen zwei Burschen durch den Grund auf Wirsberg zu, in Gendarmenkluft, d. h. als solche Gendarmen, wie sie am Weihnachtsabend das Christkindchen begleiteten, wenn die Burschen als Bertha herumgingen und sie juchzten und sangen wie die Heidelerchen; es war der Kieselhans und ein Freund, die, von der jungen Pfingstsonne beschienen, durch den Wiesentau nach Hause machten.

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortlich: Paul Nikolaus Cossmann in München. Nachdruck der Beiträge dieses Heftes mit genauer Quellenangabe gestattet. Druck von F. Bruckmann A. G., Graphische Kunstanstalten, München. Die Buchbinderarbeiten werden von Grimm & Bleicher, Großbuchbinderei, München, ausgeführt. Papier von Bohnenberger & Cie., Papierfabrik, Niefern bei Pforzheim.

Digitized by Google

Rußland

Adolf Dirr / Der Russe
Theodor Schiemann / Russische Anschläge auf Deutschland
Otto Hoetzsch / Gedanken über den Krieg mit Rußland
Karl Muth / National-polnische Illusionen
R. Hercod / Die Alkoholfrage in Rußland
Alexander Eliasberg / Die Juden in Rußland
Morris Rosenfeld / Hoch der Kejser!
Josef Hofmiller / Rußlands Westgrenze
Hans Uebersberger / Die russische Generalität
Adolf Dirr / Die Deutschenhetze in Rußland
Max Graf Bethusy-Huc / Brief aus dem Osten
Saltykow-Schtschedrin / Knabe mit Hose und Knabe ohne Hose
Dmitrij Mereschkowskij / Blüten der Bourgeoisie
Iwan Turgenjew / Bekenntnis eines Westlers
Dostojewskij über den Krieg

Friedrich Thimme / Sozialdemokratie im neuen Deutschland
Robert Hallgarten / Amerika
Theobald Baerwart / Wir Deutschschweizer
Nikolaus Welter / Der deutsche Aufmarsch durch Luxemburg
A. Adama van Scheltema / Die holländische Stimmung
Unser deutscher Standpunkt gegenüber Karl Spitteler

Romanbeilage:
Hans Raithel / Die Stieglhupfer. Eine Bauerngeschichte aus dem Bayreuther Lande

---

München, Süddeutsche Monatshefte, Februar 1915
Preis 1.50 M 1 Krone 90

Digitized by Google

Die historische Zeitschrift „Vergangenheit und Gegenwart" schreibt in ihrer letzten Nummer in einem längeren Aufsatz über Kriegsliteratur:

„Genauere Prüfung ergibt, daß

die einzige unbedingt zuverlässige

und wirklich wissenschaftliche

Kriegschronik

die wir besitzen, die als Teil des Deutschen Geschichtskalenders von Dr. Friedr. Purlitz herausgegebene ist. Die schlichte Sachlichkeit dieser vortrefflichen Sammlung von Urkunden, Sachnotizen und wertvollen Preßäußerungen muß notwendig den größten Eindruck machen."

Das Werk, das den Titel führt: „Der Europäische Krieg in aktenmäßiger Darstellung", erscheint in monatlichen, sachlich straff gegliederten Heften. Der erste Halbjahrsband, die Ereignisse vom 1. Juli bis 31. Dezember behandelnd und mit ausführlichem Namen und Sachregister versehen, erschien soeben (Preis M 7.20, geb. M 8.50) und ist in jeder guten Buchhandlung einzusehen.

:: Verlag von Felix Meiner in Leipzig ::

Josef Hofmiller

Versuche: Nietzsches Testament. Nietzsche und Rhode. Fogazzaro, Der Heilige. Katarina von Siena. Emerson. Thoreau. Maeterlinck. Die Briefe des Abbé Galiani.

Zeitgenossen: G. Hauptmann. Frank Wedekind. Ibsen. Wilh. Busch. Pontoppidan. Widmann. Ruederer. Bartsch. Hofmannsthal. Rud. Alexander Schröder.

∴ Zwei Bände in ∴
gleicher Ausstattung.

Geheftet je M 2.—, gebunden je M 3.—

Verlag
Süddeutsche Monatshefte
München.

Digitized by Google

Zerstörte Kulturwerte.

Wir hatten Professor Hercod, wohl den größten nichtrussischen Kenner der russischen Branntweinverhältnisse, eingeladen, einen Aufsatz für dieses Heft zu schreiben und sind ihm dankbar, daß er es getan hat. In einem Punkt können wir ihm nicht beistimmen: er spricht im letzten Satz von zerstörten Kulturwerten.

Daß unserem Mitarbeiter als Angehörigem eines neutralen Landes von dem Krieg vor allem das unausdenkbar Schreckliche entgegentritt, begreifen wir. Aber der Ausdruck stammt wohl aus Deutschland und was Deutsche darunter verstehen, ist rätselhaft.

Wenn zerstörte Menschen und Glieder, Kunstwerke und Bücher, Acker und Bauernhöfe gemeint sind, wäre nichts dagegen zu sagen. Aber offenbar handelt es nicht um greifbare, sondern um ideelle Werte.

Für Rußland zeigt Professor Hercod, daß das Land, das in Schnaps zu ertrinken drohte, durch den Krieg auf eine andere Bahn gekommen ist. Hier scheint die auf dem Marsch befindliche Kultur des Branntweins aufgehalten worden zu sein. Daß ferner die Russen durch den Krieg auf verhängnisvolle Wirkungen mangelnder sozialer Fürsorge, mangelnder Volksbildung und mangelnder öffentlicher Moral hingewiesen worden sind, hat vielleicht die Kultur des Trinkgelds gestört. Im übrigen erhoffen die Russen selbst jedenfalls von dem Krieg eine sittliche und geistige Wiedergeburt. Und was ihr größter Dichter vom Krieg gedacht hat, zeigt die Zusammenstellung seiner Aussprüche in diesem Heft.

Auch in Frankreich und andern kriegführenden Ländern, wo die Patrioten vor dem Krieg den Niedergang des Volkstums beklagten, wird man nicht finden, daß er Kulturwerte zerstöre.

Unter den Deutschen haben die eigentlich Beteiligten auch nicht diesen Eindruck. Die Kämpfenden haben sogar das Gefühl, Kulturwerte zu erhalten. Auch die Ärzte und Sanitäter haben dieses Gefühl. Hat jemand der dabei war, wie deutsche Soldaten in Frankreich und Belgien und Polen für Frauen und Kinder sorgen, jenen Eindruck? Oder jemand der einem Feldgottesdienst beiwohnte? Oder die zu Hause diesen unerhörten Heldenkampf im Gefühl miterleben, die ihre Nächsten draußen haben, die zahllosen fleißigen Frauen? Und die internationalen Beziehungen waren vorher ebensoviel wert wie jetzt; wir haben es nur nicht gewußt (vgl. in diesem Heft die Mitteilungen unseres verehrten Kollegen Muth über einen liebenswürdigen internationalen Freund). Also nicht zerstörte Werte, sondern zerstörte Illusionen.

Die frühere Vergangenheit gibt uns ebensowenig einen Anhaltspunkt dafür, was gemeint ist. Nur der dreißigjährige Krieg hat Kulturwerte zerstört. Die Armut wurde so groß, daß wenig Kraft für Geistiges blieb, die

Digitized by Google

Menschenzahl so gering, daß Gebiete des Geistes mitverwüstet wurden. Hat sonst ein Krieg Kulturwerte zerstört?

Das Rätsel löst sich, wenn man sich erinnert, wer vor dem Krieg von Kultur gesprochen hat, und wer während des Kriegs von zerstörten Kulturwerten spricht. Für große Schöpfer war nie Kultur das Charakteristische. Sie ist immer mehr Sache der Genießenden, und da sind es nicht die Kultivierten, die von Kultur reden. Es sind kurz gesagt die Literaten. Deren Kultur ist zerstört. Sie waren gerade dabei, Wedekinds fünfzigsten Geburtstag zu feiern und die Artikel über das nächste Werk von Richard Strauß zu schreiben. Nach Tisch lagen sie auf dem Sopha und sprachen über Plato und rhythmische Gymnastik und Nietzsche und französische Kunst. Abends in der Première, da sie alle ein Verhältnis zum oder am Theater haben. Geschichte schätzten sie nur so lange, wie sie nicht dabei waren. Nun sehen sie mit Schrecken, daß der Mann mehr gilt als die Feder. Zahllose Feuilletonartikel sind unbrauchbar geworden. Es ist ein schrecklicher Geist der Sachlichkeit in die Menschen gefahren. Über fremde Länder wollen sie nur noch Tatsachen von Sachkennern hören, in den Tageszeitungen nehmen militärische und wirtschaftliche Vorgänge den schönsten Raum weg, und es ist überhaupt nicht abzusehen, wann das russische Ballett wieder nach Deutschland kommt. Gewöhnliche Soldaten schreiben über den Krieg, nur weil sie dabei waren; es ist aber keine Kunst, über Sachen zu schreiben, von denen man etwas weiß; den Schriftsteller macht es aus, daß er über Sachen schreiben kann, von denen er nichts weiß. Gute ausländische Stilisten, die sagen, daß es bei den Deutschen Sitte sei, Säuglinge aufzuspießen, werden kurzerhand als Schweine bezeichnet, statt daß man Artikel über deutsche Säuglingspflege bringt. Unerfreuliche Gegenstände wie Krankheit, Hunger und Tod gab es vielleicht im Frieden auch, aber nur in Novellen, während jetzt ein geradezu stoffliches Interesse für alles Wirkliche besteht, so daß man schließlich nicht nur die Form, sondern womöglich den Inhalt verantworten soll. Das muß unsere Kultur, die gerade im besten Schuß war, radikal vernichten.

Die andern Deutschen in der Front und zu Hause sind glücklich trotz allem Schrecklichen, das sie am tiefsten empfinden, diese hochgestimmte Zeit zu erleben. Sie freuen sich, daß Handeln mehr gilt als Reden, kräftiges Reden mehr als leisetreterisches, Leistung mehr als Intrigue. Sie haben das Gefühl, aus einem faulenden Teich ohne Ausfluß in einen reißenden Strom gekommen zu sein, der Opfer verlangt und Segen spendet. Über diesem blutigen Strom schweben in einer Aureole, unerreichbar für irdische Gewalten, die Dinge, die die wahren Künstler, die wahren Denker aller Zeiten an den Himmel befestigt haben. Sie sind da, sind nicht zerstört und erstrahlen uns klarer und schöner als je, wenn wir auch seltener zu ihnen aufblicken können als früher. Kulturwerte aber, die nur zu erhalten sind, wenn sie in Watte gelegt werden, waren Literatenwerte von Anbeginn.

Digitized by Google

Der Russe.

Von Adolf Dirr, Kustos am Ethnographischen Museum in München.

„Grattez le Russe et vous trouverez le Tatare“ hat einmal jemand gesagt. Nichts ist ungerechter ... dem Russen gegenüber, wie auch dem Tataren. Der superkluge Ausspruch will augenscheinlich nur besagen, daß unter der dünnen europäischen Haut des Russen das asiatische Fleisch zum Vorschein kommt, jenes asiatische Fleisch, das Tataren-, Hunnen- und Mongolenseelen zur Hülle dient. Richtiger ist es zu sagen: Grattez le Russe et vous trouverez le Russe.

Denn er ist eine psychologische Individualität im vollen Sinne des Wortes. Er ist nicht Europäer und nicht Asiate; er ist Russe. Von jenem scheidet ihn seine mangelhafte Willensausbildung, von diesem trennt ihn die Fülle seines Gefühlslebens. Von beiden zugleich die Form seiner Intelligenz.

Unsere europäische Kultur ist geschaffen durch ein harmonisches Zusammenwirken von Intelligenz, Gefühl und Wille. Dieser Intelligenz verdanken wir den ungeheuren Vorrat an Wissen, den wir aufgestapelt haben, dieses Gefühl hat alles geschaffen, was wir an Kunst jeder Art besitzen, dieser Wille aber erst hat Intelligenz und Gefühl zum Sieg verholfen, denn ohne Willen sind Intelligenz und Gefühl machtlos, ohne ihn zur Untätigkeit verdammt, können sie nicht schaffen.

Der Russe, genauer der Großrusse, also das herrschende Volk im russischen Reiche — denn nur um dieses soll es sich hier handeln — hat sein reichlich Teil an Verstand und Gefühl bekommen; desto schlechter kam er bei der Verteilung der Willenskräfte weg. Gerade dieses Minus ist das, was dem eigentlichen Europäer beim Russen am frühesten auffällt. Der Russe kann nicht wollen. Auf jeden Fall hat der Willensakt zu viele Hindernisse zu überwinden, ehe er sich auslösen kann. Daher die langsamen Entschlüsse, wenn sie nicht im Voraus tot zur Welt kommen oder den günstigen Augenblick zur Geburt verpaßt haben. Daher das ewige Zuspätkommen des Russen, das Anschlußverpassen in jedem Sinne. Daher das gewohnheitsmäßige Verschieben auf eine, natürlich nie kommende, günstigere Gelegenheit, daher das Vertrösten auf eine bessere Zukunft. Es wird ihm schwer, einen Entschluß zu fassen, noch schwerer ihn zur Ausführung zu bringen, am schwersten dies sofort zu tun. Diese Scheu des Russen vor der Aktion, diese horreur de l'effort zeigt sich in den kleinsten Einzelheiten des täglichen Lebens, wie in den großen bestimmenden und leitenden Fragen. Sein ganzes Leben lang ist der Russe daran, sich zu entschließen, ent-

Digitized by Google

schließt sich aber nie. Die Konversationssprache selbst ist reich an Wendungen, die das Zögern, Hinhalten, Abwarten ausdrücken. Er zögert, er wartet ab, weil avós!, weil „vielleicht" etwas Unerwartetes, etwas Plötzliches eintritt, das ihn des Handelns enthebt. Gontscharow hat in seinem Oblomow eine psychologisch meisterhafte Schilderung dieser charakteristischen Inertie und Apathie gegeben. Oblomow ist ein Gutsbesitzer aus der Zeit der Leibeigenschaft, also ein Mensch, der absolut nichts zu tun hat, bei dem schon die Erziehung daraufhin berechnet war, aus ihm einen Nichtstuer zu machen. Nicht einmal die Liebe kann ihn seiner Apathie entreißen. Als Gegentyp hat ihm Gontscharow einen Deutschen beigegeben, Stolz, einen einfachen Geschäftsmann, aber einen Mann, bei dem der Wille im kleinsten sogar zur Tat wird[1]). Vom Namen des „Helden" dieses Romans ist das Wort abgeleitet, mit dem die russische Sprache die spezifisch russische Willensschwäche bezeichnet; es lautet Oblómowschtschina. Ein bekannter Kritiker hat einmal den Gedanken ausgesprochen, daß alle die Helden der russischen Literatur Oblomows seien, Onjegin so gut wie Petschorin und Rudin. In der Tat, man wird schwer enttäuscht, wenn man in der russischen Literatur nach einem positiven Typus sucht. Der russische Mensch ist sicher nicht der Hanswurst, als den ihn z. B. ein Tschechow hinstellt, noch das widerliche Wesen in Gorkis Schriften, aber nach einer Verherrlichung des Willensmenschen wird man vergebens spähen im russischen Schrifttum. Und ... was ist das Tolstoische Sich-dem-Übel-nicht-widersetzen schließlich anderes, als die zum Dogma, zur moralischen Richtschnur erhobene Oblomowschtschina?

Lichter wird dieses düstere Charakterbild, wenn man nach dem Gemütsleben des Russen forscht. Viel lichter. Am wohltuendsten berührt da die Freude des Russen am Menschen. Sicherlich ist das russische Volk dasjenige in Europa, bei dem die Sozialität am meisten entwickelt ist und sich am spontansten ausdrückt. Diese Freude am Menschen tritt am vornehmsten und auffälligsten auf in der vielgerühmten russischen Gastfreundschaft. Aber die ist eben nur eine der Formen, die die Befriedigung der russischen Sehnsucht nach dem Nicht-allein-Sein annimmt. Wie bei jedem schwachen, nicht auf das eigene Selbst gestellten Charakter. Wohlwollende Beurteiler nennen das die Weichheit des Russen. Sie wirkt wohltuend und sympathisch, solange sie sich zeigt als Entgegenkommen von Mensch

[1]) Etwas recht Bezeichnendes: Waliszewski sagt in seiner englisch geschriebenen „Geschichte der russischen Literatur" (S. 269) über Stolz: „... Gontscharow ... has set himself to call up an ideal figure, the personification of masculine energy. My readers will be surprised to find he has gone to Germany for this type, and yet more so that all he should have discovered there is a business man, active and hard-working." Wir Deutsche sind nicht „surprised", Herr Waliszewski!

Digitized by Google

zu Mensch, als Nachgeben, Mitleiden, Sichmitfreuen. Das tut sie beim feinen, vornehmen Typus des Russen. Sie wirkt aber ebensooft widerlich und abstoßend, sobald sie sich bei zahlreichen und gern gesuchten Gelegenheiten zeigt als das, was sie im Grunde ist: als Schwäche, Unfähigkeit zum Widerstand, zum Sichaufraffen, Sichbeherrschen. Das ist es beim andern Typus, dem unfeinen, vulgären. Am widerlichsten wirkt sie in den Fällen, wo gewisse Hemmungen ausgeschaltet sind, bei Trunkenheit zum Beispiel. Sie pflegt da das erste Stadium zu sein, ein weinerlicher, läppischer, teigiger Gemütszustand, wo man über sich und die andern flennt, sich bemitleidenswert vorkommt, sich auch bemitleidet und in dieser Verfassung eine Art Trost findet, ja eine Art Stolz über die Jämmerlichkeit, die man ist. Nie aber klagt man dabei sich selbst an; man sucht und findet Sündenböcke genug, auf die man die Verantwortung abwälzen kann: Regierung, Gesellschaft, Kirche, Schule. Dabei läßt sich's so schön weitertrinken bis zum zweiten Stadium, dem der Agressivität, der tollsten, wütendsten, wildesten Zerstörungslust, wo man mit Champagnerflaschen auf Spiegel feuert, Gläser und Teller zerbricht, Palmen köpft und seinen Übermut — gegen schwerstes Trinkgeld natürlich — an der Bedienung ausläßt.

Ebenso sympathisch wie seine Menschlichkeit dem Menschen gegenüber wirkt beim Russen eine gewisse Sinnigkeit und Gemütstiefe, Schwermut und Friedfertigkeit. Das sind die Eigenschaften, die bei ihm mehr als bei jedem andern Europäer ausgeprägt sind. Sie erleichtern und vertiefen den Verkehr mit ihm; sie rücken ihn besonders uns Deutschen näher. Sie bilden die Brücken, die vom deutschen Wesen zum russischen führen. Sie halfen mit an der Ausbildung der auch dem Russen nicht fehlenden Liebe zur Natur. Sie sind die stillen Mitarbeiter an den schönsten Seiten in der russischen Literatur. Sie sprechen aus dem russischen Volksliede wie aus Betonung und Rhythmus saftiger Bauernrede. Sie geben dem Russen oft den einzigen Inhalt. An ihnen kann einmal die Erziehung des Russen zum Europäer einsetzen.

Ein Rätsel ist es, wie solche Weichheit und Friedfertigkeit in ihr gerades Gegenteil umschlagen können. Aber es bedarf dazu anscheinend nur eines Reizmittels, das, wie der Alkohol, gewisse Hemmungen auszuschalten vermag, und an Stelle der Weichheit und Friedfertigkeit tritt blindwütende Angriffs- und Zerstörungslust. Was in Ostpreußen und Polen vorgeht, ist ein Beispiel dazu; andere liefert jede Bauernrevolte.

Es gibt eine Charaktereigenschaft, auf die der Russe äußerst stolz ist und die er allen andern Nationen glattweg abspricht; er nennt es seine schirókaja natúra — die breite Anlage seines Charakters. Sie läßt sich auf deutsch besser negativ definieren; sie ist die Abwesenheit jeder Kleinlichkeit.

Digitized by Google

Und man muß gestehen, sie wirkt groß. Bei vornehmen Naturen selbstverständlich, deren es so viele, viele im russischen Volke gibt. Die Großmut des vornehmen russischen Menschen, seine Freigebigkeit, seine Nachsicht gegenüber den Fehlern, Untugenden und Schwächen anderer, sein Prinzip zu leben und leben zu lassen, seine rasche Bereitheit zu Verzeihung und Versöhnung, sein Nichtnachtragen — all das macht seine schirokaja natura aus. Aber sie ist nichts als weitestes Gewissen, Nachlässigkeit, Gleichgültigkeit, Leichtsinn, Stumpfheit den elementarsten Forderungen der Moral gegenüber bei den unvornehmen und gemeinen Naturen. Sie ist da ein Mäntelchen, das man allem umhängt, was eben des Bedeckens bedarf. Mit keinem Begriff wird soviel jongliert als mit dem der schirokaja natura. Es ist ein beliebtes Kunststück, damit eines der verbreitetsten und gefährlichsten Laster im russischen Leben, die Korruption, ins Erklärliche und damit ins Verzeihliche umzuinterpretieren. Und doch ist gerade sie nichts weiter als das Mittel, dessen sich ein stark entwickelter Erwerbssinn bei Abwesenheit genügender Energie zur Verwirklichung seiner Absichten und Ziele bedient.

Die Intelligenz ist nicht gering. Der Russe ist vielseitig begabt. Allerdings ist seine Begabung eine mehr rezeptive, passive, was ja weiters nicht wunderlich ist bei der mehr passiven Veranlagung der ganzen russischen Seele. Gerade in intellektuellen Dingen offenbart sich die ganze Widerstandslosigkeit des Russen. Und der Mangel an Disziplin, der auch in seinem Gefühls- und Willensleben so unangenehm auffällt. Der Russe ist ein willenloses, kritikloses Opfer jeder intellektuellen Strömung, jeder philosophischen Modelehre, jeder gewagten Hypothese. Er ist ein Meister des Sophismus, ein Verächter der Logik. Jede Diskussion, ja fast jedes Gespräch mit einem Russen beweist das. Man wohne einer Zusammenkunft von Studenten bei, man lasse sich mit einem russischen Beamten in ein Gespräch über allgemeine Dinge ein, man öffne einen der umfangreichen russischen Romane der älteren Zeit (und so manchen der jüngsten) an einer beliebigen Stelle . . . nichts als Diskussion, Räsonnieren ins Leere, Uferlose hinein, mit den verfänglichsten logischen Mitteln. Wer aus der Logik die Paralogismen und Sophismen des „Lügners der Alten", des „Krokodilschlusses", des „Sophisma des Euathlus" kennt, der weiß, in welchen Bahnen sich solche Diskussionen bewegen können. Schon allein die beliebtesten Themen dieser Redereien zeigen, daß man endlos ins Blaue hineinschwätzen kann: satschäm jit? kak jit? Warum leben wir? Wie sollen wir leben? Überhaupt immer Probleme, auf die es keine Antwort gibt, Kinderfragen, die man in mythologischem Sinne beantwortet. Bei allem Materialismus im praktischen Leben ein ganz verschwommener, ungreifbarer Idealismus in geistigen Dingen. Unklare, unmögliche, nicht

Digitized by Google

realisierbare Ideale, die blind machen für die wirklichen, ausführbaren Aufgaben. Daher der russische Nihilismus — es ist alles nichts. Menschheit, Vaterland, Kunst, Religion, Wissenschaft — alles Schwindel. Wir bewegen uns in einem Kreise, der immer zum Anfang zurückführt; wir können nicht weg von seiner Peripherie. Und im Mittelpunkte steht das fürchterlichste Ungetüm, das es gibt, das Leben, und glotzt uns an aus feurigen, lähmenden Augen. Wie kommt man nun los vom Blick dieser fürchterlichen Augen? Wo soll man den eigenen hinrichten? Hinaus? Aber dort gähnt die Leere. Bleibt nur die eigene, liebe Persönlichkeit, und da richtet sich das Auge am leichtesten auf die Region zwischen Nabel und Knie. Aut Bacchus aut Venus ...

Der Russe altert früh. Er ist verbraucht zu einer Zeit, wo der Europäer noch im kräftigsten, energischsten Wirken steht. Schuld daran ist einerseits der geringe Vorrat an Energie, den der Russe mit ins Leben bringt, und andrerseits die Lebensweise. Spät aufstehen, einmal im Tage, am Nachmittag, so schwer essen, daß nichts mehr übrig bleibt als einen gründlichen Verdauungsschlaf zu tun, abends der Klub, der Krujok und endloses Kartenspielen, was bleibt da für Pflege des Geistes und des Körpers?

Schwachen Menschen fällt es immer schwer, sich unterzuordnen. Sie tun es gezwungen, aber sie hassen freiwillige Unterordnung. Allem gegenüber, was ihnen nicht aufgedrungen wird, bleiben sie deshalb aufsässig, störrisch. Sie geben sich damit die Illusion einer Charakterstärke, die sie nicht haben. Das ist auch die Ursache der russischen Disziplinlosigkeit. Mancher Leser wird hier den Kopf schütteln: Rußland, das Land des Terrors, der äußersten Reaktion und Disziplinlosigkeit! Jawohl, es ist so. An zwei Dinge darf der Russe nicht rühren, an die staatliche Ordnung und an die Religion. Im übrigen kann er tun und lassen, was er mag. Die allgemeine Schlottrigkeit verlangt keine Straffheit vom einzelnen. Der läßt sich darum gehen. Man sehe zu, wie der Russe geht und sitzt, wie er sich kleidet, wie er trinkt und ißt. Wirf, deutsche Hausfrau, einen prüfenden Blick in ein russisches Hauswesen! Sieh zu, was die Russin als Hausfrau und Mutter taugt. Du wirst sehen, daß Schlamperei der Grundzug des Ganzen ist. Aber sie gibt dir's zurück, sie wird dir sagen, daß du im günstigsten Falle eine Köchin bist. Außerdem ein willenloses Wesen, geknechtet von der Tyrannei deines Herrn und Gebieters. Und du, deutscher Junge, gehe in eine russische Schule und beneide deinen Kameraden um das viele, das er weniger zu lernen braucht als du, beneide ihn um die Laxheit des ganzen Betriebs. Und du, deutscher Student, wenn du zurückkommst vom Schlachtfeld, besuche eine russische Universität, wenn sie gerade nicht alle geschlossen sind, und lerne von deinem Kommilitonen, wie man mit der Studentenuniform den anständigen

Digitized by Google

Menschen auszieht und mit der Beamtenuniform den Tschinownik anzieht. Und du, deutscher Mann, laß dich vom Russen belehren, daß deine Pflichttreue weiter nichts ist als wahnsinnige Pedanterie. Und wenn ihr alles gesehen und gehört habt, was ihr sehen und hören wolltet, so sagt mir, was ist der Grund von alledem? Ist es nicht Schwäche, Indolenz, Apathie und daraus resultierende Disziplinlosigkeit? Aber, habt ihr auch bemerkt, wie leicht es sich dabei lebt? Trotzdem, daß fast jeder die Grenzen überschreitet, die ihm die Freiheit des Nebenmenschen zieht?

Es geht eine ungeheure Summe von Energie verloren bei dieser Disziplinlosigkeit. Denn ihre nächste Folge ist Unordnung. Überall, auf der Straße, in der Trambahn, im Konzertsaal, im Theater, auf der Eisenbahn, in der Verwaltung, im Heere, überall kann man bemerken, woran es fehlt. Und überall muß eine riesige Menge von Arbeit aufgewendet werden, um die Übelstände zu korrigieren, die sich bei etwas mehr Ordnung mit dem zehnten Teil der Arbeit hätten vermeiden lassen. Aber der russische Mensch würde es für durch nichts gerechtfertigte Schikane halten, wenn man von ihm Ordnung verlangte.

Darum fühlt er sich im Ausland auch nicht wohl. Am wenigsten in Deutschland. Er fühlt sich schikaniert, wenn er auf seinen Mitmenschen Rücksicht nehmen muß, wenn er also z. B. nach zehn Uhr abends nicht mehr musizieren soll, wenn er im Konzert und im Theater verschlossene Türen findet, falls er zu spät kommt, wenn er nicht zu zwanzig auf den Bahnsteig oder gar in den Wagen darf, um einen Abreisenden zu begleiten, wenn er Dienende nicht als Luft behandeln darf und was dergleichen liebenswürdige Gewohnheiten mehr sind. Unsere Eisenbahnen fahren ihm zu rasch, unsere Straßen sind ihm zu rein, unsere Ordnung macht ihn unsicher, unsere Disziplin ängstigt ihn. Es ist ihm am liebsten, wenn er so weiterwursteln kann, wie er's zu Hause gewohnt ist.

Es ist bei solcher Verfassung des einzelnen Menschen kein Wunder, wenn das ganze russische Leben etwas Ödes und Tristes an sich hat. Skútschno! Langweilig! Sie langweilen sich alle und immer. Kein zweites Wort hört man so häufig in Rußland. Die psycho-physische Veranlagung des russischen Menschen will das Unmögliche und Unerreichbare, Ideale, die in nebelgrauer Ferne liegen, aber so unbestimmte, daß keiner sie genauer definieren kann. Ein unklares Sehnen nach Unklarem, nach Dingen, die man nicht kennt. Und zur Erlangung des Erreichbaren fehlt es an Kraft, auch an Lust. Das Realisierbare ist nicht der Mühe wert. Resultat: skútschno!

Der Russe ist durchaus nicht blind für seine Fehler. Er gesteht sie meistens freimütig ein. Auch da kommt wieder scharf der Unterschied zwischen dem vornehm und dem gemein Denkenden zum Vorschein. Der Vornehme

Digitized by Google

behandelt die Fehler seiner Landsleute gütig, nachsichtig, mit einem gewissen Humor der Verzweiflung, der Gemeine giftig, verbissen, indem er die Schuld andern zuschiebt. Die Sprache hat ein Wort dafür geprägt, ein Wort, so giftig, so gemein, so niederträchtig, daß es den besseren Elementen im Volke die Schamröte ins Gesicht treibt: samooplevánie — Selbstbespuckung. Das Wort erschöpft seinen Inhalt, es braucht nicht weiter erläutert zu werden. Für jeden Menschen ist auch das charakteristisch, was er von andern denkt. Im vorliegenden Falle also, was der Russe vom Nichtrussen denkt. Da interessiert uns vor allem natürlich sein Urteil über Deutschland. Daß dieses Urteil bei einem großen Teil der Russen total verschroben ist, darf bei der ungeheuerlich gemeinen Preßfehde seit langen Jahren gegen unser Volk nicht wundernehmen. Wir sind ihnen die Ausbeuter, wir sind daran schuld, daß Rußland nicht vorwärts kommt, wir sind die Parasiten, wir sind der Fluch Rußlands, wir sind die Verräter. Die deutsche Industrie läßt die russische nicht aufkommen, der deutsche Kolonist überwuchert den russischen Bauern. Der deutsche Beamte nimmt dem russischen das Brot, der deutsche Gelehrte schnappt dem russischen das Forschungsgebiet weg. Der deutsch-baltische Offizier ist an den Niederlagen in der Mandschurei und in Polen schuld. Der deutsche Gewerbetreibende hält seine Arbeitsmethoden geheim, damit der russische nichts davon lernen kann. Der deutsche Diplomat ist das einzige Hindernis der russischen Expansion. Deutschland hat Rußland in das japanische Abenteuer gejagt, Deutschland den jetzigen Krieg heraufbeschworen. Das alles kann man in der Presse lesen, von einem beliebigen Bekannten hören. Tatsache ist, daß Rußland voller Deutschen steckt. Überall da, wo es auf Können und Wissen ankommt, auf genügende Vorbildung und getreue Erfüllung der Pflicht. Tatsache ist auch, daß Rußland noch auf lange, lange Jahre hinaus den Bedarf an Beamten, Wissenschaftlern, Apothekern, Militärs, Lehrern, Technikern, Landwirten nicht aus eigenem Material wird decken können. Der Russe ist nun einmal kein guter Nachahmer, kein guter Lehrling. Ich habe bittere Klagen gehört von deutschen Handwerksmeistern über russische Lehrlinge. Der russische Bauer hungert auf demselben Boden, auf dem der deutsche Kolonist wohlhabend wird. Man geht am liebsten zum deutschen Apotheker, weil man weiß, daß bei ihm keine in solchen Dingen verhängnisvolle Versehen vorkommen. An den Mittelschulen wirken im fremdsprachlichen Unterricht fast ausschließlich Ausländer — an der Militärschule in Tiflis z. B. waren bis zum letzten Jahre lauter Deutsche, die Englisch (!) lehrten. An den wissenschaftlichen Instituten wirken Deutsche als Bibliothekare, Konservatoren, Präparatoren. Der Russe, der Deutschland aus eigener Anschauung kennt, ist auch nicht gerade unser Freund. Die Macht und Größe

Digitized by Google

Deutſchlands, die Ordnung, die Arbeitsfreudigkeit, das Können und Wiſſen des Deutſchen imponiert ihm. Aber er ſieht darin gewöhnlich nur eine Gefahr für ſein eigenes Land. Sein Inſtinkt ſagt ihm, wie groß der Abſtand iſt zwiſchen ſeinem Lande und dem unſern, ſeinem und unſerm Volke. Iſt er ein feiner Menſch, ſo tröſtet er ſich mit dem beliebten „dogónim“, — wir werden euch einholen (ſelbſt tut er nichts dazu); iſt er kein feiner Menſch, ſo interpretiert er das Geſchehene um — Sklavenreſſentiment. Die Sklaven aber ſieht er in uns.

Genug davon. Es iſt ein düſteres Bild, das ich aufrollen mußte. Es iſt wirklich nicht meine Schuld, wenn es nicht heller wurde. Ich kann ruhigen Gewiſſens mein Wort geben, daß ich keinen Haß gegen den Ruſſen als Individuum hege. Ich bin mit den Leuten faſt immer vorzüglich ausgekommen. Ohne mein beſonderes Dazutun; es iſt kein Verdienſt dabei, mit dem Ruſſen gut auszukommen, er erleichtert einem das nach Kräften. Aber niemand kann ein lichtes Bild malen, wenn ihm nur dunkle Töne ins Auge fallen. Das meine iſt lichter als ſo manches von Ruſſen ſelbſt gepinſelte.

Wir Deutſche haben die Manie, alles zu erklären. So ſoll wohl auch der ruſſiſche Volkscharakter nach ſeinen Urſachen erklärt werden. Es gibt Leute, die die Pſyche eines Volkes aus den geographiſchen Bedingungen erklären wollen, in denen es lebt. Solche Leute reden dann von der großen Melancholie der ruſſiſchen Steppe, die dem Ruſſen ſeine Sinnigkeit und Gemütstiefe, ſeine Schwermut, ſeine Friedfertigkeit und Schweigſamkeit, ſeinen in Verſchwommenheit übergehenden Tiefſinn gegeben hat. Es gibt andere, die alles aus der Geſchichte eines Volkes erklären; ſie führen als bildende Faktoren des ruſſiſchen Volkscharakters das byzantiniſche Erbe, das tatariſche und mongoliſche Joch, die Tyrannei der regierenden Klaſſen an. Dem iſt zu entgegnen, daß kein anthropologiſcher und ethniſcher Unterſchied beſteht zwiſchen Regierenden und Regierten; daß alſo dasſelbe Volk, das unter dem Joche ſeufzt, ſich dieſes auch ſelbſt auferlegt hat. Ein jedes Volk hat die Regierung, die es verdient, wie jeder ſeines Glückes Schmied iſt. Das Glück iſt doch nicht daran ſchuld, wenn der Schmied zu ſchwache Muskeln hat? Ich perſönlich halte die ruſſiſche Pſyche für das Reſultat einer unglücklichen Raſſen-, alſo Temperament-, Charaktermiſchung. Ein Element unzweifelhaft guter, europäiſcher archimorpher Provenienz hat ſich mit einer uralten, eingeſeſſenen, protomorphen, ainu- und weddaähnlichen Raſſe vermiſcht, und dazu kam noch eine Doſis mongoliſchen und tatariſchen Blutes. Das Heil für Rußland ſehe ich in der Entmiſchung, im allmählichen Ausmerzen dieſer wenig kulturfähigen, eher geradezu kulturfeindlichen Elemente. Bis dahin aber bleibt das ruſſiſche Leben Chaos. Es wird weiter alles im Sande verlaufen, das Willens-, Gemüts- und Verſtandesleben.

Digitized by Google

Russische Angriffe und Anschläge auf Deutschland vor Nikolaus II.

Von Theodor Schiemann,
Professor der Geschichte an der Universität Berlin.

Der Prozeß der Zertrümmerung des heiligen römischen Reiches deutscher Nation begann im 15. Jahrhundert, erreichte einen ersten Höhepunkt um die Mitte des 16., im 17. den zweiten und fand seinen Abschluß in den napoleonischen Kriegen.

Das Symptom des Niederganges war die Schlacht bei Tannenberg und die beiden Friedensschlüsse von Thorn bekräftigten ihn mit Brief und Siegel; im 16. Jahrhundert war es die Anerkennung der polnischen Oberherrlichkeit durch Herzog Albrecht von Brandenburg und ein Menschenalter danach der Zusammenbruch des Deutschen Ordens in Livland, dem der Verlust der drei Bistümer im Westen parallel ging. Das 17. Jahrhundert brachte uns die Schrecken des dreißigjährigen Krieges und die Gefangenschaft unserer großen Ströme, aber es brachte uns auch den echten Ruhm, der die Taten des großen Kurfürsten krönte, und damit das Aufsteigen des leuchtenden preußischen Sternes am Horizont. Mit Friedrich dem Großen, dessen Geschichte in kleineren Verhältnissen der Weltkrisis der Gegenwart entsprach, ward die Zukunft der deutschen Nation auf neuer Grundlage gesichert, und wenn auf Friedrich wiederum eine Periode abwärtsgehender Entwicklung folgte und schließlich vor dem Ansturm des napoleonischen Genius das Reich und mit ihm Preußen zusammenbrach, ist doch trotz allem weder der Geist der fridericianischen Epoche noch die wundervolle Erhebung der Freiheitskriege unserem Volke verloren gegangen. Dieser Geist rang sich durch all die Misere, die auf den Wiener Congreß folgte, durch. Die Einigung Deutschlands unter dem alten Kaiser und seinen Paladinen wurde erst durch ihn möglich, und ebenso ruht auf diesen Zusammenhängen die Kraft, mit der heute Deutschland gegen eine feindliche Welt um den Sieg ringt, der ihm ohne allen Zweifel zufallen wird.

Wir schicken diese kurzen Bemerkungen voraus, um etwas eingehender bei der Geschichte unserer Beziehungen zu Rußland zu verweilen. Denn darüber soll man sich nicht täuschen: Sobald man in die Zukunft hinausblickt, ergibt sich, daß der Nachbar im Osten unser gefährlichster Gegner ist, derjenige mit dem wir, wie immer die Verhältnisse sich gestalten mögen, als mit einem mißgünstigen und unversöhnlichen Gegner zu rechnen haben werden. Die Zeit da Frankreich dieser Gegner war, liegt bereits hinter uns. Es wird sich niemals von diesem Kriege soweit erholen können, daß

Digitized by Google

es seine frühere Machtstellung wieder gewinnt, und es hat ihn nur führen können, weil es sich mit der halben Welt gegen uns verbündet hat. Dasselbe gilt von England, das für sich allein, trotz der numerischen Überlegenheit seiner Kriegsmarine, einem Kriege mit Deutschland selbst an Frankreichs Seite nicht gewachsen wäre, und das, wenn es einmal von uns niedergerungen ist, keine Aussicht hat, sich aus eigener Kraft wieder zu erheben. Mit Rußland liegt es anders. Nicht etwa so, daß wir keine wohlbegründete Hoffnung hätten, seine Streitkräfte nebst denen Frankreichs und seiner Bundesgenossen bis zur entscheidenden Niederlage zu schlagen, im Gegenteil, wir zweifeln keinen Augenblick daran, dieses Ziel zu erreichen. Aber Rußland bleibt uns als ein gefährlicher Nachbar an der Seite. Sein Menschenzuwachs wird die Verluste dieses Krieges bald ersetzen und nach Jahr und Tag werden wir, falls es die Ziele seiner ehrgeizigen Politik nicht aufgibt, von neuem mit ihm die Waffen kreuzen müssen, um einen endgültigen Abschluß zu erzwingen.

Welches sind nun diese Ziele der russischen Politik und worauf gründet sich der Gegensatz, den wir als unversöhnlich bezeichnen mußten?

Der geschichtliche Verlauf zeigt uns Rußland und Preußen (denn nur diese Seite der Frage, nicht die österreichische wollen wir verfolgen,) zeitweilig in enger Bundesgenossenschaft, nur selten im Kriege einander gegenüberstehend, stets aber in einer Rivalität, die gelegentlich überaus scharfe Formen annimmt.

Ich erinnere nur beiläufig daran, daß die Scharen, die 1410 bei Tannenberg dem deutschen Boden den tödlichen Schlag beibrachten, von dem er sich nicht mehr erholen sollte, zum größeren Teil Russen, wenngleich unter polnischer und littauischer Führung waren. Schon mehr wollte es sagen, daß der 58jährige Krieg, den Rußland unter Iwan dem Schrecklichen und seinen nächsten Nachfolgern um Livland, die alte Kolonie Deutschlands an der Ostseeküste, führte, zwar Rußland den erstrebten Zugang an das abendländische Meer nicht brachte, aber für das Deutsche Reich den dauernden Verlust dieser Kolonie zur Folge hatte. An dem neuen Besitz erwuchs mit dem Dominium maris Baltici die schwedische Großmacht, deren Bekämpfung nun fortan ein gemeinsames Ziel der Brandenburg-preußischen und der russischen Staats- und Kriegskunst wurde. Als der Große Kurfürst die Schlacht bei Warschau schlug und in kunstvoller Politik zwischen Schweden und Polen sich die Anerkennung des unabhängigen Besitzes von Preußen zu sichern verstand, war er im Bündnis mit dem Vater Peter des Großen, dem Zaren Alexej Michailowitsch, der 1656 vom September bis in den Oktober hinein vergeblich bemüht war, den Schweden Riga zu entreißen. Was ihm nicht glückte, gelang seinem Sohn, und

Digitized by Google

dieser erst ist es gewesen, durch den Rußland eine Gefahr für Europa, namentlich aber für Preußen wurde.

Peters Ehrgeiz ist erst allmählich auf das Ziel gerichtet worden, dessen Erreichung ihm den Namen des Großen gesichert hat. Sein Ehrgeiz ging ursprünglich dahin, die Türken aus der Krim und aus ihren Stützpunkten in den südrussischen, damals zu nicht geringem Teil noch von den Polen beherrschten Steppen zu verjagen. Die Ausführung dieses Planes scheiterte aus den allbekannten Ursachen, die den Ehrgeiz des Zaren auf das gegen Schweden gerichtete Unternehmen ablenkten, und führte, auch als der orientalische Plan im Zusammenhang mit dem nordischen Kriege wieder aufgenommen wurde, nicht zu einem Erfolge.

Wohl aber ist das volle Programm der bis zum heutigen Tage verfolgten Balkanpolitik Rußlands schon von Peter und danach von den Kaiserinnen Anna und Katharina II. formuliert worden; es fehlt dabei weder die Vertreibung der Türken aus Konstantinopel, noch die Vasallenschaft der Donaufürstentümer und die „Befreiung der Slaven", noch endlich der Anspruch auf ein Protektorat über die heiligen Stätten und die griechischen Christen des Orients. Im Norden gingen die Pläne Peters ursprünglich über die Erwerbung der Newamündung nicht hinaus. Erst die unsinnige Politik Karl XII., der nach der Niederlage, die er den Russen bei Narwa beigebracht hatte, die große Stellung Schwedens am Baltischen Meer fast ganz aus den Augen verloren zu haben schien, gab seinem Ehrgeiz neue Schwingen. Aber bis zur Niederlage der Schweden bei Poltawa hat er an die Möglichkeit nicht gedacht, ihr Erbe an der Ostsee anzutreten. Er begnügte sich, das Land recht gründlich zu verwüsten und die Bevölkerung nach Rußland in harte Gefangenschaft zu führen. Erst 1710 schlägt er eine neue Methode ein, er verhandelt und gewinnt Reval und Riga durch Kapitulationen, die er mit den deutschgebliebenen Ständen Estlands und Livlands abschloß. Aber noch 1714 ging sein Ehrgeiz (so weit wenigstens als er sich zu ihm zu bekennen wagte) nicht über die Erwerbung von Karelien, Ingermanland und Estland hinaus. Dafür daß König Friedrich Wilhelm I. ihm diese Territorien garantierte, versprach er seinerseits die Erwerbung von Stettin und Pommern bis zur Pene für Preußen zur Bedingung seines künftigen Friedensschlusses mit Schweden zu machen. Daß es ihm schließlich gelang, 1721 im Frieden von Nyastatt auch Livland zu erwerben, lag an den überaus verwickelten Verhältnissen der damaligen Weltlage, auf die hier nicht näher eingegangen werden kann. Es ist aber von großer Wichtigkeit, daß Peter schon lange vorher darauf hingearbeitet hatte, durch ein System von Heiratsallianzen Ansprüche Rußlands auf die südlich und westlich gelegenen Küsten der Ostsee vorzubereiten. Der erste

Digitized by Google

Schritt nach dieſer Richtung war die Vermählung ſeiner Nichte Anna Iwanowna, der ſpäteren Kaiſerin, mit dem jungen Herzog Friedrich Wilhelm von Kurland im November 1710. Wenige Monate darnach ſtarb Friedrich Wilhelm und Anna bezog ihren Witwenſitz in Kurland, das fortan unter ruſſiſchem Einfluß blieb bis zur Annektion des Herzogtums im Jahre 1795.

Im Jahre 1711 hat danach Peter ſeinen Sohn und mutmaßlichen Erben, Alexei Petrowitſch, mit einer braunſchweigiſchen Prinzeſſin, der unglücklichen Charlotte, verheiratet, 1714 endlich gab er ſeine zweite Nichte Katharina Iwanowna dem Herzoge Karl Leopold von Mecklenburg. Die Tochter aus dieſer Ehe, Anna, ward mit dem Herzoge Anton Ulrich von Braunſchweig vermählt und iſt wenige Monate Regentin von Rußland für ihren Sohn, den Kaiſer Iwan Antonowitſch geweſen, der im Gefängnis 1764 ermordet wurde. Nun hatte Peter noch zwei Töchter, die ihm ſeine Frau in die Ehe mitgebracht hatte, Anna, die 1725 den Herzog Karl Friedrich von Holſtein-Gottorp zum Manne erhielt und die die Stammmutter des jetzt regierenden Kaiſerhauſes wurde, und Eliſabeth, die, nachdem Verhandlungen geſcheitert waren, die ſie Ludwig XV. oder dem ſpäteren Könige Friedrich dem Großen verbinden wollten, heimlich dem ſchönen Koſaken Raſum angetraut wurde.

Auf Erbanſprüche in Holſtein verzichtete erſt Kaiſer Peter III., aber Rußland hat noch unter dem Kaiſer Nikolaus I. ſehr nachdrücklich ſein Intereſſe an dem ſchleswig-holſteinſchen Problem geltend gemacht. Jedenfalls hat dieſe petriniſche Eroberungs- und Heiratspolitik, neben dem kompakten Territorialerwerb, der von Petersburg bis Nimmerſatt reichte, zu einem politiſchen Einfluß Rußlands geführt, der in Holſtein ſeine weſtlichſte Grenze fand und noch dadurch an Bedeutung gewann, daß ihm jene Politik der Zerſetzung Polens parallel ging, die zu einer direkten Nachbarſchaft mit Preußen führen mußte. Es darf dabei nicht unerwähnt bleiben, daß ſowohl Peter der Große wie ſpäter die Kaiſerinnen Anna und Eliſabeth bemüht geweſen ſind, auch in Pommern Fuß zu faſſen.

Einen wirklichen Krieg hat aber Rußland nur einmal, unter Eliſabeth, gegen Preußen geführt. Das Eingreifen dieſer Tochter Peter des Großen in den ſiebenjährigen Krieg war bekanntlich ein Akt perſönlicher Rache. Sie hatte ihre verletzte Eitelkeit an dem Manne zu rächen, dem die Mutter ſie zur Gemahlin beſtimmt hatte, nicht wegen des vereitelten Heiratsprojekts, ſondern infolge ihr gefliſſentlich zugetragener abfälliger Äußerungen König Friedrichs, die ihr von ihrem Kanzler Beſtuſchew, dem damals faſt allmächtigen Schwiegervater ihres von Raſumowski gewonnenen Sohns, ſyſtematiſch zugetragen wurden und, wie wir wiſſen, zu nicht geringem

Digitized by Google

Teil wohlberechnete Fälschungen waren. Schon seit 1750 (Nov.) brach infolge dieser Verleumdungspolitik der diplomatische Verkehr zwischen Petersburg und Berlin ab und seither war die russische Politik Bundesgenossin jeder gegen Preußen gerichteten Kombination.

Es ist hier nicht der Ort, die Genesis der Verschwörung vorzulegen, die Friedrich den Großen nötigte, den Krieg auf sich zu nehmen, der ihm durch sieben lange Jahre ewigen Ruhm und unendliches Leid brachte. Er ist von keiner Seite mit größerem persönlichem Haß geführt worden als von der Kaiserin von Rußland. In ihrer „mütterlichen Fürsorge um den Ruhm ihres Reiches, sein gegenwärtiges Glück und zukünftiges Gedeihen" beauftragte sie die „Konferenz beim kaiserlichen Hofe" „in ihrer Weisheit" „einen allgemeinen staatsmännischen und systematischen Plan festzustellen", damit der König von Preußen verhindert werde, „neuen Ruhm zu erwerben und damit seine Kräfte auf ein so bescheidenes Maß zurückgeführt würden, daß er für Rußland in Zukunft ungefährlich werde." Das war die offizielle Formulierung des Kriegszieles! Um dieses Ziel zu erreichen, wurde ursprünglich geplant, Österreich durch Schlesien und Polen durch das königliche Preußen zu vergrößern, wofür dann Rußland als Kompensation das polnische Lehensherzogtum Kurland und eine Grenzregulierung erhalten wollte, die eine Verbindung „der Kommerzien des Baltischen Meeres mit dem Schwarzen Meere zu bringen" und dadurch den levantischen Handel nach Rußland zu leiten bestimmt war. Diese Pläne sind dann im Lauf des Krieges modifiziert worden. Zugeständnisse an Polen erwiesen sich als überflüssig und damit wurde auch der Gedanke von Vergrößerungen auf Kosten der Republik aufgeschoben, dagegen fielen Ostpreußen und schließlich auch Hinterpommern in russische Hände und die Kaiserin war fest entschlossen, Ostpreußen nicht fahren zu lassen. Schon Apraxin hat, als er in Stallupönen einrückte, der Kaiserin dort huldigen lassen, und später haben seine Nachfolger in dem gesamten von den Russen okkupierten Gebiet die gleiche Anerkennung der russischen Herrschaft gefordert und erhalten. Als dann der Tod Elisabeths die große Wandlung herbeiführte, die aus dem russischen Gegner einen Bundesgenossen Preußens machte, hat Friedrich der Große die Ansprüche garantieren müssen, die Kaiser Peter III. auf Schleswig erhob. Das hätte gefährliche Möglichkeiten für die Zukunft eröffnet, wenn nicht nach der Ermordung Peters Katharina II. für ihren Sohn, den Großfürsten Paul, auf Schleswig verzichtet und den großfürstlichen Anteil von Holstein gegen die Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst eingetauscht hätte. Sie sind dann auf die jüngere Gottorpische Linie übertragen worden und so dem Reich erhalten geblieben.

Digitized by Google

Die Friedensperiode, die nunmehr folgte, ist dadurch merkwürdig geworden, daß in dieser Zeit die Heiratsallianzen geschlossen worden sind, die den russischen Einfluß gleichsam zu einer selbstverständlichen und natürlichen Tatsache auf dem Boden des Deutschen Reiches machten. Sie führten ihn zunächst nach Württemberg und Baden und zeitweilig konnte es scheinen, als würde auch Österreich durch verwandtschaftliche Bande an Rußland geknüpft werden; aber der Tod der Großfürstin Alexandra Pawlowna und das Scheitern der Pläne der Großfürstin Katharina Pawlowna, die gern den Kaiser Franz geheiratet hätte, löste diese Verbindung, die Ehen der übrigen Kinder des Kaisers Paul führten den russischen Einfluß nach Koburg, Weimar, Mecklenburg-Schwerin und in die Niederlande, um schließlich durch die politisch bedeutsamste dieser Heiraten gekrönt zu werden, durch die Ehe des späteren Kaisers Nikolaus I. mit der Prinzessin Charlotte von Preußen. Es war mit geringen Unterbrechungen fast das ganze protestantische Deutschland, das so in den Bereich der russischen Interessen gezogen wurde. Daß diese und nicht die deutschen dadurch gewannen, ergab sich aus dem auch in der Politik geltenden Gesetz der Anziehung der kleineren Körper durch die größeren und schwereren. Wo es zu einem Gegensatz zwischen den Interessen der deutschen Verwandten und denen Rußlands kam, haben naturgemäß stets die letzteren überwogen.

Der erste ernstere Konflikt mit dem damals noch nicht verwandten Preußen, das aber durch ein schwärmerisches Freundschaftsverhältnis zwischen Alexander I. und Friedrich Wilhelm III. an Rußland geknüpft war, fällt in das Jahr 1805. Der Kaiser hatte sich bereit gefunden, auf den Rat seines Ministers des Auswärtigen und damaligen Freundes, des Fürsten Adam Czartoryski, der dritten gegen Frankreich gerichteten Koalition eine Wendung zu geben, die sie notwendig in Gegensatz zu dem politischen System Friedrich Wilhelms bringen mußte. Dieses System verlangte gute Beziehungen Preußens zu Frankreich und zu Rußland und hätte in einer preußisch-französisch-russischen Allianz seine Krönung gefunden, was freilich auf ganz falsche Voraussetzungen über die Ziele Napoleons sowohl als Alexanders beruhte. Keiner von beiden wünschte den Traum dieser Tripelallianz verwirklicht, wohl aber hätte jeder von ihnen Preußen gern zum Bundesgenossen gehabt. Friedrich Wilhelm aber war entschlossen, unter allen Umständen seine Neutralität zu behaupten. Czartoryski gab nun dem Kaiser den Gedanken ein, den König militärisch zu umstellen, danach kategorisch seinen Anschluß an die Koalition zu fordern und wenn er, wie vorauszusehen war, entrüstet ablehne, Gewalt zu brauchen. Alexander sollte sich zum König von Polen proklamieren, von der Pilica aus mit 100000 Mann in Preußen einmarschieren und alles Land bis zur Mündung der

Digitized by Google

Weichsel annektieren, unterstützt durch eine schwedisch-russische Armee, die inzwischen in Pommern — das von jeher den Russen als günstiger Ausgangspunkt für einen Angriff galt — konzentriert war. Die Zustimmung Österreichs glaubte Alexander bestimmt durch Preisgebung Schlesiens an den alten Rivalen Preußens zu gewinnen. Das alles steht urkundlich fest. Daß dieser Plan nicht ausgeführt wurde, obgleich Friedrich Wilhelm dabei blieb, den russischen Truppen den geforderten Durchmarsch durch seine Territorien und den Anschluß an die Koalition zu verweigern, lag daran, daß Alexander im letzten Augenblick unsicher wurde und dem Könige durch den Fürsten Dolgorukij mitteilen ließ, daß er den Vormarsch seiner Truppen angehalten habe und ihn um eine persönliche Zusammenkunft bitte. Bevor Dolgorukij zu Alexander zurückgekehrt war, erfuhr man aber in Berlin von der Verletzung preußischen Gebiets durch den Einmarsch der französischen Truppen in Ansbach. Die Entrüstung Friedrich Wilhelms wandte sich nun gegen Napoleon; die Zusammenkunft, die Alexander erbeten hatte, wurde genehmigt und am 4. November 1805 jene Potsdamer Konvention unterzeichnet, deren Folgen so verhängnisvoll für Preußen werden sollten. Wie sie den König schließlich in die Schmach von Tilsit führt, braucht nicht erzählt zu werden, aber es ist doch nützlich, daran zu erinnern, daß Czartoryski noch 1806 in einer an den Kaiser gerichteten Denkschrift seine Gedanken sehr prägnant folgendermaßen zusammenfaßt: „Wir mußten den Besitz des Niemen und der Weichsel wünschen. Diese Erwerbungen sind uns so unerläßlich und liegen uns so zur Hand, daß wir schon mehrfach unsere Blicke darauf gerichtet haben und daß sie früher oder später einmal uns zuteil werden müssen." Als in Tilsit die Möglichkeit an Alexander herantrat, das hier vorgezeichnete Ziel zu erreichen, wenn er sich dazu verstand, Schlesien den Franzosen zu überlassen, hat er den Entschluß dazu nicht finden können. In Rußland bedauert man es noch heute. „Leider", bemerkt der neueste Biograph Alexanders I., der Großfürst Nikolai Michailowitsch[1]), „wünschte Kaiser Alexander nicht die ihm von Napoleon angetragenen polnischen Gebiete bis Niemen und Weichsel zu erwerben." Als dann nach dem Bruch zwischen Napoleon und Alexander und der Zertrümmerung der französischen Armee während ihres Rückzuges aus Moskau York seine berühmte Konvention abschloß, begann — wie der großfürstliche Historiker sagt — „die für die russischen Interessen völlig unnötige Befreiung Deutschlands vom Joch Napoleons". Es ist die Auffassung, die damals der russische Oberkommandierende Fürst Kutusow vertrat, dessen Rat dahin ging, an dem Niemen stehen zu bleiben. Wie er dachte auch der einflußreiche Vorläufer der Slavophilen, der Admiral

[1]) Kaiser Alexander I., Versuch einer historischen Untersuchung. Petersburg 1912.

Digitized by Google

Schiſchkow, und mit ihnen was an „echtruſſiſchen Leuten“ in der Umgebung des Kaiſers war. Daß die ruſſiſchen Streitkräfte an der Seite Preußens bis zum Abſchluß des großen Kampfes ausharrten, iſt ein perſönliches Verdienſt des Kaiſers Alexander I., das ruſſiſche Volk hat nichts damit zu ſchaffen, aber die überſtrömende Dankbarkeit Deutſchlands galt auch ihm. In Preußen kam noch ein neues Gefühlsmoment dieſer Strömung entgegen, als Friedrich Wilhelm ſeine älteſte Tochter, die Prinzeſſin Charlotte dem ſchönen Bruder des Zaren, dem Großfürſten Nikolai Pawlowitſch, dem ſpäteren Kaiſer, vermählte. Auf dieſe Ehe, der alle heute lebenden Mitglieder des ruſſiſchen Kaiſerhauſes entſtammen, gehen die engen verwandtſchaftlichen Beziehungen zwiſchen dem preußiſchen Königshauſe und den ruſſiſchen Herrſchern zurück, die als politiſche Realitäten bis in die Tage Alexander III. hinein ſich überaus wirkſam erweiſen ſollten. Auch in den Armeen beider Reiche hat ſich ein Kameradſchaftsgefühl etwa bis 1870 behauptet, und faſt ebenſolange ward die Tradition einer deutſch-ruſſiſchen Freundſchaft als normales Verhältnis der gegenſeitigen Beziehungen durch die Diplomatie in Petersburg wie in Berlin vertreten. Das Verhältnis von Volk zu Volk trug einen weſentlich anderen Charakter. In Rußland kam die Gedanken- und Empfindungswelt des Volkes überhaupt nicht zur Geltung, in Deutſchland dagegen gab man dem ruſſiſchen Einfluß nicht mit Unrecht Schuld an der reaktionären Politik, die ſeit etwa 1818 ſich, je länger je mehr, in den inneren Verhältniſſen des Staates fühlbar machte.

Die politiſche Dankesſchuld zahlte Preußen durch Mufflings Vermittlung im erſten Türkenkriege Nikolais und durch die Haltung ab, welche es in der polniſchen Revolution der Jahre 1830/31 einnahm. Vornehmlich Preußen hatte es Paskewitſch zu danken, daß es ihm ſchließlich glückte, Warſchau zu bewältigen und dadurch Polen, das der Kaiſer Nikolaus bereits zum größeren Teil ſeinen preußiſchen und öſterreichiſchen Nachbarn zu überlaſſen dachte, dem ruſſiſchen Reich zu erhalten. Es war aber dieſer Dienſt um ſo höher anzuſchlagen, als Nikolai, unmittelbar vor Ausbruch der polniſchen Revolution, ähnlich wie Alexander im Jahre 1805, entſchloſſen war, Preußen einen Krieg gegen Frankreich und Belgien aufzunötigen, den weder der König noch das preußiſche Volk auf ſich nehmen wollten. Ganz unleidlich wurde das herriſche Eingreifen Rußlands in die innere und äußere Politik Preußens und Deutſchlands während der Kriſis, welche die Revolution des Jahres 1848 brachte. Weil der Zar der Überzeugung war, daß jede Minderung der abſoluten Gewalt für Rußland eine Gefahr bedeute, war er entſchloſſen, auch in ſeiner Nachbarſchaft nicht Verfaſſungsformen aufkommen zu laſſen. Die ſchüchternen Pläne Friedrich Wilhelm IV.

Digitized by Google

erschienen ihm schon in ihren Anfängen unerträglich. Er fürchtete, daß von ihnen eine politische Auffassung ausgehen könne, und vollends unerträglich erschien ihm der „unsinnige Gedanke" eines „einigen Deutschland", wie er von den idealistischen Patrioten des Frankfurter Parlaments und, wenngleich in wunderlichen Formen, von seinem Schwager auf dem preußischen Königsthrone vertreten worden ist. In diesem Zusammenhange reifte ihm der Plan, das absolute Königtum in Preußen gewaltsam wieder aufzurichten. Wir besitzen zwei noch nicht veröffentlichte Kriegspläne Nikolais gegen Preußen, undatiert aus dem Jahre 1848, und vom Feldmarschall Paskewitsch „Erwägungen für den Fall eines Krieges mit Preußen und Österreich", d. d. Warschau 1848, Juli 4[1]).

Der erste Entwurf Nikolais, den ich noch in den März 1848 verlege, ging darauf aus, Ostpreußen bis zur Weichsel zu besetzen. „Ich glaube, schrieb der Kaiser, daß sich das recht gut ausführen läßt, wenn man dazu das I. und II. Korps bestimmt und dem III. und einem Teil des IV. die Besetzung Polens und die Beobachtung Galiziens überläßt. Das II. Korps müßte längs dem rechten Ufer der Weichsel hinabziehen, Thorn und Graudenz beobachten, während das I. in die preußischen Grenzen von Augustowo her einrücken und Lötzen rechts lassend, auf Gutstadt und Braunsberg vorgehen würde. Das I. preußische Korps wird sich entweder unserem Einmarsch widersetzen oder, mit den jetzigen Zuständen unzufrieden, darauf eingehen, passiv zu bleiben und ähnliche Stipulationen abzuschließen wie 1813. Aber weder das eine noch das andere darf unser Vorgehen aufhalten. Wir rücken nicht als Feinde, sondern als ehemalige Freunde ein. Kämpfen werden wir nur mit denen, die es wagen sollten, sich uns zu widersetzen. Das I. Korps wird den Widerstand vernichten, oder bei freundlicher Anfnahme gegen Elbing und Danzig vorrücken. Ist die Weichsel erreicht, so bleiben wir stehen, gleichzeitig rücken die Grenadiere und die Garde zu Niemen und Narew vor und bilden eine starke Reserve. Die Reservetruppen werden Littauen und Kurland besetzen. Die Kosakenregimenter vereinigen sich mit der Armee. Dann beginnt die zweite Periode. Für diese zweite Periode faßt der Zar die Möglichkeit ins Auge, daß sich ganz Deutschland gegen ihn mit Preußen verbünden könnte. Er will sich dann, durch die Besetzung der Weichsellinie wesentlich gestärkt, defensiv verhalten, wobei ihm die Möglichkeit vorschwebt, daß Thorn, Graudenz und Danzig ihm ihre Thore öffnen." „Was dann die Folge sein wird — so schließt er — läßt sich nicht vorhersagen."

Der zweite Kriegsplan des Kaisers muß im Mai geschrieben sein und

[1]) Diese letzte Denkschrift liegt mir in einer Abschrift des Flügeladjutanten Grafen Adlerberg vor.

Digitized by Google

rechnet bereits mit der Wahrscheinlichkeit, daß Friedrich Wilhelm IV. ihn um Hilfe gegen die eigenen Untertanen bittet. „Da diese Bitte", schreibt er, „ohne unseren Vorschlag erfolgen wird, dürfen wir die unerläßlichen Bedingungen stellen, damit unsere Hilfeleistung nicht unsere eigene Sicherheit schädige. Wir brauchen ein Pfand, und ich werde fordern, daß meine Garnison neben der preußischen in Thorn stehe."

Paskewitschs Feldzugsplan vom 4. Juli geht von der Voraussetzung aus, daß Rußland einen Krieg gegen Preußen, Österreich und Frankreich zu führen haben werde, um eine Wiederherstellung Polens zu verhindern, und schlägt für diesen Fall vor, gegen Preußen die folgenden Maßregeln zu ergreifen: Mit der Hauptmacht auf die Oder zu marschieren und die Preußen zu schlagen, bevor sie Hilfe aus den Rheinprovinzen und aus Frankreich erhalten, für den Fall eines Sieges Berlin zu besetzen, eine Gegenrevolution herbeizuführen und dann nach den Umständen zu handeln. Er will gleichzeitig durch die russische Flotte die ganze Küste von Memel bis Danzig bedrohen und durch Bombardierung der Küstenfestungen und die Furcht vor einer Landung einen Teil des I. preußischen Korps dorthin ablenken, bevor die russischen Truppen Alle oder Pregel erreichen, was alle preußischen Versuche, in Rußland einzudringen, verhindern oder erfolglos machen werde." Paskewitsch setzt dabei voraus, daß bei Beginn des russischen Angriffs die preußischen Truppen bereits auf Kriegsfuß sind, und daß die Preußen für 100 Werst Marsch je eine Woche brauchen.

Zu diesem Kriege ist es bekanntlich nicht gekommen, wohl aber zu jener bedrohlichen Konzentrierung russischer Truppen, deren letzte Folge, dank der hochfahrenden Sprache, die der Zar seinem Schwager und dessen Räten gegenüber anschlug, die Schmach von Olmütz war.

Es ist kaum zu verstehen, daß Friedrich Wilhelm IV. die Drohungen und die beleidigende Mißachtung, die in der Korrespondenz des Zaren ihm gegenüber zum Ausdruck kam, ohne jede Spur von Erbitterung hingenommen hat. Er war nicht nachtragend, und während des Krimkrieges ist es seine Haltung gewesen, die ein direktes Eingreifen Österreichs verhindert hat. Nikolai hat noch auf seinem Totenbette die große Bedeutung dieses Dienstes anerkannt und seinem Sohn gute Beziehungen zu Preußen ans Herz gelegt.

Die Tendenz der russischen Politik war jedoch nach Abschluß des Krimkrieges nicht auf eine weitere Festigung der preußischen Freundschaft, sondern vor allem auf eine Annäherung an Frankreich gerichtet und erst die Tatsache, daß es Preußen war, das Rußland vor einer neueren Koalition bewahrte, die diesmal der Wiederherstellung Polens galt, führte Kaiser Alexander notwendig zur Anlehnung an Preußen zurück. Die Neutralität

Digitized by Google

Rußlands, die uns allerdings 1866 und 1870/71 sehr nützlich war, ist so im voraus bezahlt worden. Es war ein überschüssiges Verdienst, daß auf dem Berliner Kongreß Bismarck der Anwalt Rußlands gegen das geschlossene Zusammenstehen aller übrigen Mächte war. Nun liegt mir ferne, diesen Freundschaftsdienst zu kritisieren. Die Unterstützung der Wünsche Rußlands entsprach sowohl dem Willen Kaiser Wilhelms, der seinen Neffen, den Zaren, zärtlich liebte, als den staatsmännischen Gesichtspunkten, die Bismarck bestimmten. Aber es blieb nicht nur der Dank Rußlands aus, sondern es entzündete sich an der Kritik, welche die Bestimmungen des Kongresses in der öffentlichen Meinung Rußlands fanden, ein politischer Haß, der schon seit 1870 bestand, aber erst jetzt zu lodernden Flammen aufschlug. Auch der Zar vermochte sich dieser Strömung nicht zu entziehen. Ihn verlangte nach Rache an Österreich, das ohne Schwertstreich sich in Bosnien und Herzegowina eine Anwartschaft gesichert hatte, die es über kurz oder lang zu einer einflußreichen territorialen Stellung auf dem Balkan führen mußte. Alexander II. verlangte nun, daß Preußen sich für den Fall eines Konflikts mit Österreich entschieden auf die russische Seite stelle. Die Antwort Bismarcks war der Abschluß der deutsch-österreichischen Defensivallianz, deren Inhalt, soweit die gegen Rußland gerichtete Spitze in Frage kam, zwar zunächst geheimgehalten wurde, deren dem Zaren bekannt gegebene Tendenz aber keinen Zweifel darüber aufkommen ließ, daß Deutschland für eine gegen Österreich-Ungarn gerichtete Aktion nicht zu gewinnen sein werde. So glätteten sich die Wogen, die russisch-deutschen Beziehungen waren wieder normale geworden, als Alexander III. im März 1881 auf den Thron seines so entsetzlich ermordeten Vaters stieg. Der neue Zar war ein Mann von geringer Begabung und noch geringerer Bildung. Keineswegs der willensstarke Charakter, den ihm die Zeitgenossen und eine spätere historische Legende angedichtet haben, aber zäh in seinem Eigensinn, ein Schüler der Slavophilen, der erste russische Herrscher seit Alexander Pawlowitsch, dem die deutsche Wurzel, der er entstammte, nichts mehr bedeutete. Zum Ruhm Alexander III. läßt sich nicht mehr sagen, als daß er ein subjektiv ehrbarer Mann war, als Herrscher hat er seinem Volk und der Welt nur Schaden gebracht. Der ihm von dem Oberprokureur des Heiligen Synod, Pobjedonoszew, in die Seele gegossene Gedanke, daß Erhaltung der absoluten Herrschergewalt und der griechisch-orthodoxen Rechtgläubigkeit die einzig gottgewollte und geschichtliche Grundlage des russisch-slawischen Staatslebens sei und bleiben müsse, kombiniert sich mit der von dem Publizisten Katkow schon seit Jahren vertretenen Idee, daß es die heilige Pflicht des Staates sei, die vielstämmige und vielsprachige Bevölkerung Rußlands zu sprachlicher Einheit mit dem Großrussentum zusam-

Digitized by Google

menzuschweißen. Alexander III. ist durch seine innere Politik der Erzieher Rußlands zur Revolution geworden, nach außen hat er seit 1883 darauf hingearbeitet, allmählich an den deutschen und österreichischen Grenzen seine Kriegsmacht in so gewaltiger Aufstellung zu konzentrieren, daß darin eine Drohung nicht zu verkennen war. Die Veröffentlichung des deutsch-österreichischen Bundesvertrages und die Erhöhung der deutschen Wehrmacht durch das Gesetz vom 20. Februar 1888 war eine so nachdrückliche Antwort, daß für den Augenblick alle russischen Angriffspläne in sich zusammenbrachen. Es ist bekannt, daß Moltke damals eine Abrechnung mit Rußland gerne gesehen hätte, und gewiß war die Gesamtlage für uns damals günstiger als heute. Das hohe Alter Kaiser Wilhelms und die tödliche Krankheit des Kronprinzen mußte für Aufrechterhaltung des Friedens entscheiden. Unvermeidlich aber war damit der Abschluß des russisch-französischen Bündnisses geworden, es ist am 22. August 1892 unterzeichnet worden. Damit war für den jetzigen Krieg das Fundament gelegt.

Auch das Fundament der am östlichen Horizont aufsteigenden Kriegsgefahr ist von Alexander III. gelegt worden, denn es unterliegt keinem Zweifel, daß die große sibirische Bahn als Kriegsbahn gedacht war.

Aber nicht mehr Alexander sollte ihre Vollendung erleben. Er starb am 20. Oktober 1894 und hinterließ seinem Sohn die Last seiner kulturfeindlichen Grundsätze und einer auswärtigen Politik, deren Konsequenzen zu tragen seine Kräfte nicht reichten. Wie von diesem Ausgangspunkte über die russische Revolution und den japanischen Krieg die heutige Weltlage reifen konnte, entzieht sich der Aufgabe, die ich mir hier gestellt habe.

Nur eines sei noch ausdrücklich hervorgehoben: Deutschland ist die einzige Macht gewesen, die in den für Rußland und das russische Herrscherhaus so überaus schweren Jahren 1904 bis 1906 mit Rat und Tat dem russischen Nachbarn hilfreich zur Seite gestanden hat. Nachträglich könnte man zur Überzeugung gelangen, daß es dem deutschen Interesse förderlicher gewesen wäre, wenn wir die Verlegenheiten Rußlands ausgenützt hätten, um alte Schuldrechnungen zu tilgen.

Digitized by Google

Gedanken über den Krieg mit Rußland.

Von Otto Hoetzsch, Professor der Geschichte an der Universität Berlin.

I.

Manchen Tag und manche Nacht bin ich im Laufe der letzten zehn Jahre durch das heilige Rußland gefahren. Langweilig ist mir das niemals geworden. Denn überall drängen sich dort die Erinnerungen und Vergleiche der Vergangenheit an den Historiker wie die Probleme und Fragen der Gegenwart an den politisch Interessierten heran. Natürlich habe ich mir in diesen Jahren auch manches Mal die Chancen eines Krieges zwischen Deutschland und Rußland klar zu machen versucht, den ich niemals für notwendig hielt, aber auf dessen Kommen ich stets vorbereitet war. Bei allen solchen Erwägungen wird immer die Weiträumigkeit des Landes zunächst niederdrückend wirken. Besonders 1912 lag dafür der Vergleich mit 1812, mit dem „vaterländischen Kriege" nahe, dessen Erinnerung damals fortwährend begangen wurde, wobei übrigens von Volksbegeisterung wenig zu spüren war und von den Persönlichkeiten des Feldzuges von 1812 merkwürdigerweise Napoleon I. durchaus im Vordergrunde stand. Würde nicht bei jeglichem bewaffneten Zusammenstoß Rußlands mit einer westlichen Macht von selbst wieder der Feldzugsplan Kutusows gegeben sein, der die Raumverhältnisse des Landes einfach mechanisch für den Sieg verwenden konnte? Aber mir ist niemals zweifelhaft gewesen, daß dieser Umstand für die moderne Vernichtungsstrategie, auf die unsere Heerführung erzogen ist, nicht gefährlich werden würde. Das moderne deutsche Heer führt nicht Krieg gegen Ebenen und Steine, sondern gegen die Menschen, die das Heer des Gegners führen und bilden. So ist es denn gelungen, auch die seit Monaten angekündigte zweite russische Offensive großen Stils, die nun ganz Ostdeutschland überfluten sollte, völlig zurückzuwerfen. Und die trotz aller Absperrung durchsickernden militärischen Betrachtungen auf russischer Seite zeigen, in welcher Weise die geniale Führung und Ausnutzung des Eisenbahnnetzes durch den Feldmarschall von Hindenburg die Unermeßlichkeit des Raumes überwindet, indem das Heer des Gegners trotz aller entgegenstehenden Schwierigkeiten immer wieder zum Kampf gezwungen wird. Wer sich mit den Kriegsaussichten Rußlands, mit den zweifellos durchgeführten Reformen seines Heeres und den Schwierigkeiten einer Kriegführung dort beschäftigt hatte, steht mit doppelter Bewunderung vor dieser Führung, mit der der deutsche Oberbefehlshaber im Osten konsequent und des Zieles sicher den Feldzug

Digitized by Google

leitet. Mit Dank gegen das Schicksal, das uns einen solchen Feldherrn gerade gegen den Osten beschert hat, ist uns heute zunächst das eine sicher, daß der russische Gegner niedergeworfen werden kann und wird bis zu dem Ziele, das unsere Heerführung sich gesteckt hat und das zu bestimmen allein ihre Sache ist.

Demnächst steht uns heute weiter fest, daß die Stellung zu diesem Kriege und damit zum Gegensatz zu Rußland überhaupt von Parteiansichten aus unserm inneren deutschen Leben nicht mehr bestimmt wird. Das ist recht eigentlich erst durch den Krieg klar geworden und gerade von liberaler Seite bestätigt worden. Selbst in der Auffassung der Sozialdemokratie, die den Krieg mit Rußland als den wichtigsten und als sein Ziel die Niederwerfung des Zarismus ansah, ist ein Wandel eingetreten. Auch dort wird der Krieg als ein Verteidigungskrieg schlechthin betrachtet und auch in der deutschen Sozialdemokratie werden sich viele zu der Auffassung des holländischen Sozialdemokraten Troelstra bekennen, daß die Niederwerfung des Zarismus nicht Sache Deutschlands und der deutschen Sozialdemokratie sei, sondern gemäß der Anschauung der russischen Sozialdemokraten nur von der russischen Revolution selbst zu erwarten ist.

Schon im Frieden war die Vermischung des Unterschiedes zwischen liberal und konservativ mit der Stellung zu Rußland nicht recht verständlich. Wohl war es zu verstehen, daß für den Liberalen im Gegensatz zu Rußland die stimmungsmäßige Vorliebe für England und seine politischen Normen mitsprach. Dagegen ist nicht richtig, daß die Konservativen, wenn sie in der Stellung zu Rußland die Bismarcksche Auffassung vertreten, dies tun, weil Rußland der Hort absolutistischer oder konservativer Tradition sei. Dergleichen ist sehr oft behauptet worden, stimmt aber nicht, weder sachlich noch parteitheoretisch. Mit der rein realpolitischen Auffassung vom Verhältnis der beiden Staaten zueinander, wie sie von Bismarck formuliert worden und Anschauung der Konservativen ist, haben die innerpolitischen Dinge ebensowenig etwas zu tun, wie diese realpolitische Beurteilung Bismarcks in ihrer sachlichen Richtigkeit auch nicht dadurch berührt wurde, daß schon am Ende des Lebens Alexanders II. die alten Beziehungen der Höfe beider Staaten schwächer wurden und seitdem immer mehr zurücktraten. Man sollte daher nicht mehr von altpreußischen Russenfreunden sprechen, wenn man damit diese Verquickung äußerer und innerpolitischer Gesichtspunkte meint, die für die Gegenwart in keiner Weise zutrifft. Das Verhältnis Deutschlands zu Rußland muß ohne jede Abhängigkeit von Parteilehren betrachtet werden, und wie die Erörterung darum während des Krieges erfreulicherweise schon gezeigt hat, wird es auch auf der Rechten und Linken davon frei behandelt. Wir haben damit

Digitized by Google

eine gemeinsame Plattform, von der aus wir über die politische Bewertung unserer Gegner für unsere Weltzukunft diskutieren können, wenn die Zeit dazu kommt. Das ist schon ein erfreuliches Ergebnis des Krieges, umsomehr als sich das genau ebenso für die Stellung zu England herausgearbeitet hat.

Weiter ist eine dritte Auffassung während des Krieges schon mehr oder minder tief eingedrungen, nämlich, daß der Krieg weder ein Krieg des russischen Volkes gegen uns, noch ein Ringen zwischen Germanen- und Slawentum ist. Von einer Kriegsstimmung des russischen Volkes oder von einem bewußten Hasse seiner Massen gegen uns zu sprechen, ist in keiner Weise erlaubt. Der Krieg ist das Werk einer verhältnismäßig dünnen Schicht von Diplomaten, Offizieren, Publizisten und einigen Großfürsten. Diese war bei dem politischen und kulturellen Niveau der Massen in der Lage, diese Massen auch gegen ihren unbewußten Willen in den Krieg zu treiben und wird von bestimmten Partei- und Wirtschaftsgruppen gestützt, die die wirtschaftliche Konkurrenz der Deutschen gern beseitigen wollen, ohne übrigens auch nur von fern in der Lage zu sein, auch mit der (sehr spärlichen) englischen Hilfe nicht, etwas Ebenbürtiges an ihre Stelle zu setzen. Daß man aber vom Krieg der Rassen im Ringen des Ostens noch weniger sprechen kann, liegt auf der Hand. Es wäre daher gut, wenn diese theoretische Formel aus der Betrachtung der östlichen Fragen ganz verschwände, sie hat, namentlich bei gelegentlicher amtlicher Benutzung, nur Schaden angerichtet. Die Unterschiede und Gegensätze sind hier doch viel feiner. Das Slawentum ist keine Einheit und wird niemals eine sein. Es ist ein ideologischer Irrtum slawischer und zugleich slawophiler Gelehrter, zu erwarten, daß das Slawentum sich als eine Welt für sich zu einer Kultureinheit zusammenschließen werde. Das Entscheidende dafür oder vielmehr dagegen ist die Zugehörigkeit zur Kirche. Zwischen römisch-katholischen und rechtgläubigen Slawen steht mit diesem kirchlichen Unterschied eine Grenzschranke, die schlechterdings nicht zu überschreiten ist und die dauern wird, wie sich auch die slawischen Staatenbildungen in der Zukunft gestalten. Weder mit der Brutalität der Russifizierung vermag die rechtgläubige Kirche Anhänger der römischen Kirche sich zu gewinnen, noch vermag die römische Kirche die orthodoxen Slawen zu sich herüberzuziehen. Tiefste Unterschiede und Gegensätze sind damit bezeichnet, die man immer im Auge halten muß, wenn man über die Zukunft des Slawentums spekulieren will.

Schließlich überzeugen wir uns immer stärker, daß nicht Rußland die letzten Endes treibende Kraft gewesen ist, die den Ausbruch des Weltkrieges verschuldet hat. Der Entschluß dazu konnte in Rußland erst gefaßt werden, als man sicher auf die Unterstützung Englands rechnen konnte. So

Digitized by Google

hat zwar, wie ich es immer ausdrücke, Rußland gewissermaßen die Zündschnur entzündet, die die Mine zur Explosion brachte. Aber die Mine selbst ist in jahrelanger Arbeit von England gegen Deutschland, gegen den Hauptnebenbuhler in Welthandel und Seegewalt, gelegt worden. Die Hauptachse dieses Weltkriegs und seiner Vorbereitung ist und bleibt das Verhältnis und der Gegensatz zwischen Deutschland und England. Daß Rußland von sich aus den Krieg erst für später in Aussicht nahm und ihn, da England bereit war, zu früh begann, verspürt es jetzt am eigenen Leib am empfindlichsten, wenn es den völlig desolaten und unzureichenden Zustand seines strategischen Eisenbahnnetzes als einen gar nicht gut zu machenden, schweren Nachteil erkennt.

II.

Vielleicht sind diese Auffassungen heute noch nicht durchaus Gemeingut unserer öffentlichen Meinung. Aber daß sie auf dem Wege sind, es zu werden, daran kann nicht gezweifelt werden. Damit wird die Bahn frei zu der einheitlichen und klaren Auffassung des Kampfes dieser beiden Staaten (wobei unter Deutschland natürlich stets die Zentralmächte als Ganzes verstanden sind) als eines politischen Ringens, als eines Machtkampfes von Großmächten um bestimmte politische Ansprüche und Ideen, die jeder der Kämpfenden als seine Lebensinteressen auffaßt. Sie zu definieren ist eigentlich kaum mehr nötig. Sie sind gerade durch den Kriegsausbruch unserm Volk ganz deutlich geworden: einmal die Stellung unseres Deutschen Reiches im Osten Europas, die durch eine über 700jährige Entwicklung gewonnen ist, mitsamt dem wesentlichen Stück baltischer Küste, das diese Entwicklung uns gebracht hat, sodann die Erhaltung des uns verbündeten Österreich-Ungarn als einer Großmacht in Südosteuropa, die gegen panslawistische Angriffe jeder Art sicher sein und die gemäß ihrer ganzen Idee zu einer eigenen Orientpolitik fähig und in der Lage bleiben muß. Mit der letzteren treffen sodann die Interessen unseres Reiches an einer anderen Stelle abermals zu gemeinsamer Richtung zusammen, daß nämlich die Unabhängigkeit der Türkei und die Betätigung deutsch-österreichisch-ungarischer Vorderasienpolitik gegen die maßlos überspannten Ansprüche Rußlands in der orientalischen Frage behauptet werde, die Rußland jetzt abermals mit den Waffen geltend zu machen sich bestrebt.

Man sollte meinen, daß diese großen politischen Ideen klar und einfach genug wären, wie solche Machtgegensätze von Großstaaten und die sie beherrschenden Ideen es immer in der Geschichte gewesen sind. Es trägt darum zu ihrer Klärung und zur Festigung des deutschen und österreichischen Standpunktes (die an sich überhaupt gar nicht besonders notwendig ist, weil wir

Digitized by Google

einfach in uns das Lebensgebot dieser beiden Staaten dazu mit elementarer Kraft fühlen) nichts bei, wenn man sich darüber hinaus Spekulationen über Rußland hingibt, die vor eindringender historischer Kenntnis nicht standhalten, oder die bisher ganz ungelöste Probleme der slawischen Welt und des slawischen Wesens kurzerhand mit apodiktischen Behauptungen lösen. Ich habe dabei Gedankengänge im Auge etwa wie den: Rußland sei ein Land asiatischer Barbarei, dürfe nicht als gleichberechtigter Kulturstaat anerkannt werden und müsse deshalb rechtmäßiger Jagdgrund der westeuropäischen Nationen sein. Oder wenn eine andere Meinung fordert, daß Rußland in seine natürlichen, geschichtlichen und ethnographischen Bestandteile zerlegt werden müsse, als welche Finnland, die Ostseeprovinzen, Litauen, Polen, Bessarabien, die Ukraine, der Kaukasus und Turkestan gelten sollen. Solche Hinweise, besonders wenn sie mit nachdrücklicher Beredsamkeit und nationaler Leidenschaft vertreten werden, können unsere öffentliche Meinung nur verwirren, weil diese weder mit den nötigen politisch-geographischen Vorstellungen noch historischen Urteilen über die Lebensidee unsers Gegners ausgerüstet ist. Sie weiß nicht oder nur in geringen Teilen, daß dieser russische Koloß zu seiner heutigen Gestalt in einem großen, sechs Jahrhunderte zielbewußt fortgesetzten historischen Prozeß geworden ist, der also durch eine solche Zerlegung rückgängig gemacht werden müßte, und daß es ebensowenig ein Zufall ist, wenn sich um Moskau herum ein solches Staatsgebiet bildete, wie die preußische Staatsbildung um Berlin oder die österreichisch-ungarische um Wien ein Zufall ist. Und sie hat aus der schlechten Gewöhnung unserer Schulatlanten an ganz verschiedenartige geographische Maßstäbe auch nicht die Vorstellung, um welche Räume und Entfernungen es sich dabei handelt. Ich sehe nicht, daß solche lustigen, mit Tatsachen nicht beschwerten Konstruktionen, die sogar gelegentlich bereits mit einem nächsten oder übernächsten Kriege rechnen müssen, für unseren Standpunkt zu Wesen und Zielen dieses Ringens einen Wert haben. Noch weniger haben das die bekannten unklaren Vorstellungen von der Wirkung des Tatarenjoches, das nachgewiesenermaßen in das innere russische Leben wenig tief eingegriffen hat, während man gewöhnlich nicht weiß, daß das großrussische Volkstum aus der Assimilierung von — zweifellos indogermanischen — Slawen mit finnischen Elementen entstanden ist, deren Kulturfähigkeit an anderer Stelle der Welt ja erwiesen ist, einer Assimilierung, der die Großrussen ihre unter den Slawen einzig dastehende Fähigkeit zur Staatenbildung verdanken. Denn die Grundlage des russischen Reiches ist ja nicht von Peter dem Großen gelegt, der ganz und gar nicht ein revolutionärer Anfänger, sondern ein organischer Fortsetzer von Bestrebungen und Zuständen und Beziehungen war, die bereits

Digitized by Google

in den drei Jahrhunderten des moskauischen Zeitalters vor ihm geworden waren.

Die große Frage ist von hier aus vielmehr die, ob die so gewonnene Gabe der Staatenbildung bei der immer noch erhaltenen Weichheit des großrussischen Nationalcharakters ausreichen wird, dieses Reich auch innerlich fortzubilden und zu erhalten. Daß diese Kraft ausreichen sollte, wie der überspannte Chauvinismus der Panslawisten glaubt, eine europäische Weltherrschaft zu begründen, das kann heute überhaupt verneint werden; dagegen bleiben die zentraleuropäischen Mächte unter allen Umständen stark genug, um das auszuschließen. Vielmehr ist, was immer vergessen wird, wenn die künftige Riesenentwicklung Rußlands an die Wand gemalt wird, doch das wesentliche dies. Die natürliche Fruchtbarkeit des Bodens und des Volkes, über die das russische Reich verfügt, ist ohne Zweifel groß und wachstumsfähig. Aber das sind ja nicht die einzigen Faktoren, die einen großen Staat schaffen und erhalten. Im Gegenteil wirken gerade die Mächte, die einen großen Staat heute bilden, hier zum Teil in einer gefährlichen Weise schon in sich gegen ihn. Ich habe immer mit Nachdruck auf das von Stolypin und dem russischen Nationalismus deutlich gesehene größte Problem der russischen Zukunft hingewiesen, daß die nicht zu vermeidende Gewährung konstitutioneller Rechte und die Weiterentwicklung der Untertanen des Zaren zum Individualismus naturnotwendig zentrifugal wirken müßten. Daraus ergab sich ja der verhängnisvolle Zirkel, aus dem Stolypin bis zum Ende seines Lebens nicht herauskam und in dem jeder seiner Nachfolger stecken geblieben ist: der Entschluß, das Vermächtnis Peters des Großen unter allen Umständen aufrecht zu erhalten, die Einsicht, daß auf die Dauer die Konstitution nicht vorenthalten werden kann, die Erkenntnis, daß eine Überwindung der dadurch wachgerufenen zentrifugalen, reichsfeindlichen Tendenzen durch eigene Kraft der russischen Kultur nicht möglich sei, und der Entschluß, dieser Gefahr mit einer Gewaltpolitik zu begegnen, die nicht nur schon dadurch ihre Unfähigkeit bewies, sondern in der Russifizierung seit den achtziger Jahren bereits schlagend bewiesen ist. Auch wenn die weitere Entwicklung Rußlands ganz friedlich weiter verlaufen wäre, wäre voraussichtlich daraus eine große Krisis über das Reich gekommen. Durch den Krieg aber und die an ihn anknüpfende materielle und finanzielle Erschütterung des Kerngebietes wird alles dies natürlich nur noch beschleunigt. Inwieweit er dann den sogenannten Fremdvölkern Befreiung bringen kann, darüber ist heute noch nicht das mindeste bestimmt zu sagen. Auch wird man oft finden, daß im Urteil über die Aussichten in dieser Richtung der Urteilende die Einsicht in die realpolitischen Existenzbedingungen der Fremdvölker vermissen läßt.

Digitized by Google

Nur soviel ist nach den Erfahrungen des Krieges von 1904 und der Revolution allerdings sicher, daß an den Erschütterungen und Folgewirkungen dieses viel tiefer greifenden Krieges dieses eine Kardinalproblem des russischen Reiches verhängnisvoll aufbrechen kann.

III.

Alle diese Erwägungen haben mit der militärischen Seite des Feldzuges nicht das mindeste zu tun. Für diese steht Gang und Ziel durchaus fest. Aber überflüssig ist es darum nicht, wenn sie angestellt werden. Sie sollen zur Klärung eines Urteiles dienen, das aus mancherlei auf der Hand liegenden Gründen in unserem Volk über das Verhältnis zu Rußland, über die Zukunft Rußlands und über die künftige Stellung Rußlands in der Welt sich vielfach im unklaren ist, sich oft mehr durch Stimmung und allgemeines nationalpolitisches Zukunftswollen bestimmen läßt. Wozu führt aber eigentlich Rußland diesen Krieg?

Diese Frage wird jetzt bereits in Rußland selbst aufgeworfen, und das bekannte Blatt der Kadettenpartei, die „Rjetsch", hat darauf die ganz geistreiche und zutreffende Antwort gegeben: „Pour le roi d'Angleterre." Das Bonmot spricht so sehr für sich selbst und ist so schlagend, daß es keiner Erläuterung weiter bedarf. Der Krieg hat außer der Durchfahrt durch die Meerengen für Rußland kein konkretes politisches Ziel. Denn die während des Krieges laut werdenden wahnwitzigen Träume der Panslawisten über die Zukunft Deutschlands und Österreich-Ungarns, selbst mit der schönsten historischen Verbrämung, stoßen sich einfach an der harten realen Macht der beiden Zentralmächte, die ihnen entgegentreten, weil sie von ihnen herausgefordert wurden. Und wie auch die Dinge auf der Balkanhalbinsel während des Krieges noch laufen mögen, dafür ist gar keine Wahrscheinlichkeit, daß der Panslawismus dort zu seinem Ziele, zu einer Herrschaft über die Balkanstaaten, kommen wird. Dafür liegen schon die Lehren der Geschichte im 19. und 20. Jahrhundert vor. Schritt für Schritt ist doch dort Rußland, und zwar selbst nach siegreichen Kriegen, davon zurückgedrängt worden, und gegen solche Träume reagieren die Balkanstaaten, die, wenn auch in verschiedenem Maße, doch alle zu eigener Macht gekommen sind, selbst auf das allerstärkste. Die Türkei aber und Konstantinopel stehen heute im Bunde mit den Zentralmächten, in einer militärischen Stützung, wie sie die orientalische Frage noch niemals gesehen hat. Darum ist auch hier dem russischen Traum ein eiserner Wall entgegengestellt. Daß diese Einsicht den Panslawisten durch große militärische Schläge jetzt eingehämmert wird, daran sind sie selbst schuld, denn sie haben diesen Krieg frevelhaft heraufbeschworen. Und der bisherige Verlauf

Digitized by Google

des Feldzuges hat gezeigt, daß weder der für unerschöpflich gehaltene Menschenvorrat noch der natürliche Reichtum Rußlands, noch die höchst ungünstige politische Stellung, in der Deutschland den Krieg beginnen mußte, den russischen Träumen zu reifen gestattete.

Als ein Verteidigungskrieg ist uns dieses große Ringen aufgezwungen worden. Darin liegt seine große heroische Kraft begründet und die Entschlossenheit, mit der unser Volk ihn einheitlich führt und bis zum Ende durchführen wird. Aber darin ist auch die Unsicherheit über die Maßstäbe begründet, die an die politische Bewertung dieses Krieges anzulegen sind, eine Unsicherheit, die sich freilich naturgemäß mit der Fortdauer des Krieges ganz von selbst immer mehr festigt und klärt. Sie ist Rußland gegenüber am größten, weil da dem Urteil die nötigen Unterlagen aus der Friedenszeit fehlten, weil dieses Urteil auch im Frieden zumeist durch einseitige Geschichtsbetrachtung und Gegenwartsberichterstattung russischer Verhältnisse abgelenkt wurde, weil das Elementare des Gegensatzes, das unserm Volk England gegenüber schon im Frieden instinktiv durchaus klar war, hier fehlt. Wir überlassen getrost unseren maßgebenden Militärs die Bestimmung, was sie zur Sicherung der Machtstellung unseres Reiches aus diesem Kriege für notwendig erachten, und zerbrechen uns am besten nicht den Kopf mit Spekulationen über das, was das notwendige Ziel dieses oder gar schon des nächsten Krieges gegen Rußland sein soll und was nicht, weil man zu leicht den Boden unter den Füßen verliert und alles Maß für räumliche und historische Prozesse vergißt. Wir brauchen derlei Zukunftserwägungen auch nicht, wenn wir uns nur aus der Geschichte die wesentliche Idee der Machtkämpfe im europäischen Osten vor Augen halten, das Ergebnis, zu dem sie bis zu diesem Kriege geführt haben, und die Staatsbildungen, die wirklich diese Machtkämpfe zu bestimmen in der Lage waren. Und wenn wir sodann bedenken, daß dieser große Krieg, soweit seine östliche Hälfte in Frage kommt, am Gegensatze der Mächte Südosteuropas zum Ausbruch gekommen ist und daß nach dieser Richtung die Zukunftsaufgaben Deutschlands und Österreich-Ungarns gemeinsam liegen, für die eine den Zentralmächten günstige Machtverteilung in Südosteuropa und Vorderasien erkämpft werden muß.

Digitized by Google

National-polnische Illusionen.

Von Professor Karl Muth.

Wer auch nur einigermaßen die Ideen des polnischen Messianismus kennt, wird im voraus sich darüber klar sein, welche Haltung die von diesen Ideen erfüllten Geister in der gegenwärtigen Weltlage notwendig einnehmen müssen. Wir Deutsche werden daher gut tun, in demselben Augenblick, da wir national-polnische Illusionen ins rechte Licht rücken, uns nicht selber über das Verhalten des nationalbewußten Polentums uns gegenüber Täuschungen hinzugeben. Diese Gefahr hat zu Anfang des Krieges zweifellos bestanden und sie ist überall dort auch heute noch nicht beschworen, wo der Wunsch, das Polentum in Rußland und Galizien möchte unser heimlicher Verbündeter gegen Rußland sein, der Vater des Gedankens ist, es sei es auch tatsächlich. Was Galizien betrifft, so sind die Geister jedenfalls geteilt und allein die Tatsache, daß ein Mann, wie der polnische Bischof Bandurski, der um die Organisation des polnischen Vereinslebens und damit indirekt auch um die polnischen Legionen die größten Verdienste hat, seit Kriegsausbruch in Wien lebt, weil das russische Regiment seine Sicherheit gefährdete, beweist, daß von einem einheitlichen politischen Willen der Polen keine Rede sein kann. Mögen die Ursachen dafür, daß die in Rußland lebenden Polen die Lostrennung von Rußland durchaus nicht als nächstes Ziel ihrer Wünsche erblicken, zunächst auch rein wirtschaftlicher Natur sein, wie Georg Cleinow, der Herausgeber der „Grenzboten", dies sehr einleuchtend daselbst (Nr. 49 vom 10. Dezember 1914) dargetan hat, so ist doch bei vielen höhergebildeten Polen, die in den Traditionen der seit Hoene Wronski messianistisch gefärbten polnischen Philosophie und Dichtung leben, die Abneigung gegen Österreich und Deutschland mindestens so stark, wo nicht stärker, als gegen das despotische Rußland.

Die Ideen des Messianismus beruhen auf drei Grundüberzeugungen, zum Teil recht mystisch-schwärmerischer Art, nämlich dem Glauben an ein hierarchisches Bewußtsein („es gibt auserwählte Seelen, die, höherer Erkenntnisse teilhaftig, zur Führung anderer bestimmt sind"), an das nationale Bewußtsein und an das Bewußtsein der Unsterblichkeit einschließlich des Glaubens an die Präexistenz und an die Reinkarnation. Was das nationale Bewußtsein anlangt, so gilt als Hauptaxiom: Die Menschheit kann sich ihrer selbst nicht bewußt werden, bevor nicht alle Menschen durch die Schule des nationalen Bewußtseins hindurchgegangen sind. Die Seele eines Staates aber ist die Nationalität. Jede Nation im metaphysischen Sinn dieses Wortes ist durch Gott erschaffen, ebenso wie die tierischen

Digitized by Google

Arten, und zwar durch eine innere Umbildung der Seelen, die sie zum nationalen Bewußtsein führt. Alle Nationen haben, eine jede für sich, eine bestimmte Mission innerhalb der Menschheit in demselben Maße zu erfüllen, als sie den ihr eigentümlichen Charakter aufs schärfste herausgebildet hat. Bis jetzt ist das am ausgeprägtesten geschehen durch die Polen, die Franzosen und die Italiener. In Europa gibt es aber nur noch drei Reiche, die durch Gewalt und Eroberung entstanden, sich auch als die größten Feinde und Unterdrücker der Nationalitäten betätigen, nämlich die Mächte, die Polen unter sich aufgeteilt haben. Die große Mission Polens besteht nun in erster Linie darin, den Gedanken der Nationalerziehung zum Gemeingut aller Völker zu machen und so den „ewigen Frieden" vorzubereiten. Erst wenn die Völker sich nicht mehr bekämpfen, wenn alle die ungeheueren Mittel, die jetzt zur Aufrechterhaltung der Staatsansprüche gegenüber feindlichen Staaten notwendig sind, einmal nur Friedenswerken zugewendet werden können, erst dann wird auch der einzelne Mensch in immer größerer Zahl zur Entfaltung seiner höchsten Kräfte gelangen. „Bedarf es doch nichts weniger als aller menschlichen Kräfte, was aber das vollkommene Einverständnis aller Nationen der Erde voraussetzt, um endlich dahin zu gelangen, die Klimate zu beherrschen, die Temperatur der Polargegenden und der Tropen zu mildern, die meteorologischen Phänomene, wie Wind und Regen, in unsere Gewalt zu bekommen. Haben wir aber erst auf diese Weise die Bedingungen des nationalen Lebens nach und nach ins Gleichgewicht gesetzt, d. h. stabiler gemacht, so werden wir schließlich auch dahin gelangen, die Hemmungen zu beseitigen, die sich heute noch der ursprünglichen Leistung schöpferischer Genies entgegenstellen und wir werden dann dem menschlichen Willen ein Aktionsfeld eröffnen, das bis jetzt nur von einigen wenigen auserwählten Wesen vorausgesehen wird."

So schrieb im Jahre 1912 Wincenty Lutoslawski, Privatdozent an der Universität in Genf in seinem Buch „Volonté et Liberté" (Alcan, Paris) und der messianistische Gedanke, wie er von ihm in diesem seltsamen Elaborat entwickelt und mit unverkennbarer Schwärmerei zu praktischen Forderungen verdichtet ist, beherrscht gegenwärtig mehr als je die Vorkämpfer eines wiedererstehenden Polens. Lutoslawski ist nicht nur ein, wenn auch umstrittener Führer des geistigen Polens, er ist ein Mann von internationalen Beziehungen, Mitarbeiter englischer, italienischer, spanischer Zeitschriften, war Dozent an einer amerikanischen Universität. Außer dem erwähnten, bei Alcan in Paris erschienenen Buch, veröffentlichte er ein umfangreiches Werk „Seelenmacht, Abriß einer zeitgemäßen Weltanschauung", bei Engelmann in Leipzig und ein gleichfalls umfangreiches Werk

Digitized by Google

„The origin and growth of Plato's Logic" bei Longmann in London. Er ist der Freund vieler hervorragender Männer, wie des Kardinal Mercier in Mecheln. Seine Anschauungen über Deutschland, die von einem großen Teil der Intellektuellen und der Aristokraten der Erde geteilt werden, hat er mir natürlich in langjährigen, freundschaftlichen Beziehungen nie rückhaltslos enthüllt, sondern erst nach Kriegsausbruch.

Ein höchst merkwürdiger Ausdruck dieser Anschauungen befindet sich in meinen Händen in Form eines Briefes, den der polnische Gelehrte und Apostel der Nationalerziehung unlängst an mich gerichtet hat. Er erschien mir so bezeichnend für die gegenwärtige geistige Verfassung eines gewiß nicht geringen Teiles der polnischen Intellektuellen, daß ich mir von seinem Verfasser die Erlaubnis erbat, ihn veröffentlichen zu dürfen. Indem ich es tue, dürfte es zweckmäßig sein, einige erklärende Bemerkungen über meine persönlichen Beziehungen zu dem Briefschreiber vorauszuschicken, Beziehungen, die sowohl durch den Wunsch Lutoslawskis, gewisse Lebenserfahrungen in meiner Monatsschrift „Hochland" niederzulegen, als auch durch mein Interesse an der nicht alltäglichen Erscheinung dieses Philosophen und Apostels herbeigeführt wurden. Lutoslawski hat im „Hochland" nebst mehreren kleineren Beiträgen drei Hauptartikel veröffentlicht über die Theosophie Steiners, über Willensübungen, und über seine Bekehrung, die alle viel beachtet wurden. Diese Aufsätze enthalten merkwürdige autobiographische Aufschlüsse. Auf seinen vielfachen Reisen durch ganz Europa ist er immer wieder nach München gekommen und wir hatten Gelegenheit, uns über die Fragen, die ihn vor allem bewegten, rückhaltslos und bei großen Unterschieden der Auffassung auszusprechen. Bei alledem war mir klar, daß er, wenn auch unausgesprochen, an einen nicht nur stimmungsmäßigen, sondern auch kulturell und politisch tiefgehenden Gegensatz zwischen den süddeutschen Staaten und Preußen glaubte, und daß er um dieser Auffassung willen meine Zeitschrift, weil in München erscheinend, für besonders geeignet hielt, gewisse Ideen daselbst zu propagieren. Darüber habe ich mich vom ersten Augenblick keiner Täuschung hingegeben, und so sind denn auch nur die genannten Beiträge daselbst erschienen, während die Nationalerziehungsidee, auf die es eigentlich abgesehen war, nicht zur Vertretung gelangt ist. Gestört hat das unsere Beziehungen nur unwesentlich und vorübergehend, so daß, als der Krieg ausbrach, die Verbindung äußerlich fortbestand. Da war denn der Anlaß für den Polen leicht gefunden, seinen Gefühlen Ausdruck zu geben und er tat dies zunächst auf einer Postkarte, die folgende kennzeichnende Stelle enthält:

„Dieser Krieg, hervorgerufen durch den Angriff zweier kleiner Staaten, wird kein Ende nehmen, bevor alle Abhängigkeit einer Nation von einer

Digitized by Google

anderen auf immer abgeschafft ist, und nur der Sieg der westlichen Zivilisation über die vermeintliche Kultur der Zerstörer von Louvain und Kalicz kann die Befreiung von aller Nationalunterdrückung bewirken. Was wir Polen von Preußen zu erwarten haben, das wurde uns in Kalisch und Czenstochowa klar gezeigt und in Zabern, Louvain und Antwerpen weiß man es auch. In ihrer ganzen Geschichte haben die Moskowiten nie dergleichen Schandtaten zu verzeichnen. Auf Rußland würde ich nicht rechnen, wenn es nicht gegen sein Interesse jetzt für die westliche Zivilisation mit Hilfe von 600000 Polen kämpfte."

Meine Antwort auf offener Karte war kurz und ist zum Teil aus dem Brief ersichtlich, der hier folgt. Mehr als alles andere, was wir heute über polnische Wünsche und Hoffnungen erfahren, tut er dar, wie sich im Gehirn gewisser polnischer Intellektuellen unsere heutige Lage malt. Der in Frankreich geschriebene, in Genf zur Post gegebene Brief kam, durch keine Zensur beanstandet, in meine Hände und lautet folgendermaßen:

Barby, 8. Januar 1915.

Mein lieber Freund.

Ich sehe aus Ihrer charakterischen Karte vom 19. Dezember wie wenig Sie über den wahren Tatbestand unterrichtet sind. Es droht Ihnen eine so schreckliche Enttäuschung, daß ich Sie darauf vorbereiten möchte. Das Ansehen der Deutschen ist auf lange Jahre gebrochen, und die Ehre des Volkes ging durch die grausame Zerstörung Belgiens verloren, auch durch die so oft widerlegten Lügen der Führer. Es droht Ihrem Lande Armut und Elend, innere Zerwürfnisse, und diese Gefahren könnten die einsichtigen Deutschen nur vermindern, wenn ihr Gewissen erwacht, und wenn sie sich selber und die Regierenden sehen in dem Lichte, in dem jetzt auf lange Zeit die öffentliche Meinung Europas und Amerikas sie sieht. Militärisch haben sie sich fortwährend auf den Raubzug seit 44 Jahren vorbereitet, während die westlichen Mächte unvorbereitet waren und den Krieg nicht wollten. — Aber auch militärisch hat sich das preußische System nicht bewährt. In der Hoffnung, fremde Länder zu erobern, haben Sie sich in die Abhängigkeit der geistlosesten Preußen ergeben. Die Preußen sind germanisierte Slaven, die sittlich schlechtesten unter ihnen, die aus Furcht vor Gewalt ihre Ahnen verleugneten und selbst nun Träger der Gewalt geworden sind. Gurkhas sind edle Truppen uralter Rasse, froh, solche Barbaren zu bekämpfen. Sie haben ja selbst seit Jahren geklagt, daß alle schöpferische Kraft in Deutschland verschwunden ist. Das kommt von der Preußenherrschaft. Die Preußen sind nördliche Janitscharen und haben den Geist des Islams — Zerstörungswut, Raubgier, Vertrauensbrüche. Alles das ist gut nachgewiesen und in den neutralen Ländern, die früher deutschfreundlich wa-

Digitized by Google

ren, allgemein angenommen — in Italien, Amerika, Schweden, Holland usw. Da hilft kein Leugnen — Die ganze Welt ist einig gegen Sie, und ihre einzige Entschuldigung ist, daß Sie von ihren Regierenden betrogen wurden.

So steht es mit Ihnen — ganz anders mit uns. Das Gewissen Europas ist erwacht in diesem Kreuzzug gegen die verkappten Muselmänner, die Scheinchristen preußischer Fabrikation. Man weiß, daß die Teilung Polens die erste und größte der Schandtaten war, die später zur Zerstörung Belgiens führten. Und die Teilung Polens wird nach dem Kriege annuliert — wir bekommen nicht nur alle unsere Länder, die wir in 1771 besaßen, sondern auch Schlesien und Pommern und Ostpreußen[1]). Das werden wir gerecht verwalten und in einer Generation werden alle die germanisierten Polen, die in diesen Ländern wohnen, wieder zu ihrem Nationalbewußtsein erwachen. Engländer und Franzosen haben die Liebe ihrer Untertanen in aller Welt erworben — das haben Preußen nie verstanden — sie wecken nur Haß und Verachtung. Rußland, das mit einem Strich die Abstinenz vom Alkohol eingeführt hat, steht sittlich viel höher als Preußen, aber Rußland wird uns nicht beherrschen, da wir die Unabhängigkeit verdienen.

Lesen Sie zehnmal diesen Brief, mein lieber Freund, und bedenken Sie, daß alles dies nicht meine persönlichen Meinungen sind, sondern das einstimmige Urteil der zivilisierten Welt. Die Deutschen werden es lernen müssen, viel bescheidener zu sein. Sie werden kaum Brot haben und kein Mensch in der ganzen Welt wird deutsche Waren kaufen. Es wird nicht mehr möglich sein, die Hochschulen zu erhalten und das bereits sehr niedrige Niveau der Bildung wird noch sinken — wie in 1648. Armer Zeppelin, der von so vielen für ein großer Mann gehalten wurde, wird nicht helfen können! Die Deutschen haben eine schöne Vergangenheit und das bleibt der einzige Trost. Sie haben ja eigentlich die meisten Völker Europas schon vor Jahrhunderten germanisiert — aber jetzt kommen wir zu altkeltischen Idealen zurück und emanzipieren uns von den Raubrittern, die seit der sog. Völkerwanderung den Fortschritt des Christentums hemmen. Jetzt wollen wir Frieden, Gerechtigkeit, Nationalleben — und das können uns die Deutschen nicht geben, weil sie es selber nicht haben. Ihre Begierden, ihre Grausamkeit haben in ihnen alle geistigen Kräfte gelähmt. Der Sieg der westlichen Zivilisation über die Nomadenhorden der Preußen, selbst mit der Hilfe der Marokkaner, die sich ehrlicher als die Preußen zeigen, da sie Verträge halten — wird auch für die Deutschen der Beginn

[1]) Kulturell rückständigen Lesern, die vielleicht fragen, was Rußland dann dafür bekommt, daß es diese preußischen Provinzen und Galizien und Russisch-Polen den Polen gibt, können wir auf Grund eines späteren Briefes von Lutoslawski mitteilen, daß Rußland sich auf Asien zurückzieht und sich mit dem schönen Bewußtsein begnügt, der westlichen Zivilisation zum Siege verholfen zu haben.

Digitized by Google

der Freiheit sein. Es ist eine wahre Freude, die jetzt herrschende Einstimmigkeit der christlichen Völker im Gegensatz zur türkisch-preußischen Coalition zu sehen! Davon können Sie in München keine Ahnung haben und dieser aufrichtige, freundschaftliche Brief wird Sie wohl kaum erreichen. Der Kriegszensor, der ihn unterdrückt, soll sich ärgern, aber es wird ihm nicht helfen. Die Gewaltigen haben keine Aussichten mehr — den Sanftmütigen gehört die Zukunft. Wer noch versucht sein wird mit alten Methoden zu kämpfen, den wird das Wort Louvain Selbstbeherrschung lehren. Niemand beneidet Manteuffel um seinen Weltruhm.

Wenn auch nur ein Teil dieses Briefes Sie erreicht, bitte mein Schreiben als Beweis meiner Freundschaft und meines Wohlwollens anzunehmen. Ich bete für Sie, daß Sie Gott in diesen schrecklichen Zeiten mit Ihrer Familie beschütze.

Vielleicht begehe ich den polnischen Intellektuellen russischer Observanz gegenüber ein Unrecht, wenn ich sie mit so törichten Hoffnungen und Urteilen in Verbindung bringe, vielleicht aber gehen sie selber sogar noch viel weiter; denn wie viele unter ihnen haben wie der Schreiber dieses Briefes deutsche Hochschulen besucht, deutsche Philosophie und Wissenschaft kennen gelernt und sich selber als deutsche Schriftsteller betätigt? Bekennt er doch selber von sich in einem anderen Brief: „Ich bin ein Logiker von Fach ... Ich kenne die Deutschen, bin ein Zögling deutscher Schulen und Philister einer deutschen Universität. Meine Lehrer in Dorpat waren einige der bedeutendsten deutschen Gelehrten — Wilhelm v. Ostwald, Gustav v. Bunge, Alexander und Arthur v. Öttingen, Carl Schmidt, Gustav Teichmüller usw. Ich habe viel mit Deutschen verkehrt, bin sehr vertraut mit deutscher Literatur, Geschichte und Philosophie. Und obgleich mir und meiner Nation die Deutschen das größte Unrecht erwiesen haben, hasse ich sie nicht und verachte ich sie nicht, wie die große Majorität meiner Landsleute."

Aber es kommt noch schlimmer! Denn in dem Augenblick, da ich im Begriffe stehe, das erste Briefdokument der Öffentlichkeit zu übergeben, erhalte ich ein zweites. Sein Abdruck verbietet sich; denn es enthält geradezu krankhaft exaltierte Ausfälle gegen Kaiser Wilhelm II., der ganz wie in einer gewissen Auslandspresse als die erste und letzte Ursache dieses Krieges und seiner Greuel hingestellt wird. Der Schreiber gefällt sich in der schlechthin komisch wirkenden Rolle, dem deutschen Volk die Augen zu öffnen über das Schicksal, das ihm bevorstehe und er spricht es geradezu aus, daß ihm viele Deutsche dankbar sein würden, wenn sie seine Ansichten kennen lernten. Nur so könne das getäuschte arme deutsche Volk noch gerettet werden. „Ich habe den Krieg seit fünf Jahren öffentlich vorausgesagt und seit zwanzig Jahren vorausgesehen als eine Notwendigkeit

Digitized by Google

und als das wichtigste Ereignis der Weltgeschichte. Ich lese italienische, französische, englische, amerikanische und deutsche Zeitungen, Monatsschriften und Bücher über den Krieg und ich denke fortwährend darüber nach. Ich erhalte viele Privatbriefe von Teilnehmern auf beiden Seiten, von Gefangenen und Soldaten. Ich nehme es sehr ernst als mein Hauptgeschäft, die Wahrheit zu erfahren und festzustellen. Ich kann irren in der Berechnung der Verluste — denn hier weiß niemand die volle Wahrheit — aber was allgemeine Gesichtspunkte anbelangt, habe ich alle Gelegenheit, der Wahrheit am nächsten zu kommen."

Diese „Wahrheit" noch eben kennen zu lernen, dürfte sich vielleicht verlohnen; denn wenn man bedenkt, daß dieser Wahrheitsforscher als Dozent an der Genfer Universität solche Ergebnisse seines Nachdenkens zum Gegenstand auch seiner Vorlesungen macht, so werden wir uns noch kaum über das Schicksal Claparèdes, des Juristen, verwundern, der seine Vorlesungen einstellen mußte, weil er, der Neutralität des Bodens entsprechend, auf dem er wirkte, einen objektiven, auch dem deutschen Volk gerecht werdenden Standpunkt einzunehmen trachtete.

Also hören wir noch ein paar Stellen: „Die Deutschen haben sich seit Jahren zu diesem Krieg vorbereitet — Spione in allen Nachbarländern in einer großen Zahl unterhalten, wie es nie ein anderes Volk in diesem Maß getan hat. Schiffe auf hoher See waren von dem Ausbruch des Krieges unterrichtet — auf Monate vor dem Ausbruch. Militärische Vorbereitungen wurden in Belgien, Frankreich, England geheim betrieben. Die außerordentliche Kriegssteuer war auf einen nahen Ausbruch berechnet. Der Mord des österreichischen Thronfolgers hat mit dem Kriege nichts zu tun. Dieser Mord ist auch keineswegs unerwartet gekommen. Wenn man ein Volk unterjocht, müssen die Tyrannen darauf gefaßt sein, daß in diesem Volk Tyrannenmörder auftauchen. Das serbische Volk war seit Generationen in Österreich und Ungarn unterdrückt — der Thronfolger war gewarnt, daß ihm Gefahr drohe — man hat so gut wie keine Vorsichtsmaßregeln getroffen.

Weder Franzosen, noch Engländer, noch Russen waren zum Krieg vorbereitet. Keines dieser Völker wollte den Krieg, niemand dachte daran, Deutschland anzugreifen. Selbst Österreich war schon bereit, in den letzten Tagen vor dem Krieg auf vernünftige Ratschläge zu hören, und Deutschland hat die ganze Verantwortlichkeit des Ausbruchs.

.... Barbarische Grausamkeiten wurden von deutschen Truppen in Belgien ausgeübt, die ihresgleichen in den ganzen napoleonischen Kriegen nicht kennen. Dieses Verhalten wurde von oben den Heerführern auferlegt — und Tausende von Offizieren sind wahnsinnig geworden, nachdem sie zu solchen teuflischen Handlungen sich haben hinreißen lassen. ...

Digitized by Google

Die deutsche Armee hat selbst, wie das deutsche Parlament früher schon, alle natürlichen Rechte des Menschen gebrochen. Die Strafe und Sühne müssen schrecklich sein. Auf 100 Jahre werden alle Einkünfte, aller Erwerb aller Deutschen nötig sein, um die zugefügten Schäden in Belgien, Frankreich und Polen zu bezahlen. 100 Milliarden von Kriegskontribution werden kaum reichen. Die Flotte muß ganz ausgeliefert sein, Kriegsdienst wird den Deutschen auf eine Generation verboten sein — das ganze deutsche Volk wird zu einem Volk der Sklaven, da es die Waffen so schändlich mißbraucht hat und mit diesen Waffen so viel Vernichtung unschuldigen Bevölkerungen zugefügt hat. Um das zu sühnen, müssen einige Generationen schwer arbeiten und für die Geschädigten arbeiten. Da die Deutschen keine Verträge halten, muß das ganze deutsche Volk von Slawen, Engländern und Franzosen besetzt sein — und die Nationalerziehung der Deutschen in einem den preußischen Junkern entgegengesetzten Geist von gebildeten Europäern geleitet werden, um eine bescheidene Generation zu erziehen, bevor das deutsche Volk bürgerliche Freiheit wiedererlangt.

Weltherrschaft gibt es nicht mehr in der Menschheit. Selbst das britische Reich hat keine Weltherrschaft und muß die öffentliche Meinung der Ägypter, Buren, Indier beachten. Die Deutschen sind von allen Völkern am wenigsten geeignet, über andere Völker zu herrschen, da sie nie andere begreifen, sondern alle zum Deutschen machen möchten. Sie haben weder die Liebe der Hereros noch der Polen gewonnen und die Einstimmigkeit, mit der alle Bewohner des britischen Staates in den Krieg gegangen sind, wäre in einem von Deutschen beherrschten Weltreich unmöglich. Den Deutschen ist es gelungen, nur in einer einzigen britischen Kolonie einen unbedeutenden Aufstand zu erregen, der von den Buren selbst, nahezu ohne Hilfe der Engländer, niedergeworfen wurde — und man hat doch in allen englischen und französischen Kolonien die größten Anstrengungen gemacht, um Unruhen zu erregen. Ein Weltreich, wie das britische, ist Gottes Werk, wie die Weltkirche. Derselbe Teufel, der Luther führte, sich einzubilden, daß sein menschlicher Ehrgeiz hinreichte, um eine neue Kirche zu stiften — hat selbst Treitschke und seine Schüler dazu geführt, sich einzubilden, daß man mit Waffen, Lügen, Gewalt ein deutsches Weltreich schaffen kann. Das ist ganz unmöglich. Das britische Weltreich ist ohne menschliche Pläne geschaffen — ein wunderbares Gotteswerk — wie die Kirche. Es wird erst zerfallen von selbst, wenn alle Teile reif zur Unabhängigkeit sein werden. Aber kein anderes Volk der Erde kann das britische Reich zerstören — denn dies Reich ist zur Verteidigung der Freiheit auf Erden nötig. Die Deutschen, die zu Hause keine politische Freiheit haben, die sich von den Preußen beherrschen lassen, sind nicht berufen, Herren der Welt zu wer-

Digitized by Google

den. Für unabsehbare Zeiten ist die Vereinigung der zwei großen kolonialen Völker, der Engländer und Franzosen, die alle beide Königsmörder sind, weil sie Freiheit brauchen und lieben, dazu bestimmt, die politischen Verhältnisse der ganzen Erde zu leiten. Nur freie Völker können anderen vorstehen — Heine hatte bitter recht, wenn er sagte von den Deutschen: „Vaterland nennen wir dasjenige Land, das erbeigentümlich gehört unseren Fürsten." Ein so sklavisches Volk wie die Deutschen kann nicht lange über andere herrschen. Es muß beherrscht werden und zur Freiheit erzogen werden.

... Dieser Krieg ist der letzte Kreuzzug gegen den Islam. In Europa war Deutschland zum Zentrum antichristlicher Sitten und Bestrebungen geworden — und deswegen muß Deutschland durch die westlichen christlichen Mächte und durch das christliche Rußland gedemütigt werden ....

Der Sieg der westeuropäischen Alliierten ist ganz sicher. Großbritannien hat schon zwei angehende Weltherrscher gebändigt — Philipp II. und Napoleon. Nur die Unkenntnis Großbritanniens konnte Hoffnungen erwecken, daß eine Parodie von Napoleon, ein schlechter Cabotin wie Wilhelm, das erreichen könnte, was Napoleon nicht gelungen ist..... Sie ärgern sich über den Anteil der Asiaten und Afrikaner am Krieg — aber dies ist gerade das beste Zeugnis für die edlen Regierungsmethoden der Briten.... Die Hindus und Marokkaner kämpfen freiwillig für die westliche Zivilisation und Freiheit — weil sie die Sache verstehen, für die sie kämpfen. Bayern lassen sich für Preußens Weltherrschaft töten, ohne zu verstehen, was diese Weltherrschaft ihnen oder der Welt Gutes bringen könnte. Daher stehen sittlich die wilden Marokkaner höher in diesem Kriege als die betrogenen Bayern und Österreicher."

Ich denke, das genügt. Wahrlich, wir brauchen unsere Feinde nicht um solche Förderer ihrer Sache zu beneiden! Wo in ganz Deutschland fände sich auch nur ein Mensch — außerhalb der Irrenhäuser — der so von allen guten Geistern verlassen und einer großen weltgeschichtlichen Situation wie der gegenwärtigen so verblendet und ideenarm gegenüberstünde, wie dieser Lektor der Philosophie an der Genfer Universität! Denn nicht genug, sich das überreizte Gehirn in einem brieflichen Erguß entlastet zu haben, wünscht er, daß auch dieser Brief in die Öffentlichkeit komme. „Wenn Sie den Mut und die Macht hätten, diesen Brief zu veröffentlichen, würden viele unter Ihren Lesern mir im wesentlichen Recht geben." Als ob Mut und Macht dazu gehöre, diesen kindlichen Wunsch zu erfüllen. Und warum sollten wir weniger großherzig sein als der — Zensor! Nein, das deutsche Volk hat nichts von solchen Offenbarungen zu fürchten und soll und muß wissen, wie seine Feinde von ihm denken. Daß zu diesen Feinden auch ein Teil des nationalgesinnten Polentums gehört, darüber werden wir künftig wohl kaum noch einen Zweifel hegen.

Digitized by Google

Die Alkoholfrage in Rußland.

Von Dr. R. Hercod in Lausanne.

Bis vor einigen Monaten stand Rußland unter dem Alkoholmonopol. Seit dem Jahre 1893 hatte der Staat den Kleinverkauf des Branntweins übernommen und richtete überall Monopolbuden ein, deren Inhaber Staatsbeamte waren. Außerdem erhielten die Inhaber von Bahnhofwirtschaften und Speiseanstalten das Verkaufsrecht für Branntwein. Die Zahl der privaten Verkaufsstellen betrug aber nicht mehr als ein Drittel der Gesamtzahl.

Welche Gründe haben in den neunziger Jahren die russische Regierung, oder genauer gesagt, den damals allmächtigen Finanzminister, Graf Witte, veranlaßt, das Monopol einzuführen?[1]) Die russischen Machthaber machten immer soziale Beweggründe geltend; sie wollten durch das Monopol den Kampf gegen die Trunksucht fördern und das Volk zur Mäßigkeit im Alkoholgenuß erziehen. Dazu sollte ihm die Monopolverwaltung einen gesundheitlich einwandfreien Schnaps liefern.

Daß solche Beweggründe mitgewirkt haben, wollen wir nicht in Abrede stellen. Verdächtig ist es jedoch, daß das Monopol, das nur stufenweise zur Anwendung kam, zuerst in denjenigen Regierungsbezirken eingeführt wurde, in denen der Branntweinverbrauch am niedrigsten war. Dies sind die Bezirke von Perm, Ufa, Ofenburg und Samara mit einem Verbrauch von 30 bis 35 Hundertsteln eines Wedro (ein Wedro = 12 Liter) in den Jahren 1890—1894, während der Verbrauch im übrigen europäischen Rußland damals 0,56—0,59 Wedro betrug. Sobald aber die obenerwähnten Bezirke das Monopol hatten, fing der Branntweinverbrauch regelmäßig an zu steigen: 1895: 0,31 Wedro; 1897: 0,37; 1899: 0,41; 1901: 0,43; 1903: 0,45 Wedro auf je einen Einwohner.

Es ist jedenfalls sehr wahrscheinlich, daß fiskalische Rücksichten bei der Einführung des Monopols mitbestimmend waren, vielleicht auch politische Erwägungen, der Wunsch, dem Staat durch die Einrichtung eines neuen Monopols mit einem riesigen Beamtenheer mehr Macht zu geben. Das Alkoholmonopol ist nur ein Glied im finanziellen System des Grafen Witte, der sich vorgenommen hatte, die industrielle Produktion Rußlands mit allen Mitteln zu heben, namentlich durch Ausdehnung des Eisenbahnnetzes. Dazu brauchte Witte ungeheure Summen, die durch indirekte Steuern (weil elastischer und weniger drückend) aufgebracht werden sollten.

[1]) Wir benützen als Hauptquelle eine ausgezeichnete Arbeit von Dr. David Lewin, Das Branntweinmonopol in Rußland. Ergänzungsheft XXV der Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft. Tübingen (Verlag H. Laupp).

Digitized by Google

Kurz nach seinem Regierungsantritt erhöhte Witte die Biersteuer, die Zündholzsteuer, die Naphta- und Tabaksteuer. Die Einführung des Branntweinmonopols war also nur eine Maßnahme unter mehreren ähnlicher Natur.

Vom finanziellen Standpunkt aus war das Ergebnis des Monopols glänzend. Nach dem russischen statistischen Jahrbuch für das Jahr 1912 betrugen die Einnahmen im Jahre 1902 484,6 Millionen Rubel: 25,5 Prozent aller ordentlichen Einnahmen des russischen Reichs; die folgenden Jahre übertreffen diese recht stattliche Summe noch; das Monopol bringt im Jahre 1911 dem russischen Schatzamt 783,1 Millionen Rubel: 26,6 Prozent der Gesamteinnahmen ein; die absolute Zunahme zwischen 1902 und 1911 betrug 161 Prozent.

Aber das hygienische Ergebnis: Einen ersten Anhaltspunkt geben uns die amtlichen Zahlen über den Branntweinverbrauch; es kommt natürlich nur der von der Regierung verkaufte Schnaps in Betracht; aber die große Zahl der entdeckten Geheimbrennereien läßt auf einen beträchtlichen gesetzwidrigen Nebenhandel schließen. Der Alkoholverbrauch (ein Wedro zu 40 Grad Alkohol) belief sich im Jahre 1885, 10 Jahre vor dem Monopol, auf 0,70 Wedro auf je einen Einwohner; darauf folgt eine ständige Abnahme bis zum Jahre 1893 mit 0,49 Wedro. In den Jahren 1895 bis 1901 — mit dem Monopol in einzelnen Regierungsbezirken — schwankt der Verbrauch zwischen 0,45 im Jahre 1901 und 0,55 (1899).

Dann haben wir eine ziemlich regelmäßige Zunahme zu verzeichnen mit einem Höchstpunkt im Jahre 1906 (0,63 Wedro). Im Jahre 1911 dem letzten, über das ich amtliche Zahlen besitze, betrug der Branntweinverbrauch 0,60 Wedro, allerdings weniger als im Jahre 1906, immerhin aber um ein Fünftel mehr als in den günstigsten Jahren vor der Einführung des Monopols.

Das allgemeine Urteil unparteiischer Forscher über das russische Monopol lautet ungünstig; den offiziellen Lobrednern können wir nicht trauen, obgleich sie ihre Sache sehr brav gemacht haben; ich erinnere nur an den amtlichen Vertreter Rußlands an einem alkoholgegnerischen Kongreß in Deutschland, der von seinem Lande als dem größten „Temperenzstaate" der Welt sprach.

Man hat dem russischen Monopol vorgeworfen, daß es nicht nur den Alkoholverbrauch nicht vermindern konnte oder wollte, sondern daß es eine besonders abstoßende Art der Trunksucht direkt veranlaßte, nämlich das Trinken auf der Straße mit den ekelhaftesten Begleiterscheinungen. Was noch viel bedenklicher ist, die russische Regierung zögerte nicht, die gegen den Alkoholismus gerichteten Bestrebungen im Interesse der Staatsfinanzen zu bekämpfen. So besaßen die russischen Zemstwos von alters

Digitized by Google

her ein Gemeindeverbotsrecht, sie konnten die Branntweinschenken auf ihrem Gebiet schließen; seit Einführung des Monopols wurde aber jeder diesbezügliche Beschluß der Zemstwos unerbittlich rückgängig gemacht. Die Verwaltung eröffnete ihre Monopolbuden an ganz abgelegenen Orten, wo vorher der Branntweinausschank ganz unbekannt war. Man erzählt sich von Monopolbeamten, die — als Diener des größten „Temperenzunternehmens" der Welt — ihre Kunden in guten Treuen zu belehren suchten: eine strenge Rüge oder eine Versetzung war ihr Lohn.

Aber die berühmten „Mäßigkeitskuratorien", die mit den Beiträgen des Monopols die Trunksucht bekämpfen und der ganzen Welt beweisen sollen, daß das russische Monopol keine fiskalische, sondern eine hygienische Maßnahme ist? Begnügen wir uns damit, einige Tatsachen aus Lewins Buch zu erwähnen. Im Jahre 1904 — spätere Zahlen besitze ich leider nicht — gab es 772 Kuratorien mit 11709 Mitgliedern, davon waren 11160 Ex-officio-Mitglieder, meistens höhere Beamte, deren Interesse für die Alkoholfrage in vielen Fällen fraglich sein mußte. In demselben Jahre trug das Monopol zur Bestreitung ihrer Ausgaben eine Summe von 4500000 Rubel bei; das macht nur 1,2 Prozent des Reinertrags des Monopols im betreffenden Jahre. Die Haupttätigkeit der Kuratorien bestand in der Behandlung der Alkoholiker und der Errichtung von Teehäusern und Lesesälen. Man muß anerkennen, daß Moskau und St. Petersburg in dieser Richtung tüchtig gearbeitet haben; über das Werk der Mäßigkeitskuratorien in St. Petersburg gab die russische Abteilung der Internationalen Hygieneausstellung in Dresden lehrreiche Aufschlüsse. Aber in vielen andern Städten scheint die Tätigkeit der Kuratorien sehr oberflächlich gewesen zu sein. Was soll man z. B. vom Kuratorium in Woronesch denken, das im Jahre 1904 2290 Alkoholiker behandelte und dafür 506 Rubel ausgab, also 0,22 Rubel (50 Pfennig) für je einen Kranken: eine fürwahr sehr billige Behandlung.

Allmählich verbreitete sich in Rußland die Einsicht, daß das Monopol in der ihm gegebenen Form vollständig versagt hatte. Von allen Seiten verlangte man entweder seine Aufhebung oder wenigstens seine Verbesserung. In der dritten Duma bildete sich eine alkoholgegnerische Gruppe mit dem Abgeordneten Tschelischoff an der Spitze, der mit glühendem Eifer für ein nüchternes Rußland arbeitete. Aber die Reformvorschläge beliebten offenbar der Verwaltung nicht, die nur die finanzielle Ausbeutung des Monopols im Auge hatte und einen Augenblick daran dachte, die Wohltaten des behördlichen Branntweinausschanks auf Finnland auszudehnen, d. h. auf eine Gegend, wo — wenigstens auf dem Lande — der Branntwein seit langen Jahren verboten war. Ein Beamter des Finanzministeriums be-

Digitized by Google

reiste in dessen Auftrag ganz Europa, um einen internationalen Ausschuß zu wissenschaftlicher Erforschung der Alkoholfrage, mit sehr verdächtigen Nebenzwecken, zu gründen. Einsichtige Beurteiler behaupteten, es handle sich dabei vor allem darum, eine Ehrenrettung des Branntweins herbeizuführen. Nebenbei bemerkt, weigerten sich sowohl Deutschland als Österreich-Ungarn, diesem Ausschuß beizutreten.

Endlich trat ein vollständiger Umschwung ein. Es war im Januar 1914; nach langjährigen Kommissionsberatungen hatte der Reichsrat die Behandlung des von der Duma angenommenen Gesetzentwurfes gegen die Trunksucht begonnen; der ehemalige Ministerpräsident, Graf Witte, Mitglied des Reichsrates, brach das Schweigen, das er gewöhnlich beobachtet hatte, und hielt eine wuchtige Anklage gegen das von ihm gegründete Monopol, oder vielmehr gegen dessen Durchführung durch den Finanzminister und Ministerpräsidenten Kokowzow. Witte klagte bitter darüber, daß das Monopol nur vom fiskalischen Standpunkt angewendet worden sei. Er habe es als eine Maßnahme eingeführt, die dazu bestimmt war, der Trunksucht zu steuern; sein Nachfolger aber habe es nur als eine wichtige Einnahmequelle behandelt und sei beständig bestrebt gewesen, ein glänzendes Geschäft daraus zu machen. Auf diese Weise hätten die Erträgnisse aus dem Monopol beinahe eine Milliarde Rubel erreicht, die Trunksucht aber richte immer größern Schaden an, für den Kampf gegen den Alkohol sei nur wenig getan worden. Man solle unbedingt auf den ursprünglichen Plan zurückkommen, und nicht auf große Einnahmen, sondern auf die Ernüchterung des russischen Volkes zielen. Der Rede Wittes folgte eine äußerst schwache Erwiderung des Ministerpräsidenten. Einige Tage nachher erfuhr man, daß er entlassen war, und daß Bark die Leitung des Finanzministeriums übernommen hatte. Daß die Ungnade, in die Kokowzow gefallen war, mit seiner Handhabung des Monopols im Zusammenhang stand, beweist das kaiserliche Reskript vom 30. Januar (alten Stils) an den neuen Finanzminister. Der Kaiser sagt darin, daß er bei seiner letzten Reise durch Rußland mit tiefem Bedauern die vielen Fälle von Krankheit und Elend gesehen habe, die eine unausbleibliche Folge der Unmäßigkeit sind. Er sei darauf zur Überzeugung gekommen, daß eingreifende Reformen in der Finanzverwaltung eingeführt werden müßten; der gute Stand der Finanzen dürfe nicht vom sittlichen und wirtschaftlichen Untergang vieler Bürger abhängig sein. Dies sei die Aufgabe, die der neue Minister zu lösen haben werde.

Man konnte bald sehen, daß es dem Kaiser damit Ernst war. Bark traf sofort mehrere Maßnahmen, die auf einen neuen Geist in der Verwaltung hinwiesen; er befahl unter anderm den Monopolbeamten, die Gesuche von

Digitized by Google

Gemeindeversammlungen betreffend Schließung der Branntweinläden auf ihrem Gebiet mit dem größten Wohlwollen zu prüfen. Sofort gingen zahlreiche derartige Gesuche ein, denen in den meisten Fällen entsprochen wurde. Reichsrat und Duma nahmen ihrerseits ein Gesetz an, das bemerkenswerte und weitgehende Bestimmungen enthielt (Gemeindeverbotsrecht, Branntweinverbot an Sonn- und Festtagen, am Samstagnachmittag, usw.). Auch das Kriegsministerium beteiligte sich bald am guten Werk und erließ im Mai eine Verordnung betreffend die Bekämpfung der Trunksucht im Heere, sowohl unter den Offizieren als unter der Mannschaft.

Dann brach der Krieg aus. Man hatte offenbar in Rußland nicht vergessen, welch' verhängnisvolle Rolle die Unmäßigkeit der russischen Soldaten im Kriege gegen die nüchternen Japaner gespielt hatte, und während der Mobilisation wurde der Branntweinausschank, sowie jeglicher Verkauf alkoholischer Getränke im ganzen Mobilisationsgebiet (mit Ausnahme der Speisehäuser ersten Ranges) streng verboten. Zuerst war das Verbot nur für die Dauer der Mobilisation erlassen worden; die Folgen erwiesen sich aber als so wohltätige, daß viele Stimmen, darunter die Vertreter der Gemeindebehörden in wichtigen Städten, um eine Verlängerung des Branntweinverbotes während des ganzen Krieges und für das ganze Reich einkamen. Diesen Gesuchen wurde entsprochen und viele Städte — namentlich St. Petersburg und Moskau — beeilten sich, ihrerseits ein Verbot für gegorene Getränke zu erlassen. Das Budget des russischen Reiches für das Jahr 1915 sieht nur unbedeutende Einnahmen aus dem Alkoholmonopol vor (Verkauf zu Heilzwecken an die Apotheken, Verkauf von denaturiertem Branntwein zu Gewerbezwecken usw.). Das ist wirklich ein Meisterstück des russischen Finanzministers, wenn man bedenkt, daß das nicht übermäßig reiche Rußland im Kriege steht und daß es in den frühern Jahren 26 Prozent seiner Einnahmen aus den Alkoholeinnahmen bezog. Um das Gleichgewicht zwischen Einnahmen und Ausgaben einigermaßen herzustellen, ist man gezwungen worden, eine Reihe von neuen Steuern einzuführen, oder die frühern Steuern zu erhöhen. Die russischen Machthaber haben sich jedoch mit Recht gesagt, daß ein nüchternes Rußland dieses Opfer wert sei.

Einer Abordnung des russischen christlichen Abstinenzvereins antwortete Kaiser Nikolaus, er habe überhaupt beschlossen, den Monopolverkauf von Branntwein endgültig aufzuheben.

Über die Wirkung des Alkoholverbots liegt noch keine wissenschaftliche statistische Untersuchung vor. Die guten Folgen dieser Maßnahme haben aber allen Berichten nach — namentlich nach den Aussagen von Reisenden aus neutralen Ländern — alle Erwartungen übertroffen. Es scheint, daß

Digitized by Google

man kaum in Rußland zu sein glaubt. Ein Schweizer, Mitarbeiter des Berner Blattes „Bund", der sich während des ganzen Monats Oktober in Rußland aufgehalten hat und der kein voreingenommener Zeuge ist, da er — so heißt es in seinem Bericht — weder „Abstinenzler noch Temperenzler" ist, mißt dem Branntweinverbot eine ebenso große Wichtigkeit wie der Aufhebung der Leibeigenschaft bei. Man sieht nicht mehr, wie es während des Russisch-Japanischen Krieges vorkam, schwankende Gestalten von betrunkenen Soldaten oder gar von Offizieren auf den Straßen.

Das Verbot wird streng gehandhabt. In Warschau wurden alle Branntweinvorräte unerbittlich vernichtet: an einem einzigen Tage wurden 5000 Wedro (60000 Liter) in die Gosse ausgeleert. Jede Übertretung des Verbotes wird mit einer Buße bis zu 3000 Rubel oder mit drei Monaten Gefängnis bestraft. Das Statistische Amt des Regierungsbezirkes Nijni-Nowgorod veranstaltete eine Untersuchung über die Wirkung des Verbotes: einer russischen Zeitung entnehme ich einige naive, aber beredte Antworten: „Im Dorfe ist alles ruhig." — „Jedermann ist an der Arbeit." — „In den Familien fehlt es nicht mehr an Kleidern und Schuhen." „Die Bauern sind nüchtern; keine verprügelten Kinder mehr, kein zerbrochenes Geschirr." — Aus Moskau berichtet man, daß die Ausgaben für Armenunterstützung viel kleiner geworden sind; St. Petersburg meldet, daß die Zahl der Körperverletzungen um 70 Prozent abgenommen hat. Über die Durchführung des Alkoholverbotes bei den Truppen im Felde hat man noch wenig erfahren: Daß an die Truppen kein Branntwein abgegeben wird, scheint sicher und ist übrigens selbstverständlich. Wie sich jedoch der einzelne Soldat in bezug auf alkoholische Getränke verhält, ist eine andere Frage: hier hängt wohl alles von der Strenge und der Wachsamkeit der befehlshabenden Offiziere ab. Nach den Meldungen ausländischer Kriegsberichterstatter werden im russischen Hauptquartier an alkoholischen Getränken nur leichte Weine geduldet.

Was werden aber die ausgesprochenen Alkoholiker tun, jene bedauernswerten Leute, denen der Branntwein alles ist? Sie haben sich zu helfen gesucht. In den Apotheken hat man viele Leidende getroffen, denen Hoffmannstropfen als einziges Heilmittel erschienen. Andere haben nach der Flasche mit Kölnischem Wasser auf ihrem Waschtisch gegriffen. In Arbeiterkreisen wurde denaturierter Sprit getrunken. Findige Gewerbetreibende haben geheimnisvolle, abscheuliche Mischungen verkauft, die mit dem Trinkbranntwein nur eine Eigenschaft gemein haben — daß sie berauschend wirken.

Diese Nebenwirkung des Branntweinverbotes war unvermeidlich. Man darf aber nicht Kapital daraus schlagen und behaupten, daß das russische Branntweinverbot schlimmer sei als das Übel, daß es bekämpfen will, daß

Digitized by Google

ein solches Verbot überhaupt unwirksam sein müsse. Ausgesprochene Alkoholiker werden überall nach „Ersatzgetränken" suchen, sie bilden aber, glücklicherweise auch in Rußland, eine Minderheit. Die Mehrzahl der Leute, die einen Schluck Branntwein nicht verschmähen, und hie und da angeheitert heimkehren, sind doch lange nicht alle entartete Menschen. Für Kölnisches Wasser und denaturierten Sprit als Tafelgetränk haben sie nur Abscheu und fügen sich, wenn auch mit schwerem Herzen, dem Branntweinverbot. Die russischen Behörden haben übrigens schon Gegenmaßnahmen getroffen, so haben der Kommandant von Kronstadt und der Regierungsstatthalter von St. Petersburg schwere Strafen über diejenigen Apotheker verhängt, die ohne ärztliche Verordnung Hoffmannstropfen oder alkoholische Heilmittel verkaufen. Rußlands Versuch verdient, in anderen Ländern aufmerksam verfolgt zu werden, wo man — wie z. B. in meinem Vaterland, der Schweiz — den Branntwein viel zu sehr als bloßen Steuergegenstand ansieht und nicht in erster Linie als einen furchtbaren Feind des Volkswohles.

Der Krieg zerstört viele Kulturwerte: es wäre ein — wenn auch unzureichender — Trost, wenn er uns neue Waffen für den Kampf gegen einen unserer größten inneren Feinde liefern sollte.

Die Juden in Rußland.

Von Alexander Eliasberg.

Prolog.

Auszug aus der russischen Gesetzsammlung, Artikel 835, Bd. IX: „Die Bevölkerung des Russischen Reiches zerfällt in zwei Kategorien — in die Eingeborenen und in die „Inoródzy" (fremde Volksstämme). Zu dieser zweiten Kategorie gehören:

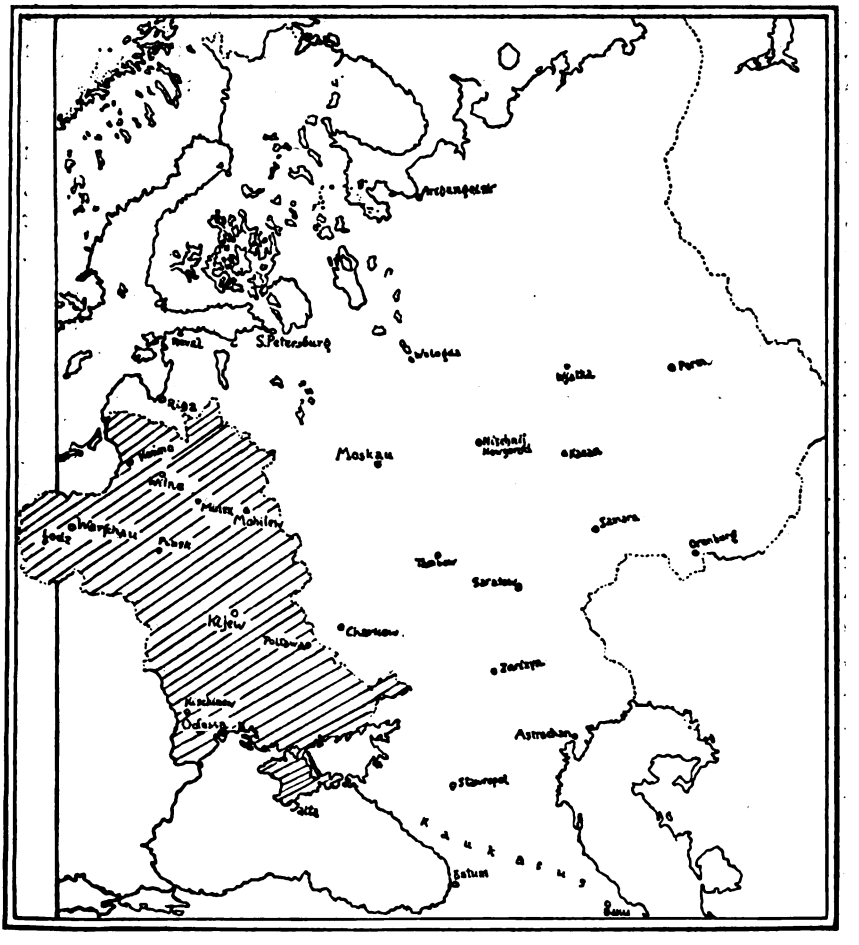
a) die Kirgisen Sibiriens;
b) die Samojeden;
c) die im Gouvernement Stawropol lebenden Nomaden;
d) die Eingeborenen der Kommandorinseln;
e) die Kalmüken in den Gouvernements Astrachan und Stawropol;
f) die Hordenstämme im transkaspischen Gebiet;
g) die Juden.

Die unter a) bis f) genannten Völker genießen die gleichen Rechte wie die eingeborenen Russen. Für Juden gelten besondere Bestimmungen."

Wohnrecht.

Dieses für den Uneingeweihten unverständlich und harmlos klingende Wort bezeichnet den wichtigsten Lebensnerv von 6 Millionen Menschen. Die Frage: „Wie erlange ich Wohnrecht?" beschäftigt den russischen Juden von

Digitized by Google



seiner frühesten Kindheit an, und seine gesamte Tätigkeit ist ständig auf dieses Ziel gerichtet. Das Wohnrecht ist sein Lebenszweck, sein Gesprächsthema, das Problem, an dem er seinen Geist schärft; bei Eheschließungen ersetzt der Besitz des Wohnrechtes seitens des Bräutigams oft Kapital und Adel. Kurz — es ist eines der höchsten und unerreichbarsten Lebensgüter, wenn nicht das höchste.

Wenn ich also von den russischen Juden sprechen soll, muß ich zunächst den Begriff dieses wichtigsten Lebensnerves genauer erläutern. „Wohnrecht" heißt das Recht, außerhalb eines ganz bestimmten Gebiets des Russischen Reiches, genannt Ansiedlungsgebiet, oder russisch „Tscherta" zu wohnen. Die Tscherta umfaßt das Königreich Polen und fünfzehn westliche und südwestliche Gouvernements des europäischen Rußlands, das auf obenstehender Kartenskizze schraffierte Gebiet. Das Königreich Polen gehört offiziell gar nicht zum Ansied-

Digitized by Google

lungsgebiet, obwohl die Juden auch dort, wenn auch auf Grund etwas abweichender Bestimmungen, wohnen dürfen. Dem russischen Juden ist normalerweise der Aufenthalt nur in diesem Gebiet, und da auch nur in den Städten und Flecken, aber nicht in Dörfern und außerhalb des Burgfriedens der Städte gestattet. Außerdem ist es den Juden verboten, auf dem 50 Werst breiten Streifen längs der Landesgrenzen zu wohnen. Innerhalb der Tscherta gibt es Oasen, wie die Städte Kijew und Jalta, die nicht zur Tscherta gehören. Außerhalb der Tscherta ist der Aufenthalt nur solchen Juden gestattet, die das Wohnrecht besitzen.

Das Wohnrecht haben nur folgende drei Kategorien von Juden: 1. Kaufleute der ersten Gilde, die ihre Steuer außerhalb der Tscherta entrichten. Das Recht, die etwa zweitausend Mark jährlich betragende Gildengebühr außerhalb der Tscherta zu entrichten, erlangt man erst, nachdem man diese Steuer fünf Jahre lang innerhalb der Tscherta gezahlt hat. Manche Juden zahlen jahrelang die nötige Einkommensteuer, ohne das betreffende Einkommen zu haben. 2. Absolventen der russischen Universitäten und technischen Hochschulen und 3. Heilgehilfen, Zahnärzte und Hebammen, doch nur, wenn sie sich nachweislich mit ihrem offiziellen Beruf beschäftigen und nicht etwa nebenbei Handel treiben; (Personen der zweiten Kategorie sind dagegen nicht verpflichtet, sich mit dem Gegenstande ihres Studiums zu befassen). Zu der dritten Gruppe zählen unter gewissen, höchst komplizierten Bedingungen auch einige Kategorien von Handwerkern. Das ganze asiatische Rußland, Transkaukasien und die Stadt Jalta sind auch für diese drei Kategorien von Juden verschlossen. Nach Sibirien verschickte jüdische Verbrecher müssen das Land sofort nach Abbüßung der Strafe verlassen. Einzelne Städte wie Moskau und Kijew haben noch spezielle, sehr komplizierte Verschärfungen. In Kijew z. B. gelten für verschiedene Stadtteile verschiedene Bestimmungen.

So einfach und bestimmt diese Vorschriften auch klingen, ist ihre Handhabung mit unzähligen Komplikationen verbunden. Man kann wohl sagen, daß der höchste Verwaltungsgerichtshof des Reiches — der Senat — jahraus jahrein größtenteils mit der Erörterung komplizierter Spezialfälle des jüdischen Wohnrechtes beschäftigt ist. Von antisemitischer Seite wurde den Juden sogar der Vorwurf gemacht, daß sie mit ihren ständigen Berufungen diese höchste Behörde dauernd überlasten. Am kompliziertesten ist die Frage des Wohnrechtes für die Familien der unter die drei obigen Kategorien fallenden Juden. Bei der ersten Kategorie haben die Familien (also Frauen und unmündige Kinder) unbedingtes selbständiges Wohnrecht, also auch bei Abwesenheit des Familienvaters. Bei den andern beiden Kategorien wurde dieses Recht bisher bestritten: die Familie genoß Wohnrecht nur bei gleichzeitiger Anwesenheit des Vaters in der gleichen Stadt; reiste aber dieser auch nur für einige Wochen fort, so mußte die Familie entweder mitreisen, oder in die Tscherta ziehen. Bekannt

Digitized by Google

ist folgender Fall, der sich vor wenigen Jahren in Moskau abspielte: Ein jüdischer Rechtsanwalt reiste für einige Tage geschäftlich nach Petersburg und ließ sein neugeborenes Kind mit der Amme (die Mutter war bei der Geburt gestorben) zurück; die Polizei ordnete sofort die zwangsweise Abschiebung des Kindes in die Tscherta an. Die Sache kam vor den Senat, ist aber meines Wissens noch nicht entschieden. Wie verwickelt und widerspruchsvoll die geltenden Bestimmungen sind, erhellt auch aus folgendem Beispiel: Die Frau eines Juden der zweiten Kategorie hat kein selbständiges Wohnrecht, erhält es aber automatisch, sobald sie Witwe geworden oder von ihrem Manne geschieden ist. Dieser Fall gehört aber noch zu den einfachsten. Zu bemerken ist noch, daß jeder Gouverneur oder Polizeimeister alle die verzwickten Judengesetze nach eigenem Gutdünken auslegt; viele von ihnen entfalten nebenbei noch eine durchaus selbständige legislatorische Tätigkeit.

Im Jahre 1901 hatten nur 6,07 Prozent der sechs Millionen russischer Juden das Wohnrecht. Die übrigen 93,9 Prozent müssen also ständig in der Tscherta und da auch nur in den „Städten" und „Flecken" wohnen, was zur Folge hat, daß in diesen Städten die Juden bis zu 70 Prozent der Bevölkerung ausmachen. Wie es in einer solchen Stadt aussieht und was die Konzentrierung der Juden in der Tscherta für wirtschaftliche Folgen hat, werde ich weiter unten zu schildern versuchen.

Andere Rechte.

Da die Absolvierung einer Hochschule dem Absolventen das Wohnrecht verleiht, ist es selbstverständlich, daß jeder Jude darauf bedacht ist, seinen Sohn in eine Mittelschule und dann auf die Hochschule zu schicken. Nun schreibt aber das Gesetz vor, daß die Juden an den Mittelschulen nicht mehr als 10 Prozent (in der Tscherta; außerhalb derselben 3 Prozent) der Gesamtschülerzahl ausmachen dürfen. Infolgedessen können in die erste Klasse eines Gymnasiums (bei etwa 80 Neueintretenden) nur acht Juden aufgenommen werden; da aber die 10 Prozent nicht auf die Zahl der Neueintretenden, sondern auf die Gesamtschülerzahl berechnet werden und die Konzentration der jüdischen Schüler in den höheren Klassen (infolge des großen Abganges nichtjüdischer Schüler noch vor dem Schlußexamen) eine größere als 10 Prozent ist, werden in der Praxis jährlich nur vier bis fünf Juden neu aufgenommen. Die Zahl der Kandidaten ist in einer jüdischen Stadt meistens sehr groß. Von den 100 Knaben, die die Aufnahmeprüfung bestanden haben, müssen also vier bis fünf würdige auserwählt werden. Die Wahl steht dem Direktor zu. Wie es dabei zugeht, kann sich jeder Kenner Rußlands vorstellen.

Hat nun so ein Mittelschüler oder „Wohnrechtsaspirant" das Abiturium bestanden, kommt er noch nicht ohne weiteres auf die Hochschule: die Universitäten dürfen nur 3 bis 5 Prozent jüdische Studenten aufnehmen. Die Hälfte aller

Digitized by Google

jüdischen Abiturienten wird also über Bord geworfen; diese jungen Leute gehen in den meisten Fällen zwecks Vollendung des Studiums nach Deutschland, wo sie zum erstenmal in ihrem Leben als „Russen" angesehen und amtlich geführt werden: denn in Rußland unterscheidet nicht nur das Gesetz, sondern auch der Sprachgebrauch zwischen Russen und den „Inorodzy". Das Studium in Deutschland ist natürlich ohne erhebliche Folgen, denn es gewährt in Rußland weder das Wohnrecht, noch irgend ein anderes Recht.

Die Auswahl der jüdischen Abiturienten, die von den russischen Hochschulen aufgenommen werden dürfen, wird neuerdings durch das Los bestimmt. Die 3 bis 5 Prozent werden oft nicht für die ganze Universität, sondern für jede Fakultät für sich berechnet. Die Folge davon ist, daß der Kandidat, der Medizin studieren will, sich manchmal mit der philologischen Fakultät abfinden muß. Ich selbst kenne einen Fall, wo ein jüdischer Abiturient auf die protestantische theologische Fakultät der Universität Dorpat kam. Nachdem nun der Jude vier bis fünf Jahre Medizin, Jus, Philologie oder Naturwissenschaften studiert hat, erlangt er mit dem Staatsexamen das ersehnte Wohnrecht. Sonst hat er aber wenig gewonnen: nur wenn er Medizin studiert hat, darf er sein Fach praktisch ausüben; hat er aber Jus, Philologie oder ein anderes Fach studiert, so kann er damit nichts anfangen. Der jüdische Jurist darf seit einer Reihe von Jahren nicht mehr Rechtsanwalt werden, und der jüdische Philologe darf niemand unterrichten. Der Mensch hat jahrelang Mathematik oder Zoologie studiert, um dann in Moskau oder Kasan als Bankbeamter, Agent oder Holzhändler leben zu dürfen.

Der Jude darf in Rußland keinerlei staatliche oder kommunale Anstellung haben. Er darf keinen Privatunterricht an nichtjüdische Kinder erteilen. Seine Teilnahme an Aktiengesellschaften und an staatlichen Lieferungen ist durch ein neues Gesetz beschränkt. Eine Reihe von Vergünstigungen, die selbst Kamtschadalen und Samojeden genießen, haben für den Juden keine Gültigkeit. So ist nach russischem Gesetz der einzige Sohn immer militärfrei, nur der einzige Sohn des Juden nicht.

Nach amtlicher russischer Statistik machten im Jahre 1897 die Juden in Rußland 4,13 Prozent der Gesamtbevölkerung aus; nach der gleichen Statistik betrug die Zahl der jüdischen Soldaten im Heere 5,73 Prozent der Gesamtzahl. Trotz dieser amtlichen Zahlen wird in Rußland als Tatsache angenommen, daß der Jude sich gewohnheitsmäßig der Militärpflicht entziehe. Darauf beruht wiederum eine Reihe spezieller Gesetze. Das Mindestmaß, Brustumfang usw. sind für Juden anders bemessen als für Nichtjuden. Der assentierte und für tauglich befundene Jude wird bis zu seiner Einreihung ins Regiment nicht mehr freigelassen, sondern als Strafgefangener behandelt und eingesperrt. Ist aber ein Jude nicht zur Musterung erschienen (wenn er z. B. nach Amerika ausgewandert oder gestorben und in den Listen nicht gestrichen ist), so wird sein nächster erreichbarer Verwandter, der oft, wenn er ein ganz

Digitized by Google

entfernter Verwandter ist, nicht einmal Kenntnis von der Existenz des „Deserteurs“ hat, mit einer Strafe von 300 Rubel belegt. Bei Eintreibung dieser 300 Rubel dürfen auch solche Gegenstände gepfändet werden, die in allen anderen Fällen unpfändbar sind. Ist der Jude zur Musterung erschienen und dann erst entwichen, fällt die 300 Rubelstrafe fort. Juristisch dürfte dieses Prinzip der Haftung wohl ganz beispiellos dastehen.

Zahllos und ungemein kompliziert sind die Vorschriften darüber, wie, wo und unter welchen Bedingungen der Jude Immobilien kaufen und womit er handeln darf. Am interessantesten ist wohl folgende Bestimmung: Im Umkreise von weniger als 150 Metern von einer Kirche darf sich kein jüdisches Bethaus befinden; dasselbe gilt auch für Branntweinschenken und für Bordelle.

Für den getauften Juden fallen alle Beschränkungen weg. Nun ist aber auch die Taufe eine sehr schwierige Sache: in jedem speziellen Fall muß die Genehmigung des Ministeriums eingeholt werden. Neuerdings darf ein Jude nur zum griechisch-orthodoxen Glauben übertreten.

„Russische“ Juden und „Tscherta“-Juden.

Die gesamte russische Judenschaft zerfällt in zwei ungleiche und voneinander ziemlich scharf abgegrenzte Gruppen. Die außerhalb der „Tscherta“ wohnenden 6,07 Prozent will ich „russische Juden“ nennen. Ihre Umgangs- und Muttersprache ist russisch, sie gehören auch sonst ganz dem russischen „Kultur“kreise an und bezeichnen sich selbst, besonders im Auslande, gern als „Russen“. Das Häuflein „russischer“ Juden hat sich mit den Russen ziemlich assimiliert und spielt sich sogar oft als russische Patrioten auf. Im folgenden will ich aber nur von den Tscherta-Juden sprechen, wobei ich ferner die in ihrer Kultur und Sprache etwas abweichenden südrussischen Juden (besonders die von Odessa) ausschließe.

Die Tscherta-Juden unterscheiden sich von den andern in erster Linie durch die Sprache. Die eigentliche Volkssprache der Tscherta-Juden ist das „Yddisch“, eine vor Jahrhunderten aus Süddeutschland und vom Rhein mitgebrachte, mit hebräischen und slawischen Worten durchsetzte deutsche Mundart, die in Westrußland, Südrußland und Polen verschieden ausgesprochen wird. Diese deutsche Mundart, in der sich eine Menge alter, im modernen Deutsch nicht mehr vorkommende Ausdrücke und Worte erhalten haben, hat bei den Germanisten seltsamerweise noch fast keine Berücksichtigung gefunden. In dieser Sprache, die bei der letzten russischen Volkszählung von über 95 Prozent russischer Juden, also von fast sechs Millionen Menschen, als ihre Muttersprache angegeben wurde, gibt es eine nicht unbedeutende Literatur und Presse (Bücher und Zeitungen werden in hebräischen Lettern gedruckt). Die geschäftliche Korrespondenz wird zum größten Teil Yddisch geführt. Auch das Folklore ist mit dem Deutschen verwandt: unter den russischen Juden leben noch heute

Digitized by Google

manche Volkslieder, die in des Knaben Wunderhorn zu finden sind. Hochdeutsch wird in der ganzen Tscherta ohne Schwierigkeiten verstanden, in den kleineren Städten jedenfalls besser als Russisch.

Neben seiner yddischen Muttersprache kann sich aber jeder Tscherta-Jude noch mindestens russisch oder polnisch verständigen. Die Kenntnis des Russischen hat in den letzten Jahren gewaltige Fortschritte gemacht; wohl wegen des Zuzugs der aus dem Innern des Reichs ausgewiesenen russifizierten Juden. Während es unter der nichtjüdischen Bevölkerung Rußlands 80 Prozent Analphabeten gibt, kommen solche unter den Juden überhaupt nicht vor. Wenn man einen Juden fragt, ob er lesen oder schreiben könne, faßt er die Frage immer so auf, als ob man von ihm wissen wolle, ob er russisch lesen und schreiben könne. Die Kenntnis des Hebräischen in Wort und Schrift wird als selbstverständlich vorausgesetzt.

Die nicht unbedeutende spezifisch-jüdische Bildung (also Kenntnis der Bibel, des Talmuds usw.) ist, jedenfalls bei der älteren Generation, allen Tscherta-Juden gemein. Die Zeit, wo bei Eheschließungen die Mitgift der Braut nach der Menge der vom Bräutigam durchstudierten Talmudkapitel bemessen wurde, liegt nicht allzu weit zurück. Die Verhältnisse haben sich in den letzten 20 Jahren etwas verändert, doch der Geist der früheren Zeit, wo Bildung das höchste Gut war und Reichtum sowie Adel ersetzte, ist noch lebendig. Diese allgemeine, also bei hoch und niedrig gleich verbreitete und gleich geachtete jüdische Bildung wirkt merkwürdig nivellierend und demokratisierend auf die Gesellschaft. Zwischen dem jüdischen Fabrikherrn und seinen jüdischen Arbeitern kann es gar nicht zu solchen Gegensätzen kommen, wie zwischen russischen Fabrikbesitzern und Arbeitern: in puncto Bildung, d. h. jüdische Bildung, stehen sie vielfach gleich, und sobald zwischen ihnen ein Gespräch über ein talmudisches Problem im Gange ist, fallen alle sozialen Unterschiede weg und sie fühlen sich faktisch als Gleiche. Bildung wird noch heute höher als Reichtum gewertet; da aber diese Bildung — ich meine nur die spezifisch-jüdische — durchaus kein Privileg der reichen Klassen ist und unter armen Handwerkern und kleinen Angestellten ebenso häufig anzutreffen ist wie unter Großkaufleuten usw., ist der ganze soziale Verkehr bei den Tscherta-Juden demokratischer als irgendwo in der Welt. Zwei Juden treffen sich im Bethaus und debattieren stundenlang über irgendeine wissenschaftliche Frage mit dem gleichen Eifer und mit der gleichen gegenseitigen Achtung, wie z. B. zwei deutsche Professoren. Am nächsten Tag kommt aber der eine zum andern ins Haus, um ihm Maß für ein paar Stiefel zu nehmen; selbstverständlich ist dann die Distanz zwischen dem reichen Besteller und dem armen Schuster auch bei Abwicklung dieses Geschäfts bei weitem nicht so groß, wie sonst irgendwo zwischen dem reichen Mann und dem Schuster. Dem jüdischen Handwerker, Dienstboten und sogar Bettler ist jede Unterwürfigkeit, sogar Bescheidenheit durchaus fremd, dem Reichen fällt es aber nie ein, diese Unterwürfigkeit von einem andern Juden zu verlangen.

Digitized by Google

Dieser Zug ist für den Tscherta-Juden ganz besonders charakteristisch und verdient um so mehr hervorgehoben zu werden, als dem Juden russischerseits gewöhnlich Mangel an Selbstachtung vorgeworfen wird.

Verhältnis zum Deutschtum.

Die jüdisch-deutsche Mundart, die die Umgangssprache von fast 6 Millionen Tscherta-Juden ist, wirkt einerseits als der stärkste Hemmschuh gegen die Assimilierung der Juden mit den sie umgebenden slawischen Völkern und andererseits als ein Band, durch das sich der Tscherta-Jude mehr nach Deutschland als nach Rußland hingezogen fühlt. Für den Juden von Kowno, Minsk, Wilna ist Berlin, Königsberg, Breslau viel weniger Ausland als Petersburg oder Moskau; ganz abgesehen davon, daß er in den meisten Fällen kein Wohnrecht in diesen russischen Großstädten hat. Beim Überschreiten der Grenze lebt er auf und fühlt sich als Mensch, während er sich in den außerhalb der Tscherta liegenden russischen Städten wie ein gehetztes Wild vorkommt. Dem Deutschen bringt er immer Vertrauen und menschliche Achtung entgegen, während von einer Achtung für den Russen, der ihm meistens in Gestalt eines erpressenden Beamten entgegentritt, überhaupt keine Rede sein kann. Ich wiederhole, daß hier die Rede nur vom Tscherta-Juden und nicht vom „russischen" Juden ist: der in rein russischen Gegenden lebende und assimilierte Jude hat für das Deutsche ebensowenig Sympathie und Verständnis wie der richtige Russe.

Will der Jude eine medizinische Kapazität konsultieren, so geht er immer nach Berlin oder wenigstens nach Königsberg, aber niemals in eine russische Universitätsstadt, selbst wenn er das Wohnrecht besitzt; will er seinem Kinde eine gute Erziehung geben, so hält er sich eine deutsche Erzieherin, oder schickt seine Kinder nach Deutschland. Macht er Ansprüche auf weltliche, also nicht spezifisch jüdische Bildung, so hat er in seinem Bücherschrank Schiller, Heine, Börne und Lessing stehen. In besseren Familien wird neben dem Yddischen auch vielfach Hochdeutsch gesprochen: die Eltern sprechen miteinander und mit den Dienstboten, Lieferanten usw. Yddisch, doch mit den Kindern nur Deutsch. Man hält sich deutsche Zeitungen und bezieht alles, was außerhalb der spezifisch-jüdischen Sphäre liegt, aus Deutschland und nicht aus Rußland.

Ältere Leute erzählten mir, daß im Jahre 1870/71 alle Juden der Tscherta mit ihren Sympathien auf deutscher Seite waren und, obwohl sie am Ausgang des Krieges gar kein direktes Interesse hatten, von Gott den Sieg für die deutschen Waffen erflehten, als ob die deutsche Sache zugleich auch Sache der Judenheit wäre.

Eine jüdische Stadt.

Durch die künstliche Zusammenpferchung fast aller russischen Juden in der Tscherta (wo sie auch nur in den Städten und Marktflecken, nicht aber auf

Digitized by Google

dem flachen Lande wohnen dürfen) sowie durch ihre Ausschließung von allen Berufen außer dem kaufmännischen, sind in den Städten der Tscherta, die nichts anderes als „Konzentrationslager für Juden" sind, ganz eigenartige ökonomische und kulturelle Verhältnisse geschaffen worden. Um dem deutschen Leser einen Begriff von diesen Verhältnissen zu geben, will ich versuchen, eine solche Stadt, die ich aus eigener Anschauung kenne, zu schildern.

Diese Stadt liegt so ziemlich im Herzen der Tscherta und hat rund 100000 Einwohner; davon sind etwa 70000 Juden. Die Stadt hat so gut wie gar keine Industrie, macht aber bei oberflächlicher Betrachtung einen recht wohlhabenden Eindruck; wie es mit dieser Wohlhabenheit steht, werden wir gleich sehen. Jedenfalls ist die Stadt in jeder Beziehung wohlgeordneter, reinlicher, lebhafter und überhaupt europäischer als eine entsprechend große (und viel reichere) Stadt im eigentlichen Rußland.

Der ganze Handel ist natürlich in jüdischen Händen. Alle Kaufläden (bis auf fünf oder sechs) gehören Juden. An einem Samstag, wo die jüdischen Läden sämtlich geschlossen sind, ist es überhaupt unmöglich, eine Reihe von Waren zu kaufen. Die Konkurrenz unter den Kaufleuten ist naturgemäß sehr groß, und sie müssen sich daher meistens mit einem lächerlich geringen Gewinn begnügen. Eine kuriose Folge davon ist z. B., daß viele Markenartikel mit vorgeschriebenem Preis (Tee, Parfümerien) in der Tscherta im Kleinhandel billiger sind als in Petersburg oder Moskau, wo sie hergestellt werden. Auch fast das gesamte Handwerk wird von Juden ausgeübt: es gibt nicht nur jüdische Schreiner, Maurer, Schmiede, sondern auch jüdische Lastenträger, Droschkenkutscher und Kaminkehrer. Im Straßenbilde fallen nur uniformierte Beamte und Soldaten als Nichtjuden auf. Man bekommt fast nur Yddisch zu hören, obwohl sich jeder Jude auch russisch verständigen kann. In den Vorstädten wird das Yddisch auch von der nichtjüdischen Bevölkerung gesprochen. Etwas abseits von der großen jüdischen Masse steht eine Anzahl jüdischer Akademiker — Ärzte und Rechtsanwälte, die das Wohnrecht besitzen, aber vorziehen, in der Tscherta zu leben. Sie sind alle mehr oder weniger russifiziert. Die nichtjüdische Bevölkerung besteht neben der bedeutenden Garnison aus mehr oder weniger wohlhabenden Polen, die die ganze Stadtverwaltung (infolge des Ausschlusses der Juden von allen öffentlichen Ämtern) ganz an sich gerissen haben, und einem Häuflein aus dem Innern des Reiches importierter russischer Beamten, die dem Trunk und Kartenspiel ergeben, ein ziemlich isoliertes Dasein führen und gesellschaftlich wie von den Juden, so auch von den Polen gemieden werden. Auch die Polen leben ziemlich abgeschlossen, so daß die Juden das einzige dominierende Element sind.

Unter den etwa 70000 Juden gibt es an die 20 „reiche" Leute. „Reich" hat da eine ganz andere Bedeutung als anderswo: ein Jude, der 100000 Rubel besitzt, gilt als steinreich, und einer, der 200000 hat, wird als Millionär ge-

Digitized by Google

wertet. Ein solcher Jude hat das Wohnrecht und dehnt sein Geschäft auch auf das außerhalb der Tscherta liegende Rußland aus; beim Mangel an kaufmännisch-rührigen Elementen im kapitalarmen Rußland verdient der rührige und sparsame Jude, sobald er etwas Kapital und das Wohnrecht hat, sehr viel. Das ehrlichste und risikoloseste Geschäft wirft mindestens dreimal so viel ab als anderswo, so daß die Einkommen dieser reichen Juden tatsächlich denen der deutschen Millionäre entsprechen. Das ist einer der Gründe dafür, daß der Reiche nicht ins Ausland zieht, sondern sein ganzes Leben in der Tscherta vertrauert. Siedelt er mit seinem Vermögen nach Deutschland über, so ist er finanziell sofort um mehrere Rangstufen deklassiert.

Die zweite, unvergleichlich zahlreichere soziale Gruppe bildet den Mittelstand, zu dem kleine Hausbesitzer, Ladeninhaber, Agenten, Handwerker usw. gehören. Diese Leute leben recht anständig und scheinen wohlhabend. Wovon sie aber leben, ist beinahe ein wirtschaftliches Rätsel, denn es macht den Eindruck, als ob der ganze Handelsverkehr dieser Leute auf Gegengeschäften miteinander beruhte: der Hutmacher liefert dem Schuster einen Hut und bekommt dafür von ihm in Gegengeschäft ein Paar Schuhe. Allerdings hat so ein Geschäftsmann auch Kunden unter den reichen Polen vom Lande und den russischen Beamten; die letzteren bezahlen aber oft die gelieferten Waren nicht.

Die dritte und größte Gruppe besteht aber aus sogenannten Luftmenschen, aus Leuten, die des Morgens nicht wissen, wovon sie im Laufe des Tages sich und ihre gewöhnlich sehr zahlreichen Familien ernähren werden. Der Mann geht des Morgens mit einem Beil oder einem Strick auf den Markt oder zum Bahnhof und wartet, bis er irgendwo bei einem Umzug, beim Zerkleinern von Brennholz usw. behilflich sein kann. Die Frau trägt Milch aus oder vermittelt Einkäufe für die Küche. Diese ganze große Masse der Luftmenschen lebt in einer Armut, die in Europa ganz beispiellos ist. Eine Familie von fünf bis sechs Köpfen lebt meistens in nur einem Zimmer. Kleidung und Ernährung sind entsprechend. Die Sterblichkeit ist aber lange nicht so groß wie bei den entsprechenden Klassen der russischen Bevölkerung; wohl weil der Jude sich bei jeder Gelegenheit an den Arzt wendet und seine Vorschriften sehr gewissenhaft befolgt. Auch lebt er, schon infolge verschiedener ritueller Vorschriften, viel reinlicher als der arme Russe.

Diese ganze Bevölkerung streift ihr Lebenlang hart am Hungertode vorbei, und doch ist noch niemand von ihnen an Hunger gestorben. Das macht die ganz wunderbar organisierte jüdische Wohltätigkeit. Weder der Staat noch die Kommune tun etwas für die armen Juden, und alle die zahlreichen und gut geführten Wohlfahrtseinrichtungen — wie Krankenhäuser, Waisenhäuser, Spitäler, Darlehenskassen, Aussteuerkassen, Wöchnerinnenheime, Volksküchen, Armenasyle, Schulen, Handwerksschulen, Beerdigungskassen usw. werden ausschließlich aus jüdischen Privatmitteln, ohne einen Pfennig Zuschuß vom Staat oder der Stadtgemeinde, erhalten und verwaltet. Die Juden haben

Digitized by Google

nämlich eine Art Selbstbesteuerung eingeführt, und jeder, der überhaupt etwas besitzt, muß, ob er will oder nicht, einen seinem Einkommen entsprechenden Beitrag an die Zentralkasse der Wohlfahrtseinrichtungen zahlen. Die Anstalten werden von angesehenen Bürgern ehrenamtlich verwaltet. Nur dank dieser Selbsthilfe gelingt es den vielen Tausenden armer Juden, sich einigermaßen über dem Wasser zu halten. Die Armen nehmen die Hilfe niemals als ein Almosen, sondern als etwas ihnen durchaus Gebührendes hin; die gleiche Auffassung herrscht nicht nur bei den Nehmenden, sondern auch bei den Gebenden. Von politischen Strömungen, selbst den spezifisch-jüdischen, ist bei der großen Masse der Tscherta-Juden keine Rede. An den Zionismus denkt von den breiteren Schichten kaum noch jemand; selbst die unvergleichlich stärkere „bundistische" (jüdisch-sozialistische) Bewegung ist ziemlich eingeschlafen; die letztere hat keine rechte Bedeutung erlangen können, weil es in der Tscherta so gut wie keine Industrie gibt, und weil der jüdische Arbeitgeber, also der Handwerker, in den meisten Fällen ebenso bettelarm ist wie sein Arbeiter.

Wenn die Gesamtheit der in einer solchen Stadt der Tscherta gewaltsam eingeschlossenen Juden als ein „Staat im Staate" betrachtet werden kann, so ist das, was alle diese Leute verbindet, nivelliert, was die Quelle ihrer vielen Leiden und wenigen Freuden ist, ihr Leben in der Familie und in der Öffentlichkeit und ihre Beziehungen zueinander regelt und die Grundlage der wirklich groß angelegten sozialen Selbsthilfe bildet, die Religion, deren zahllose rituelle Vorschriften und Verbote von der großen Masse auch heute noch rigoros beobachtet werden. Die jetzt aufwachsende Generation ist aber der Religion merklich entfremdet. Ob an ihre Stelle ein anderes gleich starkes Prinzip treten wird, das die sechs Millionen Menschen zu einem Volke, zu einer Einheit zusammenhalten wird, vermag ich nicht zu beurteilen.

„Der Geist der Gesetze."

Rußland bekam seine ersten Juden zugleich mit den durch die dritte Teilung Polens (1795) erworbenen neuen Landesteilen. Kaiserin Katharina die Große war die eigentliche Erfinderin der Tscherta: den Juden wurde verboten, die ihnen angewiesenen Bezirke zu verlassen und geschäftliche Reisen ins Innere des Reiches zu unternehmen; „denn es ist davon", heißt es in der kaiserlichen Resolution, „keinerlei Nutzen zu erwarten". Jede neue Regierung brachte neue Verbote, Beschränkungen und Vorschriften und jedesmal mit neuen Motivierungen. So wurde es (1820) den Juden verboten, christliche Dienstboten zu halten, „damit sie die letzteren nicht zu Proselyten machten"; dieses Verbot besteht auf dem Papier auch heute. Die Regierung Alexanders I. machte den ersten Anlauf zur jüdischen Gesetzgebung in großem Stil. 1823 wurde das „Komitee für die Wohlordnung der Juden" ins Leben gerufen; in den Sta-

Digitized by Google

tuten dieses Komitees hieß es u. a., daß es „Maßregeln zur Verminderung der Zahl der Juden im Staate" zu erwägen habe.

Jede folgende Regierung baute an der Sache weiter, und so entstand das barocke Gebäude der „Gesetzgebung bezüglich der Juden". Die Krone wurde ihm unter Alexander III. durch die „Provisorischen Gesetze vom 3. Mai 1882" aufgesetzt; diese Gesetze haben mit dem üppigen Beiwerk der mehr als 2000 späteren Auslegungen, Kommentare, Senatsentscheidungen usw. auch heute noch Gültigkeit.

Die einfache Aufzählung der heute geltenden Judengesetze müßte Bände füllen. Um aber dem Leser zu zeigen, wie der Geist dieser Gesetze beschaffen ist, will ich zu den bereits aufgezählten noch einige Beispiele anführen.

Man hätte doch annehmen dürfen, daß die Juden ein dem russischen Staate unerwünschtes Element seien und daß alle Maßregeln auf die Verminderung ihrer Zahl gerichtet werden müßten. Und doch werden der Auswanderung der Juden (die aber trotzdem sehr groß ist) zahllose Schwierigkeiten in den Weg gelegt. Auch ist der Zionismus, dessen ideeller Zweck es doch ist, alle Juden zur Auswanderung nach Palästina zu bewegen, offiziell verboten. — Der Staat besitzt in einer großen Stadt der Tscherta gewaltige Eisenbahnwerkstätten; statt nun an ihnen die zahlreichen arbeitslosen einheimischen Juden, die zum größten Teil geschickte Arbeiter sind, zu beschäftigen, importiert er mit großen Kosten Tausende Arbeiter aus dem Inneren Rußlands. — Sehr oft liest man, daß die eine oder andere kaufmännische Organisation im Innern Rußlands an die Regierung ein Gesuch richtet, man möchte doch in die betreffende Stadt jüdische Kaufleute zur Belebung des Handels zulassen; oder daß eine Dorfgemeinde um Umbenennung des Dorfes in eine Stadt — damit Juden in ihr wohnen dürfen — nachsucht. Alle solche Gesuche werden abschlägig beschieden. — In einer Moskauer Zeitung waren vor einigen Jahren dicht untereinander folgende Notizen zu lesen: 1. „Der Kleinbürger X., in dessen Wohnung bei einer Razzia 10 aus Sibirien entwichene Verbrecher gefunden wurden, wurde zu einer Geldstrafe von 300 Rubeln verurteilt." 2. „Die Pensionsinhaberin Y., die einem aus der Tscherta zugereisten jüdischen Kaufmann Unterkunft gewährte, wurde zu einer Geldstrafe von 500 Rubeln verurteilt." — Die Kaiserliche Akademie der Künste berief zwecks Ausarbeitung irgendeines Denkmalsentwurfs den Bildhauer Ahronsohn aus Paris nach Petersburg. Dieser wurde aber sofort nach seiner Ankunft, als nicht im Besitze des Wohnrechtes befindlich, von der Petersburger Polizei ausgewiesen. — Die liberalen russischen Zeitungen wimmeln von solchen Nachrichten, die unter einer eigenen Rubrik „Jüdische Anekdoten" eingereiht werden. Wie soll man nun den „Geist der Gesetze" nennen, die die Existenz von sechs Millionen Staatsbürgern in eine Anekdote verwandeln?

Digitized by Google

Hoch der Keiser!

Von Morris Rosenfeld.

Morris Rosenfeld, der bedeutendste yddische Dichter, stammt aus Rußland und lebt seit vielen Jahren in Amerika. Dieses Gedicht, das wir einer in Amerika erscheinenden yddischen Zeitung entnehmen, diene zur Kennzeichnung der Stimmung der in Amerika lebenden russischen Juden und zugleich als Muster der yddischen Sprache.

Zur Aussprache: „ch" immer wie im Worte „Nacht". Die Umlaute ü und ö wie i und e.

In Rußland is main Wieg gestannen,
Dort hot men mich zum Schlof gesungen. . .
Es hot im Land vun die Tyrannen
Main Wieglied trauerig geklungen.

Vun Anfang hot gewejnt main Mutter,
Nochdem hob ich gegossen Trähren;
Mich hot gepeinigt der Nit-Guter[1])
Un nit gewollt main Jammer hören.

Der Frühling pflegt far mir nit grünen,
Dos Leben sein far mir verschlossen;
'ch hob nit gekennt dem Sfoine[2]) dienen,
Denn wos wollt ich dervun genossen?

In Weh gewacht, in Schreck geschlosen,
Hob ich in jenem Land vun Klogen;
Ich hob gesüfzt und bin entloffen,
Entloffen, wu die Ejgen[3]) trogen.

'ch hob in der waiten Welt vernummen
Die Gwalten[4]) vun dem groben Schikker[5])
Gehört vum Bär den wilden Brummen,
Wenn er zerreißt main Volk in Stücker.

„Wet Risches[6]) ejbig, ejbig siegen?
Ihr bejser Dunner ejbig rollen?
Wet Jowon[7]) mehr sain Pfat[8]) nit kriegen?
Wet Rußland mehr ihr Schuld nit zohlen?"

Gefrägt hob ich dos mit Varzogen,
Ich hob gezittert noch Nekome[9]).
Itzt hör ich, as sie werd geschlogen,
Un Freud füllt über main Neschome[10]).

Far jeden Schmitz[11]), wos sej derlangen,
Begleit mit der Geschichte Bejser[12]),
Ruf ich mit frohlichen Gesangen:
Hurra far Daitschland! Hoch der Keiser!

---

[1]) Unhold, Teufel. — [2]) Feind. — [3]) Augen. — [4]) Gewalttaten. — [5]) Trunkenbold. — [6]) Bosheit. — [7]) Der Russe. — [8]) Strafe. — [9]) Rache. — [10]) Seele. — [11]) Hieb. — [12]) Begleitet vom Zorn der Geschichte.

Digitized by Google

Rußlands Westgrenze.

Von Josef Hofmiller.

Der jährliche Bevölkerungszuwachs Deutschlands beträgt etwa 850 000, derjenige Rußlands etwa 2 355 000 Menschen. Die Geburtenprozentziffer Deutschlands fängt an zu fallen, die Rußlands steigt noch. Mit andern Worten: Wenn es uns auch, wie wir mit aller Zuversicht hoffen, gelingt, Rußland in diesem Krieg niederzuringen, so bleibt es doch, lediglich durch seine Bevölkerungsmenge und -Zunahme, nach wie vor unser gefährlichster Nachbar, und wir müßten unbedingt damit rechnen, in absehbarer Zeit abermals durch Rußland in einen Krieg verwickelt zu werden, wenn wir nicht in dem jetzigen Krieg alles täten, was überhaupt in unserer Macht liegt, es in jeder Beziehung zu schwächen: militärisch, finanziell, territorial, hinsichtlich der Quantität und der Qualität seines Rekrutennachwuchses.

Einen Teil dieser Schwächung besorgt der laufende Krieg. Wenn unsere Verluste nicht klein sind, so sind die russischen ungeheuer, vor allem auch an Offizieren; Rußland hat bereits seine beiden letzten Landsturmjahrgänge aufgerufen, ein Zeichen dafür, daß seine Reserven anfangen, erschöpft zu werden. Aber Rußland füllt die entstehenden Lücken von allen europäischen Staaten quantitativ am raschesten, weil es den höchsten Bevölkerungszuwachs hat. Es scheint durch jeden großen Krieg am Verbluten, aber nach zehn Jahren steht es genau so da wie zuvor. Wenn Europa vor ihm Ruhe bekommen will, muß es wünschen, daß sich vom russischen Reiche mehr und mehr die Gebiete loslösen, deren Bevölkerung am dichtesten, intelligentesten und für den modernen Krieg brauchbarsten ist. Diese Lostrennung ist nun, zum Glück für Europa, nicht nur möglich, sondern es ist schon eine Tendenz dazu da, sie liegt in der Entwicklungslinie des russischen Reiches selbst.

Rußland ist alles andere als ein einheitliches Volksgebilde; es setzt sich aus über 30 Nationen zusammen, von denen wieder eine Anzahl eine ganz respektable Größe haben. Gerade die Völker, die an den Grenzen gegen Westen ihren Sitz haben, sind unrussisch und antirussisch, und gerade sie streben nach Befreiung. Es sind dies vor allem die Polen mit über 10 Millionen, die verschiedenen finnischen Stämme mit über 7 Millionen, die Letten und Littauer mit 2½ Millionen. Die mohammedanischen Völker in Asien und Europa mit etwa 16 Millionen kommen ebenso dazu, wie insbesondere die über 30 Millionen Kleinrussen oder Ruthenen in der Ukraine. In sie alle ist seit dem Krieg eine Unruhe gefahren. Sie wittern Morgenluft. Bekanntlich stehen sich in diesem Punkt zwei Mei-

Digitized by Google

nungen gegenüber. Die eine behauptet, das Großrussentum sei nicht nur der Zahl nach, sondern auch staatlich, staatenbauend so sehr das stärkste Element, daß es sich unbedingt auch die nichtgroßrussischen Völker, wenn auch langsam, assimiliere. Die andere bestreitet das für eine Anzahl nichtrussischer Völker. Vor allem für die Polen, schon wegen des niemals zu überbrückenden Gegensatzes der Religion; der Katholizismus ist die zentrale Tatsache für das Polenproblem, das schwierigste von allen Problemen, die dieser Krieg aufrollt. Sie bestreitet es für die baltischen Deutschen, deren Russifizierung nie gelingt. Sie behauptet, daß Rumäniens Anziehungskraft wächst und Bessarabien von Rußland auf die Dauer nicht zu halten ist; daß andrerseits die islamitischen Bestandteile ebenso natürlich nach der islamitischen Seite hin streben, sobald die Türkei zu frischem Leben erwacht, wofür jetzt schon eine große Anzahl Voraussetzungen gegeben sind. Die erste Meinung kann sich auf die bisherige Entwicklung Rußlands berufen, genau so gut wie die zweite. Rußland hat unstreitig immer den Versuch gemacht, alle nichtrussischen Völker in seinem Bereich aufzusaugen; ebenso unstreitig aber ist ihm das bis jetzt wenigstens nicht gelungen. Die staatenbauende Kraft des Großrussentums ist so wenig zu unterschätzen, wie die Bestrebungen der Randvölker auch ihrerseits Staaten zu bauen oder sich mit bereits gebauten zusammenzusetzen. Vielleicht kommt man der Wahrheit am nächsten, wenn man sagt, daß sich bis jetzt beide Tendenzen die Wagschale gehalten haben, daß aber der Krieg auch hier eine Entscheidung bedeutet; daß sein Ausfall je nachdem den russischen Staatsgedanken gewaltig stärkt oder tief erschüttert. Wie sich die Lösung praktisch vollziehen könnte, darüber kann heute noch gar nichts gesagt werden, um so weniger, als sie außer Deutschland auch noch Österreich-Ungarn und Rumänien aufs stärkste berührt. Rußlands stärkster Alliierter, heißt es immer, sei die Zeit; es könne warten. Aber die Zeit ist auch sein stärkster Gegner. Zwischen Ausdehnung und Stärke besteht eine Proportion, die von einem gewissen Punkt an umkehrt. Diesen Punkt nun scheint Rußland überschritten zu haben. Theoretisch läßt sich über diese Frage alles behaupten und beweisen. Uns interessiert nur die praktische Seite: Wie können wir uns vor Rußland schützen? Die ganze Weltgeschichte läuft schließlich darauf hinaus, das theoretisch Unwahrscheinliche praktisch zu verwirklichen. Von einer Zerstückelung Rußlands zu reden, ist natürlich Unsinn. Aber daß seine nichtrussischen Randvölker für Rußland eine Gefahr bilden, und damit für Rußlands Gegner einen Faktor, mit dem sie rechnen müssen, ist sicher. Wir müssen uns natürlich hüten, zu meinen, daß sich Veränderungen so radikaler Art von heute auf morgen durchsetzen, bloß weil sie heute und morgen in unserm Interesse liegen.

Digitized by Google

Ebenso falsch aber wäre es, sie nicht als Posten in unsere Kalkulation einzusetzen.

Um so falscher, als die ganze Situation nicht von gestern ist, sondern schon um die Mitte des vorigen Jahrhunderts weitersehenden Beobachtern bereits aufdämmerte. Im zweiten Band der „Gedanken und Erinnerungen" steht (S. 110) eine Stelle, bei der man stutzig wird. Bismarck greift da nochmal auf den Plan der Zerstückelung Rußlands zurück, den Bunsen Anfang der fünfziger Jahre dem Minister Manteuffel „in aller kindlichen Nacktheit entwickelt hatte." Bismarck hat ihn damals utopisch genannt und abgelehnt, weil er noch mit einem mächtigen Frankreich rechnen mußte. Außerdem gab es noch kein Deutsches Reich, sondern erst Preußen. Inzwischen hat sich verschiedenes gründlich geändert, und vor allem können wir jetzt alle Möglichkeiten abwägen, weil wir alle die Mächte, mit deren einzelner Gegnerschaft Bismarck rechnete, in einer geschlossenen Allianz gegen uns haben. Die Kraftprobe ist schwer, aber wir sehen jetzt schon, daß wir sie aushalten. Wenn und weil wir diese Gruppierung gegen uns siegreich bestehen, haben wir Grund zu hoffen, daß wir jede andere auch bestehen. Weil wir diesmal unsere drei Hauptgegner als richtige Feinde schön beisammen haben, kann uns keiner mehr als Neutraler in die Suppe spucken, wenn wir uns zum Schluß an den Friedenstisch setzen.

Ein Denker wie Lagarde hat dieselbe Entwicklung 30 Jahre später erwogen, und Karl Jentsch hat sie in einer Broschüre, die heute noch genau so lesenswert ist, wie bei ihrem Erscheinen vor 20 Jahren („Neue Ziele, Neue Wege", 1894), als einzige Möglichkeit einer sicheren Zukunft und eines geschlossenen Wirtschaftsgebiets verkündigt. Jetzt steht die Frage abermals zur Erörterung, nur daß die Argumente etwas handgreiflicher geworden sind.

Wenn Rußland gegenüber all seinen nichtrussischen Völkern an der Westgrenze: Schweden, Finnen, Deutschen, Esthen, Letten, Littauern, Polen, Ruthenen und Rumänen nur eine einzige Politik verfolgt, nämlich brutale Russifizierung und Zerstörung jedes nationalen Eigenlebens, um Europa mit der ungeheuren und ungebrochenen Wucht seiner Masse bedrohen zu können, so hat Europa Rußland gegenüber genau das entgegengesetzte Interesse, daß diese Völker von Rußland loskommen. Es ist eine welthistorische Ironie, daß Deutschland und Österreich-Ungarn in diesem Kriege nicht nur für ihre eigene staatliche Selbständigkeit und Existenz kämpfen, sondern auch für diejenige von Neutralen, wie Rumänien, Griechenland und Bulgarien, Schweden und Dänemark, selbst für diejenige ihrer Feinde, wie Serbien und Montenegro. Panslawismus wäre nichts anderes als sprachlich Panrussismus, verfassungsrechtlich Panzarismus, religiös Panpopismus. Man

Digitized by Google

braucht sich nur ein Unterliegen Deutschlands auszumalen, so steht man vor der Perspektive der Eroberung Frankreichs durch Rußland; denn Frankreich mit seiner rapiden Geburtenabnahme ist jedem Eroberer, der ungeheure Massen hinter sich hat, auf Gnade und Ungnade ausgeliefert. Wenn es Rußland je gelänge, Deutschland zu vernichten, keine Macht der Welt könnte Frankreich, die skandinavischen Länder, überhaupt jedes beliebige Land Europas vor der Russifizierung bewahren. Deutschland und Österreich-Ungarn kämpfen gegenwärtig den Kampf Griechenlands gegen Persien.

Rußlands Oberfläche beträgt ein Sechstel der Erde; es ist über vierzigmal so groß wie Deutschland, dabei durchschnittlich dünn bevölkert (9 Menschen auf den Geviertkilometer). Man sollte glauben, „Rußland, das an Gebiet mehr als genug hat, und das mit seiner eigenen Industrie sich nicht einmal selbst sattmachen kann, brauche wirklich keine Expansionspolitik zu führen, am allerwenigsten, wenn so große innerpolitische Aufgaben ihrer Lösung harren" (Kjellen). Aber seit Peter der Große schon durch den peripherischen Punkt, wo er seine neue Hauptstadt anlegte, Rußland eine Drohfront gegen Europa gab, ist Rußlands Stoß gegen Westen energischer, als der gegen Osten, besonders wenn man den äußerst ungleichen Widerstand von Westen und Osten bedenkt. So hat es sich durch lauter ursprünglich nichtrussische Völker gegen Westen durchgefressen, bis es gegen zwei Hindernisse anrannte: Deutschland und Österreich-Ungarn. Fällt Österreich-Ungarn, so hat Rußland den ganzen Balkan in der Tasche. Fällt Deutschland, so gibt es in Europa überhaupt kein Hindernis mehr für Rußlands Expansion, und Kosaken können wieder, wie vor hundert Jahren, ihre Pferde in der Seine tränken. Dann ist jeder europäische Staat für sich, ja sogar jede europäische Allianz Rußland gegenüber hilflos. Wenn Rußland über die Weichsel und Elbe dringt, hält es erst am Atlantischen Ozean still. Es ist wie eine Überschwemmung: die kleineren, schwächeren Dämme hat es weggespült. Bricht es auch durch den stärksten, der zugleich der letzte ist, so drückt das ganze Meer nach. Umgekehrt: Widersteht dieser Damm, so kann man vor ihm einen zweiten aufrichten, wenn man die zerstörten wieder und stärker aufbaut.

Wenn es diesmal gelingt, Rußland sich an der westlichen Mauer den Schädel blutig schlagen zu lassen und es so zu schwächen, daß ihm der Drang nach Westen fürs erste vergeht, so wird sich seine ganze nach wie vor bestehende Expansionswucht gegen Osten wenden. Schon in den letzten Jahren hat es jährlich über 700000 Ansiedler aus dem europäischen Gebiet nach dem asiatischen, besonders nach Sibirien, hinübergeschafft, um ihnen dort Land anzuweisen. Das Verhältnis seiner europäischen Bevölkerung zu seiner asiatischen ist nach W. v. Borkendorf 167 zu 20, nach

Digitized by Google

Kjellen, der anders einteilt, 128 zu 51; das Verhältnis der Oberfläche aber ist etwa 5 zu 18. Rußland muß, wenn es den Westen versperrt findet, seinen Bevölkerungsüberschuß nach Osten werfen und das Mißverhältnis ausgleichen. Es wird aus einem pseudoeuropäischen Staat wieder der kontinentale Puffer zwischen Europa und Asien, und eben das, was Rußland gegenwärtig für Europa zu einer Gefahr macht, macht es dann zu seiner Hilfe: seine Menschenmasse. Denn nach Osten wird Rußland so lang vorstoßen müssen, bis es an den Chinesischen Meeren ist. Ans offene Meer will es um jeden Preis. Daß es dabei China und vor allem Japan als Hindernisse überwinden muß, ist für Europa nicht nur günstig, sondern notwendig und rettend. Es handelt sich in diesem Krieg längst nicht mehr um Dreiverband gegen Zweibund, sondern um Europa gegen Asien. Ein europäisches Rußland führt zu einem russischen Europa. Als Puffer gegen Asien mit östlicher Expansionstendenz ist Rußland unschätzbar, und als Puffer gegen Rußland sind die gegenwärtig noch russischen Reichsteile am Westgürtel mehr wert als ein halbes Hundert Sperrforts.

Daher liegt es im Interesse Europas, daß die Selbständigkeitsbestrebungen der zahlreichen Nichtrussenstämme des russischen Reiches, der Polen, Finnen, Kaukasier erfüllt werden. Durch den Eintritt der Türkei in den Krieg ist die Möglichkeit gegeben, daß sich die islamitischen Völker von Rußland losreißen. Weitere Möglichkeiten sind die Wiedererrichtung eines Königreichs Polen, die Befreiung der Ostseeprovinzen, die Wiedervereinigung Bessarabiens mit Rumänien und die Selbständigkeit Finnlands. Nur ein Rußland, an dessen Westgrenze sich selbständige Staaten bilden, die auch lebensfähig sind, einen nationalen Kern und Kitt haben und, wenn auch nicht einzeln, so doch zusammen und mit Deutschland, Österreich-Ungarn, Rumänien und der Türkei einem Angriff Rußlands standhalten können, nur ein solches Rußland hört auf, eine beständige Bedrohung seiner westlichen Nachbarn zu sein. Nach dem Gesetz von gleichen Wirkungen aus gleichen Ursachen wird sich dieser Prozeß immer wieder in Rußland erneuern, weil immer wieder in diesem, aus allen möglichen Völkern zusammengesetzten Staate der Fall eintreten wird, daß eines dieser Völker seine nationale Eigenart entdeckt und sein nationales Eigenleben beansprucht. Ein so unermeßliches Reich hält nur zusammen, solang die Mehrzahl seiner Bewohner auf ungefähr gleichmäßig tiefer Kulturstufe steht. Die natürliche Folge steigender Kultur ist Stärkung des Nationalbewußtseins, Zusammenstreben des Zusammengehörigen, Auseinanderfallen des Nichtorganischen und Nichtorganisierten. Großrussen und Kleinrussen werden nicht ewig beisammen bleiben, auch wenn Polen, Finnen, Littauer und Balten sich von Rußland gelöst haben. Die Loslösung der

Digitized by Google

politisch vorgeschritteneren Staatsteile ist ein natürlicher Reifungsprozeß, vor dem weder russische noch nichtrussische Beobachter die Augen verschließen. Es handelt sich einzig darum, diesen Reifungsprozeß zu studieren, gegebenenfalls zu beschleunigen, jedenfalls jetzt mit allen Mitteln zu benützen.

Wenn Rußland keine Polen und Deutschen mehr als Fremdvölker hat, fallen zunächst die stärksten Antriebe für zivilisatorischen Fortschritt weg, und damit wieder eine Gefahr für den Westen, der ein Rußland mit 75 Prozent Analphabeten unter den Rekruten zu schätzen weiß, eines mit nur 25 Prozent aber fürchten müßte, wenn nicht in Rußland mit jeder Hebung der Volksbildung sofort auch alle zentrifugalen, sogenannten revolutionären Bestrebungen Oberwasser bekämen. Der Bedrohungskoeffizient wird auf der einen Seite desto kleiner, je mehr es gelingt, die nichtrussischen Nationalitäten loszureißen; andererseits wird eben dadurch Rußland unaufhaltsam weiter in eine Entwicklung hineingetrieben, die bei dem Umfang des Reiches und der Verschiedenartigkeit seiner Stämme und Rassen von Fall zu Fall zu derselben letzten Konsequenz führt: Loslösung der Reichsteile, die dazu reif sind. Die Tendenz zum Nationalstaat mit möglichst einheitlicher Bevölkerung und Sprache ist nun einmal die stärkste und elementarste Macht der weltgeschichtlichen Periode, in der wir stehen; jeder Versuch, sie aufzuhalten, beschwört eine Krise herauf. Diese Tendenz wird auch vor Rußland und in Rußland nicht Halt machen.

Der Zerfall des russischen Monstrums in seine einzelnen, immer noch beträchtlichen Nationalländer ist so wenig eine Chimäre, daß die ersten kräftigen Anzeichen dieser Bestrebungen schon auf zehn Jahre zurückgehen. Damals traten die Führer der nichtrussischen Stämme zusammen und proklamierten den Sturz des Absolutismus und eine föderalistische Staatsform in Gestalt nationaler Republiken. Prompt erfolgten darauf von Seite der Regierung Konzessionen an die Kleinrussen, die allerdings nach dem Kriege allmählich wieder sämtlich zurückgenommen wurden. Wenn Rußland in der Klemme ist, stellt es sich immer anständig. Sobald es glaubt, sich wieder rühren zu können, zeigt es seine wahre Natur. Auch die Neutralen können aus dem bisherigen Verlauf des Krieges sehen, was sie von Rußland zu erwarten haben. Sicher ist, daß es nach diesem Kriege nur dann ein größeres Rumänien geben wird, wenn sich Rumänien Rußland *nicht* anschließt; wenn es so verblendet wäre, an Rußlands Seite zu treten, so gäbe es nach dem Krieg nur ein um einen rumänischen Vasallenstaat vergrößertes Rußland. Ebenso hat Bulgarien nur dann Landzuwachs und Gewähr seiner nationalen Selbständigkeit zu erwarten, wenn es sich nicht für Serbien einsetzt, auf dessen Kosten es ihn einzig erhalten kann. Es ist natürlich nicht anzunehmen, daß die hier ins Auge gefaß-

Digitized by Google

ten Loslösungen etwa so Schlag auf Schlag erfolgen werden, wie die Kriegserklärungen gegen uns; die einen sind zeitig, andere noch im Stadium des Reifens. Aber kommen werden sie, weil sie kommen müssen; weil sonst Europa russisch wird. Rußland will seit dreihundert Jahren europäisch sein, aber es ist es heute noch nicht geworden, und wird es in weiteren dreihundert Jahren ebensowenig. Darum muß es aus Europa hinaus und dahin zurückgedrängt werden, woher es gekommen ist.

Der jetzige Krieg ist, weil Rußland zum erstenmal auf seiner ganzen Westfront angegriffen wird, eine vielleicht nie mehr wiederkehrende Gelegenheit, es wirklich auf geraume Zeit hinaus lahm zu legen; militärisch blutet es wie noch nie, und finanziell gerät es an den Rand des Staatsbankerotts. Dieser Krieg kommt ihm unerhört teuer, und daß es vor allem auch Millionen französischen Kapitals sind, die bei der Gelegenheit auf Nimmerwiedersehen verloren gehen, ist für uns nur günstig. Der Widerstand den Rußland jetzt der Befreiung einzelner Nationalitäten entgegensetzen kann, ist nicht groß. Es könnte sie nur durch einen neuen Krieg wiedererlangen. Aber schon der jetzige Krieg erschüttert seine Industrie und sein Bankwesen katastrophal und so nachhaltig, daß es sich nur sehr langsam erholt; um so langsamer, als es auf absehbare Zeit keinen ausländischen Geldgeber mehr finden wird. Es kommt als sehr wichtig dazu, daß Rußlands Grenze durch diese Loslösung nicht etwa vom militärischen Standpunkte aus zur Offensive geeigneter würde: sie wäre von Norden nach Süden genau so riesig lang wie jetzt, wo Rußland doch auch bereits alle Nachteile seiner maßlos breiten Westgrenze zu spüren bekommt.

Ein Problem für sich bilden die sechs Millionen Juden, teils Orthodoxe, teils Zionisten, teils sehr moderne Geister. Sie sind im reaktionären Rußland wegen ihrer Rührigkeit und Intelligenz, ihres Drangs nach vorwärts und aufwärts, ihrer ausgesprochenen politisch-agitatorischen Begabung, ihres Zusammenhalts unter sich und ihrer Wurzellosigkeit gegenüber dem Reiche im Frieden womöglich noch rechtloser als im Kriege. Der jetzige Krieg bietet endlich die Handhabe, dieses Volk, das Unsägliches erduldet hat und Tag für Tag erduldet, zu befreien und dem zionistischen Teil seinen tausendjährigen Traum vom alten Heimatland zu verwirklichen: Ansiedlung als Ackerbauer und Handwerker in Palästina, wo sie durch ihre Zahl, ihren Expansionsdrang, ihren Widerstand gegen Assimilation, ihre fortschrittliche Tendenz eine hocheinzuschätzende Hemmung gegen großbritannische Einnistungsversuche bilden würden. Zu den russischen Auswanderern, deren jährlicher Durchschnitt 95 000 beträgt, stellen sie ohnehin das weitaus stärkste Kontingent. In diesem Zusammenhang gewinnt das Problem des Zionismus weltpolitische Bedeutung, und Syrien er-

Digitized by Google

scheint als ein Land der Zukunft. Auch von den 265000 jährlich auswandernden Österreichern gehört ein großer Prozentsatz hierher.

Wir kommen über zwei Tatsachen nicht weg: Es gibt eine europäische Kultur gegenüber der russischen. Das Wort „russische Kultur" will einem nicht über die Lippen. Es ist ein Begriffswiderspruch. Es gibt keine. Was Rußland von uns trennt, sind Welten: Hellas, Rom, abendländisches Christentum, Reformation, Renaissance, Humanismus, deutsche Philosophie, deutsche Musik. Was Rußland von all dem hat, ist Schein, Lack, Firnis. Was darunterstekt, ist unversöhnliche Feindschaft gegen all diese Mächte, ewiges Unvermögen, sie je zu verstehen, geschweige sie sich einzuverleiben.

Es gibt eine weiße Kultur gegenüber der farbigen. Wir werden niemals einen Japanesen verstehen. Es ist dies für uns auch gar nicht nötig oder wünschenswert. Ebensowenig wird er je europäische Kultur verstehen. Auch das ist nicht nötig und nicht wünschenswert. Sehe jeder, wo er bleibe!

...und wer steht, daß er nicht falle! Schon 1866 erkannte Henri Martin in seinem Buche La Russie et l'Europe die Gefahr und gab die Losung aus: Europa den Europäern! Die Situation ist inzwischen so klar geworden wie nur möglich. Nach dem Kriege werden besonnene Engländer darüber genau so denken und schreiben wie wir, wie sie es auch vor dem Kriege getan haben. Wir sind die Vorkämpfer Europas, das mit uns steht und fällt. Das friedliche und zum Teil neutrale Europa weiß es noch nicht, oder tut, als wüßte es noch nicht, will es nicht wissen. Die Hauptsache ist, daß wir es wissen und darnach handeln.

Die russische Generalität im Lichte russischer Kritik.

Von Hans Uebersberger,
Professor für Geschichte Osteuropas an der Wiener Universität.

Nach dem Zusammenbruche der russischen Armee im fernen Osten im Russisch-Japanischen Kriege hat eine gewaltige Reform seit 1905 eingesetzt, die unleugbar vieles Faule beseitigt und der russischen Armee doch eine ganz andere Schlagkraft verliehen hat, als sie diese in den Jahren 1903—1905 an den Tag legte. Allerdings darf man hiebei zwei Momente nicht übersehen: Der Kampf mit Japan war ein Kolonialkrieg, der auf viele Tausende Werst von der Basis bei vollständig ungenügender Verbindung mit dem Reichszentrum geführt werden mußte und der außerdem in allen Kreisen der russischen Intelligenz von allem Anfang an verhaßt war. Bei der starken und langjährigen panslavistischen Agitation war

Digitized by Google

nur ein Krieg, der die Zertrümmerung der habsburgischen Monarchie und die Freimachung des Weges nach Konstantinopel, verbunden mit einer Aufrichtung der russischen Herrschaft vom Stillen Ozean bis zur Adria zum Ziele hatte, für alle Kreise der russischen Intelligenz im gleichen Maße populär. Je leichter man sich diese Aufgabe vorstellte, je mehr man Österreich-Ungarn in Auflösung begriffen glaubte, desto ungezügelter wurde der Wunsch weiter russischer Kreise nach einem Waffengange mit ihm. Gewiß hätte man lieber zuerst die Donaumonarchie erledigt, um dann nach einer gewissen Ruhe- und Erholungspause mit Deutschland abzurechnen. Die einflußreichen Kreise der Moskauer Industrie waren ja schon längst darauf aus, die ihnen unangenehme Konkurrenz auf diese Weise auszuschalten. Die panslavistischen und nationalistischen Kreise aber hätten nach der Zertrümmerung der Donaumonarchie die Abrechnung der Slaven mit den Deutschen, nach der sie lechzen, unter günstigeren Bedingungen in Szene setzen können. An der Bündnistreue Deutschlands sind nun alle diese Wünsche wie Seifenblasen zerstoben. So blieb also nichts anderes übrig, als den Kampf auch gleichzeitig mit Deutschland aufzunehmen; als man einige Monate vor dem Kriege der Hilfe Englands sicher war, glaubte man diesen auch mit sicherem Erfolge unternehmen zu können. Einer der Haupteinpeitscher Rußlands zum Kriege, der Exdiplomat Brjančaninow, der durch seine Frau, eine Fürstin Gortschakow, in den ersten Kreisen der russischen Residenz Aufnahme gefunden und dazu noch als Liberaler galt, hat diese Nachricht von der englischen Mitwirkung schon Monate vor der Sarajewoer Bluttat nach einem Besuche bei Grey urbi et orbi verkündet. Deshalb wurde der Kriegsausbruch mit so überschwänglicher Freude begrüßt. Die tiefeingewurzelte Abneigung des Russen gegen den Deutschen, die ihre Wurzeln in der russischen Geschichte hat und durch das Gefühl der eigenen Unzulänglichkeit im Konkurrenzkampf mit dem Deutschen genährt wird, kam zum elementaren Ausbruch. Und nun trat eine seltsame Erscheinung zutage, die weite Kreise Deutschlands und Österreich-Ungarns in Staunen versetzte: die russischen Revolutionäre, die ihre eigene Regierung bisher ohne Auswahl der Mittel bis ans Messer bekämpften, wurden auf einmal zu russischen Patrioten, die den Kampf mit Deutschland und Österreich-Ungarn als heilige Sache proklamierten. Bei näherem Zusehen wird man allerdings darüber klar werden, daß dieses ungläubige Staunen ganz unbegründet war. Die beiden Kaisermächte haben immer in ihrer Außenpolitik ihre konservativen und monarchischen Prinzipien betont; sie haben Rußland, als es von Japan geschlagen und gedemütigt durch die innere Revolution an den Rand des Untergangs gezerrt wurde, loyal und selbstlos den Rücken gedeckt. Ja nach der

Digitized by Google

Anschauung der russischen Revolutionäre ist die russische Revolution gerade an der Hilfe von außen, die jene Haltung der russischen Dynastie und der Regierung gab, gescheitert. Daher der Haß aller linken Parteien von den Kadetten angefangen gegen Deutschland und Österreich-Ungarn und die Hinneigung zu dem früher seit Generationen glühend gehaßten England. Man mochte hoffen, nach einer Zertrümmerung Österreich-Ungarns und der Niederwerfung Deutschlands das Hindernis zu beseitigen, das bisher einer Abrechnung mit Regierung und Dynastie in Rußland im Wege gestanden hatte. Daß ein Sieg Dynastie und Regierung einen gewaltigen Machtzuwachs bringt und ihre Stellung fast unangreifbar macht, scheint man in diesen Kreisen nicht zu befürchten, wohl deshalb, weil man die Beseitigung möglicher auswärtiger Hilfe für beide höher einschätzte, als diese vorübergehende Stärkung ihrer Machtstellung. Es würde zu weit führen, wenn man hier auseinandersetzen wollte, daß auch diese Auffassung der revolutionären Kreise nicht ganz der Berechtigung entbehrt. So ist also fast die gesamte russische Intelligenz mit Begeisterung in den Krieg gezogen, ausgenommen eine Gruppe der Sozialdemokraten, die Bolschewiken, die den Kampf gegen die Regierung für wichtiger und unaufschiebbar erklärten. Die geistigen Führer der sozialdemokratischen Bewegung in Rußland aber standen wie die der Revolutionäre auf seiten der Regierung und erklärten den Kampf mit Deutschland und Österreich-Ungarn für eine heilige Sache. Vielleicht ist selten ein Krieg in Rußland so allseitig gebilligt worden, als er ausbrach, wie der gegenwärtige. Man wird daher bei der Beurteilung der russischen Kriegführung dieses Moment nicht übersehen dürfen und sich die Frage vorlegen müssen, warum die Erfolge derselben so gar nicht mit ihm in Einklang stehen.

Dazu kommt noch, daß die Armee abgesehen von dem im Verhältnis zu Ostasien so günstig gelegenen Kriegsschauplatze ganz anders gerüstet in den Krieg zog. In den fünf Jahren von 1908—1912 wurden 3,356,6 Millionen Rubel für Heer und Marine ausgegeben, also nahezu gegen 7 Milliarden Mark, 1913 neuerdings 876 Millionen Rubel und das Budget für 1914 wies bereits eine Summe von 974,8 Millionen Rubel auf. Also nahezu eine Milliarde Rubel sollte jährlich für Armee und Flotte ausgegeben werden, wobei diese Ausgaben bereits 39,2 Prozent der ganzen Staatsausgaben ausmachten. Die Kommission für die Reichsverteidigung der Duma hat tatsächlich alles getan und bewilligt, was die russische Heeresverwaltung angefordert hat. Die linken Parteien einschließlich der Kadetten wurden in diese Kommission überhaupt nicht zugelassen, weil sie angeblich ihren vollen Mangel an Patriotismus seit den Tagen der Revolution zu genügend an den Tag gelegt haben. Nationalisten und

Digitized by Google

Oktobristen haben mit den Vertretern der äußersten Rechten allein in dieser Kommission gesessen und gearbeitet. Ob sie klug daran getan haben, die Opposition nicht nur auszuschalten sondern auch jeder Mitverantwortung zu entheben, wird die innere Abrechnung in Rußland nach dem Kriege zeigen. Schon 1912 verkündete daher der Tätigkeitsbericht der Nationalisten, der nach Ablauf der Vollmachten der dritten Reichsduma erstattet wurde und zugleich als Agitationsmittel für die Wahlen zur vierten Duma dienen sollte, folgendes:

„Leider erlaubt der Geheimcharakter vieler Gesetzentwürfe, die der Kommission für die Reichsverteidigung zur Beschlußfassung unterbreitet wurden, nicht, genauer auf deren Tätigkeit einzugehen. Gleichwohl aber kann man mit Überzeugung aussprechen, daß die russische Armee gegenwärtig auf einer nie erreichten Höhe technischer Ausrüstung steht, und die Stimme Rußlands in der internationalen Arena schon nicht mehr so schüchtern klingt, als dies im Zeitpunkte der Annexion Bosniens und Herzegowinas der Fall war, als wir untertänigst zurückweichen mußten, da wir nicht die Macht besaßen, unsere Würde mit der Waffe zu verteidigen."

Nur bezüglich der Marine macht der Tätigkeitsbericht der Nationalistenfraktion eine Einschränkung. Das Marineministerium hätte aus der neuen Zeit nichts gelernt und der aufbauenden Tätigkeit der Kommission für Reichsverteidigung nur Hindernisse bereitet. Der Zar hat sich ja bekanntlich auf die Seite der Duma gestellt und eine besondere Revisionskommission für die Marine eingesetzt. So kam es also, daß ein frischerer Zug in die Marineverwaltung erst erheblich später kam und diese bei Ausbruch des Krieges erst in der Reorganisation begriffen war.

Beim Landheere wurden außer der Ersetzung und Erneuerung des gesamten Kriegsmateriales und einer großzügigen Vermehrung von Artillerie, Gewehren, Munition und der anderen Kriegsmittel eine ganze Reihe von organisatorischen Änderungen und Neueinrichtungen getroffen. Dies betraf sowohl den Generalstab, als auch die höhere Ausbildung des Offiziersnachwuchses, das heißt die Militärakademien und die Intendanz. Was die Reform der Intendanz betrifft, scheint ja der Krieg bisher keine so groben Unterschleife zutage gefördert zu haben, als dies im Russisch-Japanischen Krieg der Fall war. Nur wird man stutzig, wenn es in einer nationalistischen Übersicht über die Zeit von 1906—1912 (Peter Poleschaew, „In sechs Jahren 1906—1912", St. Petersburg 1912, S. 109) gelegentlich der Besprechung dieser Reform heißt, daß im Vergleich zu den Vorfällen in anderen europäischen Staaten die russischen Intendanten der berüchtigten Intendantenprozesse die reinsten Waisenknaben seien.

Digitized by Google

Vorsichtig fügt er übrigens hinzu, daß man keine Ordnung ersinnen könnte, unter der die Gefahr solcher Mißbräuche auf ein Minimum eingeschränkt werden könnte.

So ist also die russische Armee nicht nur in kolossaler Übermacht, sondern auch neu organisiert und vortrefflich ausgerüstet, getragen von der allgemeinen Begeisterung der russischen Intelligenz und damit natürlich ihrer Offiziere in den Krieg gezogen. Die durch das mangelnde Eisenbahnnetz langsamere Bereitstellung wurde durch eine schon Monate vorher geheim durchgeführte Mobilisierung mehr als reichlich wettgemacht. Woher kam es nun, daß sie trotz ihrer wahrscheinlich mindestens vierfachen Übermacht die österreichisch-ungarische Armee nicht über den Haufen rennen und, während die deutschen Heere in Frankreich eindrangen, nicht in Wien und Berlin einziehen konnte? Woher kam es, daß Hindenburg mit schwachen Kräften zwei russischen Armeen in Ostpreußen eine so fürchterliche Niederlage bereiten konnte? Woher kam es, daß die deutschen und österreichisch-ungarischen Armeen den mit mehrfacher Übermacht unternommenen neuerlichen Durchbruchsversuch nicht nur aufhielten, sondern die Russen sogar in ihrem eigenen Lande in die Defensive drängten? Daß dabei das Soldatenmaterial, die mangelnde Intelligenz desselben eine gewisse Rolle spielte, ist ohne weiteres klar. Aber restlos ist diese Erklärung nicht, sonst wären auch Hunnen, Avaren und Mongolen nicht in der Lage gewesen, die Eroberungen in Europa zu machen, die sie gemacht haben. Die numerisch vielmal kleinere österreichisch-ungarische Armee hat, umgeben von dem von langer Hand von Rußland vorbereiteten Verrate, den ersten und naturgemäß stärksten Anprall der russischen Heeresmassen aufgehalten und diesen sogar die Möglichkeit genommen, in der zweiten Hälfte des September ihr in ihren neuen Aufmarschraum zu folgen und ihre Ergänzung und Neugruppierung zu stören. Man wird daher nach einer anderen Erklärung suchen müssen. Vielleicht liegt sie in der Führung und dem Offiziersmaterial. Was das Offizierskorps betrifft, so wäre ein Urteil über dasselbe, ohne über das entsprechende Material zu verfügen, eine Vermessenheit. Mstislawski hat in der von Korolenko, dem bekannten russischen Schriftsteller, herausgegebenen Zeitschrift (Russkoje Bogatstwo) im Oktober 1911 unter dem Titel „Rosettenideologie" allerdings über den im russischen Offizierskorps herrschenden Geist eine vernichtende Satire geschrieben, wofür der Herausgeber der Zeitschrift vor Gericht gestellt wurde. Es wäre dies vielleicht von geringerer Bedeutung, wenn sich unter dem Pseudonym „Mstislawski" nicht ein früherer Oberst des russischen Generalstabes und gegenwärtiges Mitglied der sozialrevolutionären Partei verbärge. Aber

Digitized by Google

man darf ja doch nicht vergessen, daß dem Offizierskorps aus allen geistigen Berufen Rußlands eine gewiß nicht geringe Zahl von Reserveoffizieren zugeströmt sind. Etwas anderes ist es mit der Führung, d. h. mit der russischen Generalität und hier besitzen wir eine sehr wertvolle und sehr ausführliche Statistik, die uns einen ziemlich genauen Einblick gewährt. Sie hat nur den einen Nachteil, daß sie etwas veraltet ist und auf das Jahr 1905 zurückgeht. Mittlererweile ist ja gewiß manches anders geworden, um so mehr als ja eine gewisse Altersgrenze für die Kommandostellen eingeführt und nach den Angriffen Gutschkows in der Duma auch eine gewisse Säuberung in der Generalität vorgenommen wurde. Aber so einfach und gründlich läßt sich in kurzer Zeit nicht eine so zahlreiche Gruppe wie die der russischen Generalität vollständig erneuern. Dazu tritt die Frage, ob der Bildungszensus der Nachrückenden wirklich besser ist, denn die Reform der Nikolajewschen Militärakademie im Jahre 1909 hat auf die gegenwärtigen Mitglieder der Generalität noch keinen Einfluß geübt. Man kann übrigens auch feststellen, daß manches im Personalstand der Generalität, was im Jahre 1907 getadelt wurde, auch im gegenwärtigen Kriege gleichgeblieben ist. Daher behält die Studie N. A. Rubakins „Die militärische Bürokratie in Ziffern" in der Moskauer Zeitschrift „Russkaja Myslj" (1907, 1, 2, 5) bis heute noch immer einen gewissen Wert. Es war die Zeit der zweiten Duma und vor dem Staatsstreiche vom Juni 1907, daher schleiften die Zügel der Zensur noch am Boden und war der Abdruck einer derartigen offenen und schonungslosen Kritik noch möglich. Der Verfasser, der gegenwärtig in der Schweiz lebt, ist übrigens selbst der Anschauung, daß die 1907 geschilderten Verhältnisse noch immer Geltung haben, denn er hat in einer 1912 in Petersburg erschienenen Broschüre „Rußland in Ziffern" das Kapitel „Die oberste Militärbürokratie und ihr Einkommen" seine Ausführung vollständig auf der Studie von 1907 basiert. Natürlich standen ihm neue Daten nicht zur Verfügung, sowie etwa die 1902 vom Obersten des russischen Generalstabes, Rechepeau, veröffentlichte kleine Broschüre „Statistik der Generäle", die Rubakin allerdings in seiner Art und mit Zugrundelegung seines eigenen Materiales benützt hat. Betrachten wir nun die Resultate der Rubakinschen Studien.

Vor allem konstatiert er einen unglaublichen Überfluß an Generälen in der russischen Armee. Von 1386 am 1. Dezember 1902 waren sie auf 1673 am 1. Mai 1905, d. h. um mehr als 20 Prozent in dritthalb Jahren gestiegen. Das sei eine ausschließlich russische Erscheinung, die sonst in keinem Lande vorkomme, seien doch auf jedes Infanterieregiment mit dem Friedensstand von 1900 Mann mehr als 3 (3·4) Generäle gekommen.

Digitized by Google

Normalerweise sollte die russische Armee nach deren damaligem Friedensstande nicht mehr als 900 Generäle besitzen. Schon 1902 konstatierte Oberst Rechepeau, daß „die Zahl der Generäle das wirkliche Bedürfnis und Erfordernis an solchen annähernd anderthalbmal übersteige". Er fügt dabei allerdings hinzu, daß die Ziffer der „Frontgeneräle" fast ungenügend, die der anderen, d. h. jener, die nicht Truppendienst machen, zu groß sei. 1905 scheint das Verhältnis nicht viel besser gewesen zu sein. Von den oben genannten 1673 Generälen waren 143 sog. „volle" Generäle (d. h. Generäle der Infanterie, Kavallerie, Artillerie und des Ingenieurkorps), 460 Generalleutnants und 1070 Generalmajore. Unter den 143 „vollen" Generälen gab es 2 Generalfeldmarschälle (den Großfürsten Michail Nikolajewitsch und D. A. Miljutin, beide mittlererweile gestorben), 76 Generäle der Infanterie, 34 der Kavallerie, 17 der Artillerie und 11 des Korps der Ingenieure. Von ihnen „zählten" 6 und „standen" 44 beim Generalstab. Von 460 Generalleutnanten „zählten" 126 zur Infanterie, 71 zur Kavallerie, 84 zur Artillerie, 18 zu Militärgerichten, 1 zum Korps der Gensdarmen, 3 zum Korps der Grenzwache, 5 zu den Militärunterrichtsanstalten, 28 zum Korps der Ingenieure. Außerdem gab es 3 Militärtopographen im Generalleutnantsrang. Weiter „standen" 102 beim Generalstab und „zählten" weitere 23 auf seine Liste. Unter den Generalleutnants gab es weiter einen besonderen Reichtum von solchen der Kosaken (19). Von 1070 Generalmajoren gehörten 315 zur Infanterie, 142 zur Kavallerie, 57 zu den Kosaken, 177 zur Artillerie, 80 zum Ingenieurkorps, 81 zu den Militärgerichten, nicht weniger als 30 zum Korps der Gensdarmen, 14 zum Korps der Grenzwache, 17 zu den Militärunterrichtsanstalten und 1 war Militärtopograph. Beim Generalstab „standen" 156 Generalmajore und „zählten" weitere 16, so daß also dieser nicht weniger als 302 Generäle aller drei Grade und mit den auf seiner Liste „zählenden" sogar 347 umfaßte.

1902 war das mittlere Alter der „vollen" Generäle 70 Jahre mit Schwankungen von 92 bis 55, das der Generalleutnants 61,8 Jahre mit Schwankungen von 85 bis 45, endlich das der Generalmajore 53,8, mit Schwankungen von 80 bis 42 Jahren. Die große Mehrzahl der vollen Generäle hatte ihre militärische Laufbahn noch unter Nikolaus I., also vor 1856, die der Generalleutnants unter Alexander II. begonnen. Nur 16 Generalleutnants waren nach 1870 in den Dienst getreten. „Unter diesen", sagt Rubakin, „finden wir unter anderen auch den berühmten „Bezwinger Sibiriens", wenn auch nicht Jermak ähnlich, den „braven" General von Rennenkampf, denselben, der ins Hauptquartier Berichte über ganze Regimenter von Feinden dort, wo es tatsächlich zwei bis drei

Digitized by Google

Kompagnien Japaner gab, schickte, denselben, der „in seinem Namen" den Offizieren schwere goldene Uhren „zum Andenken" schenkte, die er aus den Verpflegsgeldern der Armee angekauft hatte; denselben Rennenkampf, der sich während des Russisch-Chinesischen Krieges durch ein ungewöhnliches Mittel half, indem er in der Mandschurei mehrere Tausend friedlicher Chinesen ersäufen ließ und auf diese Weise für den folgenden Russisch-Japanischen Krieg ganze Kader von Rußland aufrichtig hassender, und für die Japaner, die Befreier von Rußland, zu jeder möglichen Unterstützung hilfsbereiter Leute schuf, denselben Rennenkampf, der seinen ohnedies bekannten Namen durch den unverwelklichen Lorbeer des Bezwingers schutzloser Russen bekränzte." Nicht weniger als 14 Generalleutnants hatten es trotz 56 jähriger Dienstzeit nicht zum vollen General gebracht. Auch unter den Generalmajoren gab es 1902 4, die ihre Dienstzeit 1840 bis 1850 begonnen hatten, also schon 66 bis 56 Jahre im Dienste standen und es trotzdem nicht einmal bis zum Generalleutnant gebracht hatten; 47 aber waren zwischen 1850 bis 1860, 491 zwischen 1860 bis 1870, 484 zwischen 1870 bis 1880 und 44 nach 1880 in den Dienst getreten. Oberst Rechepeau konnte 1902 also mit Recht behaupten, daß die russische Generalität ganz und gar greisenhaft sei. Nach 1905 ist man ja daran gegangen, eine Altersgrenze festzustellen und zwar 58 Jahre für einen Brigade-, 63 für einen Divisions- und 67 für einen Korps-Kommandanten, eine Grenze, die vielfach in Rußland als zu hoch gegriffen bezeichnet wird.

Wie stand es nun mit der militärischen Ausbildung der Generäle? Von 1070 Generalmajoren beendigten nur 375 verschiedene Militärakademien (im Range der österreichisch-ungarischen Kriegsschule und der höheren Artillerie- und Geniekurse) mit höherem Range, der ihnen das Recht zur Einteilung in den General- und Artillerieſtab verlieh, 83 mit niederem Range, der ihnen dieses Recht nicht gab, im ganzen also 458, d. h. 42,8 Prozent. Unter 460 Generalleutnants beendigten 184 die Militärakademien mit höherem, 59 mit niederem Range, also 52 Prozent. Unter den vollen Generälen gab es 71 Akademiker (oder Kriegsschüler), also 50 Prozent. Der Bildungszensus der übrigen Mitglieder der Generalität ist ein sehr niedriger; es ist schon viel, wenn sie ein Kadettenkorps oder eine Junkerschule besucht haben. 8 volle Generäle haben ihre allgemeine Bildung zu Hause, die militärische im Dienste erworben, d. h. sagt Rubakin, um „voller" General zu werden, braucht man in Rußland nicht immer Bildung. Der Kommandant der dritten mandschurischen Armee im Russisch-Japanischen Kriege, General Batjanow, erhielt seine gesamte allgemeine und militärische Bildung in der Marine-

Digitized by Google

kadettenschule. Das erinnert an die bekannte Geschichte mit jenem Kurator der Moskauer Universität in den 40er Jahren des 19. Jahrhunderts, der sich an die Umordnung nicht gewöhnen konnte, die entstand, wenn ein Professor seine Vorlesung absagte. Nach seiner Anordnung hat der im Dienstalter zunächst stehende die ausfallende Vorlesung abzuhalten, so daß einmal der Theologe bald dazu berufen worden wäre, auf der Gebärklinik ein Kolleg über Gynäkologie abzuhalten. Auch unter den Generalleutnanten und Generalmajoren gibt es nicht wenige, die ihre allgemeine Bildung zu Hause, die militärische im Dienste erworben haben, d. h. deren Bildungszensus gleich Null ist. Rubakin kommt nach den geschilderten Verhältnissen zur Schlußfolgerung: „Rußland darf in keiner Weise auf seine Generalität stolz sein."

Charakteristischer Weise hat sich von 1902 bis 1905 der Bildungszensus der Generalität verschlechtert. 1902 gab es unter 1386 Generälen 684 oder 49 Prozent, die eine Militärakademie (Kriegsschule) beendigt hatten. 1905 unter 1673 nur 772 oder 46,1 Prozent. Unter den Armeekommandanten hatten 1902 nur 55 Prozent, unter den Korpskommandanten nur 50 Prozent und Divisionären nur 49 Prozent eine Militärakademie (Kriegsschule) absolviert. Was die Praxis betrifft, waren 1905 19 „volle" Generäle, also ungefähr 12 Prozent, 131 Generalleutnante, also 28,5 Prozent und 307 Generalmajore, also 28,7 Prozent, niemals im Krieg gewesen. „Die Menge des vergossenen Blutes ihrer Untergebenen, das diese am Schlachtfeld hingegeben haben, ist verkehrt proportional dem Schweiß, den es dem Heerführer hinter den Büchern gekostet hat", meint witzig Oberst Rechepeau und Rubakin fügt hinzu: „Und umgekehrt".

Da nun weder die Bildung, noch die militärische Praxis eine solche Rolle bei der Hypertrophie der russischen Generäle spielt, sucht Rubakin nach der Ursache und glaubt diese in der Abkunft, der Nationalität und der Konfession gefunden zu haben.

1905 gab es 30 Fürsten, 22 Grafen und 39 Barone, sowie 36 „von" unter den russischen Generälen. Oberst Rechepeau konstatiert, daß die schnellste Karriere den Grafen, die langsamste den Baronen beschieden war. Dabei zeigt es sich allerdings, daß „von" und „Barone", also Deutsche oder deutscher Abkunft, den höchsten Bildungszensus haben, wenn auch ihre Karriere langsamer ist. Die Bekenner der „Orthodoxie" wiederum haben eine raschere Karriere, als die Lutheraner und Katholiken.

Und noch eines. Frontgeneräle kamen langsamer vorwärts als Generäle, die niemals Kommandostellen bei der Truppe innegehabt hatten. Dabei ist es interessant, daß die Generäle, wie Rubakin konstatiert, eine besondere Leidenschaft für die Zivilbehörden haben und ein großer Prozent-

Digitized by Google

satz von ihnen dem Reichsrate, dem Senate und verschiedenen Behörden, die absolut nichts mit dem Militär zu tun haben, zugeteilt ist.

Was das Einkommen der russischen Generäle betrifft, konstatiert Rubakin, daß die offiziellen Daten bei weitem nicht dem wirklichen Einkommen entsprechen, weil dieses ängstlich vor den Augen Unberufener geheimgehalten wird. Das dürfte auch heute noch ähnlich sein. So beträgt der im Budget 1914 eingetragene Gehalt des Kriegsministers 9000 Rubel Gehalt und 9000 Rubel sogenannte „Tafelgelder", im Ganzen also 18000 Rubel. Nun hat Brjančaninow in seiner Zeitschrift „Nowoje Zweno" im Januar 1914 konstatiert, daß der russische Kriegsminister für 1913 nicht weniger als 67000 Rubel an Reisediäten verrechnet hat und daß diese Reisediäten für 1912 und 1913 zusammen die ganz nette Summe von 120000 Rubeln ausmachten. Dem Oberstkommandierenden wurde im Budget von 1914 für den Frieden ein Gehalt von 14460 Rubel ausgeworfen, Kuropatkin aber erhielt als Oberkommandierender im Russisch-Japanischen Kriege tatsächlich 144000 Rubel und der schon genannte General Batjânow, der Kommandant der 3. mandschurischen Armee, 108000 Rubel jährlich. Jedenfalls haben 1905 die 1673 Generäle die ganz hübsche Summe von 20 Millionen Rubel gekostet.

Die Ergebnisse der gewiß nicht ausbleibenden inneren Abrechnung in Rußland nach dem Kriege werden zeigen, inwieweit die 1902 und 1905 festgestellten traurigen Verhältnisse in der russischen Generalität auch auf den gegenwärtigen Krieg von Einfluß geworden sind und den bisherigen Mißerfolg der russischen Heeresmassen hervorgerufen haben. Auf die Verhältnisse in der russischen Marine einzugehen, wo 1905 auf jede russische Einheit (Torpedo- und Kanonenboote mitgerechnet) drei und ein halber Admiral kamen, müssen wir uns für diesmal versagen.

St. Petersburg, nicht Petrograd!

Deutsche Zeitungen beginnen bereits Petrograd zu schreiben, weil es den Russen beliebt hat, eine Endung zu russifizieren, die sie daran erinnert, daß sie ihre ganze westeuropäische Zivilisation den Deutschen verdanken, und nur den Deutschen. Aus eben diesem Grunde wollen aber doch wir die Stadt nennen wie bisher. Wir sagen ja auch Mailand, Antwerpen, Kopenhagen, Löwen, Genf, Gent, Venedig, Lüttich. Vor allem aber bestimmen wir, und nicht die Russen, wie wir in Deutschland schreiben und sprechen. Wir werden vielleicht nach diesem Krieg eine Reihe von geographischen Namen verdeutschen, z. B. nicht mehr Jurjew sagen, sondern Dorpat. Alles dem Allgemeinen Deutschen Sprachverein zulieb.

Digitized by Google

Die Deutschenhetze in Rußland.

Der Haß zwischen Völkern kann sehr verschiedene Ursprünge haben. Er kann ein Rassenhaß sein, also seinen letzten Grund in physischem Ekel haben; er kann politisch-religiöser Natur sein, der Haß des Unterdrückten dem Unterdrücker, dem Aufzwinger fremder Götter gegenüber. Das sind edle Gründe, zu denen auch der Rassenhaß gehört, weil er zur Reinhaltung der eigenen führt. Er kann aber auch viel gemeineren Beweggründen sein Entstehen verdanken, in erster Linie dem Neid. Wir Deutsche stemmen uns jetzt gegen die ungeheuerste Welle von Haß, die je der Völkerneid zum Fluten gebracht hat.

Denn es ist nur Neid, d. h. das Bewußtsein einer Schwäche, die man sich selbst nicht eingestehen will, was zu diesem Kriege geführt hat. Daß der Neid England in die Reihe unserer Feinde gestellt hat, ist sonnenklar. Daß hinter Frankreichs beleidigter Eitelkeit sich gleichfalls Neid verbirgt, wird klar, wenn man sich vergegenwärtigt, was hinter der Angst vor der pénétration pacifique sich verbirgt.. der Brotneid nämlich. Rußlands Beweggründe sind nicht edlerer Art, wenn auch seine Vertreter ganz andere vorgeben.

Man kann es ja deutlich zwischen den Zeilen dessen lesen, was sie über uns schreiben. Und geschrieben haben. Man kann es heraushören zwischen den Worten dessen, was sie einem in persönlichem Gespräche sagen. Manchmal allerdings sagen sie's einem gerade heraus. Was ein russischer Museumsdirektor einem meiner deutschen Freunde, seinem Konservator, ins Gesicht geschleudert hat, könnte als Motto über diesen Zeilen stehen: „Ich kann die Deutschen als Nation nicht ausstehen, weil sie uns in allem und jedem über sind, aber ich brauche sie." Darum steckt das Museum auch voller Deutschen.

Seine Worte schildern erschöpfend den Gemütszustand der russischen Majorität uns Deutschen gegenüber. Sie beneiden und hassen den deutschen Lehr- und Zuchtmeister mit der ganzen Inbrunst des ungelehrigen Zöglings. Es gab eine Zeit — und das schon vor Peter dem Großen — wo Deutsche in Massen nach Rußland berufen wurden, als Lehrer und Vorbilder. Deutsche Handwerker sollten das Handwerk hochbringen, deutsche Gelehrte wirkten an den Universitäten und in der Akademie, deutsche Kolonisten sollten dem russischen Bauern eine rationelle Art des Feldbaus beibringen, deutsche Ingenieure die natürlichen Reichtümer des Landes ausbeuten lehren. Das Experiment gelang nur teilweise. Zwar brachte es der deutsche Handwerker zu Ansehen und Wohlstand, wirkten Deutsche von Weltruf in gelehrten Berufen, erwarb der deutsche Bauer durch seine Arbeit mehr Boden, als ihm anfänglich zugeteilt wurde, schufen deutsche Ingenieure einen guten Teil der Industrie, die Rußland heute besitzt — aber der Russe selbst blieb der Handlanger; er hatte nichts Ordentliches gelernt. Diese Tatsache mußte irgendwie aus der Welt geschafft werden. Es ging nicht an zu sagen, der Russe hätte etwas gelernt, so weit konnte man beim besten Willen nicht gehen. Aber ein anderes war kinderleicht zu behaupten: der deutsche Lehrmeister hätte versagt. Es setzte also die Reaktion ein, die heute noch fortwütet, giftiger und blinder als je. Es fing von oben an, man russifizierte. Zunächst die Universitäten. Was mit Dorpat, jetzt Jurjew, geschah, ist

Digitized by Google

in aller Erinnerung. Böse Zungen behaupteten damals, der neue, russische Gynäkolog hätte noch an den Storch geglaubt. Dann ging es weiter herunter, bis man in den letzten Jahren beim deutschen Bauern ankam. Dem hoffte man auf krummem Wege beizukommen. Man verbot ihm weiteres Land zu erstehen, man erwog die Mittel, ihm seine Sprache und seine Religion zu nehmen, um einen echten Russen aus ihm zu machen. Das oben erwähnte Museum zeigt im kleinen, was im Reiche im großen durchgeführt wurde. Der Gründer war ein Deutscher. Als er starb, wurde ein Russe an seine Stelle gesetzt — übrigens ein sehr sympathischer, energischer Mann — aber, er brachte sich einen deutschen Bibliothekar und einen deutschen Konservator mit, er „verschrieb" sich aus Berlin noch einen Präparator und stellte eine deutsche Dame für künstlerische Arbeiten ein. Dagegen sind der Hausmeister und die Diener Russen. Ich weiß von dem Manne ganz genau, daß er vor der Möglichkeit bebt, es könnten ihm die Verhältnisse russische Beamte aufdrängen. Er sähe darin das Ende seiner Bestrebungen, die darauf hinauslaufen, aus dem Museum etwas Ganzes zu machen. Weil er weiß, daß ihm das nur mit fremder Hilfe gelingen kann. Die Hilflosigkeit des Russen, besonders die technische, ist ja so groß. Wir erleben jetzt wieder Beispiele davon. Es sickern immer mehr Nachrichten vom Kriegsschauplatz durch, daß die kriegstechnischen Hilfsmittel des russischen Heeres erschöpft sind — das große Versagen hebt an. Die Dampfwalze ist stecken geblieben. Es kann das niemanden überraschen, der russische Verhältnisse einigermaßen kennt. Ich bin nun durchaus kein Techniker und habe mich in meinem Leben leider zu wenig um Technisches gekümmert, aber ich war doch vielfach in der Lage, Einschlägiges beobachten zu können. Ich nehme als Beispiel die Stadt T., in der ich lange Jahre verbracht habe. Sie hat keine nennenswerte Industrie; sie bezieht alles. Ihre Elektrische ist belgisch; desgleichen die Zahnradbahn, die auf eine der benachbarten Höhen führt. Die Stadt hat zwei Optiker — Deutsche. Sie führen nur deutsche Ware, weil es keine russische gibt. Das beste Taschenmesser, das ich je besaß, habe ich dort gekauft — Solinger Fabrikat. Die große Drogerie, eine Aktiengesellschaft, verkauft selbstverständlich nur ausländische Ware — zum großen Teil deutsche. Ein einziges besseres Haus — ein deutsches — für photographische Artikel bezieht nichts, aber auch gar nichts aus Rußland; der Mann betreibt aber auch einen schwunghaften Handel mit allen möglichen physikalischen Apparaten für Lehrinstitute, wissenschaftliche Vereine, Bergwesenverwaltungen usw., alles aus dem Ausland. Ein einigermaßen zarter Apparat muß für Reparaturen nach dem Ausland geschickt werden. Die zahlreichen mineralischen Bodenschätze werden von ausländischen Gesellschaften oder wenigstens unter Oberleitung fremder Ingenieure ausgebeutet. Russische Studenten überschwemmen deutsche und belgische polytechnische Schulen — zu welchen Mißständen das geführt hat, ist aus der Tatsache ersichtlich, daß es eine Russische-Studenten-Frage gibt, nicht nur in Deutschland. Große Unternehmungen im ganzen Reiche sind auf fremdländische Ingenieure und Monteure angewiesen; bisher hauptsächlich Deutsche und Belgier. Wenn sich Rußland über die wachsende Anzahl deutscher Techniker beklagt, so darf man sich mit Recht fragen, warum es dasselbe nicht auch wegen der belgischen tue. Um so mehr, als bittere Klagen über belgisches Geschäftsgebaren nichts weniger als selten sind. Der einzige Buchbinder

Digitized by Google

in der erwähnten Stadt (über dreimalhunderttausend Einwohner), dem man seine Bücher anvertrauen kann, ist ein Deutscher. Er ist teuer, aber sogar öffentliche Anstalten, staatliche Institute und Kanzleien lassen bei ihm arbeiten. Bierbrauer und Wurstmacher in Rußland sind Deutsche (daher der Spitzname, mit dem sie uns gern belegen: kolbasniki = Wurstmacher).

Rußland hat gewiß Großes in mancher Beziehung geleistet, in dem nämlich, was mit der militärischen Bereitschaft des Landes zusammenhängt: die transsibirische Bahn z. B. ist eine Leistung; die Großzügigkeit, mit der es sich für den jetzigen Krieg vorbereitet hat, gleichfalls. Aber, wenn an der Breite nichts zu tadeln ist, so doch an der Tiefe; es war für einen kurzen Krieg, für eine Überrumplung fertig. Jetzt ist die Dampfwalze in Unordnung geraten, und es fehlt an den Technikern, sie wieder in Ordnung zu bringen. Rußland hat nichts von dem erfunden, was man heute zum Kriegführen braucht, weder das Repetiergewehr noch das Maschinengewehr, noch die Flugmaschine, noch das Luftschiff, noch den Kraftwagen, noch den Torpedo, noch das Unterseeboot. Es hat diese Erfindungen fix und fertig übernommen und nicht oder nur ganz wenig verbessert. Es ist auch darin, wie in fast allem, was Kultur heißt, vom Ausland abhängig.

Kein vernünftiger Mensch wird Rußland gram sein wollen, wenn es das, was es als seine Kulturaufgaben bezeichnet, aus eigener Kraft zu Ende zu führen willens ist. Wenn es das kann, gut. Aber Rußland kann es nicht. Kein Land, das unter seinen Rekruten 65 Prozent Analphabeten hat, kann ohne fremde Hilfe Kulturarbeiten sich widmen. Der Simplicissimus hat vor einiger Zeit ein Bild gebracht. Ein paar russische Soldaten haben eine Karte gefunden. Da sagt der eine zu den andern: „Jetzt haben wir Karte; vielleicht kommt einer, der lesen kann." Ein getreues Bild des Zustandes im ganzen Reiche. So weit ist er schon, daß er weiß, was er gefunden hat. Nur mit dem Benützen des Gefundenen hapert's. Also mit der Benützung des gesamten, im Laufe der Zeit aufgestapelten Kulturgutes. Groteskere Erscheinungen wird man wohl nirgends finden, als in diesem Lande der unbegrenzten Unmöglichkeiten. In diesem mit Schwarzerde so reich gesegneten Land sind Hungersnöte an der Tagesordnung. Auf den Eisenbahnen ist es trotz drei- und vierfacher Kontrolle noch immer nicht gelungen, die Schwarzfahrer abzuschaffen. Ein höherer Angestellter einer Bahn von ganz hervorragender Wichtigkeit, der transkaukasischen, die wegen verschiedener, mit Unehrlichkeit und Bestechlichkeit zusammenhängender Mißstände jährlich Hunderttausende an Schadenersatz leisten muß, schreibt ein sechzig Seiten langes Memorandum, in dem er nachweist, daß das einzige Mittel zur Hebung dieser Übelstände — die Ausschaltung der transkaukasischen Bahnen aus dem internationalen Eisenbahnnetz sei.

Cholera und Pest geben pünktlich jedes Jahr ihre Gastrollen. Man gründet Frauenhochschulen und Gymnasien, Universitäten und sonstige höhere Lehranstalten, hat aber, wie gesagt, 65 Prozent Analphabeten unter den Rekruten. Das Budget stützt sich zum großen Teil auf Zolleinnahmen und die Einkünfte aus dem staatlichen Schnapsverkauf, aber man verbietet den Schnaps und legt der Einführung fremder Ware möglichst viel Hindernisse in den Weg. Doch nun genug davon; das ganze öffentliche und private Leben in Rußland ist voll solcher Unverträglichkeiten. Die

Digitized by Google

feineren Köpfe verstehen es gar wohl, daß das Kulturleben Rußlands eben daran leidet, an der Unfähigkeit des Durchschnittsmenschen zur Benutzung der Kulturgüter. Es gab und gibt Leute, und sie waren und sind sicher nicht die unklugsten, die Rußland überhaupt eine energische Abkehr vom Westen und damit von seiner Kultur predigen. Daß solches Wort auch bei den weniger feinen Naturen williges Ohr findet, ist ja begreiflich. Nur, das Gehörte vergröbert sich bei diesen auf dem Wege vom Ohr ins Gehirn. Das Wort predigt Abkehr von jenem Westlichen, was dem russischen Menschen nicht liegt; das Echo im Gehirn lautet Haß dem Westen. Zunächst seinen zahlreichsten Vertretern gegenüber, den Deutschen. Das ist es, was die „ächt russischen Leute", die vom „Schwarzen Hundert" beseelt. Die sind aber durchaus nicht nur in den unteren Schichten zu finden. Sie suchten und fanden ihren Weg in die Redaktionen der Zeitungen vom Schlage der Nowoje Wremja (des infamsten Blattes neben der Times und dem Matin), in die Duma, hinauf bis in die großfürstlichen Kreise.

Wenn diese Herren nach Feinden Rußlands suchten, so fanden sie zwei: die Juden und die Deutschen. Es gab eine Zeit, und die ist gar nicht so fern, wo Leuten vom Schlage Menschikows (Nowoje Wremja) von Zeit zu Zeit auf die Finger geklopft wurde. Selbst noch nach der offiziellen Einweihung der russisch-französischen Verbrüderung. Aber nicht mehr, seit man in Rußland sein englisch fühlendes Herz entdeckt hat. Da hatte man an der Thames wie an der Newa, etwas gefunden, womit man Brücken bauen konnte über den Abgrund, der England von Rußland trennte. Dieses Etwas war der Haß gegen alles was deutsch hieß. Man spie Gift auf uns. Jetzt natürlich mehr als je.

Ein Zufall spielte mir einige Nummern der Nowoje Wremja und des Rjetsch in die Hand. (Wie niedlich, daß rjetsch, die Rede, mit unserm ratschen zusammenhängt!) Wir schneiden schlecht ab. Ganz miserabel. Wir sind Säufer und Schlemmer bis in die Schützengräben hinein, wir veröffentlichen keine allgemeinen Verlustlisten, wir sind feig und unfähig, unsere Generäle werden zu Dutzenden entlassen, unser Kriegsplan ist von A—Z gescheitert, und was wir erreicht haben (also doch!), das danken wir dem Verrat der Deutschrussen. Wir schänden Kirchen, Klöster und historische Stätten, wir benützen Wohnungen als Abtritte, wir schreiben mit in Farbe getauchten Fingern „Deutschland über alles" auf den Spiegel im Salon, wo wir gehaust haben (!). Wir sind an den „Komfort eines Schweinestalles" gewöhnt, wir „liebe Schweine" haben nach Bismarcks Rezept, nicht nur mit Möbeln, sondern auch mit Geldschränken, Kasserollen, Uhren, Pferden und Kühen geheizt. Aber es ist gar nicht der Mühe wert, all das gehässige Zeug zu wiederholen, was in den beiden Wischen steht. Es ist nicht nur gehässig, sondern auch läppisch und kindisch, für unreife Menschen geschrieben. Nur ein Dokument möchte ich ganz hiehersetzen; den Protest der russischen „Intelligenz" gegen die deutschen „Greuel". Es braucht ihn niemand tragisch zu nehmen; er ist verfaßt, um ein Volk in künstliche Wut hineinzuhetzen, um unangenehme Tatsachen zu verschleiern. Es braucht auch niemand, der etwa den einen oder andern Namen der Unterzeichner erfährt — ich gebe sie nicht, weil die Liste zu lang würde — dem Manne deswegen allzusehr zu zürnen; wir wissen ja wie in Rußland solche Unterschriften gesammelt werden.

Digitized by Google

Das Dokument steht in der Nowoje Wremja vom 20. Oktober — 3. November 1914.

Protest der Vertreter der russischen Wissenschaft gegen die unrechtmäßige Kriegsführung durch Deutschland und Österreich-Ungarn.

„Drei Monate Krieg haben mit genügender Vollständigkeit den Charakter und die Methode der Kriegsführung von seiten der verbündeten Mächte Deutschland und Österreich gezeigt: es gibt keine Rechtsverletzung, die sich die Regierungen und Heere dieser Verbündeten nicht hätten zuschulden kommen lassen. Nachdem sie den Krieg mit einer durch nichts gerechtfertigten Verletzung der Neutralität Belgiens und Luxemburgs begonnen hatten, führten die Verbündeten ihre Operationen unter vollständiger Vernachlässigung der durch Jahrhunderte geheiligten Forderungen des üblichen Kriegsrechtes und der internationalen Vereinbarungen, die durch die Unterschriften der Vertreter der mit uns kämpfenden Nationen bekräftigt sind, weiter. Entheiligung und Beschimpfung der christlichen Heiligtümer, Beschießung von beweglichen und Feldlazaretten des Roten Kreuzes, Anwendung von Explosivgeschossen, Mißbrauch der weißen Flagge und der Nationalfahnen ihrer Gegner, Grausamkeiten und Greuel gegen die Verwundeten, Gefangenen und die friedliche Zivilbevölkerung, Zerstörung von Denkmälern und Schätzen der Wissenschaft und der Kunst, zwecklose Zerstörung von Städten, Raub und Plünderung von Privatbesitz — das sind die deutlichen Beweise der verbrecherischen Disziplinlosigkeiten, die sich unsere Feinde erlaubten. Wir erwarteten, daß, wenn auch nicht in Österreich-Ungarn, so doch in Deutschland, das so mit seiner Kultur prahlt, dieses gemeine Betragen der Regierung und des Heeres verurteilt werden würden, wenigstens von seiten der Gebildeten. Wir haben uns getäuscht. Statt einer Verurteilung haben wir eine Rechtfertigung und eine Billigung dieser verbrecherischen Handlungsweise sogar von seiten deutscher Gelehrter und Schriftsteller, ja sogar deutscher Pastoren zu hören bekommen. Wir haben deshalb das Recht, von dem Vorgefallenen nicht als von zufälligen Gemeinheiten einzelner Leute oder Heeresteile zu sprechen, wir sind berechtigt zu denken, daß Vertreter aller Schichten des deutschen Volkes diesen schändlichen bewaffneten Raubzug, den die Deutschen Krieg nennen wollen, billigen. Der halbhundertjährige Kultus der gepanzerten Faust ist nicht straflos vorbeigegangen. Das Deutschland Fichtes und Kants, Goethes und Schillers, die zum Guten und Lichten riefen, ist dahin.

Wir sind überzeugt, daß unsere und unserer Verbündeten ruhmreiche Heere die Verbrecher, die immer noch die Aureole der Wohlanständigkeit, der Ehre und des ungetrübten Ruhmes tragen, zu strafen wissen werden. In Erwartung der ersehnten und fürchterlichen Stunde der Vergeltung erheben wir im Namen der Vermächtnisse unseres himmlischen Lehrers, im Namen der ganzen Vergangenheit der christlichen Kultur, im Namen der lichten Ideale unserer Zivilisation, unsere Stimme zum Protest gegen die verbrecherischen Handlungen der Barbaren des 20. Jahrhunderts."

Ich habe dem nichts zuzufügen. Adolf Dirr

Digitized by Google

Brief aus dem Osten.

Graf Bethusy-Huc, der als Rittmeister beim Stab eines Generalkommandos gegen Rußland steht, schreibt uns:

31. 12. 14 / 1. 1. 15.

Verehrtester Herr Professor!

Drei Salven aus allen Geschützen kündeten heut nacht dem Russenvolk unser Neujahr, darin sind wir ihnen ja gottlob elf Tage voraus. Ein eherner Gruß, würdig des stolzen Hoffnungsjahres 1915, mir klang das dreifache Hallen über die weite ausgedehnte Front wie ein letzter Ehrengruß am Jahresende für den lieben toten Freund, unseren Alfred Heymel.

Sein vielgestaltiges farbenprächtiges Leben sollte in einer Sturmzeit ohnegleichen enden, so recht eine Zeit nach seinem Sinn, eine brausende Hochflut weltgeschichtlichen Geschehens, die selbst den Faulsten aus engem Sinn und Haus emporscheucht und mit einem Schlage den lebendigen Adel überall im Volke auferstehen läßt in Kraft und Herrlichkeit. Furchtbar und fruchtbar für alle Stände, für alles menschliche Tun, vor allem, mag zerstört werden, was will, in den Reichen wirklich schöpferischer Kraft. Mögen Ästheten mit hysterischen Männern und Weibern zetern, mag eine formenlose Begeisterungskrisis sich in Reimen austoben, beide Gegensätze sind so bedeutungslos angesichts des echten, gerechten Kampfes, dessen Preis der Sieg deutscher Kultur über die ganze Welt sein muß. Das Wunder gewaltigster Einheit geschah in Österreich und bei uns, ehrwürdige Feldzeichen der stolzen Regimenter flattern wieder über gläubigen Streitern, die ruhig und gelassen ihren Führern vertrauen. An dies Wunder wollte Ende Juli 1914 so manch elender Kleinmut nicht glauben. Felsenfest glaubte unser Alfred an die Auferstehung, ich kann wohl sagen, es war der Mittelpunkt seines ruhelos schweifenden Denkens und Fühlens. Er fühlte wie so mancher Stille im Lande, wie bitternot uns dieser Krieg war, der nicht nur unsern braven Osmanen ein heiliger sein soll. Als wir seinen Wetterschein nach dem Morde in Serajewo deutlich am Firmament sahen, ritten wir täglich hügelab hügelauf in den Norderneyer Dünen, an manchem schwülen Julimorgen, dann fuhr er wohl plötzlich nach langem Schweigen auf: „Glaubst du etwa, daß man klein beigibt?" Ich sehe noch das Zucken in seinem armen kranken Gesicht. Trotzdem ich nach mancher Nachricht selbst eigenes Bangen nicht unterdrücken konnte, versichere ich ihm: „Jetzt oder nie, Altösterreich muß schlagen und wir mit ihm." Dann leuchtete in dem dunklen Auge eine Kampfbegeisterung ohnegleichen. Ich wußte, er peitschte seinen kranken Körper in den Krieg, wohl unvernünftig, aber doch gut, denn ihm, dem Todgeweihten, gebührte das beste Ende mit der Waffe in der Hand. Das Schicksal ging über das Gewäsch aller

Digitized by Google

Diplomatie hinweg. Wie die Schwarzalben im Kampfe der Götter mit den Riesen, so verschwand auch diese Zunft mit ihrem fadenscheinigen alten Gewebe in der Versenkung. Auf der Weltenbühne brauste das Schwertlied, neuer Edelstahl muß im Herdefeuer des Krieges gehämmert werden. Deutsche Fäuste packen den glühenden Kolben, schwinge Tor seinen Hammer, nur zwei mächtige Worte hallen als Gesang bei der eifrigen Arbeit: Tod oder Sieg. Das ganze deutsche Volk singt sie im Wechselsang von der Adria bis zum Nordmeer. Alfi vernahm den Sang in seiner fast hellsehenden Überreiztheit, fürchtete nur eins, die Wirklichkeit nicht mehr zu erleben. Nie sagte er es andern, wie es um ihn stand. Er wollte allen der Alte bleiben, das heißt der ewig Junge, Frische, dessen Lebensrausch nie sänftiglich werden konnte, wie ihm so manchmal Neunmalweise rieten. Wie hat er uns Freunde angefahren, als die ersten Sorgen um seine Gesundheit kamen! Wie kindlich dankbar war er andererseits für das Geringe an Freundschaft, was ich und andere ihm zurückgeben konnten, in seiner schweren Zeit. Schwer war sie für ihn, denn ein Dulder war er beileibe nicht. Nie aber ist er schöner gekennzeichnet worden, als durch Ihr Wort: Ein Meister der Freundschaft! Ich ging nur ein Jahrzehnt gleichen Wegs mit ihm, bei ganz verschiedener Wesensart verband uns der Hang zum ritterlich Abenteuerhaften und die Liebe zu allem Schönen. Ich habe besonders in letzterer Gemeinschaft unendlich viel ihm zu verdanken, er hat mich, wie manchen andern mitgerissen, auch das geringere Kapital an Geistigem nicht zu vergraben, falsche Bescheidenheit zu bannen und über den Alltag hinauszustreben. Wo immer es war, auf der gemeinsamen Italienreise, zu Pferde im Gelände, in seiner letzten wunderschönen Bibliothek oder in vielen langen Nächten. Wir verstanden uns letztens auch über manchen Abgrund hinweg, der zwischen unseren Meinungen lag, denn am schönsten war es immer, wenn wir uns uneinig waren, dann sprühte er doppelt. Glücklicher, lieber Alfi! Wie konnte er sich um ein Kleines begeistern, tieftraurig, wenn der andere ruhig blieb, tobend wenn er widersprach, denn er war der Alfred Walter Heymel, der seit seiner Kindheit souverän über ein allzureiches Dasein verfügt hatte, ein absoluter Herrscher. So nur war sein Wesen zu verstehen, sein Leben wurde ein wundervoller Garten in dem nur er, der selbstherrlichste Gärtner schaltete, der auch das Unkraut oft wuchern ließ, wo es ihm Spaß machte, so daß es in seiner ungebändigten Wildheit stolz und schön wurde, denn der Herr haßte nichts so wie die Zierpflanzen und Treibhäuser. Da haben wir manch kräftig Wörtlein geredet, der Dritte im Bunde zuletzt in Norderney von Stedman, ein Prachtmensch mit einem schönen Reitertod, der ihm ins Jenseits vorausging, mit jenem Tode auf der Heide, den sich Alfred wünschte,

Digitized by Google

wie er es mir, seinem Testamentsvollstrecker, in dem heiter wehmütigen Vermächtnis schreibt, „so sei es ein Reitertod der mich getroffen, wenn ihr dies etwas stümperhafte Testament lesen werdet". Es hat nicht sollen sein. Auch er mußte der unerbittlichen Stunde gehorchen, den Strohtod erleiden, den er so sehr gehaßt. Wie sein Lieben, so sein Hassen, echt und recht. Darum hat er auch die Ehre gehabt, Neid und Feindschaft um sich her zu sehen. Er hat ihrer gelacht, manchmal bitter, denn er hatte nach manchem Schicksalsschlag gefühlt, in welcher Wechselwirkung Reichtum und Glück zur Quantität der Freunde stehen. Sein Vorrat war so reichlich, daß, wie er zu sagen pflegte, er noch einige Musterungen vom Schicksal durchhalten würde, — er hatte recht! —

Als wir am 28. Juli nachts zuletzt vor seinem kleinen Fischerhäuschen, in dem wir oft zusammen noch die letzten Bogen seines Gedichtbandes durchsahen, von einander schieden, wußten wir beide, auf diesem Stern und in dieser Lebensform gab es kein Wiedersehen, er nach Westen, ich nach Osten, in den Sattel an den Feind. Das letzte, was er mir nachrief, ein altes Rennwort von mir: Die Bügel kurz geschnallt! Dann hörte ich nichts, bis eines Tags zugleich mit den Briefen aus Ihren Heften die Nachricht kam, er liegt in Berlin. Reitertod wäre Erlösung gewesen, dieses Sterben war körperliche Pein für jeden, der ihn kannte. Wir hatten damals arge Tage vor dem Feind, ich mußte jeden anderen Gedanken zurückdrängen. Jetzt weiß ich, er starb da, wo er aus dem Sattel stieg. Alles das, was dann noch von Alfi übrig blieb, war eine Form, in der es der Natur beliebte, noch Bewegung zu lassen, — seine Dichterseele war draußen auf dem Schlachtfelde geblieben, denn daß er ein tiefsinnerlicher Künstler war, das beweist nicht, was wir gedruckt von ihm besitzen, das beweist sein Leben! — Fernerstehende mögen manches an ihm nicht begreifen, wer je sein Freund sein durfte, weiß, so und nur so konnte Alfred Walter Heymel werden, denn ein Champagner ist gottlob kein bayrisch Bier. An einem ordentlichen, strengen, logischen Alfred hätte die Welt nur einen begabten Philister mehr gehabt. Er aber war ein Antiphilister ersten Ranges. Er war überall mit rückhaltloser Begeisterung, oder er fehlte! Ehrfürchtig vor der großen Vergangenheit, ein Feind der Götzen, Botschafter Ihrer Majestät der Kunst im weitesten Sinne, solcher Art waren seine weiten Beziehungen, ein wunderbares Netz, dessen Fäden nur er zu entwirren verstand. Wer soll ihn ersetzen! Außenstehende lächeln vielleicht, ich meine es bitterernst. Mit Ihnen weiß ich mich darin eins. Wir sind es dem Andenken des Meisters der Freundschaft schuldig, die vielen Beziehungen, die er zum Wohle der Sache pflegte, soweit als möglich zu erhalten. Eine breite Lücke klafft in dem Kreise, aber wie er wollen wir uns sagen: „Nur kein Ge-

Digitized by Google

klage, Hilfe und Tat." Die Erinnerungen an ihn, sein Tatenleib soll unter uns so lebendig bleiben, daß ihre Stärke ausreicht, die Lücke mit dem Leuchten, wie es so oft aus seinen Augen uns entgegenstrahlte, zu erfüllen. Kein wehmütig Erinnern, aber oft bei einem Becher edlen Weines wollen wir seiner so lebhaft gedenken, daß er mit seiner Freude wieder im Geiste unter uns ist. Ein oft sich erneuerndes Erinnerungsfest in Wort und Genuß harmonisch wär' die geziemende Leichenfeier für unsern Alfiero, wie ich persönlich ihn nannte. Hoffentlich kann ich bald seinem Wunsche gemäß an der Sichtung seines Vermächtnisses teilnehmen, vorderhand ist ja noch gar nichts zu sagen, denn trotz aller schönen Erfolge ist der Feinde Meute so groß, daß nur kluge Geduld zum Ziele führt. Daß dem so sein wird, sind wir alle sicher.

Also alles Gute. Wenn es Ihre Zeit erlaubt, lassen Sie viel von sich hören, Sie glauben nicht, wie wohltuend vielseitige Verbindung nach Hause ist, wenn auch gewöhnlich nur ruckweise Post kommt. Munition geht vor Post. So muß es sein.

Mit vielen Grüßen Ihr Max Bethusy-Huc.

Zurückbehaltung von Beamtengehältern in Rußland Ende Mai 1914.

Ein russischer Schüler, der die Absicht hatte vorigen Sommer seine Studien an der hiesigen Universität zu vollenden, schrieb mir am 30. Mai 1914: „Leider — es geht nicht, ich kann nicht Moskau verlassen: bis zum heutigen Tage hoffte ich fortreisen zu können, jetzt ist es wohl damit aus. Der erste Grund ist ganz sonderbar: Schon Ende Februar reichte ich mein Gesuch um Urlaub ein — bis heute und trotz telegraphischer Anfrage, ist keine Antwort eingetroffen! Der zweite: Wir mußten uns bereit erklären, einen Teil unseres Jahresgehaltes nicht ausbezahlt zu bekommen, weil für unser Gebäude die Inneneinrichtung unbedingt zum Semesteranfang fertiggestellt werden soll. Wir werden also die letzten 300 Rubel erst im Oktober ausbezahlt bekommen, wenn der letzte Teil der staatlichen Unterstützung und die neuen Kollegiengelder eingetroffen sein werden. Augenblicklich ist die Institutskasse leer und ich kann schon die letzten .... Rubel nicht ausbezahlt bekommen."

Am 14. Juni schreibt mir dann derselbe Herr: „In diesen Tagen habe ich endlich Urlaub bekommen, doch schon viel zu spät um hinausreisen zu können, außerdem fehlen mir infolge der Gehaltssperre die Mittel." Eine Karte vom Ende Juli und ein etwas früherer Brief danken mir für übersandte Schriften und stellen das Eintreffen des Verfassers für Sommer 1915 in ganz bestimmte Aussicht.

Es ist kein Zweifel, daß der Schreiber sich über die merkwürdigen Vorgänge keine Gedanken gemacht hat, weil er offenbar in Rußland vieles für möglich hielt, was man anderwärts undenkbar finden würde. Aber zu denken gibt, nach allem, was wir seitdem erfahren haben, diese Urlaubsverweigerung und Gehaltssperre im Frühjahr 1914 doch.

Fr. W. Freiherr von Bissing.

Digitized by Google

Knabe mit Hose und Knabe ohne Hose.

Von M. Ssaltykow-Schtschedrin.

Diese 1881 geschriebene und u. W. noch nie übersetzte Skizze des größten russischen Satirikers ist auch heute noch für das wahre Verhältnis des gebildeten Durchschnittsrussen zu allem Deutschen bezeichnend. Schtschedrin war weder „Westler" noch „Slawophile" und am allerwenigsten russischer Chauvinist, und es gibt wohl keine Seite des russischen Lebens, die er nicht zu tadeln wußte. Daß dieses Stück auch heute noch aktuell ist, erhellt auch daraus, daß der Dialog zwischen den beiden Knaben in diesen Tagen — wohl zum erstenmal — auf einer Petersburger Kleinbühne aufgeführt wird. Der Übersetzer.

Auf der Strecke zwischen Bromberg und Berlin schlief ich ein und hatte einen seltsamen Traum. Ich stand plötzlich auf der Straße eines ganz gewöhnlichen deutschen Dorfes und sah vor mir einen etwa sieben oder achtjährigen Bauernjungen, der .... eine Hose anhatte! Noch nie hatte ich dergleichen erlebt. Ich bin durch viele russische Dörfer gekommen und habe viele Bauernjungen gesehen, sie waren aber alle ohne Hosen: da sitzt so ein Junge in einer Pfütze und spielt mit Steinchen, oder patscht mit seinen nackten Füßen im Schmutze herum. Doch hier, im deutschen Dorf gibt es weder Schmutz, noch die obligate Pfütze, und der Junge hat noch obendrein eine Hose an! Das machte auf mich einen so tiefen Eindruck, daß ich den Jungen zu mir heranwinkte und mich mit ihm in ein Gespräch einließ.

„Sag mir doch, deutscher Junge", fragte ich ihn, „trägst du immer eine Hose?"

„An jenem Tage, als ich zum erstenmal ohne fremde Hilfe durch unsere Stube ging, sagte meine gute Mutter zu meinem ehrenwerten Vater: Findest du nicht, mein guter Karl, daß unser Fritz von heute an würdig ist, eine Hose zu tragen? Von nun an trenne ich mich von diesem Kleidungsstück nur des Nachts."

Der Junge erzählte das mit großem Ernst, ohne jede Selbstüberhebung und ohne den geringsten Spott über meine seltsame Frage. Er sah offenbar, daß vor ihm ein Ausländer stand (wie seltsam klingt übrigens dieses Wort, auf einen reisenden Russen angewandt; ich kann mich wirklich niemals mit dem Gedanken vertraut machen, daß ich irgendwo „Ausländer" bin!), dem es verzeihlich ist, die deutschen Sitten nicht zu kennen.

„Es ist erstaunlich!" rief ich aus. „Und du fürchtest gar nicht, diese Hose schmutzig zu machen? Du hast den Mut, dich mit ihr in eine Pfütze zu setzen?"

„Ihre Frage versetzt mich in Erstaunen, mein Herr!" erwiderte der Junge bescheiden. „Warum soll ich die Hose beschmutzen oder mich mit ihr in eine Pfütze setzen, wenn ich für meine Spaziergänge und Spiele genügend geeignete trockene Stellen finden kann? Und warum soll ich das tun, wenn ich weiß, daß ich damit meinen guten Eltern Kummer mache?"

„Sehr gut! Weißt du aber, du deutscher Junge, daß es ein Land gibt, wo nicht nur kleine Jungen, sondern zuweilen auch durchaus erwachsene Bauern ohne Hosen herumlaufen?"

„Geographie habe ich noch nicht gehabt und wage daher nicht zu behaupten, daß ein solches Land unmöglich ist. Doch .... wenn Sie mit mir zu scherzen belieben, so ist es von Ihnen sehr grausam, bester Herr!"

Digitized by Google

„Ich scherze durchaus nicht, und wenn du willst, kann ich dich gleich mit einem solchen Jungen bekannt machen."

„Mein Herr! Sie haben mein Interesse im höchsten Grade gereizt! Selbstverständlich dürfte ich Ihren Vorschlag nur mit Genehmigung meiner guten Eltern annehmen; da sie aber augenblicklich auf dem Felde sind und ich obendrein weiß, daß auch sie den Armen große Sympathie entgegenbringen, so hoffe ich, daß sie nichts dagegen haben werden, wenn ich die Bekanntschaft des Knaben ohne Hose mache. Wenn Sie also meinen armen Altersgenossen hierher einladen können, stehe ich ganz zu Ihren Diensten."

In diesem Augenblick taucht mitten im deutschen Dorfe wie durch einen Zauber (ich bitte nicht zu vergessen, daß das Ganze sich im Traume abspielt, wo jeder Zauber erlaubt ist) ein russischer Bauernjunge mit zottigem Haar auf. Er ist nur mit einem langen Hemde bekleidet, das unten durchnäßt und oben mit aus Spreu gebackenem Brot beschmiert ist. Zwischen den beiden Altersgenossen beginnt eine dramatische Vorstellung, betitelt:

Knabe mit Hose und Knabe ohne Hose.

Dialog in einem Aufzug.

Die Szene stellt eine gepflasterte Straße in einem deutschen Dorfe vor. Der Knabe mit Hose steht unter einem Baume und denkt darüber nach, wie er sein Leben gestalten soll, ohne seinen Eltern Kummer zu bereiten. Plötzlich entsteht mitten auf der Straße eine gewöhnliche russische Pfütze, aus der der Knabe ohne Hose heraushüpft.

Kn. m. H. (errötend, zur Seite): Ach, der fremde Herr hatte wirklich Recht: er hat keine Hose an! (Laut): Guten Tag, Knabe ohne Hose! (Will ihm die Hand reichen.)

Kn. o. H. (ohne auf die ihm entgegengestreckte Hand zu achten): Aber sauber ist's bei euch, mein Lieber!

Kn. m. H. (eindringlich): Guten Tag, Knabe ohne Hose!

Kn. o. H.: Wie er einem zu Leibe geht ... Also meinetwegen, guten Tag! Laß mich erst anschauen. So sauber ist's hier, daß man nirgends hinspucken kann! Bist du von hier?

Kn. m. H.: Ja, ich bin ein Knabe aus diesem Dorf. Und Sie sind ein russischer Knabe?

Kn. o. H.: Ein Junge bin ich, ein Lausejunge.

Kn. m. H.: Lausejunge? Was heißt das?

Kn. o. H.: Wenn meine Alte schimpft, so sagt sie immer: „Daß dich die Läuse fressen!" Darum bin ich ein Lausejunge.

Kn. m. H. (versucht ihn zu verstehen und kann es nicht).

Kn. o. H.: Verstehst es nicht, du deutsche Wurst? Bist noch nicht so weit?

Kn. m. H.: Auch manches andere erscheint mir an Ihnen beim ersten Anblick unverständlich, russischer Knabe. Ich besuche allerdings erst seit

Digitized by Google

kurzer Zeit die Schule, und bin daher noch nicht mit allen Ergebnissen der modernen Forschung vertraut, ich muß aber gestehen, daß Ihr Äußeres, Ihr plötzliches Erscheinen mitten in der Pfütze, sowie Ihre Ausdrucksweise mich ins höchste Erstaunen versetzen. Weder meine guten Eltern, noch meine ehrenwerten Lehrer haben mich je auf dergleichen vorbereitet ... Vor allen Dingen erlaube ich mir die Frage, warum Sie, russischer Knabe, keine Hose tragen?

Kn. o. H.: Werde es dir schon erklären, Deutscher. Erklär' mir aber zuerst, warum du so langweilig sprichst?

Kn. m. H.: Ich spreche langweilig?

Kn. o. H.: Ja, langweilig. Kaust jedes Wort, ziehst und würgst dich mit Speichel.

Kn. m. H.: Ich spreche ebenso wie meine guten Eltern. Und wenn sie sprechen, höre ich ihnen mit Freude zu. Auch sie freuen sich, wenn ich spreche. Meine verehrte Mutter sagte mir erst neulich: „Wenn ich höre, wie schön und vernünftig du sprichst, Fritz, freut sich mir das Herz im Leibe!"

Kn. o. H.: Wenn aber bei uns wer so spricht, so bindet man ihm einen Stein an den Hals und schmeißt ihn ins Wasser. Bei uns ist es im ganzen Lande befohlen, lustig zu sprechen!

Kn. m. H. (erschrocken): Erlauben Sie doch, russischer Knabe! Selbst wenn wir annehmen, daß ich langweilig spreche, so ist es doch jedenfalls kein so schweres Verbrechen, daß es gerecht wäre, einen Menschen dafür seines Lebens zu berauben.

Kn. o. H.: „Gerecht!" Was dir nicht einfällt! Ob gerecht oder nicht, — es muß so sein, denn es ist Vorschrift.

Kn. m. H. (versucht ihn zu verstehen und kann es nicht).

Kn. o. H.: Bei uns gibt es für jeden Schritt und Tritt eine Vorschrift, mein Lieber. Ist's dir langweilig, so gibts dafür eine Vorschrift, lustig — wieder eine Vorschrift. Willst dich setzen — eine Vorschrift, aufstehen — eine Vorschrift. Darfst ohne Vorschrift weder schweigen noch sprechen. Bei uns muß sogar der Pickel erst jucken, bevor er sich zeigt. Und jede Vorschrift endet bei uns entweder mit Handschellen, oder mit dem Loch. So laufe ich auch ohne Hose herum, weil es Vorschrift ist. Ist es denn dir mit der Hose wohler als mir ohne?

Kn. m. H.: Ich fühle mich in meiner Hose sehr wohl. Und wenn es meine guten lieben Eltern für gut befinden sollten, mir dieses Kleidungsstück zu entziehen, so würde ich diese Maßregel nur als eine gerechte Strafe für mein tadelnswertes Betragen auffassen. Ich würde dann selbstverständlich die größten Anstrengungen machen, um ihr Wohlwollen wieder zu gewinnen.

Digitized by Google

Kn. o. H.: Eine Rotznase bist du, das ist es!

Kn. m. H.: Auch das verstehe ich nicht.

Kn. o. H.: Was redest du immer von Eltern! „Gute Mutter", „ehrenwerter Vater" — wozu dieser Blödsinn! Da hat bei uns im Dorfe neulich Onkel Kusma seinen leiblichen Vater gegen einen Hund eingetauscht! Das ist was anderes!

Kn. m. H. (entsetzt): Ach, das ist ja unmöglich!

Kn. o. H. (hat eingesehen, daß er doch etwas zu weit gegangen ist): Laß gut sein, das hab ich nur so gesagt! Wir haben eben so eine Redensart.

Kn. m. H.: Und wenn es auch nur eine Redensart ist — wie traurig! Wie unmenschlich ist es, solche Redensarten in Gegenwart von Kindern zu gebrauchen! (Weint.)

Kn. o. H.: Jetzt heulst du, Deutscher! Sag mir lieber, warum bei euch das Getreide so gut gedeiht? Ihr habt ja nichts als Sand und Torf, und doch liegen auf den Feldern die Garben nur so haufenweise!

Kn. m. H.: Ich glaube, es kommt daher, weil uns niemand hindert, fleißig zu sein. Niemand jagt uns Angst ein, niemand zwingt uns zu Handlungen, die unnütz sind. Es gab eine Zeit, wo auch die Bewohner unseres geliebten Vaterlands sämtlich als verdächtig galten und ständig gleichsam vor Gericht standen, wo die Luft von wüsten Schimpfworten erfüllt war und wo jeder Bürger bei jedem Schritt und Tritt mit den Worten: „Wo willst du hin? Es ist nicht deine Sache!" zurechtgewiesen wurde. In jener finsteren Periode waren die Köpfe der Deutschen so vernagelt, daß sie zu keiner Sache fähig waren. Das Land wurde sehr nachlässig bearbeitet und gab eine ärmliche Ernte; die Bürger lebten wie die Wilden in engen und finsteren Erdhöhlen, und die deutschen Knaben trugen keine Hose. Diese barbarischen Zeiten sind nun Gott sei Dank vorüber: seit uns niemand mehr hindert, unsere Fähigkeiten zum persönlichen und allgemeinen Wohl anzuwenden, seit man aufgehört hat, aus uns die Steuern mit Stockhieben herauszuklopfen, verwenden wir unsere ganze Kraft und Erfahrung auf die Bebauung des Landes, das uns unsere Mühe hundertfach vergilt. Oh russischer Knabe! Vielleicht spreche ich auch „langweilig", es ist aber doch immerhin hundertmal besser langweilig zu sprechen, als lustig zu sein und zu gleicher Zeit das Gefühl zu haben, daß man ständig wie ein Angeklagter vor Gericht behandelt wird!

Kn. o. H. (gerührt): Da hast du recht! Es ist wirklich nicht schön, sein ganzes Leben vor Gericht zu stehen. Was soll ich auch dagegen sagen! Wollen wir lieber doch vom Getreide sprechen. Bei euch ist es so schön geraten, und bei uns haben heuer alles die Heuschrecken gefressen!

Kn m. H.: Ich habe davon gehört und euch sehr bedauert. Unser guter

Digitized by Google

Schullehrer erzählte uns, daß ein uns befreundeter Staat von einer Hungersnot befallen sei, und auch er bedauerte euch. „Hört, Kinder", sagte er uns, „ihr müßt mit Rußland Mitleid haben, nicht nur weil die Hälfte aller Beamten und sämtliche Apotheker in diesem Lande Deutsche sind, sondern weil es mit Ergebenheit seine geschichtliche Sendung erfüllt. Ebenso wie es vor Zeiten die Invasion der Mongolen aufnahm und auf diese Weise Westeuropa vor ihnen rettete, so nimmt es jetzt die Heuschreckenplage auf, auf daß wir von ihr verschont werden, und leistet uns damit einen unschätzbaren Dienst."

Kn. m. H.: Du sprichst gar zu ungereimt, Deutscher. Sag mir lieber, ob es wahr ist, daß euer Zar Gouvernements hat, wo die Apfel- und Kirschbäume an den Straßen wachsen und kein Mensch etwas davon pflückt?

Kn. m. H.: Hier bei Bromberg gibt es dergleichen nicht; aber meine Mutter, die aus der Würzburger Gegend stammt, erzählte mir, daß in ihrer Heimat alle Straßen mit Obstbäumen umpflanzt sind.

Kn. o. H.: Ist es wirklich wahr, daß die Bäume dicht an der Straße wachsen, und doch kein Mensch einen Apfel pflückt?

Kn. m. H. (erstaunt): Wer wird denn einen Apfel pflücken, der ihm nicht gehört?

Kn. o. H.: Bei uns ist es anders, mein Lieber. Bei uns würde man nicht nur alle Apfel aufessen, sondern auch alle Äste abhacken. Bei uns im Dorfe ging neulich Onkel Sofron an einer Petroleumkanne vorbei — und soff sie ganz aus!

Kn. m. H.: Das hat er doch aus Versehen getan?

Kn. o. H.: Was, Versehen! Er wollte sich nach dem gestrigen Rausch stärken und hatte keinen Pfennig für Schnaps. Also stärkte er sich mit Petroleum.

Kn. m. H.: Er wurde doch sicher krank davon?

Kn. o. H.: Gewiß! Wirst schon krank werden, wenn man dir am nächsten Tag vor dem Dorfgericht den Rücken versohlt!

Kn. m. H. (erschrocken): Gibt's denn das bei euch ...

Kn. o. H.: Du glaubst wohl, daß man bei uns nur streichelt?

Kn. m. H. (will, von Angst gepackt, nach Hause laufen, doch der Knabe ohne Hosen hält ihn zurück).

Kn. o. H.: Bleib, was hast du Angst?! Bei uns wird nur Leuten vom niederen Stand das Hemd hochgenommen, du bist aber ein Ausländer!? (Nach einer Pause): Von welchem Stande bist du eigentlich?

Kn. m. H.: Ich bin Bauer.

Kn. o. H.: Ist das dasselbe wie Muschik?

Kn. m. H.: Ich bin nicht Muschik, sondern Ackerbauer.

Digitized by Google

Kn. o. H.: Das ist ja Muschik!

Kn. m. H.: Nein, Ackerbauer. Muschiks gibt's in Rußland, bei uns gibt's nur Ackerbauer.

Kn. o. H.: Einen Dreck gibt's bei euch!

Kn. m. H.: Ach russischer Knabe, was für Ausdrücke Sie gebrauchen! Wie ungenügend ist wohl die Erziehung, die Sie genießen! Ich glaube gar, daß Sie gar nicht wissen, daß es einen Gott gibt?!

Kn. o. H.: Gott weiß, ob es ihn gibt! Ich weiß nur, daß es bei uns im Dorfe jedes Jahr eine Kirchweih gibt und daß an diesem Tage sogar die Jungen Hosen anbekommen. Ob aber das Fest von Gott oder von der Behörde befohlen ist, weiß ich nicht. Sag mir noch eins: ist es wahr, daß eure Behörden niemals so wüst fluchen wie die unserigen, selbst auf die Bauern nicht?

Kn. m. H.: Mein Vater erzählt, er hätte von seinem Großvater gehört, daß zu seiner Zeit die Behörden auch hier furchtbar geflucht hätten. Die damaligen Deutschen waren dadurch so verroht, daß sie auch unter sich ebenso fluchten. Das ist aber schon so lange her, daß selbst die ältesten Leute sich nicht mehr daran erinnern.

Kn. o. H.: Bei uns wird aber noch heute auf Schritt und Tritt geflucht. Nur einer, der gar zu faul ist, flucht nicht. Es wächst uns sogar schon zum Halse heraus. Der Kreisrichter flucht, der Amtmann flucht, der Pristaw flucht, der Gemeindevorsteher flucht und der Schulze flucht; jetzt hat man noch die Landpolizisten zum Fluchen angestellt.

Kn. m. H. (erschrocken): Vielleicht ist's so eine üble Krankheit?

Kn. o. H.: Ich sag ja, daß du noch nicht so weit bist! Es ist Vorschrift, und du sprichst von Krankheit! Als neulich der Gemeindevorsteher zu uns ins Dorf kam und den Onkel Onissim sah, packte er ihn so fest am Bart, daß er darin hängen blieb.

Kn. m. H.: Ach mein Gott!

Kn. o. H.: Ich sag dir ja, daß wir es schon selbst satt haben. Es wächst uns zum Halse heraus. Wie stellt man das aber ab? Wenn du es ihm zurückgibst, kommst du ins Loch, er riskiert aber nichts. Da ist ein Bursche bei uns neulich auf einen guten Gedanken gekommen: am Abend hatte man ihn durchgebleut, und des Nachts hat er sich erhängt!

Kn. m. H.: So leid tut ihr mir, so leid!

Kn. o. H.: Brauchst uns nicht bemitleiden, denn wir selbst tun uns nicht leid.

Kn. m. H. (teilnahmsvoll): Sprechen Sie nicht so, mein Freund! Zuweilen fühlen auch wir, daß man uns unwürdig und unmenschlich behandelt, müssen aber unser Haupt demütig unter diesen Schicksalsschlägen beugen.

Digitized by Google

Unser Schullehrer sagt, daß das ein Erbe der vergangenen Zeiten sei. Ich meine, daß es hier nur einen Ausweg gibt: die Vertreter der Behörden müssen so zivilisiert sein, daß sie sich selbst sagen: Es treffe von nun an die ganze Strenge des Gesetzes denjenigen von uns, der sich durch den Gebrauch gemeiner Schimpfworte entwürdigt! Und dann muß es besser werden!

Kn. o. H.: Ja, Deutscher! Es heißt bei uns zwar, daß der Deutsche den Affen erfunden hat; wenn ich dich aber so anschaue, so sehe ich, daß wir viel heller sind als ihr!

Kn. m. H.: Das ist noch eine ...

Kn. o. H.: Es ist doch so! Da hast du gleich ein Beispiel: Ich hörte, — ob es wahr ist, weiß ich nicht, — daß du so eine Banknote erfunden hast, die man dir überall gegen richtiges Geld eintauscht; stimmt es?

Kn. m. H.: Gewiß bekomme ich für die Banknote Gold oder Silbergeld, wie denn sonst?

Kn. o. H.: Da habe ich eine Banknote erfunden, für die der Einlieferer von der Kasse ... eine Maulschelle kriegt! Das ist was anderes!

Kn. m. H. (versucht zu verstehen und kann nicht).

(Beide Knaben stehen eine Zeitlang schweigend da.)

Kn. m. H.: Wissen Sie was, russischer Knabe? Bleiben Sie doch bei uns! Herr Hecht wird Sie gern als Knecht nehmen. Denken Sie doch nur daran, wie Sie zu Hause leben und was Sie essen? Hier bekommen Sie aber eine gute Filzdecke zum Schlafen und vorzügliche Verpflegung: selbst an Wochentagen Erbsen mit Speck!

Kn. o. H.: Die Verpflegung ist nicht so übel ... Ist es wahr, Deutscher, daß du deine Seele für einen Heller dem Teufel verkauft hast?

Kn. m. H.: Sie sprechen wohl vom Herrn Hecht? ... Meine Eltern bekommen ja von ihm ein festes Gehalt ...

Kn. o. H.: Das sage ich ja eben: du hast deine Seele für einen Heller verkauft?

Kn. m. H.: Erlauben Sie einmal! Von euch heißt es, daß ihr eure Seelen ganz umsonst weggegeben habt?!

Kn. o. H.: Du meinst wohl den Wucherer Herrn Kolupajew? ... Darüber wollen wir noch sprechen, mein Lieber! Wir haben ihn satt, den Herrn Kolupajew!

Kn. m. H.: Ob ihr ihn satt habt oder nicht, das ist eure Sache; merken Sie sich aber, daß es immer so ist, wenn die gegenseitigen Beziehungen zwischen Menschen nicht streng geregelt sind. Zwischen meinen Eltern und Herrn Hecht hat es noch niemals Mißverständnisse gegeben; und weshalb? Nun, weil es im Vertrag, den meine Eltern mit ihm abgeschlossen

Digitized by Google

haben, ausdrücklich heißt: Herr Hecht zahlt einen Heller, und meine Eltern geben ihm dafür ihre Seelen. Das ist alles. Und ihr Russen hofft immer auf ein Trinkgeld. Und wenn ihr statt des Trinkgeldes eine Maulschelle kriegt, werdet ihr ungemütlich und sagt, daß ihr es satt habt... Das Schimpfen habt ihr satt, den Herrn Kolupajew habt ihr satt... Und wenn ihr es auch satt habt, was kommt denn dabei heraus?

Kn. o. H.: Warte nur Deutscher, auch auf unserer Gasse wirds noch ein Fest geben!

Kn. m. H.: Nichts wirds bei euch geben, weder eine Gasse, noch ein Fest! Ich meine es ganz aufrichtig, bleiben Sie doch bei uns! Sie werden schon nach einem Monat selbst darüber staunen, daß Sie überhaupt so haben leben können, wie Sie bisher gelebt haben!

Kn. o. H. (etwas gereizt): Einen Dreck! Seine Erbsen mit Speck reibt er mir vor die Nase und glaubt, daß ich darauf hereinfalle! Bei uns sind Feld und Scheune wie ausgekehrt, dafür ist's aber lustig.

Kn. m. H.: Was ist denn dabei Lustiges, wenn alles „wie ausgekehrt" ist?

Kn. o. H.: Das ist eben das Lustige! Du wartest, daß das Feld dir Korn gibt, es bringt aber nichts als Unkraut. Heute Unkraut, morgen Unkraut, übermorgen kommen aber die Heuschrecken; und nachher kommt der Amtmann und fordert den Bodenzins! Sag mir mal, Deutscher, was würdest du da tun?

Kn. m. H. (denkt angestrengt nach, kann aber nichts ausdenken): Ich glaube, ihr werdet auf die Dauer ohne deutsche Hilfe gar nicht auskommen können.

Kn. o. H.: Einen Dreck!

Kn. m. H.: Schon wieder dieser Ausdruck! Russischer Knabe, ich gebe Ihnen einen wohlgemeinten Rat, und Sie kommen immer wieder mit einer dummen Redensart. Das ist doch keine Antwort! Verstehen Sie mich recht. Wir Deutsche haben eine alte Kultur, eine ordentliche Wissenschaft, eine glänzende Literatur und freiheitliche Institutionen, und Sie tun so, als ob das alles Ihnen gar nicht imponierte[1]). Ihr habt ja nichts dergleichen, und nicht einmal Brot; wenn ich Ihnen aber im Namen der Deutschen meine Dienste anbiete, sagen Sie darauf: „Einen Dreck!" Nehmen Sie sich in Acht, russischer Knabe! Sie zeigen einen Hochmut, der wirklich durch nichts gerechtfertigt ist!

Kn. o. H.: Das ist nicht Hochmut; wir haben euch Deutsche einfach satt, — das ist es! Ihr habt uns euch zu Leibeigenen gemacht und laßt uns nicht los!

[1]) Ich bitte den Leser nicht zu vergessen, daß das Ganze sich im Traume abspielt, und daher nicht zu beanstanden, daß der deutsche Knabe eine für sein Alter ungewöhnliche Sprache spricht.

Digitized by Google

Kn. m. H.: Ich glaube, eure Abhängigkeit von Herrn Kolupajew ist noch viel . . .

K. o. H.: Was kommst du mir mit dem Kolupajew! Mit dem Kolupajew werden wir noch einmal abrechnen. Wollen wir lieber von den Deutschen sprechen. Du hast recht: ihr habt Kultur, Kunst, Wissenschaft und freiheitliche Institutionen[1]). Nur kommt ihr zu uns aber gar nicht mit diesen Dingen, sondern nur um uns noch mehr zu knechten. Wer ist der rücksichtsloseste Bedrücker des russischen Arbeiters? Der Deutsche! Wer der herzloseste Pädagog? — Der Deutsche! Wer ist der geistige Urheber und das gefügigste Werkzeug jeder Willkür? — Der Deutsche! Merk dir noch obendrein, daß eure Wissenschaft zweiter Güte ist, ebenso eure Kunst und eure Institutionen erst recht. Nur Neid und Habgier sind bei euch wirklich erster Güte, und da ihr diese Habgier für Recht haltet, glaubt ihr, daß ihr dereinst die ganze Welt auffressen werdet. Daher seid ihr überall verhaßt, nicht nur bei uns, sondern überall. Ihr kommt mit eurer Wissenschaft, und doch hat man den Eindruck, daß ihr kommt, um jede Wissenschaft aufzuheben; ihr beruft euch auf eure freiheitlichen Institutionen, doch ist jedermann überzeugt, daß in eurer Gegenwart jeder freiheitliche Gedanke ersterben muß. Alle fürchten euch, und niemand erwartet von euch etwas anderes als irgend eine neue Gemeinheit. Ihr habt euer Berlin mit größtem Prunk aufgebaut, und doch hat niemand Lust, dieses Berlin zu sehen. Selbst eure eigenen „geeinigten Deutschen" haben Ekel vor euch, die ihr diese „Einigkeit" erfunden habt. Das muß doch irgendeinen Grund haben!

Kn. m. H.: Es kommt nur von Unbildung. Ein ungebildeter Mensch ist wie ein niederer Organismus. Was kann man auch von niederen Organismen erwarten!

Kn. o. H.: Nun siehst du es selbst, deutsche Wurst! Bist noch nicht trocken hinter den Ohren und redest schon solche Töne!

Kn. m. H.: „Wurst", „Einen Dreck" — was für gräßliche Ausdrücke! Und ihr Russen prahlt noch mit dem Reichtum eurer Sprache! Ich spreche mit Ihnen schon eine geschlagene Stunde und höre nichts als unverständliche Worte, die man gar nicht übersetzen kann. Indessen ist die Sache vollkommen klar. Seit zwanzig Jahren behauptet ihr, daß ihr mit Riesenschritten vorwärts schreitet, und manche von euch sprechen sogar von einem „neuen Wort", das ihr den Völkern verkünden wollt; — und wie sieht es in Wirklichkeit aus? Ihr seid jetzt ärmer als je, eure Beziehungen zu den regierenden Klassen werden mehr als je von wüsten Schimpfworten

[1]) Diese Ausdrucksweise muß bei einem russischen Knaben noch unnatürlicher erscheinen, und ich muß wieder sagen, daß es nur ein Traum ist.

Digitized by Google

reguliert, die Kolupajews haben euch ganz in der Hand, niemand glaubt an eure Zuverlässigkeit, niemand traut eurer Freundschaft oder eurer Feindschaft . . . Ach!

Kn. o. H.: Achze nur, Deutscher, ich sage dir aber, daß das eben das Lustige ist!

Kn. m. H.: Das ist mir absolut unverständlich!

Kn. o. H.: Wie kannst du auch so was verstehen! Ich sagte dir ja schon, daß du deine Seele für einen Heller dem Teufel verkauft hast; nun hat er dir auch den Verstand genommen.

Kn. m. H.: Und ich sagte Ihnen, daß Sie Ihre Seele dem Teufel ganz umsonst weggegeben haben . . . Ich glaube, das ist noch weniger ehrenvoll . . .

Kn. o. H.: Ja, umsonst und nicht für einen Heller! Wenn ich meine Seele umsonst weggegeben habe, so kann ich sie ihm zu jeder Zeit wieder wegnehmen . . . Ach du Wurst! . . .

. . . . . .

An dieser Stelle brach das Gespräch plötzlich ab, denn ich erwachte.

Blüten der Bourgeoisie.

Von Dmitrij Mereschkowskij.

Zum erstenmal ins Deutsche übersetzt von Alexander Eliasberg.

I.

Meine Begegnungen mit Jaurès und Anatole France waren eigentlich so flüchtig, daß ich über meine Eindrücke gar nicht sprechen würde, wenn ich darin nicht etwas Symbolisches für uns Russen und für sie — Franzosen und vielleicht auch für alle Westeuropäer erblickte.

Es genügt nicht, das Ausland zu bereisen, man muß im Auslande leben, um die ganze Inkommensurabilität zwischen Russen und Westeuropäern, weniger in Gedanken und Gefühlen als in den primitivsten Empfindungen, auf dem Gebiete jener Physik, die der Beginn jeder Metaphysik ist, zu erfassen. Wir können mit ihnen intim werden, können ihnen Sympathie entgegenbringen, früher oder später muß aber ein Moment kommen, wo sie uns nicht mehr verstehen und als Bewohner eines andern Planeten betrachten. Ich sage das ohne Stolz, sogar im Gegenteil: mit Demut, denn wir haben vieles von ihnen zu lernen und bedürfen in vielem ihrer Hilfe — das steht über jedem Zweifel; ob wir ihnen irgend womit behilflich sein können, ist aber noch eine Frage. Heute brauchen sie uns jedenfalls noch nicht, denn die Schicksale Europas hängen in ihrer Vor-

Digitized by Google

stellung in keiner Weise mit unsern Schicksalen zusammen; wenn Rußland heute spurlos vom Erdboden verschwinden sollte, würden sie auch ohne uns auskommen; würde aber Westeuropa untergehen, so wäre es um uns geschehen.

Es ist schwer, vielleicht sogar unmöglich, diese Inkommensurabilität genau zu formulieren; am augenfälligsten ist folgender Unterschied: sie sind Individualisten, wir aber Sozialisten (im ursprünglichsten Sinne des Wortes, das hier nicht als Parteibezeichnung gebraucht wird). Gewiß ist das Soziale in Westeuropa in gewissem Sinne vollkommener als bei uns; dort ist es aber bereits in festen, kristallinisch-klaren Staatsformen erstarrt, während es bei uns ein unbearbeitetes Erz oder ein im Schmelzofen brodelndes Metall ist, das man in beliebige Formen — in die vollkommensten wie in die ungeheuerlichsten — gießen kann. Sie sind ein Strom in seinem Bette und wir ein Strom in einem Überschwemmungsgebiet. Vielleicht werden auch wir einst ein Bett finden, vorläufig haben wir aber noch keines gefunden, und es stehen uns noch schier unerschöpfliche gute wie böse Möglichkeiten offen.

Ob es unsere Stärke oder Schwäche ist, jedenfalls glauben wir noch an eine weltgeschichtliche Diskontinuität, an die Apokalypse „des neuen Himmels und der neuen Erde", an jenen Umsturz, von dem einst auch die Westeuropäer geträumt haben; heute glaubt aber dort niemand mehr daran, und die Stetigkeit der langsamen und kontinuierlichen Entwicklung ist ihnen nicht nur ein äußeres Gesetz des Seins, sondern auch ein inneres Gesetz des Geistes. Sie stecken ganz in der Evolution und wir in der Revolution. Wieviel sie auch revoltieren, sie bleiben immer demütig; wie sehr wir uns auch demütigen, wir bleiben immer aufrührerisch.

Doch das wesentlichste Moment unsrer Inkommensurabilität liegt auf religiösem Gebiete, und darüber zu sprechen ist am schwierigsten. Wenn ich einfach sage: sie haben keine Religion und wir haben Religion, so ist es unbescheiden und zudem auch falsch, denn auch wir haben, wenn nicht schon, so doch noch keine Religion. Wir alle, wie die Bejahenden so auch die Verneinenden, können von uns sagen, was eine russische Dichterin gesagt hat: „Ich strebe danach, was nicht ist auf Erden!" Die Westeuropäer werden niemals so sprechen; sie streben in jedem Falle danach, was auf Erden ist. Sie sind wissend, auch wenn sie gläubig sind; wir sind gläubig, auch wenn wir wissen. Daher erscheinen wir ihnen selbst in den wildesten Abgründen unserer Verneinung als Mystiker; sie erscheinen uns aber selbst auf den höchsten Gipfeln der Bejahung als Skeptiker.

Vielleicht sind wir und sie zwei Hälften eines Ganzen, zwei Pole der gleichen Kraft? Wenn wir überhaupt etwas vor ihnen voraus haben, so

Digitized by Google

doch einzig und allein das, daß wir auf diese Frage zuerst aufmerksam geworden sind. Wir haben eingesehen, daß wir sie brauchen, und sie können sich noch gar nicht vorstellen, daß sie uns jemals werden brauchen können.

Sie sind die „Ersten" und wir die „Letzten"; doch es steht geschrieben: „So jemand will der Erste sein, der soll der Letzte sein vor allen und aller Knecht." Sie haben diese Worte anscheinend vergessen; wohl uns, wenn wir uns an sie einmal erinnern!

II.

Die Bekanntschaft mit Jaurès verdanke ich dem Dichter Andrej Bjelyj, der ihn zufällig an einer Table d'hôte in der stillen Rue Ranelagh, in der stillen Vorstadt Auteuil, kennen gelernt hatte. Es war eine kleine Pension, in der Jaurès um jene Zeit vor den Kammersitzungen zu frühstücken pflegte.

Als ich in das idyllisch-kleinbürgerliche Speisezimmer der Pension in der Rue Ranelagh kam, erblickte ich an einem Ende der langen, noch unbesetzten Tafel Jaurès mit zwei oder drei „Genossen", die wohl sein ständiges Gefolge bildeten, und meinem Freund Bjelyj, der mich ihm vorstellte. Er erhob sich, um mich zu begrüßen. Ich sah einen klein gewachsenen, korpulenten, beinahe plumpen Herrn von etwa fünfzig Jahren, mit grau und rot meliertem Kopf- und Barthaar, rotem, gleichsam vom Wind gerötetem Gesicht, hervorstehendem Kinn und gutmütigen blaßblauen Augen. Er sah aus wie ein Kassenbeamter bei einer Versicherungsgesellschaft oder wie ein Lehrer der deutschen Sprache an einem russischen Gymnasium. Es war an ihm nichts Leichtes, Südländisches, Romanisches. Er erweckte eher den Eindruck teutonischer Gründlichkeit und Schwere.

Als wir alle Platz genommen, kam das Gespräch sofort auf die russische Revolution. Gleich nach seinen ersten Worten fühlte ich in ihm die Neugier eines Menschen, der aus sicherem Hafen einen Schiffsuntergang beobachtet. Ich fühlte, daß es ihm absolut gleichgültig war, ob Rußland das Joch der Sklaverei abschütteln oder behalten würde. Ich fühlte auch, daß er von der Revolution sprach wie ein Geograph und nicht wie ein Seemann vom Meere spricht.

„Augenblicklich sind in Rußland die Kadetten die einzigen Politiker, die ein Gefühl für reale politische Möglichkeiten haben. Alle Parteien, die mehr links stehen, sind wahnsinnig: sie sind teils Fanatiker, teils Träumer, die in Luftschlössern wohnen. Ihr Heldenmut verdient allerdings Bewunderung. Diese Bewunderung ist aber mit einem Gefühl von Trauer und — nehmen Sie es mir nicht übel! — Ärger verbunden. Bei euch Russen ist alles Raserei. Ihr seid fähig, zum Fenster hinauszuspringen und euch das

Digitized by Google

Genick zu brechen, statt ruhig die Treppe hinabzugehen. Ihr versteht besser zu sterben als zu leben . . ."

„Und ihr Europäer versteht zu sterben und zu leben?" fragte ich mit unwillkürlichem Lächeln.

„Wenn man gut lebt, so stirbt man auch gut", entgegnete er mit jener unschuldsvollen und liebenswürdigen Selbstzufriedenheit, die einen entwaffnet.

Einige Monate vorher hatte ich ihn bei der Protestversammlung, die im Cirque d'hiver anläßlich des Bjelostoker Judenpogroms stattfand, vor einem großen Auditorium französischer Arbeiter und russischer Revolutionäre sprechen gehört. Er sprach von den Menschenrechten, vom Vermächtnis der Großen Revolution, von der Verbrüderung der Völker, — von lauter Dingen, die einst auch den Westeuropäern Ernst waren und seit langem nichts mehr als schöne Worte sind. Jaurès ist ein genialer Redner. Fast zwei Stunden lang schrie, brüllte und donnerte er, ohne Pause, wie ein echter Jupiter. Ich mußte aber an einen russischen Redner denken, von dem jemand gesagt hat, er sei ein „wattespeiender Vesuv". Ich kann mir wohl vorstellen, daß diese üppige, aufgeblasene Beredsamkeit im Parlament unter den scharf geschliffenen Nadeln Clemenceaus ebenso platzt wie eine durchstochene Blase.

Ich betrachtete das Publikum; es waren fast ausschließlich französische Arbeiter mit einfachen, gutmütigen, ehrlichen Gesichtern, Leute, die jedermanns Sympathie erwecken müssen. Sie hörten ihm aufmerksam und so andächtig zu, wie man in der Kirche der Orgel zuhört. Doch ebenso wie die heutzutage in den Kirchen Betenden niemals einen Kreuzzug unternehmen werden, so werden auch diese Leute niemals Revolution machen. Das Antlitz dieser Menge, das Antlitz der bourgeoisen Republik ist ein unerschütterliches, unbesiegbares Spießertum: „Wir wollen nur solche Dinge, die es auf Erden gibt; ganz langsam und friedlich wollen wir auf Erden das Reich Gottes errichten." Es ist etwas Absolutes und Unerschütterliches, eine eherne Feste, eine „irdische Ewigkeit", vielleicht schon jenes „Europäische China", das Alexander Herzen vorausahnte. Vor dem Saaleingang standen Polizeiagenten; ich mußte über sie lachen. Wozu die Polizei? Wen soll sie hier bezähmen? Höchstens noch die russischen Revolutionäre; doch auch diese sind still und schwach geworden, haben sich in dieser Menge aufgelöst wie Säure in Alkali. An eine Revolution ist gar nicht zu denken! Wasser kann nicht brennen, Spießer können nicht revoltieren.

Auf dem Heimwege von dieser Versammlung geriet ich aus einer Volksmenge in die andere. Auf der Place de la République fanden — es war Sonntag — verschiedene Volksbelustigungen statt. Es war ein milder,

Digitized by Google

ſtiller Abend; am heiteren Himmel ſtand der Vollmond, doch im blendenden Lichte der Bogenlampen war er faſt unſichtbar. An einem der Karuſſelle kreiſten ſtatt Pferden rieſengroße Schweine mit Ringelſchwänzchen, nackten roſigen Leibern und verſchmitzt lächelnden Schnauzen. Die Muſik ſpielte einen Militärmarſch, und auf den Schweinen raſten wie der Sturmwind Männer, Frauen und Kinder vorbei. Auch ſie lachten.

Und plötzlich überkam mich auch hier dasſelbe Gefühl wie vorhin bei der Verſammlung: eine gewiſſe Grenzlinie war erreicht, eine Ewigkeit eingetreten, die Stille des Reiches der goldenen Mitte; der Segen eines Himmels auf Erden hatte begonnen. Mir wurde ſo ſeltſam beklommen ums Herz. In dieſer ſchwarzen Menge, in den Bogenlampen, die das Mondlicht verdunkelten, und in den nackten roſigen Schweinen war etwas Unheimliches, Apokalyptiſches.

„Ja, ihr verſteht zu ſterben und verſteht nicht zu leben", ſagte Jaurès noch einmal zum Schluß unſeres Geſprächs von der ruſſiſchen Revolution.

Dann ſprachen wir noch etwas von der franzöſiſchen Sozialdemokratie, ich weiß nicht mehr was; doch der Haupteindruck, der mir davon blieb, war derſelbe wie nach der Volksverſammlung im Zirkus: ein Sozialismus ohne Revolution, ein Löwe ohne Krallen; ein im Straußenmagen der Bourgeoiſie verdauter Sozialismus; dieſer Sozialismus iſt wie eine erkaltete Lava, der beſte Nährboden für die üppigen Trauben Lacrimae Chriſti im irdiſchen Paradieſe der Bourgeoiſie.

III.

Im Salon einer franzöſiſchen Schriftſtellerin, die unter dem ruſſiſchen Pſeudonym „Ivan Strannik" ſchreibt und die wohl der einzige Menſch in Paris iſt, der Öl mit Waſſer — Ruſſen mit Franzoſen — zu vermengen ſucht, lernte ich Anatole France kennen. Die liebenswürdige Wirtin hatte den berühmten Gaſt eigens mir zu Ehren eingeladen. Als echter ruſſiſcher Barbar kam ich zu ſpät und traf France bereits an.

In einer Tſchechowſchen Novelle kommt ein Knabe vor, der ganz wie ein Mädchen ausſieht; er hat weiche Bewegungen, eine weiche Stimme, weiche blonde Locken, milde freundliche Augen und trägt eine weiche Samtbluſe. An dieſen Jungen erinnerte mich France. Er iſt durch und durch weich und ſanft, mild, flaumig und zart wie Samt. Wenn man ihn lange betrachtet, hat man dasſelbe Gefühl, wie wenn man ſilbergrauen Samt ſtreichelt. Dieſer Eindruck der inneren Weichheit paart ſich mit einer äußeren Abgeſchliffenheit, der Härte eines tadellos eleganten, gleichſam aus Marmor gemeißelten Antlitzes. Er hat einen herrlichen Kopf mit ſilberweißem Haar und edlem, ſcharf geprägtem Profil wie auf altflorentiniſchen

Digitized by Google

Medaillen. So kann ein guter alter Hofmann des guten alten Königs Heinrich IV. ausgesehen haben.

Ich kam in Begleitung meiner russischen Freunde. France hatte seine langjährige Freundin, ein französische Jüdin, mitgebracht. In ihrem Hause hatte er seinen „Salon". France ist auch richtig verheiratet, doch seine eigentliche Gattin kennt kein Mensch.

Die Dame des Hauses machte die größten Anstrengungen, um ein Gespräch über russische Literatur, über Tolstoi und Dostojewskij in Fluß zu bringen. Es stellte sich bald heraus, daß France sich zu Tolstoi höchst gleichgültig verhielt und Dostojewskij schon gar nicht mochte. Als wohlerzogener Mensch sagte er es zwar nicht gerade heraus, ich konnte aber leicht merken, daß die russische Mystik ihn, den vollkommenen Klassiker, direkt anwiderte, daß er sie für den Gipfel von „Geschmacklosigkeit" hielt. Die Unterhaltung stockte immer wieder; unsere Wirtin machte vergebliche Versuche, über den uns trennenden Abgrund Brücken zu schlagen; die Brücken stürzten eine nach der andern ein.

Mir scheint übrigens, daß France überhaupt ungern an einem Gespräch teilnimmt und andern zuhört; um so lieber hört er sich selbst zu. Ich will ihm daraus wirklich keinen Vorwurf machen, denn es ist ein so großer Genuß, ihm zuzuhören, als ob er eine Stradivariusgeige in der Kehle hätte oder jene Nachtigall aus dem Andersenschen Märchen, die mit ihrem Gesang den Todeskampf des Kaisers von China versüßte. Von welchen Bagatellen er auch sprechen mag, seine Rede ist immer eine Götterspeise; was für bittere Wahrheiten er auch ausspricht, in seinem Munde sind sie immer voller ambrosischer Süße. Wenn man sich aber hinterher darauf besinnt, was er eigentlich gesagt hat, so merkt man, daß er fast gar nichts gesagt hat. Alles zerfließt wie Schaum; vielleicht ist es der gleiche Schaum, aus dem die Göttin der ewigen Anmut geboren wurde?

Als die Rede auf die Sammlung seiner politischen Reden kam, gestand er, daß es für ihn stets die größte Qual sei, auch nur wenige Worte öffentlich zu sprechen, daß er sich auf jedes öffentliche Auftreten tagelang vorbereite und auf dem Podium von einem Lampenfieber befallen werde.

„Ich bin leider nicht zum Redner geboren", schloß er halb traurig, halb scherzhaft.

„Warum quälen Sie sich dann?"

„Was soll ich tun? Man muß doch irgendwie der großen allgemeinen Sache dienen!"

„Dem Sozialismus?" fragte die Dame des Hauses mit einem Seitenblick auf uns.

„Gewiß. Sie glauben wohl nicht recht an meinen Sozialismus?"

Digitized by Google

„Nicht ganz."

„Warum nicht?"

„Schon aus dem Grunde, weil Sie einer der größten Skeptiker sind, die je auf Erden gelebt haben", sagte jemand von uns. „Wie wollen Sie denn Zweifeln und Handeln verbinden? Wie kann man handeln, wenn man daran, was man tun will, nicht glaubt?"

„Handeln kann man allerdings nicht, aber spielen", entgegnete France. „Der Kampf der politischen Parteien ist für mich ein riesengroßes Schachspiel. Sind nicht alle menschlichen Handlungen ein Spiel? Die Götter spielen mit uns, und darin liegt unsere Tragödie; wollen wir also selbst mit den Göttern spielen, — vielleicht wird dann unsere Tragödie mit einer Idylle enden. Wenn man an nichts mehr glaubt und an allem zweifelt, schöpft man aus allen Dingen die unschuldvolle Leichtigkeit und Süße der göttlichen Spiele. — ‚Es ist so süß, auf dem Kissen der Zweifel zu ruhen!'"

Nie vergesse ich die unendliche Anmut des milden Lächelns, mit dem er diese Worte Montaignes sprach.

Ich dachte mir: ja, Spiel mit allen Dingen, Lächeln über alles, Zweifel an allem — das ist die letzte Weisheit der Bourgeoisie. Das Schauen entspricht ganz dem Handeln, France entspricht Jaurès. Ebenso wie politischer Aufruhr sich einst in spießbürgerlichen Liberalismus verwandelt hat, so verwandelt sich heute die sozial-ökonomische Revolution in einen spießbürgerlichen Sozialismus. Evolution ist mächtiger als Revolution, Stille gewaltiger als Sturm — das ist die noch unbezwungene und in der Ebene, in der der Kampf heute vor sich geht, vielleicht überhaupt unbesiegbare Wahrheit der Bourgeoisie. Clemenceau könnte France gut verstehen, und France könnte Clemenceau mit Jaurès versöhnen.

Wie der eine, so sind alle; wie es oben ist, so ist es auch unten. Dort, auf der Place de la République mit der schwarzen Menge und den nackten, rosigen, lachenden Schweinen ist das fette, fruchtbare Mistbeet, und hier im Salon — die duftende Blüte, die mystische Rose der Bourgeoisie.

Es heißt immer, daß absolutes Spießertum — absolute Schweinerei sei. Ist es denn wirklich so? Ist denn die ganze goldene Ernte der Kultur — Wissenschaft, Kunst, gesellschaftliche Institutionen — nicht auf diesem bourgeoisen Mistbeet gewachsen? Gibt es nicht auch eine gerechte, weise, gute, h e i l i g e Bourgeoisie? Wer hat auf sie noch nicht geschimpft, und wer hat sie überwunden?

Bei uns in Rußland wird jetzt die westeuropäische Bourgeoisie gar zu oft verdammt, und zwar nicht im Namen einer neuen Aristokratie oder einer universellen Kultur, sondern im Namen der alten russischen Barbarei

Digitized by Google

und des neuen russischen Hooliganentums. Doch wenn man von zwei Übeln das kleinere wählen soll, so ist der Spießbürger vielleicht doch noch besser als der Hooligan.

Es scheint zuweilen, daß die russische revolutionäre Gesellschaft den Hannibaleid geleistet hat, im Kampfe gegen die westeuropäische kulturelle Bourgeoisie zu siegen oder unterzugehen; und sie hat wahrlich gar kein göttliches Recht dazu. Es ist Zeit, daß man über dieses Recht nachdenkt und einsieht, daß die antireligiöse Banalität der Bourgeoisie nur durch einen religiösen Aristokratismus überwunden werden darf.

Wir glauben, daß ein solcher Aristokratismus in der russischen Gesellschaft einmal aufblühen wird; wenn aber auch dann noch zwischen Rußland und Westeuropa, zwischen uns und ihnen ein Abgrund klafft, so heißt es nur, daß die Letzten die Ersten geworden sind, doch nicht, um sich über allen zu erheben, sondern um „aller Knechte" zu sein.

Bekenntnis eines Westlers.

Von Iwan Turgenjew.

Dieses Selbstbekenntnis Turgenjews bildet die Einleitung zu seinen „Literatur- und Lebenserinnerungen" und ist zu Baden-Baden im Jahre 1868 geschrieben. D. Ü.

Nachdem ich im Jahre 1837 die philologische Fakultät der Petersburger Universität absolviert hatte, ging ich im Frühjahr 1837 nach Berlin, um meine Studien zu vollenden. Ich war erst 19 Jahre alt, hatte mich aber schon lange nach dieser Reise gesehnt. Ich war überzeugt, daß man sich in Rußland nur einige Anfangsgründe in den Wissenschaften aneignen könne, und daß die Quelle des echten Wissens nur im Auslande zu finden sei. Unter den damaligen Professoren der Petersburger Universität gab es keinen einzigen, der diese meine Überzeugung erschüttern konnte; sie alle teilten sogar meine Ansicht; auch das Ministerium stand auf dem gleichen Standpunkte, und der damalige Minister für Volksaufklärung, Graf Uwarow, pflegte junge Leute auf Staatskosten an die deutschen Hochschulen zu schicken. In Berlin blieb ich im ganzen etwa zwei Jahre. Von den Russen, die dort zu meiner Zeit studierten, will ich Granowskij, Stankewitsch und den später so berühmten Michael Bakunin nennen. Ich hörte Philosophie, alte Sprachen und Geschichte; mit besonderm Eifer studierte ich bei Professor Werder Hegelsche Philosophie. Wie ungenügend das Studium an den russischen Universitäten um jene Zeit war, erhellt schon aus der Tatsache, daß, während ich an der Universität Römische Altertümer bei Zumpt und Geschichte der griechischen Literatur bei Böckh hörte,

Digitized by Google

ich zu Hause griechische und lateinische Grammatik nachholen mußte. Und dabei zählte ich nicht zu den schlechtesten Kandidaten.

Die jungen Leute meiner Zeit gingen mit ähnlichen Gefühlen nach dem Auslande wie die alten Slawen zu den skandinavischen Warjägern auf der Suche nach einem Herrscher. Ein jeder von uns fühlte ebenso wie diese Slawen, daß sein Land (ich spreche hier nicht vom Vaterland im allgemeinen, sondern vom moralischen und geistigen Besitz eines jeden von uns) „groß und reich ist, doch keine Ordnung hat". Von mir selbst kann ich sagen, daß ich alle Gefahren und Nachteile einer solchen Losreißung vom heimatlichen Boden, einer gewaltsamen Abtrennung aller Fäden, die mich mit meinem ureigensten Milieu verbanden, vollkommen klar einsah ... ich konnte aber nicht anders! Das Milieu, in dem ich aufgewachsen war, also das Gutsbesitzermilieu der Leibeigenschaftszeit, enthielt wirklich nichts, was mich fesseln konnte. Im Gegenteil: fast alles, was ich da sah, rief in mir nur Scham, Empörung und Abscheu hervor. Ich durfte nicht lange schwanken. Ich mußte mich entweder demütigen und den ausgetretenen allgemeinen Weg einschlagen oder mich radikal von allen und allem abwenden, selbst auf die Gefahr hin, manches, was mir lieb und wert war, zu verlieren. Eine andere Wahl hatte ich nicht. Ich wählte das letztere und stürzte mich kopfüber in das „Deutsche Meer", das mich reinigen und meine Seele erneuern sollte. Und als ich aus diesem Meere wieder emportauchte, war ich bereits ein „Westler" geworden und bin es für immer geblieben.

Es fällt mir gar nicht ein, diejenigen meiner Altersgenossen zu verurteilen, die die gleiche Freiheit, das gleiche Selbstbewußtsein, nach denen ich strebte, auf einem andern, weniger negativen Wege erreicht haben ... Ich will nur sagen, daß ich keinen andern Weg vor mir gesehen habe. Ich konnte unmöglich die gleiche Luft atmen und auf dem gleichen Boden bleiben wie alles, was ich so sehr haßte; vielleicht fehlte mir dazu die nötige Charakterstärke und Selbstzucht. Ich mußte mich von meinem Feinde entfernen, um ihn aus der Ferne um so wütender zu überfallen. Dieser Feind hatte in meiner Vorstellung ein bestimmtes Antlitz und trug einen bestimmten Namen: es war die Leibeigenschaft. Unter dieser Bezeichnung verstand ich alles, wogegen ich bis an mein Ende kämpfen wollte und womit ich mich niemals versöhnen konnte. Das war mein Hannibalschwur, den ich damals ablegen mußte. Ich flüchtete nach dem Westen, nur um diesen Schwur besser erfüllen zu können. Ich glaube nicht, daß mein „Westlertum" mich irgendwie dem russischen Leben entfremdete oder mir das Verständnis für die Eigenheiten und Bedürfnisse meiner Heimat nahm. Die „Memoiren eines Jägers" sind ja im Auslande

Digitized by Google

entstanden; einzelne Kapitel schrieb ich in schweren Stunden des Zweifels, ob ich doch nicht nach Rußland zurückkehren sollte. Man kann mir einwenden, daß ich das russische Element in diesem Buche gar nicht meinen westlerischen Überzeugungen zu verdanken habe und daß es trotz dieser Überzeugungen und gegen meinen Willen erhalten geblieben sei. Ich will darüber nicht streiten, ich will nur sagen, daß, wenn ich in Rußland geblieben wäre, ich die „Memoiren eines Jägers" in keinem Falle geschrieben hätte. Ich will noch sagen, daß ich jene Grenzlinie, die manche eifrigen, doch unwissenden Patrioten zwischen Rußland und Westeuropa, mit dem es durch viele Bande des Glaubens, der Sprache und der Rasse so eng verbunden ist, um jeden Preis zu ziehen trachten, niemals anerkannt habe. Bildet denn unsere slawische Rasse für den Philologen und Ethnographen nicht einen der wichtigsten Zweige des indogermanischen Volksstammes? Und wenn es keinem Menschen einfallen wird, die Einwirkung Griechenlands auf Rom und dieser beiden wiederum auf den germanisch-romanischen Kulturkreis zu leugnen, warum will man um keinen Preis die Einwirkung des uns jedenfalls verwandten Westeuropas auf uns zugeben? Sind wir denn so unselbständig und schwach, daß wir jeden fremden Einfluß auf uns fürchten müssen, daß er uns nicht verderbe? Ich glaube es nicht. Im Gegenteil, ich bin der Ansicht, daß unser tiefstes russisches Wesen auch in sieben Wassern nicht weggewaschen werden kann. Was wären wir sonst auch für ein minderwertiges Volk! Ich schließe aus eigener Erfahrung: meine Ergebenheit den Prinzipien, die ich mir im Auslande angeeignet habe, vermochte nicht mein Gefühl und meine Liebe für die russische Sprache zu zerstören. Noch keiner der zahlreichen mich bekämpfenden russischen Kritiker hat mir mangelhaftes oder fehlerhaftes Sprachgefühl oder selbst einen unselbständigen Stil vorgeworfen.

Dostojewskij über den Krieg.

Unsinn, daß der Krieg eine Geißel für die Menschheit ist! Im Gegenteil: er ist das nützlichste Ding in der Welt. Nur eine Art von Krieg ist verabscheuungswert und tatsächlich verderblich: der innere Krieg, der Brüderkrieg. So ein Krieg lähmt und zersetzt den Staat, dauert immer viel zu lange und vertiert das Volk auf ganze Jahrhunderte. Doch der politische, internationale Krieg ist in jeder Beziehung nur nützlich und vollkommen unentbehrlich.

Es ist nicht wahr, daß die Menschen in den Krieg ziehen, um einander totzuschlagen: das steht nie im Vordergrund; sie gehen vielmehr, um ihr

Digitized by Google

eigenes Leben zu opfern — das muß immer im Vordergrund stehen. Und das ist etwas ganz anderes. Es gibt keine höhere Idee als die, sein eigenes Leben zu opfern, indem man seine Brüder und sein Vaterland oder sogar nur die Interessen seines Vaterlandes verteidigt. Die Menschheit kann nicht ohne großmütige Ideen leben, und ich glaube sogar, daß die Menschheit gerade darum den Krieg liebt, um sich an einer großen Idee beteiligen zu können. Der Krieg ist ihr daher Bedürfnis.

Die Menschheit liebt den Krieg. Denn wer läßt zur Zeit eines Krieges den Kopf hängen? Im Gegenteil: Alle sind sofort munter und in gehobener Stimmung, und von der gewöhnlichen Apathie und Langweile der Friedenszeit ist nichts zu merken. Und nachher, wenn der Krieg zu Ende ist, wie gern denkt man an ihn zurück, sogar wenn man geschlagen ist! Man glaube nicht den Leuten, die während des Krieges immerfort die Köpfe schütteln und sagen: „Dieses Unglück! Daß wir so etwas noch erleben müssen!" Das tun sie ja nur des Anstandes wegen. Dabei ist aber einem jeden gar festlich zumute. Es fällt den Menschen furchtbar schwer, sich zu manchen Ideen zu bekennen; gleich sagen die Leute: Er ist ein Tier, ein Rückschrittler. Darum entschließt sich auch niemand, den Krieg laut zu loben.

In der Zeit eines langen Friedens geht die Hochherzigkeit zugrunde, statt ihrer machen sich aber Zynismus und Gleichgültigkeit bemerkbar; höchstens noch ein gehässiger Spott und der auch nur zum Zeitvertreib und nicht um der Sache willen. Man darf ganz positiv behaupten, daß ein langer Frieden die Menschen roh macht. Während eines langen Friedens geht das soziale Übergewicht immer auf die Seite dessen über, was an den Menschen schlecht und roh ist — hauptsächlich auf die Seite des Reichtums und Kapitals. In der ersten Zeit nach einem Krieg werden Ehre, Menschenliebe und Selbstlosigkeit noch einigermaßen geachtet und hoch eingeschätzt, je länger aber der Friede dauert, desto mehr verblassen, verwelken und ersterben alle diese schönen und großmütigen Eigenschaften.

Auch das Christentum erkennt den Krieg vollkommen an und sagt, daß das Schwert nicht vergehen wird bis an der Welt Ende: diese Weissagung ist höchst bemerkenswert und erstaunlich. Im höheren moralischen Sinn verwirft das Christentum natürlich den Krieg und predigt Bruderliebe. Ich selbst werde mich am meisten freuen, wenn man die Schwerter in Pflugscharen umschmieden wird. Wann wird das aber möglich sein? Und lohnt es sich jetzt überhaupt, die Schwerter in Pflugscharen umzuschmieden?

Digitized by Google

Der jetzige Frieden ist immer und überall schlimmer als der Krieg, dermaßen schlimmer, daß es schließlich unmoralisch ist, ihn noch länger aufrechtzuerhalten: es hat gar keinen Zweck noch Sinn, es ist sogar gemein und gewissenlos, ihn noch länger zu erhalten .... Ich will noch sagen, daß in den Zeiten des Friedens Feigheit und Ehrlosigkeit ganz besonders aufblühen. Der Mensch ist nämlich von Natur ungemein zu Feigheit und Ehrlosigkeit geneigt, was er auch selbst sehr gut weiß. Darum sehnt er sich so sehr nach dem Krieg und darum liebt er den Krieg: er sieht in ihm ein Heilmittel.

Der Krieg fördert die Nächstenliebe und verbrüdert die Völker, indem er sie lehrt, einander zu achten. Der Krieg erfrischt die Menschen. Die Nächstenliebe erblüht nur auf dem Schlachtfelde. Es klingt unglaublich, ist aber doch so: der Krieg macht den Menschen viel weniger gehässig als der Friede. Irgendeine politische Beleidigung in Friedenszeit, ein frecher Vertrag, politischer Druck oder eine hochmütige Note machen viel mehr böses Blut als offener Kampf. Haben wir denn während des Krimkrieges die Franzosen oder die Engländer gehaßt? Im Gegenteil — wir freundeten uns ihnen gleichsam an, wurden mit ihnen intim. Wir interessierten uns für ihre Ansicht über unsere Tapferkeit und verhätschelten die Gefangenen: während des Waffenstillstandes trafen sich unsere Offiziere und Soldaten mit den ihrigen, umarmten einander und tranken sogar zusammen. Ganz Rußland erfuhr das aus den Zeitungen und freute sich darüber, was jedoch nicht hinderte, daß man sich hinterher heldenmütig schlug. So wuchs der Geist der Ritterlichkeit.

Über den materiellen Schaden des Krieges will ich nicht einmal sprechen: wer kennt nicht das Gesetz, daß nach dem Kriege alles zur neuen Blüte erwacht? Die wirtschaftlichen Kräfte des Landes erwachen zehnfach verstärkt, als ob eine Gewitterwolke den ausgetrockneten Boden getränkt hätte. Den vom Kriege Ruinierten wird sofort und von allen Seiten Hilfe geleistet, während zu Friedenszeiten ganze Provinzen vor Hunger sterben können, ehe sich eine hilfebringende Hand regt.

Für das gemeine Volk hat der Krieg die besten und schönsten Folgen. Für gewöhnlich hält sich auch der humanste Mensch für mehr als den Bauer. Wer mißt heutzutage Seele mit Seele — mit dem christlichen Maß? Man mißt mit dem Geldbeutel, mit der Macht und Gewalt, — und der Mann aus dem Volke weiß das sehr genau. Es ist nicht Neid, was sich in ihm regt, sondern ein eigentümliches unerträgliches Gefühl

Digitized by Google

einer moralischen Ungleichheit, die für den einfachen Mann höchst verletzend ist. Was für freiheitliche Gesetze man auch einführt, die Ungleichheit der Menschen kann in der modernen Gesellschaft nicht abgeschafft werden. Das einzige Heilmittel dagegen ist der Krieg. Allerdings nur ein augenblicklich wirkendes, doch für das Volk ein höchst tröstliches Mittel. Der Krieg hebt den Geist und das Selbstbewußtsein des Volkes. Der Krieg macht alle gleich und versöhnt den Herrn mit dem Knecht in der schönsten Manifestation der menschlichen Würde: in der Opferung des Lebens für die gemeinsame Sache, für die Allgemeinheit, für das Vaterland. Während des Krieges tritt die allgemeine Gleichheit des Heldentums auf. Das vergossene Blut ist eine gar wichtige Sache. Der Krieg gibt der großen Masse die Gelegenheit zur Selbstachtung, und darum liebt das Volk den Krieg: es besingt ihn in seinen Liedern und horcht später leidenschaftlich gern den Erzählungen und Legenden über den Krieg ... Ja, vergossenes Blut ist eine gar wichtige Sache! Der Krieg ist heutzutage durchaus unumgänglich; ohne Krieg würde die Welt zusammenstürzen, würde sich mindestens in eine formlose ekelhafte Masse, in einen gemeinen Schmutz mit eiternden Beulen verwandeln.

„Blut bleibt doch immer Blut!" — jammern die Weisen. Doch ohne Krieg wäre vielleicht noch viel mehr Blut geflossen. Der Krieg ist, wenn nicht in allen, so doch in den meisten Fällen der Prozeß, bei dem gerade mit dem geringsten Verlust an Blut und Energie friedliche und einigermaßen erträgliche Beziehungen zwischen den Nationen erreicht werden. Das ist allerdings traurig, doch was kann man tun, wenn dem wirklich so ist?! Es ist immer besser, das Schwert zu ziehen als sich unendlich abzuhärmen.

Nur die Kunst allein vermag noch die während eines langen Friedens eingeschlafenen Seelen zu wecken und in ihnen höhere Interessen aufrechtzuerhalten. Darauf beruht eben die Behauptung, daß die Kunst nur während eines dauernden Friedens blühen könne. Diese Annahme ist aber durchaus falsch. Die Kunst, das heißt die wahre Kunst, entwickelt sich während eines langen Friedens gerade darum, weil sie eine Reaktion gegen die schwere und lasterhafte Schläfrigkeit der Seelen ist, weil sie nach einem Ideal schreit, den Geist des Protestes und der Empörung weckt, die Gesellschaft in Aufruhr bringt und diejenigen quält, die nicht länger schlafen wollen und nach einer Befreiung aus der übelriechenden Grube lechzen.

Man darf im allgemeinen sagen, daß, wenn die menschliche Gesellschaft ungesund und verseucht ist, selbst solch ein nützliches Ding wie ein langer

Digitized by Google

Friede, statt Nutzen nur Schaden bringt. Nicht umsonst hat in der Geschichte Europas jede Generation ihren Krieg gehabt. Also ist auch wohl der Krieg zu irgend etwas nütze, er bringt der Menschheit Heilung und Erleichterung. Wenn man es abstrakt denkt, mag es empörend erscheinen, in der Praxis ist es aber doch so. Doch wahren Nutzen bringt nur der Krieg, der für irgendeine Idee, im Namen eines höheren Prinzips unternommen wird, und nicht wegen materieller Interessen, nicht zum Zwecke gieriger Eroberung oder stolzer Vergewaltigung. Solche Kriege haben die Völker immer auf falsche Bahnen gebracht und ins Verderben gestürzt. Wenn nicht wir, so werden es unsere Kinder erleben, wie England enden wird.

Ein moderner russischer Dichter über die Franzosen.

Die Franzosen sind unermüdliche Fabrikanten menschlicher Banalität, dabei aber von einer rührenden Überzeugung durchdrungen, daß ihre Originalität ganz eigenartig ist.

Den Franzosen fehlt fast jedes Verständnis für alles, was außerhalb Frankreichs liegt; daher ist ihre berühmte Lebendigkeit in den allermeisten Fällen nicht die Behendigkeit geschmeidiger Menschenleiber, sondern die hölzerne Beweglichkeit geschickt gearbeiteter Marionetten, die sehr schnell, doch ohne wahres Leben auf vorgeschriebenen Bahnen hin und herlaufen müssen.

Der bei den Franzosen wenig beliebte, doch unbedingt genialste französische Dichter des 19. Jahrhunderts — Balzac, sagte einmal: „Une courtisane est essentiellement monarchique.“ Aus diesem Grunde hat wohl Frankreich, selbst nach Annahme der republikanischen Staatsform, in keiner Weise auf monarchische Sitten verzichtet.

Konstantin Balmont im Jahre 1907.

(Der bedeutende russische Lyriker, von dem wir im Juniheft 1913 die Erzählung „Der dreizehnte März“ brachten, lebt seit langen Jahren in Paris.)

Digitized by Google

Jules Michelet über Rußland im Jahre 1871.

Der berühmte französische Historiker Jules Michelet hat im Februar 1871 während des Deutsch-Französischen Krieges ein Buch unter dem Titel: «La France devant l'Europe» veröffentlicht. Folgende Stellen daraus möchte ich den Lesern der S. M. in Übersetzung vorlegen. Friedrich Stieve.

Als der Kaiser von Rußland die Kunde von unserer ersten Niederlage bei Wörth erfuhr, konnte er sich nicht mehr halten. Er saß gerade zu Tisch. Auf eine alte deutsche Art trank er in heftiger Freude ein großes Glas Wein aus und warf das Glas an die Decke, daß es zerbrach. . .

Deutsche, wißt ihr auch, bis zu welchem Grade euch die slawischen Russen verabscheuen? . .

Eure Zivilisation, eure industriellen Fortschritte, eure Überlegenheit in allen Künsten des Friedens, all das sind gerade die Eigenschaften, die euch in einem Kriege mit Rußland unterlegen machen. Rußland kämpft mit Menschen von sehr geringem Wert und es scheut sich wenig, sie zu opfern. Wieviel ist ein Europäer: ein Engländer, ein Franzose, oder ein Deutscher wert? Viel, wenn man bedenkt, was er arbeiten und verdienen kann. Wer will von der Kleinigkeit reden, die der Verdienst des russischen Bauern wert ist? Rußland riskiert bei einem Krieg wenig. Aber ihr? Ein fleißiges Volk, das sich den Werken des Friedens widmet und produktiv und schöpferisch ist!

In zwei Worten den Inhalt meines Buches!

Ihr großen Nationen der Arbeit, die ihr ununterbrochen schafft, vereinigt euch zu einem einzigen Volk! Bewahrt der Welt ihren Platz, dem sie all ihre Güter verdankt.

Ich möchte hier alle Menschen der Arbeit und alle diejenigen vereinen, welche vor Tagesanbruch aufstehen (wie ich es heute, am 1. Januar 1871, da ich dies schreibe, getan habe) und zu einem europäischen Kongreß zusammenrufen.

Ich rufe die Engländer, die Franzosen, die Belgier, die Holländer, die Schweizer, ich rufe die Deutschen . . .

Ich spreche hier mehr noch für die ganze Welt, als für Frankreich allein. Denn dieses wird sich selbst retten. Aber wird sich die Welt retten, wenn sie unschlüssig und gespalten bleibt? Man rufe sie auf in dieser letzten Stunde, damit sie sich zur Verteidigung vereine, damit sie sich bewaffne! Der Feind steht vor der Tür. . .

Was ist Rußland?

1851 schon zeigte sich dieselbe dicke, schwarze Wolke im Osten. Ein kalter und böser Schatten fiel über Europa. Die damalige (französische) Regierung, die den 2. Dezember vorbereitete, machte dem Zaren die demütigsten und weitgehendsten Zugeständnisse. Sein Gesandter saß im Rate unsrer Minister. Damals sagte jemand voll Abscheu zu mir: „Das russische Kaiserreich reicht bis nach Calais. Ich reise nach Amerika."

Digitized by Google

Ich beobachtete deutlich das Ungeheuer, das über uns kam und ich veröffentlichte ein Buch, in dem ich meinen Abscheu gegen den Zarismus aussprach und zugleich meine Sympathien für das gute russische Volk, diese Seele in Not, die auf entsetzliche Art im Reiche eines Teufels verhext ist, der ihr alles Leben und alle Entwicklungsmöglichkeit geraubt hat.

Die, welche es vermöchten, ein solches Grab verwegen zu öffnen und die Verdammnis dieses Zaubers zu brechen, wären ohne Zweifel Helden. . . . .

Wie viele Völker hat Rußland ausgelöscht! Wie groß ist es als zerstörende Macht! Mit wieviel unheimlichen Denkmälern, mit wieviel Grabstätten ganzer Nationen hat es die Welt bedeckt! Polen wird ununterbrochen in Sibirien in jenen Festungen, deren Wälle Peter der Große aus den Knochen der Schweden errichtet hat, begraben. Kaukasien, das einst von der besten aller weißen Rassen (was Schönheit und Tatkraft anbetrifft) bewohnt wurde, ist heute ein Friedhof. Dieser Geist der Verwüstung, der Wüsten schafft (und noch dazu ganz ohne Zweck und Ziel) geht soweit, daß er auf eine Strecke von tausend Meilen hin die armen Jägerstämme, die den Ufern des Eismeeres noch einiges Leben gaben, verschwinden ließ. (Ich lese das in der Reisebeschreibung zweier russischer Ingenieure.) Diese ganze Seite unseres Planeten ist wie der Mond eine öde, schauderhaft verwüstete Welt geworden.

Das Schrecklichste am Zarismus ist, daß er eine Religion bedeutet. Welch ungeheure Gottlosigkeit, einen Menschen anzubeten! Wie konnte das kommen? Durch die entsetzliche Konzentration, die man der Überschwemmung durch die Tataren entgegenstemmen mußte. Die Furie der Einigkeit wurde zu einer schrecklichen Heilandsverehrung, die Ungeheuer (wie Iwan IV.) zu Göttern machte. Entsetzliche Vergötterung eines Mörders! Hassenswerter Kult des Todes! Und noch dazu werden sie ernst genommen und übertrieben. Man erzählt eine Geschichte von dem Minister Iwans, der auf einen Pfahl gespießt wurde und in seiner langen Bewußtlosigkeit nur immer schrie: „Gott schütze den Zaren!"

Der Zar allein wird in die Gebete aufgenommen. Die Treue gegen den Zaren ist Gegenstand der ganzen religiösen Erziehung. Es ist scherzhaft, daß Rußland bei seinem Widerstreben gegen die Türkei keck behauptet: „Ich bin christlich!" und daß es noch hinzufügt: „Ich bin griechisch im Gegensatz zu den barbarischen Moslemin!" Wieviel würde Griechenland verlieren, wenn es unter das Joch Rußlands käme, wieviel auch die Donauslawen! Das entsetzliche Aufgebot Rußlands allein muß ihnen schon den Schrecken vor diesem Moloch des Nordens einjagen.

Die großen Beobachter — seien sie nun Russen oder nicht — haben alle mit Nachdruck betont: „Rußland ist ein Janus, ein Proteus, eine wechselnde Maske, eine ungeheure Lüge, eine Welt, in der alles Falschheit wiederspiegelt."

Digitized by Google

Die Sozialdemokratie im neuen Deutschland[1]).

Von Friedrich Thimme, Direktor der Bibliothek des Herrenhauses in Berlin.

Dem 4. August 1914, der die volle Einmütigkeit aller deutschen Parteien überwältigend offenbarte, ist der 2. Dezember gefolgt: auch er eine wuchtige Kundgebung des einmütigen deutschen Willens, den uns von einer Welt von Feinden aufgenötigten Kampf unerschütterlich bis zum siegreichen Ende durchzufechten. Wie das erstemal sind die geforderten Kriegskredite mit schöner Selbstverständlichkeit ohne jede Debatte bewilligt; ein einziges abweichendes Votum konnte die volle Geschlossenheit des Deutschen Reichstags nur noch mehr unterstreichen. Auch die sozialdemokratische Partei hat sich von neuem entschieden auf den Standpunkt gestellt, daß das deutsche Volk auch ferner seine ganze Kraft für den Schutz des Landes einstellen müsse. In dieser Stellungnahme liegt es schon wie ein Gelöbnis, daß die Sozialdemokratie so gut wie jede andere Partei in geschlossener und treuer Hingabe an das Vaterland bis zu dem Kriegsziele, das sie so gut wie die Regierung in der vollen Sicherung des Landes sieht, ausharren werde.

Darf man aus dieser Haltung der Sozialdemokratie, die mit Recht von einem Historiker wie Lamprecht als eine glänzende gepriesen ist, die Hoffnung ableiten, daß sie auch nach dem wiederhergestellten Frieden, auch in dem neuen Deutschland, wie wir es mit der ganzen Glut unserer Seele ersehnen, sich unter die nationalen Fahnen einreihen wird? Wohl nicht in dem Sinne, als ob die Sozialdemokratie nun von heute auf morgen die bisher so hochgehaltene Fahne der Internationalität niederholen werde. In den Erklärungen, mit denen der sozialdemokratische Wortführer am 2. Dezember die Zustimmung seiner Partei zu den Kreditforderungen begleitete, wird die Übereinstimmung mit der Internationale noch ausdrücklich betont. Und ausführlich begründet einer der ersten Parteiführer, Karl Kautsky, in seinem Aufsatze Die Internationalität und der Krieg in der „Neuen Zeit", warum die Sozialdemokratie auch in Zukunft die internationale Solidarität bewahren müsse. Kautsky leugnet geradezu, daß die Partei nach dieser Richtung hin einer Neuorientierung bedürfe.

Aber dieses Festhalten der Sozialdemokratie am Internationalismus ist für uns nicht mehr das Wesentliche. Zu sehr liegt auf der Hand, daß die Internationalität fürs erste nur noch den fragwürdigen Wert einer Illusion, bestenfalls einer grauen Theorie besitzt. Werden unsere Sozialdemo-

[1]) Vgl. den Aufsatz des gleichen Mitarbeiters über den gleichen Gegenstand im Oktoberheft 1914.

Digitized by Google

kraten je wieder darüber hinwegkommen können, daß die Sozialisten Englands und Frankreichs das Bündnis mit dem Todfeind alles Sozialismus, dem moskowitischen Zarismus, gutgeheißen haben, der eben jetzt die sämtlichen sozialistischen Mitglieder der Reichsduma in den Kerker geworfen hat und ihnen den Hochverratsprozeß macht? Und wenn unsere Sozialdemokraten selbst über das Bündnis mit dem „blutbefleckten Zaren und seine despotische Regierung" hinwegsehen wollten, können sie noch hoffen, bei ihren Genossen in Frankreich und England Gegenliebe zu finden? Können und werden diese es ihnen je verzeihen, daß sie erst durch ihre einmütige Hingabe an das deutsche Vaterland dessen Durchhalten bis zu dem endlichen Siege ermöglicht haben? Erst neulich hat ein sozialdemokratisches Blatt unumwunden konstatieren müssen, daß die deutsche Sozialdemokratie in der Internationale keine, aber auch gar keine Freunde, nicht einmal in den neutralen Staaten habe. Wollen unsere Sozialdemokraten trotz alledem den schönen Traum der allgemeinen Menschenverbrüderung festhalten, so sollten wir ihnen dieses Luxusbedürfnis, das schließlich seinen letzten Ursprung in einem echt deutschen Idealismus hat, gerne gönnen. Die „rote Internationale" ist ein recht blasser Schemen geworden!

Tausendmal wichtiger als die Frage nach der Internationalität der Sozialdemokratie ist für uns die andere: Wie wird inskünftig die Stellung der Sozialdemokraten zu dem nationalen deutschen Staat sein? Wird die Sozialdemokratie, die dem Staat in der bitteren Stunde der Not aus vollem Herzen und mit vollen Händen gegeben hat, was des Staates war, wird sie, wenn einst die Stunde des Friedens und des neuen Deutschlands schlägt, und die Aufgabe an denselben Staat herantritt, die Wunden des Krieges zu heilen und ein Zeitalter des sozialen Friedens heraufzuführen, von neuem in die unfruchtbare Negation früherer Zeiten zurückfallen, von neuem das Budget verweigern, von neuem die scharfe Opposition gegen den Militarismus aufnehmen, der sich doch auch dem blödesten Auge als der Rettungshort des Vaterlandes erwiesen hat? Werden die Führer der Sozialdemokratie auch hier, am goldenen Baume des Lebens, sagen: Wir haben nichts zu bereuen, nichts zu revidieren? Undenkbar! Diese Fragen aufwerfen heißt schon, sie mit aller Entschiedenheit verneinen. Hier gilt das Wort Ludwig Franks, des nationalen Märtyrers der Sozialdemokratie, der der Partei in seinem Leben und seinem Sterben für immer ein leuchtendes Vorbild bleiben möge: schon in den wenigen Wochen seit dem Ausbruche des Krieges habe die Sozialdemokratie mehr gelernt als in vielen Jahren zuvor! Was sie gelernt hat, ist vor allem, daß sie in sich etwas wie Liebe und Bewunderung zu dem Staat, ja ein Stück innerer Verwandtschaft zwischen sich und den Einrichtungen des Staates und

Digitized by Google

selbst des vielgeschmähten Militarismus entdeckt hat. Keiner hat das schöner und eindringlicher ausgesprochen als der sozialdemokratische Reichstagsabgeordnete Wolfgang Heine in seiner Schrift „Kultur und Nation", auf die gar nicht nachdrücklich genug aufmerksam gemacht werden kann[1]). Dort heißt es u. a.: „In diesem Sinne können, ja müssen wir Sozialdemokraten unser Vaterland bejahen und lieben: seinen Boden, denn auf ihm lebt und arbeitet unser Volk und werden unsere Kinder die Stätte ihrer Arbeit finden. Seine Sprache, denn in ihr bewegt sich unser Denken und geistiges Streben. Auch seinen Staat, so groß seine Mängel, so berechtigt unsere Klagen über ihn sind, denn er ist das Haus, in dem wir wohnen und schaffen, der Schauplatz so vieler großer Kämpfe und Siege. — Ja, wenn wir gerecht sein wollen, werden wir nicht verkennen, wie vieles, das unsere Arbeiterbewegung groß und stark gemacht hat, dem Wesen dieses Staates entspricht und nachgeartet ist, aus dessen politischen und gesellschaftlichen Zuständen sich die deutsche Sozialdemokratie und Gewerkschaftsbewegung entwickelt haben." Diese Worte gewinnen noch dadurch an Wert, daß Heine freimütig zugesteht, wie schwer es manchem überzeugten Sozialisten geworden sei, umlernen zu müssen. „Ich verstehe schon," sagt er, „daß es manchem Genossen hart angekommen ist, plötzlich zu bemerken, daß gewisse Worte nicht mehr den alten Klang hatten: im Heer das Volk in Waffen zu erkennen, in ihm unsern Schutz und Schirm, in seinen Kämpfern und Führern Helden zu feiern; die Zeichen und Farben, die uns so oft als Symbole der Unterdrückung und Verfolgung entgegengetreten sind, nunmehr zu begrüßen als Zeichen einer Sache, die auch die unsere ist, Schulter an Schulter mit alten politischen Feinden zu stehen oder ihnen gar die Hand zu drücken, kämpfen zu müssen gegen Völker, gegen die wir keinen Haß empfinden, und in denen wir unsere sozialistischen Genossen zu sehen wünschten."

Und Heine ist nur einer von den vielen Kronzeugen für eine mehr oder minder bewußte innere Wandlung des Sozialismus. Die Landsberg und Südekum, die Keil und David und wie sie alle heißen, sie haben sich in ihren Reden und Aufsätzen nicht viel anders geäußert als Heine. In den „Sozialistischen Monatsheften" ist seit Kriegsausbruch kaum noch ein Aufsatz zu finden, der nicht der Hoffnung auf eine Neuorientierung der Partei in ihrem Verhältnis zum Staat neue Nahrung gäbe.

Freilich nach zwei Richtungen wird sich dieser Prozeß noch erweitern und vertiefen müssen, wenn das Morgenrot, das in jenen Aufsätzen und Reden durchschimmert, zum strahlend hellen Tag werden und wenn die schöne Aussicht auf ein dauerndes Hand-in-Hand-Gehen aller deutschen Parteien Be-

[1]) Druck und Verlag Landgraf & Co., Chemnitz.

Digitized by Google

stand gewinnen soll. Sie betreffen das Verhältnis der Sozialdemokratie zur Monarchie und zur Religion. Es ist noch nicht lange her, daß der sozialdemokratische Abgeordnete Hirsch in der zweiten Auflage des „Handbuches für Politik" von neuem bekannt hat: die Sozialdemokratie erstrebe eine „radikale Demokratie, also eine Demokratie ohne jede Beschönigung, eine Staatsverfassung auf republikanischer Grundlage", etwa nach Art der französischen Republik oder der schweizerischen Eidgenossenschaft. Von dieser Vorliebe für eine republikanische Staatsverfassung oder auch nur für ein parlamentarisches Regime wird aber die Sozialdemokratie auf Grund der jüngsten Erfahrungen zum guten Teil zurückgekommen sein. Kann etwa eine Staatsform in ihren Augen eine an sich gute sein, die es fertig bringt, ein inniges Bündnis mit dem reaktionärsten aller Staatsgebilde einzugehen, die in schreiendem Gegensatz zu den Grundsätzen der Internationale die Vernichtung einer nationalen Kultur, der deutschen, die Zertrümmerung der deutschen Volkswirtschaft, die Aushungerung und Verelendung eines Volkes von siebzig Millionen erstrebt, die dazu gar die asiatischen und afrikanischen Horden bis zu den — Menschenfressern herab aufbietet? Welcher Sozialdemokrat kann je den Schmerzensschrei des Abgeordneten Scheidemann vergessen: „Daß Frankreich, daß das republikanische Frankreich auf Tod und Verderben mit dem russischen Absolutismus verbündet ist, ist eine schier unfaßbare Tatsache. Und daß England, das parlamentarisch regierte, demokratische England Seite an Seite mit den Russen gegen Deutschland kämpft, um für Freiheit und Kultur zu kämpfen, das ist eine Heuchelei von wahrhaft gigantischer Schamlosigkeit." Umgekehrt finden wir aus sozialdemokratischem Munde so manches dankbare Anerkenntnis, daß unser Kaiser in den fünfundzwanzig Jahren seiner Regierung kein ernsteres und ehrlicheres Streben gekannt habe, als der Welt die Segnungen des Friedens zu erhalten. Auch daß das deutsche Kaisertum in dem Streben nach sozialen Reformen die Führung vor jeder anderen Staatsform, sei sie liberal, demokratisch oder gar republikanisch, gehabt hat, am weitesten voran gerade dem republikanischen Frankreich, wird schwerlich noch ein Sozialdemokrat leugnen wollen. Und wollte die Sozialdemokratie selbst, trotz des Zugeständnisses, daß unsere Monarchie unter allen Staatsformen den besten „Kriegs- und Herrschaftsapparat" vorstelle, ihre Frontstellung gegen eben diese Monarchie beibehalten, sie könnte es nicht angesichts des Wiederauflebens der monarchischen Gefühle in den breiten Massen auch der sozialdemokratischen Bevölkerung. Die vielen Hunderttausende von Soldaten, die der Partei angehören, sehen ja, wie der Deutsche Kaiser, als höchster Kriegsherr sich doch nicht besser dünkend als der geringste unter ihnen, alle ihre Strapazen und Entbehrungen teilt, wie seine Nähe, sein

Digitized by Google

Zuspruch, seine mannhafte Zuversicht alle tröstet, belebt, anfeuert, im Glauben an den endlichen Sieg hochhält. Sie sehen, wie unsere Fürstengeschlechter gleich ihnen sich zum Kriegsdienste, ja zum Heldentode drängen. Muß das nicht in den Herzen aller Heeresgenossen, auch in denen der „Genossen" im engeren Sinne die altgermanische, ganz persönlich empfindende Mannentreue mit einer Stärke aufleben lassen, die durch kein Dogma mehr erschüttert werden kann? Und muß nicht auch die gesinnungstüchtige Sozialdemokratie überzeugt sein, mit einem Kaisertum, das, von Haus aus sozial gerichtet, aus dem überwältigenden allgemeinen Aufschwung des deutschen Nationalgefühls jetzt entschlossen die Konsequenz zieht, fürder keine Parteien, nur noch deutsche Brüder zu kennen, besser zu fahren, weiter zu kommen als mit jeder anderen irgend nur denkbaren Regierungsgewalt? Wahrlich, die Sozialdemokratie könnte gar nichts Besseres, nichts Klügeres tun, als den vollen Anschluß an dieses soziale Kaisertum zu suchen, um unter seiner Führung das goldene Zeitalter des sozialen Friedens heraufzuführen. Im Sinne der Sozialdemokratie ließe sich das Kaisertum ja sehr wohl als ein demokratisches denken, das sich auf der Liebe eines in allen seinen Gliedern gleiches Recht genießenden, gleichen Pflichten unterworfenen Volkes aufbaut.

Als einen zweiten Punkt, in dem die Sozialdemokratie ihre bisherige Haltung revidieren müßte, nannten wir die Religion. Man kann doch nicht leugnen, daß die bisherige Haltung der Sozialdemokratie gegenüber Christentum und Kirche eine wenig freundliche, um nicht zu sagen feindliche gewesen ist; die wesentlich von sozialdemokratischen Führern geleitete Kirchenaustrittsbewegung beweist es zur Genüge. Diese Haltung begriff sich, solange die Kirche, vor allem die protestantische, mehr Staatskirche als Volkskirche war und im Sinne des Staates den vollen Akzent auf den Spruch legte „Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit", ohne hinreichend zu würdigen, daß dem Streben der Arbeiterschaft nach besseren Arbeits- und Lebensbedingungen doch auch ein eminent christlicher Gedanke, der der Bruder- und Nächstenliebe zugrunde lag. Aber der Sozialdemokratie ist wohl nicht genügend zum Bewußtsein gekommen, daß der Umbildungsprozeß der Staatskirche zur Volkskirche längst schon begonnen hat, um sicherlich in den Ereignissen der Gegenwart einen neuen und starken Anstoß zu erfahren. Das jedenfalls wird die Sozialdemokratie nicht ignorieren können und dürfen, daß mit dem Kriegsausbruch eine neue und gewaltige Welle religiöser und kirchlicher Erneuerung und Erhebung eingesetzt hat, die naturgemäß auch nicht vor der Sozialdemokratie haltgemacht hat. Über den religiösen Einschlag in der Stimmung des kämpfenden Heeres, auch seiner sozialdemokratischen Be-

Digitized by Google

standteile, bringen unzählige Zeugnisse zu uns. Unsere Soldaten im Felde, ohne Unterschied der Partei, fühlen auf einmal wieder, welch ein kräftiger Halt in Kampf und Sieg, in Not und Tod in dem persönlichen Verhältnis zu einem höheren Wesen liegt. Die sichere Zuversicht auf einen siegreichen Ausgang des gewaltigen Ringens findet ihre stärkste Wurzel in dem Glauben, daß Gott ein gerechtes Urteil in dem großen Weltgericht, als das sich dieser Völkerkampf darstellt, sprechen werde. Auch daheim werden wohl nur wenige Deutsche von der großen religiösen Bewegung unberührt geblieben sein, die durch die Lande geht. Kann und darf aber eine Partei, die sich mit Stolz eine demokratische nennt, achtlos und geringschätzig an solchen machtvollen Regungen der deutschen Volksseele vorübergehen? Sie kann und sie darf es nicht, denn sie würde damit aufhören, eine demokratische zu sein.

Wenn aber die Sozialdemokratie — wir hoffen es zuversichtlich — ihre bisherige Kampfesstellung gegen Thron und Altar auch über das Ende des Krieges hinaus einstellt, so entfallen auch für diese unser öffentliches Leben so stark beherrschenden Mächte und für diejenigen Parteien, die sich in erster Linie zu Schutz und Schirm für Thron und Altar berufen glaubten und von ihnen wieder vorzugsweise gestützt wurden, die wesentlichsten Gründe, aus denen sie die Sozialdemokratie prinzipiell bekämpft haben. Es würde für die Konservativen die bisher nicht ohne Grund als zwingend empfundene Notwendigkeit aufhören, sich auf ein Wahlrecht zum preußischen Abgeordnetenhause zu versteifen, das seine Daseinsberechtigung doch wesentlich nur aus der Sicherung der preußischen Monarchie und ihrer Grundlagen gegen die Gefahren des Umsturzes herleiten kann oder vielmehr konnte. Dem Volke, das sich in seiner überwältigenden Mehrheit ohne Unterschied der Parteien frei und freudig zur starken deutschen Monarchie als derjenigen Staatsform bekennt, die allein uns groß und kräftig genug gemacht hat, um einer Welt von Feinden zu widerstehen, die allein auch das Gigantenwerk der sozialen Reform in Angriff nehmen konnte, und die uns für den Frieden nach der einen wie der anderen Richtung noch Größeres verheißt, dem Volke, das in den Höhen religiöser und sittlicher Erneuerung eine sichere Schranke gegen alle und jede Zügellosigkeit findet, einem solchen Volke könnten auch die Konservativsten unter den Konservativen nicht einen Augenblick die volle Mündigkeit mit allen daraus abzuleitenden Rechten versagen.

Noch scheint man ja in den Reihen der Konservativen der künftigen Stellungnahme der Sozialdemokratie zu Monarchie und Christentum nicht durchweg zu trauen und darum auch mit dem Zugeständnis neuer politischer Rechte an die Bevölkerung der Einzelstaaten wie des Reiches trotz der gegenwärtigen beispiellosen nationalen Hingabe des deutschen Volkes noch

Digitized by Google

zurückzuhalten. Erst kürzlich klang aus einem konservativen Blatte wieder der Ruf nach einer starken Regierung, die auch und erst recht nach dem Frieden alle demokratischen Gelüste niederhalten möge. Solches Mißtrauen erklärt sich aus der Vergangenheit, vielleicht auch aus manchen neuerlichen Äußerungen in der sozialdemokratischen Presse, die noch zu sehr nach der Vergangenheit schmecken. Aber das Verdienst, das sich die Sozialdemokratie um Deutschland in der größten Krise, die es je durchgemacht hat, erworben hat, ist ein so durchschlagendes, daß alle und jede Vergangenheit im Letheſtrom ertränkt werden sollte. Jetzt ist Neuland, fruchtbarstes Neuland, bereit, vieltausendfältige Keime in sich aufzunehmen und an der Sonne gläubigen Vertrauens reifen zu lassen. Zum Glück finden sich auch unter unseren konservativen Führern solche, die sich vollkommen klar darüber sind, worauf es in und nach dieser großen Zeit ankommt. Erinnert sei nur an das schöne Wort des Abgeordneten von Heydebrand und der Lasa von der Einigung aller Deutschen, die „mögen sie nach Beruf, Stand, Bildung, Charakter, Partei wie immer geartet und verschieden sein, doch über dem allen den unaussprechlichen Wert erkennen, den ein freies, starkes, selbständiges, vorwärtsstrebendes deutsches Vaterland für jedes einzelnen menschliches, privates und öffentliches Dasein für unsere Kultur in Gegenwart und Zukunft einschließt". Es ist gewiß kein Zufall, daß dieser Führer der Konservativen das Wort von dem „freien" Deutschland voranstellt, dasselbe Wort, das auch der Reichskanzler in letzter Zeit wiederholt zum Leitmotiv seiner Rede erwählt hat. Ein freies Deutschland schließt, auch wenn man den Begriff der Freiheit in dem Lutherischen Sinn von der Freiheit eines Christenmenschen, von Freiheit in Gebundenheit an staatliche Organisation und Exekutive faßt, doch ein Programm in sich, das, um Heydebrands eigene Worte zu wiederholen, die Menschheit „einem neuen Kurs, des Fortschritts", entgegenführen will, in dem ehrliches deutsches Streben den verdienten Platz behalten wird, und in dem sich alle deutschen Parteien zusammenfinden könnten.

Der Erwartung dürften sich jedenfalls die rechtsstehenden Parteien nicht hingeben, als könnten mit Hilfe der großen nationalen Bewegung, die jetzt ganz Deutschland durchflutet, weite Kreise der sozialdemokratischen Bevölkerung wieder den bürgerlichen Parteien zugeführt werden. Das hätte geschehen können, wenn die sozialdemokratische Partei in der Stunde der nationalen Gefahr versagt hätte. Nun sie aber eine Haltung eingenommen hat, die ihre Angehörigen im Felde und daheim durchweg mit freudigem Stolze erfüllt, kann gar kein Zweifel sein, daß die Sozialdemokratie, die jetzt nach ihrer Zuverlässigkeitsprüfung doch auch eine viel größere Bundesfähigkeit als früher hat, ihr Terrain voll behaupten wird. Vom staatserhaltenden Standpunkt aus wäre nicht einmal zu wünschen,

Digitized by Google

daß sie es verlöre; gerade wenn die vielen Hunderttausende ihrer Angehörigen, die jetzt im Felde stehen, durchdrungen von einem monarchisch gefärbten Nationalgefühl und von einem Glauben an Gott und an die sittliche Weltordnung, in die Reihen der Partei zurückkehren und darin verharren, ist zu hoffen, daß die Neuorientierung von Bestand sein wird.

Es kommt noch ein anderes hinzu. Man darf es ruhig zugestehen: die Sozialdemokratie war eine Kulturnotwendigkeit; ohne ihre Existenz wäre schwerlich je das Zeitalter durchgreifender Sozialpolitik eingetreten, das unsere inneren Volkskräfte so gewaltig vermehrt und unsere von niemand für möglich gehaltenen Kriegsleistungen zumindest stark erleichtert hat. Die Sozialdemokratie bleibt auch ferner eine Kulturnotwendigkeit ersten Ranges; nur im Bündnis mit einer machtvollen Sozialdemokratie wird der machtvolle Staat das Ziel des sozialen Friedens erreichen können. Jetzt ist dieses Bündnis, wir können nicht froh genug darüber sein, zum ersten Male angebahnt. Hand in Hand geht das große staatliche Versicherungs-, Fürsorge- und Wohlfahrtswerk mit dem imponierenden Hilfswerk der Gewerkschaften. Ja, der Staat hat unter dem gewaltigen Drange der Verhältnisse unversehens selbst etwas von dem Charakter des sozialen Zukunftsstaates angenommen, indem er auf vielen Gebieten unseres Wirtschaftslebens ein- und durchgegriffen hat, die bisher dem Spiel der freien Kräfte überlassen waren. Alles deutet darauf hin, daß zunächst, solange der Krieg dauert, aber auch darüber hinaus, das privatwirtschaftliche System in steigendem Maße durch das gemeinwirtschaftliche ersetzt werden wird. In der Hauptsache wird man sich die Worte des Herausgebers des „Archivs für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik", Edgar Jaffé's, aneignen dürfen: „Schon heute ist gewiß: Nach diesem Kriege, im kommenden Frieden, wird unser Wirtschaftssystem nicht mehr das gleiche sein, wie vorher. Ob wir wollen oder nicht, der Krieg wird auch hier einen ungeheuren Ruck nach vorwärts bedeuten, und dieser Fortschritt kann kein anderer sein, als der auf dem Wege zur Gemeinwirtschaft. Was heute unter dem Drucke der militärischen Notwendigkeiten geschieht, wird und kann mit diesen nicht wieder verschwinden; wahrscheinlich sind die Kriegsmaßregeln nur der Auftakt zu prinzipiellen Umgestaltungen, deren Umfang noch nicht abzusehen ist."

Ein solcher Staatssozialismus würde auch die sicherste Gewähr dagegen bieten, daß der erhoffte glückliche Ausgang des Krieges, der unsere wirtschaftlichen Kräfte wieder zu einer gar nicht abzumessenden Höhe emporschnellen lassen würde, nicht wie nach dem Kriege von 1870/71 zu einer kapitalistischen Überspannung führen wird. Der Gefahr eines neuen Industrie- und Wirtschaftsfeudalismus, dessen Ansätze sich schon in der Zeit vor dem Kriege geltend gemacht haben, würde der selbst mit einem Tropfen staats-

Digitized by Google

sozialistischen Öles gesalbte Staat leicht mit einer Gesetzgebung begegnen können, die anders als nach dem Frieden von 1871 nicht auf eine Loslassung der kapitalistischen Triebe, sondern mindestens zugleich auf ihre Bindung, auf ihre Festlegung zu dem gewaltigen Bedarf des sozialen Ausgleichs gerichtet sein müßte. Mit starker Hand wird der Staat dafür zu sorgen haben, daß unsere Berufsstände, Landwirtschaft, Industrie, Handel und Handwerk, allgemeiner gesagt, daß Kapital und Arbeit, die sich unter dem Eindruck des Krieges zu einer wundervollen Einigkeit zusammengefunden haben, durch die explosiven Kräfte einer nach dem Kriege einsetzenden wirtschaftlichen Hochkonjunktur nicht auseinander und gegeneinander getrieben werden. Vor allem aber wird der Staat sich der wirtschaftlich Schwachen in einem bisher nicht gekannten Maße anzunehmen haben. Noch fehlt in dem Gebäude unserer Sozialversicherung, so großartig es sich bereits darstellt, mancher Schlußstein; der Friede kann und wird ihn bringen! Wir sagten es bereits: Das neue Deutschland muß und wird eine neue Ära der Sozialreform und der Sozialethik heraufführen; das sei sein eigentlicher und tiefster Gehalt! Wir fragen es noch einmal: Lockt und reizt es unsere Sozialdemokratie nicht, unter der Ägide des Staates, gemeinsam mit den übrigen Parteien, von denen sich auch nicht eine dem Rufe des führenden Staates, dem Willen des deutschen Volkes wird entziehen können, an solchem hohen Ziele, an solchem Zukunftsstaat mitzuarbeiten? Es kann ja nicht anders sein: es muß sie reizen! Man spürt es auch schon, wie sich ihre besten Geister zu solcher Mitarbeit rüsten und anschicken. So geht aus der sehr lesenswerten Schrift des Rechtsanwalts Hugo Heinemann, „Die sozialistischen Errungenschaften der Kriegszeit" (Verlag Landgraf & Co., Chemnitz) hervor, wie hoch die Sozialdemokratie diese Errungenschaften bewertet, wie hoffnungsvoll und schaffensfreudig sie der weiteren Entwicklung entgegensieht. Heinemann faßt seine Ausführungen in die Worte zusammen: „Uns ist der Weg vorgezeichnet, den wir, als numerisch stärkste Partei im Deutschen Reichstag, gehen müssen, wenn erst der Friedensschluß uns vor neue, riesengroße Aufgaben stellt... Notwendig ist, ohne daß wir ein Gran unserer Überzeugungen aufzugeben brauchen, praktische, positive, sich stets der hohen politischen Verantwortlichkeit bewußte Mitarbeit an der Gesetzgebung des Deutschen Reichs, das die gewaltigsten Kulturtaten zu vollbringen berufen ist, nachdem es ihm gelungen ist, den Feinden eine, wie wir hoffen, gründliche, Deutschland vor neuen Angriffen sichernde Niederlage zu bereiten." Dieselbe Gesinnung und derselbe Wille klingt in den Worten wider, mit denen die beiden an der Spitze der deutschen Gewerkschaftsbewegung stehenden Männer, die Genossen Legien und Bauer, in zwei großen, vom Metall-

Digitized by Google

arbeiterverband veranstalteten Versammlungen ihre Ausführungen über die sozialen Pflichten während des Krieges geschlossen haben: „Wenn unsere Genossen aus dem Felde zurückkehren, wird es unsere Aufgabe sein, ihnen und der deutschen Arbeiterschaft das, was in den Tagen des Krieges auf sozialpolitischem Gebiete errungen ist, zu erhalten und in verstärktem Maße für die Arbeiterklasse nutzbar zu machen. Unerläßliche Voraussetzung für das Gelingen dieser Bestrebungen aber ist unsere unbeugsame Entschlossenheit zur praktischen Mitarbeit und Unterlassung aller revolutionär klingenden, innerlich hohlen Phrasen. Wer sich hierzu nicht aufzuraffen vermag, der versündigt sich an den für uns auf dem Schlachtfelde kämpfenden Genossen und an der gesamten deutschen Arbeiterschaft."

Wenn so viel guter und fester Wille, so viel klares und reifes Verständnis für das, was zum Aufbau des neuen Deutschlands not tut, vorhanden ist, wie wir es hüben und drüben, bei allen zur Mitwirkung berufenen Faktoren konstatieren konnten und täglich neu konstatieren können, dann läßt sich mit froher Zuversicht und hochgespannten Erwartungen trotz aller noch vorhandenen Schwierigkeiten in die Zukunft dieses neuen Deutschlands schauen. In warmen, leuchtenden Farben, wenn auch noch in ein wenig verschleierten Umrissen, so liegt es vor uns, das Land unserer Sehnsucht, gleichsam ein neues Gelobtes Land! Es wird ein Deutschland sein, in dem sich ein jeder Deutsche, sei er arm oder reich, sei er hoch oder niedrig, frei, zufrieden und glücklich fühlen kann! Nichts Geringeres sind wir unseren heldenmütigen Kriegern schuldig, die da draußen, wo einer für den anderen steht, wo jeder die gleichen Gefahren und Entbehrungen willig, ja mit tausend Freuden für das Vaterland trägt, jedes Verständnis für die bisherigen Klassenunterschiede verloren haben. Wir wissen nun den Weg zu dem neuen Deutschland, das nur noch freie, gleichberechtigte Deutsche kennt, und wir vertrauen denen, die uns zu ihm führen wollen, vorab unserm Kaiser und seinem Reichskanzler. Es ist ein großer Glücksfall, daß an der Spitze der Regierung jetzt ein Mann steht, auf dessen ernstes und ehrliches Wollen auch unsere Sozialdemokratie ein volles Vertrauen setzt. In der denkwürdigen Sitzung des Reichstages vom 2. Dezember 1914, von der unsere Ausführungen ihren Ausgang nahmen, hat der Reichskanzler es ausdrücklich versprochen, auch zu seinem Teile dafür kämpfen und sorgen zu wollen, daß es in dem Kampfe um das von dem Kaiser gesteckte Ziel nur mehr Deutsche gebe, „einer dem andern gleich, einer dem andern die Hand reichend für ein einiges heiliges Ziel".

Einer dem andern gleich, einer dem andern die Hand reichend: kann es für das neue Deutschland, kann es für die Betätigung aller Parteien in ihm eine schönere, verheißungsvollere Devise geben?

Digitized by Google

Amerika.

Von Waffen rings starrt die alte Welt,
Von Waffen das ewige Meer.
Über graue Flut, vom Winde gewellt,
Ein schlankes Schiff schwebt einher.

Zu Häupten den Masten glänzt licht ein Stern
Und leitets durch Minen und Riff,
Der Liebe Stern, die im Westen fern
Gerüstet das Weihnachtsschiff.

Klare Kinderaugen leuchteten hell,
Laut pochte das Kinderherz,
Kindesmut ward der Liebe goldener Quell,
Die erhellt den nachtdunklen Schmerz.

„Die Väter im Krieg und die Mütter in Not,
Und die Kinder scheu und gepreßt.
Helft den Armen im Ost, sei unser Gebot",
Rief der Kindermund ferne im West.

Und sie suchten, durchkramten den Schrank und die Truh,
Stub und Speicher die Kreuz und die Quer,
Und Spielzeug und Bücher und Kleider und Schuh,
Alles gaben sie her. —

Und die Eltern ergriff der leuchtende Strahl,
Wie ein Märchen aus Kinderland,
Und sie halfen und häuften ohne Zahl,
Bis gefüllt war das Schiff bis zum Rand.

Und der über den Wassern schwebt, der Geist,
Beflügelt des Schiffes Lauf,
Den Weg zum sicheren Hafen weist. —
Ferne Herzen sprangen da auf!

Und der Segen, den fremde Liebe gesät,
Tausendfältig floß er zurück.
Manche deutsche Mutter erfleht im Gebet
Der fernen Kinder Glück.

Und jetzt? Noch starrt in Waffen die Welt,
Von Waffen noch dräut das Meer,
Wieder trägt die Flut vom Winde gewellt
Vom Westen Schiffe einher.

Nicht ein Segel nur, nein, Boot an Boot,
Und alle gefüllt bis zum Rand,
Nicht der Liebe Werk, drin droht der Tod,
Der Tod unserm Heimatland.

Nicht Liebe lenkt, nein schnöde Gier
Das schwerbeladene Schiff,
Granaten, Schrapnells sind seine Zier.
O fräßen es Minen und Riff!

Und was uns fremde Gier gesät,
Tausendfältig fließ es zurück,
Der Mütter Fluch statt Dankgebet
Und Tränen um totes Glück.

Noch glänzt von beglückender Liebe Strahl
Eurer Kinder Angesicht.
Sie säten Segen, ihr dumpfe Qual.
Amerikaner, schämt ihr euch nicht?

Robert Hallgarten.

Digitized by Google

Wir Deutschschweizer.

Von Theobald Baerwart in Basel.

Das ungeheure Ereignis, das wir den europäischen Krieg oder den Weltkrieg nennen, hat in der schweizerischen Presse sowohl als im schweizerischen Volksempfinden große Verwirrung angerichtet. Zwar in einer Frage waren wir Schweizer einig: in der Verteidigung unseres vaterländischen Bodens. Gegen eine Macht, die unsere Grenze verletzt hätte, wären wir wie ein Mann zusammengestanden. Aber —! Gleich darauf kamen die „Aber". Ein jeder Krieg weckt Sympathien und Antipathien. Dagegen hilft keine Mahnung der Presse und kein Erlaß der Behörden. Im spanisch-amerikanischen, im russisch-japanischen, im italienisch-türkischen Kriege, im Buren- wie im Balkankriege sympathisierte jeder unbeteiligte zivilisierte Mensch mit der oder jener Partei und somit auch jeder Schweizer, ohne daß ein Hahn darnach gekräht hätte, ohne daß ihm irgendwelche Vorschriften gemacht worden wären. Speziell im Burenkriege hielt es die überwältigende Mehrheit des Schweizervolkes mit den Buren, trotz der britischen Gesandtschaft in Bern und trotz der traditionellen Freundschaft Englands, das „immer die Schwachen beschützte", für die Schweiz.

Heute ist alles anders geworden. Sympathien und Antipathien hat der europäische Krieg auch geweckt. Aber wir Schweizer sollen sie wegen der neutralen Stellung unseres Landes nicht mehr äußern dürfen. Wie schwer, wie unmöglich dieser Standpunkt ist, beweist die Haltung des Schweizervolkes, das einig ist in der Liebe zu seinem Vaterlande, sich aber bezüglich seiner Sympathien in zwei Lager geteilt hat. Der eine Teil sympathisiert mit Frankreich, der andere mit Deutschland. Und warum soll das anders sein? Warum soll man nicht in aller Ruhe dem Lande den Sieg wünschen, dessen Sprache man spricht, dessen Kultur man hochschätzt? Andern unsere Sympathien am Kriege das geringste? Gewinnen sie Schlachten zu Wasser oder zu Lande?

Es wird uns nicht im Traume einfallen, dem Unterliegenden beizuspringen, weil wir eben neutral, politisch neutral sind. Politisch trennt uns ein Abgrund von unserer gesamten Nachbarschaft. Denn während Deutschland und Österreich-Ungarn monarchisch sind „bis auf die Knochen", sind wir demokratisch bis auf die Knochen, und während Frankreich eine Scheindemokratie ist, trotz seines parlamentarischen Regiments, haben wir die Demokratie zu neun Zehnteln verwirklicht. Wir besitzen in den meisten Kantonen nicht nur die Volkswahl fast aller Behörden und Beamten (in manchen Landkantonen bis zur Volkswahl des Schermausers), sondern auch das Referendum und das Initiativrecht in Verfassungs- und Gesetzgebungsfragen. Bedenkt man außerdem, daß mit Frankreich und England die Moskowiter Hand in Hand gehen, so ist es eine starke Zumutung, wenn von uns — namentlich von sozialdemokratischer Seite — verlangt wird, wir sollen mit dem „demokratischen" Westen sympathisieren. Sie ist überhaupt köstlich, die außerdeutsche Sozialdemokratie: Deutschland muß nach ihrer Ansicht unterliegen, damit es ein demokratisch regiertes Land werden kann, Rußland dagegen muß zum gleichen Zwecke siegen. Dieser Ansicht scheint namentlich der russische Sozialdemokrat Plechanow, aber auch die französische Sozialdemokratie zu huldigen.

Digitized by Google

Die politische Grenze der Schweiz ist also da und wird von 300000 Männern beschützt. Aber die Sympathie kennt keine politischen Grenzen, und so ist es denn unvermeidlich, daß die welschen Eidgenossen zu Frankreich und die deutschen zu Deutschland hinneigen. Zu den letzteren gehöre ich. Ich hasse Frankreich nicht, dessen Sprache und dessen Literatur ich mir wie jeder gebildete Schweizer in meiner frühesten Jugend aneignete; aber ich liebe Deutschland wie mein zweites Vaterland, weil ich mich deutschen Stammes fühle. Ich habe unter Deutschen gelebt und sie liebgewonnen. Ich habe in meiner Jugend meinen Schiller und in meinen reiferen Jahren meinen Goethe nicht aus den Händen gelassen. Die Philosophie, an deren starker Hand ich meine Pfade wandle, ist deutsche Philosophie. Das Volk der Träumer und der Helden ist mein Volk. Ich bin den Strömen hoher Kultur, die Deutschland mit der deutschen Schweiz verbinden, seit Jahrzehnten gefolgt und habe mit inniger Freude gesehen, wie Deutschland unsere großen Söhne in seinen Armen aufnahm und sie hegte und pflegte.

Und das sollte ich nicht sagen dürfen? Ich sollte Deutschland nicht alles Gute wünschen dürfen? — Meinetwegen mag zu Frankreich, England und Rußland stehen, wer will, ich grolle ihm deswegen nicht. Ich aber rufe laut: Ich wünsche Deutschland, meinem Deutschland den Sieg!

Meine Liebe ist allerdings nicht kritiklos. Ich habe manches bedauert, was durch und in Deutschland in den letzten Monaten geschehen ist. Ich habe den deutschen Angriff auf Belgien bedauert, trotzdem ich überzeugt bin, daß England oder Frankreich aus weniger triftigen Gründen sich ebenfalls keinen Deut um die belgische Neutralität gekümmert hätten. Aber Deutschland war stark genug, andere Wege einschlagen zu können. Das Deutschland, das den fein geflochtenen Knoten der lateinischen, britischen und slawischen Diplomatie mit dem Schwerte löste, hätte auch Wege gefunden, Frankreich ohne Benützung neutralen Gebietes niederzuringen[1]).

Was mich aber besonders bemühte, das waren kulturfeindliche Vorgänge wie die Hodler- und die Spitteler-Hetze[2]). Hodler hat eine kapitale Dummheit begangen, das stimmt. Aber mehr als eine Dummheit war es nicht, und es ist geradezu lächerlich, wenn man ihn, wie es Berlepsch in diesen Blättern getan hat, im gleichen Momente, in welchem man ihm einen nicht gerade von geschäftlicher Routine zeugenden Unsinn vorwirft, der Geschäftsmacherei beschuldigt. Man möge sich doch die Mühe nehmen und den ganzen Vorgang näher betrachten! Die französische Botschaft in Bern machte in der Schweizer Presse bekannt, die deutsche Artillerie habe, ohne militärisch hierzu genötigt gewesen zu sein, die Kathedrale in Reims in Trümmer geschossen. Einige welsche Hitzköpfe machten sich sofort daran, bei Hodler und andern anzufragen, ob sie sich an einem Protest beteiligen würden. Auf die bejahen-

[1]) Da übersieht der Herr Verfasser die Verhältnisse doch nicht so ganz. Wenn Belgien neutral gewesen wäre wie die Schweiz, gewillt, keine der kriegführenden Mächte durchzulassen, hätte unsere militärische Leitung natürlich andere Wege gehabt.

[2]) Wir denken anders über das, was der Herr Verfasser als Hodler- und Spitteler-Hetze (er meint nicht die Hetze von Hodler und Spitteler gegen Deutschland, sondern eine Hetze von Deutschland gegen Hodler und Spitteler) bezeichnet. Deutschland braucht — um in Spittelerschen Bildern zu reden — seine Hände gegen die seit Jahren verbündeten Raubmörder und hat daher für Kläffer nur den Fuß frei.

Digitized by Google

den Antworten erschien dann der Protest, dessen genauern Text Hodler erst aus den Zeitungen kennen gelernt haben soll. Ich beabsichtige nicht, die verschiedenen Sezessionen um Wiedererwägung ihrer Beschlüsse zu bitten, oder die Museumsdirektoren davon abzuhalten, Hodlers Werke zu magazinieren; denn Hodler mag die Suppe, die er sich eingebrockt hat, auseſſen. Aber es täte mir um die Deutschen leid, wenn sie Hodler gegenüber die Rolle übernehmen würden, die einst die Franzosen Richard Wagner gegenüber spielten. Es genügt auch nicht, wie es in der „Kunst“ (Bruckmann A.-G.) versucht wurde, den Künstler Hodler vom Menschen Hodler zu trennen. Denn ohne den in seinem Charakter übrigens kerndeutschen Menschen Hodler wäre der Künstler Hodler unmöglich. Entschieden zurückzuweisen sind sinnlose Wutausbrüche, wie der schon genannte „Protest eines Schweizers“ von Berlepsch. Wenn übrigens — nebenbei bemerkt — einer, wie Berlepsch es getan hat, Lionardos „Abendmahl“ durch die französische Soldateska zerstören läßt und französische Bilderdiebstähle mit dem Diebstahl der Gioconda belegt, so schweige er lieber über Hodlers Bedeutung. Wie groß und edel nehmen sich daneben die Worte von Ricarda Huch aus.

Zu welchen Lächerlichkeiten der Chauvinismus führen kann, zeigt folgende Episode. Der Genfer Jurist von Claparède illustrierte im Hörsaal den germanischen Begriff der „Friedlosigkeit“ mit dem Vorgehen der deutschen Truppen gegen die belgischen Franktireurs. Seine Studenten (meistens Ausländer) faßten seine Worte als Rechtfertigung des deutschen Vorgehens auf und demonstrierten gegen ihren Lehrer. Sofort erschienen in deutschen Zeitungen Sympathiekundgebungen für den „durch und durch edlen“ Genfer Psychologen Claparède. Der Psychologe Claparède existiert wirklich; aber er ist nicht identisch mit dem Juristen Claparède und hat sogar — den Reimser Protest unterschrieben.

Und nun gar die Spitteler-Hetze! Carl Spitteler nahm in seinem bekannten Vortrage in Zürich den theoretischen Neutralitätsstandpunkt ein, ließ aber dabei Untertöne mitklingen, welche die Stimmung, die heute in Deutschland herrscht, zu wenig berücksichtigten. Er wägt kalt rechnerisch die Vorteile der Schweiz ab, schließt aber einige Betrachtungen an, die — ich kann mir nicht helfen — von Wohlwollen gegenüber England und Frankreich überfließen, das gleiche Wohlwollen gegenüber Deutschland aber vermissen lassen. Aber all das genügt doch nicht, um einen Dichter von der Bedeutung Spittelers auf den deutschpatriotischen Index zu setzen!

Bleiben wir einen Moment bei Spitteler! Deutschland war ihm in seiner Jugend das sagenhafte Land seiner Sehnsucht. Deutschland ist heute das Land, in dem er verstanden wird, in dem er auf Schritt und Tritt Freunde findet. Aber England ist mehr. England ist der Freund der kleinen Schweiz. Und wenn man ihm erwidert, England beschütze die kleinen Staaten nur aus Egoismus, so ruft er aus: Hätten wir nur viele solcher Egoisten! Ich kann mich Spitteler nicht anschließen. England hat uns in den Jahren 1847 und 1857 große Dienste geleistet. Aber ebenso oft, d. h. wenn es ihm nicht in den Kram paßte, war ihm die Schweiz höchst gleichgültig. Oder wo war England, als die helvetische Republik unter den Kolben der französischen Invasionsheere zusammenbrach? Wo war England, als der Schweiz das Veltlin gestohlen wurde? Wo war England im Savoyer Handel?

Digitized by Google

Und selbst wenn uns England wirklich immer beigestanden wäre, wer bestreitet uns das Recht, seine Taten auf ihre Beweggründe zu untersuchen? Für mich ist das England, das Kopenhagen bombardierte, das England des Opiumkrieges und des Burenkrieges nichts anderes als ein großer Seeräuber, der mit mehr oder weniger Glück immer wieder versucht, sich ein moralisches Mäntelchen umzuhängen. England will heute Deutschland und Österreich aushungern, und um diesen Zweck zu erreichen, kommt es ihm nicht darauf an, gleichzeitig die Schweiz und andere neutrale Staaten auszuhungern. Die Schweiz leidet heute infolge dieser jeder Menschlichkeit hohnsprechenden Taktik wirtschaftlich mehr unter dem Kriege als Deutschland. Und einem solchen Staate, der gewissenlos genug ist, unschuldige Frauen und Kinder aus neutralen Staaten Hunger leiden zu lassen, sollen wir dankbar sein? Aber noch mehr: der englische Gesandte in Bern hat s. Z. eine eigentümliche Vergnügungsfahrt an den Bodensee unternommen. Es ist nie dementiert worden, daß er sich in Romanshorn auf den Turm der katholischen Kirche begab. Es hieß nur, er habe wegen des Nebels nichts sehen können. Daran war aber doch wohl nicht der englische Gesandte schuld, sondern der Nebel. Hätte es der Nebel nicht mit den Deutschen gehalten, so hätte niemand Herrn Grant Duff verhindert, sein Fernrohr nach Friedrichshafen zu richten.

Bei den übrigen Staaten die historischen Beziehungen zur Schweiz gegeneinander abzuwägen, würde zu weit führen. Wenn aber Spitteler fragt, was uns Frankreich zuleide getan habe, so möchte ich ihn meinerseits fragen: Was hat uns das Deutsche Reich zuleide getan? Dürfen wir die Deutschen nur deswegen weniger lieben, weil sie Könige, Großherzoge und Kronprinzen haben? Ich habe bereits gesagt, daß ihre Regierungsformen die politische Grenze zwischen ihnen und uns vertiefen; aber unsere deutsche Kultur haben wir gemeinsam. Und weil ich diese Kultur liebe, liebe ich auch diejenigen, die sie beschützen.

Als Deutschland aufstand, sich seiner Feinde zu erwehren, da trat ein Wendepunkt in der Geschichte ein wie damals, als die Germanen aus ihren Wäldern hervorbrachen, um das alternde Rom zu stürzen. Wie damals ist heute das Germanentum auf sich selbst gestellt. Es hat sich aber auch seiner Aufgabe als gewachsen erwiesen. Der Aufmarsch der deutschen Armeen war schlechtweg ein Kunstwerk. So etwas von Organisation war unerhört in der Weltgeschichte. Dann kamen die ersten Schläge. Wen ergriff nicht der Heldenmut eines Volkes, das singend in die Feuerschlünde des Feindes stürmt? Das war Soldatenart! Ein solches Volk, sagte ich mir, kann und darf nicht besiegt werden.

Die Deutschen haben ihre Fehler, die sie weit in der Welt herum unbeliebt machten. Es wird einer spätern Zeit vorbehalten sein, darüber zu sprechen, und es werden viele Deutsche ihre Hefte im Verkehr mit dem Auslande gründlich revidieren müssen. Heute aber steht die Welt im blendenden Glanze der schönsten deutschen Tugenden, und dem ehrlichen neutralen Zuschauer drängt sich Deutschland gegenüber nur ein Gefühl auf: das Gefühl der Achtung.

Digitized by Google

Der deutsche Aufmarsch durch Luxemburg.

Von Professor Dr. Nikolaus Welter in Luxemburg.

Der Sonntag vom 2. August 1914 bleibt in der Geschichte des Großherzogtums Luxemburg der aufregendste Tag.

Kurz nach 8 Uhr morgens kam die Kunde: „Die Preußen sind in der Stadt. Sie haben den Bahnhof besetzt."

Der erste Eindruck war das Gefühl von etwas Unersetzlichem, das allerdings zu befürchten stand, denn der Krieg hing seit einigen Tagen in der Luft; aber niemand wollte doch so recht dran glauben.

Der Neutralitätsvertrag von 1867 und vor allem der 1902 erneuerte (geschäftliche) Eisenbahnvertrag mit Preußen sicherte Luxemburg auf das bestimmteste im Kriegsfall die Unverletzlichkeit seiner Grenzen und seiner Eisenbahnen, sowie die volle Aufrechterhaltung des Innenverkehrs.

Nun sollte das Verhängnis doch Tatsache sein? Es war nur zu richtig. Als ich mich unsrer schönen neuen Stadtbrücke näherte, bemerkte ich schon von ferne deutsche Soldaten, die in feldgrauer Uniform mit aufgepflanztem Seitengewehr die Steige auf und abschritten.

Die Brücke war militärisch besetzt. Die Preußen waren wirklich in der Stadt.

Durch den trostlosen, sacht fallenden Regen wandte ich mich fröstelnd zum Bahnhof. Ich begegnete nur besorgten, traurigen, hoffnungslosen Gesichtern.

Auch die Zugänge zum Bahnhof waren durch preußische Mannschaften gesperrt. Und nun erfuhr ich es Punkt für Punkt.

Schon am Vorabend, 1. August, gegen 7 Uhr war der Bahnhof Ulflingen (an der Nordgrenze des Landes) von deutschem Militär vorübergehend besetzt und ein Teil des Bahngeleises auf luxemburgischem Gebiet aufgerissen worden.

Im Laufe des Frühmorgens (2. August) meldeten die Fernsprechämter, deutsche Offiziere und Soldaten seien auf Kraftwagen und Fahrrädern über Wasserbillig in das Land eingedrungen.

10 Minuten vor 8 Uhr lief ein gepanzerter Militärsonderzug im Hauptbahnhof ein, in Stärke von annähernd 150 Mann, unter Führung eines Offiziers. Die Mannschaften besetzten den Bahnsteig und die wichtigen Punkte der Bahnanlagen.

Schon aber war der Adjutant des luxemburgischen Staatsministers zur Stelle, der im Namen seiner Regierung gegen diese „flagrante" Neutralitätsverletzung energisch Verwahrung einlegte. Der deutsche Offizier erwiderte achselzuckend, er führe nur seine Weisungen durch und sein Vorgesetzter wohne in Berlin.

Draußen auf einem mittleren Bahngeleise stand noch der Zug, der die Abteilung hereingebracht hatte. Die graugepanzerte Lokomotive war nach vorn und rückwärts durch je drei mit Sandsäcken beladene Wagen geschützt; eine wirklich unheimliche Waffe.

Digitized by Google

Kurz nachher folgten zwei weitere Panzerzüge, von denen der eine vor der Stadt hielt.

Im Laufe des Tages traf dann aus allen Teilen des Landes Meldung auf Meldung ein. Über sämtliche Brücken der Our, Sauer und Mosel, zwischen Luxemburg und Preußen, rückten deutsche Kolonnen vor, besetzten die Brücken, die Bahnhöfe und Postämter, die Zugänge zu den Ortschaften, stellten Posten aus auf den Hügeln, in den Wäldern und schoben rasch nach Westen und Süden vor.

Die erste Frage der Eindringlinge lautete fast überall gleich: „Wo sind die Franzosen? Haben Sie keine Franzosen gesehen? Luxemburg liegt doch voll Franzosen?" So hieß es immer und wieder. Die verwunderten Blicke und die Beteuerung, es sei überhaupt im Land kein Franzose gesehen worden, fanden anfangs aber auch gar keinen Glauben. Ein Gendarm, der eine ähnliche an ihn gestellte Frage ebenfalls nur verneinend beantworten konnte, ward sogar von einem deutschen Kriegsauto nach der Stadt Luxemburg entführt, daß er mit seiner Person für die Richtigkeit seiner Aussage einstehe.

Dem Regiment 29 von Horn-Trier war die Aufgabe geworden, die Besetzung Luxemburgs einzuleiten. Der Anführer der auf dem Bahnhof eingetroffenen Truppen, Major von Bärensprung (inzwischen in Frankreich gefallen), betrat gegen halb elf Uhr vormittags, 2. August, das Arbeitszimmer unseres Staatsministers Herrn Eyschen und wiederholte diesem, daß ihm befohlen sei, die Bahnhöfe, die Brücken, die Zugänge und die Umgebung der Stadt militärisch zu besetzen.

Inzwischen hatte die großherzogliche Regierung gegen die Verletzung ihrer Landesgrenzen beim Reichskanzler und beim Staatssekretär des Auswärtigen in Berlin feierliche Verwahrung eingelegt.

Großherzogin Maria Adelheid ihrerseits hatte in einem persönlichen Telegramm dem Deutschen Kaiser die Besetzung Luxemburgs gemeldet und ihn um Wahrung der Interessen ihres Landes ersucht.

Von den Herren Bethmann-Hollweg und von Jagow lief die Antwort ein, die militärischen Maßnahmen bezweckten lediglich Sicherung der in deutschem Betrieb befindlichen Eisenbahnen gegen die Franzosen, und Luxemburg erhalte für eventuellen Schaden volle Entschädigung. Das Antworttelegramm S. M. gab dieselbe beruhigende Erklärung ab.

Eine von dem Oberkommandierenden des VIII. Armeekorps General Tülff von Tschepe und Weidenbach ausgearbeitete Proklamation endlich sagte aus, die Besetzung Luxemburgs erfolge nur, um freie Bahn für weiteres Handeln zu gewinnen und unter der ausdrücklichen Zusicherung, daß sie nur eine vorübergehende sein soll.

In der außerordentlichen Sitzung der Abgeordnetenkammer vom 3. August legte Staatsminister Eyschen der Volksvertretung den Stand der Verhältnisse

Digitized by Google

klar, ruhig und fest auseinander, wies nach, daß eine von der deutschen Regierung angezogene Neutralitätsverletzung durch Frankreich nicht vorliegen könne und gab als Ergebnis der überwältigenden Tatsachen die schmerzvolle Erklärung ab, Luxemburg müsse sich einer zeitweiligen Besetzung durch deutsche Truppen, unter den besonders drückenden Bedingungen des Kriegszustandes, mit Geduld und Würde anpassen.

Regierung, sowie sämtliche Stadt- und Gemeindeverwaltungen ermahnten in öffentlichen Aufrufen die Bevölkerung zur Ruhe, zur Umsicht und Besonnenheit.

2.

Die Besetzung des Landes selbst ward rasch gefördert und gründlich durchgeführt.

Dem Vorschub des 29. Regiments folgten in Luxemburg noch während der Nacht das Gros des Regiments sowie Regiment 161. Am Montag rasselten über das Pflaster die Maschinengewehrabteilungen der 161er und die schweren Feldgeschütze vom Artillerieregiment 44.

Und dann rückte es nach, wochenlang, in fast ununterbrochenen Märschen, auf sämtlichen Zugängen zur Stadt, auf allen Wegen des Ländchens: Infanterie, Kavallerie, Artillerie, in bunter lärmender Folge, ein, zwei, drei, vier Armeekorps und drüber; im Zentrum die Armee des Herzogs von Württemberg, im Süden ein Teil der kronprinzlichen Armee, über Esch, Bettemburg, Luxemburg, Merl, Straßen, Kopstal, Mersch, Ettelbrück, Martelingen, Ulflingen nach Frankreich und Belgien hinein.

Und schon hatten hier und dort auf günstig gelegenen Punkten, vor allem auf den westlichen Höhen zwischen Luxemburg und Merl, fleißige Kriegerhände Schützengräben aufgeworfen, Verhaue und sonstige Verschanzungen angelegt, die Geschützstellungen besetzt, Stacheldrahtzäune quer durch Feld und Wiese gezogen, hinderliche Obstbäume aus der Richtlinie mit raschem Axtschlag entfernt, verschiedene Häuser aus demselben Grund zum Einreißen angemerkt und den Unbeteiligten alle Feldwege strengstens untersagt.

Ängstliche Gemüter rechneten bei diesen unentbehrlichen Deckungsvorkehrungen mit der Tatsache, die Deutschen wollten sich dauernd um Luxemburg herum eingraben und es sei zwischen unsrer Stadt und Longwy die erste Schlacht zu erwarten.

Die Ereignisse haben bekanntlich diese Befürchtung als grundlos erwiesen. Heute liegen die Gräben und Wälle verlassen, stellenweise schon eingerissen und zugeworfen. Die Drahtzäune werden abgewickelt und auf den Geschützwällen, in der Nähe meiner Wohnung, schaukeln auf schmalen starken Dielen jauchzende Knaben im Sonnenschein.

In und um unsre Stadt entfaltete sich ein Leben, wie es in solch wechsel-

Digitized by Google

reicher Fülle Luxemburg nie noch erlebt hat. Dem Geist erschlossen sich dabei ungeahnte Eindrücke von Schönheit und Kraft. Leider ließ die Sorge um das Teuerste, um das Schicksal des Landes, um die nächste Zukunft Europas die zur fruchtbaren Aufnahme nötige Freiheit und Freude nicht mehr aufkommen. Und so konnte ich den bunten Bildern des Lagerlebens und den vorüberrauschenden Soldatenwogen nur mit gemischten Gefühlen anwohnen.

Prächtige Gestalten waren es, herrliches Menschen- und Pferdematerial, das vor allem in den ersten Tagen an unsern Augen vorbeizog. Und neu und solid ausgestattet, vom Helm bis zur Sohle, vom Zaum bis zum Huf! Vor allem das Lederzeug an Pferden und Wagen ward bewundert und gerühmt. Und so kam es auf zehn und auf hundert Wegen durchs Land gezogen, wie ungeheure graue Raupen, mit blitzenden Stacheln behaart. Als ob die grauen Landstraßen lebendig geworden wären und als Ströme durch den Tag rollten, so drängten sich die nie versiegenden Massen. „Wie kann ein Land nur soviel Menschen haben!" rief manches Mütterchen aus und schlug die Hände zusammen. „Das arme Frankreich!" klagte ein andres. „Wie soll es da bestehen können!"

Die guten Leutchen vergaßen ganz, daß Luxemburg schließlich nur eins von den vielen Ausfallstoren nach Westen war. Und daß sich in diesen Schicksalstagen diesseits und jenseits der Maas, in Deutschland, Frankreich und Belgien, von Belfort bis nach Lüttich, auf jedem nur fahrbaren Wege Hunderttausende in ähnlicher Weise aufeinander zubewegten, harten Schrittes, festen Auges, ehernen Sinnes, entgegen dem einen Ziel, das aber nur durch eine Hölle der Schrecken und der Qualen erreicht werden konnte.

Luxemburg und die umliegenden Ortschaften waren zu klein, um alle die Scharen zu fassen. Sämtliche Schulen, Pensionate, Festsäle usw. waren besetzt. Private konnten mit Einquartierung nicht verschont bleiben. Öffentliche Plätze, Glacis, Straßen, Feld und Wiese wurden zu Biwaks und Raststätten umgewandelt. In dieser breiten Straße z. B. starrte Geschütz an Geschütz, die Tiere in den Strängen, die Granatenmunition, in leichten Weidenkörbchen auf den eisengrauen Wagen, marschbereit; das Glacis daneben, der breite Markt- und Übungsplatz zwischen Luxemburg und der Vorstadt Limpertsberg, wogte und klirrte von Kavallerie; einige Schritte nach links hinunter und die Felder lagen grau von Infanterie.

Tausende strömten neugierig herbei, um den Übungen der verschiedenen Waffengattungen zuzusehen oder der Paroleansprache und der Feldmesse beizuwohnen. Vor allem lockte es den neutralen Luxemburger, sich diese Soldaten, die in einen wirklichen — und welchen — Krieg ausziehen mußten, ganz aus der Nähe anzusehen und bei den Hantierungen des Soldatenalltags, wie Gewehrputzen, Abkochen usw. zu beobachten.

Die einfachen, aber so praktischen Feldküchen, die den durchrückenden Trup-

Digitized by Google

pen in gemütlich rauchender Sicherheit nachrollten, erweckten anfangs besonderes Interesse. Desgleichen konnte das berühmte Kommißbrot, das in Haufen, wie dicke braune Ziegelsteine mit dem Tagesstempel versehen, ausgefahren und abgeladen wurden, gebührend gemustert und gekostet werden.

Weiter drängt sich dem Auge auf das Zielgemäße der schlichten und doch geschmackvollen feldgrauen Uniform. Die lagernden Mannschaften verschmelzen mit dem Grau und Grün von Flur und Anger, die marschierenden Kolonnen verschwimmen mit dem Hintergrund von Baum-, Heck- und Waldgrün. Dabei sind die verschiedenen Rangabzeichen auf das notwendigste beschränkt und für den Uneingeweihten schwer zu unterscheiden.

Besonders malerisch gestaltet sich das Bild am Abend bei einbrechender Dunkelheit. Dann flammen in den Gründen und auf den Höhen die Biwakfeuer, Kommandorufe, Signale, Gewieher, Eisengerassel erfüllt die Luft. Die ins Quartier zurückkehrenden Truppen singen kriegerische Gesänge oder schwermütige Weisen.

Während der Nacht kreuzen lautlos hoch über Biwakzelten und Dächern die Scheinwerfer, schneiden mit ihren schräg vom Horizont aufflammenden Schwertern das Dunkel in breit fachernde Streifen und suchen die Nacht nach fliegenden Feinden ab.

Denn auch das Flugzeug hat sich eingefunden, die neue Waffe, die sich an dem gewaltigen Schlachtenringen so hervorragend beteiligen sollte.

Taube und Zweidecker, mit dem schwarzen Kreuz unter den Schwingen, surren ostwärts her über die Stadt und das staunende Land. Vom Westen herauf nahen andere Riesenvögel mit blauweißrot gefiederten Flügeln, französische Kundschafter. Sobald sich einer zeigt, fängt es auf allen Seiten zu rattern und zu knacken an. Flinten und Maschinengewehre nehmen den Kecken aufs Korn. Bald läßt sich auch die Löwenstimme der Haubitzen vernehmen; ihre Granaten reißen eine unheimlich pfeifende Bahn in die Luft und heften unter und neben dem Flugzeug Blitz auf Blitz, Wolke auf Wolke im krachenden Zorn. Aufregende Minuten, wo das Herz angstvoll schlug um das Schicksal des Waghalses, der droben die Luft und den Feind herausforderte. Ich persönlich freute mich aufrichtig, wenn der große Vogel heil nach Westen entschwebte, genau so wie ich mich freue, wenn ein Häslein oder ein Reh dem Blei und den Hunden entspringt. Hier aber handelt es sich um das Leben wirklich tapferer Männer, deren Mut ich gesichert sehen möchte, in welcher Farbe sie auch stecken müssen.

Einen etwas unheimlichen Besuch stattete uns während der Nacht vom 22. auf 23. August der unbekannte Flieger ab, der fünf Bomben in der Nähe des Bahnhofes niedergehen ließ. Aber nur eines der Geschosse platzte und richtete, außer an zahlreichen zersprungenen Fensterscheiben, nur geringen Schaden an.

Digitized by Google

Die übrigen kamen harmlos zur Erde, bis auf einen Ausbläser, der mit Gewalt durch das Hinterdach in die Küche eines Gasthofs fiel. Trierische Feuerwerker brachten die üblen Gastgeschenke durch Dynamit an Ort und Stelle zur Entladung. Bei der Gelegenheit ward der erwähnte Gasthof schwer beschädigt; auch der Fürstenpavillon des Bahnhofgebäudes erhielt manchen Schmiß und die Bahnhofsuhr ließ im Schrecken eines ihrer Zifferblätter fallen.

3.

Über den Empfang, den sie in Luxemburg fanden, können die deutschen Mannschaften nur Gutes erzählen. Gerade in den letzten Monaten vor der Kriegserklärung waren in deutschen Blättern von dem angeblichen Deutschenhaß der Luxemburger derart wahnsinnige Gerüchte verbreitet worden, daß sich die einrückenden Truppen auf eine ganz andere Aufnahme gefaßt hielten. Sie kamen aber, wie sie zu ihrer Freude feststellen durften, zu einem Volke, dessen Bürger schlicht menschlich fühlten und in dieser schönen Menschlichkeit, ohne aus der ihnen gebotenen neutralen Haltung herauszutreten, die fremden Soldaten beim Vorübermarsch oder im Quartier freundlich begrüßten und häufig freigebig bewirteten. Sie taten es um so lieber, um so selbstverständlicher, als sie sich mitleidig sagten, daß alle diese Abertausende, die so gesund und zuversichtlich vorbeiritten und -schritten, in den nächsten Tagen schon, ohne jede Schuld, den härtesten Schicksalen, zum großen Teil sogar der grausamsten Vernichtung entgegengingen. Dieses rein menschliche Empfinden, wie es besonders, ich möchte sagen ausschließlich, den Angehörigen neutraler Staaten eignet, hieß sie den Vorbeimarschierenden, von der Gluthitze arg mitgenommenen Fremdlingen, die ihnen unerwartet und unerwünscht auf den Hals rückten, jede Art von Erquickung reichen, drängte die Besorgnis um die eigene Zukunft zurück, und verlieh dem Verkehr zwischen Quartierwirt und Gästen das so wohltuende Gepräge aufrichtiger Güte. Für dieses menschlich schöne Verhältnis zeugen nicht nur die mündlichen Dankesergüsse der Einquartierten, nicht nur die zahlreichen Feldpostkarten und -briefe, die seit Eröffnung des Feldzugs bei den früheren Quartiervätern und -müttern eingelaufen sind und fortwährend einlaufen; auch die deutschen Tagesblätter haben diese Haltung des neutralen Luxemburgs rühmend anerkennen müssen; die Oberkommandierenden der verschiedenen Armeekorps haben ihren Dank dafür öffentlich ausgesprochen und der Kaiser selbst hat, als äußern Beweis seines Dankes der Stadtverwaltung Luxemburgs ein namhaftes Geldgeschenk zugunsten der Arbeitslosen überwiesen.

Denn Luxemburg, heute darf das ja gesagt werden, war über einen Monat lang Sitz des deutschen Generalquartiers und des Großen Hauptquartiers.

Sonntag, den 30. August, vier Wochen nach dem Einrücken der ersten deutschen Truppen, fuhr Kaiser Wilhelm mit Gefolge gegen 2 Uhr nachmittags in

Digitized by Google

Luxemburg ein, nachdem einige Tage vorher schon, auf dem freien Plateau zwischen Bahnhof und Adolfsbrücke, das große Zeltlager für den k. Marstall aufgebaut worden war.

Im Anschluß an das Große Hauptquartier wurden zeitweilig nach Luxemburg verlegt: der Große Generalstab, die Reichskanzlei, das Auswärtige Amt, der Stab der Marine und sonstige Spitzen der Reichsverwaltung.

Reichskanzler von Bethmann-Hollweg, Generalstabschef von Moltke, Kriegsminister von Falkenhayn, der frühere deutsche Gesandte in Luxemburg, Staatssekretär von Jagow, Großadmiral von Tirpitz usw. waren bald stadtbekannte Persönlichkeiten. Der deutsche Kronprinz kam von Esch, wohin er während der Kämpfe von Longwy sein Generalquartier vorgeschoben hatte, herüber. Der Kaiser selbst ward auf seinem regelmäßigen Morgengang zum Generalstab von Neugierigen erwartet und gemustert.

In seinen kühnsten Tagen hatte sich Luxemburg solche Herrlichkeit nicht träumen lassen. Ein gewöhnlicher preußischer General war in den Augen unsrer Bevölkerung auf den Rang der ganz gewöhnlichen Sterblichen hinabgesunken. Kaum wandte sich noch jemand um, wenn einer der martialischen Herrn mit den scharfen Zügen, dem ordensbestirnten Waffenrock und den karmingestreiften Hosen vorüberschritt, so sehr hatte der Anblick der hohen und höchsten Herrschaften die Menge blasiert.

Niemals auch hatte unsre Stadt ein solches Verkehrsfieber erlebt: bei Tag und Nacht hin- und herfausende Kraftwagen, die sich in ihrem Tempo durch keine polizeiliche Vorschriften hemmen ließen, wobei Zusammenstöße nicht zu vermeiden waren: Der starke Wellenschlag des größten Weltgeschehens, der wie Ebbe und Flut brandend durch unsre Straßen auf- und abflutete.

Luxemburg durfte sich also diesen Monat als Herz der deutschen Reichsregierung empfinden und mußte in seinen engen Mauern Platz schaffen für sämtliche Zentralverwaltungen, die aus dem Felde die unmittelbare Verbindung mit der Hauptstadt, dem Reiche, dem Heer und der Flotte sichern. Das Postgebäude und sämtliche Unterrichtsanstalten wurden zu dem Zweck mit Beschlag belegt und eingerichtet. Auf dem Tisch des Konferenzzimmers unseres Gymnasiums z. B. stand der Apparat der Zentralfernsprechstelle Luxemburg-Berlin, während die stillen Klassenräume einige Tage vorher ganzen 1200 Mann Obdach und Unterkunft gewähren mußten.

Für uns Luxemburger hatte der Einmarsch der deutschen Truppen mit den daraus sich ergebenden Zwischenfällen natürlich große Unannehmlichkeiten im Gefolge. Der öffentliche Verkehr war eine Zeitlang ganz unterbunden. Unsre Eisenbahnen dienten ausschließlich militärischen Zwecken; desgleichen Telegraph und Fernsprecher. Sogar der Binnenverkehr stand eine Zeitlang ganz still oder konnte nur unter strengster Einschränkung fortgesetzt werden. Aber

Digitized by Google

der Verkehr der Behörden unter sich blieb, und zwar ausschließlich in deutscher Sprache, gestattet. Wir lebten, gerade die unruhigsten Wochen hindurch, in gänzlicher Absonderung von der übrigen Welt. Auch heute noch dauern diese Verkehrsstockungen im Privat- und Geschäftsleben zum Teil noch an und werden kaum vor Schluß des Krieges ihr Ende erreichen.

Die Haltung der deutschen Truppen entsprach in der überwiegenden Mehrheit dem freundlichen Empfang. Die deutsche Manneszucht hat sich im ganzen bewährt und den besten Eindruck gemacht.

Die Leistungen an die Armee wurden in bar oder mit Gutscheinen bezahlt; Flur- und sonstige Schäden sollen ebenfalls vergütet werden.

In den letzten Wochen ist mit der Einlösung der Gutscheine begonnen worden. Eine von unsrer Regierung ernannte Einschätzungskommission hat, im Verein mit einem deutschen Kommissar, die Schäden aufgenommen, für deren Ausgleichung ein erster Kredit von 400000 Mark bewilligt worden ist. Und es dürften in den meisten Fällen die Klagen verstummt sein. Ungleichheiten, sogar Härten lassen sich in solchen Fällen nie ganz vermeiden und nicht jeder kann zufrieden gestellt werden. Dies um so weniger, wenn man bedenkt, wie manches der durchmarschierenden Völker nach Stammescharakter und Anschauungen so ganz verschieden war von dem Luxemburger und welch irrige Ansichten, auch in den Köpfen vieler deutschen Offiziere, über Land und Leute herrschten.

4.

Unterdessen gingen draußen, dicht jenseits unsrer Grenzen, die großen Ereignisse ihren ehernen Gang. Von Longwy flog uns die erste Donnerkunde zu. Und seither, von Mitte August an, konnte unser Ohr den Verlauf des Kriegsgeschehens, soweit daran die kronprinzliche Armee beteiligt ist, mit nur kurzer Unterbrechung fast täglich verfolgen.

Solange der Kampf um Longwy und die Schlacht bei Longwy tobte, scholl es zu uns her dröhnend wie mächtige Eisenhämmerstreiche gegen Panzertore. Allmählich dämpfte der Widerhall ab und während der letzten Wochen tönt es, als ob hinter dem südwestlichen Horizont hartnäckige Gewitter brummten und rollten, manchmal unterbrochen durch einen stärker trommelnden Auftakt. Noch heute, am späten Nachmittag des 4. November, wo ich diese Zeilen schreibe, hör ich bis in mein Zimmer das unermüdliche Pochen und Hämmern, den Ausklang der Paukenschläge in dem ungeheuerlichen Konzert, das von deutschen und französischen Geschützen um und nahe bei Verdun heruntergeschmettert wird.

Doch auch die unmittelbaren Wirkungen des Krieges sind uns herzerschütternd nahegebracht worden. Von den Erfahrungen der Grenzanstoßer, von den Erfahrungen, die mancher von uns auf den Schlachtfeldern Belgiens und Frankreichs machen konnte, ganz zu geschweigen.

Digitized by Google

Noch vor Beginn der Feindseligkeiten bildete sich, auf Einladung J. K. H. der Großherzogin, die luxemburgische Rote Kreuz-Gesellschaft, die von den kriegführenden Mächten anerkannt und zu einer rühmlichen Samaritertätigkeit berufen ward.

Großherzogin Maria Adelheid, ihre Mutter Großherzogin Maria Anna, ihre ältesten Schwestern geben noch immer in der Verwundetenpflege das hochherzigste Beispiel. Und auch die erlauchten Frauen machen dabei, dem Charakter und den Pflichten des Landes entsprechend, keinen Unterschied der Nation.

Zu vielen, vielen Tausenden sind bis heute die Opfer der Schlacht auf unsern Bahnhöfen ein- und durchgefahren oder im Kraftwagen hereingebracht worden. Zu vielen Hunderten wurden Schwerverwundete in den Krankenhäusern und Lazaretten unsrer Städte gepflegt. Die luxemburgische Ärzteschaft hat sich, mit den Pflegern und Pflegerinnen des Roten Kreuzes, in den Dienst der Nächstenliebe gestellt und kürzlich den öffentlichen Dank des deutschen Kaisers verdient.

Aber auch die liebevollste Wartung kann das Unabänderliche von dem Todgezeichneten nicht abwenden. Und so wurden auch in unsrer Erde bereits wohl an die zweihundert wackere Krieger eingebettet. Auf den Kirchhöfen fast aller größerer Ortschaften des Landes wölben sich Gräber deutscher und französischer Soldaten.

Der Stadt Luxemburg wurde für die Beisetzung der verstorbenen Krieger der frühere deutsche Garnisonskirchhof, der sich seit 1867 zu einem stimmungsvollen Schattenpark voll Frieden und Schwermut ausgewachsen hat, zur Verfügung gestellt. In diesem idyllischen Winkel hat man bis heute annähernd 100 Deutsche und 20 Franzosen brüderlich nebeneinander beigesetzt. Alle unter militärischen Ehren. Deutscher Landsturm begleitet auch den toten französischen Kameraden zur Ruhe. Jedem der stillen Helden wird eine Kranzspende in den Farben seines Landes auf den Sarg und aufs Grab gelegt. Für den Fall, wo deutsche Mannschaften diesen Ehrendienst nicht versehen könnten, soll, auf ausdrücklichen Wunsch der Großherzogin, luxemburgisches Militär das Geleite übernehmen.

Seit der Verlegung des Großen Hauptquartiers und des Generalquartiers der Feldarmee ist unsre Stadt äußerlich wieder fast in die frühere Stille zurückgesunken. Die verschiedenen von der Heeresverwaltung beanspruchten Gebäude sind geräumt und werden ihrer friedlichen Bestimmung zurückgegeben. Vor vierzehn Tagen ist der Unterricht an sämtlichen städtischen und staatlichen Schulen wieder aufgenommen worden.

Der Bahnhofsbetrieb allerdings untersteht noch immer der Heeresverwaltung. Eisenbahn- und Fernsprechverkehr unterliegen starken Einschränkungen. Einige Abteilungen Landsturm sind zurückgeblieben zur Besetzung der Brücken, der Bahnhofübergänge und zur Überwachung der Postämter. Sie walten ihrer

Digitized by Google

Pflicht mit leutseliger Gewissenhaftigkeit und drängen sich der Aufmerksamkeit wenig auf.

Bisher ist es denn auch noch zu keinem Zwischenfall gekommen, durch den, mit Verschulden eines luxemburgischen Staatsangehörigen, unsre Beziehungen zu Deutschland getrübt oder gestört worden wären.

Trotzdem haben die Oberkommandos verschiedener Armeekorps während der ersten Wochen der Besatzung eine Anzahl Luxemburger als verdächtig oder gefährlich festnehmen und nach Deutschland abführen lassen, wo sie in Trier oder in Koblenz-Ehrenbreitstein inhaftiert wurden. Die meisten Verhaftungen wurden nicht aufrecht erhalten. Eine Anzahl Gefangene ward während der Anwesenheit S. M. in Luxemburg freigegeben, ohne daß den Beteiligten eine deutschfeindliche Handlung hätte nachgewiesen werden können. Andre Verhaftungen dauern noch heute an und zwar unter Verhältnissen, die für die Gefangenen und deren Familienangehörigen gleichermaßen hart sind. Solche Gewaltmaßregeln mußten unsre Bevölkerung natürlich mit Besorgnis schlagen. Ein Gefühl der Unsicherheit, der Schutzlosigkeit belastete die Gemüter. Fast jeder fühlte sich verdächtig. Dies um so mehr, als, laut amtlicher Erklärungen des deutschen Armeekommandos an die luxemburgische Regierung, die meisten der Verhaftungen auf Grund häufig anonymer Denunziationen erfolgten. Was und wer aber ist einem Denunzianten heilig! Da drohte die deutsche Verwaltung, die Namen dieser dunklen Ehrenmänner an die luxemburgische Regierung weiter zu geben und es ward denn auch einer dieser Gemütsmenschen, ein Deutscher, von den hiesigen Gerichten wegen Verleumdung zu einer empfindlichen Freiheitsstrafe verurteilt. Seitdem hört das lichtscheue Treiben auf und das Vertrauen kehrt allmählich zurück. Wir jedenfalls haben unser Bestes getan, um die deutsche Heeresverwaltung von der Haltlosigkeit eines solchen Mißtrauens zu überzeugen. Nur darf von den Luxemburgern nicht mehr verlangt werden als sie für den Augenblick leisten können.

Mag unser neutrales Ländchen auch fünfzig- und zweihundertmal kleiner sein als die benachbarten Großstaaten, wir lieben dieses kleine Land trotzdem, oder gerade deswegen mit der ganzen Inbrunst unsres Herzens. Wir fühlen aus einer Eigenart heraus, die durch einen hundertjährigen Frieden, durch eine hundertjährige Neutralität besonders bestimmt und gefärbt wird, in politischen und militärischen Dingen jedenfalls anders, aber gewiß nicht weniger vornehm und gerecht. Wir möchten diesem Empfinden, das allerdings von so manchem Herold einer rücksichtslosen Politik als Ausfluß einer schmarotzerhaften Gesinnung verächtlich in den Staub getreten wird, nicht entfremdet werden.

Immer noch bekenne ich mich zu dem von jeher vertretenen Glauben, daß die kleinen Staaten notwendigerweise gerechter, weil menschlicher, empfinden müssen als die Großstaaten, denn in ihnen, den Schwachen, verdichtet sich

Digitized by Google

das Gewissen der Menschheit. An dem Tage, so schrieb ich schon irgendwo, wo einer dieser Kleinen der List oder Gier eines Großen zum Opfer fällt, traure die Menschheit, denn sie ist in ihrer Seele ärmer geworden.

Wie auch die Würfel fallen, welchem der ringenden Riesen der Kriegsgott den Lorbeer reicht, wir nehmen den Entscheid als Schicksal hin mit dem einen Wunsch, auch in der Zukunft als Luxemburger weiter zu leben, zu fühlen und zu wirken.

Die holländische Stimmung.

Von Dr. Fredrik Adama van Scheltema.

In Holland geht das Gerücht, Minister Treub habe während einer Unterhaltung mit der Königin sich folgendermaßen über die Stimmung des Volkes geäußert: „Majestät, stellen Sie die holländischen Soldaten auf mit Front nach Westen und kommandieren Sie: Feuer, so drehen sie sich wie ein Mann um nach Osten und — geben Feuer.“ Das mag eine Anekdote sein, aber zweifellos ist sie bezeichnend für die Stimmung des Volkes während des jetzigen Krieges. Es ist die deutsch-unfreundliche Gesinnung, die sich schon lange vor dem Kriege breit machte, und die jetzt, wo jeder sich getrieben fühlt, seine Gefühle zu präzisieren und zuzuspitzen, besonders in den gebildeten Kreisen zu unzweideutigem Ausdruck gelangt. Wer die wahre Gesinnung kennt, wo sie sich frei aussprechen kann, beim mündlichen oder brieflichen Verkehr, in Versammlungsvorträgen und Zeitungsaufsätzen, weiß es: man hat in Holland Bewunderung für Deutschland, aber keine freundliche Bewunderung. Und wer wie ich als Holländer nach jahrelangem Aufenthalt unterm deutschen Volke allmählich den deutschen Gedanken zu verstehen und zu bewundern gelernt hat, empfindet die ablehnende Haltung seiner Landsleute gegen Deutschland in diesen Tagen von Haß und Mißverständnis vielleicht als das Schmerzlichste und Lähmendste.

Sucht man nach der Erklärung, so genügt es nicht, auf die unmittelbare Nachbarschaft zu weisen und auf das unbehagliche Gefühl, das in dem kleinen Lande dadurch ausgelöst wird. Gewiß, für den gesunden Laienverstand muß die Gefahr, die für die unberührte nationale Existenz Hollands von Osten her droht, groß scheinen. Ein Eingriff durch England, das genug Sorgen hat, seinen nicht gewachsenen, sondern ergatterten Länderbesitz zu behaupten, oder gar durch das nicht mehr expansionsfähige Frankreich in das vollständig anders geartete und aus dem Wege liegende Holland scheint dem Holländer widersinnig. Dagegen kann man es seinem nüchternen Menschenverstande nicht verdenken, daß er ein gewisses Mißtrauen hegt gegen den stammverwandten,

Digitized by Google

benachbarten Riesen, der sich reckt und dehnt, auch wenn die übergroße Mehrzahl der Holländer noch immer keinen rechten Begriff hat, welche Kräfte, besonders welche geistige und ideelle Kräfte sich im deutschen Volke regen und ihm eine größere Zukunft verbürgen.

Aber zu diesem politischen Mißtrauen, begründet oder nicht, mischt sich noch ein ganz anderer Gefühlston, und dieser hat in breiten Kreisen die Oberhand: es ist der des kulturellen Mißtrauens. Und um dieses Gefühl verständlich zu machen, seien zunächst einige einfache Tatsachen vorausgeschickt. Die vergangene nationale Größe, das 17. Jahrhundert, spukt dem Holländer noch im Blute, wie einem alternden Herrn seine tatenfrohe Jugendzeit. Das macht ihn, nach alter Leute Art, eigensinnig, reizbar und argwöhnisch gegenüber den neuen Lebensmöglichkeiten neben ihm. Er vergißt darüber, daß eine große Vergangenheit nur gangbaren Wert besitzt, sofern sie in Gegenwart und Zukunft hineinreicht. Sollte dies nicht die überhaupt im Ausland so sehr verbreitete unfreundliche, unkameradschaftliche Gesinnung gegen das deutsche Volk erklären? Deutsche Kultur ist als Rassenkultur seit uralter Zeit wirksam und als solche von kaum überschätzbarer Bedeutung für das Geistesleben des gesamten Abendlandes seit dem Sturz des Römerreiches; als nationale Kultur hingegen ist sie die jüngste in der europäischen Völkerfamilie, und so mag jedes Volk instinktiv fühlen, daß hier in Deutschland eine kommende Größe liegt, ohne sich darüber klar zu sein, wie diese aussehen wird. Daher die bedenklichen Grimassen ringsum, wo man nur hinschaut. Man kann das Verhältnis des großen und kleinen Auslandes zu Deutschland nicht trefflicher vergleichen als mit der Geschichte vom häßlichen jungen Entlein. Und wahrlich, sollte man nicht sagen, daß das deutsche Volk sich selbst bis vor kurzem allzusehr als häßliches Entlein gefühlt hat?

Dann: Der Holländer kennt den Deutschen nicht. Er hört aus Deutschland nur die Töne, welche laut genug sind, um bis über die Grenze zu dringen, und das sind dann meistens die falschesten und unsympathischsten. Er kennt die deutsche Fremdenindustrie und er kennt vor allem die zahllosen Handelsreisenden, die sein Land überschwemmen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die gegenseitige Abschätzung der Völker sich in viel höherem Grade nach den zufälligen persönlichen Berührungen orientiert als nach dem Wissen von der Existenz großer Persönlichkeiten. Und es muß hier auch daran erinnert werden: als Nation, die ihre größten Ziele noch vor sich hat, als Volk im Wachstum, hat das deutsche Volk noch nicht jedem einzelnen das sichere Bewußtsein von selbstverständlicher Eigenart und Größe mitgeteilt, das den Vertretern der älteren, abgelagerten und vielleicht erlöschenden nationalen Kulturen ein, man möchte sagen bis in Schritt und Haltung eigentümliches Gepräge aufgedrückt hat, das von dem neutralen Ausländer augenblicklich zu fassen und als berechtigt anzu-

Digitized by Google

erkennen und zu ſchätzen iſt. Es iſt wieder dieſelbe Geſchichte: die Zuſchauer bei dem Ringen der großen nationalen Ideen, die Spatzen, erkennen mit Freude den raſſigen Charakter der fertigen Enten und Gänſe, wiſſen aber nicht recht, was ſie von dem unausgewachſenen Schwanenphänomen halten ſollen. Da ſtecken ſie denn gerne die Köpfe zuſammen und fühlen ſolidariſch.

Und noch etwas: Der Holländer weiß, wie deutſche Induſtrie und deutſcher Handel ſich in der Welt durchſetzen, er kennt die deutſchen Leiſtungen auf dem Gebiet der Volkswohlfahrt, Bildung und Hygiene; er weiß, daß deutſche Organiſation auf jedem Gebiet die menſchlichen Kräfte zu übermenſchlichen Werken befähigt hat, daß durch deutſche Geiſtesarbeit und deutſches Pflichtbewußtſein ſchon in vollem Frieden recht eigentlich ein deutſches Weltreich geſchaffen wurde. Er muß ſich ſagen: „Die Deutſchen ſind ein großes Volk.“ Und nur allzu ſchnell folgt, um ſich demgegenüber ein eigenes Wertgefühl, den Glauben an eine eigene Exiſtenzberechtigung auf Grund eines ganz beſonderen Kulturgutes zu ſichern: „Aber das alles iſt nur Ziviliſation, wir haben mehr Kultur, wir ſind feiner.“ Welcher Durchſchnittsmenſch — und bei der Volksmeinung handelt es ſich um Durchſchnitt, auch wenn der Beſte ſie teilt — welcher Durchſchnittsmenſch, der ſich als der kleinere fühlt, bildet ſich nicht gerne ein, der nicht verſtandene Feinere, Tiefere zu ſein? Es iſt eine durchaus verſtändliche Erſcheinung, die ſich bei jeder Gelegenheit wahrnehmen läßt, wenn ſich ein Holländer und ein Deutſcher begegnen: ſie fühlen ſich zunächſt als Vertreter ihrer Nationen; in dieſer Hinſicht alſo ſtehen ſie ſich vollſtändig ungleich gegenüber, und damit empfindet der Holländer die unwiderſtehliche Pflicht, ſich gegen den bei ſolcher Gelegenheit unfehlbar zu begegnenden, wohlwollend herablaſſenden, Zweifel an die Exiſtenz und Bedeutung ſeiner nationalen Sprache und Kultur aus aller Kraft zu wehren durch einen künſtlich konſtruierten Gegenſatz zur deutſchen Eigenart, natürlich zu eigenen Gunſten. Und je geringer der eigentliche Unterſchied zwiſchen den beiden benachbarten Völkergruppen iſt und bei der Zugehörigkeit zu denſelben Volksſtämmen auch nur ſein kann, deſto mehr iſt der Holländer geneigt, ſich exkluſiv gegen das deutſche Volk zu verhalten, um ſo mehr verſteift er ſich darauf, das deutſche Volk nicht kennen zu wollen, und, es muß geſagt werden, um ſo mehr wird er dazu verführt, die eigenen Mängel als Vorzüge zu ſehen. Er wertet die ſich bis in den kleinſten Lebensgewohnheiten wiederholenden kleineren Abmeſſungen daheim als fein, intim, tief, und ſein Blick iſt ſo ſehr auf kleine Entfernungen eingeſtellt, daß er den großen Zug jenſeits der Grenze als grob, brutal, bar jeder inneren Kultur betrachtet. Er vermißt in Deutſchland vielleicht die kleinen Behaglichkeiten, die von einer jahrhundertelang nicht ernſtlich geſtörten Kultur abgeſetzt wurden, wie weiches, farbiges Moos in ſtillen Gewäſſern, und er urteilt: ſtille Waſſer haben tiefe Gründe. Das mögen pſychologiſche Momente von untergeordneter

Digitized by Google

Bedeutung scheinen, aber bei der Wertung der Völker spielen gerade diese so persönlichen und beiläufigen Dinge vielleicht eine entscheidende Rolle.

Trotzdem wäre die unverantwortlich kurzsichtige Beurteilung des östlichen Nachbarn nicht zu erklären, wenn nicht zwei wichtige Faktoren hinzukämen: die geographische Lage des kleinen Landes im Schoße Europas und seine nie aus der Welt zu schaffende Zugehörigkeit gerade zu diesem Deutschtum, über das der Holländer sich erhaben glaubt.

Das Land ist nach Westen durch das Meer mit England verbunden, grenzt nach Süden an französisches Kulturgebiet, nach Osten an Deutschland. Deutsche, französische und englische Kultur durchdringen das Land, und das um so leichter, als es bei seiner geringen Ausdehnung diesen großen nationalen Gedanken keinen eigenen von entfernt ähnlicher Bedeutung entgegenzustellen hat. Vor nicht gar langer Zeit hat einer der angesehensten holländischen Literaten sein Land verglichen mit einer kleinen Bucht, kaum mit dem Weltmeer verbunden. Und wenn nun in der Nacht der Sturm die Wellen draußen gepeitscht hat, und wir kommen, um zu sehen, was sich alles zugetragen hat, so liegt die kleine Meeresbucht ruhig wie zuvor, nur haben zwei Holzklötzchen, die schon vorher auf dem Wasser schwammen, ihre Lage gewechselt. Das mag etwas zu hart gesagt sein, aber Tatsache ist es, daß trotz der verhältnismäßig sehr hohen Zahl von bedeutenden Persönlichkeiten das Land bei seinem Bedarf an ideellen Gütern ebensosehr auf die großen Nachbarn angewiesen ist, wie bei der Befriedigung seiner materiellen Bedürfnisse. So muß der Holländer sich von früher Jugend an darauf vorbereiten, nach drei Seiten hin Stellung zu nehmen. Vom 9. Jahre an lernt er Französisch, vom 12. Jahre an Deutsch, mit 13 Jahren fängt er an Englisch zu lernen. Ist er 18 Jahre alt, so versteht er die drei Weltsprachen — drei Kulturen wollen von ihm verstanden sein.

Und dazu nun die Rasse, jawohl, die deutsch-germanische Rasse, die aufsaugt, sich aneignet was sich Fremdes ihr bietet. Deutsche braucht man über diesen Punkt nicht mehr zu belehren. Es ist der bekannte Fehler, Fremdes zu überschätzen, die bekannte Tugend, Fremdes verstehen zu wollen und verstehen zu können. Es ist das, was die Germanen seit frühester Zeit zu Kindern gemacht hat, lernbegierigen, aber auch leicht zu verderbenden Kindern, dieser Respekt vor dem Fremden, dem Anderen, der uns so viel Leiden schafft, weil er mit einem Mangel an Selbstgefühl gepaart geht; diese Blamage der germanischen Rasse, die zu ihrem Ruhm werden soll, denn wer vieles versteht, hat auf vieles ein Recht und soll vieles umfassen.

Fügt man diese germanische Aufsaugebegierde zu der geographischen Lage Hollands, so resultiert daraus für das Land eine einzigartige Befruchtung und Beschwerung durch die in den drei großen Völkergruppen verkörperten Kulturgedanken. Diese zum Teil notwendig einander entgegengesetzten Gei-

Digitized by Google

ſtestendenzen nehmen zunächſt ihrem Charakter entſprechende beſondere Gebiete für ſich in Anſpruch. Bei oberflächlicher Betrachtung muß vieles an engliſche Eigenart erinnern, denn es iſt in erſter Linie in der äußeren Lebensgeſtaltung, in der korrekten Äußerlichkeit, daß Engliſches vorbildlich iſt, in Mode, Sport und Wohnkunſt. Was ſonſt auch wäre dem engliſchen Kollektivgeiſt zu entnehmen? Nach Paris dagegen gravitieren in hohem Maße die literariſchen und künſtleriſchen, die ſchöngeiſtigen Intereſſen der gebildeten Kreiſe und mehr noch: Kultur iſt für ſie in ſehr vielen Fällen gleichbedeutend mit franzöſiſcher Kultur. Denn engliſcher Sport und Kleidung ſind Äußerlichkeiten, die weiter nicht direkt in das Leben eingreifen, aber die Kunſt und Literatur ſind keine Äußerlichkeiten, und ſo iſt es beileibe nicht gleichgültig für ſeine ſpätere Lebensanſchauung, wenn der holländiſche Gymnaſiaſt zwiſchen den Schulbüchern ſeinen Baudelaire oder Verlaine mit ſich herumträgt. Franzöſiſch mag wohl die überraſchend verbreitete Vorliebe für die äſthetiſche Gebärde, die leichte Impreſſion, man könnte ſagen, für die journaliſtiſche Lebensauffaſſung ſein, die gerne auf alles fauſtiſche Grübeln über die unerbittlichen Fragen des Daſeins verzichtet, wenn es nur gelingt, einen geiſtreichen Geſichtspunkt herauszuholen. Es iſt die im Grunde genommen tief reſignierte — ſei es auch konventionell reſignierte — Betrachtung des Lebens, die gerne die Waffen ſtreckt und ſich leicht gewonnen gibt in dem:

La vie est brève.
Un peu d'espoir,
Un peu de rève
Et puis — bonsoir.

Und deutſch? Ja, nun, deutſch in dem Holländer iſt doch ſchließlich der ganze Kern. Das war früher ſo — ſind zwei Künſtler denkbar, die über den verſchiedenen Stilphaſen hinweg ſo geiſtesverwandt wären wie Dürer und Rembrandt? — und das iſt jetzt noch ſo. Wo ſein Denken und Fühlen ſich nicht aus Trägheit oder Schwäche auf einen Kompromiß einläßt, da bekennt der Holländer ſich in den allermeiſten Fällen zu einem großen Deutſchen. Da erſcheint die holländiſche Geiſteskultur wie ein Blütenzweig am deutſchen Baume; von eigenartiger Schönheit zwar, aber für die Zufuhr von Lebensſäften abhängig vom deutſchen Stamm und von deutſchen Wurzeln. Aber deutſch auch iſt nicht zuletzt gerade dieſe Empfänglichkeit für fremde Art, beſſer geſagt vielleicht die Angſt, womit man den vom eignen deutſchen Gewiſſen geſtellten ſchweren Verantwortungen entflieht, um in einem nur allzu bequem ſitzenden fremden Kulturgewande ſich zu verſtecken. Es iſt der echt deutſche Zweifel am Werte des eignen Deutſchtums, der ſich auf das Fremde ſtürzt, es übernimmt und ſich damit brüſtet. Es ſei Deutſchen überlaſſen, feſtzuſtellen, wie ſtark dieſe Eigenſchaft in ihrem Lande um ſich gegriffen hat; in Holland hat ſie eine

Digitized by Google

nationale Ausdehnung, eine nationale Geltung angenommen und tritt, man muß wohl sagen logischerweise, als Mißtrauen gegen die deutsch-germanische Geisteszentrale, gegen das nationale Deutschtum in die Erscheinung. Es ist gewagt, den Gedanken weiter durchzuführen, aber es scheint, daß man auch die Haltung der nordgermanischen Völkergruppen zu Deutschland von diesem Gesichtspunkt aus betrachten kann, und daß man sagen muß, daß in der auch im gesamten germanischen Ausland grundsätzlich gepflegten Opposition gegen Deutschland, die in diesen schicksalsschweren Tagen so schmerzlich überraschte, nicht die externe Angelegenheit verschiedener Nationen zu sehen ist, sondern die interne Angelegenheit einer einzigen, der germanischen Rasse. Geschichtlich betrachtet und mit besonderem Hinblick auf das so sehr fremden Einflüssen ausgesetzte holländische Volk: es ist der unvermeidliche Abfall von der germanischen Eigenart, dem von ihrem ersten Eintreten in die Geschichte an so zahllose germanische Stämme verfallen sind, sobald sie allzusehr fremden Kultureinflüssen überliefert waren und sich vom gemeinsamen germanischen Stammland absonderten. Die Geschichte von dem Untergang der selbständigen germanischen Burgunder durch ihr heimliches Zusammenhalten mit den skrupellosen Feinden der stammverwandten Ostgoten, der bewußten Vertreter des germanischen Gedankens gegen Byzanz, liest sich wie die Auflösung der belgischen Selbständigkeit im Jahre 1914. Und die Gleichgültigkeit für oder der Abfall von der deutschen Sache in Holland ist, um mit einem holländischen Sprichwort zu reden „so alt wie der Weg nach Rom", hier in des Wortes eigentlichster Bedeutung.

Es ist überflüssig von der Stimmung des Volkes speziell während des heutigen Krieges zu reden. Scheinbar bestimmende Faktoren, die Katastrophe von Löwen, die Verletzung der belgischen Neutralität sind in ihrer Wirkung in allererster Linie abhängig von der Gesinnung, aus welcher heraus sie betrachtet wurden, von der schon vorher bestehenden Disposition. Diese ist es, die Beweise oder Gegenbeweise annimmt, Gerüchte oder Gegengerüchte glaubt, sie ist es, die sich auf den ersten oberflächlichen Schein stürzt und danach urteilt oder zu dem tieferen Kern durchzudringen sucht. Und das kindische, weil verantwortungslose Geschrei gegen den deutschen Militarismus dient nur dazu, dem auf Unkenntnis beruhenden Mißtrauen gegen die deutsche Kultur greifbare Form und scheinbar berechtigten Inhalt zu verleihen. Wäre die ablehnende Haltung nicht von vornherein da, so müßte gerade dieser Krieg belehren, nicht nur über die glänzende Vollkommenheit dieses verschrieenen deutschen Militarismus als militärische Institution, sondern auch über dessen fatale Notwendigkeit.

Wichtig dagegen ist es, die Folgen eines glücklichen Ausganges dieses Krieges zu überlegen. Denn abgesehen von den unübersehbaren indirekten Folgen, die die endgültige Verschiebung des Schwerpunktes im politischen, wirtschaftlichen

Digitized by Google

und kulturellen Europa nach Deutschland automatisch nach sich zieht, ist es dieser Sieg, auf den Holland wartet, um sich endlich auf sein Deutschtum, auf sein reineres und größeres Ich zu besinnen. Der Sieg des deutschen Geistes wird auch ein Sieg des deutschen Geistes in dem Holländer sein. Das heißt nicht ein Aufgeben der nationalen Idee, sondern eine Potenzierung derselben. Denn es ist mit dem Bewußtsein der Zugehörigkeit zu einem deutsch-germanischen Volkstum, daß Holland erst wieder einen unmittelbaren Anschluß an die Geschicke und die Geschichte der Welt finden kann, den es auf der Basis eines exklusiv nationalen Empfindens nie mehr erlangen könnte, es sei denn in dem Sinne eines farblos sentimentalen Theoretisierens über einen Weltfrieden und eine Welthumanität, die nirgendwoher kommen und nirgendwohin gehen.

Dies kann die köstliche Frucht sein, die für Holland aus einem deutschen Siege reift: bei Aufrechterhaltung der staatlichen Neutralität die freudige und mutige Aufgabe der geistigen Neutralität und damit das Gefühl, bei dem Kampf um eine neue Menschheit nicht mehr ein verlorener und vergessener Außenposten zu sein, sondern ein Glied des führenden Heeres.

Das Versagen der Kunst.

„Welche Begriffe sind stark genug, um dem Jammer Worte zu leihen über die Erzeugnisse, die der Ausbruch des Weltkrieges bei unseren Künstlern ausgelöst hat! Niemals noch waren Buchhandlungen und Papierläden usw. von solchem Schund angefüllt, wie in diesen Monaten. Während Hunderte der einfachsten Landleute bei aller Unbeholfenheit ihrem echten und starken Empfinden in Waggoninschriften, Feldpostbriefen usw. einen oft tiefergreifenden Ausdruck fanden, kam unseren bisher so glänzenden, mondänen Künstlern ein Gestammel an von einer Armseligkeit, einer Erbärmlichkeit, die jeden Deutschen schamrot machen muß! Wahrlich, bei den meisten unserer Künstler fand eine große Zeit ein kleines Geschlecht! Haben uns in solcher Zeit Künstler von solchem Range wirklich nicht mehr zu sagen? Mußte ihnen nicht wenigstens Selbstkritik und ihr künstlerisches Gewissen verbieten, die heilige Fanfare der Posaune von Jericho durch das schwächliche Kreischen von Kindertrompeten zu entweihen? Wohin man blickt, fast überall die gleiche Mattigkeit in Form und Inhalt: nichts als kraft- und salzlose Versuche, mit Alltagsgebärden das Gewaltigste zu begrüßen, das seit Menschengedenken die Tiefen der Lebenden aufgerührt hat."

Man lese diese (hier stark zusammengestrichenen) Sätze im neuesten Heft der kleinen Zeitschrift „Der Zwiebelfisch" Hans von Webers (München) in ihrem Zusammenhange nach und vergleiche dann etwa das Schwächste in alten Jahrgängen der Fliegenden Blätter und des Kladderadatsch mit dem Besten der Kriegsgraphik von 1914: man erschrickt vor einem Tiefstand an Einfällen und an Können, an Gestaltung und an Ausführung.

Die Treffer der Artillerie sind freilich dringlicher, als die der Satyriker, und

Digitized by Google

wenn die Hindenburge ihre Raumprobleme lösen, dürfen die Maler die ihrigen schuldig bleiben. Den Künstlern braucht nichts einzufallen, wenn nur den Mörsern alles einfällt, und wichtiger als die Zeichnung der Kriegsflugblätter ist die der Kriegsanleihe. Nur bräuchte deswegen nicht der Künstler inwendig, statt, wie Albrecht Dürer voller Figur, wie eine russische Konserve voller Sand zu sein.

Aber der Krieg ist allemal die Probe aufs Exempel. Eine Richtung, deren oberstes Gesetz in Friedenszeiten Inhaltlosigkeit war, bleibt nur konsequent, wenn sie im Ernstfall keinen findet. Wer sein Leben lang das Zeichnen perhorresziert hat, kann es nicht auf Kommando. Eine Kunst, die auf den Illustrator Menzel hochnäsig herabsieht, versagt mit Notwendigkeit, wenn sie auf einmal vor ein Menzelisches Thema gestellt wird.

Geist, Witz, Humor, Begeisterung, das alles war verpönt. Technik war das A und O. Mit Technik allein zeichnet man nicht die simpelste Postkarte, geschweige ein Flugblatt, das ins Feld geschickt werden könnte.

Machen wir uns nichts vor, und lassen wir uns nichts vormachen: Was unsere Künstler bisher zum Krieg beigetragen haben, ist zum großen Teil beschämend. Es ist das Fiasko der neuen Mode, und der Bankrott der neuen Richtung.

Unser deutscher Standpunkt gegenüber Karl Spitteler.

Wir wünschen beileibe nicht, die Erörterung über den Fall Spitteler noch einmal aufzurühren. Wir schämen uns im Gegenteil, daß es in Deutschland heute noch so viel unnütze Druckerschwärze gibt, als sich schon wieder darüber ergossen hat. Aber da Karl Spitteler zu den Freunden und Mitarbeitern dieser Hefte gehörte, so ist ein kurzes Schlußwort zu dieser Erörterung hier doch am Platz.

Karl Spitteler hat seine Rede „Unser Schweizer Standpunkt" vor allem an seine eignen Landsleute gerichtet. Insoweit ist sie eine innere Schweizer Sache und hat für uns jetzt höchstens in dem Maß Interesse, als sie etwa praktische Folgen haben sollte, die uns berühren und nach denen wir uns einrichten müßten.

Das innere Verhältnis der deutschen Schweizer zu Deutschland, um das sich die Rede aber hauptsächlich dreht, geht dann auch uns unmittelbar an. Ferdinand Avenarius hat es fertig gebracht, sich im Kunstwart für die „schöne Wärme" zu bedanken, mit der Spitteler dies Verhältnis geschildert habe. Alte deutsche Weise, auf einen Fußtritt mit einem Bückling zu erwidern. Wir kennen keine schnödere Herzenskälte von Berechnung und Politik, als sie uns aus diesem Vortrag eines Heldendichters anweht, der die deutschen Schweizer ermahnt, in der Stunde, in der ihre Blutsbrüder im Reich und in Österreich um Leib und Leben kämpfen, nur ja die Kühle des unbeteiligten Geschäftsmannes niemals auch nur in Gedanken zu verlieren und die würdige Trauermiene, die dem Neutralen jetzt ansteht, nur ja nicht etwa gegen Deutschland um einen Schatten herzlicher zu zeigen als gegenüber Kosaken und Senegalnegern; der mit einer Einseitigkeit, die wie bewußter Hohn wirkt, von dem verführerischen „Zischeln" unsrer Presse redet und überlegen über den „wohlmeinenden Zuspruch" der deutschen Vettern spöttelt — ohne ein Wort dafür zu finden, was unsere Feinde in alle Winde schreien und daß unsre, vielleicht

Digitized by Google

oft täppischen Versuche doch nur eine schwächliche Notwehr waren gegen den abgefeimtesten und schmachvollsten Verleumdungsfeldzug, der je die Erde betrogen hat; der das Mitleid für Belgier und Serben aufruft, weil sie als Kleine schnöder Übermacht erliegen — und kein Auge dafür hat, daß im ganzen dieses Weltenringens wir es sind, die gegen die furchtbarste Übermacht nur durch unsre eigne Kraft uns aufrecht und siegreich erhalten; der es uns als „seelischen Stilfehler" ankreidet, wenn wir uns gegen den Vorwurf heimtückischen Mordes, den er selber wiederholt, zur Wehr setzen — und der im selben Atem imstande ist, zwischen Leichenhügeln geliebter Toten, zwischen rauchenden Städten und weinenden Müttern mit scheinheiliger Gerechtigkeit über uns zu Gericht zu sitzen; der das Gefühl des Zuschauers an diesem Völkerringen, sicher ganz aufrichtig, der Heldendichter, mit den Worten beschreibt: „In Kriegszeiten, wo wir Gefahr wittern, befinden wir uns in der Lage des Bauern, der im Walde ein Wildschwein grunzen hört, ohne zu wissen, kommt es, wann kommt es, und woher kommt es"; der, der Heldendichter, in einer Stunde, wo eine Woge von Opfer- und Heldenmut ohnegleichen über alle kämpfenden Länder hinflutet, mit dem ganzen frechen Pharisäertum eines in seiner Wohlhäbigkeit gefährdeten Geschäftsphilisters von seinem Pult predigt: „In der Tat läßt sich die ganze Weisheit der Weltgeschichte in einen einzigen Satz zusammenfassen: Jeder Staat raubt, soviel er kann. Punktum." — Ja, Punktum, Karl Spitteler. Wenn wir uns einmal den Frieden erstritten haben und wenn es sich dann noch der Mühe verlohnen sollte, dann können wir uns vielleicht einmal weiter über diese Rede unterhalten, weil es uns interessiert, wie viele Schweizer ihren Standpunkt teilen und dann noch teilen werden.

Heute handelt es sich nur um den Schlußstrich, den wir unsrerseits unter deine Rede setzen wollen. Den einzigen Maßstab dafür hast du uns selbst in die Hand gegeben, denn es ist billig, daß jeder mit seinem eignen Maß gemessen werde. Alle Freundschaften aus Friedenszeiten, alle Zusammenhänge des Blutes und der Kultur, so hast du uns erklärt, sind jetzt „Harmlosigkeiten des Zivil", „Philologie", die am Ende gar für den Beteiligten gefährlich werden könnten und deshalb aufs eiligste abzulegen seien: „Vor dem militärischen Kommandoruf und dem patriotischen Klang der Kriegstrompete verstummen alle andern Töne, auch die Stimme der Freundschaft." In der Stunde unsrer größten Not und unsrer höchsten Erhebung nimmst du, Freund im Frieden, gelassen die politische Türklinke in die Hand und machst sie wohlgemut hinter dir zu. Hältst du uns wirklich noch für so altmodisch michelhaft, daß wir sie dir wieder aufmachen werden? Oder willst du dich — du kündigst es ja schon ganz harmlos an — vielleicht sogar selbst herablassen, wenn der unangenehme Spektakel so oder so vorbei ist, wieder den Kopf zur Tür hereinzustrecken nach dem „frühern schönen, traulichen, unbefangenen Geistesverkehr"? Dann wirst du, hoffen wir, ein Volk finden, das in der Einsamkeit der Gefahr mit sich selber ins Reine gekommen ist, stark und reich genug, auch schmerzliche Schlußstriche unter seine früheren Verhältnisse zu setzen. Und diesem Volk wirst du, Karl Spitteler, sein, was du in der Stunde der Entscheidung selbst zu sein erwählt hast: ein gleichgültiger schriftstellernder Bürger eines neutralen Staates, aber kein deutscher Dichter.

Digitized by Google

Die Stieglhupfer.

Eine Bauerngeschichte aus dem Bayreuther Lande.

Von Hans Raithel in Lüdenscheid.

7.

Der Lorenz dachte nicht mehr an die Marget oder wollte nicht mehr an sie denken: diese Kruke! Die konnte kriegen, wer wollte; er neidete sie ihm nicht.

Aber wie sich der Zufall spielt!

Eines Tages ist Lorenz in Bayreuth und kommt aus einer Nebengasse, da schreitet eine Bäuerin die Hauptstraße her, sieht aus wie die Marget. Und sie war's! Er zuckte zurück und wollte tun, als sähe er sie nicht, dann aber faßte er sich ein Herz und redete sie an. Fürchten wollte er sich derhalb nicht vor ihr.

„Na, Bas, guten Tag," sagte er, „wohin des Wegs? Darf man ein paar Schritte mit dir gehen?"

„Guten Tag", antwortete sie. „Mitgehn! wenn's sein muß, meinetwegen."

„Nun sag mir einmal, Bas, was hast du eigentlich gegen mich?" fing der Lorenz an. „Bist du gegen alle so kurz angebunden? Das sieht einer Wirtin doch nicht gleich. Oder bist du's nur gegen mich?"

„Ha ja", antwortete sie. „Ich bin gegen die Leut halt so und so, wie sie es grad verdienen."

Nun sollte sie erklären, was hieß verdienen und die Erklärung, die sie gab, war ihm unverständlich und sie mußte wieder diese erklären und endlich, in die Enge getrieben, waifte sie trotz ihres Versprechens an Michel, was ihr dieser im Vertrauen mitgeteilt.

Lorenz schnalzte voll Verwunderung mit der Zunge. „Der Kunde! Dieser Kunde! Bäschen, kein Wort wahr! Ich will dir hundert Zeugen stellen. Auf den Händen habe ich meine Frau getragen. Und meine Reden! Gott weiß, wie zünftig ich im Reden bin. Keine Spur, daß ich vor meiner Frau eine andere gehabt, außer einer Liebschaft, aus der nichts wurde. Und saufen! Ja, saufen tu ich wohl, aber bloß Kaffee; das Bier nur, wenn es sein muß. Denk Bäschen, was er über dich gesagt!"

Nun hielt auch er sich an kein Versprechen mehr gebunden und er waifte, was der Michel ihr angehängt. Wie sie so grob und voller Leichtsinn wäre.

Auch sie schnalzte vor Verwunderung mit der Zunge. „Der Kunde! Dieser Kunde!"

Nicht, daß sie dem Michel den Streich arg übelnahmen. Sie lachten drüber. Sie errieten gleich, warum er ihn vollführt: seiner Mündel halber, daß die nichts von ihrem Recht verloren.

Lorenz tat als hätte er ernste Absichten gar nicht gehabt, wie er neulich

Digitized by Google

hinüberkam. „Und hätte ich sie gehabt," fügte er hinzu, „was wär daran? Ich wär der Mann so übel nicht. Bas," setzte er entschlossen hinzu, „ich komm noch einmal hinüber."

Die Marget hielt es nicht für gut. Er wurde dann wohl uneins mit dem Michel. Wozu ein Streit, der die Sache nicht mehr besserte, eher das Gegenteil.

Aber Lorenz meinte: „Ich mach's schon mit ihm aus und ganz im Guten. Einrissig bin ich nicht, aber hören muß er's. Hören muß er's! Es läßt mir keine Ruh."

Und in den nächsten Tagen nach Mittag kam er schon. Der Michel machte große Augen wie er den Lorenz in seinem Hof sah. Was wollte er denn noch?

Der Lorenz drohte schon von weitem mit dem Finger, im Spaß natürlich.

„Du Sakramenter du, wie hast du mich hingestellt?" Und brachte die Geschichte vor. „Mir so was anzutun!" setzte er hinzu. „Ist das Freundschaft, he?"

Der Michel war verdutzt. Sollte er leugnen? Das ging nicht an. Ausflüchte suchen? Dann verwirrte er sich erst recht, weil er sich den Fall nicht überlegt und drum am Ende eine Red' nicht zu der andern paßte. Er hielt es deshalb für das beste, die Wahrheit zu bekennen.

„Weißt, Lorenz," sagte er, „es geht nicht. Du drei Kinder, sie drei Kinder, das tut nie gut. Nimm halt eine andere."

„Ja eine andere," versetzte Lorenz, „das ist leicht gesagt. Wo denn? Und wenn ich eine wüßt, man braucht den Mittelsmann, der die Sache richtet."

„Ich weiß schon eine," sagte Michel. „In Harsdorf drüben. Ich mach den Mittelsmann, du sollst nicht an meiner Freundschaft irre werden."

„Und wenn sie doch nicht paßt?" fragte Lorenz zweifelnd.

„So suchen wir eine andere", sagte Michel.

„Und du hilfst auch da?"

„Versteht sich."

„Und wenn's mit keiner klappt?"

„Geh, eine wird's doch tun?"

„Man weiß oft nicht wie sich die Sache spielt. Dann bin ich ganz darum. Und die Marget hätt so schön gepaßt."

„Na, wenn alle Stränge reißen, so nimm die Marget, aber vorderhand keinen Spaß mit ihr."

Der andere war's zufrieden. Sie gingen ins Wirtshaus. Lorenz machte keinen Spaß mit Marget. Es wäre auch schwer gewesen. Sie ließ sich nur einmal sehen und eine alte Magd bediente. — —

Indessen rückte die Kirchweih näher. Liese hielt ihr Versprechen. Sie ging mit den anderen Mädchen in die Stadt, um die Fahne, die ausgekegelt werden sollte, den Strauß auf die Kappe ihres Burschen und andere Kleinigkeiten, die nötig waren, einzukaufen; sie ließ sich den schönsten Rock mit blauen Bändern,

Digitized by Google

in fünf Reihen übereinander machen, dazu das schönste schwarze Mieder und das blühweißeste Hemd mit Spitzen; das herrlichste rot und blau geblümte Atlastuch besaß sie schon und ebenso ein pfefferbraunes Kopftuch mit schönen Fransen. So ging alles seinen Gang.

Die Kirchweih kam. Die Sonne schien, als hätte sie selber ihre Freude dran. Die Fahne wurde von den Burschen mit Musik in einem Bauernhause abgeholt und zum Wirtshaus gespielt, die Mädchen tanzten den Reigen vorm Wirtshaus und die Buben steckten die Fahne an der goldenen Sonne, dem Wirtshauszeichen, auf; die drei Reihen, die sich Bub und Mädchen schuldig waren, wurden auf dem Tanzboden abgemacht; unten füllte sich das Wirtshaus mit Gästen, der Hof war voller Weiber, Krämerbuden und mit Zuckerpfeifen musizierender Kinder, die Straße war ein kleiner Strom von Buben und Mädchen, die aus andern Ortschaften kamen. Die Herzen wurden warm. Da ging's plötzlich wie ein kalter Wind durch den heißen Tanzsaal: „Die Wirsberger kommen auch." Und da kamen sie auch schon den Wirtshof herauf, der Kieselhans fehlte natürlich nicht.

Die Mädchen schauten neugierig aus den Fenstern, die Buben über ihre Schultern, und die letzteren machten ihre Glossen.

„Na die kommen grad recht, die sollen den Buckel voll bekommen. Die kriegen die Nase heute noch voll."

Leider wurde, noch ehe die so Begrüßten alle im Hause waren, die Freude schon ein wenig gedämpft, denn hinter ihnen kamen zwei Gendarmen. Gendarmen waren für die Buben von damals immer ein Guß kaltes Wasser.

„Na wenn auch", sagte Adel, „in ein paar Stunden kommt die Zeit, wo's dunkel wird und wer kann sehen, wo's düster ist?" Und zur Liese sagte er: „Wenn du einen Reihen mit ihm tanzt, gibt's Krieg und wären zwanzig Gendarmen da."

Die Lies tanzte nicht mit Hans. Aber eins hatte Adel nicht verhüten können: Als die Wirsberger in den Tanzsaal kamen, gab die Lies dem Hans die Hand und lächelte ihn an und fragte, wie's ihm gehe. Aber wie gesagt, sie tanzte wenigstens nicht mit ihm. Freilich auch nicht mehr viel mit Adel. Sie hatte immer eine Ausrede, einen andern Buben zu bekommen. Noch mehr wurmte es den Adel, wie sie sich beim Tanz benahm. Immer wenn sie an Hans vorbei flog oder er an ihr, lächelten sie einander an oder setzten sonst eine Grimasse auf, die Freundlichkeit ausdrückte. Adel hütete die Lies scharf; wenn sie aus dem Saal ging, hatte er auch einen Vorwand hinaus zu gehen und hatte sein Auge auf ihr.

Aber einmal versah er's. Wegen der verdammten Sitte, dazwischen ein Lied zu singen. Die Dorfbuben standen im Kreis und sangen und ausscheren konnte er sich nicht. Als das Lied aus war, war die Liese fort und der Hans war auch

Digitized by Google

nicht mehr zu sehen. Adel ging gleich, als er's merkte, hinunter auf den Hof und zweimal ums Haus, sie waren aber nirgends zu erblicken. Fragen wollte er auch nicht, das wäre ihm lächerlich vorgekommen, seine Ungeduld zu zeigen, und noch weniger konnte er ihnen nachlaufen. Es wäre albern gewesen und hätte seinem Begriff von Anstand und Würde widersprochen, wenn er, der dreißigjährige Bub, einem Ding von achtzehn Jahren nachgelaufen wäre. So blieb ihm nichts übrig als seinen Ärger zu verschlucken.

Als sie wiederkam, machte er nicht einmal Lärm, der seinen Ärger verraten hätte, er fragte sie nur, ob sie mit ihm geschmust hätt.

„Oh", sagte sie unverfroren, „ich habe ihm bloß gesagt, er solle vernünftig sein und solle vor Nacht noch gehen".

Es war auch wahr; sie hatte den Hans dringend darum gebeten, er solle ihr zuliebe gehn. Nur das „bloß" entsprach nicht recht der Wahrheit; sie hatte ihm doch noch einiges gesagt, was man als geschmust bezeichnen könnte. Doch mag der dringende Rat immerhin das Wichtigste gewesen sein.

Ihre Bitte hatte auch den Hans gerührt und da ihm auch die Gendarmen zuredeten und einige ältere Bauern, die seinen Vater kannten, so redete er mit seinen Kameraden und sie machten aus, daß sie gehen wollten. Im Hofe blieben sie noch ein Weilchen stehen. Sie konnten sich doch nicht enthalten, noch ein Trutzlied anzustimmen, um ihren Rückzug mit ein wenig Tapferkeit zu decken.

Adel stand oben am Fenster und rief ihnen zu: warum sie denn nicht blieben bis zum Abendessen? ihnen zu Ehren gäbs dann Blutsuppe und schwarze Brüh und Hackfleisch und breiweich geklopfte Knochen. Dann fuhr er fort: „Mit Gendarmen kommen sie; pfui Schande, o pfui Schand! O die Feiglinge!"

Hans rief hinauf, er komme schon nächstens einmal ohne Gendarm.

„Das sagt man so", versetzte Adel von oben. „Tu's nicht, Hansele von Wirsberg. Ich rat dir als Freund. Sonst könnt's dir gehen wie der Hummel im Wespenneſt. Wir vom Dorf halten zusammen, daß du's weißt."

Hans wollte antworten, aber oben an einem andern Fenster stand die Lies und sah ihn so flehend an, so barmherzig, wie man sagt, daß er vorzog, den Hohn einzustecken und mit den Seinen abzuziehen.

So verlief die Kirchweih weiter ohne Mißklang. Zwar dem Zimmerknecht wurde in der Nacht, als die Köpfe wärmer wurden, mit einer Masseig ein Loch in den Kopf geschlagen, den Schwarzenmichel von Lanzendorf hieben sie mit einer Zaunlatte, daß er Tage lang nicht mehr gehen konnte, dem Schmiedshans schlugen sie zwei Zähne ein und so trugen noch drei oder vier eine Macke davon, aber in drei Wochen war, von den zwei Zähnen abgesehen, alles wieder heil.

Das war Ende Juni. Die Heuernte fing an und da das Wetter schön war, hatte Hans keine Zeit, sein Versprechen wahr zu machen. Wenn man von

Digitized by Google

morgens zwei Uhr an gemäht und bis abends neun oder halb zehn Heu geladen und abgeladen hat, hat man Sonntags keine Luſt noch auszufliegen, ſondern wenn man die Kirche hinter ſich hat und die Ochſen beſorgt ſind, legt man ſich hin und ſchläft und läuft nicht dritthalb Stunden weit zu einem Schatz. — —

Der Michel ſah nicht viel von ſeiner Heuernte, er war immer unterwegs, dem Fahnenmüller zu einer Frau zu helfen; der war zu pfäh, ſchon gleich die Harsdörferin war ihm zu garſtig. Der Michel verriet ihm noch eine im Neuenmarkt, aber die hinkte und gefiel ihm deshalb nicht. Der Michel tat ſein Möglichſtes; er hielt es mit Hauſierern und Hauſiererinnen; die kamen weit herum und wußten genau, wo eine war, die für einen Wittmann von vierzig Jahren paßte. Er führte den Lorenz überall hin, von Lichtenfels bis Creußen hinauf und von Weißenſtadt bis Obernſees hinunter, aber dem Lorenz war die eine zu klein, die andere zu groß, die dritte ſchielte, die vierte hatte einen Kropf und die fünfte hatte ihm die Geſundheit nicht feſt genug. Und doch waren Partien darunter zum Neid erregen, wie ſie ein Witwer von vierzig Jahren kaum erwarten kann. Jungfrauen von dreißig zu vierzig Jahren und Witwen, junge, ſchöne, ohne Kinder, mit einem Bündel Geld oder mit zwei Höfen. Der Lorenz war ſelber oft geblendet.

„Bruder", ſagte er manchmal zu Michel unterwegs, „das iſt was für mich. Weiß Gott, da hab ich Glück gehabt."

„Da haſt wahrhaftig Glück", ſagte Michel und meinte ſein Kopf wär endlich in der Schlinge. Aber ſchon nach zwei Tagen zog er ihn ſchlank heraus. Er kam herüber und meinte, wenn er ſichs überlege, an die Marget reiche ſie doch nicht ran.

Und wie oft kam er nun, bald mit keinem Vorwand, als daß er Michel beſuchen wollte, bald mit Vorwand: ihn zur Brautſchau abzuholen, nach einer Kuh zu ſehen oder er hatte von Ochſen gehört, die feilſtünden oder auch von Schafen. Michel ließ ihn oft ſeine üble Laune merken, er ließ ihn direkt im Wirtshaus ſitzen und ging heim; was half's! der Lorenz vermißte ihn gar nicht; er ſang und trank und wäre dageblieben, wenn Michel nicht wieder zu ihm hinunter wäre.

„Lorenz, das tuſt du mir nicht an, daß du etwa dableibſt."

„Warum denn?" ſagte Lorenz.

„Weils nicht ſchön ſieht, wenn ein Bauer ausbleibt und dann meiner Schwägerin wegen. Die Leute reden gleich und ſie hat ihre Ehr."

Die Marget auch, die ſich kühl verhielt, redete zu und ſo ging er endlich und nahm den langen Umweg auf der Landſtraße. Der Weg durchs Holz war eine Stunde näher, nur leider war es da in der Nacht nicht richtig. — —

Aber zurück zum Kieſelhans.

Digitized by Google

Einmal, in der Zeit, wo man Kartoffeln hackt, schien der Zufall dem Hansen gut zu sein. Sein Vater hatte ein Paar Stiere verkauft an einen Bauern über Harsdorf drüben. Hans hatte die Stiere zu führen und der Vater ging mit, wegen des Geldes, um das einzunehmen. Nachdem sie ihr Geschäft erledigt hatten, fiels dem Vater ein, sich in der Gegend umzusehen, ob er nicht ein kleineres Paar Stiere oder ein paar Muggel bekäme, um seinen Viehbestand wieder aufzufüllen. Hans sollte mit den Ketten, an denen er das Paar geführt, allein nach Hause gehn. Er schlang sie um die Brust und Schultern und ging klirrend seines Wegs, da zuckte ihm der Einfall durch den Kopf: wie wenn er einen Umweg machte? Zu Liesens Mutter ging, anstatt geraden Wegs nach Hause? Vielleicht hatte die einen Muggel im Stall, der paßte? Oder gar wohl zwei? Die er dann ansah und seinem Vater verriet.

An Gefahr dachte der Hans nicht. Wie sollte er auch? An einem friedlichen Arbeitstag, wo die Buben auf den Feldern sind, der eine da, der andere dort, und keine Möglichkeit sich zu bereden!

Die Mutter war allein zu Hause. Sie hatte eine große Freude, als sie den Hans sah. „Das ist aber recht, Hans, daß du uns aufsuchst", sagte sie, ließ gleich den Hund ab und nötigte den Besuch herein.

„Wie schade", meinte sie, wie Hans auf dem Stuhl saß, „wie schad', daß die Lies nicht da ist. Die tät sich freuen!"

„Wo ist sie denn?" fragte Hans.

Sie war nicht weit, vierhundert Schritte hinterm Hof und sich die Stirne schlagend, rief sie: „Schocksen, ich könnt ja einen Sprung da ninter tun, um ihr's zu sagen; ganz beiseite, daß es die andern nicht hören."

Und sie lief hinaus.

Bald kam die Lies vor Freude strahlend. „Das ist aber recht, Hans", gab ihm die Hand und setzte sich zu ihm an den Tisch ihm gegenüber.

Die Mutter blieb draußen in der Küche am Herd, anzuschüren, Wasser aufzusetzen und einen Kaffee zu kochen.

Die zwei unterhielten sich allein und ohne Stocken; eine halbe Stunde flog dahin, sie merktens nicht.

Die Mutter hatte schon die rauchende Kanne und die Schalen aufgetragen und war nur noch für einen Augenblick hinaus, die Butter und den Honig reinzubringen. Da kommt das Hütemädchen zur Haustür hereingestürzt, sieht die Bäuerin in der Küche und schreit: „Bäuerin, ist der Kieselhans nicht da?"

„Wohl ist er da", sagt diese. „Was soll er denn?"

„Machen soll er, daß er fortkommt; die Buben kommen; einen Augenblick und sie sind da."

Die Bäuerin läuft zu gleichen Füßen in die Stube, die Schreckensnachricht auszurichten. Die beiden standen schon; sie hatten selbst gehört, was drohte.

Digitized by Google

„Geh, Hans, und lauf", bat die Liese voller Angst.

Wäre er doch gleich hinaus und gelaufen, was er laufen konnte, vielleicht wäre er durchs obere Dorf entkommen; aber der verdammte Stolz! Er mußte tun, als lasse er sich keine Schwachheit spüren, mußte erst den beiden ein paar mal die Hände geben und ein Schock Worte dazu waisen, wie und wo man sich einmal treffen könnte.

Da hörte man schon das Hallo das Dorf herauf.

„Um Himmeswillen, Hans, mach'", rief die Alte.

Aber wohin nun? Zum Hof konnte er nicht mehr hinaus. Vorn zum Tor herein mußten die kommen, hinten aber war der Hof zu und vom Stadel und den Schuppen abgeschlossen.

„Versteck dich schnell im Stadel", rief Lies in ihrer Angst. Und da das Hallo näher und näher kam, so lief nun Hans wirklich, ohne Rücksicht auf Würde und Tapferkeit dem Stadel zu und eben zog er die Türe hinter sich nach, als die ersten Buben schon zum Hoftor hereinstürzten. Sie hatten auch die Stadeltüre gehen sehen und liefen mit einem Hurra darauf los.

Adel aber, der nicht unter den ersten war, stürzte mit einem Gefolge ins Haus:

„Wo ist er, der Hans? Heraus mit ihm!"

Die Alte beteuerte, er sei schon fort.

„Nicht wahr ist's", schrien sie. „Er ist noch da."

„Die Schlüssel, den Bodenschlüssel", rief Adel.

„Die Schlüssel, die Schlüssel", schrien sie alle.

Die Alte warf ihnen die Schlüssel hin. „Da in der Schublade sind die andern." Sie rissen sie an sich, die am Bund und von der Tischschublade und verteilten sich im Haus. Keine Lade, kein Schrank, kein Bett, das sie nicht untersuchten, als könnte er zwischen den Zächen stecken. Andere guckten in die Hühnersteige, andere stürmten in den Stall, Adel und einige auf den Boden, ein Paar visitierten eilends das Privé, im Hof hinten.

Die Alte und Lies liefen nach dem Stadel, um dort abzuwehren. Hans hatte den Gedanken gehabt, die Tür im Tor hinter sich zu verriegeln; sie hatten sie aber mit Äxten und Hauen eingeschlagen. Wie Verrückte rannten und arbeiteten sie nun im Stadel herum. Die einen hatten Dreschflegel, um den Hans zu erschlagen, wenn sie ihn erwischten; andere hatten Heugabeln und wirkten damit im Bonnet hoch auf dem Heustoß, indem sie die Zinken tief in das Heu einstießen. Die Alte und Lies stiegen entsetzt die Leiter hinauf.

„Um Gotteswillen, hört doch auf; Buben, wir wollen euch ja geben, was ihr wollt, so viel Geld, wie ihr verlangt; nur tut die Gabeln weg und geht fort!"

Aber die Buben wollten kein Geld, sie wollten partout den Hansen. Jeder wollte ein Stück Fleisch oder einen Knochen von ihm haben.

Noch hatten sie nichts Verdächtiges entdeckt. Da kam einer auf die Idee,

Digitized by Google

hinten am Dach, wo das Heu etwas von den Schauben abstand, mit der Gabel hinunter zu stoßen und mit einem Mal hörte man von dort einen dumpfen, schmerzlichen Schrei.

„Haha, Buben her!“ triumphierte der glückliche Entdecker. Mit einem Jammerruf stürzten die Alte und Lies hin, den ersten Stecher wegzuziehen, aber auch die Buben stürzten hin. Einer nahm die Alte und warf sie an die Bretterwand, da wo ein Balken über dem Heu hinlief, daß es ihr finster vor den Augen wurde. Lies fiel mit einem Schrei in Ohnmacht, als sie ihre Mutter fallen sah. Sie kümmerten sich nicht um die beiden. Sie waren zu acht oder neun beschäftigt, das Heu von der Stelle wegzuräumen, wo es geschrien hatte.

„Ich habe die Haare“, rief einer.

„So zieh ihn beim Schopf herauf“, rief der andere.

Und der erste zog. Es ging viel, viel leichter als er sich gedacht. Es war aber nicht der Hans, sondern ein Huhn, das dort unten sein Nest angelegt und gedacht hatte, da könne es in aller Ruhe drei Wochen brüten.

Der Hans war indes schon fort. Er war lang genug Pferdeknecht gewesen, um sich im Stadel auszukennen. Er hatte sich nicht lange aufgehalten, sondern war auf den Balken, wie man den oberen Teil des Stadels nennt, gestiegen, und dem Türchen, durch das man das Heu hereinlud, zugesprungen; er stieß es auf und machte einen Satz hinunter. Unten war der Obstgarten mit einer Hecke rum. Da lagen ein paar Stangen und mit einer hatte er das Türchen schnell wieder zugestäupert, so daß man von innen nicht gleich merken konnte, daß es ausgeklammert war.

Dann machte er ein paar Sprünge, wegzulaufen. Aber wie er an die Hecke kam, sah er die Felder voller Leute. Auch hörte er schon ein paar die Gasse neben dem Moretshaus herlaufen, die vermuten mochten, er sei über einen Schuppen weggeklettert. Da sah er im Garten einen Nußbaum und schnell kletterte er hinauf und drückte sich an den Hauptast, daß man ihn in dem reichen Blätterwerk nicht so leicht sehen konnte.

Er war kaum oben, als drei oder vier Burschen erschienen und auf dem Sprung wie hitzige Jagdhunde auf die Felder hinüberschauten. Überall aber waren Hecken und so hielten sie die Hände wie einen Trichter vor den Mund und riefen hinaus, daß es weithin hallte.

„Habt ihr den Kieselhans nicht gesehn? Den Kieselhans, den Kieselhans!“

Und auf dieselbe Weise wurde zurückgemeldet: „Nichts gesehn, nichts gesehn!“

Und ein anderer Verfolger auf gleicher Trompete: „Wenn ihr ihn seht, aufhalten, eins in die Kniekehl hauen, daß er nicht ausreißt!“

Und zurück: „Ja, ja.“

Wenn sie nur nicht in den Garten kamen! Und richtig zu Hansens Schrecken

Digitized by Google

kamen sie herein, liefen herum wie die Wiesel und schauten in die Hecken, ob er nicht da drinnen wäre.

Zum Glück für Hans waren die Äpfel und die Birnen und die Nüsse noch nicht reif und so kam keiner auf den Gedanken, einmal nach oben hinauf zu gucken. So sätzten sie, nachdem sie ein wenig herumgestöbert hatten, wieder hinaus und auf der Gasse zurück.

Noch lange hörte Hans die Buben im Stadel und im Hofe rumoren und hörte, wie sie ihn mit Schimpfnamen bedachten: Der Ganker, das Aas, der Stieglhupfer und so weiter. Endlich verzog sich das Lärmen nach und nach. Er hörte nur noch Lies und ihre Mutter vor dem Hause über die Henne jammern. Bald hätte ihn der Teufel geritten: er wollte herunter, die Stange hinauf durch den Stadel in den Hof, seine Ketten holen, die er im Stadel in eine Ecke geworfen hatte, und sagen, er wär noch heiler Haut. Zum Glück siegte der Verstand. Er mußte aber oben kampieren und sich langweilen, bis die Felder leer wurden. Dann rutschte er herunter, schlich eine Weile an den Hecken hin, bis er aus der Bannweite des Dorfes war, dann erst richtete er sich auf und beschritt den Weg, jetzt im Laufschritt. Er hatte doch Respekt vor Liesens Dorfbuben bekommen. Die waren nicht leinen, sondern aus sackgrobem Hanf gesponnen.

(Schluß folgt.)

Verantwortlich: Paul Nikolaus Cossmann in München. Nachdruck der Beiträge dieses Heftes mit genauer Quellenangabe gestattet. Druck von F. Bruckmann A. G., Graphische Kunstanstalten, München. Die Buchbinderarbeiten werden von Grimm & Bleicher, Großbuchbinderei, München, ausgeführt. Papier von Bohnenberger & Cie., Papierfabrik, Niefern bei Pforzheim.

Digitized by Google

Frankreich

Leo Jordan / Frankreich vor dem Krieg
Hans Rost / Die Zukunft der französischen Bevölkerung
Josef Hofmiller / Anatole France
Alexander Berrsche / Französische Musiker
Der „Matin" über die deutsche Kultur
Viktor Hugo über Deutschland und Frankreich
Hans Pöhlmann / Was das Rathaus von Comines erzählt
Karl Stählin / Ansprache in der Kirche zu M.
Max Dingler / Weihnachtsspiel in Péronne
Fritz Behn / Auf Wache in Frankreich
Fanny Hoeßl / Hundert Tage Gefangene in Frankreich
Ein Russe über die französischen Barbaren
Isolde Kurz / Brief an einen Franzosen
Iwan Turgenjew / Ein Flug über Paris
Turgenjew über Frankreich
Dostojewskij über Frankreich
Karl Alexander von Müller / Frankreich

Josef Hofmiller / Bücher
Wolfgang Heine / Die Sozialdemokratie im neuen Deutschland

Romanbeilage:
Hans Raithel / Die Stieglhupfer. Eine Bauerngeschichte aus dem Bayreuther Lande

München, Süddeutsche Monatshefte, März 1915

Preis 1.50 M 1 Krone 9[illegible]

Feldpostausgabe

Digitized by Google

LIEBESGABEN

für unsere im Felde stehenden tapferen Krieger:

LEINENHAUS FRAENKEL

Theatinerstr. 17 MÜNCHEN Theatinerstr. 17

Liebesgaben.

Wollnormalhemden	per Stück von M 3.— an
Futterhosen	„ „ „ 3.—
Leibbinden aus Wolltrikot mit Schafwollefüllung	per Stück M 2.25
Brustwärmer aus Wolltrikot mit Schafwollefüllung	per Stück M 2.25
Wollene Decken	per Stück M 12.—, 7.—, 4.75
Kamelhaardecken	per Stück M 24.—, 18.—, 12.50
Taschentücher, weiß und farbig	per Stück 20 Pf.
Handtücher mit Einwebung „Feldzug 1914“, 40/40 cm	per Stück 30 Pf.
Pulswärmer, reine Wolle, 20 cm groß,	per Paar 75 Pf.
Kopfschützer, Kniewärmer, Trikotleibbinden.	
Schwere wollene Socken	per Paar M 1.70
Fußlappen	per Paar 40, 25 Pf.

In einem deutschen Pfarrhaus des Berner Oberlandes findet ein

deutscher Offizier

zu billigem Preise **angenehmen Erholungsaufenthalt** und **sorgliche Pflege.** Das Haus liegt in nebelfreier und sehr geschützter Lage 630 Meter über dem Meer und 70 Meter über dem Thunersee hart am Walde. Das schöne Zimmer mit Schlafkabinett bietet entzückende Aussicht. Nähere Auskunft durch

Pfarrer Wilh. Stern
Hünibach bei Thun (Schweiz).

Hans Thoma
Im Herbste des Lebens
Gesammelte Erinnerungsblätter
Mit reichem Buchschmuck von der Hand des Verfassers.
In Pergament-Umschlag fünf Mark
In echtem Pergamentband acht Mark
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.
Süddeutsche Monatshefte, München

& HOHORST NACHF.
HHANDLUNG
ER AEGIDI HOPPE

Digitized by Google

Das Kriegsziel.

Die deutschen Heere rücken seit den Siegestagen von Mars la Tour und Gravelotte unaufhaltsam vor, und damit scheint die Zeit gekommen, wo man sich die Frage vorzulegen hat, unter welchen Bedingungen Deutschland mit Frankreich Frieden schließen kann. Ruhm- und Eroberungssucht darf uns dabei nicht leiten, Großmut, wie sie uns vielfach von der ausländischen Presse angesonnen wird, ebensowenig, sondern lediglich der Hinblick auf die Sicherung Deutschlands, namentlich des Südens, vor neuen Angriffen der französischen Begehrlichkeit, wie sie sich seit Ludwig XIV. bis heute mehr als ein dutzendmal wiederholt haben und wie sie sich so oft wiederholen werden, als Frankreich sich stark genug dazu fühlt. Die ungeheuren Opfer, die das deutsche Volk in diesem Kriege an Geld und Blut gebracht hat, und alle unsere jetzigen Siege würden vergeblich sein, wenn Frankreichs Angriffskraft nicht geschwächt, Deutschlands Verteidigungsfähigkeit nicht gestärkt würde. Das deutsche Volk hat ein Recht, dies zu verlangen. Begnügte man sich mit einem Dynastiewechsel, mit einer Kontribution, so wäre damit nichts gebessert, so wäre nicht gehindert, daß dieser Krieg noch eine Reihe anderer eröffnete, zumal der Stachel der jetzigen Niederlage den Stolz der Franzosen treiben würde, die deutschen Siege wettzumachen. Die Kontribution wäre bei dem verhältnismäßigen Reichtum Frankreichs bald verschmerzt, jede neue Dynastie würde, um sich zu halten, das Mißgeschick der bisherigen durch Erfolge über uns auszugleichen suchen. Großmut ist eine sehr achtbare Tugend, die aber in der Politik in der Regel keinen Dank erntet.

Ist man 1814 und 1815 anders verfahren, so hat der Erfolg der damaligen schonenden Behandlung Frankreichs bewiesen, daß dieselbe eine übel angebrachte war. Hätte man die Franzosen damals so schwächen können, wie es im Interesse des Weltfriedens wünschenswert war, so hätten wir jetzt keinen Krieg zu führen brauchen. Die Gefahr liegt nicht in dem Bonapartismus, obwohl derselbe vorzugsweise auf chauvinistische Velleitäten angewiesen ist; sie liegt in der unheilbaren und untilgbaren Anmaßung desjenigen Teiles des französischen Volkes, welcher für ganz Frankreich den Ton angibt. Dieser Zug des französischen Nationalcharakters, der jeder Dynastie, heiße sie, wie sie wolle, der selbst einer französischen Republik die Bahn ihres Verfahrens vorzeichnen, der stets ein Trieb zu Angriffen auf friedliche Nachbarn sein wird, kann

Von manchen Seiten wird es der Reichsregierung verdacht, daß sie Erörterungen über die Kriegsziele in der Presse noch nicht zulassen will. Noch nicht! Die Zeit wird kommen und dann wird die Reichsregierung dankbar sein. Dann wird sie es bedürfen, wie sie es immer bedarf, von einem starken Volkswillen gestützt zu sein. Ohne den vermag sie nichts, genau so wie zu den Zeiten Bismarcks im Jahre 1870. Aber jetzt und zunächst gibt es nur ein einziges Kriegsziel, die Niederlage der Feinde. Eine Niederlage, die, wie der Reichskanzler in der Reichstagsrede vom 2. Dezember sagte, uns die Sicherheit bringen muß, daß keiner mehr wagen wird, unseren Frieden zu stören, einen Frieden, in dem wir deutsches Wesen und deutsche Kraft entfalten wollen als freies Volk!

Diesen klaren und festen Willen dürfen wir uns nicht fälschen lassen durch eine Entfesselung der Diskussion über die künftigen konkreten Friedensbedingungen. Wie wäre sie möglich, ohne daß sofort die Parteirichtungen und die äußersten Gegensätze, von romantischen, zum Teil auf die mittelalterlichen Westgrenzen des Reiches eingestellten Eroberungsplänen bis zur größten Genügsamkeit an dem, was wir besitzen, hervorträten und ein verworrenes Bild des Volkswillens entstünde, mit dem wir weder dem Kriegsziel näher kommen, noch das künftige, in einem Koalitionskrieg doppelt verwickelte Friedensgeschäft erleichtern, ja vielleicht neue Hemmungen und neue Gegnerschaften hervorrufen würden. Wir überwinden diesen Weltkrieg siegreich durch die einige, innere Kraft aller Gedanken und Handlungen. Sie heißt es ungebrochen nach innen und nach außen zu bewahren, bis es nach möglichst schnellem und wuchtigem Niederringen der Feinde wieder Parteien und nicht bloß Deutsche geben darf.

Digitized by Google

nur dadurch gehemmt werden, daß man ihm die Mittel, sich geltend zu machen, entzieht. Die Frucht unserer Siege kann nur in einer faktischen Verbesserung unseres Grenzschutzes gegen diesen friedlosen Nachbar bestehen. Wer in Europa Erleichterung der Militärlast will, wer einen solchen Frieden will, der etwas der Art erlaubt, der muß seine Wünsche darauf richten, daß nicht auf moralischem, sondern auf realistischem Wege den Wogen der französischen Kriegs- und Eroberungslust ein solider, haltbarer Damm entgegengestellt wird, mit anderen Worten, daß es den Franzosen für die Zukunft erschwert wird, mit einer vergleichsweise nicht sehr großen Heeresmacht in Süddeutschland einzufallen und durch den Gedanken an die Möglichkeit eines solchen Einbruches die Süddeutschen auch im Frieden zur Rücksichtnahme auf Frankreich zu zwingen. Süddeutschland durch haltbare Grenzen sicher zu stellen, ist unsere jetzige Aufgabe. Sie erfüllen, heißt Deutschland ganz befreien, heißt den Befreiungskrieg von 1813 und 1814 vollenden. Das mindeste also, was wir fordern müssen, das mindeste, womit die deutsche Nation in allen ihren Teilen, vorzüglich aber unsere Stammes- und Kampfgenossen jenseits des Mains, sich befriedigt erklären können, ist die Abtretung der Ausfallpforten Frankreichs nach der deutschen Seite hin, die Erwerbung von Straßburg und Metz für Deutschland. Von der Schleifung dieser Festungen einen dauernden Frieden zu erwarten, wäre eine auf Kurzsichtigkeit beruhende Illusion von derselben Art, wie die Hoffnung, daß es möglich sein werde, die Franzosen durch Schonung zu gewinnen, und im übrigen ist nicht zu vergessen, daß, wenn wir diese Abtretungen verlangen, es sich um ursprünglich deutsches und zum guten Teil deutsch gebliebenes Gebiet handelt, dessen Bewohner mit der Zeit vielleicht lernen werden, sich wieder als Deutsche zu fühlen. Dynastiewechsel kann uns gleichgültig sein; Kriegskosten sind nur vorübergehende finanzielle Schwächung Frankreichs, gewähren keine Erhöhung der Sicherheit deutscher Grenzen. Letztere ist nur erreichbar durch Verwandlung der beiden uns bedrohenden Festungen in Bollwerke unserer Sicherheit. Straßburg und Metz müssen aus französischen Aggressionsfestungen deutsche Defensivplätze werden. Wer den Frieden auf dem europäischen Kontinent aufrichtig will, wer die Niederlegung der Waffen und die Herrschaft des Pfluges über das Schwert will, der muß zunächst wünschen, daß die Nachbarn Frankreichs darauf eingehen können, da Frankreich der einzige Friedensstörer ist und es bleiben wird, solange es die Macht dazu hat.

Will es das deutsche Volk wirklich anders? Sein wichtigster Teil steht draußen im Felde, um in schwerer Kampfesnot mit wuchtigem Hammerschlag die ehernen Grundlagen zu schaffen, auf denen der deutsche Frieden ruhen soll. Aus zahlreichen brieflichen und mündlichen Mitteilungen wissen wir, daß draußen im Felde mit tiefem Unmut die Stimmen vernommen werden, die schon jetzt den Streit um das Fell des Bären beginnen möchten. Die Kämpfer empfinden es bitter, daß man heute schon Fahnen auf Wällen von Festungen oder Küstenplätzen aufpflanzt, die noch zu erobern sind.

Und das Volk daheim? Das wirkliche Volk arbeitet und duldet und hofft, aber es drängt nicht, denn es weiß und fühlt, daß die nächste Frage nicht lautet: „Was soll uns der Friede bringen?“, sondern: „Wie wollen wir ihn erringen?“ Ihm ist jeder Musketier, der in den Schützengräben Flanderns, in den Wäldern der Argonnen, in den polnischen Sümpfen oder auf den Schneefeldern der Karpathen seine Knochen daran gibt, zunächst mehr wert, als die geistvollste Erörterung über die künftigen Grenzen des deutschen Machtbereiches.

Die obersten Gewalten im Felde und daheim, Schwert und Feder, stimmen auch darin völlig überein, daß zwingende Gründe der Landesverteidigung wie der Politik dem Wunsche entgegenstehen, schon jetzt mit bestimmten Erklärungen über unsere Friedensbedingungen hervorzutreten und eine öffentliche Diskussion zuzulassen. Der Zeitpunkt hierzu kann nur durch die militärischen Ereignisse bestimmt werden. Über das Hernach zu streiten, hat erst Sinn und Wert, wenn wir in diesem notgedrungenen Kampf mit der Abwehr unserer Feinde am glücklichen Ende sind. Dann wird die Reichsleitung ohne Zögern ihre Friedensziele aufdecken, dann sei dem freien Volk die Rede frei!

Norddeutsche Allgemeine Zeitung.

1. September 1870. 20. Februar 1915.

Digitized by Google

Frankreich vor dem Krieg.

Von Leo Jordan, Professor für französische Sprache an der Universität und an der Handelshochschule München.

Man findet heute, besonders in gelehrten Kreisen, die Anschauung, daß in letzter Linie wirtschaftliche Gründe zu diesem Kriege geführt haben. Ich glaube, daß dies für England und Rußland auch zutrifft. In Frankreich aber liegen die Dinge überaus kompliziert: Man möchte sagen, daß es die wohlbekannte französische Gefühlspolitik sei, der wir den heutigen Zustand verdanken. Denn der wirtschaftliche Gegensatz zwischen beiden Ländern ist oft sekundär, durch die alte Feindschaft bestimmt oder verschärft. Aber durch die alte Feindschaft allein ist der Kriegsdrang des offiziellen Frankreich auch nicht erklärt.

Dieser Kriegsdrang währt auch nicht etwa ununterbrochen seit 1870. Im Gegenteil ist in den Jahren 1880 bis 1897 nach französischem Ausdruck „zwar eine Politik der Reserve, keineswegs aber eine feindselige", möglich gewesen. Mit dem Jahr 1895 etwa begann, was wir Neo-Revanchepolitik nennen könnten, mit Ententen, Fürstenbesuchen in der republikanischen Hauptstadt, bald auch Spannungen mit Deutschland, die schon in den letzten Jahren, genau genommen seit Agadir, zu Krisen führten: Zwischenfälle im Osten, Ungezogenheiten Deutschen gegenüber in ganz Frankreich, verhetzende Plakate, Hetzliteratur in den Buchhandlungen. Im Handel machten sich die Folgewirkungen sehr bemerkbar. In Paris kursierte 1913 das Wort: „Es sei falsch, zu sagen, die Geschäfte seien schlecht, es gibt keine Geschäfte." Infolgedessen hörte man auch unter durchaus ruhig, ja deutschfreundlich gesinnten Kaufleuten die Anschauung: „Lieber Krieg, als weiterhin diese fortwährenden Spannungen."

Das Schlußglied dieser Entwicklung war wohl der Empfang des englischen Königspaars in Paris im Frühjahr 1914. Die Königin gilt den Parisern als franzosenfeindlich, der König als Pantoffelheld. Sie sind also im Grunde unbeliebt. Ganz unerwartet war der Empfang begeistert, so begeistert, daß selbst die Königin auftaute. Und aus den endlosen Zurufen: „Vive l'Angleterre! Vive le roi! Vive la reine!" konnte man allerhand beunruhigende Untertöne heraushören.

Welches sind die Gründe, die zu dieser Entwicklung führten?

Für den Franzosen selber summieren sie sich alle in dem Schlagwort: Elsaß-Lothringen. Aber selbst das Schlagwort hat ganz verschiedenen Sinn, je nach der Partei, von der es ausgeht. Für die einen ist es bloß Schlagwort, für die andern Herzenssache, die meisten schreien mit, weil es

Digitized by Google

einesteils zum guten Ton gehört, anderenteils weil es auch gefährlich ist, gegen den Strom zu schwimmen.

Der Franzose ist nicht sentimental. Kein Volk ist so berechnend in den Beziehungen der Geschlechter wie die Franzosen. Aber Elsaß-Lothringen ist ein Gegenstand sentimentaler Anschauung geworden. Geworden, denn vor 1870 war der Elsässer komische Figur, dessen schlechtes Französisch und dessen Auftreten mit Vorliebe verspottet wurde. Heute bilden die mittelmäßigen Zeichnungen eines Hansi einen Gegenstand der Rührung, Elsässer, die über die Grenze kommen, werden gefeiert; selbst in den Zügen kann es Ovationen geben: — ce sont des Alsaciens!

Das ist nun keine spontane Entwicklung, hier ist viel künstlich Gemachtes. Und zwar ist hier von verschiedenen Seiten fleißig gearbeitet worden. Die Zeitungen haben wacker mitgeholfen. Rechtsrepublikaner, Progressisten, Nationalisten taten mit, den geschicktesten Zug vielleicht machten die Klerikalen mit dem Kultus der Jungfrau von Orléans, der Vaterlandsbefreierin.

Die Jungfrau von Orléans erfreute sich eigentlich einer geringeren Wertschätzung in Frankreich als in Deutschland. Im 17. Jahrhundert hatte der Akademiker Chapelain sie und sich mit einem schlechten Epos lächerlich gemacht. Im 18. Jahrhundert hat sie Voltaire in einer seiner genialsten und unartigsten Dichtungen, der Pucelle, der Lieblingsdichtung des jungen Fritz, verspottet[1]). An der Wende des 19. in das 20. Jahrhundert wurde sie wiederentdeckt, um ein Symbol zu werden, um das sich alle Parteien scharen könnten: Ein Symbol der Vaterlandsbefreiung. Zwar paßte sie nicht recht zur Entente mit England. Die Engländer gerade hatte sie ja mit verjagen helfen, Engländer hatten sie unter Beihilfe französischer Bischöfe verbrennen lassen — aber alle diese Realien verschwanden vor dem einen: sie war in Domrémy in Lothringen geboren. Ebenso wie Poincaré einen Teil seiner Popularität dem Umstand verdankt, daß er in Lothringen geboren ist, er stammt aus Bar-le-Duc, ebenso wurde nun Johanna d'Arc, die jahrhundertelang nach Orléans benannt worden war, zur lothringischen Jungfrau, und die Vierge lorraine wurde in zahllosen Liedern und Büchern gefeiert. Gelegentlich hätte man wohl meinen können, die Deutschen hätten sie verbrannt. Überall entstanden Denkmäler, alle Großstädte, vor allem Orléans und Paris feierten sie mit Umzügen, kirchlichen Festen. In der Bibliothèque Nationale verschwanden zur gleichen Zeit alle Handschriften der Voltaireschen Pucelle. In den Zeitungen erfand man, um auch den französischen „Freisinnigen", d. h. den Radikalsozialisten, die seliggesprochene Jungfrau mundgerecht zu machen: die Laien-Jeanne d'Arc. Und nebeneinander konnte man

[1]) Vgl. Schillers Gedicht: „Das Mädchen von Orléans".

Digitized by Google

in der Tagespresse lesen, was sie dem Klerikalen und was sie dem Antiklerikalen sei. Einer der Hauptinspiratoren hierbei war der begabte, höchst eigenartige Maurice Barrès, der Verfasser der vielgelesenen Romanserien: Le Roman de l'Energie nationale — Les Bastions de l'Est. Eine Persönlichkeit, bei der literarischer und politischer Einfluß Hand in Hand gingen, die in der Kammer seit Jahren den ersten Kreis von Paris vertritt und meinem Dafürhalten nach die Hauptschuld an der nationalistisch-kriegerischen Stimmung der vornehmen, konservativ denkenden Jugend von Frankreich trägt. Auch bei der Verbreitung des gerührt-sentimentalen Gefühls dem Elsaß gegenüber hat Barrès großen Anteil durch Wort und Schrift.

Wie falsch, wie künstlich und wie verlogen im Grunde diese ganze auf kleine, aber eben doch mächtige Kreise beschränkte Bewegung war, zeigt der Protest der Elsässer gegen diese Neo-Revanchepolitik: Sie wollten gar nicht befreit werden und, abgesehen von einer kleinen Gruppe, baten sie Frankreich höflich, aber entschieden, sie in Ruhe zu lassen. In des tragisch dahingeschiedenen Jean Jaurès' Humanité standen täglich Erklärungen, Interviews von Elsässern, wenige verhielten sich ablehnend. Die übrige Presse verschloß diesen unangenehmen Wahrheiten ihr Ohr und blieb bei den Idealen im Barrèsschen Stil. Was war ihnen auch das Elsaß? Ein Sammelpunkt, ein Vorwand. Und so verhallten die Mahnerstimmen von Osten ungehört.

Wenn man die Literatur des Jahres 1914 durcharbeitet, soweit sie noch zu uns gelangte, so darf man wohl zu dem Resultat kommen: Die Arbeit der Hetzer hat ihre Früchte getragen: Das ist alles Vorkriegsliteratur. Die Franzosen mögen auch nach dem Kriege lehren, sie wären angegriffen worden. Aus ihrer eigenen Literatur kann man sie Lügen strafen. Mir ist eine ganze Reihe von Romanen 1913 und 1914 durch die Hand gegangen, in denen der Krieg in der allernächsten Zeit einsetzt. Zwar wird Deutschland als der Angreifer hingestellt, aber das ist ja immer nur eine Formfrage.

Genau sechs Monate vor Kriegsausbruch, am 2. Februar 1914, verließ eine überaus wichtige Publikation die Presse, deren Bedeutung dann im ersten Kriegslärm unterging. Unter den drei Verfassern ist der bekannteste Alexandre Mercereau. Der Titel ist: La Paix armée et le Problème d'Alsace dans l'opinion des nouvelles générations françaises. Die Grundidee ist: Wir Jungen haben uns mit dem Verlust von Elsaß-Lothringen abgefunden. Frankreich hat in seinen Kolonien reichlich Ersatz für das Verlorene. — Solcher Publikationen hat es immer genug gegeben, wenn sie auch nicht immer so gut gearbeitet und bibliographisch so gut begründet waren. Aber dem Buch geht ein Manifest voraus, von 71 Franzosen, dem Verleger,

Digitized by Google

Gelehrten, Künstlern, unterschrieben — leider kam es zu spät. Das Buch ist aus der Angst heraus geschrieben, die bei Vernünftigen die verhetzende Politik der Regierung erzeugen mußte. Das Manifest sieht ebenfalls als Hauptgrund der Beunruhigung die elsaß-lothringische Frage an und rät zu gleicher Politik wie in den Jahren 1880—1895, zur Öffnung dessen, was man das „koloniale Ventil" genannt hat. Die Kernpartien will ich in Übersetzung mitteilen:

„Die Verfasser sind überzeugt, daß es der Wille der elsässisch-lothringischen Bevölkerung ist, den Krieg zu vermeiden und es den beiden Ländern zu ermöglichen, sich einander zu nähern, ja sich zu verbünden. Sie stellen fest ... daß die Elsaß-Lothringer eine Wiedervereinigung mit Frankreich nicht mehr für möglich halten und sich auf die Erreichung einer möglichst großen Autonomie innerhalb des Deutschen Reiches beschränken; deswegen erklären die Unterzeichneten, daß Frankreich, wenn es nicht das den Elsaß-Lothringern nach dem Kriege gegebene Wort brechen will, keinen anderen Wunsch haben kann als denjenigen, die Politik der Elsaß-Lothringer zu unterstützen.

Sie bemerken weiterhin, daß die französische Diplomatie seit 10—15 Jahren als Ganzes strengen Tadel verdient. Sie stellen fest, daß die friedliche und durchaus reale Politik tüchtiger Männer, wie der Gesandten in Berlin, London, Rom zum großen Teil durch die offenbare Feindseligkeit des Pariser Ministeriums des Äußeren durchkreuzt wird, wie es beispielsweise die letzten Gelbbücher über die marokkanischen Angelegenheiten beweisen. Die Unterzeichneten erklären schließlich: Die Politik des Eigensinns, mit der Frankreich seit 15 Jahren auf allen Punkten der Erde die deutsche Politik bekämpft, selbst wenn die deutschen Ansprüche berechtigt sind und Frankreich nichts schaden, — diese Politik des Eigensinns ist steril und gefährlich."

Dies ist in den Hauptzügen der Inhalt des Manifests. Es ist wohl erst wenige Wochen vor dem Kriege an die Öffentlichkeit gekommen, zu spät, um zu wirken. Als eine rein platonische Äußerung darf man die Schrift nicht ansehen. Die beginnende Reaktion gegen die Kriegshetzer war sehr stark, viele Symptome dafür bemerkbar. Beispielsweise, das Zurückgehen der Auflage des Matin, der immer wachsende Erfolg von Romain Rollands Jean Christophe, vielleicht das germanophilste Buch, das überhaupt je geschrieben wurde, selbst die Sprache mutet den Franzosen oft wie eine Übersetzung aus dem Deutschen an.

Alles das kann man heute nur als Beleg dafür anführen, wie stark die Kriegsströmung war, um so starke Reaktionsströmungen hervorzurufen. Was aber schließlich diese Kriegsströmung übermächtig hat werden lassen, das war wie 1870 der totale Bankrott der französischen inneren Politik. Ich glaube, daß die Geschichte die

Digitized by Google

Tatsache festhalten wird, wie die französische Regierung aus dem Mordprozeß Caillaux nach Freispruch der Mörderin in den Krieg zog. Dieser Prozeß, sein Ausgang, seine Ursachen, Caillaux' Rolle, sind durchaus symptomatisch für das politische Leben Frankreichs und werden von Franzosen in dieser Weise angesehen. Der frühere Ministerpräsident ist von Haus aus Millionär. Dank seiner glänzenden Beredsamkeit, seiner unerschütterlichen Ruhe hat er innerhalb der herrschenden Partei, der Radikalsozialen, seine Karriere gemacht. Als geistiger Vater der noch nicht durchgeführten Einkommensteuer, der „inquisition fiscale", wie sie die Besitzenden nennen, ist er einer der bestgehaßten Männer von Frankreich. Er ist gehetzt worden wie ein Wild. Die schimpflichsten Gerüchte gingen über ihn um. So sollte er in der Kongo-Angelegenheit von seiten Deutschlands bestochen worden sein. Die rechtsstehenden Zeitungen wühlten in seinem Privatleben. Er hatte die Nerven, das alles auszuhalten. Seine Frau nicht. Sie erschoß den Direktor des Figaro, Calmette, der im Besitz gewisser Briefe war, von denen belastende Stellen bereits veröffentlicht worden waren. Trotz dieser bösen Dinge behielt die radikale Partei ihren Führer bei, trotz scharfen Protestes im eigenen Lager. Während die Frau im Gefängnis saß, wurde der Mann im ersten Wahlgang in Mamers wiedergewählt mit einer ganz geringen Einbuße an Stimmen. Ich traf am Wahlsonntag einen Landwirt von Mamers, der über die damals noch schwebende Wiederwahl interpelliert wurde: „Hätte er Calmette selber ermordet, so würden wir ihn wiederwählen: er hat dem Arrondissement zu viel Gutes getan." Bei der Wiederwahl kam es zu stürmischen Protestszenen in ganz Frankreich. Allein auch sonst herrscht das Prinzip do ut des, der député d'arrondissement, wir würden sagen der „Lokalbahnabgeordnete", ist seiner Wiederwahl unter allen Umständen sicher, wie umgekehrt ein Nichts dazu gehört, den Abgeordneten um seine Stimmen zu bringen. Infolgedessen ist die allgemeine Achtung vor Politikern, Parteien, den Kammern, den Ministerien überaus gering: Die Politiker sind alle „Hanswurste", die Ministerien „Horte der Inkompetenz", Parteien gibt es nach Ansicht eines geistvollen Journalisten, Robert de Jouvenel, überhaupt nicht mehr, sondern nur noch Gruppen: „Eine Gruppe aber ist keine politische Organisation, sondern eine Korporation. Sie wurde nicht gegründet, um einer Idee zum Sieg zu verhelfen, sondern um einer Anzahl Individuen es zu ermöglichen, vorwärts zu kommen, ohne sich gegenseitig im Weg zu sein." Ich entnehme diesen Satz einem Buche, das auch unmittelbar vor dem Krieg erschien und es trotzdem in wenigen Wochen zu acht Auflagen gebracht hat: La République des Camarades ist eher eine Verhöhnung als eine Satire auf die dritte Republik. Seine Formvollendung, die gelegentlich klassische Prä-

Digitized by Google

gnanz erreicht, hätte dem Buch gewiß großen Erfolg beschieden, wenn der Krieg nicht ausgebrochen wäre.

Die französische Republik ist Jouvenel nichts als eine große Camaraderie: „Ihre Regierung sollte auf der gegenseitigen Kontrolle beruhen. Diese Kontrollmittel sind:

Für den Staatsmann die Interpellation,
für den Beamten die Absetzung,
für große Herren der Skandal,
für alle übrigen das Zuchthaus.

Manchmal häufen sich die Kontrollmittel. Aber man interpelliert keinen Vagabunden, und Staatsmänner entschlüpfen meist der Justiz.

Übrigens werden die Kontrollmittel immer seltener; man interpelliert zwar noch, aber hinter der Interpellation versteckt sich doch nur irgendeine Machenschaft ... Absetzen tut man nicht mehr. Die Presse ihrerseits schont Freunde, Parteigenossen und Abonnenten. Die Justiz hat's faustdick hinter den Ohren. Und das Resultat ist: Die allgemeine Kontrolle ist ersetzt — durch die allgemeine Nachsicht. Unser Land hat keine Grundprinzipien (institutions) mehr. Übrigens kommt es sehr gut ohne sie aus."

Der Freispruch der Frau Caillaux, den das ganze Land mit ohnmächtiger Wut vorausah, ist die Bestätigung dieses Urteils. Man kann sich schwer einen Begriff von der ungeheueren Erbitterung machen, die sich bis zum Jahre 1914 gegen die inneren Zustände, vor allem die Politiker, in Frankreich angehäuft hatte.

Aber widerspruchsvoll wie nun einmal der Franzose denkt, um so mißtrauischer er den Politikern gegenüber wurde, um so blinder folgte er der meist nationalistisch gefärbten Presse: Unter den Faktoren, die das moderne Frankreich zersetzten, ist die Zeitung der letzte, auf den ich eingehen will, und nicht der unbedeutendste. Die Rolle des „Matin" ist auch hier wohlbekannt. Sie kann kaum überschätzt werden. Die Vorstellung selbst gebildeter Leute von dem Zustandekommen einer Zeitung ist derartig primitiv, ihr Glaube an die Wahrhaftigkeit der ephemeren Produktion so groß, daß die tollsten Dementi, die solche Zeitungen bringen mußten, diesen Glauben nur bei einem geringen Prozentsatz der Leser untergraben.

Warum hetzt nun eine solche Zeitung? Aus Überzeugung? Nein. Ihr Budget übersteigt zwanzig, dreißig Millionen jährlich. Der Direktor ist kein Journalist — er ist Kaufmann. Er riskiert jeden Tag ein Kapital. „Seine Ehre beruht nicht auf Wahrhaftigkeit oder Gediegenheit — sondern auf der Höhe der Tantiemen." (Jouvenel.)

Die Dinge liegen nun in Frankreich besonders günstig für die Entwicklung einer Riesenpresse. Man kann sagen: 2/3 von Frankreichs Ein-

Digitized by Google

wohnern beziehen ihre täglichen Nachrichten aus vier Blättern, dem Petit Parisien, mit einer Auflage von 1½ Millionen, dem Petit Journal, dem Matin, dem Journal. Alle vier sind Millionenblätter, alle vier innerpolitisch möglichst farblos, außerpolitisch mehr oder weniger nationalistisch — gangbare Ware. Nirgends kann die Parteipresse mit ihnen konkurrieren, denn, wie Jouvenel sagt, „keiner glaubt reich genug zu sein, der eigenen Partei zwei Sous zu zahlen, für das, was er beim Gegner um einen haben kann." — Diese ungesunde Großpressenbildung wird durch einen Faktor unterstützt, der die ganze Entwickelung unheilbar erscheinen läßt. Wie in allen romanischen Ländern spielt das Abonnement eine geringe Rolle, die Zeitung wird auf der Straße verkauft, oft ausgerufen, sie braucht deswegen Sensationelles, um leicht Absatz zu finden. So leidet die Gediegenheit Einbuße, die Kriminalität füllt mit Bild und Text mehr als die Hälfte der hauptstädtischen Presse, die Presse wird zur Peitsche, zum Ruine für die Nerven, zur Erzeugerin neuer, immer raffinierter auftretender Verbrechen, zum Verderb der Kinder, zur ersten Hetzerin gegen das Ausland. Alles nicht aus Aufgabe, sondern zur schmutzigen Reklame, aus Geschäftsinteresse. Die Blätter, die abseits stehen, verlieren ihre Leser an die Großblätter; wer an die scharfgewürzte Sauce der Fünf-Centimes-Presse gewöhnt ist, dem sagt die andere Presse nicht mehr zu.

Ich habe versucht, an den vornehmsten Gründen und Exempeln klarzumachen, wie stark die Unzufriedenheit fast aller Kreise in Frankreich vor dem Kriege war. Ein letztes diene dazu, die ungeheuere Tiefe dieser Unzufriedenheit, dieses Zerfalls mit dem Bestehenden zu kennzeichnen. Auch von dem Elsässer André Lichtenberger ist kurz vor Kriegsausbruch ein Buch erschienen, das die Tagesfragen behandelt. Lichtenberger ist ein durchaus gemäßigter, besonnener Kopf, kein starkes Talent, aber ein liebenswürdiger Zeichner im kleinen. In diesem letzten Buche aber ist er einer der pessimistischsten von allen, wenn er auch A. France' furchtbare Révolte des Anges (1914) nicht erreicht. Es ist betitelt Le Sang Nouveau, in dem Sinne etwa von „Jugend von heute". Sie wird ihm zum Symbol der ungeheueren Ernüchterung der Gesellschaft der dritten Republik. Und diese Ernüchterung findet ihren Höhepunkt in den Worten, mit denen der jugendliche Held des Buches eine Vernunftehe ablehnt: „Ich soll eine Familie gründen, wie die von Papa und Mama? Danke! Kinder, wie ich eins bin, zeugen? Pfui Teufel! Der Laienglaube? Welcher Humbug! Ein Vaterland, das aus lauter solchen Sachen besteht? Wozu? Fort damit, wenn andre Länder mehr wert sind. Das ist nur gerecht. Und ich meinerseits pfeife darauf!"

Wenn ein gemäßigter, ruhig gesinnter Schriftsteller so schreibt, so kann man

Digitized by Google

daraus schließen, wie es in den Köpfen der Jungen wirklich aussehen muß. Man versteht, daß für viele, selbst für ruhig Denkende der Krieg die einzige Lösung war, aber man wird auch zu dem Urteil kommen: Siege entwachsen solch zerrütteten Zuständen nicht.

Man hat zu Anfang dieses Kriegs Urteile gehört und gelesen, die sich diametral entgegenstanden. Die einen sagten: Frankreich wolle den Krieg — die andern, es wolle ihn nicht.

Beide Urteile sind summarisch und oberflächlich. Die große Masse des Volks wollte den Krieg natürlich nicht. Die will ihn nie und nirgends, außer wenn er aufgezwungen ist. Daß er unvermeidlich war, haben führende Geister wie Romain Rolland sehr deutlich gesagt.

Auf dem Wege, den die Pariser Regierung ging, sie und ihre Hintermänner, war der Ausbruch nur eine Frage der Zeit.

Es mag sein, daß die Verantwortlichen ihn lieber ein paar Jahre später gehabt hätten; aber das ist ja nur eine Formfrage.

Hinter der Regierung standen teils offen, teils verschämt Leute sehr verschiedener Schattierungen. Alle Feinde der Laienrepublik erhofften von einem Krieg die politische Reorganisation. Für *sie* war Elsaß-Lothringen nur ein Vorwand. Aber auch viele Republikaner waren bei dem Punkte angelangt, irgendein außerordentliches Ereignis müsse den totalen inneren Bankrott zudecken. Zu diesen gesellten sich die in allen Schichten der Bevölkerung zu findenden Romantiker, Chauvinisten und Deutschenhasser. Diese bunte Partei wird durch die tonangebende Presse unterstützt, vermehrt. Denn Friedensschalmeien haben nichts Sensationelles. Sensation aber braucht die Presse, um den Absatz zu sichern. Und die Themen der Revanche-Idee haben in Frankreich, dank des Einflusses von Schule und Haus, nichts von ihrem Reiz verloren.

Und so war das Losgehen nur eine Frage der Zeit. Vergebens haben Rolland, Mercereau und viele andere den Finger gehoben, gewarnt. Ihre Partei war im Wachsen, vielleicht hätte sie in zehn Jahren Oberwasser gehabt. Vielleicht auch nicht. Es ist müßig, sich darüber den Kopf zu zerbrechen: Barrès und Genossen, Delcassé und Kollegen, Poincaré und seine Freunde, und viele andere dazu, — sie haben Wind gesät — und nun haben sie Sturm.

Digitized by Google

Die Zukunft der französischen Bevölkerung.

Von Dr. Hans Rost in Augsburg.

Die Kraft und die Zukunft eines Volkes beruhen auf seiner Bevölkerungstendenz. Sowohl die wirtschaftliche Expansion wie die militärische Widerstandsfähigkeit sind von den Wachstumsverhältnissen der Bevölkerungsmassen abhängig. Der wirtschaftliche Aufschwung Deutschlands seit 1870/71 wäre ohne die Arbeiter- und Militärbataillone nicht möglich gewesen. Auf die Volkszahl Frankreichs stützte Napoleon seine Siege und der Volksvermehrung galt seine Sorge, als er zum Andenken an seine Trauung mit Maria Louise mittels Dekrets vom 25. März 1810 „6000 Kriegern die Aufgabe übertrug, in ihren Familien die Erinnerung an die Heirat ihres großen Kaisers zu verewigen", was auch unter Zuhilfenahme von kaiserlichen Mitgiften durchgeführt wurde.

Für Frankreich ist bekanntlich das Bevölkerungsproblem während des ganzen 19. Jahrhunderts eine brennende Frage geblieben. Sowohl der gegenwärtige Krieg, als auch die weitere Zukunft Frankreichs im Zusammenhang mit militärischen, politischen und nationalen Fragen machen eine eingehende Untersuchung des französischen Bevölkerungsproblems wichtig.

I.

Ein paar Zahlenreihen lassen die Entwicklungstendenzen und die heutige Gestaltung der Bevölkerung Frankreichs am klarsten erkennen. Als Napoleon sich zum Weltherrscher aufwarf, hatte mit Ausnahme Rußlands kein Land Europas eine stärkere Bevölkerung als Frankreich. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts machte die Bevölkerung Frankreichs rund 14 Prozent der Völkermenge Europas aus; heute kaum mehr 9 Prozent. Wenn wir das Wachstum Frankreichs mit jenem Deutschlands in Zusammenhalt bringen, so ergibt sich folgende Entwicklungslinie:

Die Gesamtzahl der Bewohner Frankreichs betrug in den Jahren:		Die Bevölkerung des heutigen deutschen Reichsgebietes betrug:	
1700	19.6 Millionen	1816	24.8 Millionen
1784	24.8 „	1820	26.3 „
1801	27.3 „	1830	29.5 „
1831	32.5 „	1840	32.8 „
1856	36.0 „	1850	35.4 „
1866	38.0 „	1860	37.7 „
1872	36.1 „	1870	40.8 „
1881	37.6 „	1880	45.2 „
1896	38.5 „	1890	49.4 „
1901	38.9 „	1900	56.3 „
1911	39.6 „	1914	67.0 „

Digitized by Google

Frankreich hat also seine Bevölkerungszahl von 27.3 Millionen Menschen im Jahre 1801 um 12.3 Millionen auf 39.6 Millionen im Jahre 1911 vermehrt. Deutschland hat etwa in der gleichen Zeitstrecke von 24.8 auf 67.0 Millionen Menschen sich vergrößert, d. i. um 32.2 Millionen oder mit anderen Worten, Deutschland hat seinen Menschenbestand im Laufe des 19. Jahrhunderts bis zur Stunde beinahe verdreifacht. Die französische Bevölkerung ist um 45, die deutsche dagegen um 130 Prozent gestiegen. Das ist in dürren Zahlen der Ausdruck der Volkskraft diesseits und jenseits der Vogesen. Von 1000 Einwohnern Europas entfielen auf Frankreich im Jahre 1800: 156, 1830: 151, 1860: 130, 1900: 97. Die Entwicklung in Frankreich trägt das Zeichen der Stagnation, in Deutschland rapiden Wachstums.

Die meisten Departements in Frankreich haben Bevölkerungsrückgang. Die Landflucht ist weit verbreitet. Paris und die sonstigen Großstädte sind die Sehnsucht der französischen Landbewohner, die begierig sind, ihre Rente im Großstadttrubel zu genießen, oder das Elend des Proletariats vermehren, wie französische Schriftsteller es nennen: pour disparaitre dans le bagne maudit du prolétariat des villes. Unter diesen Großstadtschäden ist der Rückgang der Geburtenziffer für die Volkszahl der schlimmste, so daß schon vor vielen Jahren der Direktor des statistischen Amts der Stadt Paris ausgesprochen hat, daß Frankreich auf dem Wege ist, eine Macht dritten Ranges und der Gnade oder Ungnade der übrigen Nationen preisgegeben zu werden.

Entstehung und Werdegang der Bevölkerung werden von den Faktoren: Geburten, Sterbefälle, Eheschließungen und Wanderungen bedingt. Von besonderer Wichtigkeit ist die Gegenüberstellung der Geburten- und Sterbeziffer, deren Abgleichung die Bilanz entweder des negativen oder positiven Zuwachses an Geburten, den natürlichen Bevölkerungszuwachs ergibt. Die Bevölkerungsbewegung in Frankreich zeigt im allgemeinen folgendes Bild. Es kamen in Frankreich auf 1000 Einwohner:

im Jahresdurchschnitt	Geburten	Sterbefälle	Natürlicher Zuwachs
1801—10	32.3	28.1	4.2
1811—20	31.6	25.9	5.7
1821—30	30.8	25,0	5.8
1831—40	29.0	24.8	4.2
1841—50	28.2	24.2	4.0
1851—60	27.3	25.0	2.3
1861—70	27.3	24.8	2.5
1871—80	26.6	24.8	1.8
1881—90	23.8	22.0	1.8
1891—1900	22.1	21.5	0.6

Der Geburtenzuwachs ist also von Jahrzehnt zu Jahrzehnt geringfügiger geworden, die Geburtenziffer ist rascher als die Sterbeziffer gesunken.

Digitized by Google

Um die Entwicklung in Deutschland und Frankreich parallel miteinander zu vergleichen und namentlich den jüngsten Tatsachenbestand kennen zu lernen, folgt eine Übersicht über die Neuzeit.

Deutschland:

	Geborene		Gestorbene		Geburtenüberschuß	
	im ganzen	auf 1000 Einwohner	im ganzen	auf 1000 Einwohner	im ganzen	auf 1000 Einwohner
1901	—	36.9	—	21.8	—	15.1
1902	2 024 735	35.1	1 122 492	19.4	902 243	15.6
1903	1 983 078	33.9	1 170 905	20.0	812 173	13 9
1904	2 025 847	34.1	1 163 183	19.6	862 664	14.5
1905	1 987 153	33.0	1 194 314	19.8	792 839	13.2
1906	2 022 477	33.1	1 112 202	18.2	910 275	14.9
1907	1 999 933	32.2	1 117 309	18.0	882 624	14.2
1908	2 015 052	32.0	1 135 490	18.0	879 562	14.0
1909	1 978 278	31.0	1 094 217	17.1	884 061	13.8
1910	1 924 778	29.8	1 045 665	16.2	879 113	13.6
1911	1 870 729	28.6	1 130 784	17.3	739 945	11.3
1912	1 869 636	28.3	1 029 749	15.6	839 887	12.7

Frankreich:

1901	—	22.0	—	21.1	—	0.9
1902	—	21.1	—	19.2	—	1.9
1903	845 378	21.6	761 434	19.5	83 944	2.1
1904	818 229	20.9	761 203	19.4	57 026	1.5
1905	807 291	20.5	770 171	19.6	37 120	0.9
1906	806 847	20.5	780 196	19.9	26 651	0.6
1907	773 969	19.7	793 889	20.2	19 920	—0.5
1908	791 712	20.2	745 271	19.0	46 441	1.2
1909	769 969	19.6	756 545	19.3	13 424	0.3
1910	774 358	19.7	703 777	17.9	70 581	1.8
1911	742 114	18.7	776 983	19.6	34 869	—0.9
1912	750 651	19.0	692 740	17.5	57 911	1.5

Obwohl auch in Deutschland im letzten Jahrzehnt eine klar erkennbare Tendenz des Geburtenrückgangs eingesetzt hat, ist gleichwohl Deutschland das Land des Volkswachstums, Frankreich das Land der Entvölkerung. Deutschland nimmt jedes Jahr auf 1000 seiner Einwohner um 12—15 Menschen zu, Frankreich in manchen Jahren kaum um einen einzigen, in manchen Jahren sterben sogar in Frankreich mehr Menschen, als durch die Wiege hinzuwachsen. Die

Digitized by Google

ganze Trostlosigkeit der französischen Bevölkerungsverhältnisse leuchtet am besten aus dem Umstande hervor, daß Deutschland in einem einzigen Jahre erheblich mehr als das Doppelte von der zehnjährigen Zunahme in Frankreich an Bevölkerung wächst.

Die natürliche Vermehrung der Bevölkerung betrug in Frankreich während der Periode 1893—1902 auf 1000 Einwohner 1.2, dagegen in den Niederlanden 14.7, in Norwegen 14.5, in Deutschland 14.4, Dänemark 13.4, Rumänien 12.2, England und Wales 11.8, Ungarn 11.6, Österreich 11.4, Schweden und Italien je 10.9, Belgien 10.6, in der Schweiz 9.7, in Spanien 6.0, und in Irland 5.1. Zur richtigen Beurteilung der französischen Bevölkerungsverhältnisse muß noch das Moment der Wanderung herangezogen werden. Der Geburtenzuwachs in Frankreich würde noch viel größere Lücken aufweisen, wenn nicht eine starke Einwanderung stattfände, die außerdem noch die Geburtenhäufigkeit günstig beeinflußt. Durch die Einwanderungen erhält Frankreich seine Bevölkerungszahl zum größten Teil überhalb der Grenze des Nullpunktes. Namentlich sind es belgische und italienische Arbeiter, die durch Einwanderung in französische Industriegegenden einen beträchtlichen Bevölkerungszuwachs darstellen. Im letzten Jahrzehnt war in Frankreich das Wachstum durch Zuwanderungen fast doppelt so groß als jenes durch Geburtenüberschüsse. Im Jahre 1906 gab es in Frankreich 1 009 415 Fremde, im Jahre 1901 waren es deren 1 021 438, darunter 86 684 Deutsche, 326 114 Italiener, 321 603 Belgier, 79 548 Spanier, 70 077 Schweizer, 36 224 Engländer, 21 691 Luxemburger usw. „Wenn unsere Bevölkerungsziffer sich erhält oder ein wenig steigt", schreibt Dr. Rochard in einem Referate in der französischen Akademie der Medizin, „so ist dies nur der Einwanderung zuzuschreiben; das Ausland ist es, das unsere Leere ausfüllt, und diese Zufuhr von meist feindlichen Elementen ist eine verkleidete Invasion, eine Bedrohung unserer Zukunft. Ein Volk, das sich mit Hilfe des Auslandes ergänzt, verliert bald seinen Charakter, seine Sitten und seine Kraft. Es verliert dabei mit der Zeit auch sein höchstes Gut — seine Nationalität."

Andere Franzosen erblicken in der Einwanderung keine Gefahr und weisen darauf hin, daß die Naturalisierung von Fremden nirgendwo so rasch vor sich gehe, wie in Frankreich. Hierüber schreibt der Schriftsteller Albert Bonnard in der »Bibliothèque universelle«:

„Die Einwanderung ist für Frankreich gefahrlos, dank der Anziehungskraft des Landes und seiner unvergleichlichen Aufnahmefähigkeit. Wir haben an nicht naturalisierten Ausländern mehr als eine Million. Das Gesetz sorgt dafür, daß sie durch eine Art von selbsttätigem Prozeß Franzosen werden. Übrigens, bei neun Fällen unter zehn kommen die Absichten und Wünsche der Ankömmlinge dem Gesetz zuvor. Anderswo bleiben die Fremden Fremde; bis-

Digitized by Google

weilen liegt ihnen selbst daran, es zu bleiben, und sie setzen ihre Eigenliebe darein, das zu zeigen. In Frankreich ist gerade das Gegenteil der Fall. Sie haben nach Verlauf einiger Jahre keinen größern Wunsch als für Einheimische genommen zu werden und sie bekunden oft einen Chauvinismus, wie er Neulinge kennzeichnet. Es ist das ein Heilmittel, dessen Wichtigkeit man gegenüber unserer unzureichenden Geburtenzahl unterstreichen muß."

Sehr ins Gewicht fällt bei der Gestaltung des Geburtenüberschusses in Frankreich die günstige Sterbeziffer. Allein während das Sinken der Geburtenziffer ohne Schranken ist, sind der Sterbeziffer Grenzen gezogen. Außerdem ist in Frankreich die Kindersterblichkeit ziemlich gleichbleibend, während sie in andern Ländern stark zurückgegangen ist. Auch fordern Tuberkulose und sonstige ansteckende Krankheiten mehr Opfer als in anderen zivilisierten Staaten. Von den maßgebenden Faktoren der Bevölkerungsbewegung gebührt noch den Eheschließungen besondere Aufmerksamkeit. Es trifft nun die etwaige Vermutung nicht zu, daß in Frankreich vielleicht weniger Ehen geschlossen werden als in anderen Kulturstaaten. In Deutschland entfielen im Durchschnitt der Jahre 1891—1900, 1902—09, 1910—12 auf 1000 Einwohner 8.2, 8.0, 7.8 Eheschließungen, in Frankreich 7.5, 7.8, 7.9 Eheschließungen. Die Unterschiede zwischen beiden Ländern sind also ziemlich gering, in der allerjüngsten Zeit scheint die Eheschließungshäufigkeit in Frankreich sogar größer werden zu wollen als in Deutschland. Also nicht die Abneigung gegen die Ehe, sondern andere Ursachen tragen die Schuld am geringen Kinderreichtum der Franzosen. Wir lernen das Übel an der Wurzel kennen, wenn wir die Geburtenintensität pro Ehe ins Auge fassen. Da entrollt sich ein Kulturbild, das blitzlichtartig den Verfall des französischen Ehelebens beleuchtet. Es hatten

1896	1910			
1 808 839	1 804 710	Familien	kein	Kind
2 638 752	2 966 171	"	1	"
2 379 259	2 661 978	"	2	Kinder
1 593 387	1 643 415	"	3	"
984 162	987 392	"	4	"
584 582	566 768	"	5	"
331 640	327 341	"	6	"
289 771	182 998	"	7	" und mehr
	94 719	"	8	"
	44 728	"	9	"
	20 639	"	10	"
	8 305	"	11	"
	3 508	"	12	"
	1 437	"	13	"
	554	"	14	"
	229	"	15	"
	79	"	16	"
	89	"	17	" und mehr.

Digitized by Google

Nach diesen Zahlenangaben nähert sich das sogenannte französische Zweikindersystem mehr und mehr dem Einkinder- und Keinekindersystem, indem heute von rund 11 315 000 Familien fast ein Viertel gar kein oder nur ein einziges Kind besaßen, während der Ruf Frankreichs als Land des Kindermangels deutlich dadurch bestätigt wird, daß die große Masse der Familien, nämlich 7 432 859 oder 66 Prozent nur zwei und ein oder gar keine Kinder haben. Ein Vergleich mit anderen Ländern ergibt, daß Frankreich die allerniedrigste eheliche Fruchtbarkeitsziffer aufzuweisen hat, indem auf 1000 verheiratete Frauen im Alter von 15—49 Jahren im Durchschnitt lebendgeborene eheliche Kinder 1896—1905 entfielen in Frankreich 134, Belgien 213, England und Wales 203, Deutschland 243, Niederlande 272, Italien 232, Schweiz 225, Österreich 242, Irland 264. Wenn unter normalen Umständen eine die Mitte einhaltende Kinderzahl als der wertvollste Besitz einer Familie gilt, gleichsam das Glück und den Segen elterlicher Mühewaltung ausmacht, so ist die französische Familie von heute eine beklagenswerte Erscheinung.

Während die allgemeine Bevölkerungsentwicklung in Frankreich Stillstand und Rückgang kündet, so ergeben sich doch innerhalb des Ganzen beachtenswerte Unterschiede. Die niedrigsten Geburtenziffern zeigen die meist im Südwesten Frankreichs gelegenen Kantone Allier (15.7), Gironde (15.7), Puy-de-Dome (15.7), Côte d'or (15.5), Haute-Garonne (15.2), Nièvre (15.0), Tare-et-Garonne (14.9), Lot (14.6), Yonne (14.4), Lot et Garonne (13.6), Gers (13.4). Dagegen haben die Departements der Bretagne, Vendée, Nord die höchsten Geburtenziffern aufzuweisen, z. B. die Kantone Pas de Calais (28.8), Finistère (28.5), Morbihan (26.4), Cotes du Nord (25.2), Ille et Villaine (21.9), Haute Vienne (21.2), oder Kantone an der belgischen oder deutschen Grenze, Meurthe et Moselle (24.4), Vosges (23.2). Es sind das Kantone, die entweder Kohlenbergbau oder Großindustrie besitzen oder solche, deren Bevölkerung im Gegensatze zu dem übrigen agrarischen oder städtischen Frankreich sich noch einen gläubigen Sinn bewahrt hat. Im „Economiste Français" hat Leroy-Beaulieu wirtschaftlich gleichartige französische Landbezirke auf ihre Religiosität und ihre Geburtenziffer hin untersucht. Er hat gläubige und ungläubige Bezirke der gleichen Konfession miteinander verglichen. Die Kinderarmut folgt in den französischen Landbezirken ganz genau dem Vorhandensein der „Ecole laïque", der konfessionslosen Laienschule und der politischen und religiösen Aufklärung durch Sozialisten und Radikale. In jenen Gegenden, in welchen die Eltern ihre Kinder in die konfessionslosen Laienschulen schickten, zeigte sich, daß die Präventivtechnik stark im Schwange war. Geburtenüberschuß herrscht nur noch in den gläubigen katholischen Departements der Vendée, der Bretagne und des Nordens. Leroy-Beaulieu hat ausgerechnet, daß an dem nicht fernen Tage, wo auch diese Gegenden von der „Ecole laïque",

Digitized by Google

erobert sein werden, Frankreich ein weiteres Defizit von 40000 Geburten haben werde.

Das Bestreben der französischen Bevölkerung ist darauf gerichtet, Reichtum zu sammeln. Von diesem Bestreben sind alle Bevölkerungsschichten ergriffen. Namentlich auch die Bauern huldigen ihm und haben als Mittel zum Zweck das Zweikindersystem im weitesten Maße eingeführt, so in der Normandie, in den Departements Garonne, Gers. Ganz besonders aber sind die sozial höhergestellten Schichten dem Neomalthusianismus verfallen. In der Nummer 229 des „Figaro" vom 17. August 1909 hat Dr. J. Bertillon, ein Hauptrufer in der Bekämpfung des Zweikindersystems, eine interessante Untersuchung über den Kindermangel vornehmer Leute in Paris angestellt. Eine Liste von 445 bekannten Persönlichkeiten ergab, daß dieselben nur 575 Kinder besaßen; darunter waren 177, die überhaupt keine, 106, die ein Kind und 88, die zwei Kinder besaßen. Betrachten wir diese sozialen Schichten nach Berufsarten, so hat die Gruppe der Maler, Bildhauer, dramatischen Künstler mit 94 Köpfen 104 Kinder, 133 bekannte Schriftsteller haben gar nur 127 Kinder, 111 bekannte Politiker haben 193 Kinder, 23 bekannte Industrielle und Kaufleute haben 39, 33 bekannte Militärs und Beamte haben 54 und 51 bekannte sonstige Persönlichkeiten haben 56 Kinder. Diese Ziffern, schreibt Bertillon, verraten in ihrer Gesamtheit eine schreckliche Wahrheit: Frankreich geht mit Riesenschritten seinem Untergang entgegen, weil es dem Beispiele derer folgt, die es aufklären und beraten sollten. Der Reichtum erweist sich als ein Fluch der französischen Nation. Das geht auch aus den von Bertillon mitgeteilten Zahlen über die eheliche Fruchtbarkeit in Paris hervor, indem auf 1000 verheiratete Frauen im Alter von 15 bis 50 Jahren in den sehr reichen Arrondissements 69, in den reichen 94, in den sehr wohlhabenden 99, in den wohlhabenden 111, in den armen 129 und in den sehr armen Arrondissements 140 eheliche Geburten entfielen. So ist die Geburtenzahl in den Arrondissements des Elisée, den reichsten von Paris, um die Hälfte geringer als in den ärmsten.

II.

Bei der Frage nach den Ursachen des Geburtentiefstandes in Frankreich drängt sich sofort die Erkenntnis auf, daß nicht äußere Erscheinungen, wie Armut oder etwa physische Impotenz an der ungünstigen Gestaltung der französischen Geburtenziffer schuld sind, sondern lediglich der Wille des Volkes. Schon Zola hat in seinem Roman „Fecondité" präzis die Ursache angegeben. Nicht Degeneration ist die Ursache, sondern der bewußte Wille, keine oder nur sehr wenige Kinder zu haben. Die ganze Nation, Bauernschaft, Arbeiterkreise und vor allem die höheren Gesellschaftsschichten sind von diesem Kollektivwillen beherrscht. Zola sagt, die blutigsten Zeiten der Geschichte, die

Digitized by Google

Metzeleien der furchtbarsten Eroberer hätten keine solchen Massakers in Frankreich angerichtet, als die Abortivgeburten und die Industrie der sogenannten Kinderpflege sie hervorrufen. Es ist eine Riesenschlacht, die Frankreich jedes Jahr verliert, das Grab aller Kraft, die Mordstätte aller Hoffnung, am Ziel droht unabwendbar die Vernichtung, der unsinnige Tod der Nation. Zola schätzte die Zahl der in Spitälern und Privatsanatorien kastrierten Frauen in Paris allein seit 15 Jahren auf 30—40000. Und man schätzt auf über eine halbe Million die Anzahl der Frauen, denen man die Blüte der Mütterlichkeit entrissen hat. Aus diesem Haß, dieser Verneinung des Lebens in allen Gesellschaftsschichten geht klar hervor, daß Frankreich der freiwilligen Sterilität anheimgefallen ist. Zola löst das Rätsel der französischen Unfruchtbarkeit mit den Worten: „Wenn Frankreich sich entvölkert, so ist es, weil es dies will. Es ist daher einfach nötig, daß es dies nicht mehr wolle."

Mehr als 30 Jahre verfolgt der französische Nationalökonom Paul Leroy-Beaulieu die Entwicklung des französischen Geburtenproblems und stellt in zahlreichen Abhandlungen seinen Landsleuten den Untergang vor Augen. In einem Artikel des Journal des Débats (4. Nov. 1909) schildert er in überaus anschaulicher Weise die wichtigsten Ursachen dieses Problems. Er weist darauf hin, daß schon zum siebten Male in Frankreich im Jahre mehr Menschen gestorben sind, als durch Geburten hinzukamen. Wenn in der Geburtenbewegung Frankreichs keine Änderung eintritt, wird Frankreich in den nächsten 20 Jahren trotz aller Fortschritte der Hygiene jährlich mindestens 100000 Menschen in der Bevölkerung französischer Nationalität verlieren. Am Ende des 20. Jahrhunderts werde Frankreich dann statt 39 nicht mehr als 30 Millionen Einwohner zählen. Leroy-Beaulieu nennt dies die schrecklichste Katastrophe — und sie wird sicher eintreten —, die je ein Volk bedroht hat.

Die Gründe dieses Geburtenrückgangs, schreibt Leroy-Beaulieu, sind nicht schwer zu finden. Es ist eine allgemein zugegebene Tatsache, daß die Unfruchtbarkeit der französischen Ehe gewollt ist. Die Mehrheit des Volkes aber kümmert sich nicht um diese Tatsache. Einige freuen sich darüber, andere sind voll Nachsicht gegen diese Landplage, deren Tragweite sie nicht ermessen. Leroy Beaulieu macht die ultrademokratische Entwicklungsrichtung Frankreichs für den Rückgang der Geburtenziffer als günstig verantwortlich. Dazu kommt noch der Bruch mit dem ererbten religiösen Glauben, der wilde Krieg, der ohne Nachlassen von den öffentlichen Gewalten gegen jeden religiösen Glauben geführt wird. Ehedem hatte der bis dahin mäßige Rückgang der Geburtenziffer als Grund hauptsächlich den Familienehrgeiz, den Wunsch, die künstlich verminderte Nachkommenschaft in eine festere und glänzendere Stellung zu bringen, als sie die Eltern hatten. Dieses durch die moderne Schule angeregte Bestreben ist fast zu einer allgemeinen Tendenz geworden. „Wenn einmal die Bretagne,

Digitized by Google

Vendée, Lozère, der Aveyron, die flämischen Bezirke im Norden zur Geistesverfassung der Bourgogne und der Gascogne gelangt sind, dann wird Frankreich weitere 40000 Geburten im Jahre verlieren." Ein weiterer Grund ist die Rückkehr eines jeden Tag sich vergrößernden Teiles des französischen Volkes zum Heidentum, zu der Auffassung, das Leben habe keinen anderen Zweck als die Verwirklichung von Glück und Vergnügungen. Eine unbedingte Betonung vom Recht auf das Glück, die Abneigung gegen jedes Hindernis, jede Einschränkung, jede Sorge haben die Fruchtbarkeit der Ehen gehemmt und zwar greift diese Lebensauffassung immer mehr um sich.

Man hat ferner versucht, die Abnahme der Geburtenziffer den drückenden Steuern zuzuschreiben, besonders den indirekten, was aber falsch ist. Die Abgaben waren unter der Regierung Louis-Philipps und unter dem zweiten Kaiserreich viel drückender als heute. Das Salz war damals dreimal mehr besteuert, Zucker zweimal, die hygienischen Getränke fünf-, sechs- und zwanzigmal mehr und Frankreich hatte damals eine Million Geburten, jetzt aber hat es nur mehr 750000. Ferner sind die indirekten Abgaben in den gläubigen bretonischen Departements und in der Vendée ebenso hoch wie im übrigen Frankreich und doch sind sie noch verhältnismäßig fruchtbar.

Ebenso falsch ist es, die Abnahme der Geburtenziffer der Verbreitung des Alkohols zuzuschreiben, denn die Departements Finistère, Morbihan, Cotes du Nord haben enormen Bedarf an Alkohol, aber gleichwohl einen sehr großen Überschuß ihrer Geburten über die Sterbefälle, während die Verhältnisse in den Departements Yonne und im Tale der Garonne umgekehrt liegen.

Viel richtiger ist es, schreibt Leroy-Beaulieu, die absichtliche eheliche Unfruchtbarkeit dem Umsichgreifen der Pornographie in allen ihren Formen zuzuschreiben. „Sie ist ein Schandfleck und ein Geschwür, das an Frankreich nagt. Die Ausgaben für schmutzige Bücher, die Annoncen, die in gewissen Zeitungen für die Vornehmen und das Volk Verbreitung finden, die Verkaufs- und Versandgeschäfte für ‚spezielle Artikel für beide Geschlechter', die in den Zeitungen veröffentlichten Winke für Frauen von Hebammen, dieses ganze Übermaß der Verführung zur Unsittlichkeit, das sich unter der gütigen Nachsicht der öffentlichen Macht ausbreitet, hat sicher einen Einfluß auf die Geburtenziffer und wird denselben im ungünstigen Sinne immer mehr ausüben." Leroy-Beaulieu erklärt ein wirksames Verbot für diesen ganzen traurigen Handel unter strengen Strafen für notwendig und glaubt, daß dadurch das Übel ein wenig eingedämmt wird. „Ebenso ist das Aufhören des törichten und systematischen Kampfes gegen alle religiösen Ideen von Wichtigkeit, wenn man nicht mitansehen will, wie das Land schrittweise verkommt." Daß dieser Rückgang und Untergang kommen wird, folgert Leroy-Beaulieu aus folgender Überlegung. Er sagt, das Ideal einer guten Hälfte der französischen Ehen ist, nicht mehr

Digitized by Google

als ein Kind zu haben und das Ideal beinahe der ganzen anderen Hälfte ist es, nur zwei Kinder zu haben. So würde es für zwei Ehen, d. h. für vier Eltern nur drei Kinder geben. Es ist klar, daß auf diese Weise sich die französische Bevölkerung in drei oder vier Generationen um die Hälfte vermindern wird. Das Bevölkerungsproblem in Frankreich ist in erster Linie ein eminent sittliches Problem. Diese Erkenntnis ist völlig einwandfrei und muß bei der Umschau nach Abwehrmaßnahmen unverrückt im Auge behalten werden. Als der Pariser Matin vor einiger Zeit eine Umfrage veranstaltete, wie dem unheilvollen Geburtenrückgang Frankreichs zu steuern sei, da antwortete der Leipziger Kulturhistoriker Lamprecht, daß alle Palliativmittel nichts helfen würden, wenn nicht eine völlige psychische Regeneration des Volkes einträte. Strenge Selbsterziehung, große Geduld in schlimmen Zeiten, ein religiöses Ideal und ruhiges Selbstvertrauen seien die Hauptmomente dieses allgemeinen Heilprinzips. Mit diesen sittlichen Heilsforderungen vergleiche man nun die öffentliche Meinung hinsichtlich ihrer malthusianistischen Verbrechen. Die Verbrechen gegen das keimende Leben haben einen solchen Umfang angenommen, daß man die Zuständigkeit betreffs Verurteilung den unzuverlässigen Schwurgerichten abnehmen und den Strafkammern zuweisen will. Der Professor der gerichtlichen Medizin an der Lyoner Medizinischen Fakultät, A. Lacassagne, veröffentlichte im „Matin" eine Studie über die Häufigkeit des Verbrechens gegen das keimende Leben, in welcher er sagt, daß in Paris dieses Gewerbe furchtlos und in aller Öffentlichkeit betrieben wird. „Die Zeitungen künden den Erfolg der betreffenden Gewerbetreibenden an. Man kann die Zahl der betreffenden Verbrechen auf 70000 jährlich in Paris allein annehmen. In ganz Frankreich dürfte diese Zahl 450—500000 jährlich betragen." Zur Ausrottung dieses Verbrechens wider die Nation hatte man ohne Erfolg auch vorgeschlagen, bei solchen Verbrechen die Ärzte von dem Berufsgeheimnis zu entbinden. Gleichzeitig will man auch gesetzlich gegen die alles Maß überschreitende malthusianistische Propaganda einschreiten, die durch Schriften aller Art geschieht, bei welchen obendrein glänzende Geschäfte gemacht werden. Sie werden auf offener Straße kolportiert, den Neuvermählten ins Haus geschickt, nachdem man auf den Rathäusern die Adresse erfahren hat. Diese Propaganda hatte die Wirkung, daß zwei Professoren die Zahl der unmittelbaren Verbrechen im Bereiche ihrer Tätigkeit auf 10000 veranschlagten, während die Zahl der Geburten nur 8—9000 betrug. Der Kassationshof hatte für Recht erkannt, daß die Aufmunterung zum Verbrechen wider das keimende Leben nicht strafbar sei. Seitdem waren die Staatsanwaltschaften machtlos geworden.

„Das Übel ist sittlicher, ja bloß sittlicher Natur!" hat der Expräsident der französischen Kammer, Doumer, erklärt. Ohne unsere deutschen Verhältnisse

Digitized by Google

beschönigen zu wollen, kann man doch die Dekadenz Frankreichs als besonders augenfällig bezeichnen. Die 500 000 Fälle von verbrecherischer Abtreibung der Leibesfrucht sind ein furchtbares Anklagematerial. Auf einem der letzten französischen Nationalkongresse gegen die Pornographie haben hervorragende Persönlichkeiten der verschiedensten Parteien und Anschauungen einen Alarmruf gegen die schrecklichen Folgen der Unsittlichkeit erhoben. Von Jahr zu Jahr wächst die Zahl der Ehescheidungen. 1900 waren es 7151 und 1910 schon 13049. In Paris, so erklärte 1911 Paul Nourisson, Mitglied der „Académie des Sciences politiques et morales", werden jährlich 9000 Gesuche um Ehescheidung an den Gerichtshof gesandt und er fügt hinzu: „Wir gehen dem Ruin des Ehestandes, der Auflösung der Familie entgegen." Eine besonders starke Quelle der Familien- und Bevölkerungszerrüttung ist die erhebliche Zunahme der Ehescheidungen bei den Arbeitern. Ein Stück Papier genügt, um den Armenanwalt für die Scheidungsklage zu verlangen. Während eine bürgerliche Ehescheidung durchschnittlich 2500 Frank kostet, zahlt der Arbeiter höchstens 15—20 Frank für die Zeugengelder. Die Ehescheidung ist ihm sehr leicht gemacht. Der Mann des vierten Standes läßt sich scheiden, wenn „sa femme lui donne trop d'enfants" (!); „im großen ganzen verläßt der Arbeiter die Ehe, wie er die Fabrik verläßt, ohne Verantwortlichkeit." Bei den Frauen ist der Hauptgrund „parce qu'il faut vivre", da in der Ehe der Mann ihr sehr oft auch ihren persönlichen Gelderwerb abnimmt. Für die Moral in Frankreich ist es auch ein schlimmes Zeichen, daß es im französischen Heere 1907 4905, im Jahre 1909 17 258 Deserteure gab. Ebenso wächst die Zahl der jugendlichen Verbrecher in erschreckendem Maße. Unlängst erklärte der Polizeipräsident Lépine im Pariser Gemeinderat, daß zur Stunde hunderttausend Individuen in Paris umherziehen, die zu jeder Schandtat bereit sind und daß er für die öffentliche Sicherheit nicht mehr bürgen könne.

Die moralischen Stimmungen des Volkes in Frankreich sind sonach nicht darnach angetan, große Hoffnungen für die Zukunft auf eine durchgreifende psychische Regeneration zu erwecken. Aber auch in physischer Beziehung machen sich schwere Schädigungen bemerkbar. In der Mainummer der Zeitschrift „Die neue Frauenkleidung" (1910) ist in sehr beachtenswerter Weise auf die Zusammenhänge zwischen Bevölkerungsfragen und Mode hingewiesen. Die Mode, ist da zu lesen, triumphiert in solch augenfälliger Weise, „daß sie der Frau des zwanzigsten Jahrhunderts äußerlich den Stempel der Sterilität aufgeprägt hat. Denn was ist es anders als die Verherrlichung der sterilen Frau, wenn Frankreich seit etwa fünfzehn Jahren eine Bekleidungsmode vorschreibt, die den Unterleib der Frau mit Gewalt wegpreßt? Es fing an mit dem corset droit devant, nachher kam das plus que droit, das corset Mystère und wie sie alle heißen. Scherzweise nennt man die heutige Frau ‚die Frau ohne Unter-

Digitized by Google

leib'. Aber dieser Scherz birgt bittern Ernst. Diese Mode der ‚schönen Linie' ist gerade das Gegenteil von dem, was Frankreich heute not tut. Sie rückt den Gedanken an Kindersegen noch ferner und schädigt die Organe, deren Gesunderhaltung für die Fortpflanzung des Menschengeschlechts von höchster Bedeutung sind. . . . . Ganz gewiß ist die heutige Bekleidungsmode der Frau eine Konsequenz des Zwei-, Ein- und Kein-Kindersystems, gewiß wirkt diese Mode wieder fördernd auf die Sitte der Kinderlosigkeit zurück und ebenso sicher scheint es uns, daß es in Frankreichs Interesse läge, wenn diese verrückte, unheilbringende Mode verschwände."

Frankreich ist kinderarm, weil es dies so will. Wir haben gesehen, daß vor allem sittliche Anschauungen der Volksvermehrung hindernd im Wege stehen. Man vergiftet in Frankreich das Leben an der Quelle durch sexuellen Präventivverkehr und Abortivgeburten. Das einzige Kind ist der Gegenstand der Verhätschelung und Liebe. Mehrere Kinder dagegen begegnen überall einer Abneigung, die das ganze Bevölkerungsproblem in Frankreich erklärlich macht. Diesen Widerwillen gegen Kinder schildert der Senator d'Estournelles de Constant im „Matin" in einer solch anschaulichen Weise, daß seine Worte einen ausgezeichneten Spiegel der Gefühle und Stimmungen im Volke gegen die Kinder darstellen. Er schreibt: „Ich glaube nicht an die Wirksamkeit der Prämien, aber ich sehe, daß unsere fiskalische Gesetzgebung eine umgekehrte Prämie ausstellt; sie begünstigt nämlich die Ehelosigkeit, die unfruchtbaren Ehen, die Vernachlässigung und die Ausbeutung der Frau. In der Tat ist es unsere ganze soziale Organisation, die den Vater und die Mutter dafür straft, daß sie Kinder haben. Das Kind ist nicht geachtet und gepflegt wie es im Altertume war und in anderen Ländern noch ist. Sobald unsere Kinder geboren sind, geben wir sie einer Wärterin, dann kommen sie in die Kindergärten, in die Internate, bis sie Soldaten werden oder sich verheiraten. Ein Familienvater wird leicht lächerlich, unsere Kinder werden nicht Kinder, sondern Knirpse oder Rangen genannt, und wir finden das geistreich. In der Stadt ist eine Familie Luxus; nur der Ehelose wird entlastet, als wenn er der nützlichste Diener des Vaterlandes wäre; die indirekten Steuern allein belasten ihn nur für seine Person, während sie eine Familie mit drei Kindern für fünf Personen belasten. Die Familienmutter findet keine Anstellung und der Vater muß seine Wohnung teurer bezahlen, da die Familien mit Kindern und Hunden in anständigen Häusern nur mit Vorbehalt aufgenommen werden. Auf der Eisenbahn ist die Familie ein Abscheu für die Reisenden und sie muß für die zahlreichen eheloſen Beamten zahlen, die mit Freikarten fahren. Sie ist es, die immer zahlen muß; sie ist es, die immer überflüssig ist. Man wird das nicht sobald ändern, denn es ist das Ergebnis alter französischer Sitten, die Frucht der Zivilisation, des Wohlstandes, des Militarismus."

Digitized by Google

III.

Die Zahl der Vorschläge zur Hebung der französischen Geburtenziffer ist Legion. Um einige der Lächerlichkeit preisgegebene Vorschläge zu nennen, hat man z. B. die hygienische Errungenschaft der Doppelehebetten wieder aufheben wollen, man hat den Zölibat des Klerus vollständig verbieten wollen. Solche und sonstige absurde Vorschläge sind allen Ernstes von ernst zu nehmenden Persönlichkeiten gemacht worden. Die Frage der Entvölkerung beschäftigt seit langem Statistiker, Volkswirte, Abgeordnete, Journalisten. Aber selbst nicht einmal die Priester, soweit sie noch einen Einfluß auf das Volk besitzen, können in der Beichte den von der katholischen Religion als schwere Sünde verworfenen sexuellen Präventivverkehr oder die Abortivgeburtenpraxis hemmen. Wenn den Beichtenden die Absolution verweigert wird, dann bleiben sie einfach der Kirche fern. Nur in einigen schon genannten Departements hat die Kirche noch einen günstigen, geburtenfördernden Einfluß. In den protestantischen Gegenden Frankreichs nimmt die Bevölkerung bedeutend ab, wie der französische protestantische Pfarrer Fosse konstatiert. („Eglise libre" August 1910).

Ist sonach die religiöse Einwirkung auf die Geburtengestaltung so gut wie ausgeschaltet, so haben auch praktische, auf Vernunft oder Patriotismus bauende Abwehrmaßnahmen ebenfalls wenig Erfolg. 1902 hatte Ministerpräsident Waldeck-Rousseau eine Commission extraparlamentaire de la population ins Leben gerufen. Unter seinem Nachfolger Combes fand man diese Kommission „zu eifrig und zu aufrichtig". Im Etat für 1903 waren Geldmittel für sie bereits nicht mehr vorgesehen. Ihre Tätigkeit schlief dann jahrelang völlig ein. Als dann im Jahre 1907 mehr Sterbefälle als Geburten in Frankreich sich ereigneten, da kam wieder etwas Leben in die Kommission. Aber von durchgreifenden konkreten Maßnahmen und Erfolgen kann nicht geredet werden, weil man das Schwergewicht der Heilsmaßnahmen auf äußere Momente, auf Steuerprivilegien, auf die Unterstützung kinderreicher Familien verlegt, während das ganze Bevölkerungsproblem in allererster Linie ein Sittlichkeitsproblem ist.

Eine immer wieder auftauchende, geburtenfördernde Maßnahme soll die Junggesellensteuer sein, welche einer der bekanntesten Pariser Ärzte, Professor Lannelongue, empfiehlt. Junggesellen vom 29. Lebensjahre ab sollen zu größeren militärischen Verpflichtungen herangezogen werden, um auf diese Weise für die nationale Verteidigung mehr zu leisten. Leroy-Beaulieu hält von solchen Mittelchen nicht viel. Seine Maßnahmen stehen im Zusammenhang mit dem Staatsleben. Er schlägt vor, in Zukunft ganz genau alle Stellen im Staate, in den Departements und Gemeinden nur verheirateten Männern und Frauen zu reservieren, die mindestens drei lebende Kinder haben. Bei der Anziehungskraft, die öffentliche Ämter ausüben, verspricht sich Leroy-Beaulieu günstige Folgen für die Erhaltung der Nation. Die 7 bis 8 Hundert-

Digitized by Google

tausend Beamtenstellen würden so als aneifernde Stützpunkte dienen und einen tiefen Eindruck auf die öffentliche Meinung machen. Eine zweite Maßregel, die aber das Budget schwer belasten würde, wären Preise auf die Kinderzahl. „Das französische Budget", schreibt Leroy-Beaulieu, „enthält eine ganze Reihe von Prämien und Subventionen für die Handelsmarine, für die Flachs- und Hanfkulturen, für die Erzeugnisse der Seidenwürmer, für die Pferdezucht usw., da kann man wohl auch Prämien auf die französische Geburtenziffer aussetzen." Man sollte beschließen, eine Prämie von 500 Fr. für die Geburt eines jeden dritten lebenden Kindes und eines jeden weiteren zu gewähren. Diese Prämie könnte in zwei Jahren ohne Rücksicht auf die finanzielle Stellung der Eltern ausbezahlt werden. Wohlhabenden Eltern könnte nahegelegt werden, diese Prämie an weniger versorgte Familien zu verschenken. Da mit 300—350000 Geburten für das Jahr zu rechnen wäre, wäre eine Ausgabe von 150—175 Millionen Frank im Budget erforderlich. Nach einem anderen Vorschlage des französischen ehemaligen Kriegsministers Messimy sollen diese Summen aus einer Junggesellensteuer und einer Steuer auf kinderlose Familien eingetrieben werden. Leroy-Beaulieu gibt sich nicht der Hoffnung hin, daß von seinen Vorschlägen eine wesentliche Besserung der Geburtenziffer ausgeht; er ist froh, wenn diese wenigstens in ihrem bisherigen Stande erhalten würde.

Alle diese mehr oder weniger verzweiflungsvollen Vorschläge sind mit Pessimismus aufzunehmen. Denn die große Zahl reicher Franzosen wird sich durch eine Lockspeise von einigen Hundert Frank pro Kind nicht aus malthusianistischen Gewohnheiten bringen lassen. Am ehesten hätte noch der Vorschlag Aussicht, der die Staatsstellen nur kinderbesitzenden Familienvätern geben will.

Allein das Prinzip der Intelligenz und der Qualifikation in einem Kulturstaate kann eine solche Privilegienbeamtenschaft ohne Schaden des Volksganzen nicht dulden. Der große Reichtum, das allgemeine Streben nach Rentenbezug ohne große Mühen und Plagen, die starke Genußsucht in ihren tausendfältigen, einfachen und raffinierten Formen haben die französische Nation stark verweichlicht. Eine Stube voll gesunder, Lebensluft atmender Kinder ist für die Familie und für den Staat ein höheres Gut als große Reichtümer in stummen Schränken. Nur wenn es gelingen sollte, der französischen Nation über diese Grundbedingung des Familienlebens, welche in einer Anzahl von Kindern besteht, deren Wohlergehen den Schweiß des Vaters und die Sorge der Mutter erfordert, andere naturentsprechende Ansichten überzeugend beizubringen, ist Rettung zu erwarten. Zurück zur Natur, müßte die Losung lauten, das Bewußtsein der abscheulichen Unnatur im französischen Sexualleben müßte den Volksschichten wieder aufgehen. Dieser vielleicht auf religiösem Wege zu erzielende Umschwung der Volksstimmung ist eine notwendige, aber recht harte Sache. Für die Gegenwart liegen kaum irgendwelche Anzeichen zur Besserung

Digitized by Google

vor. Die heutigen Rezepte französischer Politiker, Hygieniker und Nationalökonomen erinnern in ihrer Mannigfaltigkeit und Künstlichkeit nur allzusehr an die Ehegesetze der römischen Kaiserzeit, die ebenfalls durch Strafbestimmungen und Belohnungen, wie die Lex Julia et Papia Poppaea der stark eingerissenen Entvölkerung, allerdings vergeblich, zu steuern versuchten.

IV.

Die Besorgnis um die Zukunft der französischen Bevölkerung wird in erster Linie durch militärische Argumente hervorgerufen. Die Wehrkraft Frankreichs muß naturgemäß unter der Ungunst der französischen Bevölkerungsbewegung sehr leiden. Die Schwierigkeiten, das erforderliche Rekrutenkontingent aufzubringen, werden immer größer, während Deutschland dienstfähiges und kriegstüchtiges Menschenmaterial zur Genüge besitzt. Das Nachlassen der männlichen Jahresklassen (1907: 459000 Geburten, 1912: 438000) macht es der Heeresverwaltung unmöglich, die Heeresziffern auf der vorgeschriebenen Höhe zu halten. Daher hat man bereits seit mehreren Jahren Elemente, die früher wegen körperlicher oder moralischer Defekte vom Eintritt in die Truppenteile des Mutterlandes ausgeschlossen waren, in diese wieder eingereiht. Die Friedenspräsenzstärke hat seit Jahren nie mehr der gesetzlichen Etatsstärke entsprochen und seit 1907 ist sie noch weiter gesunken, obgleich man mehr und mehr Halbtaugliche zum Dienst ohne Waffe (services auxiliaires) einstellte. Im Frühjahr 1909 betrug die Zahl der wirklich Tauglichen in der Armee nur etwa 521000 Mann statt der durch das Gesetz verlangten 570000 Mann.

In dieser Not stützt sich Frankreich auf seine schwarze Kolonialarmee. Die steigenden Fehlbeträge ergänzt Frankreich aus den von ihm beherrschten Negerstämmen des Senegals und des Sudans. Ohne Umschweife hat der Berichterstatter Ajon in der französischen Kammer bekannt: „Nach den gelindesten Berechnungen bereitet uns der Fehlbetrag in unserer Geburtenzahl in Frankreich jährlich heute einen Verlust von gegen 2500 Soldaten. Wenn es uns noch gelingt, 1910 eine Gesamtistärke von 550440 Mann (mit Einschluß der algerischen und tunesischen Truppen) unter der Fahne aufrecht zu halten, so ist das nur deshalb möglich, weil die Ersatzkommissionen unter dem Zwange der Notwendigkeit den Regimentern eine erhebliche Zahl von jungen Leuten zuschicken, die in Wirklichkeit für den Militärdienst untauglich sind. Der gesunde Menschenverstand schreibt uns aber vor, daß wir unsere Aushebung streng auf die jungen Leute beschränken, die gesund, kräftig und imstande sind, das Kasernenleben zu ertragen. Da wir aber nun nicht das Recht haben, teilweise abzurüsten, weil die gegenwärtigen Bestände zugleich die Höchst- und die Mindestleistung unserer militärischen Kraftanstrengung darzustellen scheinen, so muß man von den kolonialen Franzosen

Digitized by Google

— wir verstehen darunter die Eingeborenen unserer Besitzungen — den nötigen Ausgleich fordern."

Frankreich hat in der Tat im gegenwärtigen Kriege wie anno 1870/71 schwarze Soldaten in den Kampf geschickt. Allein diese können sowohl an Zahl wie an Ausbildung der deutschen Armee keinen Schrecken einjagen. Nur vom Standpunkte der Zivilisation und Kultur aus kann man diese Verwendung ganz oder halb wilder Völker beklagen. Für Frankreich selbst bedeutet die schwarze Kolonialarmee ein großes Armutszeugnis. Der verstorbene Sozialistenführer Jaurès gab dieser Tatsache in den zutreffenden Worten Ausdruck: „Ihr sagt damit der französischen Nation: Du gehst bergab, deine Geburtenzahl geht zurück, deine Kräfte nehmen ab und du wirst morgen auf den Schlachtfeldern die Beute des germanischen Siegers sein, wenn du nicht 100 000 oder 120 000 Neger zu Hilfe rufst. Das sagen, heißt aber den Bankerott der militärischen Kraft Frankreichs erklären."

Anatole France.

Von Josef Hofmiller.

Wenn wir einen Franzosen von mehr als Durchschnittsbildung fragen, wer der beste lebende Prosaiker sei, antwortet er in zehn Fällen neunmal: Anatole France. Fragen wir einen Vertreter des jungen Frankreich nach dem französischesten Schriftsteller der Zeit, so nennt er abermals den Namen Anatole France, mag er noch so sehr in Claudel einen ungleich tieferen Dichter, in Rolland einen Erzähler von ganz anderem Kaliber sehen. Wollen wir wissen, bei welchem Schriftsteller all das am klarsten und feinsten zu finden ist, was die Franzosen ihre alte Kultur nennen, erhalten wir wieder zur Antwort: bei Anatole France.

Gehen wir seiner Schätzung aufmerksam nach, so finden wir, daß ihn seine Landsleute „auffallend verschieden beurteilen", wie Baedeker sagen würde. „Er hat die Seelen jener Griechen der Verfallzeit geerbt, die verstanden, die Wahrheit zu putzen, die Lüge zu schminken und von beiden zu leben. In der Literatur ist seine Rolle die eines päpstlichen Sängers der Sixtinischen Kapelle; mit ihm teilt er die Reinheit der Stimme und die Unentschlossenheit. Man lauscht beiden ohne Mißfallen, aber was sie erregen, ist nicht Bewunderung, sondern Interesse." So schrieb Bernard Lazare vor zwanzig Jahren.

„Man fühlt bei Anatole France den Einfluß Voltaires, und seine Werke spiegeln abwechselnd die würzige Kraft von Rabelais wieder und das weiche Kopfkissen Montaignes, das flammende Mitleid von Dickens, und eine Ironie, die mit Sterne lächelt und bitter ist wie Swift", schrieb der frühverstorbene Delaporte.

Digitized by Google

Noch stärker, aber vielleicht noch bedenklicher huldigt ihm Fernand Gregh: „Die Bücher von Anatole France klingen an Homer an und an die Gyp. Es sind keine Bücher, es sind Sammlungen von Büchern, ein Reigen, in welchem Montaigne und Balzac, Rabelais und La Bruyère und Montesquieu, der Ludovic Halévy der Petites Cardinal und der Renan der Dialogues philosophiques sich übereinander überrascht die Hände reichen."

Ungefähr sagt das Ernest-Charles auch, nur mit ein bißchen anderen Worten: „Anatole France hat keine Phantasie, und schöpferische Kraft mangelt ihm so gut wie ganz. Die übermäßige Schätzung dieses Schriftstellers ist eine der schwersten geistigen Erkrankungen unserer Zeit. Er resümiert einen kurzen Augenblick. Er schließt eine kleine Spanne Zeit. Er ist ein Tag, eine Stunde, ein Datum. Als Künstler ist er fein und beschränkt, und seine eitlen Bücher wären ungesund, wären sie nicht ein wenig pueril und leer."

Wer, wie der zuletztgenannte Kritiker, als seinen Kampfspruch gewählt hat: „Durch Wahrheit zur Freiheit, durch Freiheit zur Wahrheit", kann einen Skeptiker wie Anatole France nicht lieben, für den Wahrheit und Freiheit zwei hübsche Jonglierbälle sind. Ein absichtlich und immerdar ironischer Autor ist allen Nichtironikern (und die meisten Menschen, sogar die meisten Schriftsteller sind, euphemistisch gesprochen, Nichtironiker) —, besonders allen scharfen, entschiedenen Geistern ein Ärgernis.

Derselbe Ernest-Charles, übrigens wohl der bedeutendste französische Kritiker der Gegenwart, zeigt in seiner Besprechung der Histoire Comique von France den inneren Bruch und Sprung dieses aus so vielen und ungleichartigen Metallen gegossenen Instruments auf, der die Ursache ist, daß es seit Jahren verstimmt tönt.

In Deutschland kennt man am besten das zärtliche und gütige Buch, mit dem France begann: „Das Verbrechen Sylvestre Bonnards". Wenn man den späteren France nicht kennt, ist seine Fabel fast null; kennt man ihn, so weiß man, daß dies erste sein bestgebautes und besterzähltes Werk ist, dem technisch kaum ein einziges von den späteren das Wasser reichen kann. Die Entführung eines Mädchens aus einer zuchthausartigen Erziehungsanstalt durch einen reizenden alten Philologen, sonst nichts. Aber der ganze France steckt schon in dieser entzückenden Erzählung, alles, was an ihm anmutig, geistreich und liebenswürdig ist. Die Handlungen seiner Geschichten sind dünner, feiner Stramin. Aber die Gespräche, mit denen er ihn bestickt, die Einschaltungen, Abschweifungen, Zwischenbemerkungen, die Beleuchtung, das ist er, und nur er. Seine künstlerische Phantasie ist nicht gestaltend, sondern kombinierend. Sie setzen auch beim Leser etwas von der Kultur voraus, die der Dichter besitzt: griechische und römische, besonders spätgriechische und spätrömische, Epikur und die Stoa, der Goldene Esel des Apulejus und die Goldene Legende

Digitized by Google

des Jacobus a Voragine, französisches Mittelalter nnd italienische Renaissance, Rabelais und Voltaire, sechzehntes und achtzehntes Jahrhundert sind in seinen Büchern wie in einem feinen Elixir. Gleich Rabelais ist er ein richtiger Abstraktor der Quintessenz. Man kann nicht bestreiten, daß diese Erzeugnisse bodenständig sind; aber sie sind durch die Weltanschauung von France wie durch einen chemischen Prozeß durchgegangen, durch welchen ihre Schärfe gewonnen, ihre Blume gelitten hat. Denn diese Bücher, die so konservativ scheinen, sind sehr radikal. Und umgekehrt: ihr Verfasser mag noch so demokratisch, fast demagogisch werden, er bleibt der Humanist in seiner Klause, der kostbare Geräte und Gewebe liebt, sich mit edlen Kunstwerken umgibt, am meisten aber in Büchern lebt, gleich dem ehrwürdigen Thomas von Kempis, der am Ende seines Lebens schrieb: In omnibus requiem quaesivi sed non inveni nisi in hoekskens cum boekskens. Aber man kommt nicht ungestraft in Paris auf die Welt, in der köstlichen Gegend des Seinekais, in der stillen Stadt der Bücherhändler, Büchertändler, Bücherantiquare, der Altertümerauslagen, wo gotische Schnitzereien, holländische Stiche, indische Gewebe, spanische Lederarbeiten, chinesische Porzellane und Fayencen aus Rouen so hübsch zusammenstimmen. Man wird von Jugend an für den Reiz der sich mischenden Zeitalter vorherbestimmt und mit Zärtlichkeit zum bric à brac verschollener Kultur erfüllt.

So entsteht etwa ein Meisterwerk wie die „Garkösterei zur Königin Gänsefuß", eine bunte Geschichte voll kleiner Schicksale und Abenteuer, in der Art des Gil Blas. Aber der Stoff ließ ebensowohl eine Behandlung in der Art des älteren Dumas zu, wie in derjenigen Mérimées, Balzacs, Rostands. Nur wer sich das Ergebnis dieser Möglichkeiten vorhält, ermißt, wie eigenartig France mit dem Stoffe schaltet. Er verzichtet auf die Originalität des Was und sucht seine Stärke in der Originalität des Wie. Er ahmt so kunstvoll nach, daß die Künstlichkeit zu seiner Natur wird. Man könnte leicht zu jeder Figur literarische Nahverwandte, vielleicht sogar Ahnen, Vorbilder, Urbilder nachweisen, zu allen, mit Ausnahme von zweien: Nicht zum Abbé Coignard, der Theologie und Schürzenjagd, Gottesbeweise und Kartenmogeleien in ein wunderliches System gebracht hat, — weil er Anatole France ist, gesehen durch das färbende und verzerrende Glas einer Zeit und eines Temperaments. Und nicht zu Jakobus dem Bratspießdreher, weil er abermals Anatole France ist, gesehen durch das mildernde Glas der nämlichen Zeit, aber des entgegengesetzten Temperaments. Die Doppelgänger laufen in den Erzählungen von France zu Dutzenden herum.

So entstehen moderne Geschichten, fast ohne Inhalt, wie „Die Ulme am Spielplatz", Erzählungen ohne Anfang, ohne Schluß, willkürliche Ausschnitte aus dem Leben, köstlich im einzelnen, unmöglich als Ganzes. Aus oft vorzüglich gesehenen Personen entsteht dennoch keine Handlung. Die Personen

Digitized by Google

kommen und gehen wie in einem Laden. In der Tat verlegt France ein Drittel seiner Dialoge in diesem Buche unter die Ulme am Ballplatz, das zweite in ein Altertümermagazin, das dritte in eine Buchhandlung.

Die Zeit, da das aufsteigende Christentum gegen die zerbröckelnde alte Welt erobernd vorstürmt, ist so spannend, so bedeutungsvoll, so inhaltreich und in ihrer Buntheit so reizvoll, daß sie immer aufs neue Künstler und Forscher zwingt, sich mit ihr zu befassen, sie zu erkennen, zu deuten, zu gestalten. Wir werden nicht müde, uns in sie hineinzudenken in dem Sinn, daß wir sie uns möglichst gegenwärtig vor Augen stellen. Aber auch in dem andern Sinn denken wir uns in sie hinein, daß es immer nur unsere Ausdeutung ist, in der wir diese Epoche sehen, unsere Beleuchtung, die wir den Dingen, unser Blut, das wir den Menschen leihen. Hypatia wird eine andere, je nachdem Charles Kingsley oder Fritz Mauthner ihren Schatten beschwört. Den frommen Legenden wird, bei aller Pietät des Erzählers, die Nase von Gottfried Keller ein wenig seitwärts gedreht. Walter Paters „Marius der Epikureer" ist der geschmackvolle Ritualist der very high church: ein Schritt konsequenter und wir stehen vor Newmans Calliſta. Der Anachoretenroman des dichtenden Gelehrten Georg Ebers ist immerhin verschieden von der grandiosen Versuchung des heiligen Antonius, die der gelehrte Dichter Gustave Flaubert schuf, und wenn Anatole France die Bekehrung der blonden Thais durch den Einsiedler Paphnuzius beschreibt, bleibt er der Abkömmling Renans und der späte Sprößling Voltaires: jeder Zoll ein Ironiker, von jener nachsichtigen, klugen und skeptischen Ironie, die gedämpft und reif leuchtet wie ein Spätsommerabend. Thais hat all das Kühle, Leise, gewissermaßen unterirdisch Spöttische dieses späten, vielleicht letzten Lateiners.

Man möchte, den klassischen Anfang der Novelle Alarcons parodierend, sagen, diese frühchristliche Erzählung handle nicht nur von der Bekehrung der alexandrinischen Hetäre durch den Anachoreten aus der heiligen Thebais, sondern auch von der Sinnesumwandlung des thebaischen Einsiedlers durch die Hetäre aus Alexandrien. Zu Beginn warnt Bruder Palämon den Paphnuzius: „Die Fische, die man aufs Trockene gezogen, finden den Tod; ebenso kann es kommen, daß die Mönche, welche ihre Zelle verlassen und sich unter die Weltkinder mischen, ihren guten Vorsätzen untreu werden." Zu Ende aber stockt den frommen Jungfrauen, die am Bette der eben gestorbenen Thais den Gesang des Zacharias anstimmen, der fromme Hymnus in der Kehle: „Sie hatten das Gesicht des Mönchs erblickt und flohen entsetzt: Ein Vampir! ein Vampir! Sein Gesicht war so häßlich geworden, daß er es fühlte, als er mit der Hand darüber hinfuhr."

Thais, das Kind-Weib, die Hetäre mit gutem Gewissen, die Unbefangene, die weder Reue kennt noch Scham, folgt dem Paphnuzius, halb aus wieder-

Digitized by Google

erwachter Lockung jener Tage, da der Sklave Achmes, den die Gläubigen später den Blutzeugen Theodor, den Nubier nannten, sie als Kind ins unterirdische Gewölbe in seinen Armen zur Taufe getragen, halb aus dem dunklen Drange, der auch Wildes Salome zu Jochanaan hinzieht, das Geschöpf der Überkultur zu dem willensmächtigen Asketen, zu dem Manne, der stärker ist als all diese Epikureer und Stoiker. Aber der Wille des Paphnuzius ist nicht reine Flamme, sondern qualmende Lohe. Sein Drang, Thais zu bekehren, ist nichts als heuchlerisch verkappte Gier, sie gereinigt zu besitzen. Der im innersten lüsterne Bekämpfer des Lasters ist häßlicher als das Laster selbst, der unehrliche Einsiedler steht unter der ehrlichen Hetäre. Darum heißt Antonius der Abt den verachteten Bruder Paulus den Einfältigen sein Gesicht verkünden vor allen Mönchen, das Gesicht von den drei Dämonen, die den Paphnuzius ergreifen werden: „Alle drei tragen ihren Namen mit glühendem Stahl aufgebrannt, der erste auf der Stirn, der zweite auf dem Bauche und der dritte auf der Brust, und diese Namen sind: Hoffart, Fleischeslust, Zweifel." Thais ist sie selbst geblieben, denn sie hat auch ihr Weltleben nie als bös, als Sünde empfunden; sie hat es nur ausgezogen, wie man ein lästig gewordenes Gewand ablegt. Den Paphnuzius lockt die Sünde, die er bekämpft: Sünde ist für ihn das, was den Sinnen erfreulich ist, weil es den Sinnen erfreulich ist. Er ist zwiespältig, er belügt sich. Thais lügt nicht in der Welt, noch im Kloster.

Es steckt viel Feinheit der Seelenkunde in diesem so glatt erzählten Buche, und manche Tiefe verbirgt sich unter seiner scheinbaren Oberflächlichkeit. Die Gegenüberstellung des Asketen mit dem indischen Sanyassi reizt zum Nachdenken, wie die Gegensätze an der Tafelrunde zwischen Stoikern und Epikureern, Heiden und Christen, Arianern und Orthodoxen. Mit fast unmerklichem Spott wird das weltliche Treiben geschildert, das sich um die Säule entwickelt, auf die Paphnuzius gestiegen ist, um auf ihr zu wohnen: zuerst verkauft eine arme Witwe den herbeiströmenden Pilgern Wasser und Melonen, dann errichtet ein Bäcker daneben einen Backofen, daneben ein Wirt eine Herberge und Schenke; ein kleiner Markt entsteht, Fische und Gemüse werden verkauft; ein Bartscherer findet Beschäftigung. „Die Schankwirte wandelten die unterirdischen Säle in Keller um und hefteten an die antiken Säulen Schilder, auf denen der heilige Mann Paphnuzius abgebildet war, und die auf griechisch und ägyptisch die Inschrift trugen: Hier ist Granatenwein, Feigenwein und echtes zilizisches Bier zu haben." Kaufleute siedelten sich an, es entstanden Straßen, Klöster, Kirchen, Kapellen. „Nach sechs Monaten war eine Stadt mit Wachttruppen, Gericht, Gefängnis und mit einer von einem alten blinden Schreiber geleiteten Schule gegründet."

Hinter all den wechselnden Geschehnissen aber steht, unbeweglich und drohend, die Auflösung der alten Welt. Hermodorus spricht es beim Gelage offen aus:

Digitized by Google

„Wozu sich schmeicheln? Das dahinstechende Reich ist den Barbaren eine leichte Beute. Es wird auf Erden weder Kunst noch Philosophie mehr geben. Die Götterbilder werden umgestürzt werden in den Tempeln und in den Seelen. Geistige Nacht wird hereinbrechen, und die Kultur der Welt wird untergehen. Unser altes Ägypten, das die Wiege der Welt war, wird auch ihre Gruft sein." Denn die Ironie ist nur die Kehrseite einer unbezwingbaren Trauer, eines Kummers, der an der Heilung längst verzweifelt hat. Thais wandelt sich zum Sinnbild einer Welt, die in Schönheit stirbt. Was sie aber so rasch zur Christin machte, war die Liebe: „Glaube mir, mein Vater, wenn ich gesündigt habe, geschah es nicht durch Eros, sondern gegen ihn. Nie werde ich bereuen, was ich seinetwegen getan habe, ich beweine nur, was ich trotz seines Verbotes getan. Denn er gestattet den Frauen nicht, sich denen hinzugeben, die nicht in seinem Namen kommen."

Klingt sie nicht etwas sehr modern, diese Selbstrechtfertigung der veilchenäugigen Sünderin? Ist die blonde Thais nicht ein wenig verwandt mit der Kameliendame? Hat Anatole France nicht eigentlich eins der ältesten Themen der französischen Literatur auf seine anmutige Weise variiert, das von der geretteten Courtisane? Mögen wir noch so in die Vergangenheit flüchten, in fremde Gestalten schlüpfen, wir bleiben unentrinnbar wir selbst, skeptische Söhne einer Spätzeit, Lateiner zugleich und Gallier, Schüler Ernests Renans und Enkel Voltaires. Die antike Geschichte wird uns zur petite histoire galante, Lukian steht uns näher als Homer, Petronius näher als selbst Vergil, Alexandria ist eine Vorstadt von Paris, und Thais fuhr noch vorgestern mit dem Herzog von X im Auto ins Bois.

„Auf dem weißen Steine" nennt France die lose gereihten dialogischen, erzählenden, betrachtenden und träumenden Stücke des Bandes, weil er ihnen das antike Motto vorgesetzt hat: „Du scheinst auf dem weißen Steine geschlafen zu haben, unter dem Volke der Träume." Als Sprechende und Erzählende denkt er sich einige befreundete Franzosen, die den Frühling in Rom zubringen: Hippolyte Dufresne, Josephin Leclerc, Gesandtschaftsattaché, M. Goubin, Dr. juris, und Nicole Langelier, aus der alten Pariser Familie der Buchdrucker und Humanisten Langelier. Lauter Pseudonyme für den einen Mann: Anatole France. Denn er liebt sich selbst in seinen Werken einzuführen: er war schüchtern und gütig als Sylvester Bonnard de l'Académie francaise, verstehend und ironisch als Herr Bergerat, geistreich und zynisch als Abbé Jerôme Coignard. Jedem seiner nachsichtigen oder boshaften Spötter blicken wir unter die Maske: C'est encore vous, Anatole!

Es ist ein teures Stück Erde, auf dem sich die kleine Gesellschaft versammelt, „Ihnen gegenüber erheben sich die verstümmelten Schäfte der Ehrensäulen, und man sieht wie auf ein großes Damenbrett mit seinen Spielsteinen auf den Platz

Digitized by Google

wo die Basilica Julia stand. Etwas weiter südlich haben die drei Säulen des Dioskurentempels ihre bläulichen Voluten im azurnen Himmel. Rechts, über den Ruinenbögen des Severus und den hohen Säulen des Saturntempels, bauen sich die Häuser des christlichen Rom auf und das kapitolinische Frauenspital mit ihren Fassaden, gelber und schlammiger als die Wogen des Tiber. Links von großen ziegelroten Tragbögen flankiert und von Steineichen gekrönt, der Palatin. Zu ihren Füßen zwischen Berg und Berg, neben den Steinfliesen der dorfgassenhaft engen Via sacra, Ziegelmauern, Marmorfundamente, Gebäudereste. Klee, Hafer und Feldgras, die der Wind auf die gestürzten Giebel gesät hat, bilden ein ländliches Dach, auf dem roter Mohn flammt. Trümmer von gefallenen Gebälken, geborstenen Pfeilern, zerstörten Altären, ein Wirrwarr von Stufen, Mauern: alles von verhaltener und zusammengedrängter Größe." Sie plaudern ein wenig de omnibus rebus et quibusdam aliis, diese abendlichen Forumsgäste: vom Forum selbst, das da vor ihnen liegt, von neuesten Ausgrabungen, lateinischer Religion und lateinischem Feldbau, Totenbestattung und Totenverbrennung, wirklichen Rassenmischungen und vermeintlichen Rassengegensätzen. Dann liest Nicole Langelier seine Novelle vor von jenem Landvogt von Achaja, Gallio, der sich in die Streitigkeiten zwischen dem Apostel Paulus und den Juden nicht einmengen mag: ein geistreiches Plaudern an den Grenzsteinen der Zeiten und Welten, in der Art der Tischgespräche der Thais, mit dem Untertone jener Pilatusfrage: Quid est veritas? Gallio spricht mit seinen philosophischen Freunden über die Zukunft des Reiches und über den jungen Nero, auf den sie hoffen; über die Zukunft der Menschheit, den Untergang Jupiters und dessen Ersatz durch Herakles als obersten Gott; redet so von Zukunft und ewigem Frieden und ahnt nicht, daß eben die Zukunft des Reichs und des Kaisers, der Menschheit und des Glaubens vor ihm gestanden ist in Gestalt jenes unansehnlichen Teppichwebers aus Tarsus, der schlecht Griechisch sprach.

Nachdem Langelier seine Geschichte beendigt hat, beurteilen die Hörer das (auch durch die Apostelgeschichte überlieferte) Verhalten des Gallio und ergehen sich in Vermutungen: Wie wäre wohl eine ernste Unterhaltung zwischen Gallio und Paulus verlaufen? Welchen Eindruck hätte der Römer von der Entwicklung der paulinischen Lehre bekommen, wenn er hätte in die Zukunft blicken können? Was spräche Paulus, wenn er plötzlich ins moderne Rom versetzt würde oder bei einem Schweizer Pastor abstiege oder mit einem Kardinal in dessen Karosse führe? Hatte er eine Ahnung, wie sich die Welt, wie sich die Kirche weiter gestalten würde? Kann man überhaupt Entwicklungen einigermaßen voraussehen? Werden wir wiederkehren? Dieselbe Existenz wiederleben wie Blanqui es verkündet? Aber, wendet einer der Freunde ein, uns liegt viel mehr an der nächsten als an der fernen Zukunft; neugierig sind wir

Digitized by Google

und möchten gern wissen, wie sich das Schicksal unserer Söhne und Enkel gestaltet.

So knüpft France langsam und unmerklich die Fäden von der ersten zur zweiten Hälfte seines Buchs. In einer Trattorie in der Gegend der Piazza di Spagna finden wir die Freunde bei Minestra und jungem Chianti wieder: „Das Gastzimmer war eng und mit einer verräucherten Tapete bekleidet, die noch aus der Zeit des Pontifikats Pius IX. stammte. An den Wänden hingen alte Ölbrucke, auf denen man Cavour mit seiner Schildpattbrille und seinem Bartkragen sah, das Löwengesicht Garibaldis und den fürchterlichen Schnurrbart Viktor Emanuels. Plattierte Wärmebecken und Alabastervasen standen auf dem Mahagonibüfett." In dieser altmodischen Umgebung liest Dufresne seine Schilderung des kollektivistischen Paris aus dem Jahre 2270 vor. Aber dieses Looking forward ist schwach: Bellamy und Wells haben von Arbeitsstundenbons, geräuschlosen Flugmaschinen und anderen Leitfossilen des utopistischen Zeitalters so viel erzählt, daß uns die Schilderung jedes primitivsten historischen Zustandes der Menschheit mehr anspricht als diejenige der völlig amerikanisierten Welt. Wenn man diese Seiten mißtrauisch liest, entdeckt man, daß France trotz seiner rosigen Ausmalung der Zukunft persönlich von ihr nicht sehr erbaut ist. In dieser zweiten Hälfte blickt schon die Verachtung durch, die France gegen die moderne Zivilisation und ihre Formen hegt, besonders gegen jede Form von Parlamentarismus. „Was die Menschen Zivilisation nennen, ist der gegenwärtige Stand der Sitten, und was sie Barbarei nennen, der frühere." „Die Chinesen schicken keine Missionäre nach Paris, Berlin, Petersburg, um die Christen das Fung-chui zu lehren und in den europäischen Angelegenheiten Unruhe zu stiften. Es ist auch kein chinesisches Expeditionskorps in der Bucht von Quiberon gelandet, um von der französischen Regierung die Exterritorialität zu verlangen. Admiral Togo ist nicht mit zwölf Panzerschiffen gekommen, um durch Bombardement von Brest den japanischen Handel zu fördern. Marschall Oyama hat nicht im Namen einer höheren Zivilisation Versailles in Brand gesteckt. Die Armeen der asiatischen Großmächte haben noch nicht die Gemälde des Louvre und das Tafelgeschirr des Elysée nach Tokio und Peking mitgenommen."

So ist auch der Ausblick des Schlusses nur deshalb noch friedlich, weil France von der Zukunft in diesem Buche nur den mechanischen Aufputz, noch nicht die innerliche Weiterbildung sieht. Dieser Ironiker hat eine merkwürdige Entwicklung durchgemacht: als er jung war, besaß er die nachsichtige und gütige Milde des Greises. Jetzt, da er alt geworden, ist seine Ironie bitter geworden, sein Blick schonungslos, sein Witz ätzend und auflösend. Er blickt um sich und sieht nur Verfall: des Einzelnen, der Familie, der Staatseinrichtungen, des Staates selbst. Fäulnis, wohin er blickt. Kein Wunder, wenn er nach Sur la

Digitized by Google

Pierre Blanche jenen nihilistisch hoffnungslosen Geschichtsroman entwirft: Sur l'Ile des Pingouins.

Dieser weltgeschichtliche Schlüsselroman ist das Werk des greisen und ungläubigen Vertreters eines greisen und ungläubigen Volkes. Es müßte uns erschrecken, wäre es über Deutschland von einem Deutschen verfaßt. Da es der erste Autor des zeitgenössischen Frankreich über sein Vaterland geschrieben hat, müßte es uns, soweit wir Frankreich dankbar und zärtlich lieben, mit Kummer erfüllen, gäbe es nicht die rettende Möglichkeit zu prüfen, ob es nicht vielmehr den Verfall eines Denkers darstelle als den seines Volkes, nicht vielmehr den Bankrott einer Weltanschauung als den einer Nation.

Die Fabel ist einfach. Der heilige Maël tauft, gebrechlich und kurzsichtig geworden, Pinguine, die er für Menschen hält. Ein himmlisches Konzil beschließt, die getauften Vögel in Menschen zu verwandeln. Es folgt die Historie der Pinguine, will sagen der Franzosen, vom Urzustande bis zum Zukunftsstaat; die Geschichte der Kultur von der gemütlichen Roheit ursprünglicher Barbarei bis zur verzweifelten Barbarei anarchistischer Roheit.

Als Sur la Pierre Blanche erschien, schrieb Faguet in der Revue latine: La première partie semble être du France d'il y a dix ans, la partie centrale du France d'aujourd'hui, et la dernière, à supposer que M. France ait plusieurs secrétaires, n'est pas du meilleur de ces messieurs. France hat in diesem neuesten Roman vollends das Gefühl für Aufbau und Verhältnisse eines Romanganzen, das er nie recht besaß, verloren. Seine acht Kapitel hängen nur äußerlich zusammen, und die Erzählung verflacht, daß es ein Jammer ist. Denn für die ganze zweite Hälfte gilt Faguets Wort von damals: elle est tout à fait indigne de l'auteur, et l'on s'étonne qu'il l'ait laissé imprimer. Das erste Buch ist parodistische Legende, wie sie France allzusehr liebt; — ach, wohin ist die Zeit entschwunden, da er Thais schrieb? Ist diese Art Voltairismus einhundertfünfzig Jahre nach Voltaire nicht ein wenig altmodisch? Steigt es nicht auf wie Lavendelgeruch aus diesen Blättern? Sind für uns nach Gottfried Kellers leuchtendem Siebengestirn die geschwätzigen Legenden eines Autors noch annehmbar, der wohl die Ironie seines Meisters Renan erbte, aber zuviel Erbschaftssteuer dabei zahlte? ... Das zweite Buch behandelt den Ursprung der Zivilisation, des Eigentums, der ständischen Vertretung: Swift zweihundert Jahre nach Swift. Gullivers Reisen ohne richtigen Kern und ohne den Mut zum grimmigen Zynismus. Ein lächelnder, ironischer, nicht ungern schlüpfriger Swift. Swift, gesehen durch das Temperament eines Boulevardiers, der ein wenig vieux marcheur ist. Das dritte Buch bringt allerhand mehr oder minder amüsante Geschichten (manchmal freilich mehr minder als mehr ...): Seitenhiebe auf Ruskin, auf die primitive Malerei, eine Parodie auf Dantes Höllenfahrt. Das vierte enthält die Revolution, Napoleon, die

Digitized by Google

dritte Republik. Dann beginnt die größere Hälfte des Romans, die sich mit Vorgängen der jüngsten Zeit befaßt. Ist es nicht peinlich zu sehen, wie Anatole France, nachdem er sein Fernglas verkehrt auf die wichtigen und großen Jahrhunderte französischer Geschichte gerichtet hatte, es jetzt plötzlich umdreht, um das Nächstliegende ins Bedeutende zu verzerren? Denn das fünfte, sechste und siebente Buch sind dem Boulanger-Rummel, der Dreyfus-Geschichte, dem Zola-Prozeß, diplomatischem Klatsch aus der Marokkospannung gewidmet: schlechthin langweilig, eine durch Ehebruch gemilderte Langeweile für solche, denen nicht der französische Roman-Ehebruch als das „Langweilige an sich" erscheint. Schlechter Schlüsselroman: Les Rois en Exil, Numa Roumestan, des vom provenzalischen Genie zum Pariser Talent herunterentwickelten Alphonse Daudet, welch köstliche Meisterwerke gegenüber der faden Maskerade von Ereignissen bei France! Achtes Buch: die Kultur der Milliardäre wird durch Anarchisten in die Luft gesprengt; die ganze Geschichte kann von vorn beginnen. Ein Wells aus der Ferne. Aber verwässerter, verlangweiligter Wells. Ein Autor, dessen Ironie nur zu deutlich offenbart, wie wenig Backenzähne ihm geblieben sind, macht Miene, als ob er beißen wollte: cave canem . . .

Es ist von trostloser Bitterkeit, dies Alterswerk eines niemals Jungen. Hohn über sein Volk ist sein Beginn, Ekel an seinem Volk die Mitte, Verzweiflung an seinem Volk das Ende. Sein Ausblick: Die Wiederkunft des Gleichen. Vom Fischerdorf zum amerikanisierten Paris. Immer wieder von vorne. Das alles vorgetragen mit Geist und Ironie im einzelnen. Aber der Geist ist dünn und rar geworden, und das Lächeln der Ironie hat etwas fatal Gewohnheitsmäßiges. Wohin bist du entschwunden, mächtiges gallisches Lachen von ehedem? Lachen Molières, schmerzlich und lustig, fein und dröhnend zugleich! Lachen des festen und festlichen Erdensohnes Claude Tillier, Lachen bei Bechergeläute und Rundgesang! Ungeheures, maßloses Lachen des Riesen Rabelais! Da steht ein kleiner Bibliothekbeamter und verzieht das Maul: le rire gaulois!

In der Tat, dies Buch ist nur das Bankröttchen eines bouquiniste, der sich zwischen Büchern und Kunstwerken solange einhäufelte, bis er von der reichen und wundervollen Geschichte seines Volkes nichts mehr sah als ein Dutzend Klümpchen Blut und ein Dutzend Klümpchen Dreck. Das Ausspucken eines Feinen, der sich durch Teilnahme an der Affäre kompromittiert fühlt, vor der Affäre und vor sich selbst. Der pessimistische Schlußstrich eines Enttäuschten, die dünnste Orgelpfeife aus dem Requiem εἰς ἑαυτόν. Eine Verwechslung von Paris mit Frankreich: sonst nichts. Eine Verwechslung von Anatole France mit Frankreich: sonst nichts. Die zugleich tragische und lächerliche Umdrehung einer Perspektive. Die Geschichtsauffassung eines müden Geistes, der von Napoleon nur das Blut, von all dem Menschenringen nur die Gier nach Gold und Weib sieht.

Digitized by Google

Aber haben wir Anatole France nicht all die Jahre her überschätzt? Sind nicht Ironie und Satire die raschesten und zugleich die wohlfeilsten Mittel, überschätzt zu werden? Der Nur-Ironiker ist im Grunde immer ein wenig hinkend, ein wenig schwindsüchtig, ein wenig Kastrat. Die wahrhaft großen Geister sind nicht so gern ironisch, so einseitig ironisch, so nichts als ironisch.

Das ist jahrelang vor dem Kriege geschrieben und, wie ein Teil des Vorhergehenden, seinerzeit in der „Allgemeinen Zeitung" erschienen. Wenn ich es heute überarbeitet und zu einem Ganzen vereinigt habe, so tat ich es, weil mir kein Schriftsteller so symbolisch erscheint für dasjenige Frankreich, welches in den letzten Zügen liegt, wie Anatole, der sich selbst den Namen France gab.

Die Kultur, die er vertritt, ist wirklich am Ende. Es ist die Kultur des Genießers, des Liebhabers, des Sammlers. Es mag in Frankreich, da und dort zerstreut, ein paar Dutzende noch seiner Wesensart geben. Einer, der ihm als Nachzeichner ferner Zeiten verwandt war, ist während des Krieges klanglos gestorben: Lemaître. Was in Frankreich unmittelbar vor dem Krieg obenauf war, ist etwas ganz anderes als alte Kultur: es sind die freimaurerischen Advokaten und Berufspolitiker, deren Treiben ich geschildert habe, als ich Barrès' Klage um die zugrundegehenden Kirchen hier besprach. Was an Literatur heute in Frankreich lebenskräftig ist und Zukunft hat, wächst aus tieferen Wurzeln: aus dem Germanischen, wie Claudel, wie Rolland.

France steht den Verfall, aber keine Rettung dagegen. Auch Kultur, wie er sie versteht, ist keine Rettung gegen Verfall, sondern selbst ein Verfallssymptom. Manche Kultur phosphoresziert am schönsten, wenn sie fault: das hat schon ein Geistesverwandter von France gewußt, der Abbé Galiani.

Erste Vorbedingung aller Kultur ist, daß man sich nicht einbilde, sie zu haben. Nur Tartuffe weiß, daß er fromm ist. Es gibt ein Muckertum der Kultur, das um nichts besser ist als das der Frömmelei: „Herr, ich danke Dir, daß ich nicht bin wie dieser da."

Eine Kultur stirbt nie in Schönheit, Weinlaub im Haar. So etwas geht nicht ohne Aasgeruch ab.

Ein Land, das wähnt, es habe nur mehr die Aufgabe, seine Kultur zu hausieren, ist am Ende. France verkündet einmal das, was wir „den französischen Gedanken in der Welt" nennen können: „Frankreich bekommt allmählich das Gefühl seiner wahren Kraft, nämlich der geistigen; es bekommt Bewußtsein seiner Sendung: Ideen auszusäen und durch Gedanken zu herrschen. Es wird bald merken, daß seine einzige solide und dauernde Macht in seinen Rednern, Philosophen, Schriftstellern und Gelehrten bestand. Daher muß es eines Tages sich dareinfinden, daß es die Gewalt der Zahl, nachdem es von ihr so oft verraten worden ist, endgültig verliert, und daß es sich mit dem Ruhm bescheiden muß, den ihm Übung des Geistes und Gebrauch der Vernunft sichern." Als

Digitized by Google

der scharfsinnige Faguet sich diesen Satz anstrich, tat er's nicht, ohne dabei zu bemerken: Demnach hätte Frankreich also nur eine Zukunft, nämlich von Staaten mit imperialistischem Programm aufgeteilt zu werden.

Wenn ein Volk sich mit seiner Vergangenheit tröstet, hat es nicht einmal mehr eine Gegenwart. Als Rivarol sich im Ruhme der Universalité de la langue française sonnte, schrieb man gerade 1783: Frankreich hatte die Kolonien Neufundland, Neuschottland, die Hudsonsbailänder, Kanada und alles Land östlich vom Mississippi an England abtreten müssen. Aber man saß „auf dem weißen Steine" und schwelgte in politischen und sozialen Utopien, und Figaros Hochzeit wurde 67 mal in einem Jahre aufgeführt. Man war sehr kultiviert und hatte nichts zu sagen.

In den Essais von Montaigne, dem Lieblingsbuche von Anatole France, steht geschrieben, wie es einer Nation ergeht, die nur mehr von ihrer alten Kultur lebt:

«Quand nostre roy Charles huictiesme, quasi sans tirer l'espee du fourreau, se veit maistre du royaume de Naples et d'une bonne partie de la Toscane, les seigneurs de sa suitte attribuerent cette inesperee facilite de conqueste à ce que les princes et la noblesse d'Italie s'amusoient plus à se rendre ingenieux et sçavants que vigoreux et guerriers.»

Französische Musiker.

Von Alexander Berrsche.

Als die Herren Dalcroze und Rolland uns Barbaren und Söhne Attilas nannten, gab es in Deutschland einige, die darüber erstaunt waren. Dieses Erstaunen kam aus zwei deutschen Vorurteilen, von denen das persönliche, der Glaube an Ritterlichkeit und Anstand des Gegners, entschuldbarer war als das sachliche: die Meinung von dem Verständnis beider Herren für deutsche Musik.

Romain Rolland ist Frankreichs angesehenster Musikschriftsteller. In seinen „musiciens d'aujourd'hui" fesselt der Konversationston eines unbeschwerten, in anmutigem Rhythmus schwingenden Stiles, und das Temperament der Darstellung macht dieses Buch zur unterhaltlichen Lektüre. Keinem deutschen Musiker könnte es einfallen, gegen solche Schriften zu protestieren; nur die Zumutung einiger Landsleute, Rolland für einen Musiker zu halten, muß abgewehrt werden. Er ist es nicht. Er beherrscht lediglich den schriftstellerischen Kniff, durch den es in Frankreich wie überall gelingt, bei Unkundigen als kunstverständig zu gelten. Dieser Kniff — einst erfunden von einem Schriftsteller, der seiner am wenigsten bedurft hätte — besteht darin, anstatt über Kunst, stets über alles mögliche andere zu sprechen. So gibt beispielsweise der „Fidelio" weniger Gelegenheit, von der Musik zu reden als von dem Symbol weiblicher Treue, die dem armen Beethoven doch nie beschieden gewesen sei; nicht wie Weber

Digitized by Google

komponiert hat, sondern wie der deutsche Wald rauscht, muß geschildert werden, und zu dem Namen Schubert stellen sich das alte Wien, die Höldrichsmühle und die deutsche Innigkeit ein. Was Rolland über Musik zu sagen weiß, sind Virtuosenleistungen in der Technik, mittels biographischer Notizen und kulturpsychologischer Unverbindlichkeiten an dem vorbeizureden, was man für seinen Gegenstand hält. Jede Kunst habe ihre Lüge, führt er z. B. aus. Die „Lüge der deutschen Kunst" beruhe nicht in der Kunst selbst, sondern in der Unwahrheit der Gefühle, die sie darstelle. Er läßt dabei seinen Christof an die Schumannschen Titel „Aufschwung" und „Warum" und an Schuberts und Schumanns Liebeslyrik denken. Das Kernersche Gedicht „Auf das Trinkglas eines verstorbenen Freundes" ist ihm eine großartige Anrede an das Glas, voll pomphaft lügnerischer Feierlichkeit. Freilich — dies fügt Rolland wieder als eigene Meinung hinzu — sei diese Lüge die tiefe und nützliche Weisheit einer Rasse, die ihren Idealismus eben nötig gehabt habe, um ihre wilden Instinkte zurückzudrängen und zu verwerten. (Dann heißt es wieder: „Schuberts Güte", „Haydns Unschuld" und „Das tiefe Dunkel von Johann Sebastian Bachs Kathedralen"). Dieses tiefsinnig verbrämte Blech brauchte gegen den Musiker Rolland nicht unbedingt soviel zu beweisen wie gegen den Denker. Denn es ist möglich, daß einer, der Musik nicht sachlich betrachten kann, immerhin würdig wäre, sie zu hören. Das Irrationale unserer Kunst ahnen zu lassen, gelingt oft dem am besten, der nichts weiß von der Tabulatur, und nicht Musikwissenschaftler, sondern Dichter wie Thomas Mann haben das Wort gefunden, das unsere Phantasie bis zur Illusion des wirklichen Hörens bannt. Rolland findet ein solches Wort nie. Gerade in seinem Roman „Johann Christof" bewahrt er vor der Musik nur die Haltung des Räsoneurs. Musik ist nicht da, um gehört zu werden und nachzuklingen, sondern auf daß darüber diskutiert werde.

Er fühlt sich beim Hören immer an etwas anderes erinnert, und wenn dieses Etwas zufällig wieder Musik ist, erleben wir Vergleiche, die tödlich sind. So hat er die Gewohnheit, Leidenschaftsausbrüche, die ihm gut gefallen, — also solche von Richard Strauß — „geradezu Beethovenisch" zu nennen. Siegfrieds Schmiedelieder kommen ihm vor „wie eine Arie von Bach oder Händel".

Daß dieser Sachverständige die deutsche Musik zu lieben behauptet, ist eine ebenso gleichgültige Angelegenheit wie sein Chauvinismus, den er lange vor dem Krieg bewiesen hat. Deutschlands Herrschsucht, Deutschlands Brutalität, kurz sämtliche Leitartikelüberschriften der Dreiverbandspresse gehören schon seit Jahren zu Rollands musikalischer Terminologie. Er erklärt damit u. a. die „Meistersinger", die er wegen des „welschen Tandes" nicht leiden kann. Als man vor einigen Jahren französische Musiker zum Straßburger Musikfest lud und Werke von César Frank und Charpentier aufführen ließ, würdigte Rolland nicht etwa diese Einladung als nachbarliche Freundlichkeit, sondern rügte

Digitized by Google

es in seinem Referate als taktlos, daß man den eingeladenen Franzosen die odiose Schlußszene der „Meistersinger" vorgespielt habe.

Der Krieg hat das Schauspiel unmöglich gemacht, auch in dieser Frage Deutsche auf der Seite Rollands zu sehen. Einstweilen muß es uns genügen, daß uns ein Mann als Musiker empfohlen werden konnte, der sich bei näherem Zusehen nur als eine Kreuzung aus Hanslick und Agence Havas herausstellt.

Daß man auch in die Lage kam, sich über Herrn Dalcroze zu wundern, ist eine deutsche Schmach, die wir alle kennen. Ich sehe es noch immer, wie das Münchner Publikum vor Jahren den geschäftstüchtigen Herrn feierte, der da Bachs C-Moll-Fuge aus dem ersten Teil des wohltemperierten Klaviers mit mattem Rhythmus und schlechter Phrasierung vorspielte und eingedrillte Mädchen in Schwimmanzügen dazu hüpfen ließ. Einige feierliche Herren, die die Zumutung, eine Note von Pfitzner oder Reger zu spielen, entrüstet abgelehnt hätten, jubelten am lautesten. Ich schrieb damals: „Der Gedanke, zu Johann Sebastian Bach tanzen zu lassen, ist weniger überraschend, wie die Tatsache, daß der Vater dieses Gedankens nicht ohne weiteres als Hanswurst behandelt wird." Daß es nicht geschehen ist, dessen haben wir uns heute zu schämen.

Der „Matin" über die deutsche Kultur.

In der vorzüglichen Sammlung „Der Deutsche Krieg" (herausgegeben von Ernst Jäckh, Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart) teilt im 20. Heft E. Pazaurek folgendes aus dem „Matin" vom 31. August 1914 mit:

„Raub, das war zu aller Zeit die Losung dieser Rasse, in der Wissenschaft, in der Literatur, in der Industrie und in der Kunst. Ihre Erfindungen? Nennt mir eine, die nicht das Werk eines der Unseren war, die bei uns bisweilen verkannt wurden, drüben aber aufgenommen und — um ihre Erfindung betrogen wurden! Unsere unverbesserliche Vorliebe fürs Fremde hat uns diese teutonischen Weisen mit ihren hinter goldenen Brillen funkelnden Piratenaugen ernst nehmen lassen, diese Aasräuber und hungrigen Raben, die sich auf allen Kampffeldern des Fortschritts und der Ideen ausgebreitet haben. Humboldt hat Berthollet und Lavoisier bestohlen, Haeckel plündert mit eiserner Stirn Männer wie Geoffroy Saint Hilaire, Lamarck, Auguste Comte und Darwin. Was wäre Kant ohne Descartes, Goethe ohne Shakespeare, Lessing ohne Diderot! Ihr National-Faust ist nur eine aberwitzige Erweiterung eines alten französischen Puppenspiels, und in seinem Clavigo hat der Poet von Weimar ganze Stellen aus Beaumarchais abgeschrieben. Schiller hat die lothringische Jeanne d'Arc mit Beschlag belegt, um daraus ein dummes, geschwätziges Gretchen zu machen. Sein bestes Werk sind noch die Räuber. Er hat darin seine ganze Seele gelegt, die Seele seiner Rasse. Kant hat schamlos Descartes geplündert, Hegel, Fichte und Schelling haben Plato und Spinoza ausgesogen. Schopenhauer hat das edle schöne Lächeln Voltaires in ein elendes Hohnlachen verwandelt. Sie haben nur einen großen Dichter gehabt: Heinrich Heine. Angewidert von Berlin, wurde er Franzose und starb als Pariser. Daß der Höhlen-Übermensch die Kunstschätze von Mecheln und Löwen vernichtet, ist ganz in der Ordnung. Man muß eben zerstören, wenn man zum Schaffen unfähig ist."

Fräulein Anette Kolb hat in einem Vortrag in Dresden gesagt, es gebe in Deutschland Hetzblätter vom Schlage des „Matin"; wir bitten Fräulein Kolb, uns den Namen dieser Blätter mit Belegen anzugeben, damit wir diese im nächsten Heft abdrucken können.

Digitized by Google

Viktor Hugo über Deutschland und Frankreich.

Vorbemerkung. Wenn man heute in Schriften und Blättern unsrer Feinde liest, so scheint die ganze Welt geistig ebenso wie militärisch, ohne alle andern Unterschiede, in zwei einzige große Heerlager aufgeteilt. Hier Barbarei, rohe Unmenschlichkeit, erobernder Militarismus, dort Freiheit, Menschlichkeit, Kultur; hier Deutschland und seine Verbündeten, dort unsere Feinde. Alle andern Gegensätze scheinen von diesem einen ein für allemal aufgezehrt.

Daß wir Deutsche uns militärisch vor dieser Allerweltsfeindschaft nicht fürchten, beginnen sie vielleicht allmählich zu merken. Alle zusammen und miteinander sind sie uns noch nicht so nah an den Leib gekommen, wie wir schon jedem einzelnen von ihnen rund um unsre Grenzen. Aber die alberne Lüge jener geistigen Verhetzung der ganzen Welt gedenken wir unsrerseits nicht mitzumachen; wir brauchen sie nicht, um unsren Feinden ehrlich Feind zu sein. Wir glauben, daß die alten großen Mächte und Verhältnisse des europäischen Lebens — die geistigen wie die politischen — stärker und dauerhafter sind als der Verleumdungsnebel, der sie heute zu verdecken sucht, und daß der Tag kommen wird, an dem sie alle wieder ihr Recht verlangen werden und an dem jede Verkennung sich bitter bestrafen wird.

In solchem Sinn haben wir im letzten Heft an die Worte Jules Michelets über Rußland erinnert, im gleichen Sinn erinnern wir heute an Worte Viktor Hugos über Deutschland und Frankreich. Wir unterstreichen zum voraus ausdrücklich, daß es Worte eines Franzosen sind und daß wir sie hier auch lediglich als Worte eines Franzosen wiedergeben. Sie stammen aus V. Hugos Buch „Le Rhin, Lettres à un ami", das im Jahr 1842 erschienen ist. Ob Frankreich heute noch zu der Rolle, die Viktor Hugo ihm damals zuwies, fähig ist oder ob es sie inzwischen schon für immer verscherzt hat, diese Frage untersuchen wir hier nicht. K. A. v. Müller.

Vor zweihundert Jahren lagen zwei Eroberstaaten mit ihrem Druck auf Europa. Mit andern Worten, zwei Egoismen bedrohten die Zivilisation. Diese zwei Staaten, diese zwei Egoismen waren Spanien und die Türkei.

Europa hat sich zur Wehr gesetzt. Diese zwei Staaten sind gefallen.

Heute wiederholt sich die beängstigende Erscheinung.

Zwei andre Staaten, auf denselben Grundlagen wie ihre Vorgänger ruhend, stark durch dieselben Kräfte und von demselben Antrieb bewegt, bedrohen Europa. Diese zwei Staaten, diese zwei Egoismen sind Rußland und England.

Europa muß sich zur Wehr setzen.

Das alte Europa, ein weitläufiger Bau, ist zerstört; das gegenwärtige Europa ist von einfacherer Gestalt. Es besteht wesentlich aus Frankreich und Deutschland, einem doppelten Mittelpunkt, an den sich im Norden wie im Süden die Schar der Nationen angliedern muß.

Das Bündnis zwischen Frankreich und Deutschland ist die Konstituierung Europas. Deutschland, Rücken an Rücken mit Frankreich, ist ein fester Wall gegen Rußland; Frankreich, freundschaftlich Rücken an Rücken mit Deutschland, ist ein fester Wall gegen England.

Die Zwietracht zwischen Frankreich und Deutschland ist die Zerreißung Europas. Deutschland, feindlich gegen Frankreich gewandt, läßt Rußland

Digitized by Google

herein; Frankreich, feindlich gegen Deutschland gewandt, läßt England vordringen.

Was also die Erobererstaaten brauchen, das ist die Zwietracht zwischen Deutschland und Frankreich. Diese Zwietracht ist durch die russisch-englische Politik geschickt vorbereitet und eingerichtet worden ....

Während die zwei Völker der Mitte sich voreinander fürchten, sich belauern, sich bedrohen, wächst Rußland schweigend heran, breitet England sich im Schatten aus.

Die Gefahr wächst von Tag zu Tag. Ein tiefer Graben ist aufgeworfen. Ein großer Brand glimmt vielleicht im Dunkel. Im letzten Jahr hat das Feuer, dank England, beinahe schon Europa ergriffen.

Wer vermöchte aber zu sagen, was in dieser Feuersbrunst aus Europa würde, aus Europa, das so voll ist von Geistern, von Köpfen, von Völkern, die leicht Feuer fangen?

Die Zivilisation ginge zugrunde.

Sie kann nicht zugrunde gehen. Die beiden Völker der Mitte müssen sich verständigen .....

Frankreich und Deutschland, das ist im wesentlichen Europa. Deutschland ist das Herz; Frankreich ist der Kopf.

Deutschland und Frankreich, das ist im wesentlichen die Zivilisation. Deutschland fühlt; Frankreich denkt. Gefühl und Gedanke, das ist der ganze zivilisierte Mensch.

Es besteht zwischen diesen beiden Völkern ein enges Band, eine unbestreitbare Blutsverwandtschaft. Sie entspringen den gleichen Quellen; sie haben zusammen gegen die Römer gekämpft; sie sind Brüder in der Vergangenheit, Brüder in der Gegenwart, Brüder in der Zukunft.

Die Art ihrer Bildung war die gleiche. Sie sind keine Insulaner, sie sind keine Eroberer; sie sind die wahren Kinder des europäischen Bodens ...

Damit die Welt im Gleichgewicht sei, braucht Europa, gleichsam als doppelten Schlußstein des Kontinents, zwei große Staaten am Rhein, alle beide befruchtet und eng vereint durch diesen erneuernden Strom: der eine nord- und ostwärts gerichtet, Deutschland, angelehnt an die Ostsee, die Adria und das Schwarze Meer, mit Schweden, Dänemark, Griechenland und den Donaufürstentümern als Pfeilern; der andere süd- und westwärts blickend, Frankreich, angelehnt an das Mittelmeer und den Ozean, mit Italien und Spanien als Widerlagern.

Die gleiche Frage hat sich seit 1000 Jahren schon mehrmals in verschiedenen Formen gestellt ...

Fassen wir zusammen: Die Einheit von Deutschland und Frankreich wäre der Zaum Englands und Rußlands, der Segen Europas, der Friede der Welt.

Digitized by Google

Was das Rathaus von Comines erzählt.

Von Dr. Hans Pöhlmann, Feldlazarettgeistlicher.

Deutsche Soldaten auf Markt und Straßen, geschäftig an der Arbeit für Quartier und Küche. Schweren Trittes kommt ein Regiment zurück aus der Feuerlinie, ernsten Blickes aber festen Muts marschiert ein Bataillon über den Marktplatz vorbei am Café de la paix ins Gefecht. Vor dem Belfried des Rathauses geht der deutsche Wachtposten gleichmäßigen Schrittes auf und ab, wie zu Hause vor der Kaserne. Das Rathaus, die Mairie, ist nun die deutsche Kommandantur. Ein bayerischer Major beherrscht von hier aus Stadt und Volk von Comines. Nebenan die edel geformte Hauptkirche; bis zum Altar mit Stroh belegt ist sie nun der Hauptverbandplatz der 1xten Division. Daneben der jardin public, in den Ecken und an den Mauern Reste von Rhododendren und Kirschlorbeer. In der Mitte ein stinkender Haufen, Abfallreste von requiriertem Vieh. Ein Städtchen von 9—10000 Einwohnern; es hat viel erleben müssen in wenigen Wochen. Die zerrissenen Blätter an der Plakattafel des Rathauses erzählen seine ganze kurze, aber schwere Leidensgeschichte, himmelhochjauchzend, zum Tode betrübt. Hören wir, wie sie sorglos zum Feste laden, unter den Schrecken des Krieges erzittern und zuletzt verstummen vor den Befehlen des deutschen Generals.

République Française. 14. Juli.
Liberté. Fraternité. Egalité.
Ville de Comines.
Fête nationale du 14. Juillet 1914.
Grand lacher de pigeons. Distribution de gateaux.
A 6h grand Concert au jardin public.
A 9h du soir sur la Grande Place grand bal populaire.
Les édifices publics seront pavoisés et illuminés.
Le Maire D. Dugarin
Chevalier de la légion d'Honneur.

[Nationaler Feiertag am 14. Juli 1914.
Großer Aufstieg von Brieftauben. Ausstellung von Kuchen. Um 6 Uhr großes Konzert im Stadtpark. Um 9 Uhr abends auf dem Hauptmarkt großer Volkstanz. Die öffentlichen Gebäude werden mit Teppichen behängt und beleuchtet werden.
Der Bürgermeister D. Dugarin, Ritter der Ehrenlegion]

Ende Juli.

A la nation française.

Depuis quelques jours l'état de l'Europe s'est considérablement aggravé en dépit des efforts de la diplomatie.

Digitized by Google

L'horizon s'est assombri.

A l'heure présente la plupart des nations ont mobilisé leurs forces; même des pays protégés par la neutralité ont cru devoir prendre cette mesure à titre de précaution.

La France qui a toujours affirmé ses volontés pacifiques, qui a dans des jours tragiques donné à l'Europe des conseils de modération et un vivant exemple de sagesse, qui a multiplié ses efforts pour maintenir la paix du monde s'est elle-même préparée à toutes les eventualités et a pris des maintenant les premières dispositions indispensables à la sauvegarde de son territoire.

[An das französische Volk.

Seit einigen Tagen hat sich die Lage Europas bedeutend verschlimmert trotz der Bemühungen der Diplomatie.

Der Horizont hat sich verdunkelt.

Zur Stunde haben die meisten Staaten ihre Streitkräfte in Kriegszustand versetzt. Selbst durch ihre Neutralität geschützte Länder haben denselben Schritt als Vorsichtsmaßregel tun zu sollen geglaubt.

Frankreich, welches stets seine friedlichen Gesinnungen bezeugt hat, welches in verhängnisvollen Tagen Europa Ratschläge zur Mäßigung gegeben hat und ein lebendiges Beispiel von kluger Weisheit, welches seine Anstrengungen vervielfacht hat zur Erhaltung des Weltfriedens, hat sich ebenfalls auf alle Möglichkeiten gerüstet und nunmehr die ersten Maßregeln getroffen, die zum Schutze seines Gebietes nicht länger aufgeschoben werden dürfen.]

Comines, 15 Sept. 1914

Mes chers Concitoyens.

Dans le but de rassurer les familles qui ont des enfants ou des parents sous les drapeaux j'ai le devoir de déclarer que jusqu'ici je n'ai reçu aucune Communication officielle les intéressante et que si' j'en recevrais je m'empresserais de prevenir les interessés avec la plus grande délicatesse.

Par conséquent ceux qui disent que je connais beaucoup de blessés ou de prisonniers se trompent, je ne connais rien de plus que ce qu'annoncent les journaux.

A plusieurs reprises j'ai fait part à l'administration superieure de l'incurie impardonnable qui règne dans le service postal; j'ai fait ressortir très vivement le mécontentement général, mais jusqu'ici il m'a été impossible d'obtenir la moindre amélioration.

Mes chers concitoyens, prenez courage, patientez encore et soyez persuadés que si j'avais de nouvelles des chers Vôtres, je vous les porterais sans perdre un seul instant. Le Maire.

Digitized by Google

[Meine lieben Mitbürger!

Um die Familien, welche Söhne oder Eltern unter den Fahnen haben, zu beruhigen, muß ich erklären, daß ich bis jetzt irgendwelche, sie angehende amtliche Mitteilung nicht erhalten habe und daß ich mich beeilen würde, die Betroffenen mit größter Gewissenhaftigkeit zu benachrichtigen, wenn ich solche empfinge.

Folglich befinden sich diejenigen im Irrtum, welche sagen, daß ich von vielen Verwundeten und Gefangenen wüßte; ich weiß nicht mehr, als was die Zeitungen melden.

Mehrmals habe ich der höheren Verwaltung von der unverzeihlichen Nachlässigkeit Mitteilung gemacht, welche im Postdienste herrscht; ich habe sehr lebhaft der allgemeinen Unzufriedenheit Ausdruck gegeben, aber bis jetzt ist es mir unmöglich gewesen, die geringste Besserung zu bewirken.

Meine lieben Mitbürger, faßt Mut, habt noch Geduld und seid überzeugt, daß, wenn ich Nachrichten von euren Lieben hätte, ich, ohne einen Augenblick zu verlieren, sie euch bringen würde. Der Bürgermeister.

Comines, le 29 Sept. 1914.

Avis.

Pour me permettre de formuler dans le plus bref délai à Mr le Ministre des Postes et Télégraphes une réclamation documentée, basée sur des faits précis j'ai l'honneur de prier les familles et les épouses qui n'ont pas reçu regulièrement des nouvelles de leurs enfants ou de leur mari, en un mot toutes les personnes qui ont à se plaindre des services postaux concernant les correspondances adressées aux militaires ou reçues d'eux avec des retards impardonnables, de passer, aujourd'hui même à la mairie avec noms, prénoms, N° des régiments, garnisons et tous autres renseignements interessant cette grave question. C'est a mon avis le seul moyen de remédier à la crise postale, qui traverse notre région depuis le début des hostilités. Le Maire.

[Bekanntmachung.

Um mich in den Stand zu setzen, in kürzester Frist dem Herrn Verkehrsminister eine amtliche Beschwerde, auf genaue Tatsachen begründet, vorzulegen, beehre ich mich, die Familien und Ehefrauen, welche nicht regelmäßig Nachrichten von ihren Kindern oder ihrem Ehemann erhalten haben, kurz alle Personen, welche über den Postdienst hinsichtlich des brieflichen Verkehrs mit den Militärpersonen oder von ihnen her wegen unverzeihlicher Verzögerungen zu klagen haben, zu bitten noch heute auf dem Rathaus Namen, Vornamen, Regimentsnummern, Garnisonen anzugeben und alle andern, diese ernste Frage betreffenden Angaben zu machen. Es ist dies meiner Meinung nach das einzige Mittel, dem postalischen Mißstand abzuhelfen, der unsere Gegend seit Eröffnung der Feindseligkeiten betroffen hat.

Der Bürgermeister.]

Digitized by Google

Télégramme officiel.

Bordeaux, 2 Oct., 7h

Rien de particulier à signaler sauf dans la région de Roye où une violente action a heureusement tourné pour nous et dans l'Argonne où nous avons fait quelques progrès nouveaux. L'impression générale reste satisfaisante. Le Maire.

[Es ist nichts Besonderes zu melden, außer daß in der Gegend von Roye ein heftiger Kampf glücklich für uns ausgegangen ist und daß wir in den Argonnen einige neue Fortschritte gemacht haben. Der allgemeine Eindruck bleibt befriedigend.
Der Bürgermeister]

Mes chers Concitoyens.

Je vous en prie ne vous dérobez pas aux ordres de l'autorité allemande; respectez-les scrupuleusement, car la moindre faute de votre part exposerait la ville et ses habitants à la destruction.

De votre attitude dépendront la vie de tous les habitants et le sort de Comines.

En cas de bataille mettez vous dans les caves, et fermez portes et fenêtres. Mes chers concitoyens, n'ayez aucune crainte, soyez calmes, comptez sur nous comme nous comptons sur vous.

Comines, le 15 Oct. 1914.

[Meine lieben Mitbürger!

Ich bitte euch, entzieht euch nicht den Befehlen der deutschen Obrigkeit. Beachtet sie auf das peinlichste, denn das geringste Vergehen eurerseits würde die Stadt und ihre Bewohner der Vernichtung anheimgeben.

Von eurer Haltung werden das Leben aller Einwohner und das Schicksal von Comines abhängen.

Im Falle einer Schlacht begebt euch in die Keller, schließt Türen und Fenster. M. l. M., habt keine Furcht, seid ruhig, zählt auf uns, wie wir auf euch zählen.
Comines 15. Okt. 1914.]

Avis.[1])

Le Maire de la ville de C. prie instamment ses administrés de rentrer chez eux et d'être calmes devant le passage éventuel des troupes allemandes.

La circulation est interdite aux femmes et aux enfants. Les colporteurs de fausses nouvelles seront arrêtés immédiatement et conduits sous escorte à Lille.

[1]) Das noch Folgende in den entscheidenden Tagen Mitte Oktober.

Digitized by Google

Encore une fois, mes chers Concitoyens, soyez calmes, ne craignez rien, comptez sur moi toujours. Je reste fidèle à mon poste d'honneur au milieu de vous. Le Maire.

[Der Bürgermeister der Stadt C. bittet seine Bezirksangehörigen inständig, in ihre Häuser zurückzukehren und ruhig zu sein beim möglichen Durchmarsch deutscher Truppen.

Der Aufenthalt auf den Straßen ist den Frauen und Kindern verboten. Wer falsche Nachrichten verbreitet, wird sofort verhaftet und unter Bedeckung nach Lille abgeführt.

Noch einmal, m. l. M., seid ruhig, fürchtet nichts, rechnet immer auf mich. Ich bleibe treu auf meinem Ehrenposten in eurer Mitte. Der Bürgermeister.]

M. Mr. le maire,
le Doyen,
A. Wandenwynkele,
V. Cousin,
César Schoutteten,
Charles Schoutteten,
J. Gambin

sont prisonniers à la Mairie; si le plus petit acte d'hostilité est commis envers les troupes allemandes, insultes, injures, coups, tous seront fusillés.

Chers concitoyens!

Restez chez vous, soyez calmes, le sort de la ville de C. et notre vie sont entre vos mains.

[Der Bürgermeister,
Der Oberpfarrer usw.

sind gefangen auf dem Rathaus; wenn die geringste feindselige Handlung gegen die deutschen Truppen begangen wird, Tätlichkeiten, Beleidigungen, Schläge, so werden sie alle erschossen.

M. l. M.! Bleibt in euren Häusern, seid ruhig, das Schicksal der Stadt C. und unser Leben sind in euren Händen.]

Ville de Comines.

Ordre du Général Commandant aux habitants de C.

1. Tous les hommes valides de 16 à 50 ans se rassembleront ce matin sur la Grande Place devant la Mairie, munis de bêches, pelles, et pioches à 9h et demie et se tiendront à la disposition du général.
2. Tous ceux qui se réfuseraient à l'ordre susdit exposeraient la ville et les habitants, aux mesures les plus sévères.

Digitized by Google

3. Tout acte d'hostilité et toute tentative de communiquer avec l'armée ennemie de la part de la population sera puni sur le champ par la mort et exposerait la ville et les habitants aux plus terribles repressailles.
4. La circulation sur tout le territoire de la commune est interdite et particulièrement aux abords de la Lys.

[Stadt Comines.

Befehl des kommandierenden Generals an die Einwohner von C.

1. Alle gefunden Männer von 16—50 Jahren haben ſich dieſen Morgen um 1/2 10 Uhr vor dem Rathauſe auf dem Hauptmarkte zu verſammeln, verſehen mit Spaten, Schaufeln, Hacken, und haben ſich zur Verfügung des Generals zu ſtellen.
2. Alle, welche ſich dem obigen Befehle widerſetzen, würden Stadt und Einwohner den ſtrengſten Maßnahmen ausſetzen.
3. Jeder Akt von Feindſeligkeit und jeder Verſuch des Verkehrs mit der feindlichen Armee ſeitens der Bevölkerung wird auf der Stelle mit dem Tode beſtraft werden und Stadt und Einwohner der härteſten Vergeltung ausliefern.
4. Der Verkehr iſt im ganzen Stadtgebiet verboten, ganz beſonders an den Ufern der Lys.]

Dies die harte Kriegsgeſchichte einer kleinen franzöſiſchen Grenzſtadt in Flandern, wie ſie dort die Anſchlagtafel am Rathaus erzählt. Hundert Tage des Bangens und Schreckens für die Einwohner, für die deutſche Armee gottlob Tage ſiegreichen Vormarſches.

Die Bevölkerung hat ſich loyal verhalten, die Stadt blieb von Zerſtörung verſchont. Die Kundgebungen des Bürgermeiſters darf man beſonnen nennen und der ſchweren Lage der Stadt angemeſſen. Die Frau des Bürgermeiſters hat in unſerm deutſchen Feldlazarett im Dienſte des Roten Kreuzes opferwillige Dienſte geleiſtet.

Digitized by Google

Weihnachten in Frankreich.

Von Freunden im Feld erhalten wir Bericht von Weihnachtsfeiern der Barbaren. Wir geben hier zunächst die von unserem Mitarbeiter Stählin, Professor der Geschichte an der Universität Straßburg, Hauptmann a. D., gehaltene

Ansprache in der Kirche zu M.

Landwehrleute! Liebe Kameraden!

Weihnachten vor dem Feind! Ein Volk in Wehr und Waffen feiert das Fest, das traute Fest der deutschen Familie, der Liebe, des Friedens mitten im Weltbrand.

Aber gerade heute wieder, wie schon so oft, drängt sich uns unwillkürlich die Frage auf die Lippen: wer hat diesen Brand angefacht, uns unsern Familien und Geschäften, unserm alltäglich vertrauten friedlichen Leben entrissen, uns Friedliebende mitten im Frieden überfallen? Und warum? Nun, unbekümmert darum, daß sich eine spätere Geschichtsforschung wahrscheinlich noch lange an der großen Frage abmühen wird, wie England, auf dessen Freundschaft unsre Politiker in den letzten Jahren nach Zeiten schon äußerster Spannung und Zuspitzung wieder gehofft hatten, schließlich dennoch gegen uns Partei ergriff — unbekümmert darum hat unser Volk längst die Antwort gefunden: russischer Machthunger, französische Rachsucht, englischer Handelsneid.

Die haben sich, drei Furien gleich, zusammengefunden, die haben, geführt von England, unserm heutigen schnödesten Feind, die am Balkanbrand entzündeten Fackeln über Europa, ja die Welt geschleudert. Seit einem Jahrzehnt schon, seit König Eduard von England seine Einkreisungspolitik begann, seit England mit Frankreich, seinem bisherigen Gegner in Afrika, mit Rußland, seinem stärksten und natürlichsten Gegner in Asien, sich zusammenschloß gegen Deutschland, seitdem bereitete sich das Ungeheure vor, das wir heute erleben.

Aber Kriege solchen Umfangs, Weltenwenden in diesem vollen Sinn des Wortes wie die jetzige haben ihre noch viel längere Vorgeschichte, und die Entwicklung unsres eignen Volkes und Staates läßt uns erst tiefer blicken und diese Summe von Haß, die sich gegen uns angesammelt, erst besser verstehen. Als andre Nationen sich eine Einheitskirche geschaffen hatten, lagen wir in konfessionellem Hader zerklüftet, als jene sich einen einheitlichen Staat ausgebaut hatten, hatte sich unter der verfallenden alten Kaiserkrone römisch-deutscher Nation ein unendlich vielgliedriges, buntes Sonderdasein ohne Einheit und geschlossene Macht entfaltet, so daß wir im furchtbaren Dreißigjährigen Krieg erlagen und zum Spielball der andern Nationen

Digitized by Google

wurden. Und an diesem Dreißigjährigen Krieg, dem verhängnisvollsten Einschnitt unsrer bisherigen Geschichte, haben wir in gewissen Nachwehen: der sozialen Zerklüftung, dem mangelnden Selbstbewußtsein vor ausländischem Wesen, gekrankt bis zum Beginn des heutigen Krieges. Wir haben zwar nochmals die Welt überschattet mit unserm eigensten Wesen, ganz am Ende des alten Reichs: in aller Zukunft unverlöschliche Sterne leuchteten auf, die große geistige Heerschar unsrer Dichter und Denker, Goethe voran, Träger höchster menschlicher Ideale, Führer der Menschheit. Aber die politische Macht war vollends dahin, und eben von dieser Zeit her nannten sie uns im Ausland, während sie unter sich die weite Welt verteilten, halb spottend das Volk der Dichter und Denker mit einem Anrecht — dem höchsten freilich nach unsrer Meinung — im Reich des Gedankens, aber mit keinem auf Erden. So traf uns die große französische Revolution und ihr größter Sohn und Vollstrecker Napoleon. Tausendfacher alter Kehricht, überlebtes, vermodertes Sonderwesen ward ausgefegt, deutsche Territorialstaaten von moderner, neuzeitlicher Art entstanden. Aber als der Völkerfrühling der Befreiungskriege verrauscht und das despotische Joch des Korsen in gewaltigem Ansturm abgeschüttelt war, da wurde doch die letzte und größte Hoffnung, die auf ein neues deutsches Reich nicht erfüllt. Das elende, ohnmächtige Gebilde des sogenannten Deutschen Bundes stand wieder unter ausländischer Garantie, unter ausländischem Einfluß. Und alle Versuche, der Jugend zumal, dann die Frankfurter Parlamentsbeschlüsse des Jahres 1848, sie endeten praktisch erfolglos; denn es stand keine politische Macht dahinter. Wir alle wissen, wie und durch wen unser neues Reich schließlich dennoch geschaffen ward: nicht durch Parlamentsbeschlüsse, um das bekannte Wort unsres Reichsgründers selbst zu gebrauchen, sondern mit Blut und Eisen. Und Bismarck hat das Werk vollbracht: in dem Kriegsjahrzehnt, in den Kriegen der Jahre 1864, 1866 und 1870.

Dann aber begann — nach dem Sieg über den freilich weit weniger als heute ebenbürtigen Gegner Frankreich — ein Wachstum unsrer Industrie, unsres Handels, unsres Reichtums, unsrer Macht von ganz wunderbarer Raschheit. Das Volk der Denker und Dichter, unter Preußens Führung, des politischsten und kräftigsten aller deutschen Einzelstaaten, endlich spät geeinigt, ward zum Volk der Wirtschafter, der Kaufleute, Techniker und ward gleichzeitig zum politisch denkenden und handelnden Volk. Mit alter Meisterschaft die verschärfte Spannung in den Beziehungen Englands zu Rußland und Frankreich ausnützend, hat Bismarck selbst noch sein Deutschland in die große Weltpolitik, Kolonien erwerbend, hinausgeführt. Unsre Handelsflotten befuhren die Meere, und unsre Kriegsflotte wurde unter persönlicher Führung Kaiser Wilhelms II. — eins seiner unvergäng-

Digitized by Google

lichen Verdienste! — weiter und weiter ausgebaut, aber nicht zur Bedrohung anderer, sondern bloß zum Schutz unsrer Handelsinteressen, die nun die Welt umspannten.

Aber eben so wurde vor allem Englands Furcht vor deutschen Angriffsgelüsten, die doch so unbegründet war, und Englands Eifersucht auf unsre wachsende Größe wach. Und lieber noch riefen sie — das ist das Schändlichste, was sie getan — Japan, den gelben Bundesgenossen, zu Hilfe, uneingedenk unsrer gemeinsamen Kultur und unsrer engeren Blutsverwandtschaft, als daß sie uns einen Platz an der Sonne mitvergönnten, den sich eine große Nation wie die unsrige nicht versagen kann.

Ich glaubte, das alles am heutigen Tage noch einmal in knappen Strichen aufweisen zu müssen, damit wir ganz verstehen, um was es sich heute handelt. Es ist ein von unsrem alten Schlachtenlenker Moltke vorausgesagter Krieg, den wir führen: innerhalb der nächsten 40 Jahre nach 1870 hätten wir, so sagte er, noch einmal um unsere Existenz zu kämpfen. Mit Recht hat man drei Stufen unsrer großen Kämpfe unterschieden: in drei Kriegen — einer immer größer als der andere — hat sich das neue Deutschland durchsetzen müssen und muß es sich durchsetzen; innerhalb Deutschlands selber 1866 der neue Staat mit der Verdrängung Österreichs, des alten Mitbewerbers Preußens um die oberste Macht in Deutschland, innerhalb Europas 1870 die neue Macht, innerhalb der Welt, heute, 1914, im Bunde auf Leben und Tod mit dem Gegner von 1866, die Weltmacht.[1])

Wir haben diesen letzten Krieg durchzukämpfen bis zum siegreichen Ende. Er ward unter großartigen Vorzeichen begonnen, unter einem Zusammenschluß aller Stände und Parteien unsres Volkes, wie er niemals zuvor eingetreten war, mit einer Opferbereitschaft an Gut und Blut sondergleichen und zugleich in tief sittlicher und politischer Erfassung der Lage und des Zieles. Auch uns, so hat man mit Recht gesagt, ist dieser Krieg, nicht nur unsern neuen Verbündeten, den Osmanen, ein heiliger Krieg. Und Großes ist schon erreicht: der Krieg von Anfang an in Feindesland getragen, so daß nur ganz geringe Teile unsres Reiches selbst vorübergehend heimgesucht waren; Belgien, der Form nach neutral, in Wahrheit aber an England und Frankreich verkauft, im ersten sieghaften Anlauf niedergeworfen; der französische Angriffsversuch gegen Osten durch die lothringische Schlacht vereitelt; französisch-englische Linien und Punkte in zäher, unermüdlicher Ausdauer erstürmt; die ganze russische Operation auf den Osten des Reiches und auf die Reichshauptstadt Berlin, wo der Gegner in vorzeitigem Siegesübermut Weihnachten zu feiern gedachte, von einer genial geführten Minderheit zunichte gemacht, die Moskowiter selbst in die Verteidigung geworfen,

[1]) Vgl. E. Marcks, Wo stehen wir? (Der Deutsche Krieg, 19. Heft, S. 10.)

Digitized by Google

unermeßlich die Beute an Gefangenen und Geschützen und Kriegsmaterial. Es ist Großes, was erreicht wurde. Aber noch Größeres, Endgültiges muß folgen in diesem Krieg von unerhörter Ausdehnung, auf diesen Schlachtlinien von unerhörter Länge, auf denen die Völker selbst, wie ungeheure Raubtiere mit den Zähnen ineinander verbissen, stehen von Belgien bis herauf zu den Vogesen.

Wir dürfen uns mit keinem Scheinfrieden begnügen, hinter dem nur ein zweiter Krieg lauern würde, sondern wir brauchen den wirklichen Sieg, dem dann der wirkliche Friede folgt. Unser eigenes Volk will und fordert es nicht anders.

Den aber können wir nicht haben, wenn nicht neben Gottes Segen und zielbewußter oberer Führung jeder einzelne davon durchdrungen ist, seine Pflicht zu tun bis zum letzten Ende, bereit sich zu opfern, sein Einzeldasein, das kleine, für das große Ganze. Kann uns denn etwas begegnen, das nicht aus Gottes Hand kommt? Und ist nicht das gerade jetzt schon das köstlichste Geschenk aus seiner Hand, für uns und jeden einzeln unter uns: Hinausgehoben zu sein über unser alltägliches Dasein durch diesen Krieg, so blutig und schwer er auch ist, und durch die Teilnahme an ihm, und opfern zu dürfen unser Können, unsre Kräfte, wenn es sein muß, das Leben, für das Große, Ewige: die Nation und ihre Geschicke.

Das ist das Geschenk, das uns geworden ist, auch uns hier versammelten Landwehrleuten, die wir noch an keinen größeren Kämpfen teilnehmen durften. Seiner wollen wir eingedenk sein an diesem Tag der Geschenke, am Geburtsfest dessen, der sein ganzes Leben von der Krippe zum Kreuz zum Opfer dargebracht hat für viele.

In diesem Sinne treten wir, ein Volk in Waffen, unter den Weihnachtsbaum, wie sich unsre alten Vorfahren, die Germanen, als Gefolgsleute ihres Heldenheilandes fühlten. Und in diesem höchsten Sinne feiern wir inmitten des Hasses unsrer Feinde und der Schrecken des größten aller Kriege, den die Weltgeschichte gesehen, dies Fest der Liebe, von Liebe überströmt in den Gaben und Briefen unsrer fernen und doch heute so besonders nahen Angehörigen und Freunde. Über sie hinaus aber gilt unsre Liebe unsrer nationalen Art und Sitte, unsrer Heimat, unsern Volksgenossen aller Stände, unsren Kameraden, die mit uns kämpfen, unsern gefallenen Helden zu Wasser und zu Land, auch denen aus unsren eignen Reihen; sie gilt König, Kaiser und Reich; sie gilt unserm Schicksal, unserm Gott.

Der schenke unsrer gerechten Sache den Sieg, der verleihe uns zum neuen Jahr ein größeres, ein freieres, ein noch herrlicheres Deutschland. Das walte Gott!

Digitized by Google

Unſer Freund Max Dingler, der als Sanitäter in Péronne ſteht, hat das folgende Spiel verfaßt und mit ſechs anderen Sanitätern (im Zivilberuf teils Künſtler, teils Holzknechte) am Weihnachtsabend vor den Verwundeten im Kriegslazarett Péronne aufgeführt.

Weihnachtsſpiel.

Der Weihnachtsengel — Kunz, ein Hirte
Der Teufel — Sepp, ein Hirte
Der Tod — Lippl, Hirtenknabe
Ein Soldat.

Erſte Szene.

Vor Aufgang des Vorhanges ſpielen Flöte und Violine ein Weihnachtslied. Die Szene zeigt ein winterliches Feld. Drei Hirten ſchlafen. Abend. Tod und Teufel treten unmittelbar nach Aufgang des Vorhanges von beiden Seiten auf.

Teufel: Ich bin der Teufel.
Tod: Ich bin der Tod.
Teufel: Sahſt du am Abendhimmel das Rot?
Sahſt du die Wolken bluten und glühn?
Zehntauſend Schatten drüber ziehn?
Tod: Ich ſah ſie. Alle in einer Schlacht
Wurden ſie mir zu Vaſallen gemacht.
An der belgiſchen Grenze der weiße Stein
Wetzte mir die Senſe fein.
Teufel: Hei, das war ein fröhliches Freſſen!
Will's in tauſend Jahr nicht vergeſſen.
Meine Großmutter mit der Höllenlaterne
Leuchtete in den Tanz von ferne;
Da mußte ſie lachen wie ein Bock
Und ſchwenkte über dem Hintern den Rock.
Tod: Zins auf Zins gibt Wucherlohn.
Tauſendmal tauſend gibt eine Million.
Sie ſollen ſchießen und brennen, die Laffen —
Zehn Millionen will ich erraffen!
Teufel: Zehn Millionen! Welch ein Spaß!
Gevatter Tod, ich lad mich zum Fraß.
Will auch mitſchmatzen, will auch mitſaufen!
(Er ſchnuppert in die Luft.)
Tod: Was tuſt du durch die Luft hinſchnaufen?
Teufel: Bei meinem Wedel! Es ſtinkt etwas.
Haſt du's nicht auch ſchon in der Naſ'?

Digitized by Google

Tod: Es ſtinkt.
Teufel: Es ſtinkt — und klimpert — Süßliche Dämpfe —
Im Halſe ſpür ich Huſtenkrämpfe —
Alle Wetter, das macht Beſchwerden.
Gevatter, es ſtinkt nach — Frieden auf Erden!
Tod: Halt ein! Verfluchtes Wort — halt ein!
Teufel: Wollt' auch, es könnte ein andres ſein.
(Sanfte Muſik beginnt.)
Aber es ſteigt mir in die Naſe
Von fern ein Auspuff himmliſcher Gaſe;
Zum Speien kitzeln die eklen Gerüche
Aus der verdammten Engelsküche.
Tod: Auch mir wird's läſtig; es bringt den Tod
Frieden auf Erden ums liebe Brot.
Teufel: Fort, fort in eine beſſere Luft,
Wo Pech und Schwefel praſſelt und pufft!
(Beide ab. Die Muſik dauert an. Mit ihren letzten Tönen erſcheint im Hintergrund der Weihnachtsengel, im Licht und monumental. Wie die Muſik aufhört, beginnt das Erwachen der Hirten.)

Zweite Szene.

Kunz (erwachend):
Aaah! Was iſt denn um mich her,
Als ob die ſchönſte Muſik wär?
(Stößt den Sepp.)
He! Heda!
Sepp: No! Is's denn ſcho gfeit?
Kunz: Seppl, der Tag is nimmer weit.
Lippl: Haha! Der Tag wär nimmer weit.
Derweil iſt's ſchon bald Abendzeit.
Kunz: So ſieht man doch kein' Abend nicht,
Iſt ja alles voller Licht.
Lippl (den Engel gewahrend und erſt erſchreckend):
Hu! Schaut nur! Schaut nur!
Sepp: Saprawalt!
Was is denn das für eine G'ſtalt?
Lippl: Red du ihn an!
Kunz: Red du ihn an!
Lippl: Halten zu Gnaden — biſt du ein Mann?
Oder biſt du eine Frau?

Digitized by Google

Kunz: Pst! So beschau ihn doch genau!
Was gilt die Wette? Ich halt's für gwiß,
Daß er ein Engel vom Himmel is.
Lippl: Bischt ein Engel oder net?
Und wenn du einer bischt, dann red!
Engel: Ihr lieben Leute, hört mich an!
Ein großes Glück kam euch heran.
Kunz: Ein großes Glück?
Lippl: Ein Glück von wem?
Engel: In einem Stall zu Bethlehem
Da ist uns großer Segen worn;
Da ward der Welt ein Kind geborn,
Das uns erlöst vom Sündenfall.
Lippl: Zu Bethlehem?
Kunz: In einem Stall?
Engel: Es führt dorthin ein weiter Weg,
Der führet über Stein und Steg.
Ihr möchtet wohl den Weg verliern,
Wär nit am Himmel ein Gestirn.
Der Stern, der weist euch alle Stunden,
Bis ihr das Hüttlein aufgefunden,
Darin ihr schauet euern Herrn.
Kunz: Den weiten Weg?
Lippl: Ein heller Stern?
Engel: Und wenn ihr bei dem Stalle seid,
So leget ab das staubicht Kleid
Und werst euch vor dem Kinde hin
Und betet's an mit frommem Sinn.
Was ihr besitzt an Gütern gar,
Das bringet all dem Kindlein dar
Zu seiner höchsten Ehr und Zier!
Kunz: Das wollen wir!
Alle drei: Das wollen wir!

(Der Engel verschwindet.)

Dritte Szene.

Sepp: Nach Bethlehem, da wolln wir ziehn.
Lippl: Doch sagt, wo ist der Engel hin?
Ich sehe nur ein Lichtlein fern.
Kunz: Das ist der Stern!

Digitized by Google

Lippl: Das ist der Stern!
Kunz: Ihm folgen wir bis zu dem Kind,
Das aller Welt den Frieden gwinnt.
Sepp: Aber was willst denn, dummer Bua?
Mir ham ja do net Gaben gnua!
Lippl: Da ist ein Käs. Und hier ein Wein.
Das wern wohl feine Gaben sein!
Kunz: Und hier ne Wurst!
Sepp: I hab im Sack
Grad no a Bris Brasiltabak.
Lippl: Geh, du Lackl, was machst für Dinga?
Den kannst do net dem Kindl bringa!
Sepp: Aba bals groß werd, dumma Bua!
Lippl (ihn nachäffend):
Aba baks groß werd —
Kunz: Jetzt gebt's a Ruah!
Wollt ihr gar anfangen streiten?
Wir müssen die Reise vorbereiten!
(Während er in seinem Ränzlein weiterkramt)
Zwei wollne Strümpflein, ein leinen Hemd;
Wann ihr das alles zusammennehmt,
Sind wir auch reich auf unsre Weise.
Lippl: Juchhe! Ich freu mich auf die Reise.
(Er hüpft vergnügt umher. Das Hüpfen geht in einen Tanz über, der von einer munteren Musik begleitet wird.)

Vierte Szene.

Während des Tanzes, bei dem die andern teils zusehen, teils ihre Ränzlein packen, kommt der Soldat auf die Bühne. Feldgrau. Gewehr über der Schulter. Raucht eine Pfeife. Sieht dem Ende des Tanzes zu und spricht erst, nachdem dieser zu Ende

Soldat: Ja Herrgott Sakra, was waar denn des?
Kunz: Nun auf den Weg! Nun zu dem Kind,
Das aller Welt den Frieden gwinnt!
Soldat: Halt! Wer da?
Sepp: Oha!
Lippl: Je, der hat a Gwehr.
Soldat: Jessas, da Seppl! Hab die Ehr!
Kunz: Servus!
Soldat: Servus! Aah, da Kunz! Ja, was waar denn des?
Lippl: Bischt no net gschossen worn?

Digitized by Google

Soldat: Na, seit fi nix. Aber mir san scho schwaar neikemma, mei Liaba!
Sepp: Magst a Bris?
Soldat: Wia, tua oane her! — Saarbrücka, gel?
Sepp: Naa, is scho a Schmalzla.
Soldat: Herrschaft Seiten! Ja, mir san scho schwaar neikemma. 's erschtemal bei Baccarat drunten, da hat's gschnellt, mei Liaba! Da san ma in an Wald g'legn, net, i und da Feldwebel und no zehn Mann. Na hat's ghoaßen, mir solln vorgehn, auf a Haus hin, net. Hergschossen hams wia da Teifi, Granatn und Schrapnöi und Infantrie und Maschinagwehr — grad gstunka hats vor lauta Schiaßn. Sogar auf die Baam hams d'Maschinagwehr drobn ghabt, die Luada, die verreckten. Net, und na ham ma viira müassen. No, und na samma viira. Net, da ham ja mir nix kennt. Und wia mar an a so an Grabn hinkemma, glei hinter den Wald, verstanden, sagt da Feldwebel: Bluatsa, sagt a, etz kriagn ma Seitenfeuer aa no!
Kunz: Seitenfeuer?
Soldat: No ja, halt Feuer von der Seiten. Etz is's recht, sagt da Feldwebel. In Deckung! sagt a, sunst is's gseit, hat a gsagt. Na san ma in den Grabn nei.
Lippl: War a tiaf, der Grabn?
Soldat: Tiafa scho, wia du. Daß ma uns halt grad schön ham decken könna. Geh, tuar a Feua her!
Sepp: Sä!

(Soldat zündet seine Pfeife an.)

Soldat: So. Brennt scho. No, und wia ma da drin liegn, kemma von links so a Stucka vierzg Franzosen daher. Verstehst, so hinta die Baam. Bluatsa! Und ganz nachat scho, verstehst. Und mir hamma scho drei Verwundete ghabt. Siebne gegn vierzge. Etz is's recht! Aba da Feldwebel, der kennt da nix, unsa Feldwebel, der hats glei ghabt: So, etz tuats d' Waffenröck aba, sagt a, und d' Gwehr weg, und d' Knicker aussa, sagt a, da Feldwebel, und brülln müaßts für hundert, hat a gsagt. Und mir d' Lattn hintre, und 'n Rock aba und 's Vereinszeichen aus'n Stiefi, und gschrian wia bsuffn und nix wia raus! Herrschaft Seiten! Aba, mei Liaba, die ham gschaugt, wia die bayrischen Löwen kemma san. Und mir — da is a Kirta nix dagegn, hast ghört.
Sepp: Habts grafft?
Soldat: Naa, sag i! Aba net lang, na hams d'Händ aufghobn. „Pa-

Digitized by Google

tron Muſiö! Patron Muſiö! Uuulala!“ Na hammas gſangt. Kaafts Radi, mei Liaba!

Kunz: Alle vierzig?

Soldat: Was? Vierzig? Alle ſechzg Stuck!

Sepp: Sechzg?

Soldat: Ja, könna achzg aa gwen ſei.

Kunz: Uuulala!

Soldat (zu Sepp): A Bris tua her! Ja, und oan hab i grad no gſehgn, ſo an Bluatskerl, ſo an hundshäutigen, der hätt von an Baam runta auf unſre Verwundeten gſchoſſen. Aba dem bin i kemma, verſtehſt. Den hab i ma runtagſchüttelt wiar a Zwetſchben, verſtehſt. Und wiar a herunten glegn is, na han i ma'n wieder aufklaubt. So, ſag i, du Baazi, auf Verwundete ſchiaßen, ſag i. Na hab i eahm links oane runtaghaut, und na rechts oane, und na hab i eahm 's Meſſa durchgrennt. Der hat ſei dumm gſchaugt. So a Baazi, ſo an ausgſchaamta!

Sepp: Ja, ja, Luadern hans.

Soldat: Ja, ſo is die Gſchicht gwen, wia ma die hundert Franzoſen gfanga ham. — Was habts denn da? An Schnaps?

Sepp: An Wein.

Soldat: Wia, tuar oan her, der paßt ma grad. Etz kimm i ſo wieder auf vier Täg in' Schützengrabn. Und a Wurſcht — ja, Bluat von da Katz!

Kunz: Nein! Nein! Nix für dich. Das ſind ja unſre Gaben für das Kindl in Betlehem.

Soldat: Kindl? Betelheem?

Kunz: Zu dem wir jetzt reiſen. Haſt du noch nichts davon gehört? Der Heiland iſt uns geborn, der der Welt den Frieden bringt.

Soldat: Was? Nix Frieden! Mir ſamma ja mitten im Krieg.

Kunz: Aber Frieden wirds! Der Engel hats uns ſelbſt geſagt, daß jetzt der Heiland auf die Welt gekommen iſt.

Sepp: Gehts zua, Leut! Mir müaſſen auf d' Reis!

Lippl: Ränzeln packen!

(Sie rüſten ſich zum Aufbruch.)

Soldat: Warts a wengl, da muaß i do no ſchaugn, ob i nix beiſteuern kann. (Sucht ſeinen Torniſter durch.) Werd zwar ſchlecht ausſchaugn. An Kommiß hätt i halt. Sä! Oan Barras. Da is no oana. Nehmts as nur glei mit! So, etz tummelts enk, ſonſt ſans ganz altbacken, bis's auf Betelheem kemmts.

Kunz: Pfüat God!

Digitized by Google

Sepp: Pfüat God, Michl!
Soldat: Servus! Gel, und kemmts guat zruck!
(Die drei Hirten gehen ab.)

Fünfte Szene.

Soldat (ihnen anfangs noch nachsehend):
Und grüaßts des Kindl aa von mir!
Sagts halt, von den boarischen Pionier,
Und sagts, mir hauns scho brav umanand,
D'Franzosen und d'Russen und's Engeland! —
Mir müassen no koan Frieden habn.
Unsa Hoangart is da Schützengrabn;
Da schlaf' ma am Stroh und liegn auf'n Loam
Und denken an die Leut dahoam,
Die in da großen Hausstubn hinten
Vorn Tannabaam stehn und d'Lichteln anzünden.
Und d'Muatta schmunzelt — und da Franz
Spielt auf da Zither an Haberertanz —
Und d'Resi geht von der Kuchl durch d'Halln
Und laßt 's Tella mit die Lebzeltn falln —
Ihr Herz is halt bein Michl drauß.
Ja, ja, mir waarn scho aa gern zhaus
Bei'n Derndl und bei'n Tannabaam —
No, bal ma firti san, kemma ma haam.
Und geht aa der Kriag no ins neue Jahr,
Bis zum nächsten Christkindl is a scho gar.

Auf Wache in Frankreich.

Der Bildhauer Professor Fritz Behn, Leutnant beim Stab einer Reserve-Division, schickt uns diese Schilderung aus der Zeit der mißglückten Joffreschen Offensive, während der unsere Verluste zwar größer waren als sonst, jedoch gering im Vergleich zu den ungeheuern französischen Verlusten an Menschen- und Artilleriematerial.

Unsere Front im Westen ist etwa 500 Kilometer lang — bald drei Monate liegen wir da den Franzosen gegenüber. Von einem Kilometer dieser Front will ich erzählen und von dem, was sich dort in zweimal 24 Stunden zutrug.

Pfeifend gehen einige Blindgänger der feindlichen Artillerie über uns hinweg — schlagen in den weichen Ackerboden neben uns ein — als wir uns an der Sammelstelle gliedern für die Ablösung des Grabens 1—6.

Digitized by Google

Wir haben von hier aus noch etwa eine Stunde Marsch bis zum Bereitschaftsort im Dorf N. Ein dunkler regnerischer Abend, noch dunkler hebt sich die Masse unsrer Mannschaft vom Himmel ab, ein feierlicher, ernster, schwerer Zug, stumm geht er in die Nacht hinaus. Da am Horizont vor uns eine Rakete, ein tagheller Schein verbreitet sich, wie eine Sonne bleibt die Kugel am Himmel stehen und beleuchtet die Nacht — „alle Leute stehen bleiben" — dann sieht uns der Feind nicht. Weiter.

Nach kurzem Marsch wieder eine Rakete — Stehenbleiben — weiter durch den aufgeweichten Hohlweg. Vor uns gespensterhaft einige Häuser, ein Dorf, unser Ziel. Leere Mauern, leere Fensterhöhlen rechts und links — die Schritte der Kolonnen hallen hohl wider — Schutthaufen, Steine auf der Straße, Barrikaden, große runde Löcher in den Steinmauern — eine hohe Wand reckt sich zum Himmel hinauf — davor ein ungeheurer Schutthaufen: das war die Kirche.

Wir halten vor einem kleinen einstöckigen Haus in einer Seitengasse. Wir Offiziere gehen durch einen Torweg in das Hintergebäude. Eine niedere Küche, darin Soldaten und zum Trocknen aufgehängte Kleider. Im nächsten Raum beim Schein einer Kerze ernste blasse Männergesichter, die Offiziere die wir ablösen.

Rapporte, Befehle. Ein Offizier sagt mir währenddessen: „es war fürchterlich, seit zwei Tagen ständig mit schwerer Artillerie beschossen." Im Fenster sieht man ein großes Loch, durch das ein Sprengstück ins Zimmer flog. Draußen donnert und heult es von neuem. Ein zischendes Sausen durch die Luft, man zuckt zusammen, wie wenn man mit dem Arm abwehren wollte.

Die Offiziere, die wir ablösten, brechen auf. Andere aus den Gräben kommen herein. Alle haben diesen unvergeßlichen flackernden, glasigen Blick — den Blick sieht man immer wieder bei Leuten, die gerade im Feuer waren. Ein junger Leutnant erzählt: „Eine Granate schlug eben, als ich schon mit meinem Zug im Verbindungsgraben war, vor mir ein; zwei Mann wurden zerfetzt, ihre Glieder flogen umher, ich selbst wurde durch den Luftdruck zur Seite geworfen. Einige Schritte weiter: wieder ein Volltreffer, ich werde nach vorn geworfen, einige Leute schwer verwundet." Ein anderer Offizier, lehmbeklebt, muß sich erst hinsetzen, hustet: „Eben hat es wieder bei uns eingeschlagen, mehreremal; heute nacht in meinem Graben drei Mann tot, fünf verwundet." Blasse Gesichter, glasige Augen, die flackern.

Die Ablösung macht sich bereit. „Alles Gute." — „Danke."

Währenddessen furchtbares Artilleriefeuer draußen, es kracht und heult mit diesem eigentümlichen, nachhaltigen, auseinandersprengenden Krachen,

Digitized by Google

es saust singend über unser Haus hinüber, einen Augenblick Aufhorchen, der Einschlag nun hinter unserem Haus. Unaufhörlich kracht und donnert es, brüllt es, zerfetzt die Luft, bricht sich an den Mauern der umliegenden Häuser. Vom Giebel gegenüber stiebt es gegen unsere Fensterscheiben. Aber man gewöhnt sich daran, man zuckt nicht mehr zusammen wie bei den ersten Schüssen. Nach dem Abendessen legen wir uns in unserem Schlafsack unten im Keller in ein Eck. Eine Höhlenwohnung, in der Mitte der Raum für das Telephon. Seitwärts in dem Lehmgrund vertiefte Nischen. Im Schlaf hört man die klagende Pfeife des Telephonsignals, das Gespräch der Telephonisten, das verworrene Krachen der Geschütze und Geschosse, die ganze Nacht bis zum frühen Morgen.

Die Straßen von gestern sind beim kalten Tageslicht ihrer Romantik entkleidet, nackte elende Zerstörung ringsum, kaum ein Haus, eine Mauer, in das die Geschosse keine Wunden gerissen hätten, atemraubende Leere, der Hauch des Todes überall. Hier aus diesem Haus ist die ganze vordere Wand herausgesprengt, im Hintergrunde im Eck des Zimmers steht ein aufgeputzter Weihnachtsbaum. „Friede auf Erden." Ein kurzes Stück Landstraße, mit den charakteristischen „Trichtern" der Geschoßeinschläge, man zählt: eins, zwei, drei, vier, jawohl, genau in einer Reihe, wunderschön gezielt. Ein anderes Dorf anschließend, darin Steinhaufen, Barrikaden, zusammengeschossene Mauern und Dächer, hier ging's noch ärger zu!

Durch ein Mauerloch, in Deckung, in den Verbindungsgraben. Links liegen Möbel im Kohlgarten, blau angelaufen der Kadaver eines Schweines. Tiefes Wasser. Der eigentliche Schützengraben beginnt. Tiefes Wasser, bis ans Knie. Wer weiß, wenn er liest: „Unsere Helden im Schützengraben" oder: „Humor im Schützengraben" — wer weiß, was das eigentlich heißt? Könnt Ihr Euch eine Vorstellung machen von dem Gewirr, dem Hin und Her, dem Labyrinth glitschiger enger Lehmgräben, etwa mannstief, unten voller kotigem Wasser, oben mit der schwachen Erderhöhung, die immerfort mahnt: Kopf hinunter, es pfeift hier überall, zu jeder Minute, von feindlichen Gewehrgeschossen? Kennt Ihr die kleinen hinterlistigen Schießschlitze, in die die festgeschraubten Gewehre des Feindes gegenüber ebenso boshaft hineinzielen, wie die unsern wachsam von Zeit zu Zeit hinausschießen; die zusammengefallenen Unterstände, vom Regen aufgeweicht, die Kotgräben, die phantastischen Nischen, aus denen du ein Paar Stiefel hinausragen siehst, eines Mannes, der zusammengekauert schläft? Kleine Nischen wieder, in denen die lehmbeschmutzten Patronen liegen, liebevoll mit Stoffetzen bedeckt, daneben ein Gewehr, am Verschluß liebevoll mit Wolle zugebunden. Ein bärtiger Soldat, der neben der Schießscharte steht, eingewickelt in Wolle, von unten bis oben eingepflastert in

Digitized by Google

eine dichte gelbe Schicht Lehm. Weiter, dasselbe Bild, aber hier, wo der Boden etwas trockner ist: eine Blutlache; du siehst um die Ecke: ein Toter, von der vorigen Nacht. Sein Gesicht ist zugedeckt, man konnte ihn noch nicht fortschaffen. Daneben gleichmütig ein Soldat, der neben der Schießscharte steht, eingewickelt in Wolle. Der Kommandeur frägt: „Wie weit ist von hier der Franzos?“ „200 Meter.“ Über die Stacheldrahtverhaue draußen fliegt unser Blick hinüber über das Rübenfeld; dort, wo man einen hellen Streifen sieht: der Aufwurf des feindlichen Schützengrabens. Weiter drüben, am Horizont, der Kirchturm von St.-E., wo die feindliche Artillerie beobachtet.

Es kracht bald rechts, bald links, man duckt sich, schaut über den Grabenrand, große dunkle Wolken zeigen die Einschläge der feindlichen Granaten; sie schießen immer noch auf unsere Gräben. Seit gestern mittag. Der Major fragt einen anderen Mann: „Wie war's hier in der Nacht, haben sie fest hergeschossen mit Artillerie?“ „Ach, wegen dem bissel Artillerie, aber das Wasser!“ Wir sind im Offiziersunterstand: mit Bohlen fest gezimmert. Sogar ein Barometer an der Wand. Und ein Bild aus der Jugend. „Wie war die Nacht?“ „Nichts Besonderes, Herr Major, sie haben die ganze Nacht geschossen. Nachmittags versuchten sie einen Angriff, sie kamen aber nicht weit aus den Gräben heraus, unsere Artillerie deckte sie gleich zu.“ Derselbe glasige flackernde Blick, aber die Kinnbacken fest aufeinandergebissen.

Ein anderer Verbindungsgraben, noch nicht ganz fertig, wir müssen gebückt gehen, aber: ratsch, dicht vor uns eine Granate, man hat uns schon wieder gesehen. Weiter.

In den Hohlweg und die letzte Strecke zum Dorf über das offene Feld. Wie sie beobachten, die Kerle — großartig. Schon liegt vor uns eine Lage Schrapnells. Die nächste näher. Wegen uns armen vier Leuten! Dies boshafte, zornige, rachsüchtige Krepieren der Schrapnells, das dem Herzen des Mutigsten einen kleinen Ruck gibt. Wir gehen weiter, auf die ersten Häuser des Dorfes zu — ratsch — da warten wir in Deckung. Gehen dann weiter auf der Straße, wieder eine neue Lage. Die Kerle verfolgen uns. Dann nach 200 Meter in den Keller einer Brauerei. Dort, im Unterstand der Pioniere, ist noch etwas zu besprechen. Wenn auch Granaten die Decke durchschlagen könnten, man hat doch das Gefühl der Sicherheit. Es kracht rechts und links draußen auf der Straße, das gilt uns!

Dann gehen wir wieder zurück ins Dorf, den Weg von heute früh: die zerstörte Straße, die Schutthaufen, die verwundeten Häuser...

Nachmittags wird das Bombardement so stark, daß wir in den Keller gehen. Aber das Schießen regt einen schon nicht mehr auf. Wie man sich daran gewöhnen kann, wie man abstumpft. Unser „Koch“, der selbst nicht

Digitized by Google

mehr weiß, ob er zwei oder sechs Wochen hier oben ohne Ablösung ist, geht überhaupt nie in den Keller hinunter.

Der Major läßt einen Leutnant der Artillerie, der in einem andern Haus wohnt, zu sich bestellen. Die Ordonnanz kommt zurück: „Herr Leutnant bittet um Entschuldigung, wenn er nicht gleich kommen kann, aber eben hat eine Granate in sein Haus eingeschlagen, zwei Mann tot, fünf verwundet."

Man telephoniert mit der Brigade. Plötzlich reißt das Gespräch ab, ein Geschoß hat die Leitung — zum wievielten Mal in diesen Tagen? — durchschlagen. Telephonisten müssen hinaus und die Stelle suchen, — zum wievielten Mal? Draußen kracht und donnert es unaufhörlich. Es pfeift der Wind mit den Granaten um die Wette. Der Regen klatscht auf dem Straßenpflaster. Ich muß an „Makbeth" denken, das kommt mir vor wie ein Puppenspiel. Wir gehen wieder schlafen, in unseren Schlafsäcken, hinunter in den Keller. Durch unsere Träume geht das melancholische Trompeten des Telephons, das Donnern der Artillerie....

Früh, im Dunkeln noch, wieder durch die öden Straßen, in andere Gräben, in das gleiche Wasser, die Mannschaften stehen in den Gräben wie gestern, es regnet weiter, es schießt weiter. Man achtet nicht mehr darauf.

Abends sieben Uhr kommt die Ablösung, die Offiziere aus den Schützengräben kommen wieder herein, wie bepackt mit Lehm. Die Neuangekommenen berichten nebenbei: „An der Sammelstelle sind wieder Granaten eingeschlagen, mehrere Mann tot, noch mehr verwundet." Rapporte, Befehle; wir machen uns auf den Weg heimwärts, durch die nächtlichen Straßen. Der Mond scheint das Grausen ringsum zu mildern, auf der Landstraße treffen wir die abgelösten Kolonnen der benachbarten Division, stumm, schwer, lehmbepackt. Heimwärts!

Nur zweimal 24 Stunden! Welch tausendfacher Tod, welche Not, Härte, welch tausendfacher Mut ist in diesen wenigen Stunden eingeschlossen? Ich erzählte nur von einem Kilometer, Graben 1—6.

Eben fährt wieder ein Leiterwagen mit singenden Leuten an meinem Quartier vorüber — die abgelöste Mannschaft der Kavallerie aus dem Schützengraben 1—6.

Digitized by Google

Hundert Tage Gefangene in Frankreich.

Von Fanny Hoeßl in München.

Wohl hatten die Bomben, die in Serajewo geworfen worden, auch in München die Herzen erbeben gemacht, doch, — „das sollen die da unten unter sich ausmachen", dachte ich wie die andern und schnürte sorglos mein Bündel zur lang ersehnten Ferienreise nach dem Süden Frankreichs, begleitet von meiner Schwester. Am 24. Juli traf ich in Lyon ein. Am nächsten Sonntag nachmittag blickte ich von Fourvière aus, dem berühmten römischen Hügel, hinunter auf das herrliche Stadtbild. Wie ich so verzückt in Schauen war, hörte ich hinter mir häßliches Geschimpf: Ces Allemands finissent par nous embêter, hieß es. Und nun erzählte einer dem andern, wie die sales boches beim letzten Autorennen weitaus die Ersten gewesen wären — „aber sie werden so bald nicht wieder uns den Preis abringen wollen, wir haben sie fast gesteinigt", hieß es weiter. Empört schritt ich zur Stadt hinunter. Da flutete auf dem großen Platz Bellecour eine erregte Menge auf und ab, die bereits Kriegsgerüchte vernommen hatte. Schreckensbleiche Gesichter sah man überall und schon standen Reihen von Polizisten bis auf die Zähne bewaffnet vor jedem öffentlichen Gebäude. In dieser Nacht war die erste Kundgebung, die sich nun zehn Nächte hindurch wiederholen sollte. Ich wohnte zwar in einer Vorstadt und doch hörte man mit klopfendem Herzen die gellenden Verwünschungen Stunden und Stunden lang: „Conspuez Guillaume, Guillaume à mort, A bas Berlin" heulte es ununterbrochen. Die Lampen schwangen mit der ungeheuren Tonwelle, die Saiten der Instrumente zitterten es mit, im Telephon klang es nach: „Guillaume à mort". So müssen die Verdammten in der Hölle fluchen. Scharfer Brandgeruch zog durch das Fenster und als ich es schloß, glühte es rot herunter vom Hügel la Croix Rousse, dem Viertel der canuts, wie man hier die Seidenarbeiter heißt. Da brannten wohl die deutschen, die elsässischen Firmen lichterloh und ihre Besitzer verkrochen sich in irgend einem dunkeln Winkel. Beruhigende Plakate wurden in den nächsten Tagen angeschlagen, auch die deutschen Sozialisten forderten die französischen Brüder auf, Frieden zu halten, dann kam die Ermordung von Jaurès, dem vermutlichen Urheber dieser Plakate, und die Freisprechung von Mme. Caillaux, deren Gatte u. Cie., die Fürsprecher des Krieges waren und Poincaré die Unterstützung ihrer geraubten Millionen zugesichert hatten, wie das allgemeine Gerücht lautete.

Noch immer zögerte ich zu fliehen und meinte wie alle, es würde noch anders werden, kannte ich doch die ritterliche Nachgiebigkeit unseres Kaisers. Am 29. Juli speiste ich abends voll froher Hoffnung in angesehener Gesellschaft mit membres de l'Académie des sciences — über deren Unwissenheit in politischen Sachen ich mich entsetze. Der eine meinte: „der Kaiser braucht dem Franz Josef nur zu sagen, er solle sich ruhig halten und dieses große Volk der Serben nicht länger quälen. Warum hat man ihnen Bosnien und die Herzegowina genommen?" — Pardon, meinte ich, die beiden Länder haben nie zu Serbien gehört. Serbien ist ein Königreich seit 1820, von einem Schweinefürsten gegründet. „C'est une jolie légende", lächelte ein

Digitized by Google

zweiter Akademiker. — „Bosnien ist das Elsaß-Lothringen der Österreicher", fügte ein Dritter hinzu. Und wenn auch der Kaiser Friede will, sein Sohn, der Kronprinz, braucht Krieg, um sein Lotterleben zu verbergen. Nun fuhr ich ganz auf: „Das ist nicht wahr und dann die Favoritinnen von Ludwig XIV. haben Frankreich hundertmal weniger gekostet als nun die Maitressenwirtschaft der führenden Republikmänner." Ich stritt mir den Kopf rot, um meinen Kaiser zu verteidigen und zu meinem Schaden, denn keiner dieser Herren fand es später der Mühe wert, meine flehentlichen Bitten um eine warme Decke, um ein bißchen Wäsche, um eine kräftige Empfehlung zu beantworten. Nun packte ich aber mein Kofferchen. Über der Grenze waren wir ja gleich im Notfalle. — Aber die Rechnung war ohne den treulosen Wirt gemacht. Am Samstag, den 1. August war die Mobilmachung angeschlagen und zugleich in Riesenlettern die Aufforderung an alle Fremden, die Stadt zu verlassen. Bei Morgengrauen fast stand ich am Bahnhof mit meiner Schwester, nur mit einer kleinen Handtasche, denn jetzt war mir doch bang geworden. Hundertmal schon hatte ich rechts, links, von allen Seiten murmeln hören: „Les boches à la lanterne!" Vergebens wollte ich mich durchdrängen und in den Gepäckwagen kriechen. Man faßte mich ab und ein höherer Beamter knirschte: „Il fallait prendre l'avis au sérieux et partir avant!" — Quel avis? Welche Warnung? Will Frankreich den Krieg? Wer sonst? — „Assez! Sie kommen nicht fort!" — Ich ahnte mein Schicksal, floh zu meinen Akademikern, die gerade von einem Zeppelin erzählten, der — man höre und staune — schon am 2. August über Lyon geflogen und von einem Blériot angegriffen war. Ein Ingenieur de l'Ecole Centrale versicherte, der Zeppelin wäre glatt durchschnitten worden, wie mit einem Federmesser, „comme avec un canif — ohne Kante." Ich wartete, ob einer der Herren da nicht widerspräche. Ich sah nur triumphierende Blicke. — Der Präfekt, intimer Freund dieser Herren — verkündete durch das Telephon den ersten Zug Gefangener. Und dies mit voller Wahrheit: Am 1. August hatte man in den Grenzdepartements der Vogesen alle Deutsche und Elsässer gefangen genommen, Männer, Greise, schwangere Frauen und Kinder, 1200 an der Zahl und nach Lyon verladen, wo sie bis zum 6. August hungernd und frierend in den Wartesälen liegen mußten, bis sie mit uns fortgeschleppt wurden. — Die Herren gaben mir für den Präfekten eine Karte, die mein Sesam sein sollte. Doch zuerst eile ich am nächsten Morgen, dem inhaltsschweren 3. August, zu unserem Konsul. Der war geflohen, nur sein junger Sekretär ist noch da und versucht den Ansturm der verzweifelten Leute zu beschwichtigen. „Noch ist es Zeit, zu entkommen," meinte er, „aber machen Sie schnell, jede Minute kann Ihnen das Leben kosten. Um 11 Uhr geht der nächste Zug nach Genf. Paris gibt eine Frist bis 6 Uhr abends." — „Der Präfekt will mir keinen Paß geben," schreit ein Sachse außer sich, „ich muß, ich muß mich stellen." Ein Offizier stöhnt in einer Ecke: „Die Schurken, so gewinnen sie den ersten Sieg." Ein junges Ehepaar drängt sich herzu, er strahlend, daß er mitdürfe, sie schluchzend ob der Trennung. Ein Bayer stürzt noch herein und schreit, er könne es nie verschmerzen, wenn seine fünf Brüder in den Krieg zögen und er dürfe nicht mit. — Sie alle durften nicht mit, denn fast keiner entging dem

Digitized by Google

geschickt geworfenen Netz. — Ich eilte zum Präfekten und mit mürrischer Miene war er daran, mir einen Paß über die Grenze auszustellen, als Verwandten der Herren Lumière. Da kommt der Sekretär herein und ich — die schon aufatmete — höre bestürzt folgendes Gespräch, leise getuschelt: „Soeben kommt Depesche von Paris. Alle Deutschen ohne Ausnahme beider Geschlechter werden verhaftet. — Aber die Erklärung soll doch erst heute Abend erfolgen? — Strenger Befehl! Hier sehen Sie!" — Man studiert die Depesche und der Präfekt sagt: „Und wenn Sie meine eigene Verwandte wären, Sie bleiben als Geisel. Doch ängstigen Sie sich nicht, es wird Ihnen ganz gut gehen." Ich ziehe mich zurück, unbeachtet von der wütenden Menge, die sich um eine deutsche Familie schart, welche gleich mir zum Präfekten will und nun angespien wird als des sales espions. Ich eile rasch durch die aufgeregten Straßen. An einer Brasserie hemme ich den Fuß. Ein Franzose, wirklich ein Franzose, ist wütend, daß man dem Volke solch Larifari vormache. Nur cette canaille de gouvernement sei an einem Kriege schuld. Eine Kellnerin stürzt sich auf den Schimpfenden und zerrt ihn ängstlich in das Lokal hinein. Die Szene hat mich gefreut und unwillkürlich lausche ich bei der nächsten Brasserie wieder auf die vox populi. Der Kellner frägt, ob er „de la Munich" abzapfen solle. Sein Herr wird totenbleich und schüttelt ihn heftig: „Noch einmal das Wort nur Munich und Sie sind entlassen. Die Gefahr ist zu groß!" — Heimgekommen, erblicke ich an der Apotheke, die unter meinem Zimmer liegt, eine Riesenaufschrift an dem gesperrten Laden: „Schließung der Apotheke wegen des Krieges. Wiedereröffnung am Tage des Kongresses von Berlin am 14. September." — Am Morgen schon hatte ich das Horoskop des Kaisers in der Zeitung gelesen vom berühmten Larmier: „Sturz des Hauses Hohenzollern zwischen den Jahren 1913 und 1914." Auch Mme. de Thèbes, bei der sich Delcassé die Karten schlagen läßt, setzt den Tod von Wilhelm auf den 24. Oktober 1914 fest. Alle diese Prophezeiungen, auch vorgebliche vom Curé d'Ars, werden an Kirchen und öffentlichen Gebäuden später angeklebt und sollen ein Trost sein für die ersten Siege in Belgien. — Am 4. August abends sind Plakate angeschlagen, daß die Fremden sich bei dem zuständigen Kommissariat zu melden haben. Mit meiner Empfehlung brauche ich nicht wie die anderen Landsleute stundenlang im strömenden Regen mich von der wütenden, teilweise trotz der Morgenstunde schon betrunkenen Menge höhnen zu lassen. Ich werde als Erste gerufen. Der Kommissär bedeutet mir brutal, wie er meinen sauf-conduit unterschreibt: „Meinen Sie nur ja nicht, daß Sie in die Schweiz kommen. O nein, Sie bleiben als Geisel in der Auvergne. Übrigens geht es Ihnen dort besser als unseren Gefangenen in Deutschland, denen man Beine und Arme abschneidet." (Schon!) „Das glaube ich nicht", behaupte ich fest. „Vous l'avez voulu", schreit er da und wirft den Stempel so heftig hin, daß er in meinen offenen Schirm kollert. Das bemerken wir aber in unserer Aufregung nicht. Ich finde den Stempel erst später, als ich schon weit weg bin. Dieses Corpus delicti hätte mir die Anklage des Hochverrats eintragen können. Verzweifelt patsche ich fort, rufe noch einmal alle hochangesehenen Persönlichkeiten zu Hilfe. Hatte ich doch 14 Jahre lang die Erziehung der Töchter aus vornehmen Kreisen beendet, ja sogar junge

Digitized by Google

Offiziere auf Saint-Cyr vorbereitet. „Wir können Sie nicht retten", hieß es furchtsam und feige. Da packt mich der Galgenhumor. Die letzten Stunden der Freiheit will ich ausgenießen und die französische Stimmung studieren. Zug um Zug von Rekruten kommt mir entgegen, aber nicht freudig, nicht begeistert. Ces gens nous tombent dessus, il faut taper aussi. Es ist der Geist der schlaffen Ergebenheit, der sie allein beseelt. Nur die Italiener, die sich in Menge hatten anwerben lassen, jauchzen und singen. Ich war zufällig auch in Lyon bei der Ermordung von Carnot und begreife sofort, warum diese Leute so freudig die gefährliche Stadt verlassen, die damals das Attentat von Caserio so grausam gerächt hat an ihnen. „Italien hilft dem, der gewinnt", sagt ein alter Offizier verächtlich neben mir, wendet sich aber dann hastig ab von dem widerwärtigen Anblick einer Arbeitergruppe, die höhnend den jungen Soldaten folgt und abwechselnd das Lob von „Guillaume" und eine Strophe aus der „Internationale" anstimmt. Angeekelt eile ich heim. Am nächsten Morgen, den 6. August, um 8 Uhr 20 Minuten, sollten die ersten Gefangenen abgeschoben werden. Der bestellte Träger ist um 6 Uhr da und versichert mir hoch und teuer, es ginge in die Schweiz, er habe es überall gehört. Man hat dich genarrt, denke ich in überquellender Freude, wie konntest du glauben, daß Frankreich so niederträchtig an harmlosen Reisenden handeln könnte? — Im Fluge ging es zum Bahnhof, dort packt mich eine Frau am Rocke. Sie führt ein junges achtzehnjähriges Mädchen an der Hand: „Sie gehen in die Schweiz? Bitte, nehmen Sie sich dieser Waise an." Ich nicke Zustimmung und schließe mich den andern an, die daherhuschen von allen Ecken und Enden, viele mit zerschundenen Gesichtern und zerfetzten Kleidern, doch jetzt mit frohen Augen: „In der Schweiz würde man sich schon durchschlagen." Dennoch teile ich die Bemerkung des Beamten mit. Da sitzen wir nun in den Viehwägen und spähen durch die Ritzen hindurch, achtlos des Johlens, des Pfeifens, des Gezisches der tausendköpfigen Menge, die am Bahnsteige sich drängt. — Bei St. Chamond macht die Bahn einen Bogen, rechts geht es in die Schweiz, links — wo anders hin. Man atmet nicht mehr, bebend reckt man sich auf den Zehenspitzen, um durch die Spalten den Bogen zu erspähen. „Rechts", keucht einer — nein, es war links und nun — „Gott verläßt keinen Deutschen", hört man eine Stimme vom dunkelsten Winkel des Wagens rufen. Man beruhigt die zitternden Frauen, schiebt eine Türe auf und vorsichtig läßt man die Kinderchen Luft schöpfen. Ach, da stehen an den Fenstern, an den Türen, Hunderte von den kleinen französischen Spielkameraden und jedes macht ein Fäustchen, so winzig auch das Händlein ist, das die Mutter zusammenballt. Überall dasselbe Bild, nur einmal vor einem armen Pfarrhaus zog tief den Schlapphut der greise Priester und grüßte die armen Gefangenen, die nicht wußten, wohin es ging. „Aber Gott verläßt keinen Deutschen nicht", wiederholt da unser lustiger Sachse. Mit diesem Spruche schließt er jeden seiner Witze. Zu anderer Zeit hätten wir das wohl unpassend gefunden, aber nun beschwichtigt er die nicht zu bannende Sorge mit kühlendem Hauche von oben.

Der Zug hält von Zeit zu Zeit. Schweigsam steigen neue Gefangene ein, den Hut tief über der Stirn. Wir lesen die Namen der Stationen. An

Digitized by Google

den meisten hängt in Kreide gezeichnet der Totenkopf Wilhelms oder er baumelt am Galgen zusammen mit Franz Josef. Endlich, endlich, nach zehnstündiger Fahrt verläuft sich der Zug im Geleise. Unsere Männer selbst rollen die Türen auf, über Gepäckstücke hinweg nehmen sie die Frauen und Kinder auf die Arme und lassen sie vorsichtig die hohe Böschung heruntergleiten. Soldaten stehen da, unbeweglich, mit finstern, verbissenen Gesichtern. Wir sind in der Stadt Le Puy, an der Quelle des lieblichsten Flusses Frankreichs, der Loire. Auf dem Hügel rechts streckt die Riesenfigur des heiligen Joseph wie beschwichtigend die Hand in die stille Bläue des Himmels; von einer andern Bergesspitze lächelt Notre Dame de France, ihr segnendes Kind auf den Armen, zu uns herab. Trotz des schrecklichen Augenblickes sehen wir staunend in die Gebirgspracht hinauf. — „Anstellen", schrie es nun. Die ansässigen Fremden hatten Gepäck bis 50 Kilo mitnehmen dürfen. Ein einziger Wagen ist dafür da, die Frauen nehmen die Kinder auf den Arm, die Männer, von denen viele der harten Arbeit ungewohnt sind, schleppen Taschen, Bündel, Schachteln, oft nur schlecht geschnürt in der Eile der Flucht. Über eine Brücke geht es. Und — da steht uns das Herz still! Über die Ecke müssen wir biegen, wo Abschaum der Menschheit sich staut. Es ist dasselbe Gesindel, das später unsere Gefangenen so tierisch roh behandeln wird. Mit Hohngelächter wird jeder einzelne von uns gemustert, ein paar besonders Witzige verhängen schon jetzt raffinierte Todesarten über die Vorüberwankenden. Glücklich, wer da die Landessprache nicht versteht. „Warte nur, du mit deinem zarten, weißen Fleisch, du wirst uns schmecken, wenn wir da oben Schweinskoteletten aus dir braten! — Der da sieht so kitzlich aus, den legen wir in einen Ameisenhaufen! — Wir zünden ihnen das Kloster an zur Freudenfeier für den ersten Sieg! Und diesmal siegen wir, hein pioupiou?" „Sicher," ruft der Soldat und stößt mit dem Kolben auf, — „surtout que nous sommes bien appuyés!" — Stolzes Frankreich, ist die einzige Hoffnung gegen deinen Feind die Hilfe der andern? — Wie in jeder Minute der Aufregung sind meine Sinne geschärft. Für immer sehe ich vor meinen Augen die gedunsenen Gesichter dieser Männer, die wahnsinnigen Gebärden dieser frechen Weiber, und Wort für Wort gellen ihre schamlosen Reden in meinen Ohren wieder. Ach, deutsche Soldaten, rettet eure Frauen und Kinder vor solchen Bestien! — Die Gruppe verschwindet, wir erklimmen den steilen Hügel. Ich atme auf, der müde Arm wechselt das Gepäck, ein Herr stützt mich einen Augenblick, dann nimmt er einer blutjungen Mutter das Kindchen ab, so lange, bis sie sich den Schweiß und die Tränen vom Gesicht getrocknet hat. Sieben Tage ist das Würmchen alt. Heute morgen noch lag die Wöchnerin im Spital nach einer schweren Geburt, die eine Operation benötigte. Um 7 Uhr trat der Arzt an ihr Lager. Er schneidet ihr die Fäden der Wunde ab, impft sie und das Kind und zeigt auf die Straße. Helfen Sie mir wenigstens das Kleine einwickeln und das Nötigste zusammenraffen, bat sie den Wärter, der verweigerte es, bis er sieht, daß sie sich in der Verzweiflung mit dem Kind zum Fenster hinausstürzen will. Das erzählt mir die blasse Frau, während der Offizier eine Pause kommandiert. Wir sind so müde von dem Aufstieg, daß wir uns mitten auf dem Wege niederkauern, auf irgend ein Gepäck-

Digitized by Google

stück, auf einen Stein am Wegrain. Ein äußerst gigerlhaft gekleideter, übrigens bildschöner Mann hockt auf seiner kleinen Ledertasche und betrachtet mit schmerzlichem Ausdruck die geplatzten Nähte seiner Glacéhandschuhe. „Wer hätte mir je gesagt," klagt er in geziertem Französisch, „daß ein Augenblick in meinem Leben käme, wo ich selbst mein Gepäck tragen muß." „Ja," jammert seine dreißig Jahre ältere Lebensgefährtin, „aus meinem Auto hat man mich gerissen, ich habe nicht einmal ein frisches Hemd bei mir!" — Er ist ein Elsässer, flüstert man mir zu, und sie die steinreiche Tochter eines französischen Generals. Ich wende mich ab von dem unsympathischen Gesicht, von dem die Tränen die rote Schminke herabwaschen. Neben mir weint herzzerbrechend eine totenbleiche Frau, auch ein ganz kleines Kindchen auf dem Arm, 20 Tage alt, mit dem sie in der Nacht von wütenden Bauern verfolgt, 24 km weit laufen mußte. Doch, nun nach zwei Stunden Wanderns, machen wir endlich halt vor einer hohen Mauer. Der Kopf einer alten Hexe wird sichtbar darüber. Man verlangt ihr die Schlüssel zum Tore ab. Sie findet sie nicht gleich, sie wußte nicht, daß Leute kämen. Die Ruine sei doch seit Jahren unbewohnt. — Die Tore klirren. Einen kleinen Hof durchschreiten wir, dann rasselt ein rostiges Gitter, wir treten in den zweiten Hof, in dessen Hintergrund uns ein mächtiger, fensterloser Bau entgegengähnt. — „In die Mitte", kommandiert der Offizier. Wir drängen uns zusammen — 700 sind wir, wie ich später erfahre. Die Soldaten bilden mit aufgepflanztem Bajonett einen engen Kreis um uns. — Nun werden wir niedergemacht, denkt wohl zitternd ein jedes von uns. — Lautlose, bange Minuten. Dann tönt wieder scharf die Stimme des Offiziers: „Et surtout point de pitié, au premier mouvement tuez les tous." Unversöhnlicher Haß blitzt aus den Augen des schönen, bleichen Mannes, man sieht es ihm an, das Niederstoßen wäre ihm eine Lust gewesen. Doch das kommt vielleicht später. — Der Abend ist herabgesunken und man tappt sich in die Schlafsäle hinauf im zweiten Stockwerk, wo Frauen und Kinder einquartiert werden. Die Soldaten finden im Seitengebäude noch altes Stroh, denn das Kloster, eine Chartreuse, wurde manchmal bei Manövern benützt, auch haben die vertriebenen Mönche die zerbrochenen Matratzengestelle zurückgelassen. Man drängt sich durcheinander in dem dunklen Saal, hie und da flammte ein Zündhölzchen auf, eine vorsorgliche Mutter hat ein Stümpchen Kerze mitgenommen, das erhellt nur spärlich den düstern, unsäglich schmutzigen Raum. Die Kindern fangen zu weinen an, eine Frau windet sich am Boden in Geburtswehen, junge Mädchen flüchten in dunkle Ecken, denn schon haften gierige Blicke der Soldaten auf ihnen. Ich suche mit den Augen meinen Schützling, der mit tränenverschwollenem Gesichte neben mir herstolperte. Nun steht die Unschuld vom Lande in einer Gruppe von Soldaten und klagt ihre Not. Sie müsse fort, sie sei ja Waise, und eigentlich Schweizerin. Sie wird getröstet, getätschelt, ja ihr zuliebe bringt man mir eine leere Bettstelle, in der ich mich hinstrecke, zusammen mit meiner Schwester. Die Kleine lasse ich fürsorglich neben mich lagern. Umsonst! In der Nacht wird sie weggeholt von den Soldaten, — mit Gewalt, sie und manch andere. Obwohl man in den Kleidern liegt, hat der scharfe Morgenwind, der durch die fensterlosen Rahmen ungehindert streicht, die Glieder blau und starr gefroren,

Digitized by Google

die Kinder haben die ganze Nacht geweint und geschluchzt, eins weckte das andere, ein Säugling ist aber fast nicht mehr wach zu bringen. Mit blauen Lippen liegt er da, bleich und starr wie im Todesschlummer. Doch schon in den ersten Morgenstunden drängten sich die angsterfüllten Männer herein, nach ihren Frauen, ihren Kindern zu suchen und einer der Herren hat Rum bei sich, mit dem er das Kleine reibt und belebt. Warmes Morgensüppchen bekommt keines, ja es fehlt an Trinkwasser und die Latrinen sind verstopft. Verschimmelte Brotlaibe nur liegen im Hofe auf schmutziger Erde und beim Tageslichte gewahrt man so recht, in welch unheimliche Räume man uns gepfercht hat. Ein Nagel ist ein Schatz, ein Bund Stroh ein schwellendes Lager, wer gar eine Reisedecke besitzt, ist ein Fürst. Überall, wohin man sieht, das furchtbarste Elend, Hunger und Tränen. Und doch blicken diese armen Menschen heute froher als gestern. Das nackte Leben wurde gerettet, die tobenden Verwünschungen einer zügellosen Menschenrotte gellen nicht mehr an die Ohren, man darf in die Sonne schauen und kein blankes Messer droht in geballter Faust. Man lebt, man drückt die geretteten Kinder an die Brust und jeder Mitgefangene wird ein Freund. Alle sind wir gleich. Jeder hat eine schreckliche Geschichte zu erzählen, jeder wäre fast um ein Haar noch entkommen. Auf den kleinen Höfen flutet es durcheinander, denn wer nur konnte, flüchtete vor dem Gestank und dem Schmutz hinunter ins Freie. Unser juge de paix kommt an; von jetzt an soll er unser Herrscher sein. Wir haben viele französische Frauen unter uns, Gattinnen von Deutschen und Österreichern und ihr erstes ist es, dem Amtsrichter zu berichten über die schamlosen Auftritte der Nacht, deren Anblick sogar den reinen Augen ihrer Kinder nicht erspart wurde. Der Amtsrichter wirft sich in die Brust und ruft: „Un Français est incapable de ces choses!“ Er selbst soll sich unsern Mädchen und Frauen gegenüber empörend benommen haben. Nach vier Wochen zog seine Frau zu ihm in einen Seitenflügel und dann erst ging es in sittlicher Beziehung etwas besser. Einstweilen spaziert er wie ein Sultan auf und ab, schimpft und flucht, unterbricht sich von Zeit zu Zeit mit Siegesmeldungen und erklärt, daß die Deutschen schon dem Verhungern nahe wären. Ja, er zeigt triumphierend einen Zeitungsbericht, groß überdruckt: „Les Prisonniers allemands ont faim!“ In der Tat, man ließ die Armen tagelang hungern, und wenn sie sich dann gierig über die Brocken herwarfen, so sprach man von „teutonischer Fresserei“. Auch bei uns verging der erste Tag, der zweite und noch hatten wir keinen Bissen im Magen, ausgenommen vom faulenden Brot dort in der Schmutzlache. Den Soldaten, es sind 150 an der Zahl, wird ihre gamelle gebracht, Schweinefleisch mit Erbsen. Die Mütter schleichen heran, näher und näher. Hier der Soldat kann nicht alles essen; der eine meint wohl, ein bébé allemand brauche nur eine Kugel, aber die andern lassen sich rühren von den blauen Guckaugen, und die Fingerlein lecken die Töpfe so blank, wie nie ein französisches Geschirr es war. Die Männer sehen heißhungrig zu von der Ferne. Einer knurrt: Gäbe man uns nur Holz zu sägen, wir wollten den Kerlen, die nicht einmal richtig ein Gewehr anpacken können, zeigen, wie ein Deutscher arbeitet. Aber hungern, nein, wir erschlagen sie. — Man mochte die Stimmung ahnen, denn am Abend kommt eine Kantine, die eine elende Wassersuppe um 25 Centimes das Schüsselchen

Digitized by Google

verkauft. Mir will sie trotz des Hungers nicht schmecken, denn ich habe meinen Bleistift verloren, der mit meinem wohl verborgenen Tagebuch mein größter Schatz ist. Ein Nachbar schenkt mir einen frisch gespitzten und glückselig kritzle ich noch beim letzten Tagesschimmer. Viele der Gefangenen haben mir bedeutsame Dinge erzählt, die ich frisch von ihren Lippen notiere, ehe die Zeit sie verwischt oder verrückt. Ein zwölfjähriger Junge von Epinal erzählt mir, wie er am Mittwoch (den 29. Juli) den Franzosen bis über die Grenze nachmarschiert ist, den Kanonen hinterdrein. Ein Arbeiter kann am 31. Juli nicht mehr über die belgische Grenze flüchten, sie ist von französischer Artillerie bewacht. Ein Dritter sah seit vier Wochen schon, wie die Artillerie in den Alpen sich aufpflanzte. Die Leute haben schnell mein Notizbuch bemerkt, sind so ängstlich wie ich selber, daß ich es gut hüte und alles Merkwürdige teilen sie mir eifrig mit, damit ich es ja in Deutschland erzähle. Wir sind felsenfest überzeugt, daß wir Frauen frei kommen, sobald die Mobilmachung vorüber ist und vielleicht — ja gewiß auch die Männer, denn Deutschland wird nicht dulden, daß man das Völkerrecht so verletze. Immer noch habe man 24 Stunden Zeit gegeben. Aber was für Deutschland eine unsühnbare Hunnentat wäre, für Frankreich ist es „une mesure nécéssaire". Der vierte Tag unseres Aufenthaltes ist ein Sonntag, der 9. August. Unter den Gefangenen befindet sich eine Schwester, die seit 30 Jahren in französischen Hospitälern Kranke pflegt und ein junger Seminarist, der in kurzem die Weihen erhalten soll. Sie beide haben die alte Klosterkapelle gekehrt und gesäubert, aber kein Priester kommt, uns die Messe zu lesen. Fumet, der juge de paix, erzählt mit sichtlichem Behagen, daß in der Stadt Le Puy unten große Aufregung herrsche; diese boches brauchten doch keinen Gottesdienst. So beten die Frauen den Rosenkranz, dicht hinter jeder ein Soldat. „C'est la consigne", der Befehl, erklärt mir einer, der besonders kreuzfidel ist und mir auch gleich erzählt, warum er gar so lustig sei. Die Elsaß-Lothringer hätten die deutschen Grenzpfähle ausgerissen und im Schnellauf an die früheren Orte gesteckt, „so daß wir hier ganz en famille sind", und er deutet auf die Gruppe Elsässer, die sich's wirklich ganz heimisch gemacht hat. Über große Ecksteine im Hofe sind Bretter geschoben, schmutzige Karten werden aufgelegt und eine Unzahl Manillas gespielt. Um die kreischende Partnerin drängen sich die Soldaten und rufen ihr die Karte zu, die sie werfen soll: Carreau! non, trèfle! Atout! — Es ist ein Bild aus Wallensteins Lager. Da kommt gar noch durch den Torbogen ein Karren mit Decken, ganz dünnen freilich und der Fuhrmann will nur denen eine geben, die „vive la France!" rufen. Tschechen und Welsche tun es auch. „Vive Hanswurst", schreien die Unsern, sie wissen schon, sie werden nun monatelang auf ein wenig Stroh oder auf dem Boden liegen müssen und wenn sie klagen, wird man ihnen antworten: „Schiebt euch zusammen, das gibt warm." Und sie kriechen zusammen, 100—120 in einem Raum mit niedriger, modernder Decke, durch die das Wasser sickert und herunterrieselt an den schwammigen Wänden. Die Haare tropfen nur so des Morgens, denn nur wenige können in der Nacht einen Schirm aufspannen; der meine macht die Runde bei den Frauen im Saal oben, wo ein ganzes Stück Himmel oder schwarze Regenwolke hereinguckt. Aber noch ist es Sommer und nun hat gar zum ersten-

Digitized by Google

mal der Kantinenwirt ein warmes Essen um teures Geld hergerichtet. Es ist ein Tag voll Aufregung. Eine Kommission ist da mit dem Präfekten, seinem Sekretär und dem Bürgermeister. In der Nacht des 2. August sind eine Menge grundloser Verhaftungen vorgenommen worden. Man hat alles mitgeschleppt, was nur einen fremden Namen trug: Schweizer, Amerikaner, Italiener. Das wird nun gesichtet und darf teilweise sofort ins Hotel der Stadt, wenn man die nötigen Mittel hat. Ich werde auch gerufen, zeige unsere Rundreisebillette und bestreite das Recht, mich als „Gefangene" zurückzubehalten. Da belehrt man mich nun, ich sei gar keine Gefangene, ich solle mich hüten, diesen Irrtum zu wiederholen. Ich sei interniert, voilà tout. Da meine ich, der größte Verbrecher sei nicht härter behandelt als wir. Ich beherrsche die „Phrase" wie ein französischer Journalist und das wirkt. Man verspricht mir bessere Unterkunft und der Bürgermeister zeigt sich besonders liebenswürdig. Bei meinem Protest bemerkt er leise zu seinem Nachbar: „Das wäre eine garstige Seite in der Geschichte Frankreichs, diese Gefangennahme von Frauen und Kindern." Sein eigener Sohn steht an der Grenze. Nach wenigen Tagen schon fällt er unter den Ersten, aber der Vater läßt es keinen Deutschen entgelten. Ein weißer Rabe! Er ist es auch, der schon jetzt Schritte einleitet, um später ungefähr zwanzig der vornehmsten jungen Mädchen in einem Kloster unterzubringen. Sie können dort nicht lange bleiben. Die Oberin fürchtet den Pöbel, kaum wagt sie, die jungen Mädchen ein halbes Stündchen an die frische Luft gehen zu lassen, und so müssen sie nach drei Wochen wieder zurück in unser elendes Gefängnis. Eine von ihnen bekommt Blutbrechen, der andern, aus einer Klinik geholt, verschlimmert sich die Bronchitis zur galoppierenden Schwindsucht und so holen sich viele ein Gebrechen fürs Leben. — Am 11. August erst wird etwas Ordnung geschaffen. Ein Dutzend Elsässer bekommen blaue Binden und dürfen nun die Napoleons spielen. Die Bedürftigen erhalten Blechmarken und zweimal des Tages um 11 Uhr und 5 Uhr werden sie „gefüttert wie die Schweine," sagt ein Trentiner, „nur hätten es die seinen besser." — Uns allen wird eine Ration Brot zugesprochen, das aber vier Wochen alt, hart und verschimmelt ist. Wir müssen, solange wir noch Geld haben, für die elende Mahlzeit zahlen. Der Wirt meint, wir sollten nicht klagen, denn sonst übernehme Fumet die Kantine und dann würden wir was erleben! — Wir haben etwas erlebt! — Aus der Stadt dürfen Krämer herauf und bereichern sich in wenigen Wochen, denn sie verkaufen zu Wucherpreisen ihre Messer, Blechschüsseln, Handtücher, Seifen, was man eben auf Robinsons Insel braucht. Unsere Männer arbeiten, was es Zeug hat, um Brunnenlöcher zu bohren und die Aborte, die je acht in einem Hofe liegen, zu richten Man frage mich nicht, wie man sich bis jetzt beholfen hat .... Ich selbst darf mit meiner Schwester und sieben andern Damen ein Zimmer beziehen, das beste des alten Gebäudes. Es liegt als einziges im Erdgeschoß und das Fenster, zwar stark vergittert, geht auf einen großen verwilderten Garten hinaus. Ein einsamer Posten stapft unermüdlich und gelangweilt auf und ab. Mit diesen Wachen werde ich Freundschaft schließen, denke ich, doch zuerst sehe ich mit Staunen mein unerhört luxuriöses Gemach an. Es enthält einen Tisch, eine Schulbank, zwei Stühle, einen Katheder, den wir sofort in ein Waschkabinett umwandeln,

Digitized by Google

ja sogar zwei Wandschränkchen können wir uns teilen. Ich nagle ein Brett am Boden los und verberge meine Schätze: Eine französische Karte, Briefe, Ringe, Tagebuch und Geld. Wir putzen, stauben, wischen, zum erstenmal können wir uns waschen und dann schließen wir Freundschaft mit unsern Zimmergenossen, eine Freundschaft fürs Leben, denn Leid kittet schnell zusammen. Da ist zuerst mit ihrer Tochter eine siebzigjährige Dame. Vier Nächte hat sie auf hartem Boden gelegen. Als sie mit uns ankam, schätzte ich sie auf 50. Heute war sie schon um Jahre gealtert, als gebrochene Greisin verließ sie nach drei Monaten die Chartreuse. Da ist noch eine Ingenieursgattin, deren Mann nach Bordeaux von einer deutschen Firma geschickt war, ihr herziges Bübchen und endlich eine junge Französin, an einen Deutschen verheiratet, die in drei Wochen ihr Erstes erwartet. Gleich uns liegt sie auf einem durchstochenen Untergestell, ohne Kopfkissen, ohne Leintücher, nur mit einer harten Pferdedecke. Ich hatte den Soldaten Stroh gestohlen und meinen Taschenüberzug zu einem molligen Kissen damit ausgestopft. Das macht man mir schnell nach. Diese Nacht schliefen wir. Wohl krochen die Spinnen über Gesicht und Hände, aus allen Fugen tummelten die Mäuse herbei, Schnecken und Fliegen klebten an den Wänden, aber man war aus den Kleidern geschlüpft und konnte die Glieder dehnen, ohne an den Nachbar zu stoßen. Um 6 Uhr wird Reveille geblasen und eine Stunde später meldet sich auch der Arzt, der Geldjäger, wie wir ihn nennen. Unsere Wöchnerin hat ein Krüppelein geboren, Dolores haben es die Eltern nennen wollen, bald wird es des Lebens Elend nicht mehr fühlen. Wir haben aber noch viele Kranke, ja Schwerkranke. Der Doktor erkundigt sich, wer Geld hat, aber auch dem schreibt er nur hastig ein Rezept. Die andern können „crever“, das ist sein und Herrn Fumets Lieblingswort, wenn es uns Deutsche angeht. Einmal windet sich eine hochschwangere Frau in Krämpfen während der Nacht. Ein Deutscher zahlt das Honorar und läßt den Arzt holen. „Einmal und nicht wieder“, bedeutet man ihm, „on peut mourir sons moi“. — Wie jeden Tag gibt es auch heute einen Schrecken. „Alles in den Hof“, heißt es. Hinter uns schließt man Säle und Zimmer ab, wir werden zusammengetrieben, dicht auf unsern Fersen drängen sich die Soldaten mit dem Bajonett am Fuß. Wir haben wohl alle denselben Gedanken, denn der Mann neben mir flüstert: Nur keine Angst, sobald sie zielen, machen wir sie nieder. Aber wir werden nur einzeln abgerufen und nach Waffen untersucht. Wir haben keine, natürlich. Doch — unsere Pulse klopfen zum Zerspringen. — Dann fliegt die Nachricht durch die Reihen, Rumänien sei Rußland in den Rücken gefallen — was erfinden wir in unserer Not nicht alles — und ich kann herzlich lachen, als ich einen Unteroffizier kommandieren höre: „Du X gehst dorthin und du Y stellst dich daher, aber eigentlich ist es mir ganz egal, was ihr Kerle treibt.“ Es ist wahrscheinlich derselbe, der mir in einer der nächsten Nächte folgendes Beispiel von Disziplin liefert. Unser Zimmer liegt an einem langen, hallenden Klostergang und so höre ich, wie der Posten abgelöst wird, folgendes Gespräch: Du mußt sagen, wenn ich dich ablöse: Qui vive? — Ach Quatsch! Ich kenne dich doch. — Nein, das geht nicht. Du mußt es sagen. — Eh bien! — Qui vive? — Und was muß ich antworten? — Was weiß ich? — La France; l'Auvergne! — Eh bien,

Digitized by Google

l'Auvergne, mon vieux! — Wir sind, wie man weiß, in der Auvergne, einem uralten vulkanischen Gebiet, das sonderbare Gebirgsbildungen zeigt und viele Heilquellen aufweist. Der Auvergnate ist als beschränkt verschrien, aber zugleich als Biedermann bekannt. Erst die letzten Zeiten haben seinen gutmütigen, harmlosen Charakterzug verschoben und verschroben, und wenn er Anno 70 ein gemütlicher Gefangenenaufseher war für unsere deutschen Soldaten, heute ist das anders, sehr oft wenigstens. Der 13. August wird mir wohl für immer ganz besonders im Gedächtnis bleiben. Um 7 Uhr abends schon müssen wir uns auf unsern ächzenden Pfuhl niederlassen, kein Licht darf gebrannt werden, im Finstern tappen wir herum. Um 8 Uhr kommt die erste Patrouille und hält uns die Laternen unter die Augen. Um 1/210 Uhr kommt die zweite Wache und tut dasselbe. Nun ist es wohl fertig, der Soldat hat die Türe zugeschlagen, die man von außen nicht mehr öffnen kann. Da, um Mitternacht poltert es von schweren Gewehrkolben. „Öffnen Sie, öffnen Sie sofort." Wir schrecken auf. „Nein, nein," rufe ich entsetzt, „wir öffnen nicht!" Wieder hagelt es auf die Türe: „Öffnen Sie sofort oder Sie werden sehen!" „Wir haben kein Licht, ich kann mich nicht ankleiden." — Da prasselt es, als ob die Türe zertrümmert würde und nun reiße ich sie auf, im einfachen Nachtkleide, während meine Schlafgenossinnen in lautes, angstvolles Weinen ausbrechen. Da werde ich zornig, alle Furcht vor dem Offizier, dem begleitenden Elsässer und den zwei Soldaten mit den schußbereiten Waffen vergesse ich und rufe laut: Es wäre infam, kranke, alte Damen zu erschrecken. Da kommandiert der Offizier: „Soldats, avancez et arrêtez cette dame!" „Nein," schreie ich, „ich lasse mich nicht arretieren", und die Soldaten machen zwei Schritte vor, zwei zurück. Der Offizier wiederholt seinen Befehl, aber lauter und lauter rufe ich: „Und ich, ich lasse mich nicht arretieren." Zum drittenmal wiederholt der Offizier seinen Befehl, aber die Soldaten finden es wohl lächerlich, eine Frau im Unterröckchen zu verhaften und der Offizier sagt endlich drohend: „A demain!" — Morgen kennt er mich nicht mehr, philosophiere ich und beruhige die aufgeregten Schlafgenossinnen. Um 8 Uhr morgens donnert es an unsere Türe abermals. Die junge Frau öffnet zitternd. Es ist dieselbe Gruppe wie gestern. — „Wo ist die Dame, die heute nacht geantwortet hat." — Man stottert etwas. — Ich denke: Wenn es nur das Leben kostet, was ist dabei? und stelle mich. Wieder heißt es: „Soldats, arrêtez cette Dame." Da wende ich mich direkt an den Offizier: „Mein Herr, ich bin lange in Frankreich gewesen und kenne die Franzosen. Ich kann es nicht glauben, daß ein Offizier, un galant homme, Damen bei Nacht überfallen will. Das kann so ein Elsässer tun, wie der da, aber ich wiederhole es, kein Franzose. Ich appelliere an Ihre Ehre." Der Offizier lächelt, verbeugt sich und bittet, ich möge in Zukunft die Türe offen halten. Nach einer Stunde kommt er wieder und frägt verbindlich, ob der Schrecken den Damen nicht geschadet hätte. — Abends verkündet derselbe Offizier im Schlafsaal der jungen Mädchen, die Deutschen hätten 50000 Tote in Lüttich, das ganze Reich wäre schon aufgeteilt, sie wären nun alle seine Landsmänninnen, ob sie ihn lieb hätten, er zöge morgen in den Krieg. „Ja, ja", riefen sie alle lachend und winkten ihm Abschied zu. Nach drei Tagen erhielten wir die Kunde von seinem Tod. Wie hatte er uns gehaßt

Digitized by Google

und doch sind wir tief bewegt über sein Ende. Die Soldatenwirtschaft wird nicht besser mit seinem Abgang. Immer wieder verstecken sich die rohen Burschen in den Strohsäcken der Mädchen, unsere Männer müssen scharf aufpassen. Sehr peinlich ist es, wenn man in der Nacht krank wird und man wird es oft, infolge der halbrohen Kartoffeln, Erbsen, Linsen, weißen Bohnen, die unser Abendessen bilden. Meine junge Frau bekommt Krämpfe und muß über den Hof zum Abort. Doch der Soldat läßt sie trotz alles Bittens nicht durch, da, sie kann sich nicht helfen, sie kauert sich vor ihm nieder, kommt voll Scham zurück und schluchzt nun die ganze Nacht. Ich habe Angst, die ständigen Aufregungen möchten eine Niederkunft beschleunigen. Man denke sich: ohne Licht, ohne Wäsche, ohne Wasser. Ich frage nicht viel und lasse von nun an den jungen Ehemann in unserm Zimmer schlafen, bis sie später ins Spital kommt. Auch schreibe ich an irgend eine Bekannte einen Brief, in welchem ich unsere nächtlichen Qualen sehr anschaulich schildere, so anschaulich, daß der Präfekt, der meinen Brief gelesen hat, das grausame Verbot aufhebt, aber immer noch begleitete ein Soldat bis dicht an die Türe des Abortes und machte seine Witze dabei. Sie sind gleich frech bei jungen Mädchen und älteren Damen.

Am 15. August ist auch großer Feiertag in Frankreich. Wir haben Gottesdienst und die jungen Mädchen singen deutsche Lieder, was Fumet (Fumier, Misthaufen, wie er jetzt genannt wird) später streng verbietet. Die Kirche ist dicht gedrängt. Man weint ganz laut und auch einer alten Exzellenz neben mir, einem greisen Soldaten, rieselt es heiß über den weißen Schnurrbart. Sonst hält er sich tapfer, stößt nie eine Klage aus, und verrichtet lächelnd jede niedrige Arbeit, hat es sehr gerne, wenn junge Mädchen ihm dabei zuschauen, helfen aber läßt sich der alte Haudegen beileibe nicht, nur beim Französischsprechen, das er jetzt lernen will, um die träge schleichenden Stunden, die sich ewig dehnenden, zu betören. Einige haben ja Bücher bei sich, der Seminarist hat in einem Winkel, von den Mönchen her noch, eine Kiste alter Scharteken aufgestöbert, und wie ich einmal durch den Schlafsaal der Männer wandere, sehe ich mit Staunen, wie sie alle — die deutschen Arbeiter wenigstens — wie die Muselmänner auf dem Boden hockend, oder am Bauche liegend, eifrigst zu zweien, zu dreien in einer französischen, englischen, italienischen Grammatik studieren. Stühle gibt es da nicht, oft kein Stroh. Man liegt auf dem Handköfferchen, wenn man es retten konnte, auf einer Schachtel, zwei haben sich in eine Kiste einlogiert und dünken sich was ganz besonders, versichern sie mir lachend. Heute scheint die Sonne warm und hat eine Menge Städter heraufgelockt, die uns durch das Gitter anstarren. Jeder von ihnen hat sicher schon viele Deutsche in der Nähe gesehen, hatte sie liebgewonnen und achten gelernt als gewissenhafte, treue Bürger, die das Land, das sie besiedeln, mit ihrem Fleiß und ihrem Können bereichern. Aber nun haben wir uns mit einem Schlag in ihren Augen verändert. Wir sind reißende Tiere geworden, die man mitleidslos behandeln muß. Das Gitter öffnet sich von Zeit zu Zeit und läßt Offiziersdamen durch, die hoch die seidenen Röcke heben, um durch unsere vor Schmutz starrende Kantine zu wandern. Sie treten in unsere Zimmer, ohne zu klopfen, ohne die Greisinnen zu grüßen, von denen die eine gestern ihr 84. Geburtsjahr feierte. Hochmütig streifen ihre Blicke

Digitized by Google

unsere zerlumpten Lager und dann bemerken sie fast vorwurfsvoll zu Fumet: „Aber die haben es doch sehr gut: da kann man ein Jahr hier aushalten." Und sie sehen doch Damen vor sich, vornehme Damen, deren Gruß zu erwidern ihnen unlängst eine Ehre gewesen wäre. Oft noch wiederholt sich eine derartige Szene. Auch Damen vom Roten Kreuz besuchen uns, ohne die nackten Füße unserer Gefangenen zu sehen, ihre zerlumpten Kleider, ihr faulendes Stroh. Bitterkeit ergreift uns, als wir einmal einen Spottartikel auf die Deutschen lesen, groß überschrieben: Trop de bonbons, trop de chocolat, trop de fleurs. Man macht sich lustig über die Bayern — in Frankreich gibt es nur Preußen und Bayern — welche die ersten Gefangenen so rührend empfangen hätten! Ach könnten diese Deutschen, denen die Tränlein über die Wangen rollen über einen gefangenen Apaschen, uns hier in unserem Bettlerelend sehen! Doch gibt es einen Bettler, der so arm ist wie wir? Am 24. August kommen hier unsere ersten Gefangenen an, 350 an der Zahl, und die Bauern, die uns die Milch bringen, der Apothekerlehrling, der uns Medikamente und gutherzigerweise auch andere Bedürfnisse verschafft, erzählen aufgeregt von ihrem Empfang in Le Puy. Sie sind meistens verwundet und doch ziehen die Weiber die Schuhe von den Füßen und schlagen sie weich an den gebrochenen Füßen und Armen, und die Männer drängen durch die Soldaten und schlagen mit beiden Fäusten in die zuckenden Gesichter der Wehrlosen. Das erzählen mir die Leute und ein anderer weiß schon, daß in Lyon unsere Toten nur mehr nachts begraben werden dürfen. Das Gesindel zerschlug die Leichenwägen. Mit eigenen Augen haben später arretierte Gefangene es gesehen, wie Weiber mit Messern auf unsere Soldaten einhieben. Einem davon blieb die Klinge in der Schulter stecken und die ganze Nacht vernahm man im Zuchthaus, wo die Armen zuerst untergebracht wurden, ihr Stöhnen, ihr Röcheln. Und zur selben Zeit, da man unsere Leute so grausam behandelt, durchschreitet der Werbeoffizier unermüdlich die Säle der Männer und macht sie mürbe durch Versprechungen, durch Drohungen. An den Mauern kleben Werbezettel. In für Ungebildete sehr zweideutigen Redewendungen wird äußerst hinterhältlich den Elsässern sofortiges Bürgerrecht angeboten, wenn sie sich anwerben lassen auf die Dauer des Krieges — welcher Krieg und wo wird nicht gesagt —, den andern werden nach dem Krieg — das Wann wird ebenfalls nicht genauer angegeben — „Bürgerrechte" zugesprochen „des droits civiques, eventuell Bürgerrecht". Ihre Frauen sollen dann sofort in Freiheit gesetzt werden. Wenn Frankreich das erste Versprechen so gut hält, wie das zweite, so sind diese Männer schlimm daran. Die Frauen blieben bei uns und eine nach der andern kam und fragte mich, wo Sidi bel Abbes wäre und ob es ihre Männer dort gut hätten. Ich machte mir ein Vergnügen daraus, es ihnen in den schwärzesten — in den wirklichen — Farben zu malen und bezeichnend auf einen jungen Mann zu deuten, der mit einem Stelzfuß auf unserem Hof herumhumpelt. Er ist vielleicht 28 Jahre alt, diente in Marokko, wo er einen Schuß durch das Bein bekam, einen so schlimmen, daß die Amputation nötig war. Das Ehrenzeichen der Tapfern sollte seine Brust schmücken; nein, er ist ein Deutscher, ein Verbrecher. Nun teilt er unsere Gefangenschaft. Als Krüppel darf er mit uns Frauen später fort,

Digitized by Google

um an Deutschland als Deserteur ausgeliefert zu werden. Das ist gallischer Dank!

Am Sonntag, den 23. August ist große Aufregung seit frühem Morgen. Der Besuch des Präfekten wurde angesagt und man hofft und harrt. Die kleine Kapelle ist wieder gedrängt voll. O Gott, gib uns einen Schimmer der Hoffnung! Vier Böhmen, vier Riesen, liegen gleich am Eingang auf den Knien und inbrünstig flehend schlagen die braunen Hände ein Kreuzzeichen ums andere. Aus den Augen dieser Einfältigen im Geiste — es sind Arbeiter, die weder lesen noch schreiben können — leuchtet ein solches Gottvertrauen, daß ich ergriffen meinen Holzschemel beim Altar vorne aufsuche. Mme. Fumet und Damen aus dem Schlosse nebenan knien auf eigenen Betstühlen mit Samtkissen, die unsere Männer für sie noch aufstöbern mußten. Sie sind die Königinnen und wir auf den Holzbänkchen, die unter unsern Knien morsch zusammenbrechen, sind die Bettlerinnen. Und doch sind hier Trägerinnen von stolzen Namen. Da sind zwei polnisch-deutsche Edeldamen mit ihren Zobelpelzen, die wohl Tausende von Rubeln kosteten; da ist eine Gräfin Fürstenberg, die aus einer Heilanstalt fortgeschleppt wurde; ihr Taschengeld durfte sie ja mitnehmen; 30000 Frs. war für die Regierung ein guter Fund; da waren zwei bildhübsche Waisen aus der besten Gesellschaft. Beide waren zum Unglück im Juli majorenn geworden und wollten sich, den Verwandten zum Trotz, die Welt allein besehen. Für diese Damen alle habe ich eine Eingabe verfaßt, die, auf das Völkerrecht pochend, unsere Freilassung beantragt. Und wir beten nun, wie wir vielleicht nie gebetet haben, daß Gott die Herzen der Mächtigen lenke. Der Gottesdienst ist beendet und man wispert mir zu: „Schnell, der Präfekt ist da, sprechen Sie.“ Ich bringe auch gleich unser Anliegen nochmals vor und der Präfekt sagt, er hätte meinen Brief an höhere Stelle befördert, in 14 Tagen kämen wir fort. Er wäre ja zu todfroh, uns loszubekommen, er kenne sich schon nicht mehr aus. „Übrigens, Madame, man behandelt Sie ja mit Menschlichkeit?“ — „Nein, heißen Sie das Menschlichkeit, wenn wir auf dem Stroh liegen, schlechte Kost essen müssen, nur Mauern, Gitter, Gewehre sehen!“ Er zuckt die Achseln und ich verdolmetsche den Damen unser Gespräch. Die Polinnen sind besonders aufgeregt. „Diese Franzosen“, schimpfen sie, „meinen wirklich, daß man an nichts Besseres gewöhnt ist und froh sein darf, daß man nicht geprügelt wird wie ein Knecht, der seine Pflicht nicht tut.“ Die Damen waren in Nizza gewesen, hatten gespielt und waren vielleicht mit 3000 Frs. im Beutel aufgegriffen worden. Das erste war gewesen, für die zwei Papageien, die sie mithatten, einen bequemen, eleganten Messingkäfig zu kaufen, die allernötigsten, primitivsten Sachen für sich selbst und das andere hatten sie weggegeben links und rechts, es war ja so viel Not da und man besaß Wechsel auf Dresdener Banken. Nun waren sie so arm wie wir alle und es war immer wieder ein seltsames Bild, wenn sie in den kostbaren Kleidern in der schmutzigen Kantine saßen, die grauenhafte Suppe auslöffelten und sich den Mund mit der Hand wischten, denn eine Serviette hatte nur der Mann mit den Glacéhandschuhen und der alten Ehegattin. Die ältere Dame hielt ja tapfer aus, aber die jüngere brach ganz zusammen. Bange legte ich ihr die Hand auf das hochklopfende Herz. Nur 14 Tage, nur noch 8 Tage der Gefangen-

Digitized by Google

schaft, ich glaube, sie wäre dem Wahnsinn verfallen, denn schon einmal hatte man eine Dame, die der Schwermut erlegen war, fortschaffen müssen. Die war eine Französin und ihre Verwandten klagten mit Ungestüm. Aber da hatte die Regierung auch schon ein Mittel gefunden. Ein Vorschlag stand in den Zeitungen, angeblich von Clémenceau ausgehend. Alle Französinnen, die einen feindlichen Ausländer zum Gatten hätten, brauchten nur eine Eingabe für den divorce „die Ehescheidung" zu machen und in 14 Tagen wäre die Sache erledigt. Man sieht, wie einfach die Sache lag. Natürlich wollten die Frauen davon nichts wissen, mit Ausnahme einer einzigen, dem schmutzigen Weibe eines verkommenen Münchner Malers. Der Mann zauberte unsere alte Ruine mit so duftigen Farben hin, daß jeder, der noch Geld hatte, begierig nach einem solchen Kunstblatt haschte. Heute aber zeichnete er nicht, sondern besprach aufgeregt die Nachrichten, die man sich zuflüsterte. Ganz Belgien schon erobert, die Deutschen auf dem Wege nach Paris, darum also die drohenden Gesichter der Soldaten, des Offiziers. In einem heimlichen Streifzug hatte ich über meinem Zimmer eine Kammer mit alten Flaschen entdeckt. Den Fund teilte ich den Männern mit. Das gab gute Munition im Falle der Not. Abends ging gar noch das Gerücht um, man hätte „unsern Major" erschossen und die Mädchen beweinten ihn schon bitterlich. Es war das ein österreichischer, alter Herr Baron, vielleicht 65 Jahre alt, auch nur auf der Durchreise und in Lyon abgefaßt. Er hatte von der Gicht geschwollene Füße, und wenn nur ein bißchen Sonne war, saß er im Hof und hielt uns Vorträge über — Wiener Küche. Da wurden Händeln knusperig gebraten — im Geiste — und Schnitzel paniert und Gulasch gekocht, daß uns das Wasser in die Augen kam, nicht nur in den Mund. Wann würde es uns je wieder so gut werden? Daß der Herr Major ganz gewaltig über die Schweinekocherei schimpfte, versteht sich, ebenso daß er dafür im Arrest brummte. Aber unbegreiflich ist mir, wie er als Spion dann in Verdacht kam. Mit der Verhaftsdepesche sauste auch ein Auto in den Hof. Gerade hatte er die schmerzenden Füße mit Spiritus eingerieben, aber da war keine Zeit, die Stiefel wieder anzuziehen. Der Polizist warf sie ihm in das Auto nach. Dahin ging es, aber man fand bei dem alten Herrn sicher nur harmlose Küchenrezepte, und als sich daraus wirklich kein Hochverrat herausschnuppern ließ, kam er nach vier Wochen zurück, recht blaß — und recht gedrückt. Wir empfingen ihn wie einen Auferstandenen. Unsere Gräfin schenkte ihm 20 Frs., eine andere brachte ein Kopfkissen — aus Stroh, man erquickte ihn mit ungesottener Milch, rohen Eiern, allen Leckerbissen, die uns zu Gebote standen. Er schien auch alle Wiener Delikatessen vergessen zu haben und als ihm eine Dame am nächsten Tag gar noch ein Paar alte Socken von ihrem Mann schenkte, da rannen die hellen Tränen über die hohlen Wangen. Jedermann mußte die Socken bewundern, er streichelte sie, wie man ein Schätzchen liebkost. Er hätte sich's nie träumen lassen, meinte er, daß ihm ein geschenktes Paar getragene Socken einen der glücklichsten Tage seines Lebens bedeuten sollte.

Es werden später noch mehr solche „Spione" zugeführt, die mit Frauen und Kindern wochenlang in den schauerlichsten Zuchthäusern gefangen saßen, die man mit Faustthieben bearbeitete, um sie zum Geständnis zu zwingen.

Digitized by Google

Es waren das Arbeiter, Dienstmädchen, halbwüchsige Burschen. Einer von ihnen, ein besonders stämmiger Bayer, war aufgefordert worden, sich vor dem Schlafengehen nackt auszuziehen. „Aha", dachte er, „mein Arbeitshemd ist ihnen zu schmutzig, da bekomme ich ein frisches." Und wie er so darauf wartet, kommen drei Polizisten mit dicken Peitschen bewaffnet. Aber unser Stangl dreht buchstäblich den Stiel um, entreißt ihnen die Prügel und nun geht es an ein Dreschen, bis die drei halbtot zur Tür hinausfliegen. Am nächsten Tag kommt der Kommissär selbst mit drohenden Mienen. Aber unser Bayer besieht so bedächtig seine Fäuste, daß dem Herrn gruselig wird und er uns schleunigst den Mann zuschickt, der übrigens ein gutmütiger und äußerst tüchtiger Elektrotechniker von Fach ist. Als die andern Männer nach Korsika verschickt werden, muß er zurückbleiben, denn ohne die deutschen Ingenieure und unsern Stangl bliebe die ganze Stadt Le Puy unbeleuchtet. Die Spionenfurcht hat ja die Franzosen auf alle möglichen Kniffe gebracht. Kommt da einmal ein höherer Offizier und fragt, ob wir einen Knaben hätten, der lateinisch könne. Wir haben alles; also auch diesen Knaben, der stolz eine Seite aus Virgil liest. Wir wundern uns und der Franzose, der das Ausplaudern nicht lassen kann, erklärt uns: „Diese verflixten Kerle von Deutschen können alles und sprechen manchmal so gut Französisch wie wir. Da wollen wir nun jeden Verdächtigen ein paar Zeilen lateinisch lesen lassen und da habe ich nun den Trick los. So liest ein Deutscher cantémus und wir cántemus und mit diesem kleinen Akzent ist auch schon der Strick für den Spion gedreht." Überall wimmelte es wie bekannt an Spionen und sie brauchen nicht einmal Deutsche zu sein. Da haben wir einen Schweizer Bankier mit uns. Er und seine Frau werden ergriffen, vor einer Truppe Schutzleute müssen sich beide völlig im offenen Hofe entkleiden, die Hemden werden gegen die Sonne gehalten und mit Lupen untersucht. Während der Zeit werfen andere Polizisten in ihrer Wohnung alles drunter und drüber, sogar die Butter im Frühstücksnäpfchen wird nach geheimen Zeichen durchforscht. Wir haben auch Spione unter uns, das sind Elsässer, Tschechen, Welsche, die sich anwerben ließen und bis zum Tage ihres Abmarsches uns belauschen, behorchen, verraten, wo sie können. Wir sind froh, als sie am 26. August abmarschieren müssen. Sie hatten sich zuerst photographieren lassen wollen, unter einer Wand des Hofes, die sie schmückten mit Trikoloren und Kränzen. Zu unserer stillen Freude nagelt da irgend ein Kobold mit. Die Fahnen hängen schief, die Girlanden knicken schlaff zusammen, man müht sich vergebens, das Bild recht pathetisch, recht „französisch" zu stimmen. Nun gibt man die Sache auf, denn schon sinkt der Tag und der Photograph will keine Frist mehr geben. Fumet rettet das Bild. Er setzt sich mitten unter seine Lieben, die Fahne hingegossen vor seinen Stiefeln und das Bild ist vollendet. Sehr zu unserer Befriedigung, denn die Gesichter werden unheimlich verzerrt und manche blicken wie Totenschädel. Jeder von unsern Männern kauft die Photographie, sie wollen diese „Gezeichneten" wiedererkennen im Leben, wenn sie nicht vermodern in einer marokkanischen Wolfsschlucht. Natürlich wird mir eine für „daheim" mitgegeben. Wie die neuen „Bürger Frankreichs" abziehen, ist strenger Befehl erteilt, daß die Männer in den Sälen bleiben. Die bangen Frauen haben ihnen ja auch Vorsicht ans Herz gebunden. Ich

Digitized by Google

stehe auch an einer Luke unterm Dache und schaue den Traurigen nach. Sie wollen die Marseillaise anstimmen, zwei Tschechen singen falsch, man bricht mitten in der Strophe ab und so zieht das Häuflein kleinlaut zum Tore hinaus. Von nun an vernimmt man nur noch selten französische Worte, ausgenommen von den Töchtern des Landes. Anfangs hörte man nur diese Sprache. „Um Gotteswillen, sprechen Sie kein Wort Deutsch", raunt man meiner Schwester zu, die doch keine andere Sprache versteht, „es kann uns das Leben kosten." Aber nun haben alle das gallische Federkleid abgeworfen und prangen in germanischem Panzerschmuck. Unsere Arbeiter sogar sind scharf dahinter her, wenn das elsässische Liebchen einen französischen Brocken fallen läßt und ein alter Herr, der schon dreißig Jahre nicht mehr die Muttersprache gewohnt war, macht plötzlich die schönsten deutschen Sätze. Und man glaube nicht, das sei so ganz natürlich. Die französische Sprache hat ein so gefälliges Satzgefüge, so zierlich gedrechselte Redensarten, daß man sich nicht viel mit Denken plagen braucht, um ein artiges Gespräch zu führen. Hat man's einmal los, so fließt es viel leichter über die Lippen als das gehaltvolle geharnischte Deutsch.

Am 31. August lassen unsere Soldaten, seit einigen Tagen blutjunge Bürschlein, die es höchst wichtig haben, wohl absichtlich ihre Zeitungen fallen. Wütende Artikel sind in allen. Die Schandtaten der Bayern stinken zum Himmel. Ist es so weit gekommen, daß Franzosen nicht mehr das Pulver wert sind, sondern man sie einfach übers Knie nimmt und die Höslein durchklopft? Norddeutsche fragen uns, ob so was den Bayern ähnlich sähe. Wir nicken dreimal ja und freuen uns diebisch, denn endlich werden die Franzosen ihr hartnäckiges Gerede aufhören über die Bayern, die nicht mittun wollen in diesem heiligen Krieg! Solche Hiebe führt Bavaria! Auch in Reims sollen die Preußen sein. Da flüchten sich nachmittags die Frauen und Mädchen in den Schlafsaal, um den Rosenkranz zu beten, o ganz leise, damit uns Fumet nicht hört, der das Weihwasser fürchtet wie der Teufel. Zu was hat er einen Klumpfuß? Er hat es gewittert, schimpft alle in den gemeinsten Ausdrücken. Nächstens will er uns die Kirche „emmerder". Heute kann es überhaupt niemand mit ihm aushalten. Er gibt zwei Schüsse durch die Fenster der Küche, weil dort um 8 Uhr abends Licht ist. Die Männer wollten die Kruste Schmutz vom Geschirr wegspülen. Ist er beschämt über den Auftritt? Er bricht in heftiges Weinen aus und klagt, die Deutschen hätten ihm zwei seiner Brüder in Belgien erschossen. Ein Herr drückt später sein Beileid aus bei Frau Fumet. Die blickt erstaunt: Ihr Mann ist einziger Sohn, hatte nie Geschwister, hat auch sonst keine Verwandten im Felde. — Fumet ist nicht der einzige, der sieht, was nicht zu sehen ist. Ein Offizier, der leicht verwundet vom Krieg zurückkam, erzählte leidenschaftlich: mit seinen Augen hätte er es gesehen, wie die Deutschen ihre Gefangenen nackt an die Bäume binden und herunterschießen zur Übung. — Am 3. September sind die Männer besonders aufgeregt. Schnell, schnell, ich soll in den Hof kommen; da steht ein Unteroffizier und sein Regiment soll ich mir merken, 86. Infanterie. Er ist commis voyageur und erzählt, er sei noch am 8. August in Leipzig gewesen; er wäre durchgekommen, ses papiers étaient en règle, und er blickt verächtlich auf die Männer, die aufgeregt durcheinander schreien, ihre Papiere wären auch in Ord-

Digitized by Google

nung gewesen und ich soll es ja erzählen „daheim". Das Ministerium ist in Bordeaux, erfahren wir dann, Bomben wurden in Paris geworfen und ich schreibe mir aus der Zeitung eine sehr ergötzliche Notiz darüber auf. Der Polizist, der die Bombe konstatiert, nimmt folgendes Protokoll auf: Par rapport aux saletés qu'on a jetées dans la ville de Paris, défense par ordre du Préfet, de les ramasser. (Was den Schmutz betrifft, den man in die Straßen von Paris geworfen hat, so verbietet der Präfekt, ihn aufzukehren.) Der Mann bekommt sicher eine Statue! Prozessionen werden gehalten. Der Magistrat erinnert sich der hl. Genoveva, der Schutzpatronin von Paris. Das Pantheon war früher ihr geweiht gewesen, aber sie mußte ausziehen und „Größeren" Platz machen. Die Heilige wird sich wundern, daß sie plötzlich wieder zu Ehren gekommen ist! Da ich gerade am Abschreiben bin, so notiere ich auch den Artikel, den ein Stabsarzt über unsere Kolonie in das Stadtblättchen schrieb.

Er schildert recht anschaulich unser Elend, fast mitleidig; freilich, die Gefangenen in Clermont, die er neulich besuchte, die haben es noch zehnmal schlimmer. Natürlich ist daran nicht Frankreich schuld, sondern einzig Guillaume, der „blutdürstige Despot". Noch elender sind sie, als wir, die anderen Gefangenen? Ist es möglich? Vielen von uns ist das Geld ausgegangen und jedesmal steigt es uns schamrot auf, wenn wir uns im Hof anstellen müssen, oft in strömendem Regen, um unsere Armenmarken zu bekommen; es dauert manchmal eine Stunde, bis unser Name abgelesen wird. Man ist durchnäßt und hat keine Schuhe zum Wechseln, ja einer jungen Dame hängt die ganze Sohle weg. Man ist mit den Sommerkleidern gekommen und schon wird es kalt im Gebirge. Knöpfe sind abgesprungen, man ersetzt sie durch Versicherungsnadeln und zieht fest die dünnen Jacken, die Sommerüberzieher über den fröstelnden Gliedern zusammen. Lieber als in den eiskalten Sälen sitzen, stapft man im Hof herum. Wir haben ihn abgeschritten, der vordere ist 100 Schritt lang und 75 breit, der hintere 75 Schritt lang und 45 breit. Er wird bei Regenwetter so schlammig, daß sich die Männer Stelzen machen, um zum Brunnen zu gelangen. Dabei meldet man 1200—2000 neue Zivilgefangene. Vielleicht sind Kranke darunter, und so nähen wir in fieberhafter Eile 75 Strohsäcke. Für die andern ist so wenig gesorgt wie für uns. Alles muß ausziehen, herumräumen oder eng zusammenrücken, um ihnen Platz zu machen und doch ist der Hauptflügel des Gebäudes leer, wenn auch ebenso verwahrlost wie unsere Säle. Diese Gefangenen, die jeden Tag erwartet werden und nie ankommen, bilden Stoff zu den abenteuerlichsten Vermutungen. Die kühnste ist, daß sie von den Deutschen abgefangen und befreit wurden. Nächstens kommen wir dran! Es fehlt nicht viel und man hört schon das Schwirren eines Zeppelin. Einer hat ja schon den Eiffelturm zum Schwanken gebracht und die Russen sind auch geschlagen und acht Generäle gefangen. — Wer bringt uns nur diese Nachrichten? Der Kantinenwirt, der uns heimlich mit Zeitungen versorgt, hat richtig Fumet Platz machen müssen, die Bauern werden streng durchsucht, die Soldaten werfen uns zwar manchmal La Tribune oder Le Nouvelliste zum Fenster hinein, aber die melden ja nur französische Siege und sogar prachtvolle Illuminationen ihnen zu Ehren! Ein Zahnarzt hat sich heimlich eine Zeitung verschafft,

Digitized by Google

wird erwischt und zu 14 Tagen Isolierhaft und vier Stunden täglich Peloton verurteilt, eine gefürchtete Strafe, die darin besteht, daß man unaufhörlich einen engen Kreis abschreitet, wie das wilde Tier den Käfig. Jeden Tag stehen solche Strafbefehle an der Mauer und die Soldaten studieren sie eifrig und sind wütender auf Fumet als wir selber. Die Männer müssen an der Loire Eimer füllen im Falle einer Feuersgefahr und da haben einige ein paar Nüßlein aufgelesen, die im Grase herumlag en. Ich las die schwere Strafe dafür ganz laut ab und sagte: „C'est bien fait pour ces voleurs!" Da kam ich schön an, die Soldaten kehrten sich zornfunkelnd um und ich bemerkte: „Ja, wir sind arme Teufel hier!" Bald danach klopft es an mein Fenster und der Posten erzählt mir tröstend, sie hätten es ja auch nicht gut: Jede Nacht wo anders, kein Mensch wisse, was eigentlich los sei und Briefe dürften auch sie nicht schreiben, nur Karten und da müsse daraufstehen, „es ginge alles gut". An mein Fenster, das, wie man sich erinnert, einsam dem Garten zu liegt, kommen die Wachen gern und plauschen, was doch streng verboten ist. Sie wissen zwar immer Greueltaten von den Deutschen zu erzählen, aber ich rede es ihnen leicht aus und rate eifrig, sich schnell gefangen und nach München führen zu lassen. Einmal kam ein Gefreiter direkt in mein Zimmer und erbat sich ein deutsches Kartenspiel, er sei Sammler. Ich verspreche es ihm für später, wenn ich frei würde, jetzt vertreibe es uns die langen Stunden. Er schreibt mir gleich seinen Namen nieder, er sei Lehrer, Vater von zwei Kindern, erst vierzig trotz seiner eisgrauen Haare. „Lehrer," sagte ich, „also ein Herr Kollege," und nun rauscht es über mich nieder wie ein Wasserfall: Er kennt alle Leute, ein bißchen auch Poincaré, wenn's nur seiner Empfehlung bedarf, nun, dann bin ich frei! Der Krieg ist so wie so fertig. Österreich ist verloren, die Serben sind vor Wien, die Russen hinter ihnen drein. Eine halbe Million Indier sind gestern in Marseille ausgeschifft worden — (das sagt ein Lehrer!). In Châlons sur Marne sind 300000 Deutsche in die Luft gesprengt. Guillaume est foutu. Metz, Straßburg, wer will sich die Mühe nehmen, das zu belagern, die sind reife Äpfel, die von selbst dem gallischen Hahn in den Schnabel fallen. „Nun," frage ich, „da fliegen Sie ja von Sieg zu Sieg, da brauchen Familienväter gar nicht mehr mitzutun." Doch da wirft er sich in die Brust und trommelt auf seine Rippen: „Ja, die Jungen, diese Lausbuben, passez-moi l'expression, die haben anfangs gedacht, sie brauchten sich nur zu zeigen. Was ist geschehen? Was man sich denken konnte. Weggeputzt wurden sie wie die Wildenten im Herbst. Aber jetzt kommen wir, die Alten, nun wird man sehen. Aber eigentlich" — dies wird flüsternd gesprochen, „gehe ich gar nicht gern in den Krieg. Ich mag kein Gewehr nur ansehen. Was hat mir der Mann da getan? Er hebt vier Finger in die Höhe. Gut, ich verstehe, er hat vier Kinder, ich hebe zwei Finger auf, d. h. ich habe zwei Kinder. Aufrichtig gesagt: je n'y vois que du bleu, ich drücke die Augen zu und werfe mein Gewehr weg." Er verspricht mir Ansichtskarten, ich ihm mein Spiel, was aber erst später geschehen kann, denn unsere Deutschen betteln es mir ab. Die Zeit hat bleierne Kugeln an den Füßen, man vertreibt sie sich, wie man kann. Einen unserer Bankiers habe ich eine Patience gelehrt. Er macht sie 57 mal am selben Regentag. Aus meinem Zimmer hat man den Tisch genommen und alle

Digitized by Google

andern Bequemlichkeiten, auch darf kein Mann unsern Gang betreten, selbst wenn es gilt, die kranke Frau, das kranke Kind zu besuchen. Da bestellt man mich heimlich in die Kantine, die uns Frauen, außer zur Tischzeit, verboten ist und dort deute ich Handschriften in einem Kreis von verblüfften Zuhörern, bis Fumet kommt und wir auseinanderstäuben. Gerne möchte ich auch seine Schrift haben als Kuriosum, aber er hat Angst vor meinen Hexenkünsten und ich bin ihm so wie so unheimlich, erklärt er. Man steckt mir seine Signatur zu, die man von einem Strafbefehl herunterriß, aber was interessiert mich schließlich der kleine Mann?

Den Sedanstag verbringen wir in der Erwartung einer großen Heldentat; nichts dringt zu uns und am 9. September wird uns sogar ein französischer Sieg von Montmirail angeschlagen. Der Sekretär des Präfekten kommt herauf, wahrscheinlich um wieder einen Werbeversuch zu machen. Nein, ich werde gerufen und das Herz pocht mir vor Freude zum Hals hinauf, als ich höre, meine früheren Schüler, nun hohe Offiziere, hätten meine Freilassung durch das amerikanische Konsulat bewirkt. Morgen dürfe ich fort mit meiner Schwester, aber nicht durch die Schweiz. Ich merke, es heißt vorsichtig sein, wie er mich weiter fragt, wohin ich zu reisen gedenke. Nach Turin, sage ich. Wo ich mich dort aufhalten wolle? — In einem Kloster, bis ich eine Stellung fände. Gut, er wird die nötigen Papiere besorgen! — Wie ich hinauskomme, ist der Gang voll hin- und herwogender Männer, die sich durch die schimpfenden Wachen gedrängt haben. Die Kunde hat sich blitzschnell verbreitet, daß eine Deutsche fort darf. „Dann kommt die Reihe an uns", leuchtet es hoffnungsfroh in all den feuchten Augen, in die ich blicke; hundert Hände strecken sich mir entgegen und hundert Lippen beschwören mich, ihrer zu gedenken in der Heimat. Jeder hat schon ein Zettelchen in der Hand, dem Vater soll ich schreiben, den Brüdern, aber vor allem der Mutter. Oh ihr Mütter, oft tragt ihr ja eine Dornenkrone auf dem Haupte, aber an jedem Zinken blitzt auch ein Sternlein daran, die Liebe eurer Söhne, die in Stunden der Not, des Wehes, zu allererst nach dem Mütterlein ruft! Unter unsern Herrensöhnchen sehe ich manchen, der wohl stets ein Sorgenkind gewesen war. Aber gerade diese sind es, die mir heute immer wieder versichern, die Mutter wäre ihnen doch das Allerliebste und sie trügen es schwer, gerade von ihr nichts zu wissen. Und ich solle ihr gewiß schreiben und sie trösten und sie versichern, es gehe ihnen gut, sogar sehr gut. — Zehn Briefmarken schiebt mir einer auf einmal in die Hand — ich konnte sie nicht benützen, denn am nächsten Morgen trifft eine Depesche von Lyon ein, oder von Bordeaux, niemand dürfe fort. Das war ein zerschmetterte Hoffnung für uns alle! — Ich protestiere nach allen Richtungen hin — man unterschlägt die Karten — seit einigen Tagen dürfen wir keine Briefe mehr schreiben. Wir werden alle ganz tiefsinnig, denn neue Gefangene kommen täglich. In meinem Zimmer habe ich nun eine wunderhübsche junge Dame, welche bis jetzt einen permis de séjour hatte. Bei einer Ausfahrt geriet sie in die Nähe von Lyon, wurde von der Seite der Dame weg verhaftet und zu uns geführt. Sie ist totenblaß, erschöpft, doch voll Hoffnung! Der Herr Oberst, bei dem sie ist, hat schon nach Bordeaux telegraphiert — trügerische Hoffnung! Am folgenden Tag wird sie auf den Genuß unserer Speisen, — sie sind mit Viehsalz und

Digitized by Google

in grünspanüberzogenen Kesseln gekocht — furchtbar krank, kalte Schweißperlen stehen auf der bleichen Stirn. Ich löse mit Gewalt ihre Hand, die die meinige umkrampft und fliege zu der Schwester. Wir hitzen Wasser zu Überschlägen, wir kochen Tee, unsere junge Kranke beruhigt sich nach und nach. Am nächsten Morgen wird die Infirmerie geschlossen, der weinenden Schwester wird unter Strafe verboten, sich um Kranke zu bekümmern, ja Fumet verdächtigt sie in gemeinster Weise sittlicher Vergehen und nimmt ihr den Kochofen weg, den einzigen außer dem der Kantine — er braucht ihn für sich. „Man kann doch kein Spital machen für diese boches." — Es wird schlimmer und schlimmer. Eine neue Zimmergenossin kommt bald darauf, ein Fräulein von Zamboni, Tochter eines österreichischen Generalmajors und trotz ihrer Jugend berühmte Bildhauerin schon. Sie fällt uns fast um den Hals, als wir mit mitleidigen Worten sie begrüßen. Sie hat „wahnsinnig" gelitten, erzählt sie. Auch sie hatte ein laisser-passer — wurde in Lyon ergriffen und mußte zwischen einer Dirne und einem Mörder die Straßen durchwandern. Nie wird sie diese Schmach vergessen, nie mehr wird sie jemandem in die Augen blicken können. Sie mußte mit dem Mädchen in demselben Zimmer übernachten. Und was für eine Dirne es ist, kann ich später sehen. Sie und noch eine andere sind mit uns eingesperrt, ebenso der Mörder, obwohl sie alle drei „Franzosen" sind. Auch unter unseren Elsässerinnen sind Frauen, vor denen man die Augen niederschlägt, aber da ist noch eine Riesenkluft zwischen Sünde und Sünde. Die Schlechteste unserer Frauen weicht ihnen scheu, erschrocken aus. Einsam stehen sie am Fenster, abseits nehmen sie ihr Mahl ein und sie haben es bald dahin gebracht, daß sie in das zuständige Zuchthaus kommen, wo sie ja auch ein Bett bekommen und nicht diese mörderische Kost. Gut, daß sie gehen, sie haben ekelerregende Krankheiten und schlafen Bett an Bett neben unsern reinen Mädchen. Fräulein von Zamboni glitzert von Edelsteinen, die lasse ich verbergen ebenso wie ihre Barschaft. Einmal ihrer schauerlichen Gesellschaft entronnen, klagt sie nicht viel, obwohl ihre äußerst zarte Gesundheit bald angegriffen ist. Sie weiß sich Ton zu verschaffen und modelliert den seinen Kopf einer Mitgefangenen. Da steckt denn Fumet neugierig seine Glatze zu uns herein und bald hat er's so weit gebracht, daß man ihn und seine unschöne Gattin ebenfalls knetet. Unserer Künstlerin werden Bettücher und ein Kissen geschickt und sie darf nun die Mahlzeiten bei Fumet einnehmen, zugleich muß sie natürlich viele spitze Bemerkungen über den Krieg schlucken und die Karte wird gezeigt, wo jeden Tag Joffre einen engeren Kreis um die Deutschen schließt und am nächsten Tag oder doch todsicher „nächste Woche" sie umzingeln wird. Wenn sie abends spät zu uns hereinschlüpft, frage ich sie jedesmal, was sie gegessen hat, das tut meinem hungrigen Magen wohl. Ach, die haben es gut! Nur die Reihenfolge der Speisen würde ich mir anders auswählen. Da hat es einen Abend Hammelskotelett, dann Forellen, dann Kalbskotelett, dann gebratene Hühner, Torte, Obst gegeben. Neulich hatte er eine Tafelrunde von zehn Personen mit Champagner traktiert. Und doch erzählt er indiskret, die Regierung zahle ihm seit Monaten keinen Gehalt mehr. Er kann es sich leisten mit dem Gelde der Deutschen. Gestern noch hörte ich ihn laut im Gange zu seinem Schreiber sagen: „Jeden Tag bleiben mir

Digitized by Google

50 Frs. übrig, so kosten diese Kerle der Regierung gar nichts. Und da habe ich noch 50 000 Frs. in der Tasche, lauter Sparbücher, die sie in ihren Strohsäcken versteckt haben. Immer noch ist Geld da bei diesen Leuten!" Pflichtschuldigst wird der Schlaumeier bewundert. Drüben bei seiner Gattin soll er ja seinen Zäsarenwahnsinn verbergen und äußerst kindisch sein. Allen Ernstes bildet sich der Mann ein, alle Frauen wären in ihn verliebt. Er ist auch sehr liebenswürdig für gewisse Sorten. Einer wirklichen Dame gegenüber benimmt er sich gemein bei jeder Gelegenheit. Er versichert, als Fräulein von Zamboni ihm das äußerste Elend von einigen von uns vor Augen führt, er würde alles herbeischaffen, was man brauche. Da ergreife ich die Gelegenheit beim Schopf und bitte um ein Paar Socken für einen Mann, der sich für sein Essen barfuß anstellen muß und um ein Beinkleid für einen andern, der sich nicht mehr seiner Lumpen wegen aus dem Stroh herauszukriechen wagt. Ich wußte es ja im voraus: es waren nur wieder schöne Worte. Und doch war gleich anfangs vom französischen Roten Kreuz gesammelt worden bei den sales boches und staunend hatten die Damen die große Summe gezählt. Jetzt freilich haben wir kein Geld mehr. Mit Gewalt wird abgenommen, was über 20 Frs. ist. Das andere kommt in Gewahrsam, jede Woche darf man wieder 20 Frs. verlangen, muß aber davon das Essen bezahlen, ob man es hinunterwürgen kann oder nicht, auch die Kranken, die gar nichts genießen. Als die Sequestrierung der deutschen Vermögen bekannt gemacht wurde, nehmen das alle, Männer und Frauen, mit spöttisch-kühlem Lächeln auf: Deutschland wird uns alles zurückgeben. Nur eine Frau, deren Mann im deutschen Heer ist und die drei kleine Kinder bei sich hat, weint bitterlich, weil man ihre Möbel vor ihren Augen verbrannt hatte.

Am 21. September wachen wir auf mit einer Schneelandschaft und steif gefroren unter unsern dünnen Decken. Wenn es doch wahr wäre, was gestern in einem durchgeschmuggelten Zeitungsausschnitt zu lesen stand. Die Schweiz verwendet sich für unsere Befreiung. Schon soll Deutschland 24 000 Mark für das Reisegeld erlegt haben, Österreich zögert noch. Hoffentlich nicht zu lange, sonst gehen wir zugrunde. Es klopft und weinende Frauen treten in mein Zimmer. Vor einigen Tagen wurde uns ein großer Sieg verkündet, 150 000 Deutsche waren gefangen genommen, die Russen hatten sich nur von Wien zurückgezogen, weil dort 20 Cholerafälle vorgekommen wären, kurz wir waren verloren. Da summten abends im Schlafsaal, als längst die Lichter gelöscht und die Wachen abgezogen waren, die jungen Deutschen die Wacht am Rhein. Die Herzen waren so schwer, man mußte die Sorge vom Herzen sich singen, ganz leise, mit dem herrlichen Lied. Am nächsten Tag zeigte ein Elsässer es an. Vier Männer wurden mit gefesselten Händen gleich Schwerverbrechern ins Zuchthaus der Stadt geführt und mit bleichen Lippen flüsterte man sich zu: „Wer weiß, ob sie je wieder dem Kerker entrinnen." Da baten wir Frauen nun so innig wir konnten, versprachen einst an den französischen Brüdern in guten Worten und Taten heimzuzahlen, wenn man die unbesonnenen Jünglinge freiließe. 16 lange Tage vergingen, bis sie zurückkamen. Dieser Jubel dann! Es ist gerade wieder ein milder Tag und ich sehe einen jungen Mann im Hof auf- und abstelzen, der unverkennbar das Gepräge des Engländers hat. Wie kommt der Sohn Albions hier-

Digitized by Google

her? Ich erfahre es bald, denn der sonst schüchterne Mann hat schnell Vertrauen zu mir gefaßt. „Ich erinnere ihn so sehr an seine Mutter, besonders wenn ich zanke.“ Er ist Reiseschriftsteller, Wellingworth nennt er sich dann. In der Schweiz hatte er die Kriegserklärung gelesen, wollte literarischen Stoff in Lyon sammeln und war als Spion aufgegriffen worden, obwohl man es bald merken mußte, daß er kein Sterbenswörtchen deutsch und fast ebensowenig französisch konnte. Sobald ich mich im Hofe zeige, folgt er mir wie mein Schatten und bald heißt er nur mehr „mein“ Engländer. Ich necke ihn zwar und begrüße ihn immer als meinen „Feind“, was er stets übel vermerkt. Anfangs findet er es „furchtbar interessant“, er ist ja ein Weltbummler und kann was aushalten, aber bald wird auch er verstimmt. Er ist gesund und kräftig und die mageren Rationen machen nicht satt. Die Nadel führt er wie die Feder und seine Hose, sein Hemd sind Kunstwerke von Flickerei, aber schließlich hilft kein Stopfen mehr. Das Hemd verläßt ihn ganz, er verbirgt seine Blöße auch bei der stechendsten Hitze mit dem Wetterkragen, der von Läusen wimmelt. Endlich ist er sehr froh, als ich eine Eingabe aufsetze, in der ich energisch seine Freiheit verlange. Der Sekretär kommt eigens herauf, um ihn — anzuwerben, es scheint, dieser einzige Mann könne Frankreich retten! Aber Harry läßt sich nicht beikommen. „Wenn er in England ist, wird er ja sehen“ und dann meint er zu mir: „Das ist ein Diplomatenkrieg, der geht mich nichts an. Am grünen Tisch angefangen, soll man ihn am grünen Tisch beenden.“ Da wird man zornig und bedeutet mir, „mein“ Engländer dürfe erst fort, wenn er etwas Französisch könne. Ich setze den Herren auseinander, daß, wenn man durch die ganze Welt gekommen ist ohne Französisch, man von Le Puy nach Bordeaux auch noch kommen könne „ohne Französisch“, und bis die Antwort kommt, machen wir an schönen Tagen unsere Studien im Hof. Da werfen die Soldaten alles weg und kommen herbeigelaufen mit schon jetzt aufgesperrten Mäulern. Harry muß die Backen zusammenkneifen, um ein richtiges „in“ herauszubringen. Da kneifen sie mit und schnattern „in, in, in“ im Chor und sind so erstaunt wie Mr. Jourdain weiland. Nun darf er morgen fortgehen, sagt man mir. „In einer Woche kommen Sie fort,“ so übersetze ich das französische Morgen Mr. W., „vorausgesetzt, daß Sie jeden Tag frisch bohren.“ Er blickt mich ungläubig an, aber es ist so. Übrigens ist er von einer rührenden Dankbarkeit, will mir meine Schuhe flicken, ein paar Nägel abtreten, sogar seinen Mantel will er mir für die Nacht leihen, darauf verzichte ich. Er gedenkt nach Amerika zu reisen, um dort Vorträge über seine Gefangenschaft zu halten, hat sich die Namen seiner Schlafkameraden aufgeschrieben und ein Verzeichnis von all den kuriosen Strafen, die es in letzter Zeit herunterhagelte. Ein Frauenkarzer ist auch eingerichtet worden, denn vier Tage, wer die schmutzige Wassersuppe nicht hinunterwürgt, 14 Tage, wer eine Zeitung liest, acht Tage, wer warmes Wasser verlangt usw. Man denke sich unsere Wäsche. Jeden Tag reibt man sich ein Stück in der Waschschüssel heraus und hängt sie im Zimmer auf, wo man wohnt zu 10, zu 20, zu 100. Und wir haben Kranke und kleine Kinder. Bei diesen sind die Schaspocken ausgebrochen und sie liegen nun mit den Müttern im sogenannten Kinderzimmer. Ich will einem kleinen Liebling Schokolade bringen und gehe

Digitized by Google

hinauf. Da liegt in jedem Winkel ein zertretener Strohsack und darauf wimmern und weinen 2, 3, ja 4 Kinder und die Mütter wiegen noch das jüngste auf dem Arm. In der Mitte glüht freilich ein Ofen, aber es tropft durch die Decke und in der Luft schwebt eine ganze Dunstwolke von trocknender Wäsche und verdampfender Feuchtigkeit. Diese Mutter hier mit dem zarten Töchterlein hat ja das Leben verwöhnt, kein Wunder, wenn sie so verzweifelnd blickt, aber hier in der Ecke die Wäscherin weint auch voll Weh: „In der Nacht oft wecken mich die Kinder und schluchzen: ‚Mutter, wir wollen heim'." — Wenn wir nur wüßten, was draußen vorgeht! Aber seit den ersten Tagen vom Oktober haben wir andere Soldaten, ein Korse deklamiert ihnen die Zeitung, schauerliche Ansichtskarten gehen durch die Hände, keine Disziplin mehr wollen sie halten. Fumet schreit; da drohen sie, erst ihn zu erschießen und dann uns in die Luft zu sprengen. Ich höre jedes Wort, das auf dem Gange gewechselt wird. Fumet meint, er wolle doch lieber von einer deutschen Kugel, als von einer französischen sterben. Die Soldaten werden außerhalb des Klosters aufgestellt, keiner darf mehr herein, und nun übernehmen die Deutschen die Wache, was natürlich eine Besserung der Lage bedeutet. Mir geht mein Posten ab, natürlich, und als man in einer der folgenden Nächte um 12 Uhr an mein Fenster klopft, bin ich gleich wach. Man hat sich geirrt, man wollte zu den Gendarmen, denn ein neuer Zug von Gefangenen ist angekommen. Seit einer Stunde schon stehen 33 Frauen und Kinder frierend im Hof in der bitterkalten Nacht, noch eine Stunde vergeht, bis man unser Tor geöffnet hat und dann hallt Kinderweinen durch meinen Gang. Man hört Getrippel über die Stiege hinauf. In einen völlig leeren, lichtlosen Raum werden sie geführt, mit schmalen Fenstern, fast an der Decke oben; ein Loch im hintern Winkel dient als Latrine. Nach und nach kauern sie da, 72 an der Zahl. Eine unter den Frauen darf am Donnerstag den Besuch ihrer Mutter haben. Sie und ihre zwei schönen Knaben winken ihr Lebewohl zur Luke hinaus. Das waren natürlich Signale für die Feinde. — Man denke, wir sind Hunderte von Kilometern vom Schlachtfeld weg. — Die Fenster werden sofort mit Brettern vernagelt; wer es wagt, dem Präfekten zu klagen, bekommt 14 Tage Isolierhaft. Ah, man wird uns zeigen, wer hier Herr ist! — Bald sind wir die Herren, denkt man jauchzend, denn am 12. Oktober hören wir den Sieg von Arras und daß die ganze Einwohnerschaft als Geiseln weggeführt wurde, als Rache für uns! Spöttisch betrachten wir den Berg von Wolle, den Fumet anfahren läßt und den wir für die Soldaten verstricken sollen. Da müssen schon die französischen Damen mitstricken, meinen wir; o nein, es konnte noch Wolle nachgeschafft werden. Das Stricken macht uns ja Freude; es schlägt die langen Stunden tot. Wir haben die letzten Tage schon fleißig genadelt für unsere deutschen Gefangenen, unten in der Stadt. Der letzte Zug von ihnen, höre ich, sei nach den langen Märschen so müde, so erschöpft angekommen, daß sie nicht einmal die Hand mehr heben konnten, als man ihnen endlich zu essen gab. Wir haben auch glücklich unsere Socken durchgeschmuggelt und die gute sœur de charité läßt uns tausendmal danken: „Die deutschen Soldaten sind so dankbar und so geduldig," sagt sie, „und — hätten so reinliche Füße!" Sie hat jetzt viel zu tun, denn eine Masse Neger liegt im Spi-

Digitized by Google

tal mit recht ekligen Gebrechen. Die schwarzen Gentlemen tun sehr zimperlich und entkleiden sich erst, wenn man ihnen eine große spanische Wand vorstellt. Das Hospiz ist so überfüllt, daß man unsere schwerkranken Frauen zu uns zurückschicken muß. Zugleich mit ihnen kommt auch eine 75jährige Greisin an, eine Gräfin Waldern-Traunstein. Mehr als ein halbes Jahrhundert hatte sie die gütige Schloßherrin gemacht, nun war die Dame halb blind und strickte den ganzen Tag mit den steifen Fingern Socken für französische Soldaten. Was für Verräterei wieder dahintersteckte? Eines Tages erscheinen zu früher Stunde schon die Polizisten bei ihr, nicht einmal ihr Morgenkleid darf sie wechseln. 32 Stunden weit wird sie geschleppt und kommt bei uns mit ihren Hausschuhen an, mit dem Arbeitsbeutel, den sie vom Tisch aufraffte, als man sie überfiel. Sie hält sich tapfer, die alte Dame, und antwortet schlagfertig auf die Anbrüllerei von Fumet. Abends aber sah ich sie ohnmächtig auf unserem Gang zusammenbrechen. Zwei Frauen sind auch noch hinzugekommen, die ein entsetzliches Schicksal bei Mühlhausen ereilte. Sie sind schon ganz alte Mütterchen und ihre Männer waren zittrige Greise. Den einen erschlugen die französischen Soldaten, weil er, an einen Pferdeschweif gebunden, nicht schnell genug laufen konnte, den andern erschoß man, weil er zu klagen wagte über die Mißhandlung seiner greisen Gattin. Beides ist in ausführlichem Protokoll in Singen niedergelegt und kann von vielen Zeugen bestätigt werden. Sie sind ganz stumpfsinnig über all dem Entsetzlichen geworden. Und nun kommt auch für mich ein Tag, der mich wie ein böser Traum bedünken will. In den letzten Tagen waren wir alle samt und sonders krank geworden. Wie man später erfuhr, buk man täglich eine Dosis Gift in unser Brot, um uns langsam zu morden. Erst als unsere Brotreste in der Stadt unten ebenfalls Vergiftungserscheinungen hervorriefen, aber erst nach Monaten, kam man dem Attentat auf die Spur. Die Männer wanden sich in beständigen Krämpfen, die Kinder bekamen dicke, aufgedunsene Backen, litten an Durchfall und Erbrechen, konnten kaum mehr von den Bettchen aufstehen, einige Frauen waren dem Tode nahe, unter ihnen meine Schwester. Da schrieb ich denn an den Präfekten, sagte gleich, wir wären mit 14 Tagen Karzer bei der leisesten Klage bedroht, wir seien aber alle des Lebens müde; man solle uns an die Mauer stellen, wir würden nur blinzeln, wenn uns die Sonne blende. Ich erinnerte an den höhnenden Artikel über die Schokolade und die Blumen, die man den Franzosen bei uns zuwerfe und verlangte, wenn nicht zarte Rücksicht, doch das Erbarmen, das man mit Verbrechern hat. Ich erwarte viel von diesem diplomatischen Brief, den ich durch eine Elsässerin heimlich abgeben lasse. An diesem 17. Oktober nachmittags ist es, als plötzlich zum Appell geblasen wird.

Wie immer stürzt man sich bang auf den Hof; da steht schon unser dicker Deutscher da, der immer mit einem Scherzwort unsere Briefe verlas. Heute blickt er ganz verstört, er macht eine stotternde Einleitung und verkündet endlich, jemand habe geklagt, es sei ja wahr, alle wären wir krank, aber wenn das Essen daran schuld sei, nun so hätte jetzt Fumet beschlossen, die Kantine ganz zuzumachen und es gäbe nun pure Wassersuppe mittags, pure Wassersuppe abends, die könnten wir auf dem Hofe essen. Zuerst starres Schweigen, dann bricht ein Jammern los, daß die alten Mauern

Digitized by Google

davon erzitteren. „Unsere Frauen, unsere Kinder", schreit man, und dann ... Wer hat uns das angetan? Natürlich nur die ständige Schrift- und Wortführerin und man stürzt zu Fumet, um die Schuld auf die zu wälzen und sein Mitleid anzuflehen. Die Männer umringen mich brüllend, als ob der Hunger sie schon in den Krallen hätte, und dann kommt Fumet, den Revolver in der Hand: „Also Sie haben geklagt, sale petite bête que vous êtes! In Deutschland schneidet man den Frauen Hände und Füße ab und Sie wagen es zu klagen? Was tue ich nur mit Ihnen. Wären Sie nicht eine Frau, ich würde Sie sofort erschießen!" Und nun eine Flut von gemeinen Beschimpfungen. Da klingelt es am Telephon von der Präfektur herauf. Fumet verschwindet, im Nu ist mein Gepäck, das schon auf dem Gang stand, um mit mir ins Gefängnis zu wandern, wieder in meinem Zimmer und ebenso schnell wird die Türe der Kantine geöffnet, denn man meldet, der Sekretär komme selbst, um wegen meinem Brief Rücksprache zu halten. Die Furchtsamsten in der Kolonie halten schon eine Eingabe an ihn bereit, mit der Erklärung, sie wären mit allem und jedem zufrieden. Die packt zu rechter Zeit ein kleiner Kohn und liest sie unsern Arbeitern vor. Er ist ein Jude, wie er nur je als komische Figur in Witzblättern stand, aber er ist ein glühender Patriot, wie seine andern Glaubensgenossen bei uns, und streitet sich furchtlos mit unsern Bedrückern herum. Nun zappelt das Männchen wie besessen und streckt die zehn Finger weit von sich: „Diese beiden Hände läßt er sich abhauen, alle beide, bevor er so was unterschreibt!" Und die Männer zerreißen die Eingabe, obwohl sie noch nicht wissen, daß schon Hilfe vor der Türe steht. Am nächsten Tag da kamen sie alle und drückten mir die Hand und priesen meinen Mut, auch die, welche mir die Fäuste gezeigt hatten. Und ich vergesse auch schnell die furchtbaren Stunden, die ich durchlebt habe, denn ein frischer Speisezettel klebt an der Wand. Anstatt der Linsen, Bohnen, Erbsen, denen man unsere Übelkeiten zuschiebt, sollen Reis und Makkaroni kommen. Als einzige Strafe gibt es an diesem Sonntagabend keinen Kartoffelsalat, der seit drei Wochen unser Feiertagsschmaus ist. Und das ist eine harte Strafe! Auf den Kartoffelsalat, den ein deutscher Koch nach gut deutschem Rezepte anmachte, freute man sich die ganze Woche. Man aß ihn blank auf, wenn der Nachbar noch so hungrige Augen machte, man sprach noch am Montag davon und als er einmal hart war, machten wir so betrübte Gesichter, als ob man uns wieder einen französischen Waffensieg an die Mauer gemalt hätte. Heute war man nicht ganz so trostlos, denn Fumet hatte mir auf Befehl des Präfekten mitgeteilt, wir sollten uns gedulden, wir kämen schon in einigen Tagen fort. Da hielt ich Hof in meinem Zimmer, denn alles kam und holte sich Trost, obwohl man es nicht mehr recht glaubte, man hatte es so oft schon verheißen. Zwei Wienerinnen, die mir vor einigen Tagen geschworen hatten, sie erhängten sich, wollen mir absolut ein „Busserl" geben und sind wieder das „fidele Österreich". Erst heute erfahre ich genau ihre Geschichte. Sie waren in der Ausstellung in Lyon festgenommen worden. Die eine hatte ein Flohtheater und verdiente sich damit — ach, ich arme Lehrerin — 300 Frs. täglich mit ihren kleinen Zöglingen. Die andere zeigt mir einige wunderbare Stickereien, die sie gerettet hatte. Sie wollte noch etwas aus ihrem Glaskasten nehmen und zwar — man merke — an

Digitized by Google

1. August, 9 Uhr morgens — der Kommissär hatte es ihr aus der Hand gerissen und sie abscheulich beschimpft. So ging es allen Ausstellern.

Nun ist wieder eine Woche vergangen und man spricht nicht mehr von Befreiung. Aber einer der Unsern hat von seinem Brief die Marken abgelöst und darunter eine Siegesbotschaft entziffert: Die Russen sind geschlagen, nur die Serben kann man nicht kleinkriegen! Da schmieden wir Kriegspläne, zeichnen in die Luft die sonderbare Bildung des Landes, das ich oft durchreiste; ich beschreibe diese phantastischen Gebirgswindungen, die immer wieder eine Kulisse vorschieben, und wieder eine dünne Wand auftürmen, wenn man gerade die vorige niederpulverte. Die Herren Ingenieure erfinden Pläne, um die Hindernisse zu vernichten und manche Stunde verträumen sie jetzt in Korsika, wohin man sie verschickte und nagen sich die Fingernägel blutig, daß sie nicht mitarbeiten dürfen als Pioniere an den verwegenen Riesenarbeiten, die Deutschlands erfinderischer Geist den andrängenden Millionen von Feinden mit immer neuem Wagemut entgegensetzt. — Die letzten Tage im Oktober bricht ein wahrer Wolkenbruch herunter und man spricht von Überschwemmungen, die nun sicher den zähen Feind vertreiben müssen. Eine halbe Million junger Soldaten marschiert an die Grenze und endlich werden die Deutschen sehen, warum man sie überhaupt bis jetzt „geduldet" hat. Unter den Karten, die Fumet seiner Bildhauerin schenkt, ist besonders eine, auf die er schmunzelnd zeigt; eigentlich sind es zwei Karten. Die eine hat die Überschrift: Warum sind die Deutschen im Lande? An der unteren Ecke hält die Republika, leicht geschürzt, eine Angel, auf die sich die Deutschen blind hinstürzen. In der andern Ecke schreitet bedächtig der russische Bär nach Berlin. Zweite Karte: Überschrift: „Wie wir die Deutschen wieder hinausjagen." Republika kehrt den Stiel um, flugs sind die Hunnen über der Grenze, machen aber lange Gesichter, als der russische Bär ihnen in Berlin die Knute zeigt. — Lächelnden Antlitzes kommen unsere Verwundeten an, heißt es in den Zeitungen, gedrückt und traurig schleichen die deutschen Gefangenen einher. Das letztere glaubt man gerne, wenn man weiß, wie schrecklich die Armen behandelt werden bis zu ihrer Einlieferung, aber noch nie habe ich einen nur ganz leicht verwundeten Franzosen „strahlenden Auges" gesehen, denn es ist eine wehleidige Nation und nicht umsonst hat Molière gerade in diesem Lande le malade imaginaire geschrieben. Fumet hatte auch Leibweh dieser Tage, zu unserer großen Befriedigung, aber trotzdem ist er sehr neckisch aufgelegt. Er läßt um 5 Uhr in der Früh für die Frauen réveille blasen. Ist es das erwartete Telegramm von Bordeaux? Die Kranken sogar tasten in der Dämmerung in den Hof, aber es war nur ein Scherz und wenn man klagt, so läßt er nächstens um 4 Uhr blasen und wer nicht erscheint, der bleibt da. Ja, gibt es denn noch einen Schimmer von Hoffnung? Allerheiligensonntag ist es und man denkt schmerzlich der fernen Gräber während der Totenmesse. Da, ein schmetternder Trompetenstoß, die Depesche ist da, morgen darf man fort, man muß nur einen Schein schreiben, in dem man erklärt, man gehe wirklich freiwillig fort. Montag in der Früh werden unsere Köfferlein verladen. Die „Erbschleicher", wie sie sich nennen, kommen zu uns und erbetteln unsere kleine Habe; alte Handtücher, zerrissene Strümpfe, durchlöcherte Schuhe, sogar Schachteln sind Schätze, über die

Digitized by Google

man sich kindisch freut und tausendmal Vergelt's Gott sagt. Mittags schon müssen wir uns im Hof aufstellen, wahrscheinlich, damit die Männer nicht mehr sich mit uns besprechen können. Am Morgen schon hatten sie uns aufgetragen, dem Generalkommando mitzuteilen, daß sie zum tiefsten Schmerz ihres Lebens sich nicht an Deutschlands Siegeslauf beteiligen könnten; mein Notizbuch ist voll von Adressen ihrer Feldwebel, denen ich Mitteilung machen sollte.

Um 5 Uhr sollten wir im Zug sitzen, der aber nur kleine Strecken fahren darf, wenn keine tobende Menge ihn überfallen kann. Fumet mahnt auch eifrig, seine Kantine auszukaufen, denn er wittert noch Geld bei uns, aber viele haben nicht mehr einen roten Heller seit Wochen. Trotzdem Österreich und Deutschland zusammen eine Summe von 50000 Frs. als Lösesumme erlegten, mußte man seine letzten Franken hergeben, um das Reisegeld zu bezahlen. Es wird uns aber doch kleiner Mundvorrat mitgegeben und zwar will die Verwaltung noch ein schönes Bild ihres Edelmutes sich bewahren. Im Hof stehen weißgekleidete Köche um die Tische, auf denen Berge von Brot, Feigen und Birnen aufgehäuft sind, in der Mitte aber — als Glanzpunkt französischer Galanterie — eine kunstvoll geschichtete Pyramide von gebratenen Hühnern. Die durften wir anschauen, verkostet hat sie keine von uns. So wurden wir photographiert. Nun fiel ein feiner Regen, vier Stunden war man auf den Füßen, man konnte nicht mehr stehen vor Müdigkeit und die Kinderchen fingen zu weinen an. „Ob man Bänke holen dürfe zum Niedersetzen?" — Das fehlte noch, „crevez donc", hieß es. Da stellte man sich schon an und es ging zum Tor hinaus. Die Männer hatten alle Schranken durchbrochen und waren bis zum Dach hinaufgeklettert, wo sie ihren Frauen und Kindern nachblicken können. Wir sind 200 Personen, einige 20 ganz kranke oder schon über 65 Jahre alte Männer eingerechnet. Viele Frauen durften nicht mit, weil sie keine Papiere hatten. Ich besaß zwar nur meinen Fahrschein, aber mich fragte niemand, man war wohl froh, sich die ewige Klägerin vom Halse zu schaffen. Alle schleppten wir unser kleines Reisegepäck, schleppten schwer mit der einen Hand, zogen ein Kindchen hinter uns nach mit der andern. Schon ist es dunkel geworden und die Wege sind bodenlos. Die Kleinen fallen hin, können nicht mehr aufstehen, nun rieselt es gar noch dicht herunter und wir machen ratlos halt vor einem Düngerhaufen. Doch dort quillt ein Lichtschein aus einem einsamen Häuslein und zeigt uns den Weg. Eine schwarz gekleidete Dame tritt vor die niedere Tür und breitet beide Arme unserem Zug entgegen. „Meine Tochter, wo bist du", ruft sie schluchzend. Die Frau mit den beiden schönen Knaben bleibt in der Ferne stehen, sie darf ihr die Hände nicht reichen, sie darf ihr keinen letzten Kuß auf die Wangen drücken, man könnte ja zur selben Zeit ein verräterisches Wort in die Ohren flüstern. — Was wüßten wir zu sagen, wir, die wir seit drei Monaten die lebendig Begrabenen sind? Nur die Knaben umklammern die Großmutter noch, dann keucht man den Hügel hinauf, wo unsere Bahnwägen stehen. Die Kinder sind viel zu müde und erschreckt, um noch zu weinen. Nur unsere vierundachtzigjährige Greisin bricht wie leblos zusammen. Da nehmen zwei Soldaten sie unter die Arme und ziehen und tragen sie hinauf. Hinter ihnen stapft unser lieblichstes Mädchen, eine kleine Tän-

Digitized by Google

zerin: „Brave soldat, bon soldat“, sagt sie in ihrem gebrochenen Französisch und streichelt und küßt ihre Schultern. Doch wir sind droben, man zieht uns in die Abteile hinauf, wir sitzen auf den Bänken, keuchend, zu Tode erschöpft. „Nun ist meine Kraft zu Ende“, flüstert die siebzigjährige Dame mir gegenüber, „das war das Letzte, was ich geben konnte“ und wir schließen beide die Augen. Als ob er auf sein Stichwort gewartet hätte, kommt da der Sekretär zu uns herein und kommandiert: „Aussteigen, zurück in die Chartreuse.“ Man starrt ihn an; die blassen Lippen zwingen sich zu einem Lächeln über den Scherz! Nein, es ist keiner, er wiederholt noch einmal den Befehl, und zorniger ein drittes Mal, als er sieht, wir rühren uns gar nicht. Ein mitleidiger Beamter erklärt zögernd, Genf sei schuld, es hätte 5000 Mädchen von Savoyen aufnehmen müssen. — Diese 5000 Mädchen sind heute noch dort! — Wie wir zurückkommen? Nicht um alles in der Welt können wir uns noch erinnern. Das Bewußtsein kehrt erst zurück, als wir wieder vor unsern Mauern stehen, wo uns die Männer mit Laternen an der Aufgangstreppe erwarten. Sie nehmen uns das Gepäck, die Kinder ab, sie ziehen uns durch den Gang an Madame Fumet vorbei, die hoch einen Leuchter hält und höhnisch bemerkt: „Déjà de retour, Mesdames?“ Wir kommen in unsere leeren Säle, wo nicht einmal eine Decke mehr die zerlumpten Lager verhüllt und nun entfesselt sich eine Szene, wie man sie in einem Irrenhaus erleben kann. Zwei junge Mädchen schlagen eine gellende Lache auf, in die andere einstimmen, eine junge Frau bettelt herzzerreißend um einen Schuß Pulver, andere stoßen unartikulierte Laute aus wie gehetzte Tiere, zwei junge Mädchen liegen starr auf ihrem Stroh und rühren sich nicht mehr. Der Auftritt ist so erschütternd, daß sogar unsere Gefängniswärter Mitleid haben und herumeilen von Lager zu Lager, beschwichtigend, stützend, tröstend. Bis zu den Ohren des Präfekten dringt es und er gibt sein Ehrenwort, Mittwoch kämen wir dann sicher fort. Ein Ehrenwort, das muß ja wohl auch ein Franzose halten, das ist keine Lüge mehr! Doch bald heißt es nur: „Vielleicht“ und dann verbittet man sich im Reinfalle jede Träne, jede Ohnmacht. Wir halten uns tapfer, als man uns am Mittwoch wieder um 12 Uhr anstellen heißt, wir starren mit brennenden Augen das Tor an, das um 4 Uhr — vielleicht — sich öffnen wird. Hat wirklich eine Minute nur 60 Sekunden? Vier Uhr zeigt die Uhr und zwei Minuten — und das Tor geht nicht auf. Doch, es öffnet sich weit, wir eilen hinaus, die Pfade sind zu Bächen geworden, wir achten es nicht, wir wissen den Weg jetzt, wir stolpern, wir fallen, wir raffen uns auf, wir sitzen im Wagen in nassen Kleidern und Schuhen, wir achten es nicht, denn die Lokomotive pfeift und in ununterbrochener, schneller Fahrt geht es der Schweiz zu. In St. Etienne überkommt uns noch ein Zittern, man beschützt uns mit einem Stacheldraht vor der sich andrängenden Menge. Am 4. November, nachmittags 1 Uhr, sind wir in Genf. Und nicht wie Verbrecher und Diebe ziehen wir dort ein, nicht wie ein hungriges, schmutziges Bettelvolk: wie Fürsten, die vom Exil heimkehren, empfängt man uns dort, etwa 20 Herren im schwarzen Gehrock und weißer Binde. Manchen biederen Schweizer, der doch morgens sein Hetzblatt gelesen hatte, höre ich murmeln: „C'est incroyable, des femmes agées, de tout petits enfants.“ Wohl senken wir beschämt die

Digitized by Google

Köpfe, als wir so armselig durch die gaffende Menge wandern. Aber in der Turnhalle, wo man uns empfängt, da kann man sich setzen auf einen richtigen Stuhl, vor einen richtigen Tisch und abends in der Volksküche, da hantiert man mit einem wirklichen Besteck und hat blankes Geschirr vor sich. — Gibt es denn solche Dinge noch auf der Welt? Und jetzt kommt gar noch ein Herr und sagt, es gäbe ein nationales Gericht: Sauerkraut und Würstel! Ich denke, die Ohren sausen ihm heute noch von unserem Hurra. Was müssen aber die Züricher denken, daß wir da zum Abschied nicht unser Hoch schrien? Wir konnten keinen Laut mehr herausbringen, so gerührt waren wir über die Aufnahme. In Zürich, da sind wir schon zu Hause, in unserer jubelnden Familie. Hoffentlich haben sie unsere nassen Augen gesehen! Die Reise von Genf an machen wir zusammen mit einem Zug Frauen, die gleich uns als erste aus der Gefangenschaft in den Pyrenäen durften. Sie erzählen uns so Furchtbares von durchgepeitschten Männern und sterbenden Kindern, daß wir uns stumm anschauen: Wir hatten es gut im Vergleiche zu ihnen! In Singen erst sind wir frei. An der Schwelle des Gasthauses, wo wir uns stärken sollen, harren Hunderte von Menschen, Angehörige der Gefangenen. Eine alte Dame unter ihnen bricht jetzt erst völlig zusammen unter den Trostworten der Ihren: „Es war zu schwer, sie müsse daran sterben."

Diese Aufzeichnungen beruhen auf einem täglich geführten Tagebuch; die Verfasserin wurde auf die Richtigkeit der Eintragungen für das Münchener Generalkommando und für das Berliner Auswärtige Amt vereidigt.

Ein Russe über die französischen Barbaren.

Im September 1812 schrieb der russische Dichter Konstantin Batjuschkow an Gnjeditsch, den Verfasser der besten russischen Ilias-Übersetzung (den „russischen Voß"): „Die von den französischen Vandalen in Moskau und Umgebung verübten, in der Weltgeschichte beispiellos dastehenden Greueltaten haben die ganze Philosophie, die ich mir aufgebaut, zerstört und mich gegen die ganze Menschheit aufgebracht . . . Rache! Rache! Diese Barbaren, diese Vandalen! Und dieses Volk von Unmenschen wagt es noch, von Freiheit, Menschenliebe und Philosophie zu sprechen! Und wir waren so blind, daß wir sie in allen Dingen nachäfften. Gut haben sie uns heimgezahlt! Beim bloßen Anhören der Berichte von ihren Greueltaten kann man vor Ärger sterben."

Digitized by Google

Brief an einen Franzosen.

Von Isolde Kurz.

Der französische sozialistische Abgeordnete Dr. Edouard Vaillant hat vor Ausbruch des Siebziger Krieges in Tübingen, wo er in der Familie unseres großen deutschen Erzählers Hermann Kurz freundschaftliche Aufnahme fand, medizinische Fächer studiert. Später nahm er an den revolutionären Bewegungen teil und wurde unter der Kommune zum Delegierten (Minister) des Unterrichtswesens ernannt. Nach Niederwerfung der Kommune zum Tode verurteilt, entkam er nach England, wo er bis zu seiner Amnestierung lebte. Seit Jahren gehörte er der Deputiertenkammer an, wo er eine einflußreiche Stellung einnimmt, und er stand dem im Juli vorigen Jahres ermordeten Jaurès besonders nahe.

Sein neuerlicher, alles Maß überschreitender Deutschenhaß gab der Tochter von Hermann Kurz, unsrer gefeierten Mitarbeiterin, Anlaß zu nachstehendem Brief, den die Verfasserin für uns aus dem französischen Original übersetzt hat. D. R.

Lieber Herr Vaillant!

Schon lange suchte ich nach einer Gelegenheit, Sie von dem Hinscheiden der edlen Frau zu benachrichtigen, die Ihnen ein langes Leben hindurch treue Anhänglichkeit und mütterliche Freundschaft bewahrt hat. Da aber von unseren gemeinsamen Freunden Niemand mehr lebt, wußte ich seit langem nichts mehr von Ihnen, und es widerstrebte mir, ein mit so großem Leid beschwertes Schreiben dem Ungefähr anzuvertrauen. Darüber ist die Zeit hingegangen, und nun stehen wir mitten im Weltbrand.

Gleich bei Ausbruch des Krieges horchte ich nach Frankreich hinüber, um aus dem wilden Chorus des Hasses heraus eine ruhige, vernünftige, mäßigende Stimme zu vernehmen, die Stimme eines Mannes, der in Tübingen studirt hat, der der nahe Freund meiner Freunde gewesen ist und Edouard Vaillant hieß. Was ich vernahm, erfüllte mich mit so schmerzlichem und ungläubigem Staunen, daß ich durch einen Schweizer Freund Erkundigungen einziehen mußte um mich zu überzeugen, daß ich wirklich Ihre Stimme hörte. Vor mir liegt ein Brief aus Paris, der besagt, daß der Deputirte Vaillant Edouard heiße und derselbe sei, der an dem Communeaufstand 1871 beteiligt gewesen. Es ist also kein Zweifel mehr möglich.

Die Ereignisse haben uns in feindliche Lager gestellt. Gleichwohl hoffe ich, daß Sie dem Andenken unserer Mütter zu Ehren und um so mancher gemeinsamer Erinnerung willen mir gestatten werden, einige Worte an Sie zu richten an Stelle Ihrer dahingegangenen Freunde, die es besser als ich vermocht hätten, Sie über Ihren tragischen Irrtum aufzuklären.

Ich will nicht von hoher Politik sprechen, so nahe die Frage läge, ob es denn sehr wahrscheinlich ist, daß in dem ungleichen Kampfe eines Einzelnen gegen mehr als ein halbes Dutzend dieser der Angreifer sei, wenn er auch als der Flinkere den ersten Streich führen konnte. Übergehen wir den Punkt mit Schweigen, ich sehe wohl, daß man gegen ein vorgefaßtes

Digitized by Google

Urteil, gegen den Beschluß der chose jugée machtlos ist. Lassen Sie mich nur das Psychologische berühren und Ihnen zeigen, wie dieses neue Deutschland, zu dem Sie keinen Schlüssel mehr besitzen, in Wirklichkeit beschaffen ist.

Es gab eine Zeit, wo Sie unser Land, unsere Sitten, unsere Gemüts- und Denkart kannten. Sie standen uns mit Einsicht, ja mit Neigung gegenüber, in einem Augenblick wo die Mehrzahl Ihrer Landsleute sich in ähnlichem Seelenzustand befand wie heute. Wie konnte dieses billige Urteil sich so schauerlich verzerren, daß man an Fieberwahn denken möchte? Sie wissen wohl, daß ein Volk sich nur scheinbar verändert; wenn es sich auch neuen Verhältnissen anpaßt, in seinem innersten Wesen bleibt es immer dasselbe. Zu den hervorstechendsten Merkmalen des Deutschen gehörten von jeher das eingewurzelte Gerechtigkeitsgefühl und der unwiderstehliche Wahrheitstrieb. Nie und nimmer wäre unser Volk in diesen Krieg gegangen, hätte es sich nicht in seinem Dasein bedroht gesehen, und noch viel weniger wäre es imstande, selbstsüchtige materielle Beweggründe hinter dem Mantel eines heuchlerischen Idealismus zu verstecken, worauf sich unsre Sehr ehrenwerten Vettern jenseits des Kanals so gut verstehen. Dieser eingeborene abstrakte Rechts- und Wahrheitssinn ist uns oft genug schlecht bekommen. Im öffentlichen wie im Privatleben fehlt es uns meist an der nötigen Schlauheit um die Schleichwege der andern zu durchschauen. Wir machen uns die Erforschung fremder Völker, ihrer Sprache, ihrer Literatur, ihrer Geschichte zur Aufgabe, aber wir schieben ihnen unsre eigene Denkart unter. So sind wir freilich das dümmste aller Völker und ich wundere mich, daß unsere Feinde, die doch so viele Fehler an uns finden, das noch nicht eigens festgestellt haben. Wir haben sogar die Einfalt zum Rang unserer Nationaltugend erhoben: unsre schönsten Mären singen von dem gläubig vertrauenden und hintergangenen Helden, unsre Idealgestalt ist „der reine Tor", der kindlich große Mensch, dessen Auge die fernsten Grenzen des Denkens absucht und der dabei dem Gewitzteren zum Opfer fällt.

Der Deutsche hatte sich in seiner Harmlosigkeit eingebildet, man würde ihm den so spät eingenommenen Platz an der Tafel der großen Nationen gönnen, wo man bisher gewohnt war, ohne ihn zu speisen. Er glaubte sich sogar beliebt zu machen, indem er seine Zuneigung nach links und rechts verschwendete, und war fest überzeugt, daß er bei seiner Friedensliebe und seiner Stärke nichts zu fürchten habe. Vielleicht werden Sie mir jetzt die oft gehörte Antwort geben: Wer so friedliebend ist, der hat nicht nötig so stark zu sein. Aber dieser Einwand steht leider mehr im Einklang mit dem Geiste des Neuen Testaments als mit dem Leben eines Pla-

Digitized by Google

neten, der den Tiger, den Haifisch und das Britische Weltreich hervorgebracht hat.

Das Erwachen war schreckensvoll. Aber diese Prüfung, die schwerste, vor die je ein Volk gestellt wurde, hatte doch zugleich auch ihr Gutes. Wer Deutschland nicht in jenen Augusttagen gesehen hat, der hat unser Volk nie gekannt. Alle Selbstsucht, aller Hader, aller Parteigeist war ausgetilgt, alle gesellschaftlichen Schranken fielen. Die Züge aus dem Norden wurden mit brausendem Jubel begrüßt. Der deutsche Partikularismus, der seit lange nur noch von unsern Gegnern ernst genommen worden war, zeigte in diesen Tagen sein wahres Gesicht: man hat sich nur lieber, wenn man sich nicht allzu ähnlich ist. Zwischen verschworene Feinde und unzuverlässige Freunde eingezwängt, schlossen sich die Deutschen mit einer Begeisterung zusammen, die auf einen Schlag das gesellschaftliche Leben von allen Giften reinigte. Die Liebe zu dem bedrohten Vaterland wurde zu einer mystischen Gewalt, sie nahm jene religiöse Form an, deren Macht wir alle fühlen, welches auch unser philosophisches Glaubensbekenntniß sei. Warum wären Millionen junger Leute freiwillig zu den Fahnen geeilt? Warum hätten sich die Socialdemokraten ohne Zögern an die Seite des Kaisers gestellt, der nicht der Zwingherr, sondern der Vertreter des Volkes ist und von dessen Wesen und Stellung im Auslande eine so unbegreiflich verdrehte Vorstellung herrscht, weil man nicht weiß oder nicht wissen will, daß wir unter der monarchischen Regierungsform eine Freiheit genießen, um die uns manche Republik beneiden könnte —? Weßhalb glaubte der socialdemokratische Abgeordnete Frank — um ein berühmtes Beispiel anzuführen — seine Abstimmung durch die Hingabe seines Lebens besiegeln zu müssen? Und was bedeutete die viel genannte Inschrift auf dem Eisenbahnwagen der Berliner Landwehrmänner: „Unsere Kinder sollen es besser haben." Das alles war die einstimmige Antwort eines Volkes, das mit seinen Rüstungen nie etwas anderes bezweckt hatte als den Frieden aufrecht zu erhalten. Besonders die Arbeiter hatten es von vorn herein begriffen, daß dieser durch den englischen Kapitalismus entfesselte Krieg sich in erster Reihe gegen die deutsche Industrie und den deutschen Handel richtet, auf denen ihr Dasein und Wohlergehen beruht.

Gleichzeitig entdeckte man, daß die vielgetadelte Regierung im Grunde nicht so übel war. Der durch den Staatssocialismus geschaffene bürokratische Apparat, der uns in Friedenszeiten mit seinen vielen Schreibereien und Versicherungsquoten oft so lästig gefallen war, wurde jetzt zum Rettungsanker. Er verhinderte die Spekulation zum Schaden des Publikums sowie die Verschleuderung der Lebensmittel, übernahm bis zu einem gewissen Grade die Fürsorge für die bedürftigen Familien

Digitized by Google

und setzte die Zahl der Arbeitslosen unter den Friedensstand herab. Die Industrie paßte sich nach der ersten Erschütterung mit wunderbarer Leichtigkeit den neuen Verhältnissen an: die Fabriken behalten ihre Arbeiter und zahlen ihre Löhne fort, indem sie statt der bisherigen Gebrauchsgegenstände den Kriegsbedarf herstellen. Rechnen Sie nun noch die durch das ganze Reich verzweigte Frauenorganisation hinzu mit ihren zahlreichen Fürsorgeanstalten, Volksküchen, Kinderhorten usw., so werden Sie begreifen, daß man sich hier über die Dauer des Krieges keine Sorgen macht und daß man das Allerchristlichste England, das uns samt und sonders dem Hunger und der Verzweiflung zuzutreiben hoffte, nur auslacht.

Ich weiß es ja leider, daß der Deutsche im Ausland wenig beliebt ist, weil man ihn nicht richtig kennt. Was uns geschadet hat, ist eine gewisse neuerlich emporgekommene Klasse, die von unseren geistigen Interessen nur den Geschmack am Reisen teilt und die sich durch ihre Haltung das allgemeine Mißfallen zugezogen hat — vornehmlich unser eigenes. Niemand hat diesen Übelstand mehr empfunden als wir selber, aber wir erwarten von der Zeit die Heilung. Übrigens gaben die reisenden Engländer früher den gleichen Anstoß und aus dem gleichen Grunde. Er wiegt nicht schwer genug, um einem ganzen Volke den Prozeß zu machen.

Aber Sie sprechen vor allem von Militarismus. Weshalb sollte denn das deutsche Heer, das Sie mit hartnäckigem Anachronismus das „preußische" nennen, militaristischer sein als das französische, das ungefähr nach demselben Muster eingerichtet ist? Es soll ja nicht geleugnet werden, daß unser Heer nach 70 lange Zeit den besonderen Stempel des preußischen Geistes trug, der es geschaffen und damit allen neuzeitlichen Heeren das Vorbild geliefert hat. Aber dieser Geist hat sich nun schon längst mit dem milderen süddeutschen Wesen ausgeglichen, ohne dabei von seiner Straffheit einzubüßen. Die berüchtigten Soldatenmißhandlungen, die so lange die Spalten der Oppositionsblätter füllten, sind immer seltener geworden, seitdem die jungen Mannschaften durch Vererbung wie durch Vorübung eine vermehrte Anstelligkeit erworben haben, die die Aufgaben der Vorgesetzten wesentlich erleichtert. Auch ist der hochmütige Junker ja längst nicht mehr der vorherrschende Typus in der Armee. Dieses unerfreuliche Gebilde setzte sein Dasein zumeist in den Karikaturen unserer Witzblätter fort, die dem deutschen Publikum so viel Spaß machten, die aber die Meinung des Auslands verwirrten, weil man dort Ausnahmeerscheinungen für die Regel und die Karikatur für das Porträt nahm. Der deutsche Offizier, den man in der Gesellschaft begegnet, sieht völlig anders aus: ernst, vielleicht etwas verschlossen, aber von vortrefflichen

Digitized by Google

Umgangsformen und gründlichem Wissen, mehrerer Sprachen mächtig und häufig ein besserer Kenner fremder Länder als alle andern Anwesenden. Das schlichte Feldgrau, in das unsere Wehrleute sich am Tage der Mobilmachung ohne Unterschied hüllten, ist wie das äußere Sinnbild der vorgegangenen Wandlung, die jenes Tages augenfällig wurde. Nichts demokratischeres als dieses Volksheer, das ja das bewaffnete Volk selber ist und in dessen Reihen die vollkommenste Brüderlichkeit herrscht. Der Industrielle, der Professor, der Arbeiter liegen im gleichen schlammigen Schützengraben beisammen und dutzen sich alle kameradschaftlichst. Ich weiß von einem jungen Mediziner, der im Januar einen kurzen Urlaub erhalten konnte, um rasch in Tübingen sein erstes Examen abzulegen; ein älterer Kamerad, im Zivilberuf Privatdocent der Medizin, hatte ihn während der Ruhepausen neben ihrer Kanone in den für das Physikum nötigen Fächern vorbereitet. Und wie mancher Student läßt seine Bücher in den Schützengraben nachkommen, um mitten im Krieg friedlichen Studien obzuliegen! Zwischen Offizieren und Mannschaften herrscht ein felsenfestes gegenseitiges Vertrauen. Der junge Prinz von Meiningen, der vor Maubeuge tödlich verwundet wurde, hinterließ die geschriebenen Zeilen: „Begrabt mich nicht in meiner Fürstengruft, legt mich in eine Grube mit meinen tapfern Soldaten.“ — Wäre unser Heer die blinde, fühllose Maschine, wofür Sie es halten, wo käme die Hingebung zwischen Mannschaften und Offizieren her, die sich so oft gegenseitig füreinander opfern, und die Begeisterung der jungen Truppen, die mit Gesang zum Sturmangriff vorgehen? Der Militarismus bringt keine solchen Wirkungen hervor. Von Seiten des ganzen Volkes ist das Heer Gegenstand glühendster Liebe und unbegrenzter Dankbarkeit; das beweisen die endlosen Züge mit Liebesgaben, die Tag für Tag abgehen. Und ich kenne nichts rührenderes, als die massenhaften Dankbriefe der Soldaten an die unbekannten Geber, die häufig kleine Schulmädchen, Kinder armer Leute sind. Nie hört man da ein Wort der Überhebung, aber immer kehrt die Versicherung wieder: Habt keine Sorge, wir stehen Wache, wir schützen euch. Ich besitze auch Feldpostkarten von gewöhnlichen württembergischen Soldaten, die im Facsimile der Königin den Leitspruch tragen: Der Patriotismus besteht nicht im Haß gegen andere Völker, sondern in der Liebe zum eigenen.

Mein Bruder Erwin, dessen Sie sich erinnern werden — er ist der letzte Überlebende in der Familie und er denkt noch gerne an die Reise zurück, die er als Kind mit Ihnen machte — hatte unlängst Gelegenheit, französische Gefangene in Gmünd zu besuchen, worunter ihm besonders ein blutjunger, in Rekonvalescenz begriffener Verwundeter unvergeßlich

Digitized by Google

ist, der mit strahlendem Gesicht seinem Doktor nachging, um ihm den Arm zu streicheln. All diesen armen Jungen hatte man eingeredet, die Deutschen erschössen (!) ihre Kriegsgefangenen, und alle stellten sie bei der Ankunft die erschütternde Frage, die zuerst von Niemand verstanden wurde: Wann? — Ich glaube gern, daß dies ein wirksames Mittel war, ihren Widerstand zu verlängern, aber ich frage mich, was sie wohl jetzt von ihren Vorgesetzten denken.

Ich wünschte, Sie könnten einem Gefangenentransport in Deutschland anwohnen. In Frankreich sind die Unseren, selbst in schwerverwundetem Zustand, häufig den Beschimpfungen und Mißhandlungen der Menge ausgesetzt. Die Ihrigen empfängt auf unseren Bahnhöfen das achtungsvolle, teilnehmende Schweigen unsres Publikums, dem man sogar immer wieder in Erinnerung bringen muß, daß ein allzu ausgesprochenes Wohlwollen gegen den Feind mit der nationalen Würde unvereinbar ist.

Und dieses Volk möchten Sie ausgetilgt sehen, das Volk, das in Wohlfahrtseinrichtungen am weitesten vorgeschritten, bei dem die Bildung am tiefsten in alle Schichten eingedrungen ist! Ich habe mich stets gegen die Verwahrungen verwahrt, die man unsrerseits wegen der gegen uns geschmiedeten Anklagen einlegen zu müssen geglaubt hat. Es ziemt uns nicht, über Menschlichkeit zu streiten, am wenigsten mit Völkern, die Kosaken, Tataren, Senegalneger, Sikhs und Ghurkas und andere Bluthunde auf uns gehetzt haben und die sich an den Schauerberichten der Großtaten dieser ihrer Helfer erlaben. Ebensowenig wünsche ich aufreizende Gegenbeschuldigungen zu erheben, so sehr die einstmals von Ihnen selbst bezeugten Grausamkeiten der Versailler gegen die Communards mir zu denken geben. Wir müssen die Maßlosigkeit der gegen uns geschleuderten Anklagen als Hallucinationen ganzer Völker betrachten, den mittelalterlichen Hexenprozessen vergleichbar, die ja ebenfalls über die ganze Erde Glauben fanden. Man fühlt sich auch, was die Zuverlässigkeit der Zeugen und die Unparteilichkeit der Richter betrifft, an einen anderen weltberühmten Prozeß erinnert, der noch in aller Gedächtnis steht und der das Muster einer chose jugée gewesen ist. Gehen wir darüber weg und überlassen wir der Zeit die Aufklärung.

Aber gleichwohl muß ich mich fragen, weshalb gerade Sie, Edouard Vaillant, die blindesten Nationalisten noch an Haß gegen Deutschland überbieten, gegen das Land, von dessen Wissenschaft Sie in Ihrer Jugend gelernt haben, das Ihnen die treusten Freunde gegeben hat und das dem von Ihnen lebenslänglich angestrebten Socialstaat von allen Ländern am nächsten kommt. Ich achte aufs tiefste den Schmerz und die Erbitterung eines französischen Patrioten, der sein Vaterland vom Feinde über-

Digitized by Google

flutet sieht, und kann Ihr Leid nachfühlen. Aber wen trifft die Schuld? Was soll man von einer Republik sagen, die sich dem Revanchegedanken zuliebe mit dem Reich der Knute verbündet hat? Und leiden wir denn nicht etwa auch? Sind die beiderseitigen Wunden nicht schon schwer genug, daß man sie noch durch Verleumdung verschmutzen muß? Dürfen wir die Saat neuer, vielleicht noch furchtbarerer Kriege säen, wenn wir wollen, daß die kommenden Geschlechter glücklicher seien als wir? Unsere Soldaten, die sich auf den Schlachtfeldern kennen gelernt haben, hegen gegenseitige Achtung und erweisen sich sogar kleine Freundlichkeiten, so oft sie für einen Augenblick von ihrem grauenvollen Tagewerk rasten dürfen. Müssen wir grimmiger sein als sie?

Wir Deutschen werden stets unserem Nationalcharakter und unseren Überlieferungen treu bleiben. Wir werden nie aufhören den andern Völkern gerecht zu werden, unsere Gegner mit inbegriffen. Wir werden nie den Dank für die geistigen Güter vergessen, die wir von Frankreich im Austausch gegen die unsern empfangen haben, und werden keiner edlen und schönen Erscheinung in Ihrem Lande je die Anerkennung versagen. Wenn eine ritterliche Handlungsweise von Ihrer Seite bekannt wird, so beeilt sich unsere Presse sie zur Steuer der Wahrheit aufzuzeichnen. Wer würde in Frankreich wagen für uns das gleiche zu tun?

Ihre ergebenste Isolde Kurz.

Ein Flug über Paris.

Von Iwan Turgenjew.

Turgenjew erzählt in seiner Novelle Visionen (1863), wie er von einem weiblichen Gespenst — Ellis — durch die Luft über ganz Europa getragen wird. Bei einem solcher nächtlichen Flüge schwebt er mit seiner Begleiterin über Paris. Von diesem, vor Erfindung des Aeroplans gemachten Fluge gibt er folgende Schilderung.

Plötzlich verschwand der Nebel; Ellis nahm mir den Ärmel vom Kopf, und ich sah unter mir einen ungeheuren Haufen dicht aneinander gedrängter Gebäude, voller Glanz, Bewegung und Lärm .. Ich sah Paris ...

Ich war schon früher einige Male in Paris gewesen und erkannte daher sogleich den Ort, wohin Ellis flog. Es war der Garten der Tuilerien, mit seinen alten Kastanienbäumen, eisernen Gittern, seinem Festungsgraben und den tierähnlichen Zuaven als Wachtposten. Wir flogen am Schloß und an der Kirche St. Roch vorbei, auf deren Stufen der erste Napoleon zum ersten Male Franzosenblut vergoß, und hielten hoch über dem Boulevard des Italiens, wo der dritte Napoleon dasselbe und mit demselben Erfolg tat. Zahllose Menschen, junge und alte Gecken, Blusenmänner, reichgeputzte Frauen drängten sich auf den Trottoirs; reich mit Bronze geschmückte Restaurants und Cafés strahlten in zahllosen Lichtern; Omni-

Digitized by Google

buſſe, Wagen jeder Art und jeden Ausſehens rollten den Boulevard entlang; wohin der Blick fiel, überall war dichtes Gedränge und blendendes Licht . . . Doch ſeltſamerweiſe kam mir gar nicht der Wunſch, meine dunkle, reine, luftige Höhe zu verlaſſen und mich dieſem menſchlichen Ameiſenhaufen zu nähern. Es war mir, als ob eine heiße, ſchwere, blutrote Dampfwolke von unten heraufſtiege, halb übelriechend, halb parfümiert: gar zu viele Leben waren dort unten auf einen Fleck zuſammengedrängt . . . Ich ſchwankte noch . . . Da drang aber plötzlich ſchneidend, wie das Klirren von Eiſenſtangen, die kreiſchende Stimme einer Straßenlorette an mein Ohr; wie eine ſchamloſe Zunge ſtreckte ſich mir dieſe Stimme entgegen, ſie ſtach mich wie der Stachel eines ekelhaften Reptils. Sogleich ſtellte ich mir das ſteinerne, derbknochige, gierige, flache Geſicht der Pariſerin vor, Wuchergaugen, Schminke und Puder, hochfriſiertes Haar und einen Strauß greller künſtlicher Blumen unter dem ſpitzen Hute, ſorgfältig gepflegte Nägel wie Krallen und eine häßliche Krinoline . . Ich ſtellte mir auch einen von meinen ruſſiſchen Landsleuten, irgend einen Gutsbeſitzer aus dem Steppengebiet, vor, wie er, ſeine Konfuſion durch Roheit maskierend, in ungeſchickten Bocksſprüngen der feilen Puppe nachſteigt. Wie er ſich Mühe gibt, das „R" auf franzöſiſche Manier auszuſprechen und in jeder Weiſe die Garçons aus dem Reſtaurant Véfour zu kopieren, wie er ziſchelt und ſchwänzelt — und ein Gefühl des Ekels ſtieg in mir auf . . .

Inzwiſchen merkte ich, daß wir allmählich tiefer flogen . . . Paris kam uns mit all ſeinem Lärm und Qualm entgegen . . .

„Halt!" wandte ich mich zu Ellis. „Wird es dir nicht zu ſchwül, zu übel?"

„Du haſt mich ja ſelbſt gebeten, dich hierher zu tragen."

„Ja, ich bin ſchuld, ich nehme mein Wort zurück. Trage mich, bitte, fort von hier, Ellis! Trage mich fort von dieſem Mabile, dieſen Maisons dorées, von den Gandins und Biches, vom Jockey-Klub und Figaro, von den glattraſierten Soldatenſchädeln und den glattgetünchten Kaſernen, von den Sergeants de Ville mit ihren Knebelbärten, vom trüben Abſinth, von den Dominoſpielern in den Kaffeehäuſern und den Spielern an der Börſe, von den roten Ordensbändern im Knopfloch der Röcke und im Knopfloch der Paletots, vom Herrn de Foy, dem Erfinder der „Spécialités de mariage" und von den Gratiskonſultationen des Dr. Charles Albert, von den liberalen Vorträgen und den offiziellen Broſchüren, von der Pariſer Komödie und der Pariſer Oper, von den Pariſer Witzen und der Pariſer Unbildung . . Fort, fort, fort! . ."

„Blicke hinab," entgegnete Ellis, „du biſt nicht mehr über Paris."

Ich ſenkte den Blick . . Es ſtimmte. Eine dunkle Ebene, hie und da von den weißen Linien der Landſtraßen durchſchnitten, flog raſch unter mir vorbei, und nur am Horizont hinter uns glänzte noch wie die Röte einer mächtigen Feuersbrunſt der Widerſchein der zahlloſen Lichter der Welthauptſtadt Paris. —

Digitized by Google

Turgenjew über Frankreich.

Die Briefe Turgenjews, denen wir folgende Stellen entnehmen, sind russisch zum erstenmal im Jahre 1914 in einer russischen Monatsschrift veröffentlicht worden. Es ist daher als sicher anzunehmen, daß sie deutsch noch unbekannt sind.

„Baden-Baden, Tiergartenstraße 9.
Freitag, den 29. Juni 1870.

Lieber Shemtschuschnikow, seit vierzehn Tagen bin ich wieder hier und will, obwohl es hier seltsam leer geworden ist und wir jeden Tag den Einmarsch der Franzosen erwarten, in Baden-Baden bleiben. Auch die Familie Viardot bleibt hier. Wohin sollten wir auch fahren? Geld ist hier ebenso schwer zu beschaffen wie bei Ihnen; doch man kennt uns hier gut und gibt uns Kredit. Wir wollen hier den „Unfug", wie Sie den Krieg nennen, abwarten, obwohl es recht lange dauern kann. Nette Zeiten sind angebrochen!

Ich wünsche Ihnen und den Ihrigen, glücklich nach Dresden zu kommen. Dort ist es ruhiger und sicherer.

Vom Kriegsschauplatz gibt es noch keinerlei wichtige Nachrichten; der Zusammenstoß wird wahrscheinlich irgendwo zwischen Frankfurt, Mainz und Koblenz erfolgen.

Ihr ergebener Iwan Turgenjew.

P. S. Was der Katkow doch für einen ungewöhnlichen antiliberalen Instinkt hat! Er ergriff sofort Partei für Frankreich. Preußen ist zwar auch kein ausnehmend liberaler Staat, doch wenn Frankreich siegt, ist es zu Ende mit jeder Freiheit in Europa."

In einem Brief an Shemtschuschnikow aus Paris v. 7. Febr. 1877 spricht Turgenjew über den panslawistischen Abenteurer Tschernjajew, der damals in Paris eine gewisse Rolle spielte:

„Seine Scharlatanerie von der übelsten Sorte erklärt sich zum Teil durch den französischen Bluteinschlag: seine Mutter war Französin. Dazu kommt noch die echt slawische Seichtheit und Stumpfheit."

Dostojewskij über Frankreich.

In einem bis jetzt nicht übersetzten Brief von Dostojewskij heißt es:

„Paris ist die langweiligste Stadt, und wenn es hier nicht sehr viel außerordentlich bemerkenswerter Dinge gäbe, könnte man vor Langeweile sterben. Die Franzosen sind ein Volk, vor dem es einem, weiß Gott, übel wird. Der Franzose ist still, höflich und ehrlich, doch falsch, und Geld bedeutet für ihn alles. Von Idealen keine Spur. Vergebens werden Sie bei ihnen nicht nur nach Überzeugungen, sondern auch nach Gedanken suchen. Das Niveau der allgemeinen Bildung ist ungemein tief." (Brief an N. Strachow aus Paris vom 8. Juli 1862.)

Digitized by Google

Frankreich.

Von Karl Alexander von Müller, Mitarbeiter der K. Bayer. Akademie der Wissenschaften, z. Zt. beim Roten Kreuz.

«Et du Nord au Midi la trompette guerrière
A sonné l'heure du combat.»

Von den ersten Tagen des Krieges an bis zur heutigen Stunde klingt in deutschen Schriften und Gesprächen ein Ton immer wieder an: ein Bedauern, kann man kurzweg sagen, Frankreich unter unsern jetzigen Feinden zu sehen. Aus diesen Äußerungen hören wir zweierlei heraus: das Gefühl, daß es sich für uns und für die Menschheit in diesem Kampf um Größeres handelt als um den alten Streit mit dem westlichen Nachbarn, der uns mit der letzten Entscheidung beendet war. Und das Gefühl, daß von uns aus, auf der Grundlage des Bestehenden, eine Möglichkeit, ja ein Wunsch nach Verständigung vorhanden war, daß viele unter uns in dem Chaos sich durchkreuzender und verfilzender Gegensätze, die heute Europa zerreißen, gerade den Gegensatz gegen dies alte Mutterland abendländischer Bildung und Kunst besonders schmerzlich empfinden. In beiden Stimmungen liegt etwas Richtiges, und wir brauchen uns ihrer nicht zu schämen.

Freilich steht bei dem weichmütigen, unpolitischen Wesen unsres Volkes die Gefahr nur allzunahe, daß Stimmungen und Gefühle über den Kreis, in dem sie ihr Recht haben, hinüberwachsen und die harte Wirklichkeit der Dinge überwuchern. Wir erinnern uns, wie an alte Schläge, an die Schande biederer Bedientenhaftigkeit, die Deutschland so oft zum leidenden Werkzeug und zum dankbaren Echo der Gloire gerade dieses Nachbarn erniedrigt hat. Wir denken an die Anfälle hysterischer Sentimentalität, die französische Gefangene auch in diesem Krieg noch hier und dort hervorgerufen haben. Solche Erscheinungen kräuseln heute allerdings nur mehr leicht an der Oberfläche; ein Vergleich der Zeiten, da Bonaparte unter dem anbetenden Jubel deutscher Bürger durch unsere Städte zog, mit dem was wir von 1870 lesen und dem was wir heute erleben, erfüllt uns doch mit der stolzen Sicherheit, daß endlich auch uns gutherzigen Deutschen die Stunde eines kräftigen, sicheren Nationalbewußtseins näherrückt. Gefährlicher sind uns noch die Regungen weichlichen Mitleids mit dem Feind, der gegen unsere Brüder draußen mit den Waffen, die er zu keinem andern Zweck seit langem geschliffen und vorbereitet, im Felde steht. Gefährlicher, daß verlockende Phantasien und fromme Wünsche der Zukunft sich täuschend um die unerbittlichen Forderungen der Gegenwart und die harten Lehren der Vergangenheit legen. Nie können wir Deutsche oft genug daran erinnert werden.

Digitized by Google

Wer die Geschichte kennt, weiß es: Unter den acht Großmächten der Erde ist Frankreich neben dem alten Staat der Habsburger die älteste, mit der stolzesten und lebendigsten politischen Vergangenheit. Noch im Mittelalter, ein Dutzend Generationen vor Deutschland und Italien, hatte es sich nationale Geschlossenheit, staatliche Einheit errungen. In einem hinreißenden Wellenschlag von Aufschwung und Absturz, von Glanz und Mißlingen und neuem Anstieg erfüllt seine Geschichte den Vordergrund der letzten Jahrhunderte. Es hat von Richelieu ab mehrere Menschenalter lang den europäischen Kontinent beherrscht. Die zerrissenen Länder der Mitte, Deutschland und Italien, waren die Spielbälle seiner Diplomatie. Es hat seine Macht, neben und vor England, ausgebreitet in der Neuen und Alten Welt, in Amerika und Asien. In einem Zusammenbruch ohnegleichen ist dies alte Frankreich dann in der großen Revolution eingestürzt. Mitten aus dem Zusammenbruch aber erhob sich überwältigend in Blut und Schlachtendonner ein neues: wieder unterwarf es sich den Erdteil und wieder brach es, in unersättlicher Überspannung von Macht und Eitelkeit, zusammen. An Stelle des verlorenen alten erwarb es sich im 19. Jahrhundert ein zweites, neues Kolonialreich; noch einmal griff es, unter dem dritten Napoleon, schon wie mit fiebernden Händen, nach der Hegemonie Europas. Die Katastrophe von 1870/71 hat seine Kraft nicht zerbrochen. In vierzig Jahren geminderten Ansehens, geschwächter Stärke, überlegenen Druckes von außen, baute es sich das zweitgrößte Kolonialreich der Welt aus; breitete seine diplomatischen Ansprüche und Pläne über die ganze Erde; stützte eine Weltpolitik größten Stils, da ihm Menschen und Exportindustrie fehlten, auf die organisierte Macht des Kapitals und auf planmäßig geleitete kulturelle Propaganda: dem äußeren Raum nach ist keine frühere Ausbreitung seiner Geschichte größer gewesen als diese.

Niemand wird dies wunderbare Schauspiel von Lebenskraft und Anpassungsfähigkeit, von Willen und Ehrgeiz ohne Anteil, ohne Bewunderung verfolgen. Für uns Deutsche hat es aber noch seine besondere Seite. Wir werden über diesem Schauspiel nicht vergessen, daß dies hochbegabte, streitlustige, herrschsüchtige Volk uns zum Nachbarn gesetzt, daß in der langen Geschichte dieser Ehrsucht und Machtbegier wir immer der nächste und erste Gegenstand aller Wünsche, alles Neides gewesen sind, daß die Größe Frankreichs fast stets auf dem Schemel unsrer Schande gestanden ist. Richelieu, Ludwig XIV., Napoleon Bonaparte: da schwelen in unserm Vaterland Brand und Blut des greuelvollen Dreißigjährigen Krieges, da starren die Ruinen von Heidelberg und höhnen die prahlerischen Triumphgemälde von Versailles, da klaffen unsre Grenzen den alten

Digitized by Google

Rhein entlang von abgerissenen Gliedern, da bleichen deutsche Knochen zu fremdem Ruhm, zur Not der eigenen Heimat auf allen Wahlstätten des Erdteils. Unsern nationalen Staat haben wir Schritt für Schritt dem Neid, dem Hochmut dieses Nachbarn abstreiten müssen; auf den Säulen von Roßbach, von Leipzig und von Sedan steht unser neues Kaisertum. Alles was wir in vierzig Jahren des Friedens uns erarbeitet, war Tag für Tag gefährdet durch seine Mißgunst, sein Streben nach Rache, nach „Vergeltung". Es mag wohl sein, daß im Juli 1914 nicht Frankreich es war, das den Weltkrieg gegen uns entzündete. Aber ohne Frankreich wäre er nie möglich gewesen; und wenn er auch ausgebrochen wäre, wer immer ihn anzettelte, Frankreich hätte immer die Waffe gegen uns erhoben. Noch immer sieht es seine Größe in unsrer Schwäche. Sein Stolz will nicht dulden, daß wir stark sind, weil sein Widerstand uns gezwungen hat, jeden Schritt zur Stärke mit einem Sieg über Frankreich zu besiegeln.

Auch unser bestes geistiges Eigentum der letzten Jahrhunderte haben wir in der Auflehnung gegen französische Herrschaft errungen. Wer könnte durch die Straßen von Paris wandern, von den Karyatiden des Louvre bis zur hohen Kuppel des Invalidendoms, durch all den glänzenden, zierlichen, heroischen Prunk von Barock und Rokoko und Empire, ohne dankbare Erinnerung an alles, was die Welt diesem Volk verdankt, seinen Ideen, seinen Träumen, seinen Taten, selbst seinen mörderischen Irrtümern. Jahrhundertelang war in dieser Stadt, die Kopf und Herz zugleich ihres Staates ist, nicht nur der süße Liebesgarten des Erdteils, sondern auch die sichtbarste Bühne öffentlichen Ehrgeizes, der leidenschaftlichste „Tummelplatz aller großen, die Welt erschütternden Ideen". Wer möchte sie missen, das derbe rire gaulois des Rabelais und Molières tiefsinnigen Übermut, die blitzende Schärfe Voltaires und den Donner des gewaltigen Mirabeau, die süße Anmut leichter Sinnenlust, das geistreiche Spiel nachsichtiger Skepsis, Montaigne, Pascal, Montesquieu und den schweigenden Ernst Colignys und Carnots. Aber alle großen Deutschen haben die Gefahr gefühlt, die unserm schwerern, tiefern Wesen gerade von diesem bestechenden nachbarlichen Einfluß droht. Nicht nur gegen die törichte Affenrei kindischer Nachahmung richtete sich der zornige Kampf Lessings und Schillers, Goethes und Kleists, Herders und Görres, Grimms und Rankes, Glucks und Wagners, Steins und Bismarcks. Im Kern des französischen Wesens selbst fühlten sie die Gefahr für die fruchtbaren, schöpferischen Tiefen unsres eignen Wesens: für die ungebrochene naturhafte Kraft des reinen Gemütes, das schlichte Streben nach dem Wesenhaften, Göttlicher hinter allem Schein der Erscheinungen, für die Fähigkeit zur Ehrfurcht, die Treue und die Rechtlichkeit, „die den Deutschen so wohl ziemen".

Digitized by Google

Es ist an dem, was Viktor Hugo einmal sagte, daß die Deutschen und die Franzosen zwischen dem Insulanertum der Briten und dem erobernden Steppenvolk der Russen die eigentlichen erstgebornen Söhne des europäischen Bodens sind. Aber zwischen beide Völker, deren Länder keine feste Naturgrenze voneinander abtrennt, hat die Geschichte doch geistig eine tiefe Kluft gezogen. Anziehung und Abstoßung zugleich, ewiger Reiz und ewiges Rätsel wird uns Deutschen immer das gallische Wesen bleiben, esprit, élan, pétulance, jene glückliche wetterwendische Beweglichkeit, die aus spielender Gewandtheit und Regsamkeit des Kopfes und reizbar flüchtigem Gefühl sich nährt, jene aufflammend unbeständige Lebendigkeit der Empfindungen, die so selten zu wahrer Leidenschaft, der Ideen, die so selten zu ruhiger Tiefe führt, jener Glut ohne Wärme, wie uns scheint, die uns seltsam reich und beschränkt in einem vorkommt. Es ist pharisäische Torheit, einem Volk im Ganzen Gemüt und Herz und Religion abzusprechen. Wer die Augen hat, sie zu sehen, findet auch unter scheinbarer Oberflächlichkeit manche stille Tiefe, unter scheinbarer Glätte manche feine Zartheit. Aber greller als sonst liegen in diesem Volk die Widersprüche nebeneinander. Neben der hochherzigen Ritterlichkeit, der anmutigen Pflege der Form, die unserm Erdteil so oft zum Muster gedient haben, die roheste kalte Grausamkeit des Hasses und der Rache, die blinde Wut entfesselter Begierden. Nichts kann sich den Greueln der großen Revolution vergleichen als die blutige Wildheit der altfranzösischen Parteikämpfe. Neben der Mäßigkeit, Sparsamkeit, Genügsamkeit, dem idyllischen Rentnerideal des einzelnen Bürgers der maßlose kriegerische Ehrgeiz, die eitle Hoffart, die glühende Herrschsucht der Nation — in denen doch wieder edle Züge nicht zu verkennen sind: die Teilnahme an den höchsten Aufgaben der Menschheit, der Drang Ideen auszubreiten, zu wirken, Ruhm zu erwerben — d'éterniser l'ère de la gloire. Und so steht neben dem aufwallenden kriegerischen Mut die feige Gebundenheit an die Macht der Phrase und äußern Gewöhnung; — neben genialer Erfindungs-, Kombinations- und Organisationsgabe die Beschränkung aufs sinnlich Nächste, auf die Erscheinung der Erscheinungen und ein Trieb zu flacher rationeller Mechanisierung — in der Politik genau wie in der Ästhetik —, ein Spielen mit gemünzten Begriffen anstatt des Schöpfens aus lebendiger innerer Erfahrung; — neben starker politischer Leidenschaft und politischem Sinn, esprit de corps, ein tiefer Mangel an Rechtsgefühl, eine Neigung zum Ungesetzlichen und Willkürlichen — von den Spezialgerichten Richelieus und den Bluttribunalen des Konvents bis zu Dreyfus, Caillaux und den Schandurteilen über die deutschen Ärzte, Soldaten und Kaufleute in diesem Krieg —, ein Mangel an Pietät und

Digitized by Google

Treue, der alle heiligen Bande verleugnet, dem Haß und der Verhöhnung preisgibt: kein Volk in der Geschichte hat sich so vollkommen von seiner ganzen eignen Vergangenheit losgelöst wie dieses, das mehr als jedes andre an sich selber hängt. Es verträgt nebeneinander die letzte zierliche gedämpfte Nachblüte einer alten überfeinen Kultur und den wüsten, hohlen Phrasenlärm, den theatralischen Bombast seiner Advokaten- und Berufspolitiker — jener begabten faiseurs, die sich untereinander so ähnlich sehen wie die Marschälle Napoleons, die ihre Vorläufer waren. Es verträgt nebeneinander eine hochgespannte abstrakte Ideologie, einen edlen Enthusiasmus der Ideen und den brutalsten Kampf der Interessen, die schamlose Begehrlichkeit trivialer Selbstsucht und sozialen Eigennutzes. Es verträgt nebeneinander die Hymnen der Freiheit und der Republik und die schrankenlose Staatsallmacht, die Polizeiwillkür, die schablonenhafte Nivellierung der Gleichheit — ce rêve d'envieux qu'on nomme égalité.

Wir rühren damit an eine der tiefen inneren Unwahrhaftigkeiten, die, wie uns scheint, Frankreich seit der atemlosen Hetzjagd der großen Revolution immer von neuem aufwühlen und nicht zur Ruhe kommen lassen. Immer noch befehden sich in seiner Staatsform, wie Kjellén sagt, das demokratische und das bureaukratische Frankreich — das Frankreich der Revolution und der Republik und das Frankreich der alten Monarchie und Napoleons, und dieser Widerspruch greift tief und zersetzt in seinen Wirkungen langsam das feste Rückgrat, das den französischen Staat in den letzten hundert Jahren getragen, die alten napoleonischen Grundlagen von Verwaltung, Finanz, Rechtspflege, Heer, Erziehung, die bisher alle wechselnden Regierungsformen des Staates überdauert hatten. Dieser Kampf selbst liegt im Wesen der Republik, aber jeder Sieg, den sie erkämpft, ist zugleich eine weitere Niederlage der Ordnung und der Autorität. Wir verweilen hier nicht bei den Anzeichen zunehmender Zersetzung und Anarchie — beim Syndikalismus und Apachentum, bei den Generalstreiks der letzten Jahre und den separatistischen Bewegungen; nicht bei der zunehmenden Erschütterung der Autorität des Parlaments, der Rechtsprechung und der Verwaltung. Innere Korruption oder Reinheit sind durchaus nicht immer ein richtiger Wertmesser für die Lebenskraft eines Staates; gerade Frankreich hat manchmal schon der Welt das häßlichste Chaos einer zerrütteten Gesellschaft gezeigt und ist dabei doch zu gewaltigen Leistungen nach außen und im Innern fähig gewesen. Das Bedenklichste heute scheint, daß die Wurzel all dieser Gebrechen, ein Übermaß des individualistischen Geistes, die gleiche ist, aus der auch das zweite tiefe und das schwerste Problem des heutigen Frankreichs entspringt:

Digitized by Google

die sinkende Geburtenziffer, das Versagen des natürlichen Lebensquells. Das französische Volk, vor hundert Jahren noch das zweitstärkste Europas, mit 14½ Prozent der gesamten Bevölkerung des Erdteils, ist heute, mit nur mehr 7 Prozent, an die fünfte Stelle gesunken. Es bleibt jährlich um 450000 Seelen hinter der normalen Zunahme des Erdteils zurück.

Die Folgen all dieser gefährlichen inneren Erscheinungen der Republik sind bisher noch überdeckt worden durch ihre Gloire nach außen. Gerade sie aber drücken auch dieser einen Stempel der Unwahrheit und Krankheit auf. Es ist schon oft gesagt worden, daß die Republik selbst eigentlich unvereinbar mit dem Gedanken der Revanche sei, der nun seit über vierzig Jahren im ganzen doch den bleibenden Angelpunkt ihrer Politik gebildet hat. Eine innere Unwahrheit lag in dem ganzen künstlichen Bau diplomatischer Aspirationen, für den die Lebenskraft des Volkes nicht mehr ausreichte, und bei dem deshalb so oft der Schein das Wesen ersetzen mußte. Eine innere Unwahrheit in dem Bündnis mit Rußland, einem Staat, dessen Regierungsform man im eignen Innern aufs bitterste und grundsätzlich bekämpfte, eine innere Unwahrheit in der Entente mit England, die ein Stagnieren der französischen Expansion in Afrika und Asien voraussetzt (Kjellén). Eine innere Unwahrheit schließlich in dieser ganzen gewaltigen kolonialen Expansion selbst, die weder durch Überschuß an Menschen noch an Produkten bedingt ist und nur mit Opfern gehalten werden kann. Das Schauspiel, das Frankreich heute bietet, hat man wohl gesagt, ist der Kampf eines gewaltigen Lebenswillens mit einer sinkenden Lebensfähigkeit, und das Großartige und anscheinend Tragische dieses Kampfes erweckt Bewunderung und Teilnahme. Zugleich ist es aber auch ein Schauspiel der Eitelkeit und der Lüge. Diese Eitelkeit hat Frankreich einst unter die Diktatur des dritten Napoleon und zur Katastrophe von Sedan geführt. Sie hat es jetzt in das Bündnis mit Rußland und England und damit in diesen Weltkrieg geführt, dessen Menschenhekatomben allein, von allem andern abgesehen, für Frankreich eine Frage auf Leben und Tod sein werden.

Wir möchten uns mit solchem Urteil keiner törichten Schulmeisterei und Überhebung schuldig machen. Wir maßen uns Deutschen kein höheres Richteramt über Frankreich an. Kein großes Volk kann sein Wesen, auch wenn es schließlich zu seinem Unheil ausschlüge, ablegen wie ein gebrauchtes Hemd; seine Pflicht in der Geschichte ist, es zu erfüllen und auszuleben bis ans Ende. Und welcher Sterbliche vermöchte zu sagen, was für Quellen des Lebens in der Tiefe eines Volkes unter aller Flut und Ebbe der Oberfläche noch verborgen sein, auf was für Schicksale sie vielleicht nur warten mögen, um zu erwachen. Treitschke, den heute alle

Digitized by Google

unsre Feinde, die ihn nicht kennen, über die weite Welt hin verschreien, hat, nach dem Krieg 1870, gesagt: „Europa kann den Genius Frankreichs nicht entbehren. Es wäre ein namenloses Unglück für die Gesittung der Welt, wenn das Volk Molières und Mirabeaus seine schöpferische Kraft für immer vergeudet hätte.“ Kein Zweifel, viele der besten Deutschen denken heut ebenso. Aber sie, wie Treitschke, wissen, daß die oberste Pflicht eines jeden Volkes ist, sich selbst zu erhalten. Die Selbsterhaltung aber zwingt uns, solange Frankreich nicht stark genug ist, dem Haß und Neid gegen uns abzusagen, es zu schwächen, wo und wie wir können. Wenn die Franzosen die Frage dahin treiben: Deutschland oder Frankreich, so gibt es für keinen Deutschen eine Wahl.

Unser Volk ringt heute nicht nur mit den Waffen gegen eine feindliche Welt. Es muß sich inmitten einer ungeheuren Umwälzung auch geistig neu auf der Erde zurechtdenken und einrichten. Wir leugnen's nicht, der gewaltige Zusammenprall ist über die meisten von uns gekommen wie der Dieb in der Nacht. Mitten im Kampf haben wir jetzt die versäumte Arbeit nachzuholen. Jedes ernste und begründete Wort muß uns dabei willkommen sein. Wir achten jedes Urteil, das aus Lebenserfahrung und Neigung heraus auch jetzt die Möglichkeiten, die Vorteile, die Voraussetzungen eines künftigen deutsch-französischen Einverständnisses erwägt. Solange die Deutschen Deutsche sind, wird ein Wort der Menschlichkeit, des Verständnisses, der Bildung nie auf taube Ohren treffen. Aber neben diesen Stimmen dürfen wir, wenn wir in der Welt der Staaten existieren wollen, solange die Waffen sprechen, von Feind zu Feind, auch jene andre nicht vermissen, die aus dem Befreiungskampf gegen dasselbe Frankreich vor hundert Jahren herübertönt:

„Ich will die höhnische Dämonenbrut
Nicht lieben! Solange sie Germanien trotzt,
Ist Haß mein Amt und meine Tugend Rache!“

Digitized by Google

Bücher.

Von Josef Hofmiller.

Der Beginn des Kriegs liegt schon so weit zurück, daß man das Bedürfnis fühlt, sich den bisherigen Verlauf klarzumachen. Neben den Kriegschroniken unserer Zeitungen sind schon eine ganze Reihe in Buchform aufgetaucht. Wir möchten drei davon als besonders gelungen hervorheben, jede in ihrer Art: Die „Chronik des deutschen Krieges nach amtlichen Berichten und zeitgenössischen Kundgebungen" des Beckschen Verlages (I. Band: bis Mitte November, gebunden 2 M 80); „1914. Ein Tagebuch" von Prof. Dr. Eduard Engel (Band I: bis zur Einnahme von Antwerpen, Verlag Westermann (5 M 50); Eberhard Buchner, „Kriegsdokumente. Der Weltkrieg 1914 in der Darstellung der zeitgenössischen Presse" (I. Band: bis zur Vogesenschlacht, geheftet 3 M. München, Langen). Jedes der drei Werke ist vom andern so verschieden, daß es schwer ist, sich für eines allein zu entscheiden; man möchte keines missen. Beck bringt vor allem die Dokumente, Engel die Ereignisse, Buchner die Zeitungsartikel darüber. Beck ist ein Weißbuch, und zugleich eine Sammlung aller amtlichen Kriegstelegramme. Engel bringt Dokumente, Telegramme, Zeitungsausschnitte, Beobachtungen, Hoffnung, Entrüstung, Begeisterung eines deutschen Schriftstellers, der sein deutsches Herz nicht erst seit vorgestern entdeckt hat. Bei Buchner finden sich die Artikel aus allen möglichen Zeitungen, die wir seit Kriegsausbruch zitiert fanden, in einem handlichen Band vereinigt. Bei Beck findet man, daß Präsident Wilson dem Deutschen Kaiser antwortete „als der Vertreter einer an dem gegenwärtigen Krieg wahrhaft unbeteiligten Nation, die den aufrichtigen Wunsch hegt, die Wahrheit kennen zu lernen und zu berücksichtigen." Bei Engel muß man Dokumente nachschlagen, wie den Rat des englischen Botschafters in Wien während der Annexionskrise: „Machen Sie den Krieg, und schlagen Sie schnell und stark, damit die Sache ein Ende hat, bevor Ihnen andere in den Arm fallen können. Das Verschwinden Serbiens wäre ein Glück für ganz Europa." Bei Buchner muß man Zitate suchen wie das aus der Kreuzzeitung vom 31. Juli: „Wiederum ist ein Tag vergangen, ausgefüllt unsererseits mit diplomatischen Verhandlungen zur Beilegung des Konflikts, und ausgefüllt auf der Gegenseite mit einem weiteren Tagesvorsprung in Mobilmachung und Aufmarsch." Oder die Worte der Deutschen Zeitung vom selben Tage: „Die andern mobilisieren. Wir dementieren . . Jede Bemühung um den Frieden in Ehren. Aber in der Politik muß man erkennen können, wo ein Friedestiften unmöglich ist." Bei Buchner findet man all die Scheußlichkeiten der Belgier und Franzosen, die manche Leute schon

Digitized by Google

jetzt am liebsten vergessen möchten, um durch Großmut sich Frankreich diesmal wirklich ganz gewiß zum ewigen Freunde zu machen. Bei Buchner muß man nachlesen, wie früh vor der Weizenmehlverplemperung gewarnt worden ist; oder daß ein Stuttgarter Stabsarzt ein paar Damen, die mit französischen Gefangenen flirteten, schlankweg einige kräftige Ohrfeigen gab.

Es wäre unrecht, der kleinen Reclambände zu vergessen, welche „Dokumente zur Geschichte des Krieges 1914" betitelt sind. Das erste (je 20 Pf.) gibt das deutsche Weißbuch und die Verhandlungen mit England, das zweite „Aus den Tagen des Kriegsausbruchs" überschrieben, bringt Veröffentlichungen zur Verbreitung der Wahrheit und zur Entlarvung der Gegner. Auch hier finden sich Dokumente, die anderswo nicht gesammelt sind. Der Quellenwert dieser dünnen Hefte ist bedeutend, und sollte z. B. von den höheren Schulen schon des billigen Preises wegen auch für den Klassenunterricht ausgenützt werden. Wir kennen neusprachliche Lehrer, die für den englischen Unterricht das deutsche Weißbuch in englischer Übersetzung und die von der deutschen Regierung herausgegebene Schrift The Truth abouth Germany gewählt haben, die auch als La Verità sulla Guerra zum Gebrauch unserer Verbündeten von gestern, Neutralen von heute und erschienen ist.

Ähnlich wie mit den Sammlungen von Kriegsdokumenten steht es mit denen von Kriegsgedichten: die Wahl macht Qual, weil fast jede etwas enthält, was die andern nicht haben. Ganz vortrefflich sind die drei bei Diederichs erschienenen Hefte: Der heilige Krieg; Der Kampf; Die Heimat. Sie wiegen nicht einmal fünfzig Gramm und kosten, wie auch die aus unseren Dichtern und Denkern zusammengestellten Hefte Deutsches Volkstum und Deutscher Glaube nur 60 Pfennig. Die Kriegsgedichte der Inselbücherei (50 Pf.) wurden bereits früher erwähnt. Nicht minder empfehlenswert sind die Sammlungen Deutschlands Kriegsgesänge (Oldenburg, Stalling 1 M 80), und der Deutsche Krieg in ausgewählten Dichtungen (München, Beck 2 M). Die Reiseberichte von Norbert Jacques, der als Luxemburger vor kurzem in England und Frankreich reisen konnte, machten bei ihrem Erscheinen in der Frankfurter Zeitung Aufsehen und sind nun als Buch erschienen: „London und Paris im Krieg" (S. Fischer 1 M 50). Sven Hedins mit Spannung erwartete Kriegsschilderungen „Ein Volk in Waffen" sind soeben herausgekommen (Leipzig, Brockhaus 1 M): ein Band von fast zweihundert Seiten über unser Heer im Westen.

Im Laufe dieses ersten Halbjahrs des großen Krieges haben sich Stöße von Kriegsliteratur im Einlauf gesammelt, meist Broschüren, zum Teil aber auch Bücher. Die Elastizität, mit der sich fast die gesamte Produktion unserer deutschen Verlage auf den Krieg eingestellt hat, ist bewunderns-

Digitized by Google

wert, und ein weiteres Zeichen für die Anpassungsfähigkeit des deutschen Handels in den schwierigsten Lagen. Naturgemäß ist nicht alles von dieser Bücher- und Broschürenüberschwemmung wertvoll oder überhaupt nur lesenswert. Wir haben versucht, die Werke, die bei uns einliefen, durchzuarbeiten, und nehmen an, daß die Leser gern erfahren, was uns davon besonders wertvoll erschien.

Wir beginnen mit dem Buche eines Neutralen. Rudolf Kjellen, Mitglied des schwedischen Reichstags und Professor an der Hochschule zu Gothenburg, hat knapp vor Kriegsausbruch ein Buch über „Die Großmächte der Gegenwart" erscheinen lassen (Leipzig, B. G. Teubner, 2 M 40), so klassisch, klar und ruhig, so reich an geschichtlicher, geographischer und politischer Belehrung, wie kaum ein andres Werk derselben Art. Friedrich von Bernhardis Werk „Deutschland und der nächste Krieg" erregte schon 1911 großes Aufsehen und gehört seit dem Kriege zu den Werken, die das feindliche Ausland mit Vorliebe gegen uns ausspielt, wenngleich Bernhardi über den deutschen Militarismus nur die nämliche Überzeugung hegt, wie der Amerikaner Collier, dessen Aufzeichnungen über „Deutschland und die Deutschen" wir im Oktoberhefte besprachen. Das Werk Bernhardis ist geradezu prophetisch, und darum ist auch sein Verfasser dem Prophetenschicksal nicht entgangen, gerade an den Stellen zu verstimmen, die sich am meisten betroffen fühlen mußten. Wäre dies Buch in England erschienen und von einem Engländer geschrieben, so wäre es in diesem Augenblick das berühmteste Buch der Welt. In Deutschland sogar erreichte es schon die sechste Auflage, trotz seines Preises von 6 M (Stuttgart, Cotta), ein Preis, den viele Deutsche vor dem Kriege wohl für eine Flasche Wein oder eine Schachtel Zigaretten ausgaben, aber nicht für ein ausgezeichnetes Buch. Bernhardi hat einfach alles vorausgesagt: die Verdichtung der Entente zum Angriffsbündnis, die Operationen der Verbündeten, den Anschluß der Türkei an die Zentralmächte, die Verletzung der belgischen Neutralität durch Frankreich und England, die Festlegung österreichisch-ungarischer Heeresteile an der rumänischen und italienischen Grenze, das Ausreichen unserer Lebensmittel, den Überfall auf Tsingtau, die Unzulänglichkeit der dortigen Befestigungsanlagen, den Luftangriff auf England, die Tätigkeit der Unterseeboote. Wenn die Leser den Mann kennen lernen wollen, der als politischer und militärischer Schriftsteller den Geist vertritt, den wir bei Hindenburg und Tirpitz bewundern, mögen sie nach diesem in jeder Beziehung hervorragenden Werke greifen, über dessen Seiten von Anfang bis zu Ende das Wort steht, mit dem der Verfasser schließt: „Zähneknirschend wartet jeder gute Deutsche der erlösenden Tat." Als wahrhafter Prophet hat sich auch A. v. Winterstetten mit seiner kleinen, aber höchst

Digitized by Google

lesenswerten Broschüre „Berlin—Bagdad" (München, Lehmann, 1 M) erwiesen. Er sagt nicht nur voraus, daß es in Serbien losgeht, sondern sogar die Reihenfolge der Kriegserklärungen. Man wundert sich immer aufs neue, wieviele Männer in nichtverantwortlichen Stellungen es gab, die den Krieg mit allen Einzelheiten der politischen Konstellation vorausgesehen und die Verantwortlichen rechtzeitig gewarnt haben, besonders aus den Kreisen des Alldeutschen Verbandes. Gegenüber den halb offenen, halb andeutenden Angriffen auf ihn, die sogar jetzt noch da und dort zu lesen sind, ist es angebracht, einmal und ganz öffentlich und bestimmt festzustellen, daß sich die Alldeutschen von allen Politikern als die klarsten Beobachter der Lage und die sichersten Propheten der Ereignisse gezeigt haben. Sie können so ruhig auf ihre Haltung vor dem Krieg verweisen, wie sonst nur der Flottenverein. Sie brauchen weder ihr Programm noch ihre Grundsätze ändern. Seit Jahren vertreten sie, was jetzt deutsche Politik ist, und in alle Zukunft deutsche Politik sein muß. Alle ihre Befürchtungen erwiesen sich als richtig, alle ihre Forderungen als begründet. Alles, was sie vorausgesagt haben, und wofür man sie verlacht hat, ist eingetroffen. Sie standen allein, aber jetzt sind sie in der besten Gesellschaft. Seit dem Krieg zeigt sich erst, wieviele Alldeutsche es gibt: nichteingeschriebene Angehörige des Vereines, aber Hunderttausende von deutschen Männern und Frauen, die dieselben Überzeugungen, dieselben Hoffnungen und vor allem dieselben Befürchtungen hegen, sie waren alldeutsch, ohne es zu wissen, sie kannten vielleicht nur ein Zerrbild der alldeutschen Bestrebungen, aber jetzt finden sie sich in Glaube und Wille. In Gazetten wagen sich schon allerlei nichtsnutzige Beschwichtigungsversuche ans Licht, und man erdreistet sich sogar, von deutschem Chauvinismus zu reden. Wir sollen wohl wieder anspruchslos werden und artig wie eine Magd, die mehr auf gute Behandlung sieht, als auf hohen Lohn? Sollen dankbar knixen, wenn uns das Ausland lobt, wie anständig, wie gutmütig, wie genügsam wir seien? In ehrliches Deutsch übersetzt: wie leicht zu prellen und hinters Licht zu führen, wie leicht einzulullen und um die Erstgeburt zu betrügen! Aber man täusche sich nicht! Wenn irgend etwas vermochte, unsern geduldigen Zorn abermals in tobende Empörung zu wandeln, so war es das freche Hohnwort, das Frankreich Anno siebzig über den Rhein warf: „L'Allemagne cane, Deutschland kneift."

Digitized by Google

Die Sozialdemokratie im neuen Deutschland.

Von Rechtsanwalt Wolfgang Heine, Mitglied des Reichstages.

Als ich die Artikel des Herrn Dr. Thimme in Heft 2 und 5 der Süddeutschen Monatshefte las, sagte ich mir: „Wie wenig kennen die Deutschen doch einander. Auch jetzt noch nach diesen großen Erlebnissen! Ist denn die Mauer so hoch, daß auch der beste Wille so wenig darüber hinwegzublicken vermag?“ —

Ganz gewiß wird für die Gestaltung des neuen Deutschland, das aus diesem Kriege hervorgehen muß, ende er, wie er wolle, die wichtigste Richtungslinie durch die Stellung der Sozialdemokratie bestimmt werden, wobei ich der Kürze halber mit diesem Wort auch die Glieder der Arbeiterbewegung umfassen will, die, wenn sie auch unpolitisch sind, wie die Gewerkschaften, die Arbeiterbildungs- und Turnvereine, und die geselligen Bestrebungen der Arbeiterklasse doch vom Geiste einer sozialdemokratischen Weltanschauung erfüllt sind. Aber diese Stellung der sozialdemokratischen Arbeiterklasse hängt nicht von ihr allein ab und ist wahrlich nicht durch ein paar gute Worte und Zeitungsartikel neu zu orientieren. Am meisten kommt dabei auf das Maß von Verständnis und den entschiedenen Einheitswillen der anderen Kreise des Volkes an, der Parteien und der Regierungen. Damit diese richtige Einsicht gewonnen werde, muß ich ein Weniges über die einzelnen Fragen, die Herr Dr. Thimme behandelt hat, hinausgreifen.

Mit einem unverhohlenen Erstaunen hat ein großer Teil des deutschen Bürgertums, der Beamten und namentlich auch des Heeres die Bereitwilligkeit erlebt, mit der die deutschen sozialdemokratischen Arbeiter sich ohne Zögern und mit ganzer Seele auf die Seite des bedrohten Vaterlandes gestellt haben; die Kämpfer, indem sie ihr ganzes Dasein einsetzten, die Parlamentarier und Schriftsteller durch ihre politische Tätigkeit, die Organisationen, namentlich die Gewerkschaften durch ihre Mitarbeit an der inneren sozialen Hilfe.

Diese Verwunderung über etwas, das sich wie eine Selbstverständlichkeit vollzog, beruhte aber auf einer Unkenntnis, die geflissentlich genährt worden war durch die Art, wie der Staat und die Parteien vor dem Kriege die Sozialdemokratie behandelten. Wer lesen und hören wollte, hätte Gelegenheit genug gehabt, den Grundgedanken in der Stellung der Sozialdemokratie zu erkennen und hätte um so mehr Veranlassung nehmen sollen, alles hinwegzuräumen, was den Durchbruch der Idee der Vaterlandsverteidigung in Deutschlands entscheidender Stunde erschweren konnte.

Es sei mir erlaubt, einfach zu wiederholen, was ich bereits vor acht Jahren geschrieben habe, als nach dem Internationalen Sozialistenkongreß von Stuttgart und dem Sozialdemokratischen Parteitag von Essen sich eine Erörterung über die Stellung der Sozialdemokratie zum Militarismus entspann.

Digitized by Google

Ich habe über unseren Kampf gegen das, was wir unter „Militarismus" verstehen, damals gesagt:

„Der Kampf gegen militärische Überhebung, gegen unwürdige Behandlung, gegen die Eintrichterung von zugleich servilen und gehässigen Gesinnungen, gegen die Vernachlässigung der Aufwendungen des Staates für Kulturzwecke zugunsten der militärischen, ist eine Aufgabe der nationalen Kultur. Dies Bewußtsein aber entbindet uns nicht von der Pflicht, die deutsche Kultur zu schützen, wenn sie vom äußeren Feinde gefährdet wird. Freilich ist es wahr, daß man sich dabei kaum auf spitzfindige Unterscheidungen zwischen Angriffs- und Verteidigungskriegen einlassen kann. Die Frage hiernach mag in der Tat meist schwer genug zu entscheiden und wird in keinem Fall unstreitig sein. Ebenso leicht aber wird es immer sein, sich klar zu werden, ob Deutschland gefährdet ist. Man braucht noch gar nicht an eine Losreißung deutscher Volksteile zu denken. Schon der Einmarsch feindlicher Scharen und die damit verbundene Aussaugung und Verarmung des Landes ist eine ernste kulturelle Gefahr, von der die Gesamtheit der Nation, ganz besonders aber die arbeitenden Klassen, betroffen werden würden ... Kommt es zu einer solchen Gefährdung der deutschen Nation, so können wir uns nicht auf den Standpunkt stellen, diese Gefahr nicht abwehren zu wollen, weil wir sie nicht heraufbeschworen haben. Hilft man doch einem fremden Menschen aus der Gefahr, selbst wenn er sich leichtsinnig hineingebracht hat, und man selber von ihr nicht berührt wird. Wie vielmehr muß das hier gelten, wo die Gefahr uns selbst träfe und wo wir imstande sein würden, uns ihrer zu erwehren ... Die verbrecherischen und leichtsinnigen Verursacher eines Krieges zur Verantwortung zu ziehen, soweit als unsere Macht reichte, wäre Aufgabe unseres inneren politischen Kampfes. Das deutsche Volk und die deutsche Kultur dürften wir es nicht entgelten lassen, wenn seine herrschenden Klassen sie in Gefahr gebracht hätten. Auch wir müßten zu den Waffen greifen, nicht um die Macht der Regierung und der herrschenden Klassen zu sichern, sondern für unser Volk und seinen besten Besitz; dies wäre der wahre Preis des Kampfes, selbst dann, wenn wieder, wie gewöhnlich, die Herrschenden verstehen würden, für sich die unmittelbarsten Vorteile der kriegerischen Abwehr des Feindes einzuheimsen.

Dies ist nicht nur die richtige, sondern auch die einzig mögliche Politik. In Friedenszeiten für die Erhaltung des Friedens wirken, der Verhetzung der Völker entgegentreten, den kurzsichtigen politischen Egoismus bekämpfen, der jedes noch so gewaltsame, unfruchtbare und unsittliche Mittel gutheißt, wenn es die eigenen Leidenschaften zu befriedigen scheint, ihn bekämpfen, auf welcher Seite sich immer solcher Geist barbarischer Heldenspielerei — meist ist es nur Maulheldentum — zeigen mag, das ist unsere Aufgabe in der inneren politischen Agitation. Haben wir aber trotzdem den Krieg

Digitized by Google

nicht hindern können, so würde das Volk, bedroht in seinen Grenzen, seinem Eigentum, seiner Sicherheit und Freiheit sich nicht gefallen lassen, daß wir erst Betrachtungen anstellten und uns herumstritten, wer die Schuld daran trüge. Unter solchen Umständen gar einen Wehrstreit anzuzetteln, wie die Hervéisten wollen, wäre in Deutschland jetzt und auf Zeiträume hinaus, die für die praktische Politik allein in Betracht kommen, vollendeter Wahnsinn. Man würde durch solche Aufforderung lediglich eine Anzahl Söhne des Volkes, die sich verpflichtet fühlten, ihr Folge zu leisten, zum Opfer bringen, ohne den geringsten Erfolg damit zu erzielen. Man würde nicht den Militarismus schädigen, sondern das deutsche Volk, besonders die Arbeiterklasse selbst, und man würde nicht nur alle Leidenschaft der kriegerisch fanatisierten Gedankenlosigkeit gegen die Partei lenken, sondern würde auch die Sympathien von ernsthaft denkenden, an der Erhaltung der nationalen Kultur und am Wohlergehen des Volkes ehrlich interessierten Volksgenossen verscherzen."

Gegen diese Ausführungen hat damals kein Mensch in der Sozialdemokratie Widerspruch erhoben; dies wäre auch kaum möglich gewesen, denn ich hätte die Äußerungen des Internationalen Kongresses, hätte Bebel und Vollmar, Jaurès, Guesde und van der Velde als Zeugen auf meiner Seite gehabt. Wenn man in den anderen Parteien von dieser Stellung der Sozialdemokratie so gut wie gar keine Kenntnis genommen hat, so liegt das am Ende doch wohl daran, daß es gewissen Interessen entsprach, nichts davon verlauten zu lassen.

Diese Unkenntnis und diese Nichtberücksichtigung des ehrlichen Willens der Sozialdemokratie dem Vaterland zu helfen, hätte aber sehr schlimme Folgen haben können.

Die Kluft zwischen dem Heer und der sozialdemokratischen Arbeiterschaft hatte sich in der Tat von Jahr zu Jahr mehr vertieft. Wir Sozialisten haben wohl gewußt, daß dies für ein auf der allgemeinen Wehrpflicht beruhendes Heer ein unnatürlicher und sinnwidriger Zustand ist. Die Veranlassung dazu aber lag nicht allein, ja nicht einmal vorwiegend auf sozialdemokratischer Seite, wenn ich schon zugeben will, daß infolge erhitzter Agitation und doktrinärer Zuspitzung des Streits auch auf unserer Seite vieles geschehen sein mag, was ein überlegeneres politisches Urteil und ein weitergerichteter Wille vermeiden konnten. Aber man vergesse in den anderen Parteien nicht, daß die tiefste Verbitterung hervorgerufen worden ist durch das System, das jeden jungen Wehrpflichtigen aus sozialdemokratischer Familie oder aus irgend einer freien Arbeiterorganisation schon vor dem Diensteintritt bespionierte, ihn denunzierte und das grundsätzlich dem Sozialdemokraten die soldatische Ehrenhaftigkeit absprach.

Ich sage dies wahrlich nicht, um fruchtlose Klagen über die Vergangenheit anzustimmen und erkenne gern an, daß die große Stunde, die jeden

Digitized by Google

Staatsbürger ohne Unterschied der Überzeugung zur Verteidigung des Vaterlandes aufrief, diese Nebel verscheucht hat. Ich bin glücklich, daß unsere Arbeiterschaft die tiefe Erbitterung und Entfremdung, die aus solchen Kleinlichkeiten erwachsen mußte, im Augenblick der Tat überwunden hat.

Ich habe das feste Vertrauen, daß das Heer, das sich ja jetzt ganz als ein Volk fühlt, und dessen sämtlichen Schichten das ganze Volk die Gefühle der Dankbarkeit und Zusammengehörigkeit entgegenbringt, dies auch nach dem Kriege nicht vergessen wird. Ich glaube dies, weil ich Männern der praktischen Tat immer mehr vertraue als Doktrinären vom Schreibtisch und Rednerpult.

Selbstverständlich wird nach dem Kriege auch das Verhältnis der Arbeiterpartei zum Heere durch die neuen Tatsachen und nicht mehr durch alte Schlagworte bestimmt werden; dies wird aber beiderseitig notwendig sein. Einzelheiten hierüber gehören nicht in den Rahmen dieses Aufsatzes, müssen sich auch erst aus den tatsächlichen Umständen ergeben.

Die deutsche Sozialdemokratie ist ihrem ganzen Wesen nach echt deutsch, wurzelt in der deutschen Kultur und hat für sie wahrlich mehr getan als sehr viele andere, die das Wort „National" für sich beschlagnahmten. Echt deutsch ist der Idealismus der Sozialdemokratie, aber auch die im innersten Zusammenhang damit stehende Neigung zum Doktrinarismus. Ich habe dies doktrinäre Wesen oft bekämpft, weil ich darin nicht selten praktische Gefahren gefunden habe. Wer aber wollte leugnen, daß es in dieser Zeit höchsten Kraftbedürfnisses ein ungeheurer Gewinn war, daß die Sozialdemokratie alle Zeit sich nicht allein durch die Rücksicht auf einige parlamentarische Mandate mehr oder weniger leiten läßt, sondern ihren Angehörigen hohe ideale Ziele vor Augen hält, strengste Pflichterfüllung und Einordnung von ihnen fordert? Und bewährt sich nicht in diesen Tagen das Solidaritätsgefühl der Gewerkschaften, das man so oft als staatsgefährlich verschrien hat, bewährt sich nicht die ungeheure Organisationskraft, die sich in der glänzenden Entwicklung der Gewerkschaften und Genossenschaften zeigt, bei der inneren Hilfsarbeit? Auch unsere Gewerkschaften und Genossenschaften erziehen ihre Mitglieder nicht bloß auf die Erreichung von einigen Pfennigen höheren Lohnes oder geringeren Einkaufpreises, sondern pflanzen ihnen soziale Ideen ein. Wahrhaftig, auch auf diesem Gebiet haben nicht die Sozialdemokraten umzulernen, sondern andere.

Das deutsche, das nationale Wesen haben wir bereits bewährt, als man uns noch „antinational" nannte und als die Sozialdemokratie das Wort „national" wegen der politischen Nebenbedeutung, die es angenommen hatte, zu vermeiden pflegte. Herr Dr. Thimme glaubt an eine Überwindung der „internationalen Idee" in der Sozialdemokratie. Es kann sein: vielleicht hat hie und da, namentlich bei ausländischen Sozial-

Digitized by Google

demokraten, der Gedanke des „Internationalismus“ gelegentlich die phantastische Form angenommen, daß die Welt aus unserer heutigen zerrissenen und halben Kultur mit einem Sprunge sich auf die Höhe einer alle Völker umspannenden gleichwüchsigen Menschheitskultur schwingen könnte.

Solche Träume haben aber tatsächlich die Politik der deutschen Sozialdemokratie nie bestimmt. Auf dem schon erwähnte Internationalen Sozialistenkongreß zu Stuttgart haben die deutschen Redner so gut wie die französischen und belgischen betont, daß selbständige kulturreife Nationen die Voraussetzung eines internationalen Zusammenschlusses der Völker wären, der das nationale Wesen und die Unabhängigkeit der einzelnen Völker vollkommen unberührt lasse. Auch die Pflicht zur Verteidigung des Vaterlandes ist auf diesem Kongreß ausdrücklich anerkannt worden.

Worin besteht also der „Internationalismus“, dessen Ende Herr Dr. Thimme herangekommen sieht? Internationale Beziehungen der Völker, Verbindungen zu gemeinsamen Zwecken und zu kultureller Arbeit sind im Zeitalter des Verkehrs unentbehrlich, werden von den Staaten und den Staatsoberhäuptern selbst regelmäßig eingegangen, gehören zu den wichtigsten Hebeln der Kultur und werden nach diesem entsetzlichen Weltkriege aller Erbitterung der Nationen zum Trotz von neuem erstehen.

Ich brauche nur an das zu erinnern, was der Kaiser zu Sven Hedin über Frankreich gesagt hat. Warum also sollten die sozialistischen Arbeiter sich scheuen, zur Durchführung ihrer Pläne und Aufgaben, durch die sie ja dem Wohl ihrer eigenen Nationen zu dienen überzeugt sind, mit den Bruderparteien der anderen Völker zusammenzutreten?

Gegen das Prinzip dieses Internationalismus läßt sich auch vom Standpunkt des neuen Deutschland, das auf der Einigkeit des ganzen Volkes begründet sein soll, nichts einwenden. Es fragt sich nur, wie der Gedanke praktisch durchgeführt wird, welche Aufgaben er sich vernünftigerweise setzen kann, ohne in das Utopische zu verfallen und welche Mittel dafür angewendet werden sollen.

Es scheint wenig bekannt zu sein, daß es eine zweifache internationale Organisation gibt. Die Gewerkschaften der Kulturländer sind in einem internationalen Bureau verbunden, lediglich für gewerkschaftliche Zwecke. Der gewerkschaftliche Kampf der Arbeiter wird ebenso über die Landesgrenzen hinausgreifen müssen, wie der Interessenkampf der Kapitalisten nicht an diesen Grenzen haltmacht. Diese rein gewerkschaftliche Internationale hat überhaupt bisher die einzige wirklich praktische internationale Arbeit geleistet; sie ist sogar während des Krieges am Werke und zwar nicht nur in den Beziehungen zu den neutralen Ländern. Die englische Seemannsgewerkschaft, der viele Deutsche neben ihrer deutschen Gewerkschaft angehören, hat die Fürsorge für diese in England als Kriegsgefangene internierten Deutschen übernommen. Kann ein vernünftiger

Digitized by Google

Mensch wünschen, daß diese Art internationaler Solidarität aufhören möchte? — Diese gewerkschaftliche Internationale ist nicht zertrümmert und wird auch nach dem Kriege weiterleben. Nicht so gut freilich steht es um die internationale Organisation der sozialdemokratischen Parteien. Daß diese wenig praktische Arbeit geleistet hat, liegt zum Teil an den Personen, zum größeren Teil an der Sache. Die politische und die geistige Verfassung der sozialdemokratischen Parteien weicht in den verschiedenen Nationen zu stark von einander ab. Noch ist nicht der gemeinsame Boden einer alle durchdringenden Weltauffassung und politischen Praxis geschaffen. Dies wird auch so lange unmöglich sein, als die realen Verhältnisse der einzelnen Länder, ihre Wirtschaft, ihre Volksbildung usw. nicht in höherem Grade ausgeglichen sind; völlig ausgleichen werden sich diese Unterschiede nie, weil das nationale Temperament, die Volksseele Kräfte sind, die sich immer wieder bemerkbar machen müssen. Hinderlich sind auch die natürlichen Unterschiede der Länder, die nicht beseitigt werden können, und die immer der Wirtschaft und damit auch dem Geistesleben und der Politik der Völker, die sie bewohnen, ihren Stempel aufdrücken werden. Dies gilt zurzeit wenigstens sogar noch von den Nationen Europas. Eine Internationale, die Ostasiaten und Inder oder gar afrikanische Neger und Botokuden umspannte, liegt praktisch außerhalb jeder Erwägung. Die Beteiligung indischer und japanischer „Delegierten" an den internationalen Kongressen war ein schöner Schein. Es waren wohl überzeugte Sozialisten, treffliche Menschen, aber nicht die Vertreter einer „Arbeiterbewegung", die für den europäischen Sozialismus eine Mitarbeiterin sein könnte. Man hat sich bei Gründung dieser sozialistischen Internationale die Schwierigkeiten wohl zu gering vorgestellt, man hat eine Einheit der Völker vorausgenommen, die in Wirklichkeit nicht existierte und auch durch guten Willen noch nicht zu schaffen ist. Man hat deshalb Beschlüsse gefaßt, denen schließlich jede Möglichkeit der Ausführung fehlte. Am Ende ist dies Gefäß internationalen Wollens mit einem schrillen Mißklang gesprungen.

Aber trotz alledem: Aufgabe und Ziel einer internationalen Verbindung der Sozialisten sind gerechtfertigt und bleiben bestehen, so gut wie die Religionen und die Wissenschaften sich nicht auf eine Nation beschränken können, sondern die Menschheit umfassen wollen. Hat man bisher die Aufgabe in allzu leichtem Optimismus falsch angefaßt, so darf man sie künftig nicht etwa als unerfüllbar wegwerfen, sondern man muß, gereift durch neues Erleben, um so energischer ans Werk gehen. Beschränkt man sich zunächst darauf, Erfahrungen auszutauschen, Anregungen für die soziale Gesetzgebung zu gewähren, von der schon vor einem Vierteljahrhundert der Kaiser betonte, daß sie international sein müsse, pflegt man das Bewußtsein der Gemeinsamkeit internationaler Kulturgüter und menschlicher Gesinnung, so kann die neu zu schaffende Internationale außerordent-

Digitized by Google

lich segensreich wirken. Und nicht zu vergessen: sie wird auch dann gerade im echten deutschen Geiste handeln, der dies Verständnis fremden Volkstums und fremder Kultur und die Sehnsucht nach Frieden und Versöhnung der Völker bisher zu seinen köstlichsten Besitztümern gezählt hat.

Wenn wir ein neues Deutschland schaffen wollen, so muß es aufgebaut sein auf dem, was wir in der Stunde der Gefahr erlebt haben, auf dem Bewußtsein der Einheit der Nation ohne Unterschied der politischen oder religiösen Meinungen. Es darf nur eine Gesinnung erfordert werden, die des freien Mannes, der sich seinem Volke hingibt und nach seiner Überzeugung das Beste für sein Volk tun will, der aber ebenso die Meinungen andrer achtet, auch wo er sie bekämpft. Ausgeschlossen aber sollte die Gesinnung des Philisters sein, der sich nicht nur ärgert, wenn ein andrer andre Gedanken und Gewohnheiten hat als er selbst, sondern ihn auch zwingen möchte, sie abzulegen.

Politische Kämpfe wird und muß es geben. Es ist undenkbar, für die innere Ausgestaltung des Reiches eine Formel zu finden, mit der alle — vom preußischen Landedelmann oder dem in der Schreibstube hochgestiegenen Bureaukraten bis zum süddeutschen Bauern, dem katholischen Kaplan und dem sozialdemokratischen Industriearbeiter — einverstanden sein könnten. Sie müßte sich denn in so abstrakten Selbstverständlichkeiten, wie „das Vaterland über der Partei" erschöpfen, die den Streit sofort wieder aufleben ließen, sobald die Frage aufträte, was denn nun für das Vaterland geschehen solle. Nein, wir erwarten und wollen politische und soziale Parteien; sie sind die Adern, in denen das Blut der Nation kreist, und die politischen Kämpfe treiben es mit rascherem, vollerem Herzschlag durch den Körper des Volkes, erweckend und belebend. Zu hüten haben wir uns vor dem Fiebergift der Gehässigkeit, die nicht Meinungen sachlich bekämpfen, sondern dem politischen Gegner die Ehre abschneiden und ihn verfemen will.

Ich kann es deshalb nicht begreifen, wenn Herr Dr. Thimme ein Zusammengehen der anderen Parteien mit der Sozialdemokratie im Interesse des Vaterlandes abhängig machen will von einer Änderung des Verhältnisses der Sozialdemokratie zur „Monarchie" und zur „Religion".

Wir haben an die Monarchie als staatliche Einrichtung zu denken. Wenn das Verhältnis zu ihr nicht durchweg erfreulich gewesen ist, so liegt auch hier wiederum die Schuld nicht nur auf einer Seite. Ich will aber mit voller Absicht über diese vergangenen Dinge nicht sprechen. Der Glaube an die Friedensliebe des Kaisers, eine offne Dankbarkeit dafür, daß er schon zweimal in den letzten Jahren durch sein persönliches Auftreten den Frieden gerettet hat, das Bewußtsein, daß er auch in der jetzigen Katastrophe so lange als irgend möglich dem Kriege widerstrebt hat und schließlich wie wir alle das Opfer eines Verhängnisses geworden ist, bei dem es nicht mehr lohnt, nach der Verteilung der Schuld zu fragen, — dies alles ist im dent-

Digitized by Google

schen Volke tief befestigt. Daraus und aus den übrigen dem Kaiser und dem Volke gemeinsamen Erlebnissen einer opfervollen Zeit kann sich auch im sozialdemokratischen deutschen Volke, das soviel Seelengröße bewiesen hat, ein ehrliches, persönliches Vertrauen entwickeln, zumal zu glauben ist, daß ein gleiches Vertrauen ihm entgegenkommt. Vorausgesetzt natürlich, daß gewisse „Politiker" dies nicht zu stören suchen, was freilich eine sehr optimistische Annahme wäre. Aus einem solchen persönlichen Verhältnis können unter günstigen Umständen mehr fruchtbare Entwicklungen hervorgehen, als aus staatsrechtlichen Theorien. Andrerseits muß gerade diese Zeit, wo die ganze alte Welt zusammenzustürzen scheint, den Gedanken sehr nahelegen, daß die Katastrophe, die ein so ehrlicher Friedensfreund auf dem Throne nicht hat hindern können, durch weniger friedliebende Monarchen zum Unheil der Welt von neuem heraufbeschworen werden könnte. Darum wird das deutsche Volk sich immer vorbehalten müssen, seine Stellung zu seinen Fürsten zu wählen nicht nach dem Namen und der Krone, die sie tragen, sondern wie es sich für Männer geziemt, nach dem, was sie tun und der Art, wie sie dem Volke gegenübertreten. Ich meine, daß jeder Monarch, der groß von sich und seiner Berufung denkt, nichts Schöneres von seinem Volke verlangen könnte. Was hat dies alles aber mit der Frage der „republikanischen Gesinnung" zu tun? Niemals wird man es jemand, der die Verfassungsfragen rein rationell betrachtet, ausreden können, daß die Republik mit der Möglichkeit, den Tüchtigsten an die Spitze zu berufen und ihn der Kontrolle des Volks zu unterwerfen, die verstandesgemäßeste Verfassung sei. Ebenso freilich wird, wer sich nicht blind stellt, bekennen müssen, daß wir bei unserem westlichen Nachbarn von diesen rationellen Früchten noch nichts Wesentliches merken, daß in dem republikanischen Frankreich die Herrschaft des Reichtums größer und die soziale Fürsorge geringer, die Rechtssicherheit nicht um eine Spur besser, die politische Moral in der öffentlichen Meinung und dem Treiben der Fraktionen noch wesentlich schlechter ist als im monarchischen Deutschland. Auch kann sich der überzeugteste theoretische Republikaner nicht verhehlen, daß in der demokratischen Republik Frankreich der Wille des Präsidenten und einiger anderer mit Rußland verschworener Politiker es gewesen ist, was das im ganzen friedliebende Volk wider seinen Wunsch in die Charybdis dieses Krieges hineingerissen hat. Kein Mensch kann für absehbare Zeiten die Ersetzung der Monarchie durch die Republik in Deutschland als eine Frage der praktischen Politik ansehen; sie ist ein rein theoretisches Problem. In unserem Staate, der nun einmal Monarchie ist, wird selbstverständlich auch der republikanisch Gesonnene seine Pflichten erfüllen, genau so wie der Monarchist. Tut er aber dies, so darf man ihn seiner theoretischen republikanischen Vorbehalte wegen nicht verfolgen oder für unfähig zu gemeinsamem politischen Handeln im Interesse des Vaterlandes

Digitized by Google

erklären. Die Sozialdemokratie hat wirklich eine unendliche Fülle praktischer Gegenwartsaufgaben und hat sich dieser Arbeit nie entzogen. Sie würde weder Zeit noch Lust haben, viel über die Republik zu reden und an sie zu denken, wenn man ihr nicht unaufhörlich von andrer Seite die Pistole auf die Brust setzte und von ihr nicht etwa bloß ein der Verfassung entsprechendes Verhalten, sondern monarchistische Bekenntnisse forderte.

Die Einheit des deutschen Volkes, die für die Zukunftsarbeit so unumgänglich nötig ist, muß bestehen können auch bei Unterschieden der prinzipiellen Überzeugung von der besten Staatsverfassung; es ist nicht gut, diese Einigkeit zu gefährden, indem man deutsche Staatsbürger, die ihre Schuldigkeit getan haben und weiter tun wollen, ganz unnötigerweise drängt, alte liebgewordene Theorien zu verleugnen.

Ganz unverständlich ist mir, daß Herr Dr. Thimme eine Änderung der Haltung der Sozialdemokratie zur Religion als eine Bedingung zukünftiger Zusammenarbeit der Parteien mit ihr hinstellt.

Nach ihrem Parteiprogramm will die Sozialdemokratie die „Religion als Privatsache erklären". Und sie macht Ernst damit. Die Sozialdemokratie fragt nach keines Genossen Bekenntnis, beansprucht weder Glauben noch Unglauben von ihm und vermeidet es, in den religiösen, ja sogar in den kirchlichen Kämpfen Stellung zu nehmen. Daran kann und darf sie nichts ändern. Die von Sozialdemokraten ausgehende Kirchenaustrittsbewegung hat mit der Partei nichts zu tun. Die Partei aber hat gemäß ihrem Programm auch kein Recht sie zu hindern. Auch keine Veranlassung dazu; denn das Ziel dieser Austrittsbewegung ist ja grade, die Religion aus einer Sache des Zwanges zu einer des Gewissens und der freien Überzeugung zu machen.

Was die Sozialdemokratie bekämpft hat und immer bekämpfen wird, wobei sie auch die volle Sympathie aller freiheitlich denkenden Schichten des ganzen Volkes genießt und wobei ihr die wirklich religiösen Naturen zu Hilfe kommen sollten, das sind die politischen Herrschaftsansprüche der Religionsgemeinschaften, die Unterdrückung der Überzeugungen, der Zwang zum Bekenntnis, der die Religion zum gedankenlosen Plappern oder leider oft und noch schlimmer zum bewußten Mittel von Heuchelei und Streberei macht.

Ich will gern glauben, daß die vielen von Sorge und Not gedrückten und von Schmerz gebeugten Seelen hier im Lande sich vergessener Kindergebete erinnern und in ihnen Trost suchen. Ich will auch kein Wort der Verurteilung oder der Geringschätzung über diese Armen fallen lassen, denen mein tiefstes Mitleid gehört. Nur eine „religiöse Erneuerung" möchte ich es nicht nennen, wenn anstelle eines auf Gewohnheit beruhenden Unglaubens wieder eine andre Gewohnheit eingetauscht wird. Eher könnte man von einer solchen Erneuerung reden bei den Männern, die in Not und Tod unter der ungeheuersten Anspannung aller Kräfte, im Bewußtsein der Richtigkeit des eigenen Lebens in opferbereiter Hingabe an

Digitized by Google

eine Idee innerlich erlebt haben, daß der Geist es ist, was den Menschen zum Menschen macht, und daß auch in Blut und Grauen dieser Gott in ihnen erwachen kann. Oder auch bei denen, die in der Gefahr die Hand eines Schirmers und Helfers für sich und ihr Volk ersehnen und zu finden glauben. Wer aber dies erlebt hat, wer mit solchem Klang in der Seele heimkommt, der braucht am wenigsten Tempel von Menschenhänden gemacht, dem müssen alle Streitigkeiten der Konfessionen und ihre Ansprüche, den Menschen das aufzuzwingen, was doch keiner den andern lehren kann, sondern jeder in sich finden muß, fremd ja widerwärtig erscheinen. Diese werden am ersten geneigt sein, in der Religion eine Privatsache zu erkennen.

Achtung vor jeder ehrlichen Überzeugung, Ehrfurcht vor tiefen religiösen Erlebnissen, das ist das, was man beanspruchen kann, aber nicht nur von uns, die wir gerade die Religion als eine Sache des persönlichsten Gewissens beurteilen, sondern in allererster Reihe von den anderen.

Ja, soll das neue Deutschland ein einheitliches Volk in sich sehen, dann müssen grade die herkömmlichen Unterschiede, die zwischen Christen und Juden, zwischen Getauften und Dissidenten gemacht werden, muß der Zwang zur Teilnahme an religiösen Übungen gegen die Überzeugung, den man namentlich den Kindern der Arbeiter auferlegt, muß überhaupt jede künstliche kirchliche Dressur aufhören.

Übrigens stimme ich Herrn Dr. Thimme bei, daß die Zukunft uns eine Politik sozialer Reform und innerer geistiger und politischer Freiheit bringen muß, vor allem eine Politik des Vertrauens und der Zusammenarbeit an Stelle des unaufhörlichen Gegeneinanderstrebens und Auseinanderreißens. Es ist deutsche Art, sich nicht einordnen zu wollen, sondern persönliche Wege zu wandeln. So wächst die Streitsucht unseres Volkes und seine Unfähigkeit, sich in gewöhnlichen Zeitläufen zu gemeinsamem Handeln zu verbinden aus dem Besten, das wir besitzen, hervor, der wahren deutschen Geistesfreiheit. Beides ist schwer von einander zu trennen und deshalb auch die deutsche Haderlust nie ganz zu überwinden. Jetzt aber hat die Zeit und ihre Not in uns Deutschen einen großen Willen zur Einheit geboren, und so lange die Herzen noch warm und die großen Erlebnisse nicht vergessen sind, gilt es, die Zusammengehörigkeit des deutschen Volkes durch Taten zu besiegeln und den Grund zu legen zu einer wahrhaft sozialen Gemeinschaft aller seiner Glieder. Ein Teil des Baues ist vorhanden in den Organisationen der Arbeiter und in dem einheitlichen Geiste echter sozialer Hilfsbereitschaft und menschlicher Gesinnung, der sie erfüllt. Verkenne man die Schätze, die darin liegen, nicht, nehme man sie vorbehaltlos an, baue man weiter auf diesem Grund und mit diesem Gold, so wird jeder Sozialdemokrat bereit sein, an diesem Werke eines neuen Deutschlands mitzuschaffen und froh sein, in einem solchen Hause zu wohnen.

Digitized by Google

Die Stieglhupfer.

Eine Bauerngeschichte aus dem Bayreuther Lande.

Von Hans Raithel in Lüdenscheid.

8.

Aber auch die Dorfbuben hatten ein wenig mehr Respekt vor diesem Stieglhupfer; sie sahen, daß es kein windiger Geselle war, den man mit ein paar Drohungen für immer verscheuchen könnte; daß er vielmehr sein Ziel mit Beharrlichkeit verfolgte und verfolgen werde, im stillen unterstützt von diesem verflixten Aas, der Lies. Aber sie wollten's ihm vertreiben.

Das Gerücht ging unter den Buben, der Hans sei noch nicht abgeschreckt; er komme immer noch zur Lies; nur wähle er nicht den Tag, um sie zu sprechen, sondern die Nacht. Die Nächte während der Woche war es unwahrscheinlich, weil er ja zu Hause in der Schnitternte um vier Uhr auf sein und den Tag über sich abhetzen mußte. Blieb also nur der Samstag, auf den der Sonntag folgte, eventuell auch der Sonntag, an dem er ausgeruht.

Drei Augustsamstage und ebensoviele Sonntage waren die Buben auf der Lauer; es fand sich aber nichts, was den Verdacht bestätigte.

Lies erfuhr davon, was dem Hans drohte. Sie hatte Angst, in seiner Torheit gehe er einmal ins Garn.

„Ich möchte nur wissen," sagte sie zu Peter dem Knecht, „wer das Gewerfe aufgebracht hat. Hilf nur du dazu, daß das einfältige Gerede aufhört. Einen Gulden will ich dir geben."

Und indem sie ihm einen halben Gulden hinhielt, setzte sie hinzu: „Das ist die Draufgab. Den andern halben kriegst, wenn's was hilft."

Damals hatte ein Knecht, wie schon gesagt, abgesehen von der Zugehörung an Wolle, Tuch und Leder und so weiter fünfzehn bis achtzehn Gulden; ein Gulden war demnach eine schöne Summe.

Peter nahm den halben Gulden und versprach sein möglichstes zu tun. Er war selber ein wenig schuld an dem Gerede. Er hatte dick getan, er habe manchmal des Nachts verdächtiges Geräusch gehört; er habe auch gelauert, nur sei es ihm nie gelungen, den Ding zu fassen. Jetzt wiegelte er ab, er habe seit langem nichts gehört, das Frühere war wohl ein Irrtum. Natürlich, der Hans hatte wohl genug von ihnen und blieb zu Hause. Wenn er kam, mußten nicht die Hunde bellen, wenigstens der ihre?

Die Buben waren derselben Meinung und ließen, wie nichts kam, in ihrem Eifer nach. Das Wachen war auch, wie die Nächte länger und kühler wurden, nicht mehr angenehm. Es langten wohl zwei, die mit Adel lauerten. Im Ernstfalle konnten sie die andern wecken. — —

Die längeren Nächte machten auch dem Lorenz Pein. Nach Hause den langen

Digitized by Google

Umweg machen, die Straße im Dunkeln hinzustoffeln, ohne Unterhaltung, zwei, drei Stunden, fiel ihm hart. Und durch das Holz war's, wie gesagt, nicht richtig. Allerlei Spuk begegnete da dem nächtlichen Passanten, der allein ging, und leitete ihn irre, und besonders machte ihm in der Regel ein Kind zu schaffen, ein kleines Wickelkind, das man, schon vor langer, langer Zeit, zur Taufe durch das Holz getragen. Ein Dorf überm Wald herüben war nach Harsdorf drüben eingepfarrt und Taufen, Hochzeiten, Leichen und Kirchenleute mußten durch das Holz. Der Mann, die Pate und die Hebamme, die das Kindchen trug, hatten sich nun im Wirtshaus bis in die Nacht verspätet; leichtsinnig gingen sie ohne Laterne durch das Holz und wie sie nach Hause kommen, wer fehlt? Das Kind; die Hebamme hatte nur noch den leeren Schal, der um das Wickelkind geschlagen war. Man ging mit Laternen zurück und suchte bis ans Wirtshaus, aber keine Spur vom Kind und auch das Suchen bei Tag am nächsten Morgen brachte das Wurm nicht wieder. Dieses Kind nun weckte alle, die allein vom Wirtshaus kamen, indem es sich an ihre Beine hing, schwer wie ein Getreidesack, daß sie nicht weiter konnten oder kamen sie richtig ins offene Land, so waren sie im Schweiß gebadet und bei manchem spann sich eine Krankheit an. Kein Wunder, wenn sich der Lorenz fürchtete.

Der Michel lachte, daß die drüben so voll Aberglaube wären, wie die herüben, aber der Lorenz hielt's für besser, hier zu bleiben, wenn er keinen Begleiter fand. Wozu hatte die Marget auch ein Gasthaus?

Der Michel schaffte ihm eine Begleitung, den Schneider. Dem sollte er einen Vierundzwanziger geben und Nachtquartier und Frühstück. „Und künftig komm halt nicht mehr in die Nacht", sagte er.

Lorenz versprach, aber nach drei Tagen war er wieder da, und der Schneider verdiente aufs neu seinen Vierundzwanziger. Der hatte im Walde nichts zu fürchten, der hatte einen Himmelsbrief, der einen sicher durch Gespenster leitet. Er konnte also in der Nacht noch heil zurück. Er zog es aber doch immer vor, drüben zu bleiben und nicht im Dunkel den Weg zurückzumachen.

Dem Michel wurde endlich Lorenz' Besuch recht leid. Fast kam's ihm vor, er uze ihn ein wenig. Er sagte ihm verblümt und unverblümt: „Es ist nichts mit der Marget; begreife doch, drei Kinder und drei Kinder paßt halt nicht zusammen. Bleib halt weg und nimm eine von denen, die wir angeschaut."

Der Lorenz lachte und steifte sich auf den Vertrag, er müsse die Maig bekommen, wenn ihm keine andere paßte.

Frühere lästige Bewerber hatten der Andres und der Schmied vertrieben. Ein Wink und sie hätten Lorenz aufgelauert, aber Michel wollte nicht; er konnte Lorenz in keine Falle führen, von ihm aufgestellt. Lorenz war ein Vetter und ein älterer und Michel hatte Bauernart genug, nicht Böses gegen einen zu sinnen, bei dem er als Junge sogar auf der Hochzeit war.

Digitized by Google

Der Andres merkte selber seine Not und sagte zu ihm, wie er die Schafe eintrieb, wichtig und mit einem Lächeln — Lorenz war eben wieder bei der Marget — „Bauer," sagte er „der Huter hat heute eine Kuh geschlagen."

„Von mir aus," sagte Michel, der nicht wußte, was er wollte; „so gibt's halt zehn Pfund Schabenfleisch."

„Die Haut", fuhr der Andreas leiser fort, „wär auf den Abend leicht zu kriegen; der Huter fährt sie erst morgen weg zum Gerben. Zwei Hörner sind daran, so groß — "er spannte die Arme aus, „da könnte man den Teufel damit spielen."

Nun erst merkte Michel, was er wollte. In alter Zeit hatte man manchmal solchen Spaß gemacht. Und jetzt erst stieg der Gedanke in ihm auf, dem Lorenz einen Streich zu spielen, oder vielmehr spielen zu lassen. Er hatte es nicht angestellt, nur drum gewußt. Sein Gewissen war salviert. Wenn der Kunde ja dahinter kam, daß er darum gewußt, dann konnte man ihm deutlich werden: Wenn einer gar nicht hörte und nicht verstand, mußte man ihm eben mit dem Zaunpfahl winken.

„Du weißt, Andres," sagte er, „der Taler ist dir gewiß und den andern auch, wenn mehr mittun. Aber ich hab nichts damit zu schaffen. Den letzten hättet ihr fast totgeschlagen, das darf nicht sein; macht's so, daß er acht Tag nicht gehen kann, aber ja nicht tot. Auf Buckel, auf den Hintern, auf die Schenkel, aber nicht auf den Kopf. Mußt aber mit dem Schneider reden, der ist mit die Hauptperson und mit dem Schmied und mit dem Büttner."

„Schon recht", sagte Andres.

„Und mich geht's nichts an", wiederholte der Bauer. „Ich will nichts sehn, nichts hören; das ist alles eure Sach. Nur soviel, daß ich darum weiß und euch nicht verrat."

„Schon recht Bauer", wiederholte Andres. „Der Huter hat auch einen alten Pferdeschädel; in die Augen könnt man zwei Lämpchen tun."

„Schon gut," sagte Michel, „alles, was ihr wollt." — —

Wie lustig der Michel an dem Abend mit dem Lorenz war! Der wollte merkwürdigerweise, als hätte er eine Ahnung, schon früher fort.

„Es ist noch Zeit," sagte Michel „noch lange Zeit, Schneider, gelt!"

Und der Schneider, der schon wartend dasaß, zwinkerte mit den Augen.

„Solang ihr wollt, wir haben nichts zu fürchten."

Endlich um halb elf entließ der Vetter Michel den Lorenz mit dem Wunsch, er möchte glücklich nach Hause kommen.

Dem Lorenz waren die Beine schwer, er wäre lieber geblieben.

„Schneider", sagte er, als er zum Dorf hinaus war. „Ich hoffe, die Lauferei hat bald ein End. Wenn es mir glückt, daß ich herüberkann, kriegst du zwei Klaftern Holz und an manchem Sonntag soll dich auch das Bier nichts kosten."

Digitized by Google

Es muß sein Schutzgeist gewesen sein, der ihm die Rede eingab; sie war sein Glück.

Der Schneider sollte den Lorenz bis zum Hölzchen führen, dort unter einem Vorwand im Busch verschwinden und dann wie eine Eule tun und den Lorenz seinem Schicksal überlassen. Auf das Zeichen wollte Andres mit der Kuhhaut kommen, der Schmied mit dem Pferdeschädel mit den glühenden Augen drin und der Büttner mit einem Sack voll Klötze und einer langen Schnur daran, mit der er durch geschickten Wurf Lorenz Beine verwickeln wollte. Andres hatte auch ein paar Stückchen Feuerwerk bei sich, um es im richtigen Augenblick abzubrennen, damit der so schon Geschreckte wie im Blitz die Klauen und die Hörner sah. Wenn der Lorenz seine Prügel hatte, dann sollte der Schneider sich jammernd aus dem Busche schleifen und sich — auwehele — den Buckel halten, man habe ihn da drinnen trotz Himmelsbrief gewamst und noch den Mund verstopft, damit er nicht schreien konnte. Dann sollte er seinen Mann heimbegleiten und Klag und Jammer mit ihm teilen. So war die Abrede.

Dem Schneider hatten die Vierundzwanziger leid getan, die er nun verlieren sollte, und nur weil er es für seine Pflicht hielt, dem Michel zu Willen zu sein, hatte er eingewilligt; als er aber von zwei Klaftern Holz und Freibier hörte, da war es aus mit seiner Treue.

„Bauer," sagte er, „wenn ich so müd wär, wie ihr von euch sagt, ich ginge einmal nicht nach Haus. Ich bliebe bei der Wirtin."

„Es ist nur wegen der Leute! wenn die reden", sagte der Fahnenmüller.

„Reden," sagte der Schneider. „Laßt sie reden, wenn es nun doch einmal auf das Ziel losgehen soll. Seid ihr beisammen, hört das Reden auf."

Lorenz blieb stehen. Der Vorschlag leuchtete ihm ein. „So kehren wir gleich um," versetzte er.

„Nicht auf dem Weg, den wir gegangen sind", riet der Schneider. „Wir müßten da durchs Dorf. Die Hunde bellen und wie leicht kann euch eins begegnen mit einer Laterne und leuchtet euch ins Gesicht. Geht lieber da durch den Grund immer auf den Kirchturm zu, in der Richtung, seht ihr? In fünf Minuten kommt ihr an das Pfarrhaus, da geht ihr die Staffeln nauf und seid bei der Marget." „So führ mich", sagte Lorenz.

„Wenn ich nur könnte", zauderte der Schneider. „Aber führen darf ich euch nicht. Ich muß auf Ehr und Manneswort versichern können, ihr seid mir ausgerissen. Und ihr könnt den Weg gar nicht verfehlen. Wenns auch einmal über Stock und Stein oder durch eine Hecke oder in eine Lache geht, auf dem Pfad, den ihr gehen wollt, darf man einen Stolperer nicht scheuen."

„Nun denn ade", sagte der Müller, den statt der Müdigkeit die Abenteuerlust überkommen hatte und schlug sich in die Hecke links, dem Dorfe zu. Der Schneider horchte ein wenig, zwängte sich gleichfalls durch die Hecke und legte sich

Digitized by Google

auf der andern Seite unter die Stauden, begierig auf die Dinge, die nun kommen sollten.

Unterdessen warteten der Schmied und Andres vor dem Holz und warteten und wie niemand kam, faßte der Andres den Entschluß, aufs Dorf zuzugehen, zu sehen, ob sie noch nicht kämen. Unterwegs übte er sich von Zeit zu Zeit im Huhuschreien, das schauerlich durch die stille Nacht erklang. Er hatte den halben Weg, da horchte er. Da unten kam's herangestolpert. Es war nur einer, also nicht der Lorenz und der Schneider. Vielleicht ein Knecht, der zu seinem Mädchen wollte. Ihn packte die Lust, dem kecken Kerl ein wenig Schrecken einzujagen. Er schlich sich über Rain und Wiese, damit man ihn nicht hörte, zu dem Kommenden hin. Zehn Schritte vor ihm machte er halt, uhute einmal in ähnderischer Weise und schlug Feuer, daß die Funken nach allen Richtungen prasselten. Der Kommende tat einen Schrei, fuchtelte mit den Armen in der Luft, als ob er sich halten wollte und stürzte dann aufs Gesicht auf die Gasse hin.

Mit Schrecken hatte Andres, sowie er Feuer schlug, gesehn, daß es der Bauer, der Michel war. An den hatte er nicht gedacht, weil er ja von nichts wissen wollte.

Der Michel hatte, sowie Lorenz fort war, nach Hause gehen wollen, dann aber plagte ihn die Neugier, zu wissen, wie die Sache ablief. Er hätte doch nicht schlafen können, so gespannt war er, und der Andres würde ihm wohl erst am nächsten Morgen Nachricht geben, wie der Spaß ausgegangen. Schon wie er zum Dorf hinausging, schauerte ihn vor dem Uhu da oben. Er dachte sich's wohl, es wär der Schäfer oder der Schmied und doch konnte er den Schauer nicht überwinden. Als er aber den schauerlichen Ruf in nächster Nähe hörte und das Feuer und die Hörner sah, da ward ihm schwarz vor Augen; er warf vor Entsetzen die Arme in die Luft und stürzte hin.

„Bauer", sagte Andres, der auf ihn zugesprungen war, ihn aufzuheben. „Bauer, ich bins ja!"

Der Bauer hörte nicht; da warf der Andres die Kuhhaut weg und rief voll Angst den Schmied und den Büttner. Der Schmied war nicht weit hinter ihm. Am Holz war's ihm mit seinem Pferdeschädel doch nicht ganz geheuer und er fürchtete, der „andre" könnte wirklich kommen und ihm den Hals umdrehn.

„Was ist's?" fragte er, indem er hinzusprang.

„Ich habe den Bauer zu Tod erschreckt", sagte Andres. „Sag aber niemand was. Wir haben ihn im Dorf gefunden. Komm, trag ihn mit nach Haus."

Da faßte ihn der Schmied an der Schulter, der Andres an den Beinen, der Büttner, der mittlerweile auch herangekommen war, hielt ihn am Kreuz und so trugen sie ihn ins Dorf.

Infolgedessen kam auch der Lorenz nicht zum erhofften Abenteuer. Kaum war er im Wirtshof und überlegte, was er nun sagen sollte, wenn er die Wirtin

Digitized by Google

weckte, da kam eine Magd als Botin, schlug an die Tür, die Marget solle heraus, dem Schwager sei etwas passiert. Die Wirtin konnte sich noch nicht ausgezogen haben, sie erschien gleich und eilte mit der Botin aus dem Hof.

Lorenz legte sich auf die Streu in den Schuppen; die Wirtin kehrte nicht zurück, und morgens noch vor Tagesgrauen, damit ihn die Leute nicht sähen, machte er sich auf, trotzdem er neugierig war, was dem Michel wohl passiert wär. Hatte ihn trotz seiner Jugend schon der Schlag getroffen?

Der Michel kam am Morgen wieder zu sich und verlangte gleich den Pfarrer, denn er dachte nicht anders, als es gehe nun hin.

Als der fort war, trat Andres zu ihm hinein. „Bauer," sagte er, „was ist euch?"

„Andres, habt ihr ihn getroffen?" flüsterte der Michel.

Andres wollte groß tun, er hätt es ihm gegeben, dann aber besann er sich, daß Lügen kurze Beine haben. „Er ist gar nicht gekommen", sagte er.

Sollte er auf der Straße hin sein? Oder wär er doch bei der Marget geblieben? „Aber wie immer", zweifelte der Bauer; „wir hätten einen solchen Scherz nicht treiben sollen. Andres, ich hab's bezahlt bekommen. Mir ist der Leibhaftige erschienen", setzte er leis hinzu.

„Aber Bauer", sagte Andres. „Das bildet ihr euch ein; das war ja ich, der Leibhaftige, ich bin euch erschienen!" „Nein, du warst es nicht!"

„Doch. Ich stand vor euch und vermute euch nicht. Ich mach Feuer und ihr tut einen Schrei und stürzt hin. Ihr seid nicht mehr zu euch gekommen, daß ihr noch etwas hättet sehen können. Also seid getrost, das war nur ich."

Der Michel sann einen Augenblick, dann schüttelte er den Kopf.

„Möglich, daß du dabei warst, aber du warst's nicht allein; dann stand der andere eben vor dir. Denn der war dreimal so groß wie du und huhute wie dreißig Ochsen und schwang seine Gabel, die war so groß wie ein Apfelbaum und spie Feuer und Schwefel; das stank, mir nahm's den Atem. Sicher du warst nicht allein, der andere war es mit."

Und davon ließ sich der Bauer nicht mehr abbringen.

Er lag im Bett. Als Andres fort war, ließ er im Hause alle Gebetbücher und Gesangbücher zusammensuchen und zwei Bibeln, eine mit und eine ohne Apokryphen, und ließ sie um sich auf das Zudeck breiten, und fing an, darin zu lesen. „Wett, setze dich zu mir," sagte er, „ich war manchmal recht ungut gegen dich. Trag mir's nicht nach."

Und die Bäuerin war erstaunt, wie sanft und gut er auf einmal war. Sie wußte übrigens nichts von seinem Unglück, als daß er im obern Dorfe hingefallen wär. Er war wohl im Dunkeln fehlgegangen.

Gut gegen seine Frau und andere Leute, nicht gegen die Wirtin, als die kam, fing er gleich wieder Feuer.

Sie schwanzte freudig in sein Stübchen herein.

Digitized by Google

„Na Schwager, das ist recht, daß du wieder munter bist. Was machst du für Geschichten?"

Wie staunte sie, als er, anstatt zu lächeln, seine Augen blitzen ließ.

„Schafft mir das Weibsbild 'naus", schrie er. „Die ist schuld an allem. Die mit ihrer Hitz. Er wird wohl dageblieben sein. So nimm ihn denn, wenn's durchaus einer sein muß. Tu ihn noch ein paar Nächte 'rüber. Vielleicht stellt er dich so hin, daß es nicht anders geht." Er drückte sich freilich ein wenig schärfer aus.

Die Wirtin ging voll Scham und Vorwürfe heim. Da heulte sie eine halbe Stunde, dann schickte sie eine Frau hinüber zum Fahnenmüller, er solle ja nicht wiederkommen. Ja nicht! Sie ließe ihn gleich vor die Türe setzen.

Zwei Tage darauf, als der Michel wieder auf war, wenn er auch noch recht labet herumging, reute sie ihre Eile, dann tröstete sie sich, es wär ja doch nichts mit Lorenz gewesen, drei Kinder und drei Kinder ging nicht an. Das sah sie wohl. Aber um einen, der ihr paßte, wollte sie sich nichts mehr sagen lassen. Ärger als er sie an jenem Morgen geschimpft, konnte sie der Michel nicht mehr behandeln. Dann suchte sie in ihrem Kopf nach dem und jenem, um den sie sich nichts sagen lassen wollte, und endlich fiel sie auf den Adel.

Der kam in letzter Zeit öfter zu ihr, seinen Ärger in einem Seidel zu ersäufen. Und immer schimpfte er dabei auf den Hans. Dem wolle er's besorgen.

Die Marget setzte sich freundlich zu ihm.

„Die mag einmal nicht, die Lies", sagte sie; „so wär ich auch stolz und ließe sie laufen. Gibt andere genug."

Aber Adel hatte seinen Sinn auf die Lies gesetzt. Er wollte sie eben oder der andre mußte daran glauben. Dem wollte er die Knochen zerschlagen, daß man sie zusammenlesen mußte.

„Das ist Geweif", sagte sie. „Man sagt das und man tut es nicht."

„Ich aber tu's", rief Adel.

„So bist du auch mit hin, hast du einmal einen umgebracht!"

„So bin ich auch mit hin. Das ist mir gleich."

„Wirst geköpft. Die Schand!" „So schieß ich mich erst tot."

„Und deine Mutter, was wird sie denken? Wie wird die sich kümmern!"

„Die wird sich wohl wieder trösten."

„Und das Christentum? Hast du denn kein Gewissen? Kommst in die Höll."

„Der Grimm frißt mich einmal. Lieber in die Höll allein, als mit dem im Himmel."

„Man sagt das," wiederholte sie, „aber man tut es nicht. Adel ich tät mir's überlegen. Vielleicht ist eine andre da, die dir paßt. Vielleicht eine im Dorf; muß ja nicht grad eine junge Flietschen sein. Einer wie du ist überall angesehn, er braucht nur anzufragen."

Digitized by Google

Aber Adel schwur, er wolle keine andre, er wolle die Liese haben. Und wenn's nicht anders gehe, wolle er eben dem Hans den Hals umdrehn, damit sie den nicht kriege und dann möge man ihn selber ins Loch tun, in das beim Landgericht oder in das hinter der Kirchhofmauer, wo die hinkämen, die sich selber umgebracht.

9.

Zwei, drei Samstage hatte Adel umsonst gewartet; es war dicht hinterm Dorf, etwas hinter Lieses Hof, wo er doppelten Vorteil hatte: er beherrschte den Weg von Osten und von Norden; keiner schlich da ans Dorf heran, ohne daß er's merkte. Und kam der Kunde auf einem anderen Wege, wenn er etwa schon bei Tage aufgebrochen war und sich im Hölzchen im Westen versteckte, bis die Nacht einbrach, oder wenn er der Straße folgte, so meldeten es die Hunde, nicht nur erst der Lieses, sondern schon die anderen, daß ein Fremder durch den Ort ging. Adel kannte die Sprache der Hunde: wie sie bellen, wenn ihnen ein Wildfremder nahekommt und wie, wenn's nur einer vom Orte ist. Er konnte in ersterem Falle schnell ins Dorf springen, zu sehen oder zu horchen, was es gab. Er lag gewöhnlich so, daß er das Ohr am Boden hatte, damit er schon von weitem sich nahende Tritte hörte. Freilich war's nach des Tages Mühe schwer, sich wach zu halten. Bald nickte er wohl ein wenig ein, aber doch nur so, daß ihn das leiseste Geräusch aufweckte: das Muhen einer Kuh oder das Krähen eines Hahnes.

Der Tau fiel auf ihn und er fror, dann sprang er wieder auf und ging leise hin und her und gab seinen Gedanken Audienz. Da er nicht viele hatte, so war er bald damit fertig; was übermorgen zu tun war, — das morgen war ja schon bestimmt — wieviel Korn, wieviel Weizen, wieviel Gerste es gab, wenn man ausgedroschen hätte; was nächstes Frühjahr die Ochsen gelten; wie man die Felder im Frühjahr besäen könnte, das waren so seine Hauptgedanken. Dazu einige Märchen oder Gespenstergeschichten, die ihm ein wenig die Haare aufzogen und vor allem natürlich der Zorn über die Liese, dieses Aas, und diesen Hans; was man dem antun könnte, wenn man ihn erwischte. Mit all diesen Gedanken war er in einer Stunde fertig und dann hatte er wieder Langeweile. Wenn es zwölf vorbei war und er glaubte, es schlüge nun bald eins, so schlug es erst ein Viertel. So wachte er bis halb zwei; dann ging er heim: da kam „er" doch nicht mehr.

Endlich am vierten Samstag — es war eine frische Oktobernacht, der Mond im ersten Viertel und bald im Untergehen und hinter Gewölk versteckt, da kam's heran. Er horchte. Es war nach zwölf. Wenn er's war und nicht etwa vom Dorfe einer, der einen Gang gemacht oder ein anderer Bursche, der zu einem Mädchen wollte. Vom Dorf war keiner fort, so viel er wußte, und war's ein andrer fremder Bursche, was hatte der im Dorf zu suchen? Der verdiente es auch, daß er was drauf bekam.

Digitized by Google

Schon schritt es die Gasse her. Sie war von einem Mäuerchen eingefaßt, Adel stand oben, hinter einem Eichenbaum. Er konnte den Kommenden nicht erkennen, nur am Schritt erkannte er, es war ein Bub, nicht etwa ein Mann, und eine Stimme versicherte ihm: es ist der Hans. Und zum Glück war er allein! Mit einem Satz sprang er vom Mäuerchen herunter und faßte den Erschrockenen, der schreien wollte, gleich an der Gurgel, damit er stille wurde.

„Hab ich dich", jauchzte er auf.

Dann faßte er ihn mit dem anderen Arm an den Beinen und warf ihn auf die Gasse hin, kniete mit dem einen Bein auf Hansens Brust und mit dem andern auf seinen Beinen — der erste Schrei hatte ihm verraten, es war der Hans — und indem er ihn mit der Linken immer noch an der Gurgel festhielt, suchte er mit der Rechten in der Joppentasche nach dem Strick, den er mitgenommen hatte, um den Kunden gleich zu binden. Aber Teufel, nun hatte er den Strick just in der linken Tasche und in der rechten nur ein Messer. Da kam ihm ein anderer Gedanke, ein ganz schändlicher:

„Ha", rief er, „dir will ich's machen, daß kein Mädchen mehr eine Freude an dir hat und wenn du ein Absalom wärst an Schönheit. Mit dir will ich machen, was der Säuschneider mit den Stieren macht, damit sie Ochsen werden."

Er zitterte vor Eifer. Nun brachte er das Messer — es war ein Schnappmesser — mit der einen Hand nicht auf; um es aufzukriegen, mußte er Hansens Gurgel ein wenig locker lassen und wie der Blitz kam diesem ein rettender Gedanke und er rief:

„Fritz, Fritz, komm g'schwind. Er hat mich. Nimm ihn nur und hau ihn hin, daß er einen Geckerer tut und ihm Hören und Sehen vergeht."

Adel horchte auf. Er dachte, Hans habe nun doch, wie es natürlich war, einen Begleiter dabei; der sei nur aus irgend einem Grund etwas zurückgeblieben und komme jetzt heran. Er hob den Kopf, sich umzuschauen. Dabei mochte er ein Knie oder beide etwas weniger fest auf den Gegner halten; Hans behende, wie er war, glitt unter ihm weg und schnellte auf, aber nicht, um davonzulaufen, sondern er faßte den Adel, der auch aufgesprungen war, riß ihm erst das schon offene Messer aus der Hand und schleuderte es weg, griff ihn bei den Beinen und warf ihn hin. Schnell packte er ihn dann am Oberkörper und stauchte seinen Schädel ein paarmal auf die harte Gasse. Damit nicht genug, im Zorn, daß er ihn hatte herrichten wollen, daß ihn kein Mädchen mehr möchte, stampfte er auf der Brust, dem Leib, den Beinen des Unglücklichen herum; endlich schöppelte er ihn an den Haaren, gab ihm ein paar rechts und ein paar links und stauchte den Kopf wieder auf den harten Boden hin. Da er aber nicht die Vorsicht brauchte, ihm die Gurgel zuzuhalten, so brüllte Adel wie drei Ochsen: „Hilfe, Hilfe, Hilfe!"

An zwei Häusern, den ersten Häusern rechts und links der Gasse, wurde es lebendig und von den Dachluken rief es herunter: „Wird denn einer umgebracht?"

Digitized by Google

„Ich, der Adel, werde umgebracht", schrie Adel.

„Warte nur, wir kommen gleich!"

In einigen Stuben wurde Licht, die Hunde bellten, die Leute schrien, die Bauern liefen mit den Hosen in der Hand, um sie erst unterwegs anzuziehen, die Weiber hatten kaum Zeit, die Unterröcke überzuwerfen und nahmen gleichfalls den Oberrock untern Arm. Der Wächter blies aus Leibeskräften und eine Menge Stimmen riefen Mordio.

Hans hatte unbeirrt von all dem Lärm den Adel noch umgedreht und ihn mit seinem Stock, den er gleich wiedergefunden, mit aller Macht von hinten her durchgelettert. Erst als er eilende Schritte und Schreie auf der Gasse hörte, ließ er von seinem Opfer und lief davon.

Die ersten kamen: „Adel, bist du's?" „Ja, ich bin's freilich!"

„Was haben sie dir getan? Wie kommst du denn daher?"

„Der Hans hat mich erschlagen!"

„Was für ein Hans?" „Der Hans von Wirsberg!"

Mittlerweile hatte sich das halbe Dorf, zum großen Teil mit Laternen um Adel versammelt und schaute und jammerte und schimpfte und bedauerte, und fragte ihn aus, der kaum mehr reden konnte. Endlich meinte einer, man könnte ihn nicht so liegen lassen, man müsse ihn zu seinen Leuten, d. h. zu seinen Eltern bringen. Ein paar Burschen faßten ihn an den Armen und an den Beinen, aber Adel schrie laut auf; er wollte lieber liegen bleiben. Jeder Griff tat ihm weh. Er wollte lieber an Ort und Stelle sterben.

„Nein," sagte sein Bauer, der trotz seiner Krankheit auch gekommen war, „ihn zu seinen Leuten tragen, das geht nicht an; das wär eine Viertelstunde und mehr, das hält er nicht aus. Der stirbt euch unterwegs. So tragt ihn halt zu mir und legt ihn in sein Bett." Wieder wollten die Buben den Adel fassen, aber wenn sie nur an ihn rührten, brüllte er wie ein Stier.

Mittlerweile war auch die Marget, die Wirtin herangekommen. Sie brauchte nicht lange, um aus dem Fall da klug zu werden.

„Nein," sagte sie zum Michel, „zu euch könnt ihr ihn auch nicht tun. Deine Frau, die Bas, hat grad mit sich genug zu tun. Die stirbt ja, wenn sie den Jammer sieht."

„Ja, wohin denn dann mit ihm?" fragte er.

Die Wirtin besann sich keinen Augenblick.

„Tut ihn zu mir", sagte sie. „Ich habe ein Stübchen frei. Und ich muß so immer zu Hause sein. Und im Wirtshaus hat man allerlei zur Pfleg. Aber daß er in seinem Zustand, jetzt wo's kalt wird, in eine Bodenkammer unters Dach kommt, das leid ich nicht."

Sie ließ gleich ein Bettuch aus ihrem Hause herholen und Adel wurde trotz seines Brüllens darauf geladen und ins Wirtshaus gebracht, wo die Wirtin gleich den Doktor und den Bader, der damals den Chirurgen vorstellte, kommen ließ.

Digitized by Google

„Ja die Weibsgeschichten, ja die Weibsgeschichten, die sind ein Elend", sagte der Bauer, als er nach Hause ging. Er wußte jetzt auch davon zu sagen.

Lies und ihre Mutter waren nicht hinuntergegangen, wo die Szene sich abgespielt; sie hatten aber gleich davon gehört und waren ratlos, was jetzt tun. Lies hatte Hans gern gehabt, bis jetzt; wer wußte, was weiter wurde? Andererseits war Adel ihr Vetter. Gott mochte verhüten, daß er starb, vielleicht war's doch nicht gar so schlimm. Als sie aber am Morgen hörten, daß der Doktor sehr zweifelhaft war, daß Adel zwei Rippen gebrochen und am Ende ein halb Dutzend Löcher im Kopfe hatte, abgesehen von Quetschungen und anderem, da zog sich Lies an, es ließ ihr keine Ruhe; sie mußte nach Wirsberg, um mit dem Hans zu sprechen.

Der Adel hatte ja jedenfalls angefangen, aber mußte der Hans gleich ein solches Untier sein? Gleich so zuschlagen, daß der andere nicht mehr aufstand?

Er war zu Hause, es war ja Sonntag, noch vor der Kirche. Sie ließ ihn auf die Gasse rufen. Ihm war nicht wohl, nachdem sein Zorn verraucht war, regte sich sein Gewissen. Er hätte gern gewußt, wie's stand. Noch hatte er zu Hause kein Wörtchen gesagt, was er angegeben.

„Wie ist's denn?" fragte er zweifelhaft und ängstlich, ganz anders wie sonst.

„Wie's ist? Sterben wird er", antwortete die Lies.

„Gott verhüt's!" meinte er. „So arg kann's nicht sein!"

„Es ist so arg", versetzte Lies. „Und wenn er auch durch ein Wunder davon käm und als Krüppel weiterlebte, für uns ist's gleich; mit uns ist's aus. Wie könnt das Dorf je leiden, daß ich dich nehm? Einen, der einen Vetter so zugerichtet! Und die Freundschaft!"

„Wollen wir's Beste hoffen, daß er davonkommt", sagte Hans. „Und ich kann nichts dafür. Er wollte mir ans Leben."

„Nichts dafür", rief sie; „gesetzt, er hat dich schütteln wollen, umgebracht hätte er dich nicht. Mußtest du denn ein solches Untier sein und ihn gleich erschlagen?"

„Lies, wenn nun ich gefallen wär?" sagte er und wollte sie schmeichelnd an der Schulter fassen; sie hatte ihm die Hand gar nicht gegeben. Aber sie beugte sich zurück.

„Laß deine Hand weg", sagte sie. „Ein Mörder soll mich nicht anrühren."

Über sein Gesicht zuckte es, wie wenn ihn was gestochen hätte.

„Mörder?" sagte er erstaunt.

„Ja, ein Mörder", wiederholte sie. „Morgen, heut vielleicht schon werden sie dich holen und ins Zuchthaus tun, wenn sie dich nicht köpfen." Lies wußte nicht viel vom Kriminalrecht. „Und ich bin schuld", rief sie, „o Gott, ich werde mit hineingezogen und muß vor Gericht! O Gott, o Gott, ade!"

Er wollte ihr wieder die Hand hinhalten, aber nochmals sagte sie, sie wolle keine Mörderhand anrühren, die ihren Vetter umgebracht und mit weiterem,

Digitized by Google

jammerndem „O Gott, o Gott, was hast du getan? Du mußt ins Zuchthaus und ich vor Gericht!“ ging sie davon.

Dem Hans, der bis jetzt die Sache nicht für so gar schlimm gehalten, fuhr's durch Mark und Bein. Daß es aus war mit dem Heiraten, sah er nun selbst. Das war schlimm, aber schlimmer noch war das Zuchthaus oder gar der Henker und daß er sie vor Gericht brachte. Vor die Richter, die sie ausfragten und denen sie, Gott wußte was alles, gestehen mußte.

Auch er verstand nichts von Gericht, aber er stellte sich die Prozedur bis zum Richtblock ganz grausig vor, mit Hunger, Folter, stockdunklem Turmverließ und dergleichen Ohne was zu seinen Leuten zu sagen, zog er sich an, um nach Kulmbach zu gehen. Dort würden ihn die Gendarmen nicht sogleich finden. Er hatte vor, sich noch einen guten Tag zu machen.

In Kulmbach ging er von einem Wirtshaus zum anderen. Er war das Bier nicht gewöhnt und so hatte er bald genug. Als er sich abends auf den Heimweg machte, waren ihm die Beine schwer; er legte sich auf offener Wiese hin. Der Abend war kühl. Er hatte trotz seines Nebels den Gedanken, daß es gefährlich war, sich hinzulegen, aber er dachte: „Auch gut, am besten ist's aus mit mir.“ Die Nacht reifte es noch dazu und so stark, daß das ganze Tal am Morgen wie mit Asche bestreut aussah.

Da fanden ihn Bauersleute, die nach Kulmbach wollten. Er war steif und konnte sich nicht mehr rühren. Man brachte einen Leiterwagen, lud ihn auf und fuhr ihn heim.

Unterdessen hatten seine Eltern erfahren, was er angegeben hatte; als sie ihn aber in seinem Zustand sahen, wollten sie ihm keine Vorwürfe machen. Der Doktor, der geholt wurde, machte ein ernstes Gesicht. Die Steifheit könne sich wohl geben, sagte er; aber es werde sich wohl was anspinnen, er dürfte von Wunder sagen, wenn es so abging.

Aber Hans wollte keinen Trost, er hoffte auf kein Wunder, er wollte sterben. Wenn der andere ging, mußte er natürlich mit. Und wenn auf diese Weise, so kam er wenigstens nicht ins Zuchthaus und brachte die Lies nicht vor Gericht.

Jede Stunde paßte er auf, zu hören, der andere sei tot. — —

Mit Adel sah es erst auch ganz gefährlich aus. Der Knorzenbauer, der immer schwarz sah, ließ ihn am zweiten Tag schon mit Tod abgegangen sein und der Schreiner sägte schon die Bretter für den Sarg und sah den Vorrat an Beschlägen nach. Und der Arzt und der Bader, die ihn behandelten, meinten, er müsse eine roßmäßige Natur haben, wenn er durchkommen wolle: fünf Löcher im Kopf, zwei Rippen gebrochen und sonst noch eine Menge Verletzungen, die man sah und manche, die er innen haben mußte, ohne daß man sie sah!

Aber er hatte die Roßnatur, das merkte der Bader schon nach drei Tagen.

Digitized by Google

„Hat der gesundes Blut," rief er „das narbt!" Und nach zehn Tagen war die Gefahr vorbei.

Bis dahin hatten Adels Eltern und sein Bauer ihn ohne Widerreden bei der Wirtin gelassen, weil er da am besten aufgehoben war; aber nun er transportabel wurde, wollte ihn seine Mutter haben und er selber verlangte auch nach Haus. Was es der Marget Überredung kostete, daß er blieb und bleiben durfte! Arzt und Bader halfen ihr. Sie garantierten für nichts, sagten sie, wenn er in andere Hände käme. Die Marget sei einmal belehrt, wie sie ihn behandeln mußte und sie zeige sich geschickt. Hier hatte er sein schönes Stübchen mit einem Ofen, daheim mußte er auf dem kalten Boden liegen oder in der Dampf gefüllten Stube, in der man Wasser für die Fütterung des Viehes kochte. Und wo er zu Hause doch nicht die Pflege haben konnte! Und sie, die Marget, tat es ja um Gottes willen, ohne aufzusehen auf Bezahlung; sie sah bald, daß Mutter und Vater um die Rechnung bange waren. Sobald die beiden Alten hörten, daß es nichts kostete, waren sie zufrieden, daß er blieb.

Nach fünf Wochen meinte der Bauer, er sei stark genug, um wieder zu ihm zu gehen; er wolle ihn wohl schonen und ihm nicht zu harte Arbeit geben. Nur, daß er da sei und die Sache übersehe. Da ward Marget unwirsch, daß ihnen gar nichts an der Gesundheit des Adel lag, den Eltern nicht, dem Bauern nicht.

„Man weiß wohl, wie es zugeht", sagte sie. „Man will ihn schonen, ja und dann kommt's doch, daß er Säcke tragen, daß er worfeln, daß er dreschen muß. Und kommt's nur einmal vor, der Schaden, der schon da geschehen kann! Er wird vielleicht fürs Leben elend."

Und der Doktor gab ihr recht.

„Laßt ihn bei mir als Knecht," sagte sie „da ist die Arbeit nicht so schwer." „Einstweilen bekommt ihr einen anderen. Gibt Leute g'nug und später könnt ihr ihn ja wieder haben."

Der Bauer dachte wohl einen Augenblick daran, es möchte gefährlich werden, den Adel da zu lassen, er möchte ein Auge auf Marget werfen.

„Die Gedanken an die Liese werden dir nun ausgegangen sein", sagte er probierend und die Marget stand dabei.

„Bauer," sagte Adel „solange ich mich auf euch verlassen kann, nicht lial geb ich nach. Mit dem Wirsberger, hör ich, ist's Matthäi am letzten." (Der Knorzenkunz prophezeite sein Ende schon für die nächsten Tage.) „Mein muß die Liese werden, hol mich der Teufel, wenn er nicht noch einen schickt, der mich kaputt macht."

„Das soll man gar nicht sagen, Adel," sagte die Marget, „das ist Sünd und Gottesfrevel, mit solchen Worten den Teufel reinzurufen."

Der Bauer nahm Adel auf die Seite. „So bleib da", sagte er, „und paß ein wenig auf. Du weißt schon: daß kein Fremder reinschmeckt. Ich bin der

Digitized by Google

Vormund für die Kinder und kann nicht mehr so wachen. Wenn einer kommt, so meld mir's und ich bin schon da."

Und er drückte dem Adel einen Gulden mit bedeutungsvollem Zwinkern in die Hand. „Schon recht," sagte Adel, „ich merk sicher drauf."

Er bekam aber nichts zu melden. Kam einer und wollte mit ihr spaßen, so schnitt sie ihn und dem Fahnenlorenz, der ihr wieder eine Post herübertat, ließ sie eine Antwort geben, daß er nicht mehr fragte.

Wie Adel ein wenig besser wurde, fing die Wirtin an, ihn nach ihrem Zwecke zu erziehen.

Er mußte die Vorspann führen für die Fuhrleute, Fäßchen aus dem Keller holen oder drunten Bier abziehen, gelegentlich auch Schnaps einschenken oder Bier, wenn sie nicht zur Hand war oder wenn es zu viel Leute gab, daß sie nicht fertig wurde. Er stellte sich gar nicht tappig. Er hatte bald den Vorteil raus, einen Schaum aufs Bier zu machen, es war ein wahrer Staat.

Mit dem Rechnen verschonte sie ihn einstweilen. Man hatte damals Geldsorten aller Nationen, französisches, englisches, österreichisches Geld und Geld von dreißig deutschen Staaten, und falsches und zu leichtes, das alles wäre wohl zu verwickelt für seinen Kopf gewesen.

Dann belehrte sie ihn, wie man Leute unterhalte; wie man sie gleichmäßig mit Freundlichkeit behandelt, auch die, welche man nicht leiden kann, wie man sie ausfragt, daß sie eine Weile reden, und wie man für ihr Wohl und Wehe die größte Sorge zeigt. Auch das lernte er nach und nach, wenn auch mangelhaft und nur den reichen Bauern gegenüber versagte er. Sein Respekt vor ihnen kam ihm da in die Quere; ein Knecht sprach vor ihnen nur, wenn das Wort an ihn gerichtet wurde und er genierte sich da, den alten Masel, als wäre er seinesgleichen, auszufragen, was ein Schock Gerste bei ihm gebe, wenn der's nicht selber erzählen wollte.

Wie die Nächte kühler wurden, fing das Bräuen an. Die Marget hatte da einen alten Brauer aus der Gegend, das alte Kunnerle, und sie sagte zu Adel: „Hilf ihm ein wenig; schau ihm ein wenig ab, wie er's macht. Du kannst nicht wissen, wozu du's noch brauchst", setzte sie hinzu und meinte, er solle verstehen. Aber wie sollte Adel, der an die Liese dachte, verstehen? Nichtsdestoweniger half er und sah dem Kunnerle seine Künste ab und fand, daß die Geschichte so schwierig nicht war; daß er sich zur Not auch allein zu brauen getraute. Dann ging er mit in den Keller und klärte das Bier, sah die Hefe wirken und so weiter.

Im Gasthaus herrschte damals, wie schon erzählt, noch viel Leben. Die Straße ging vorbei; Eisenbahnen existierten noch kaum. Neben anderen Reisenden, d. h. Handwerksburschen, verkehrten eine Menge Kaufleute mit Fuhrmannswagen auf der Straße. Da gab's manchen Streit unter den Fuhrleuten und mit der Wirtin, den Adel zu schlichten hatte.

Digitized by Google

Was ihm am härteſten einging, das waren die Kinder. Die Marget ließ ihn mit Fleiß oft damit allein. Adel konnte von Natur die Kinder nicht recht verputzen. Er meinte, ſie ſollten ſtill und artig in der Ecke ſitzen, und wurden ſie ein wenig laut, ſo hielt er ſie für ungezogen und meinte, man müßte mit dem Stecken kommen. Für ganz kindiſch und weibiſch und eines Mannes unwürdig hielt er es aber, mit ihnen Geſchichten zu machen, ſie zu warten, ſie aufs Bein zu ſetzen, mit ihnen auf ihre Weiſe zu reden, Scherze mit ihnen zu machen oder Hampelmänner anzufertigen und dergleichen.

Die Marget horchte außen, was er mache. Die erſten Tage, wo ſie's probierte, hörte ſie ſo gut wie nichts. Er ſaß ſtill in ſeiner Ecke im Nebenſtübchen und die Kinder in ihrer und keines redete ein Wort; denn die Kinder ſehen es gleich, mit wem man zutraulich ſein kann und mit wem nicht, und ſie waren ſchon klug: das eine fünf, das andere vier, das letzte drei Jahre alt. Nach und nach war's ihm aber doch, als müßte er ein Wort zu ihnen reden und ſo fing er an und ſagte zuweilen einen Satz, einen freundlichen; dann kaufte er ihnen Bonbons oder eine Knackwurſt, die er unter ſie verteilte. Nachdem er ſo erſt die Verbindung hergeſtellt, wurden ſie bald gute Freunde. Er nahm eins aufs Knie und ſpielte Hoppereiter; dann nahm er's zweite aufs andere Knie und das dritte kletterte ihm auf den Buckel oder er hob's auf die Schulter, und Schulter und Beine in Tätigkeit verſetzend, ließ er die dreie miteinander reiten. Zuweilen ſchnitzte er ihnen Figuren aus Schleißen, ganze Hampelmänner mit Gliedern, die durch Fäden angebunden wurden, und die ganz ſpaßige Bewegungen mit Armen und Beinen machten oder er fertigte ein Mäuschen aus ſeinem Taſchentuch, das pick pick pick auf die Kleinen zufuhr und ihnen plötzlich am Halſe ſaß, zu ihrer größten Gaudi. Endlich redete er auch mit ihnen in ihrer Sprache: „Hats Bärbele ſcho geß'", was er früher ganz unwürdig — für ſich und ſeines gleichen — gehalten hatte. Aber all das tat er vorerſt nur, wenn Marget draußen war. Kam ſie herein, ſo ſetzte er die Geſellſchaft vom Knie ab, ſteckte Hampelmann oder Maus in ſeine Taſche oder verſchwand ganz aus der Stube.

Endlich aber genierte er ſich auch nicht mehr vor Marget und fütterte das Bärbele ſogar mit Brei.

Die Marget lachte und lobte ihn, er werde bald den Vater machen können; er ſtelle ſich gar nicht dumm.

Sie hoffte, er verſtünde; aber er verſtand noch nicht. Er dachte dabei nur an die Lies, obwohl ſie, das Luder, ihn nie beſuchte.

10.

Man hätte denken ſollen, er habe nun nach dem Unfall genug von ihr, er ſehe ein, es könne nimmer was werden. Aber nein! „Die könnt doch auch einmal kommen", ſagte er und hundert Fragen bewieſen der Wirtin, wie ſehr

Digitized by Google

sie ihm im Sinne lag. Es war nicht eigentlich Liebe, das hatte die Marget auch bald heraus; es war die Gewohnheit, der störrische Eigensinn des Bauern, der seine Gedanken nicht umlenken kann, sondern welche Richtung sie einmal eingeschlagen haben, die behalten sie bei und erst wenn er mit mächtiger Gewalt aus seiner Bahn auf eine andere geworfen wird, sieht er sich ein wenig um, wo er eigentlich sei und was hinten ist und was vorn und verfolgt dann den neuen Weg mit der gleichen Beharrlichkeit.

Von Hans hieß es, er werde das Frühjahr nicht mehr wiedersehen. Er liege im Bett, habe eine Brustentzündung und die Auszehrung schlage sich dazu. Obwohl Adel selber nahe daran gewesen war, vom Leben abzuscheiden, hatte er kein Faunzerchen von Mitleid mit dem Armen. Es sei besser, sagte er, er gehe jetzt gleich drauf; sonst stünden sie sich doch auf Leben und auf Tod und der eine müsse fort. Nichts half, daß ihn Marget ihre Zuneigung merken ließ, nichts, daß sie ihn unmerklich anleitete, den Wirt zu spielen, nichts, daß sie ihm die Kinder zur Beaufsichtigung zuschob, nichts, daß sie die Lies in aller Freundschaft ein wenig herunterseßte, nichts, daß sie ihm klar machte, daß, wenn er auch wieder aufkam, er mit den gebrochenen Rippen, die krumm blieben, nicht mehr die starke Arbeit verrichten könne, die die Bauerei erforderte.

„Was soll ich denn treiben?“ sagte er.

„Nun,“ meinte sie, „ich sähe mich nach einem leichteren Geschäft um.“

Adel sah sich um, aber er kam nicht darauf, daß Biereinschenken und Bierbrauen ein solch leichteres Geschäft sei. Oder vielmehr er kam schon darauf, er hatte es oft gesagt, das Brauen sei ein Spiel gegen die Bauerei, aber er sah nicht den Verbindungsweg von der Brauerei zu sich. Nicht nur wegen der Lies, sondern vor allem, weil ihm der Bauer die Marget zur Bewachung anvertraut, und nie wäre es ihm eingefallen, ohne weiteres etwas zu veruntreuen, was ihm der Bauer anvertraut.

Sein Bauer meinte endlich, er habe sich genug erholt, und wollte ihn wieder haben. Adel war damit einverstanden, aber die Marget machte ein ängstliches Gesicht.

„Bist du denn wieder ganz gesund?“ sagte sie zu ihm.

„Gesund wie ein Fisch“, behauptete der Adel.

„Und tut dir gar nichts weh?“ „Gar nichts.“

„Neig dich einmal auf die Seite und dann auf die andere!“

Adel neigte sich, er spürte was, doch keinen Schmerz.

„Beug dich vorwärts und zurück“, sagte sie. Er beugte sich, da tat's ein wenig weh. „Siehst du“, sagte sie. „Geh nur hin; das wird sich schon entwickeln. Trag nur ein paar Säcke. In einem Vierteljahr können wir dich begraben, wenn nicht eher.“

Und Adel, der doch bange war um sein Leben, bekam auf einmal Angst und blieb.

Digitized by Google

„Wenn nur die Lies fort wäre; daß er die nicht mehr haben könnt", dachte die Wirtin. „Dann würde er wohl vernünftig. Wenn ich nur einen Fuß ins Haus hätt, mit der Lies zu reden!" Ohne Vorwand konnte sie nicht wohl hin.

Zum Glück wurde Liesens Mutter krank; eine Kleinigkeit, ein wenig Herbstkatarrh mit Fieber; die Marget lief aber doch gleich voll Besorgnis, brachte ein wenig Wein, gab einigen guten Rat und unterhielt die Alte und endlich, wie sie ging, nahm sie die Junge auf ein paar Schritte mit.

„Weißt du, wie's dem Hans geht?" fragte sie.

Die Liese wußte nichts, als daß es ihm recht schlecht ging.

„Seine Brust ist ganz vereitert", sagte Marget. „Willst du ihn nicht einmal besuchen?"

Lies traute sich nicht, nach allem was vorgefallen; sonst wäre sie schon längst gegangen. Und es wäre zu hart für sie, einen Verlorenen zu sehen.

„Vielleicht ist er noch nicht verloren", meinte die Wirtin. „Man sagt von einem Mittel, das oft Wunder tut".

Lies schüttelte zweifelnd ihren Kopf. „Seine Leute haben schon alles angegeben; was sollt das für ein Mittel sein?"

„Ich habs einmal gehört," versicherte die Marget, „wenn eins, das er gern hätt, von tiefstem Herzen gern hätt, ihn berührte, und eine halbe Stunde die Hand an dieser Stelle ließe, das schürte vielleicht das Leben wieder an."

Den ganzen Abend schwankte Lies, sollte sie gehn, wie sie sich lang gesehnt? Sollte sie es lassen, wie's der Anstand wollte? Am nächsten Morgen endlich faßte sie sich ein Herz.

Es war im November. Sie ging erst nach Berneck und kaufte etwas Wein und Pfeffernüsse und anderes Gebäck, etwas besten Kaffee und süße Trauben, und so ausgerüstet ging sie hinüber nach Wirsberg.

Er lag in der Kammer neben der Stube. Ach welches Wiedersehn! Als sie ihn im Bett sah, bleich und eingefallen, da stürzten ihr die Tränen aus den Augen. „Wie geht's denn, Hans?" sagte sie.

„O," sagte er mit leuchtenden Augen, „es geht schon besser."

Sie aber, die noch wenig Kranke gesehen hatte, war im tiefsten Herzen erschrocken über die Veränderung. Doch faßte sie sich, setzte sich an sein Bett und unterhielt ihn lange, richtete ihm das Kissen und faßte seine kalte Hand in ihre warme, damit sie vielleicht das Wunder tät.

Erst waren auch Vater und Mutter und Geschwister in der Kammer oder in der Stube; aber mochten sie sehn, daß Lies etwas mit Hans bereden wollte, oder war es Zufall, auf einmal fand sie sich mit ihm allein und für eine ganze Weile. „Das hast du dir nicht eingebildet, daß ich zu dir komm", sagte sie.

„O," versetzte er, „ich hab mir's doch gedacht, daß du noch einmal kommen wirst."

Digitized by Google

„Wirklich? Aber du warst mir bös, ich altes Ding hab so geschimpft und dir so angetan."

„Es mußte eben so sein; ich konnte es nicht anders machen, wie ich es gemacht und du konntest auch nicht anders reden, wie du gered't hast."

„Und wie wird's aber künftig werden?"

„Ich kann jetzt ruhig sterben, weil ich dich noch einmal gesehn hab."

„Nein, sterben sollst du nicht. Daran mußt du nicht mehr denken. Du wirst schon wieder werden."

„Wozu? wenn es doch aus ist mit uns zwei?"

„Muß es denn aus sein? Der Adel kommt auch wieder auf."

„Was hilft's? Ich kann dich nicht herübernehmen, weil unser Hof einem jüngeren Bruder, dem Jüngsten, gehören soll und mein Vater noch lange nicht ans Übergeben denkt. Und daß ich hinüber zu euch komme, ist ja nicht möglich. Wenn der Adel auch wieder auf ist, der und die Buben täten's doch nicht leiden."

„Hör, Hans," sagte sie, „das hat nichts auf sich, die Feindschaft von den Buben. Unterwegs hab ich mir's überlegt. Die Sache ist so einfach, daß ich mich nur wunder, daß wir nicht längst darauf verfallen sind. Müssen wir denn in unser Dorf heiraten? Können wir nicht unsern Hof verpachten? Und pachten dafür ein Zeug drüben bei euch? Soweit gehen unsere Buben nicht."

„Aber deine Mutter, wie die alten Weiber sind, die möchten doch nicht fort von ihrem Hof."

„Die könnte ja bleiben. Sie übergäb uns erst den Hof und wir verpachten ihn und sie hätt da ihre Ausnahm und könnte sich ins Stübchen oben zurückziehen und da ganz schön leben."

„Ja, aber sie ist noch nicht alt; sie möchte noch wirken; und unter fremden Leuten rumzukugeln, das wird ihr hart ankommen."

„Wir können ja einen aus der Verwandtschaft finden, der's pachten will. Mit Freundsleuten ließe sich's schon schaffen. Aber das wär alles überlei. Das alles würde sich schon finden, bist du nur wieder gesund."

Da die Leute Hansens wieder kamen, so nahm sie Abschied. Es wurde Abend und ihr Weg war weit. Einer von Hansens Brüdern sollte sie begleiten, aber sie nahm die Begleitung durchaus nicht an. Sie sah schon, wie es ihr unterwegs ergehen werde. Der Bruder würde sie unterhalten wollen und sie würde nichts herausbringen vor Weinen und vor Schluchzen.

„Aber du wirst einmal wiederkommen", bat Hans.

„Ja", sagte sie, „ich komme bald wieder", und faßte seine Hand, als wollte sie dieselbe nimmer lassen.

Noch im Dorfe füllten sich ihre Augen mit Tränen. Sie hielt sich aber fest und erst draußen, als sie über die Wiesen ging, ließ sie ihnen freien Lauf, daß ihr die Perlen, eine nach der anderen, die Backen herunterrollten. Ach, sie

Digitized by Google

hatte nicht so viel Hoffnung, als sie vorgegeben und das mit dem Verpachten war wohl ein leerer Trost. Bald werde sie hören, daß es mit Hans schlimmer gehe, daß sie ihn nimmer sehen werde.

Ihr Weg führte sie durchs Holz. Da ließ sie ihrem Jammer freien Lauf, die Tränen strömten wie Bindfäden über ihre Backen und endlich fiel sie in ein Schluchzen, daß es ihr das Köpfchen nur so hin- und widerriß.

Als nach drei Tagen der Doktor wieder zu Hans kam, staunte er, wie munter er auf einmal war, natürlich im Verhältnis gegen vorher. Und nach sechs Tagen fühlte er sich ordentlich wohl, wenn er auch noch nicht aus dem Bette konnte.

Als Lies vom Erfolge ihres Besuches hörte, da suchte sie den Hans öfter auf, blieb oft drei Stunden und während der ganzen Zeit hielt sie seine Hand in ihrer und wenn's grad niemand sah, legte sie gar die Backe an die seine.

Als Adel davon hörte, daß sie nach Wirsberg ging, nicht gar so wurde er ein Hirsch, so tobte er über das Ding da droben, das gar keine Scham und Schicklichkeit mehr kannte. Nur dem Zureden der Marget gelang es, daß er nicht gleich hinaufstürmte und skandalierte. Aber in den nächsten Tagen wollte er hinauf und ihr's besorgen. Da verlor die Marget endlich die Geduld.

„So geh hinauf", schrie sie und ihre Augen sprühten Funken. „Geh nauf und mach Skandal. Nimm sie, die dich nicht haben will, da wirst du's fangen. Ein Schubjak bist du, ein dummer, ein Ochs bist du und noch dümmer wie ein Ochs. Da pflegt man ihn, da hat man ihn gern, da könnte er das schönste Leben haben; aber nein, die muß er haben, die Gift und Gall speit, wenn sie ihn nur sieht. So nimm sie denn, in Teufelsnamen, das junge Ding und setz dich in die Nesseln, daß dir der Hintere brennt."

Und hinaus und schlug die Türe zu.

Da erst verstand der Adel oder meinte zu verstehen, ganz sicher war er nicht. Er fragte erst den Schneider, der gerade kam: er nahm ihn auf die Seite, was er wohl von Margets Rede dächte.

Der Schneider war aber selber zweifelhaft. Er überlegte sich, würde der Adel Wirt, so fiele für ihn keine Hutzel ab, während er vom Lorenz eine Klafter Holz und, wer weiß was noch, zu hoffen hatte.

Am anderen Tage wußte es der Bauer. Dem war's schon lange aufgefallen, daß Adel gar nicht kommen wollte, wo er doch ganz gesund war. Der Schneider hatte ihm die Sache so erzählt, als habe nicht nur sie ein Auge auf ihn, sondern auch er auf sie. Noch am Morgen stürmte er ins Wirtshaus hinunter. Es waren Gäste da, das kümmerte ihn nicht, er fiel über die Marget her. Sie sei eine Stute, schrie er, die fortwährend in Hitze sei.

Der Adel kam zu sehen, was es gebe und nun fiel er über den.

„Da hab ich den Bock zum Gärtner g'macht", rief er. „Deshalb also kann er nicht heim, den Knecht zu machen, der Pelz, der Zochen, der Saubär. Nach

Digitized by Google

dem Wirtshaus stünd ihm gar die Nase. Da wird dir das Maul sauber bleiben. Augenblicklich packst du deine Sachen und marschierst ab. Sonst hol ich den Gendarmen und bring dich auf den Schub. In einer Stunde will ich nichts mehr von dir sehen."

Der Adel war wie von dem Himmel gefallen, so verdattert. Er fand kein Wort, das er hätte sagen sollen. Als der Bauer fort war, riß ihn die Wirtin aus dem Staunen.

„Das ließ ich mir nicht gefallen", sagte sie. „Einen Dreck, der kann dich nicht fortschicken und wenn er zehnmal Vormund ist. Da sind wir auch noch da. Du bist doch ein Mann, du fällst doch nicht um vor einem Wort. Jetzt tät ich grad, was ich möcht."

Adel sah die Wirtin an. In ihrem Zorn war sie gar nicht übel. Und auch von allem andern zog sich der Nebel weg: daß es mit dem „Ding" da oben doch nichts war und daß er unterkommen mußte, daß er sich mit der Bauerei wirklich nicht so plagen durfte, wenigstens vorläufig nicht und daß die Wirtschaft und die Brauerei ihn schonten, daß die Kinder, die die Marget hatte, um so früher Knechte und Mägde würden und daß seine Kinder, wenn er welche bekam, auch gut unterkommen könnten.

„Marget," sagte er zur Wirtin, „komm einmal raus." Und draußen im Gange zum Stall fragte er sie, wie sie ihre Red gemeint, ob sie wirklich möchte, wenn er um sie anhielt.

„Ich hab nichts dagegen," anwortete sie; „du bist ein ordentlicher Mann und hast Verstand und alles, um gut einzuschlagen."

„Aber er ist Vormund," sagte er zweifelhaft.

„Sei er zehnmal Vormund," sagte sie „wenn wir nur einig sind. Du ziehst dich gleich an und gehst zum Advokaten, der meinen ersten Vertrag besorgt. Den fragst du, wie weit die Macht des Vormunds geht. Was wir tun müssen, tun wir, damit er nichts sagen kann und weiter keinen Schritt."

Adel zog sich gleich an und ging in die Stadt, zu fragen, wie es mit den Rechten des Vormundes stünde. Der Advokat beruhigte ihn, er könne nicht viel machen und gab ihm im Vertrauen noch einen Rat: wovor er sich hüten müsse, damit sein Bauer keinen Anfaß habe, gegen ihn vorzugehen.

Damals bestand in Bayern das Gesetz, daß kein verlobtes oder unvermähltes Paar bei irgend jemand Ärgernis erregen dürfte. Wenn ein solches Ärgernis entstand, wurde das Paar vor den Pfarrer, vor den Ortsvorsteher und vor den Landrichter zitiert und so mit drei Verweisen behaftet, wenn nicht gar noch eingelocht. Wenigstens waren die Papiere verdorben und leicht konnte dann jemand Einspruch gegen Verehelichung erheben. Ein solches Ärgernis konnte der Bauer nehmen, wenn Adel und Marget als verlobtes Paar noch eine Nacht unter einem Dache schliefen.

Digitized by Google

Adel zog noch am gleichen Abend von Marget weg zu seinen Eltern. Um so mehr beschleunigten sie die Zurüstungen zur Hochzeit, damit sie nicht in die Fasten kämen. Als der Bauer den Ausruf von der Kanzel hörte und an der Kirchhoftür die Frage las, ob jemand Einspruch erhebe, da pochte ihm das Herz. Er schimpfte daheim, aber Einspruch erhob er nicht. Er war nicht mehr der starke Mann, der er gewesen war, eh ihm der Schwarze erschien.

Die beiden hielten noch vor den Fasten Hochzeit, zu einer Zeit, da auch Hans wieder auf den Füßen war.

Da die Mutter der Lies wirklich Anstalt machte, ihren Hof zu verpachten, — der Vormund machte wohl noch ein paar Schwierigkeiten, die aber voraussichtlich bald zusammenfielen, — da tat es der Marget leid, daß sie das Los gewonnen haben sollte und Lies sollte in die Fremde gehen; denn es war immer hart, seinen Sitz wo anders als in der Heimat aufzuschlagen. Sie sagte daher zu Adel, in einer Stunde, da er besonders gut war, weil er frisch gebeichtet hatte, ob er denn wirklich so furchtbar viel dagegen hätte, wenn der Hans herüberkäme. Lies und ihre Mutter, die waren wohl ein wenig eigen, aber sie waren ja immerhin seine Basen. „Meinetwegen! In Dreiteufels Namen mag er herüberkommen", sagte Adel.

Aber den Ausdruck in Dreiteufels Namen nahm sie nicht an, er mußte — es wurde ihm freilich schwer — sagen in Gottes Namen.

„Die Buben werden es nur nicht leiden wollen", setzte er hinzu. „O wegen der Buben," sagte Marget, „mit denen könnte man schon fertig werden."

Sie war ihnen so wie so einen Eimer Freibier schuldig, des Adels wegen. Oder glaubte ihn anstandshalber schuldig zu sein, und sie schmiß ihn am Ostermontag. Am Osterfonntag ging man damals nicht ins Wirtshaus, der war zu heilig. Und als den Buben die Köpfe ein wenig warm geworden, da legte sie ihnen, indem sie die Gläser hin und wieder trug, auf gute Weise vor, wie die Liese nun doch verloren wär, und wenn sie klug wären, machten sie gute Miene zum bösen Spiel und täten, was man in andern Dörfern in solchen Fällen tue und auch hier schon öfter getan, man lasse den fremden Jungen blechen: zwei, drei Eimer Bier, unter Umständen noch ein paar mehr.

Sie wälzten es auf Adel ab und da dieser jetzt Wirt genug war, um auszurechnen, wie viel Profit er von fünf Eimern hätt', so schob er die Verantwortung auf die Buben zurück, er persönlich habe nichts dagegen und das Ende war, daß, wenn auch keine ausdrückliche Genehmigung gegeben war, weder Adel noch die Buben noch sonst jemand mehr was dawider sagte, nicht einmal der Vormund. So zog denn Hans nach Pfingsten herüber und hielt Hochzeit.

Lange Zeit kam er dem Adel nicht ins Haus. Er ließ sich hie und da ein Schimmele Bier holen: ein halbes Seidel für die alte Frau, ein halbes für die Lies, ein halbes für sich, aber im Wirtshaus ließ er sich nicht blicken. Bloß

Digitized by Google

der Verpflichtung halber kam er zuletzt; da er den Hof überkommen hatte — in Wirklichkeit regierte freilich immer noch die alte Frau, die das Regieren am besten konnte — da er also wenigstens dem Namen nach Hofbesitzer war, so mußte er ihn nach außen vertreten, vor dem Landgericht, vor dem Vorsteher, aber auch vor den Gemeindeversammlungen, die immer im Wirtshaus stattfanden. Adel ließ sich übrigens als gesetzter Mann, der er nun war, nichts merken, wenn er seinen ehemaligen Todfeind da vor sich sitzen sah. Er stellte ihm sein Bier hin wie den andern. Und die andern machten auch keine Anspielungen, sondern redeten mit ihm, als wäre er vom Ort. So kam denn der Hans auch sonst wohl einmal, er blieb aber nie länger als bis neun. Wenn man ihn auch ein wenig aufzog, er mußte fort. Denn seine Lies hatte ihm's gleich publiziert, alles sei ihm nun erlaubt, aber Wirtshausgehen gäb es nicht, außer in gewissen Grenzen. Sie meinte neun, zehnmal des Jahres, höchstens elfmal sei genug. Jeden Monat einmal, außer in den Fasten — sie war eine fromme Frau — und wenn er mit einem Rausch heimkomme, oder nach neun Uhr, — und wenn er nach neun komme, so habe er sicher einen Rausch — so sei ihre Tür für ihn verschlossen. Da stehe für ihn das Bett in der Kammer, in dem ihr Vater geschlafen.

Hans hatte einen großen Respekt vor diesem Bett. Er dachte, sie könne, wenn er einmal drin geschlafen, eine Gewohnheit daraus machen und ihn für alle Zukunft in diese Kammer schicken. So machte er sich immer vor neune auf den Weg.

Und der Michel? Nun der kam endlich auch wieder; so nach einem Jahr. Er lebte übrigens immerhin noch seine sechsunddreißig Jahre. Um vieles aber überdauerte ihn die Base, seine Frau. Immer bleich, immer kränkelnd, brachte sie es auf fünfundachtzig; manchmal war sie zum Umfallen, aber sie hieb sich durch.

Wenn der Hans nun auch nicht ins Wirtshaus durfte, hatte er in seinem Hause um so mehr Glück: immer Geld in der Lade und immer die schönste Gerste, die schönsten Ochsen, die fettesten Schafe, das schönste Korn, das schönste Heu und die prächtigsten Kinder. Die Zahl seiner Enkel und Urenkel belief sich, wie er in den siebzig war, auf über ein Schock. Kaum ein Dorf in der Umgegend, wo er nicht welche hatte. Zu fünfzehnt stehn sie heute im Feld oder gar zu sechzehnt.

Adels Geschlecht breitete sich bedeutend weniger aus, aber dafür sitzen seine Enkel als Bäckermeister und Metzgermeister in den nächsten Flecken und in Bayreuth. Zwei Urenkel von ihm studieren sogar, d. h. sie sind einstweilen auf dem Gymnasium. Wollen wir hoffen, sie haben einen offeneren Kopf als ihr Urgroßvater, sonst möcht's hapern mit dem Lateinischen und auch mit dem Rechnen und vielleicht sogar im Deutschen und der Professor, der sie in Behandlung hat, hätte seine liebe Not.

Verantwortlich: Paul Nikolaus Cossmann in München. Nachdruck der Beiträge dieses Heftes den Tageszeitungen mit genauer Quellenangabe gestattet. Druck von F. Bruckmann A. G., Graphische Kunstanstalten, München. Die Buchbinderarbeiten werden von Grimm & Bleicher, Großbuchbinderei, München, ausgeführt. Papier von Bohnenberger & Cie., Papierfabrik, Niefern bei Pforzheim.

Digitized by Google

verbraucht Nervenkraft; wer schwächlich, matt, unlustig und nervös, ohne Befriedigung und Erfolg nur mit Mühe sein tägliches Berufspensum herunterarbeitet, **braucht** Nervenkraft. Der Kraft- und Lebenstoff der Nerven ist das **Lecithin** (auch direkt Nervensubstanz genannt). Lecithin — hergestellt nach Prof. Dr. Habermann — gelangt im **Biocitin** in vollkommenster und wohlschmeckender Form zur Darreichung. Biocitin ist deshalb für den geistig Arbeitenden zum Ersatz der verbrauchten Nervenkraft, zur Erhöhung seiner Leistungsfähigkeit, seiner Erfolge unentbehrlich. Auch bei jeder anderen Art von Körperschwäche ist das Biocitin ein vertrauenswertes Kräftigungsmittel von unschätzbarem Wert. Biocitin ist nur in Originalpackungen in Apotheken und Drogerien erhältlich. Wir bitten daher, minderwertige Nachahmungen zurückzuweisen. Eine Broschüre über rationelle Nervenpflege und ein Geschmacksmuster Biocitin versendet kostenfrei die Biocitin-Fabrik, Berlin S. 61/Sm 3.

Digitized by Google

Insel-Verlag in Leipzig und Süddeutsche Monatshefte in München

Im gemeinsamen Verlage der Unterzeichneten erschien soeben:

Italienische Meister

von

Karl Voll

Geheftet Mark 8.—; in Leinen Mark 10.—

Dieser zweite Band von Professor Volls

Entwicklungsgeschichte der Malerei in Einzeldarstellungen

umfaßt das 15. und 16. Jahrhundert in Italien, also die gleiche Epoche, die der erste Band für die Niederländer und Deutschen behandelt. Bei einander sehr ungleichen Ausdrucksformen ist das Grundproblem im Norden wie im Süden dasselbe: Die Ueberleitung aus der mittelalterlichen ohne Rücksicht auf Natur stilisierenden Kunst in die scharfe, das Irdische positiv schildernde des Quattrocento und von da aus der Aufstieg in die freie Renaissance. Eine der Hauptfiguren dieses Bandes ist Tizian, dem neben Michel Angelo und dessen Schule besonders große Aufmerksamkeit zu schenken war; denn in Tizian vollzieht sich das Geschick der italienischen Renaissance. 24 Tafeln sind dem Werke beigegeben.

Der Insel-Verlag
Süddeutsche Monatshefte

Digitized by Google

Ein neuer Lhotzky!

Von nun ab kenne ich keine Parteien mehr, nur noch Deutsche.
Wilhelm II.

Einführung.

Denen, die uns räumlich ferne und im Geiste so nahe sind, sollen diese Blätter gewidmet sein als Gruß aus der Heimat. Möchten sie den Kämpfenden Mut, den Verwundeten Trost, allen draußen und drinnen Richtung geben in diesen schweren Kriegswirren. Welches äußere Ergebnis der erste Weltkrieg haben wird, das wissen wir heute nicht und wollen auch keine Vermutungen darüber aussprechen. Aber das innere Ergebnis soll sein, daß wir Deutsche in der Heimat und Ferne, Hoch oder Niedrig, Führer oder Geführte einig sind in dem stolzen Bewußtsein der Zusammengehörigkeit eines großen gesitteten Volkstums, das in der Welt eine überaus herrliche und gewaltige Aufgabe zu lösen hat. Ein neuer Geist hat uns erfüllt in der Stunde unserer größten Gefahr, in diesem wollen wir bleiben.

Heinrich Lhotzky.

Heinrich Lhotzky

An unsere feldgrauen Jungen!

6.—10. Tausend. **Bütten 1 Mark Pappband.** 6.—10. Tausend.

„Die Lese", Verlag, Stuttgart.

Soeben erschien:

Paris

Eine Erinnerung und eine Hoffnung von **Hermann Jaques.** 33 Sonette.

Elegant kartoniert mit Umschlagzeichnung von **Max Unold.**

Preis M. **1.50.** — Über den Zweck dieser Gedichte schreibt der Verfasser selbst wie folgt: Wem wäre Paris nicht eine Erinnerung, die über dem wild entbrannten Haß der Völker in unberührter Klarheit bleibt ... aber eine Hoffnung? Da beginnt das Wagnis, den Deutschlands Hoffnung ruht im Augenblick nicht auf Dichterworten! Und dennoch, belebt durch diese Hoffnung, gewinnt auch die Erinnerung in diesem Liede die Berechtigung zu dichterischer Gestaltung!

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen

Goltzverlag, München, Briennerstr. 8.

Münchener Liebhaberdrucke

Die M. L. sind die einzige billige Sammlung, welche auf Massenauflagen verzichtet und in einmaligen Auflagen von 500 bis höchstens 750 Exemplaren pro Heft erscheint. Auf die Ausstattung der M. L. wird die denkbar größte Sorgfalt verwendet. Jedes Heft wird in einer der ersten Druckereien Deutschlands in stets wechselnder, erlesener Schrift auf echtes oder bestes Hadern gedruckt.

Bisher erschienen:

1. **Bürger, Lenore**
2. **Hadwiger, Der Tod und der Goldfisch**
3. **Batrachomyomachie**
4. **Alfred Richard Meyer, Branitz**
5. **Hölderlin, Diotima**
6. **Kurt Martens, Verse**
7. **Hermann Hesse, Anton Schievelbeyn's ohn-freywillige Reisse nacher Ost-Indien**
8. **Berthold Sutter, Nachklänge**

Weitere Heftchen erscheinen in rascher Folge. (Preis des einzelnen Heftes von einem Bogen Umfang in hübschem, buntem Umschlag M 1.—.)

Heinrich F. S. Bachmair, München
Klarstraße 12.

Traum und Leben

Gedichte einer früh Vollendeten

Siebte Auflage

Geheftet M 4.50. In Leinen M 5.50. In Leder M 7.50.

Süddeutsche Monatshefte, G. m. b. H., München

Digitized by Google

Kleine Romane

aus dem Verlage der

Süddeutschen Monatshefte

L. Andro / Das offene Tor.

(Gebunden zwei Mark)

„Der Wiener Roman ‚Das offene Tor', dessen Held ein Komponist ist, greift sehr tief in die Psychologie des Schaffenden . . Die Poesie des von Natur einsamen, durch inneres Überragen einsamen Menschen kommt stellenweise zu tief ergreifender, erschütternder Wirkung." Preußische Jahrbücher.

„ . . . ein kleines Meisterstück. Klein dem Umfange nach". Literarisches Echo.

„ . . . ein Werk, das man nicht liest, sondern miterlebt, dessen Tragik uns belastet, als gehörten auch wir der Menge an, die einen berufenen Künstler nicht erkannten." Illustrierte Frauen-Zeitung.

„ . . . eine Offenbarung der Künstlerseele." Mülhauser Tages.

„Nur eine originale Vertiefung konnte es ermöglichen, diesen Stoff ohne jede Pose und Konstruktion anzufassen." Literarisches Zentralblatt.

„Es ist kein Buch für die Vielzuvielen, aber Leute von geschultem Geschmack werden es in die kleine Zahl ihrer Lieblingsbücher aufnehmen." Hamburgischer Korrespondent.

Heinrich Steinitzer / Der Monistenbund.

(Geheftet zwei Mark, gebunden zwei Mark sechzig)

„Wer je in einer kleinen Stadt gelebt, wird Porträts zu erkennen meinen. Und wer nichts derartiges erlebte, gehe hin und lese das Buch erst recht." Augsburger Abendzeitung.

„ . . . eine der feinsten Humoresken der letzten Jahre." Schlesische Zeitung.

„ . . . eine eigenartige humoristische Begabung, wie wir sie bisher kaum besaßen." Literarisches Echo.

„Wir erhalten durch die urkomische und köstliche Geschichte einen so unmittelbaren Einblick in die oberbayerische Kleinstadt wie nirgends sonst." Kölner Tagblatt.

„Eine Kleinstadtgeschichte zum frohen, herzlichen Lachen. Ja, hier pulsiert einmal ein echter, glücklicher Humor." Leipziger Neueste Nachrichten.

„ . . . ein Kind jenes echten Humors, der die Gegensätze des Lebens nicht verspottet, sondern sie verarbeitet und mit befreitem Lachen sieghaft über sie auf die Höhe steigt." Berliner Tagblatt.

Elin Wägner / Die Liga der Kontorfräulein.

(Geheftet zwei Mark, gebunden zwei Mark sechzig)

„Ein beachtenswertes Buch, welches in realistischer, aber nicht tendenziös-frauenrechtlerischer Weise das europäische Sklavinnentum dieser weiblichen Arbeitsmenschen schildert." Allgemeines Literaturblatt.

„Mit reizender Naivität schildert in diesem Tagebuch ein Kontorfräulein ihre Erlebnisse in Stockholm." Württemberger Zeitung.

„Humor und Ernst sind in dieser, trotz der geringen Seitenzahl, inhalts- und gedankenreichen Geschichte verschwistert." Schlesische Zeitung.

„ . . . über den Irrfahrten dieser jungen Herzen wirkt der frohe Humor des Autors wie goldener Sonnenschein." Ostdeutsche Rundschau.

„Ein ernstes Kapitel der Frauenfrage, das ernsteste vielleicht, wird hier mit lachendem Antlitz enthüllt." Weser-Zeitung.

Digitized by Google

Das neue Deutschland

Karl Theodor Heigel / Ruhig Blut!
Walter Goetz / Der nationale Gedanke 1870—1914
Justus Hashagen / Frankreich in, vor und nach dem Krieg
Willy Andreas / Rußland und das Reich
Carl Jentsch / Rußland und das neue Deutschland
Adolf Kapp / Der großdeutsche Gedanke einst und jetzt
Aloys Schulte / Die Konfessionen im neuen Deutschland
Gustav Mayer / Der nationale Gedanke in der Sozialdemokratie
Harold Steinacker / Österreich und Ungarn
Erich Marcks / Die Geschichte der englischen Weltmacht
Carl Heinrich Becker / England und Ägypten
Fritz Endres / Der Historiker Preußens
Karl Alexander von Müller / Das neue Deutschland!

Briefe Hillebrands an Sybel und Treitschke
Stückelberg-von Breidenbach / Die Schweiz während des Kriegs
Josef Hofmiller / Amerikaner über uns
Georg Kerschensteiner / Offener Brief an meine amerikanischen Freunde
Adolf von Hildebrand / Offener Brief an die Kunstfreunde im Ausland
Johannes Timm / Reichstagsabgeordneter Ludwig Frank
Hans E. von Berlepsch-Valendas / Protest eines Schweizers
Aus der französischen Presse
Aus der italienischen Presse
Gespräch zwischen England und Ruyter

Romanbeilage:
Hans Raithel / Die Stieglhupfer. Eine Bauerngeschichte aus dem Bayreuther Lande

München, Süddeutsche Monatshefte, Oktober 1914

Preis 1.50 M 1 Krone 90

Digitized by Google

Das neue Deutschland

R. A. Schröder / Die Fragen und die Antworten
Friedrich Thimme / Die Sozialdemokratie im neuen Deutschland
L. Bergsträßer / Die bürgerlichen Parteien im neuen Deutschland
Karl Stählin / Bürger und Soldaten im neuen Deutschland
Josef Hofmiller / Französische Kirchenzerstörer von heute
Martin Spahn / Das Elsaß und Frankreich
Martin Hobohm / Die Entstehung der deutschen Wehrmacht
Richard Charmatz / Österreich-Ungarns Balkanpolitik
Eroberungs-Kalender zum Hausgebrauch in deutschen und englischen Familien
Hashagen / Englands Kampf für den Frieden — eine Komödie
Arnold Schröer / *The True-born Englishman*
Fritz Endres / Zukunftsgedanken
Karl Alexander von Müller / Unser Wille
Johann Peter Hebel / Das Bombardement von Kopenhagen
George Canning / Rede über Neutralität
Fr. W. von Bissing / Eine Kundgebung des Präsidenten Butler
Arnold Rechberg / Graf Häseler im Weltkrieg
Ricarda Huch / Krieg und Kunst
Auslandpresse und Auslandkorrespondenten
Der Fürst von Monaco
Stimmen unsrer Toten
A. W. Heymel / Vom Siegeslauf der Armee Bülow
Carl Peters / Vergeltungsmaßregeln gegen die Engländer

Romanbeilage:

Hans Raithel / Die Stieglhupfer. Eine Bauerngeschichte aus dem Bayreuther Land

---

München, Süddeutsche Monatshefte, November 1914

Preis 1.50 M 1 Krone 90

Digitized by Google

Das alte Deutschland

Alfred Schultze / Ansprache bei der Feier der Immatrikulation
Ernst Traumann / Deutsche Art. Ein Bekenntnis
Friedrich List / Aus dem Straßburg der zwanziger Jahre
Max Buchner / Eine Kongofahrt 1881
Aus Mörikes Studentenzeit (Neuer Mörike-Fund)
Die erste Münchner Tannhäuser-Aufführung (Briefe von Dingelstedt und Wagner)
G. F. Knapp / Lujo Brentano im Jahre 1872
W. Riezler / Die Kunst im alten und im neuen Deutschland
S. Merkle / Konfessionelle Vorurteile im alten Deutschland
Josef Ruederer / Die gastliche Stadt
Selbstachtung vor den Neutralen!
Max Halbe / Gedächtnisrede auf Bernhard von Jakobi
Robert Hallgarten / Französische Justiz 1871
Josef Hofmiller / Alte deutsche Städte
Deutsche Weihnachtsbücher
Karl Alexander von Müller / Das alte Deutschland
Ernst Rosmer / Wiland der Schmied. Gedicht
Alte Neujahrswünsche
Hans Raithel / Die Stieglhupfer. Bauerngeschichte
Hans Pfitzner / Vorausfage. Gedicht

München, Süddeutsche Monatshefte, Dezember 1914

Preis 1.50 M 1 Krone 90

Digitized by Google

England

Paul Hensel / Wir und das Ausland
Fullerton / Weshalb die deutsche Nation den Krieg führt
Heinrich von Gauß / Englische Politik
Wilhelm Dibelius / Brunnenvergiftung
Fr. W. von Bissing / Der Suez-Kanal
Adolf Dirr / Was kann uns die Bagdadbahn sein?
Rieger / Churchill und Carlyle über den Siebziger Krieg
Conan Doyle / Die Gefahr für England. Erzählung
Karl Alexander von Müller / Der Opiumkrieg
Felix Salomon / Englands indische Reichsgründung
Englands Perfidie 1870
Üble Vorahnungen eines Engländers
Franz Beyel / Die englische Kriegsstimmung
Spionage unserer Ägyptologen
Josef Hofmiller / Bücher als Kriegskonterbande
Zu dem Aufsatz von Carl Peters über Vergeltungsmaßregeln
H. St. Chamberlains Kriegsaufsätze
Achtung den feindlichen Soldaten
Max Lenz / Deutsches Heldentum

Romanbeilage:
Hans Raithel / Die Stieglhupfer. Eine Bauerngeschichte aus dem Bayreuther Land

---

München, Süddeutsche Monatshefte, Januar 1915
reis 1.50 M 1 Krone

Digitized by Google

Verantwortlich für den Inseratenteil: Berthold

CONSÉE, MÜNCHEN

Klarstr.

Jahr neu
rlichende

arkt

orgfältig
ei Mark.
gezogen,
m Preise

m

Berthold Sutter Verlag

München NW 19, Klarstraße 12/S.

Digitized by Google

Paul Hensel
Fullerton
Heinrich von
Wilhelm Di
Fr. W. von
Adolf Dirr
Rieger
Conan Doyl
Karl Alexa
Felix Salon
Englands P
Üble Vorah
Franz Beyel
Spionage u
Josef Hofmi
Zu dem Au
H. St. Chan
Achtung de
Max Lenz

Romanbeilage:

Hans Kaiti — eglhupfer. Eine Bauerngeschichte aus dem Bayreuther Lande

Süddeutsche Monatshefte, Januar 1915

1 Krone 90

Digitized by Google

...old Sutter, München, Klarastraße

Jahr neu
elichende

arkt

orgfältig
ei Mark.
gezogen,
n Preise

Berthold Sutter V

München NW 19, Klarstraße 12/S.

Digitized by Google

Paul Hensel
Fullerton /
Heinrich von
Wilhelm Di
Fr. W. von
Adolf Dirr
Rieger / C
Conan Doyl
Karl Alexa
Felix Salon
Englands P
Üble Vorah
Franz Beyel
Spionage u
Josef Hofmi
Zu dem Au
H. St. Cham
Achtung de
Max Lenz

Romanbeilage:

Hans Raithe ... fer. Eine Bauerngeschichte aus dem Bayreuther Lande

Mi ... deutsche Monatshefte, Januar 1915

Preis ... 1 Krone 90

Digitized by Google

...rthdtzerl: Berthold Sutter, München, Kl...

RANKES MEISTERWERKE

IN ZEHN BÄNDEN

WOHLFEILE
UND VORZUGS-
AUSGABE

VERLEGT BEI
DUNCKER & HUMBLOT
MÜNCHEN UND LEIPZIG 1914

Jahr neu
lichende
rkt
rgfältig
i Mark.
gezogen,
n Preise
München NW 19, Klarstraße 12/S.
Digitized by Google

Paul Henſel

Fullerton ⁄

Heinrich von

Wilhelm Dil

Fr. W. von

Adolf Dirr ,

Rieger ⁄ C

Conan Doyl

Karl Alexa

Felix Salon

Englands P

Üble Vorah

Franz Beyel

Spionage u

Joſef Hofmi

Zu dem Auf

H. St. Chan

Achtung de

Max Lenz ,

Hans F

Pre

Digitized by Google

Leopold von Ranke als historischer Klassiker und die Gegenwartsbedeutung seiner Werke.

Die folgenden Zeilen sollen nicht mehr als dem Leser ins Gedächtnis zurückrufen, welche Stelle Leopold von Ranke in der modernen Geschichtschreibung einnimmt, und was er der heutigen Zeit bedeutet. Die Männer, die in folgenden Blättern zu uns sprechen — Alfred Dove, Max Lenz, Erich Marcks, Karl Lamprecht, Ernst Bernheim, Richard M. Meyer — gehören zu den lebenden Hauptvertretern der gegenwärtigen Geschichtswissenschaft und Literaturgeschichte.

Blütezeit deutscher Wissenschaft im 19. Jahrhundert.

Auf die Blütezeit deutscher Poesie und Philosophie im 19. Jahrhundert ist eine Blütezeit deutscher Wissenschaft gefolgt, und zwar wiederum in doppelter Entfaltung; hier der historischen, dort der Naturwissenschaften. Während aber die geistige Arbeit unserer Naturforscher wie einst die unserer großen Denker nur mittelbar den Ideenkreis der Nation in ihren breiten Schichten bestimmte, traten die vornehmsten unter den Historikern des 19. Jahrhunderts gleich unseren Dichtern unmittelbar an ihr Volk heran, weil ihre Werke die Ergebnisse gelehrter Forschung zugleich in künstlerischer Darstellung zur Erscheinung bringen; als Geschichtschreiber gehören sie der nationalen Literatur an.

Jahr neu
lichende
rkt
rgfältig
ei Mark.
gezogen,
n Preise
Berthold Sutter V
München NW 19, Klarstraße 12/S.
Digitized by Google

Ranke, der Klassiker deutscher Geschichtschreibung.

Wie man in vergangenen Jahrzehnten die Werke unserer Dichterfürsten sammelte, so mögen sich ihnen heute die **Werke Leopold von Rankes, des Klassikers deutscher Geschichtschreibung,** anreihen, nicht um jene idealen Schätze der poetischen Literatur zu ersetzen, noch auch überhaupt sich mit ihnen zu messen, sondern in freundlichem Anschlusse an sie, zur Ergänzung unserer deutschen Gesamtbildung nach der *realen* Seite hin. Eine Ergänzung, die auch um unserer äußeren Geschicke willen notwendig geworden. Denn nachdem Deutschland sich auch als Staatswesen einen hohen Rang unter den modernen Nationen erworben hat, bedürfen die Deutschen, um ihn zu behaupten,

Was Rankes Werke heute für die Erweiterung u. Vertiefung der politischen Volksbildung zu leisten vermögen.

dringender als je auch einer *politischen* Volksbildung, die, wenn sie nicht flach bleiben soll und wenn sie nicht ewig am Gängelband offizieller Geschichtsauffassung oder hämischer Parteidogmen geführt sein will, einzig aus ernster und tiefer Geschichtskenntnis geschöpft werden kann, um so reiner, je unbefangener, *je mehr um ihrer selbst willen, ohne leidenschaftlichen Hinblick auf irgendwelche Parteibestrebungen* der Gegenwart uns diese Kenntnis dargeboten wird, und eben das leistet anerkanntermaßen in unübertrefflicher Weise die Geschichtschreibung *Rankes*.

Ranke und die Berliner Universität.

Es war das Zeitalter der Grimms und Humboldts, der Schleiermacher und Hegel, in dem Leopold von Ranke zu lehren und schreiben begann. Wann hätten je die Studien an der Berliner Universität reicher

Romanbeilage:

Eglhupfer. Eine Bauerngeschichte aus dem Bayreuther Land

Süddeutsche Monatshefte, Januar 1915

1 Krone 90

Digitized by Google

geblüht! Die Philosophie war die Krone der Wissenschaften geworden, und in allen Fakultäten wirkten führende Historiker. Indem der Staat die Parteien von den Hörsälen fernhielt, machte er selbst vor ihren Pforten halt; er forderte von der Wissenschaft, daß sie sich auf ihr eigenstes Gebiet beschränke, aber er schützte sie dafür gegen die turbulenten Strömungen, die aus fremdartigen und zum Teil sehr illiberalen Sphären gegen sie andrängten und sie in ihren Wirbel zu ziehen suchten. Die universale Tendenz, welche die historischen Wissenschaften in dem Zeitalter Hegels beseelte, hängt mit dieser Unberührtheit durch die wechselnden Meinungen des Tages zusammen. In dieser Atmosphäre der Objektivität hat Ranke sein welthistorisches, die Grenzen der Nationalität und selbst der Bekenntnisse überschreitendes und in die Wurzel des Geschehens eindringendes System entwickelt, zu dem die deutschen Historiker sich aufs neue bekannten. Derselbe Mann, auf dessen Andenken die Verfolgung der Burschenschaften lastet, der harte Bureaukrat v. Kamptz, hat dem großen Historiker den Ruf nach Berlin verschafft, der ihm „die Pforten zu dem wahren äußeren Leben auftat".

Mit heiligem Entzücken zog er in die Stadt ein, der er bis an sein spätes Ende treugeblieben ist; tausendmal schwor er sich zu, sein Leben in Gottesfurcht und Historie zu vollbringen.

Jahr neu
lichende
rkt
orgfältig
i Mark.
gezogen,
n Preise
Berthold Sutter
München NW 19, Klarstraße 12/S.

Digitized by Google

Als Leopold von Ranke vor nunmehr fast drei Menschenaltern seine Laufbahn antrat, da begründete er alsbald durch die Energie seiner kritischen Forschung eine neue Wissenschaft, da rief er alsbald durch seine seltene Gestaltungsgabe eine neue Kunst der Geschichtschreibung ins Leben.

Rankeschule.

Zwei Generationen von Jüngern haben sich seitdem an seiner Lehre oder seinen Schriften herangebildet, aber noch immer steht er da als Meister, mit dessen Leistungen an Umfang, Bedeutung und Glanz sich die keines anderen vergleichen dürfen. Überall in dem weiten Umkreise seiner Werke ist er sich selbst gleich, tief und doch klar, lebendig und voller Haltung, treu hingegeben seinem Gegenstande und doch wieder mit beherrschendem Geiste über ihm waltend.

Seit seiner ersten Arbeit anerkannt, das verehrte Haupt einer Schar von bedeutendsten Historikern, von Fürsten und Völkern gefeiert, mit Ehren überhäuft, ward der Greis fast der Erbe von Alexander von Humboldts Weltruhm und zentraler Stellung; denn die Führung in der Wissenschaft war von der Natur-

Digitized by Google

strecken sich innerhalb dieser großen, dreihundertjährigen Periode auf den weiten Kreis der abendländischen Welt, der kulturtragenden, bald friedlich wetteifernden, bald kriegerisch entzweiten romanisch-germanischen Völker. Denn nur, wer dies ganze gewaltige Gebiet überschaut, wird die welthistorischen Begebenheiten jener Zeiten in ihrer vollen Größe darstellen können: den Kampf der religiösen Bekenntnisse untereinander, wie den des Staats mit der Kirche, das Ringen der modernen Monarchie mit den ständischen Gewalten, den Streit der französischen mit der spanisch-habsburgischen Macht, deren Erbe das neuerhobene Deutschland geworden, um den Vorrang in Europa. Es sind überhaupt die nämlichen Fragen, die noch heut unser geistiges und politisches Leben bewegen, überall sehen wir uns in diesen Rankeschen Geschichtsbüchern auf die Grundlagen unseres öffentlichen Daseins wie unserer inneren Bildung zurückgewiesen.

An der außerordentlichen Gegenwartsbedeutung der Werke Rankes ist also nicht zu zweifeln. Die hellseherische Kraft dieses Geistes, seine Anschaulichkeit und Sicherheit sind unübertroffen. Er besitzt ein Mitgefühl der Zeiten, aller Lebenssphären und aller Jahrhunderte, vor dem jede Schranke fällt. Mit überwältigender Kraft offenbart sich sein biographisches Talent, gleich in den „Romanisch-germanischen Geschichten". Ganze Geschlechter und zahllose einzelne ziehen darin, einander drängend und stoßend, ein rast-

München NW 19, Klarstraße 12/S.

Digitized by Google

loser Strom, an dem Leser vorüber, jeder in der Farbe seiner Quellen, in dem Kostüm seiner Zeit, seines Stammes, der Welt, in der er lebte, mit ihren Gedanken, ihren Empfindungen, ihren Leidenschaften.

Rankes biographisches Genie.

Wundervoll, wie er es versteht, das welthistorische Licht aus der Idee, in der er die Einheit und den Zusammenhang der Begebenheiten erfaßt, hinweg auf die Häupter der führenden Persönlichkeiten zu leiten und es in dem ganzen Umkreise seiner Darstellung zu verbreiten, also, daß jeder Winkel davon erhellt und auch die Nebenfiguren, die im Vorbeigehen einmal erwähnt werden, aufleuchten und Gestalt gewinnen; wundervoll zu sehen, wie das Ganze dadurch Einheit und Zusammenschluß erhält, persönliches und allgemeines Leben ineinandergreifen; großartig besonders die Momente, wo er den Reflex dieses Glanzes an den Persönlichkeiten zeigt, in denen sich, wie in Luther oder Karl V. die Biographie mit der Weltgeschichte durchdringt.

Rankes Objektivität.

Philosophie und Religion, wissenschaftliche Freiheit und die Unterwerfung unter den Geist der Wahrheit, das ist der Horizont, der die objektive Historie umschließt. Auf diesem Boden stand Ranke. Von dort aus wurde er Historiker. Niemals hat er ihn verlassen. Es ist die Atmosphäre, die seine Gestalten umgibt und jede Erzählung durchdringt. Aus ihr stammt jede Betrachtung, mit der er, gleich dem Chorführer in der antiken Tragödie, den Gang der Geschichte begleitet. Er drängt sich nicht auf die Bühne, auf der das Schau-

Paul Hensel
Fullerton
Heinrich von
Wilhelm Di
Fr. W. von
Adolf Dirr
Rieger
Conan Doyl
Karl Alexa
Felix Salo
Englands
Able Vorah
Franz Beye
Spionage
Josef Hofmi
Zu dem Au
H. St. Chan
Achtung de
Max Ler
Hans
Romanbeilage:
eglhupfer. Eine Bauerngeschichte aus dem Bayreuther Lande
Süddeutsche Monatshefte, Januar 1915
1 Krone 90
Digitized by Google
lich für den Inseratenteil: Berthold Sutter, München, Klarstraße 12

spiel, das er schildert, sich abspielt. Er mischt sich nicht in den Dialog, der dort geführt wird.

Er erzählt dem Hörer selten, wie die Empfindungen und Äußerungen der Handelnden entstanden, und behauptet niemals, daß ihre Entschlüsse anders hätten motiviert und ausgeführt werden müssen. Gleich einem guten Regisseur hat er alles bereits angeordnet, und lebensvoll schreiten seine Gestalten über die welthistorische Bühne.

Was man an ihm zumeist zu preisen pflegt, das ist in positiver Hinsicht seine Methode, in negativer seine Abwehr aller Spekulationen. Mit der schlichten und klaren Einfalt des Genies stellte Ranke in der Vorrede zur „Geschichte der romanischen und germanischen Völker", dem Werk, welches die Geschichte als Wissenschaft eigentlich inauguriert hat, die Erkenntnis als Selbstzweck der Geschichte im Gegensatz zur pragmatischen Auffassung hin, indem er sagte: „Man hat der Historie das Amt, die Vergangenheit zu richten, die Mitwelt zum Nutzen zukünftiger Historie zu belehren, beigemessen; so hoher Ämter unterwindet sich gegenwärtiger Versuch nicht: er will bloß sagen, wie es eigentlich gewesen ist."

Ranke u. Goethe; sein moderner Geist.

Die unbegrenzte, unversiegliche und unerschöpfliche Freude an dem Geschehenen überhaupt — das ist der Punkt, in dem L. v. Ranke in einer wirklichkeitsscheuen Zeit die Verbindung zwischen Goethe und der Gegenwart herstellt. Hierin ist er modern. Das Entzücken an der bunten Fülle der Ereignisse ist der

München NW 19, Klarstraße 12/S.

Digitized by Google

Grund der großartigen Vorurteilslosigkeit, mit der Ranke die Tatsachen der Weltgeschichte nicht nach ihrem moralischen Wert, nicht nach ihrem politischen Ertrag abschließt, sondern dankbar in allen eine Aufforderung zu wissenschaftlichem Nachfühlen und künstlerischem Nachbilden sieht. Wenn Nietzsche das Leben liebte um seiner Buntheit willen, oder es pries wegen seines unerschöpflichen Reichtums an Rätseln und Erfahrungen, so hätte niemand ihn besser verstanden als L. v. Ranke: Labor ipse voluptas, war sein Wahlspruch: Die Arbeit selbst ist der erstrebte Genuß. Höheres gibt es nicht, als nachfühlend nachschaffen, was immer sich ereignet. Aus dieser Freude an allem Lebenden fließt auch sein Stil, hell und klar, oft wohl zu still, zu ruhig, wo unser lebhaftes Temperament Entrüstung fordert oder Begeisterung; aber eben durch diese Glätte hindurch um so schärfer die Umrisse der Dinge zeigend.

Rankes nationale u. preußische Gesinnung ist ohne jede aggressive und aktive Kraft.

Über Rankes nationale und preußische Stellung ist viel hin und her gestritten worden. In der milden Luft seines anschaulichen Denkens erschien der Staat wohl als vornehmster Träger menschlicher Geschicke; aber er blieb weit davon entfernt, über seinen scharfkantigen Wirkungen die freiheitlich höhere Sphäre der geistigen und vor allem der religiösen Bewegungen zu vernachlässigen. Rankes Nationalitäts- und preußische Gesinnung ist doch ohne jede aggressive und aktive Kraft alles bei weitem mehr Erkenntnis, Überzeugung, Gefühl von

Romanbeilage:
ieglhupfer. Eine Bauerngeschichte aus dem Bayreuther Lande

Digitized by Google

wesentlich wissenschaftlicher Art als Wille; die Legitimitätsempfindungen persönlich lebendiger in ihm als die eigentlichen nationalen und als der preußische Ehrgeiz.

Unter solchen Umständen, nachdem die hervorragende Gegenwartsbedeutung Rankes nachgewiesen ist, darf es die unterzeichnete Verlagsbuchhandlung, mit der der Name des großen Historikers unzertrennlich verknüpft ist, wagen, die Werke des Meisters in ein neues äußeres Gewand zu hüllen und sie den weitesten Kreisen des deutschen Volkes zugänglich zu machen. In Rankes eigenem Geist mußte dabei vorgegangen werden. Ranke war immer ein sorgsamer Autor, der die Herausgabe seiner Werke zeit seines Lebens aufs peinlichste überwachte. Davon zeugt der umfangreiche Briefwechsel mit seinem Verleger, davon zeugt der Bericht seines Biographen über die Veranstaltung einer Gesamtausgabe seiner Werke (Dove im 27. Bd. der A. D. B.): „Treulichst unterstützt von dem Verleger seiner letzten Arbeiten, Carl Geibel, dem Inhaber der Firma Duncker & Humblot, dessen Hingebung er mit väterlicher Freundschaft vergalt, bewies er auch hierbei die eingreifende Fürsorge eines selbst die Außenseite literarischer Geschäfte klar überschauenden Geistes; alle seine Anordnungen verrieten das nämliche Trachten nach vollendeter Gestaltung, das aus den unzähligen, wieder und wieder umwälzenden stilistischen Korrekturen bei der ersten Drucklegung seiner Schriften deutlich erhellt. Das

Ranke und seine Verleger Duncker & Humblot.

Jahr neu
rlichende
rkt
orgfältig
ei Mark.
gezogen,
m Preise
Berthold Sutter
München NW 19, Klarstraße 12/S.
Digitized by Google

einmal Veröffentlichte wesentlich umzuwandeln, lag dagegen nicht in Rankes Gewohnheit: Die Gründlichkeit seiner Forschung machte ein derartiges Unternehmen in der Regel ebenso unnötig, wie es wegen der abgerundeten Kunstform seiner Darstellung schwierig gewesen wäre."

Damit sind auch für den heutigen Tag die Wege gewiesen, wie Rankes Werke über die gelehrte Welt hinaus einem weiteren Kreise dargeboten werden müssen: die reinen Texte in unveränderter Gestalt. Nur die Auswahl aus der Fülle des Vorhandenen bot Schwierigkeiten.

Einteilung der zehnbändigen Ausgabe.

Die neue Textausgabe, bei deren Herausgabe uns Alfred Dove und Erich Marcks mit wertvollem Rat zur Seite standen, liegt im Dezember 1914 in zehn gebundenen Bänden — in der Ausstattung dieses Prospektes — vor und enthält folgende Werke Rankes:

Deutsche Geschichte.

Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation.

Bd. 1—5.

Das Hauptwerk des Meisters. „Bei der Arbeit war mir zumute, wie der Mutter Natur, als sie den Elefanten machte." Ranke erreicht in diesen Bänden nicht allein seine Absicht, über die grundlegende Begebenheit der neueren Geschichte ein grundlegendes

Romanbeilage:
glhupfer. Eine Bauerngeschichte aus dem Bayreuther Lande

Digitized by Google

1 Krone

Werk abzufassen; er gab auch den weiteren deutschen Kreisen den größten nationalen Stoff in der besten Form.

Die römischen Päpste in den letzten 4 Jahrhunderten.

Die Päpste.

Bd. 6—8.

Rankes „Päpste" sind insofern unstreitig sein größtes Werk, als sie in der Verschmelzung der höchsten und weitesten Gesamtansicht mit der mannigfachsten und schönsten Entfaltung des einzelnen — eine auch von Macauley daran bewunderte Erscheinung — seine eigentümliche Genialität am vollkommensten ausdrücken; kein anderer Historiker irgendwelcher Zeit hätte das Buch in solcher Weise ausdenken und vollenden können. In der allgemeinen Literatur der dreißiger Jahre steht es in vorderster Reihe, wie es seinem Verfasser denn auch sofort eine Weltberühmtheit einbrachte. In Deutschland selber ward es von dem gleichzeitig erschienenen „Leben Jesu" von Strauß an epochemachender Wirkung weit überragt; an unvergänglicher Wahrheit ist es ihm dagegen unendlich überlegen. Es befreit den Leser, nicht wie jenes durch Krieg, sondern im tiefsten Frieden; mit einem so reinen und glücklichen Gefühl überwundener Gefahr blickt es auf die gewaltigsten Kämpfe der Vergangenheit zurück, wie das selbst ein Ranke in späteren Welttagen wohl nicht völlig wieder vermocht hätte.

Jahr neu
lichende
rkt
orgfältig
ei Mark.
gezogen,
m Preise
Berthold Sutter
München NW 19, Klarstraße 12/S.
Digitized by Google

Den drei Bänden ist unter Weglassen aller Analekten und des gesamten wissenschaftlichen Apparats die spätere Abhandlung Rankes beigegeben: „Kardinal Consalvi und seine Staatsverwaltung unter dem Pontifikat Pius' VII.", welches die schöne Beilage „Erinnerungen an römische Zustände im Jahre 1829" enthält.

Wallenstein.

Geschichte Wallensteins.

Bd. 9.

Das Meisterstück der „zur Geschichte erweiterten Biographie"; eine Lebensbeschreibung in universalhistorischem Geiste. Ranke erscheint hier gleichzeitig im Vollbesitz seines künstlerischen Sinnes und plastischen Vermögens.

Kleinere Schriften.

Kleinere Schriften.

Bd. 10.

Inhalt:

Savonarola und die florentinische Republik gegen Ende des 15. Jahrhunderts.
Über die Zeiten Ferdinands I. und Maximilians II.
Geschichte des Don Carlos.
Die großen Mächte.

Romanbeilage:

...pfer. Eine Bauerngeschichte aus dem Bayreuther Land...

Digitized by Google

Wohlfeile Ausgabe

Rankes Werke bilden in der vorliegenden Auswahl die vornehmste Grundlage für die historischen Studien der neueren Zeit in Deutschland; sie sind gleichzeitig für jeden Deutschen eine unversiegliche Quelle anregender, spannender und bildender Lektüre.

Ladenpreis

vor Erscheinen des letzten Bandes	nach Erscheinen des letzten Bandes
30 Mark	**36 Mark**

Es erscheinen stets je zwei gebundene Bände gleichzeitig in einem Karton zum Preise von zusammen 6 Mark. Der Kauf von Band 1/2 verpflichtet zur Abnahme aller Bände. Das ganze Werk wird etwa im Dezember 1914 vorliegen.

Die Ankündigung der **Vorzugsausgabe** befindet sich auf der nächsten Seite.

Das Werk ist durch jede bessere Buchhandlung zu beziehen, sonst direkt vom

Verlage
Duncker & Humblot, Leipzig, Dresdner Str. 17
und auf der Bugra: Ausstellung der
Bayerischen Verleger

Berthold Sutter
München NW 19, Klarstraße 12/S.

Digitized by Google

Paul Hensel
Fullerton
Heinrich von
Wilhelm Di
Fr. W. von
Adolf Dirr
Rieger / C
Conan Doyl
Karl Alexa
Felix Salon
Englands P
Able Vorah
Franz Beye
Spionage u
Josef Hofmi
Zu dem Au
H. St. Chan
Achtung de
Max Len

Hans

Vorzugsausgabe

Außer der wohlfeilen Ausgabe zum Preise von 30, bzw. 36 Mark erscheint auch eine Vorzugsausgabe in 200 in Band I numerierten Exemplaren, die unter Leitung von Hans von Weber in München auf bestem Hadernpapier abgezogen wird. Diese Ausgabe wird gut geheftet, aber nur leicht geleimt und lose kartoniert so geliefert, daß die Bände von jedem Buchbinder mit der Hand gebunden werden können, ohne daß durch Entfernen von Leim, Neuheftung usw. Verletzungen des Papieres nötig werden.

Preis kartoniert 10 Mark für den Band.

Die Lieferung erfolgt unter Nachnahme je nach Erscheinen. Der Kauf des ersten Bandes verpflichtet zur Abnahme aller zehn Bände. Die Subskription ist unwiderruflich.

Den Mitgliedern der Vereinigung „Die Hundert" werden bei rechtzeitiger Bestellung die Exemplare mit ihren Nummern reserviert.

Die Vorzugsausgabe wird auf Wunsch auch gebunden geliefert. Der Preis erhöht sich dann für den Band in Halbfranz auf 24 Mark, in Maroquin auf 30 Mark. Diese Einbände werden ebenfalls unter Leitung von Hans von Weber in besten Handbuchbindereien hergestellt. Zur Verwendung gelangt nur völlig einwandfreies, bestes Material. Wegen Bestellung privater Einbände in prächtigerer Ausführung wolle man sich direkt an den Verlag wenden.

Bestellungen nimmt jede bessere Buchhandlung entgegen, sowie der

Verlag
Duncker & Humblot, Leipzig, Dresdner Str. 17
und auf der Bugra: Ausstellung der
Bayerischen Verleger

Pierersche Hofbuchdruckerei Stephan Geibel & Co., Altenburg, S.-A.

Romanbeilage:
Alhupfer. Eine Bauerngeschichte aus dem Bayreuther Lande

Digitized by Google

1 Krone 90

Im schönsten Sinne aktuell ist jetzt wieder das vor einem Jahr neu aufgefundene die Niederwerfung französischen Übermuts verherrlichende allegorische Spiel:

Der Leipziger Jahrmarkt

Von Friedrich Rückert

„... Das Festspiel ist in jeder Beziehung ein lehrreiches Gegenstück zu dem von Hauptmann. Hier wie dort nimmt sich ein Dichter eine seiner Begabung nicht gemäße Aufgabe vor, nur mit dem wesentlichen Unterschiede, **daß Rückert durch glühenden Haß Napoleons und glühende Vaterlandsliebe dem Werke jenes Rückgrat von Gesinnung geben konnte,** ohne welches ein Festspiel schlechterdings unmöglich ist.... Die Repliken zwischen Nemesis und dem Geist der Zeit, die man sich beide von Schwind gezeichnet denken mag, sind durchaus großer Stil, und geheimnisvoll drohend. Jeder Strich sitzt, jedes der zahlreichen Wortspiele von Jahrmarkt, Zahlen, Niederlage, Handel, Wägen und Messen schneidet ..."

Prof. Josef Hofmiller in den „Süddeutschen Monatsheften".

„... Auf die einzelnen Szenen, die in Rhythmus und Reim einen volksmäßig nachlässigen Eindruck machen, hat der Dichter die größte prosodische Sorgfalt verwendet. **Eine warme Begeisterung für sein Vaterland spricht aus der ganzen Behandlung ..."** **„Berliner Lokal-Anzeiger."**

Das Buch wurde in der Weiß-Fraktur bei Poeschel & Trepte sorgfältig gedruckt und kostet in geschmackvollem Halbpergamentband zwei Mark. Eine (fast vergriffene) Luxusausgabe wurde auf echt Bütten abgezogen, in Ganzleder gebunden und in 75 numerierten Exemplaren zum Preise von zwölf Mark in den Handel gebracht.

Zu beziehen durch jede gute Buchhandlung oder direkt vom

Berthold Sutter Verlag

München NW 19, Klarstraße 12/S.

Digitized by Google

Nationale Kundgebung

deutscher u. österreichischer Historiker

Rudolf von Scala / An Deutschland!
Paul Herre / An Österreich-Ungarn!
Karl Theodor Heigel / An die akademische Jugend!
Erich Marcks / Bismarck und unser Krieg
Veit Valentin / Was wir seit 1870 erstrebt haben
Karl Mayr / Wilhelm II.
Oswald Redlich / Kaiser Franz Josef
Friedrich Meinecke / Politik und Kultur
Hermann Oncken / Deutschland oder England?
Johannes Haller / Gedanken eines Balten
Martin Spahn / Der Krieg und das Elsaß
Max Lenz / Der deutsche Gott
Karl Alexander von Müller / An Preußen!

Max Fischer / Bei Kriegsausbruch in Sarajewo
Friederike von Belli / Mit dem Sanitätszug
Josef Hofmiller / Engländer über uns
Max von Gruber / Mobilisierung des Ernährungswesens

München, Süddeutsche Monatshefte, September 1914
Preis 1.50 M 1 Krone

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 05541 5726

Digitized by Google